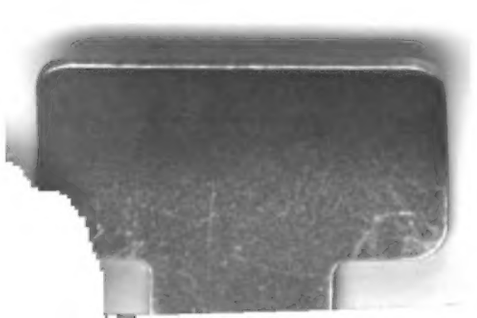
Per. 177 l/3



Digitized by Google

<36618531460013

<36618531460013

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Der Salon

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben von

E. DOHM & J. RODENBERG.

Verlag von **A. H. Payne** in **Leipzig.** — Hauptagent für Amerika **L. W. Schmidt** in **New-York**, 24 Barcley Street. — **London, James Hagger**, 67 Paternoster Row. **Asher & Co.** Bedford Street Covent Garden. — **Paris, A. Franck.** — **R. Michaelis.** United States, America. — **B. M. Wolff**, St. Petersburg. — **Dresden, A. H. Payne.**

242 D

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

VERZEICHNISS DER MITARBEITER.

Schriftsteller: **Friedrich Althaus, Adelheid v. Auer, Dr. Ludw. Bamberger, Otto Banck, Ad. Böttger, Friedr. Bodenstedt, A. E. Brachvogel, Dr. G. Büchmann, Prof. Ferd. Cohn, Em. Deutsch** in London, **E. Duboc (R. Waldmüller), A. v. Etzel, Karl Frenzel, Em. Geibel, Rud. Gottschall, Herm. Grieben, A. Th. v. Grimm, Julius Grosse, Anastasius Grün** (Anton Alexander Graf v. Auersperg), **Karl Gutzkow, Prof. Ed. Hanslick, George Hesekiel, Paul Heyse, Ferd. Hiller, George Hiltl, Karl von Holtei, Hans Hopfen, Dora d'Istria** (Fürstin Koltzoff-Massalsky), **Gottfried Kinkel, H. Kletke, J. G. Kohl, E. Kossak, Dr. Fr. Kreyssig, Dr. A. Lammers, Dr. Emil Lehmann, Dr. J. Lehmann, Dr. Julius Lessing, Hermann Lingg, Prof. H. Masius, Prof. H. Meidinger, Alfr. Meissner, Prof. Karl Mendelssohn-Bartholdy, Dr. Julius Meyer, Melchior Meyr, A. Mützelburg, Prof. L. Nohl, Dr. H. B. Oppenheim, Dr. Oscar Paul, W. Reymond, Otto Roquette, Dr. Sacher-Masoch, Dr. K. Ritter v. Scherzer, Sigmund Schlesinger, Levin Schücking, August Silberstein, Friedr. Spielhagen, Prof. Anton Springer, Dr. A. Stern, Prof. Julius Stern,** Kgl. Musikdirector, **Theodor Storm, Adolf Strodtmann, Karl v. Thaler, Dr. Otto Ule, Dr. A. Vollert, M. M. von Weber, Ottilie Wildermuth, Dr. Alfred Woltmann.** Künstler: **W. Amberg, W. Douzette, Prof. E. Hildebrandt, Otto Knille, Franz Meyerheim, Paul Meyerheim, Ludw. Pietsch, Oscar Pletsch, Prof. Gustav Richter, J. Scholz, W. Scholz, Prof. J. Schrader, H. Vautier, A. v. Wille, O. Wisniewsky.**

Notiz!

Da bei der Zusammenstellung der einzelnen Hefte des „SALON“ nach einem bestimmten Plane verfahren wird, zu dessen Ausführung sich die Unterzeichneten mit einer Anzahl befreundeter Kräfte von vornherein verbunden haben, so bitten wir diejenigen Herren Autoren, welche von uns nicht direct aufgefordert worden sind, nur nach vorgängiger schriftlicher Anfrage Manuscripte senden zu wollen, da wir andernfalls eine Verpflichtung, dieselben zurückzusenden, nicht übernehmen können.

Die Herausgeber des „SALON“:

Ernst Dohm. Julius Rodenberg.

Berlin, 23 Schöneberger Ufer.

Digitized by Google

DER SALON

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Ernst Dohm und **Julius Rodenberg.**

Band III.

Verlag von A. H. Payne

Leipzig.

Digitized by Google

REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Inhalt des dritten Bandes.

	Seite
Die beiden Schwestern. Von *Paul Heyse*	1
Astorga. Gedicht. Von *Hermann Lingg*	38
Im Herzen von New-York. Von *Udo Brachvogel*	43
Der Aberglaube in unserem Salon	47
Das Hinsterben der Naturvölker in Berührung mit der Civilisation	54
Damals in Weimar! Rückblicke von *Karl von Holtei*	62. 575. 670
1. Ein Mittag bei Goethe.	
2. Im Erbprinzen.	
3. Frau von Heygendorf.	
4. Johanna Schopenhauer.	
5. Goethe's achtzigster Geburtstag.	
Die moderne Post. Von *A. Lammers*	69
Cadix und San Sebastian. Blätter aus einem Reisetagebuche 1867. Von *Eugen Laur*	81
Die grossen Damen des zweiten Kaiserreichs	89
Der Capitulant. Novelle von *Sacher-Masoch*	94. 155
Das Kastanienwäldchen in Berlin. Von *Karl Gutzkow*	129. 278
Paris. Ein Sonettenkranz von *Rudolf Gottschall*	149
Ein norwegischer Dichter: Björnstjerne Björnson. Von *Edm. Lobedanz*	175
Das Geheimniss von Bond-Street. Ein Criminalfall aus dem Londoner „high-life". Von einem preussischen Staats-Anwalt	183
Da wird die Frau Mutter eine rechte Freud' haben. Erzählung von *Karl von Holtei*	195
Willkommen! Gedicht von *Julius Rodenberg*	224
Narciss. Novelle von *Adolf Wilbrandt*	225. 357. 426. 551
Die Stickerin von Treviso. Von *Paul Heyse*	257
Philalethes, König Johann von Sachsen. Von *Hermann Grieben*	293

Digitized by Google

Seite

Douglas Home. Vom Verfasser der „Spiegelbilder der Erinnerung“ 300

Die letzten Tage König Karl's. Roman von *Julius Rodenberg* 309. 461. 583. 711

1. Capitel. Die Osterwoche.
2. „ Der Cavalier und sein Begleiter.
3. „ Gott für Altengland und König Karl.
4. „ Einig ist unser Gott.
5. „ Das Fest der Gräfin.
6. „ Die Audienz.

Dachshunde. Von *W. Br. Warburg* 342

Riego und die Riegohymne. Von *Eugen Laur* 353

Morgengruss. Gedicht von *Julius Rodenberg* 355

Der Schutz der Todten. Erzählung von *Feodor Wehl* . . . 385

Zu viel Musik! Von *Ferdinand Hiller* 397

Vertrauliche Mittheilungen aus dem Leben Ludwig's I. von Bayern 403

Die Romane von Edmund Yates. Von *Julian Schmidt* 411

Kurzer Process mit Ehemännern. Ein Criminalfall aus dem heutigen Frankreich 448

Eine Familie von Malern 457

Rossini. 1846. 1863 484

Yangen war — Feuer in Constantinopel! 493

Vogel flieg' aus! Novelle von *Otto Roquette* 513. 644

Erinnerungen an Heinrich Heine. Von *Levin Schücking* . . . 541

Traunkirchen am Traunsee. Von *August Silberstein* 566

Das Asyl für Obdachlose. Von *Otto Glagau* 600

Englische Parlamentswahlen. Von *Friedrich Althaus* 608

Des Austernessers Klage und Trost. Von Dr. *G. L.* 617

Iwan Turgénew. Von *Eugen Laur* 620

Wittenborg. Ballade von *Emanuel Geibel* 641

Was Dir gehört! Sonett von *A. Roffhack* 680

Die hannöverschen Emigranten in Frankreich 681

Vorüber. Gedicht von *J. G. Fischer* 690

Die „Hobelkomtesse.“ Eine Pesther Stadt-Geschichte. Vom *Verfasser der „Spiegelbilder der Erinnerung“* 691

Der erste deutsche Senator Amerikas 705

„Zur Schule!“ Gedicht von *Hermann Kletke* 710

Respectabel, durchaus respectabel! Scenen aus einer Pariser Familien-Pension. Vom *Verfasser der „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris“* 722

Karl von Holtei. Von *Feodor Wehl* 737

Zur Cour bei Ihren Majestäten 743

Digitized by Google

Seite

Richard Wagner's Fastenpredigt. Von *A. H. Ehrlich* . . . 755

Büchertisch des Salon 109. 241. 370. 498. 627. 750

Paris und die Mode 117. 246. 375. 504. 632. 761

Im Rauchzimmer 124. 253. 382. 510. 638. 765

Kunstblätter.

Die Familie Marabu.

Die Klatschschwestern.

Die grossen Damen des zweiten Kaiserreichs.

Reinecke am Hühnerstall.

Björnstjerne Björnson.

Willkommen.

Morgengruss.

Johann, König von Sachsen.

Eine Dachsjagd.

Die Indiscrete.

L'Abbattino.

Der frische Trunk.

Prof. E. Meyerheim, Franz Meyerheim, Paul Meyerheim.

Süsses Frühstück.

Traunkirchen am Gmundener- oder Traun-See.

Iwan Turgénew.

Waldweg am Starnberger See.

Zur Schule.

Karl von Holtei.

Digitized by Google

Digitized by Google

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Der Salon.

Die beiden Schwestern.

Von **Paul Heyse.**

Charlotte an Clotilde.

B. d. 17. Januar 186 . .

Du haſt viele gute Einfälle in Deinem Leben gehabt, meine geliebte Clotilde, aber ich behaupte dreiſt: Du hatteſt nie einen beſſern als in jener einſamen Stunde, wo Deine alte Lotte Dir wieder einfiel, und wie hübſch es wäre, wenn Du ihr nach ſechs ſtummen Jahren wieder ein Liebes- und Lebenszeichen gäbeſt. Weißt Du noch, wie wir einmal eine Stunde lang über den Satz ſtritten, der mir ſo ſehr gefiel: Les grandes pensées viennent du coeur, und Dir das „denkende Herz" nicht in den Kopf wollte? Nun behalte ich doch Recht; denn woher ſollte der großherzige Gedanke, „daß es ſündhaft ſei, wenn man ſich liebe, ſich's nicht zu ſagen", anders ſtammen, als aus Deinem Herzen?

Ja, meine geliebte „Schwarze" — verzeihe den alten Spitznamen aus der Penſion; aber das mitgeſchickte Kärtchen zeigt, daß die Mutterſorgen Dir noch kein einziges graues Haar gemacht haben — ich will es nur geſtehen: ich habe ſehr darunter gelitten, daß es plötzlich aus war zwiſchen uns. Wär' ich nicht „der Philoſoph" geweſen, wie Du mich getauft, ſo hätt' ich mich vielleicht mit der Zeit getröſtet, — und es doch nie begriffen, daß es ſo kommen konnte. Nun begriff ich es freilich, aber mich darüber zu tröſten, wollte mir trotzdem nicht gelingen. Ich ſah vollkommen ein, daß ein lieber Mann und ein geliebtes Kind Dein Herz ganz ausfüllen konnten — vielleicht mußten. Aber damit war mir wenig geholfen. Entbehrte ich Dich darum weniger, weil ich einſah, warum Du mich nicht entbehrteſt? Ich habe die Menſchen, im Leben und in Romanen, nie verſtanden und noch weniger beneidet, die eine Art Ehre darein ſetzen, zu ſagen: „Magſt Du mich nicht, mag ich Dich auch nicht!" Als ob Liebe ein Handel wäre, bei dem der Verkäufer ſeine Waare behält, wenn der Käufer den bedungenen Preis nicht mehr zahlen will! Und auch der alte Glaubensſatz, daß Geben ſeliger ſei, als Nehmen, wollte mir nie in den Kopf. Wenn ich einem lieben Menſchen mein Herz ergebe, ſo thue ich damit, was ich nicht laſſen kann. Das iſt wie Aus- und Einathmen, wobei man doch oft große Schmerzen fühlt. Die Seligkeit fängt erſt an, wenn mir etwas zu Theil wird, was zu hoffen ich kaum wagen konnte, und für mich wenigſtens iſt mit allem wahr-

Digitized by Google

haften Glücksgefühl die Empfindung von einem Ueberfluß, einem unverdienten Geschenk, fast eine Beschämung verbunden, daß ich mehr zu empfangen glaube, als ich je geben könnte. So hat mich Dein Brief überrascht, liebstes Herz, und in jener Einen Stunde mehr beglückt, als meine eigene stille Treue die vielen Jahre hindurch. Und er hätte auch keinen bessern Augenblick wählen können, keinen, wo ich mehr nach einem Tropfen Liebe und Glück gedürstet hätte. Ich war noch viel einsamer, da ich ihn empfing, als Du, da Du ihn schriebst. Vielleicht war die Tinte noch nicht trocken, als Dein Herr Gemahl mit dem kleinen Ernst schon wieder von der Eisbahn zurückkehrte. Ich aber hatte den ganzen Tag keine Menschenseele gesehen und hütete wie Aschenbrödel das Haus. Du weißt, oder weißt vielleicht nicht, daß ich nach Deiner Verheirathung noch zwei Jahre in unserer viel gescholtenen und doch vielgeliebten Pension als Lehrerin geblieben bin, auf meinen eigenen Wunsch. Von meinen dortigen Schicksalen ein andermal, mündlich, wenn mir's je so gut wird, Deiner Einladung folgen zu können. Nur in Parenthese, daß ich eine bessere Lehrerin als Schülerin war, daß mich die Kleinen liebten und meine Colleginnen wenigstens nicht haßten, und daß sogar Mlle. Clémence, deren bête noire ich bekanntlich war, „quelques larmes" vergoß, als ich von ihr Abschied nahm. Ich mußte dann zu meinem Vater, der endlich, des ewigen Garnisonswechsels müde, seinen Abschied genommen hatte, um in aller Ruhe seinen kriegswissenschaftlichen Arbeiten zu leben. Er brauchte mich jetzt so nöthig, wie er früher nicht wußte, was er mit mir anfangen sollte. Ich fand ihn wenig verändert, etwas grau geworden, übrigens der alte, gute, liebevolle, schweigsame Papa aus unseren Kinderjahren, der eine Miene macht, daß ihn alle Leute für einen Menschenfresser halten, während sogar seine eigene Tochter ihn am kleinen Finger lenken kann. Du entsinnst Dich, Cloti, wie oft ich in der Pension, zumal wenn Mlle. Clémence ihre Migraine an mir ausließ, danach geseufzt habe: Wäre ich doch zu Hause! Hätt' ich doch „ein Wämmschen und Hosen und Hut", um als Cadett unter Papa's Fahne mitzumarschiren! Wenn man keine Mutter mehr hat, hat man dann nicht ein doppeltes Recht auf seinen Vater? Nun, dieses Recht habe ich jetzt vier Jahre lang uneingeschränkt genossen und hatte es bis jetzt nicht einmal mit meiner Schwester zu theilen. Ohne Zweifel erinnerst Du Dich noch des süßen, kleinen Dings von jenem Besuch, den ihre Adoptivmutter, die Gräfin F —, in unserer Pension machte, wo Alles sich auf den ersten Blick in sie verliebte, sogar Mlle. Clémence. Aber wirst Du glauben, daß ich sie seither nicht wiedergesehen habe? Du mußt nämlich wissen, daß die Gräfin ihrer zarten Gesundheit wegen Jahr aus Jahr ein in Nizza gelebt hat, und weil sie Lilli vergötterte und in allem Ernst auf Papa und mich eifersüchtig war, so war nicht daran zu denken, ihr das Kind auch nur auf ein paar Wochen abzubetteln. Und Papa fügte sich, so sehr er seinen Liebling vermißte. Die Gräfin war ja die intimste Jugendfreundin unsrer Mutter gewesen und hatte auch durch ihre jahrelange mütterliche Sorge sich das Kind in

Digitized by Google

jedem Sinne angeeignet. Mir selbst fehlte Lilli sehr, wie Du wol begreifst. Ich hatte doch oft recht einsame Tage, und daß ich im Stillen, durch das Abschreiben von Papa's großem Werk, mich zu einem kleinen Professor der Kriegswissenschaften ausbildete, konnte mich kaum entschädigen. Nun hat sich plötzlich durch den Tod der Gräfin Alles verwandelt; Papa ist gestern abgereist, Lilli zu holen, wir werden ein neues Leben anfangen, statt der Befestigungskunst uns auf die Eroberungswissenschaft verlegen, d. h. auf die neuesten Moden, denn Lilli ist an glänzende Toilette gewöhnt, und hoffen dabei den Hausfrieden nach wie vor zu bewahren. Ich kann nicht sagen, wie sehr ich mich zu meinem kleinen Schatz freue. Sie hatte immer mein ganzes Herz, als sie sich noch gar nichts daraus machte. Sie ist ja auch acht Jahre jünger, als ich, das volle Ebenbild unsrer lieben Mutter, die sie nie gekannt, so daß mir ist, als sollte ich nun in ihr die uns so früh Entrissene wieder erhalten. Und gewiß, Cloti, ich bin ganz frei von Eifersucht; ich finde es nur natürlich, daß sie des Vaters Herzblatt ist, eben wegen jener Aehnlichkeit, und da ich sie selbst mehr als schwesterlich, mütterlich liebe, brauchte ich nicht einmal der „Philosoph" zu sein, der ich bin, um mich fast darüber zu freuen, daß sie den Schatten, in den Stiefmutter Natur mich gestellt hat, durch ihren sonnigen Glanz nur noch dunkler machen wird. Glaub' es nur, liebe Schwarze, mit dieser meiner berühmten Philosophie ist es inzwischen voller Ernst geworden. Ich hab' es zu solcher Meisterschaft darin gebracht, daß ich sogar mit meiner „intimen Feindin" mich aufs Beste vertrage, obwol sie seither durchaus nicht liebenswürdiger geworden ist, ja eher mit den Jahren sich noch mehr herausnimmt als früher.

Das war einmal recht geschwatzt und nun genug für heute! Ich küsse Deinen kleinen Ernst und reiche Deinem lieben Gemahl die Hand und danke ihm von Herzen dafür, daß er meine geliebte Schwarze so glücklich macht, wie aus jeder Zeile Deines Briefes hervorleuchtet. Und nun lassen wir den Faden nicht wieder ins Unabsehliche hinausflattern, nicht wahr?

Tausendmal und immer Deine Getreue.

---

d. 21. Januar.

Ist es denn möglich? Du nennst Dich noch meine Freundin und kannst Dich doch mit aller Gewalt nicht darauf besinnen, wer die „intime Feindin" sei, von der ich Dir neulich geschrieben? Sind denn nicht die Feinde unserer Freunde auch unsere Feinde? O, Schwarze, thou art not false, but thou art fickle! Habe ich darum das Geheimniß dieser Feindschaft damals, als sie noch in Blüthe stand, ganz allein in Deinen Busen ausgeschüttet, meine kindischen Thränen nur vor Gott und Dir geweint, daß Du nun plötzlich in meinen innersten Herzensangelegenheiten Dich fremd stellst? Denn zu Deiner Ehre will ich annehmen, Alles sei die pure Heuchelei und Dein umgehender Brief Dir nicht von der Neugier, sondern nur vom Zartgefühl dictirt! Ich sollte mir eben nur einreden, Du habest meine alten Schwächen rein vergessen und der

Anlaß und Grund jener Feindschaft sei überhaupt nicht derart gewesen, um einen jahrelangen Groll zu rechtfertigen. Wer weiß, wie Du darüber dächtest, wenn Du in meinem Falle wärst! Gewisse Dinge muß man erlebt haben, um zu wissen, ob man mit ihnen fertig wird oder nicht. Um zum Exempel zu erfahren, ob ein Mensch wirklich unausstehlich ist, muß man ihn heirathen; denn auf eine Viertelstunde am dritten Ort läßt sich Mancher und Manches ertragen. Und so habe ich freilich schon früher bemerkt, daß Du meinen Haß und Ingrimm auf die Bewußte, mit der ich ja leider unauflöslich verbunden bin, nie vollständig begriffst; sie stand Dir, so sehr wir Alles mit einander theilten, doch nicht so nahe wie mir, Du konntest sie ignoriren, sie in ihrem besten Licht zu sehen versuchen, überhaupt Dich so oder so mit ihr abfinden. Ich aber! Mein erster Blick Morgens, wenn ich mir das Haar machte, fiel auf die Verhaßte, im schönsten Sonnenschein oder bei hellem Lampenlicht drängte sich mir ihr Schatten auf, wenn ich lachte, lachte sie auf ihre unangenehme Weise mit, und wenn ich weinte, erröthete sie, was sie durchaus nicht verschönte. Ja, wo ich noch so bescheiden auftreten wollte, drängte sie sich regelmäßig vor und erweckte das ungünstigste Vorurtheil gegen mich. Und mit solchem Geschöpf bis an sein Lebensende behaftet zu sein und nicht einmal die Genugthuung zu haben, die Abscheuliche unsern Abscheu fühlen lassen zu können, da sie in göttlicher Naivetät sich für sehr nützlich, ja für unentbehrlich zu halten gewohnt ist — o Cloti, die Philosophie kann viel; daß sie mir aber darüber mit der Zeit hinweggeholfen, ist ihr Meisterstück!

Ich entsinne mich noch sehr wol der Zeit, wo wir ohne Liebe und Haß, gleichsam im Stande der Unschuld, neben einander hinlebten, und ebenso des Tages, an dem der erste Keim unserer jahrelangen Feindschaft in mein Herz gesenkt wurde. Es war eines Sonnabends in der Zeichenstunde bei Professor Reißnagel. Ich schwärmte, wie Du weißt, für diese Stunden und war die Einzige, die den guten alten Mann gegen euch in Schutz nahm, wenn ihr das arme verkannte Genie mit der weißen Cravatte und der blauen Brille zum Besten hattet und ihn zum hundertsten Mal fragtet, wen er für größer halte, Rafael oder Michelangelo. Zum Dank dafür riß er die Binde von meinen arglosen Augen! Wir waren glücklich bis zum Kopfzeichnen vorgedrungen, und unser guter Reißnagel zeichnete mit der Kreide eine riesenhafte griechische Nase an die Tafel. Das machte noch gar keinen Eindruck auf mich. Daß ich keine griechische Nase hatte, wußte ich und tröstete mich darüber, denn diese herzlose Geradlinigkeit schien mir gar nicht einmal so reizend, wenigstens nicht an der Schultafel. Nun aber fing das kleine Männchen an, die Nase zu schattiren und legte besonderes Gewicht auf das Glanzlicht, das wir sorgfältig am Ende des Nasenrückens aussparen sollten. Wie es sehr oft geschah, daß uns in der Zeichenstunde der Dämon des Muthwillens stachelte, so auch diesmal. Jede von uns machte sich mit der Nase ihrer Nachbarin zu schaffen und suchte unter Kichern und Lachen vor allen Dingen das Glanzlicht an der Nasenspitze zu constatiren.

Digitized by Google

eben mir ſaß Adele von L., an deren zierlichem Adlernäschen ich das
vetitlichſte Glanzlicht entdeckte, das man nur wünſchen konnte. In
nſelben Augenblick aber rief das ſchadenfrohe Ding überlaut: Herr
ofeſſor, giebt es auch Naſen ohne Glanzlicht? — Nein, antwortete
brave Mann, jede Naſe, mit Ausnahme der ganz formloſen, die
n vulgär Kartoffelnaſen nennt, hat eine Spitze, und jede Spitze ihr
anzlicht. — Dann hat die Lotte eine Kartoffelnaſe, denn ich kann ihr
anzlicht nicht finden.

Du fehlteſt in jener Stunde, Cloti, ſonſt würdeſt Du Dich des fünf-
utenlangen Gelächters heut noch entſinnen, das nun losbrach, zumal
er Profeſſor, kurzſichtig, wie er war, mit wiſſenſchaftlichem Ernſt
mich zuging, meine Naſe von allen Seiten betrachtete und endlich
Ausſpruch that, es fehle ihr allerdings an einer markirten Spitze,
inem plaſtiſch ſcharf gezeichneten Rücken, ſo daß das Glanzlicht ſich
reue, was übrigens, wie er mitleidig hinzuſetzte, der Form einen
ſſen maleriſchen Reiz verleihe.

Daß dieſes äſthetiſche Todesurtheil trotz der mildernden Umſtände
heiterkeit der Anderen erſt recht belebte, iſt natürlich. Kleine Mäd-
ſind die unbarmherzigſten Geſchöpfe, die es giebt. Ich weiß nicht,
ſer Geſchlecht überhaupt den Anſpruch machen kann, ſanfter, hoch-
ger und liebenswürdiger zu ſein, als das männliche. Daß wir aber
Schuljahren durchaus keine Engel ſind, werden alle unſere Lehrer
ehrerinnen beſtätigen, und wir ſelbſt wiſſen es am beſten. Wenn das
und Spotten über mein zerſtreutes Glanzlicht endlich verſtummte
eilich erſt nach Monaten — ſo geſchah es nur darum, weil ich
klug genug war, in den Ton mit einzuſtimmen, meine eigene Car-
zeichnete und in kühnen Uebertreibungen mit den Boshafteſten
erte. Aber Gott weiß, was mich meine erzwungene Selbſtironie
imlichen Thränen koſtete! Gleich nach jener verhängnißvollen
ſtunde ſchloß ich mich in unſer Badezimmer ein und machte vor
Spiegel Glanzlichtſtudien, die mich noch mehr niederſchlugen, als
Hohngelächter meiner Freundinnen. Ich wußte längſt, daß ich
weniger als hübſch war; das ſchien mir aber kein großes Unglück.
ußer Mlle. Clémence, die Alles auf ein gefälliges Aeußere gab,
ich noch Jede, an der mir gelegen war, geliebt, und die Gelegen-
mit ſeiner Perſon zu glänzen, wie die Welt ſie darbietet, fehlten
rm Klöſterchen. Nun aber betrachtete ich mein unglückliches
zum erſten Mal von einem abſolut idealen Standpunkt und fand
niger als Alles daran verpfuſcht. Dieſe niedrige Stirn, die
Lippen, die kleinen Augen, der formloſe Umriß der Wangen
last not least — das Ungeheuer von Naſe, das ſich ſo breit
ineingepflanzt hatte — o Cloti, es war eine Stunde der ſchwär-
eſperation, in der ich wahrhaftig mein Leben verwünſchte und
Vorſehung haderte, die mich ſo als Vogelſcheuche in die Welt
hatte. Ich bemerkte zwar in derſelben Stunde, daß ich ſehr
ewachſen ſei, ſehr weiße Zähne und ſehr ſtarkes braunes Haar

hatte, auch eine schmale, zierliche Hand und einen kleinen Fuß. Aber konnte mich das trösten? Neben einer solchen Nase war doch Alles verschwendet, was die Natur aus einem Rest von Mitleiden noch etwa für mich gethan hatte!

Ich hatte damals schon die kleine Brieftasche mit den Miniaturbildchen meiner Eltern. Du erinnerst Dich ihrer wol. Wie oft haben wir das Engelsgesicht meiner lieben Mutter betrachtet und uns gefragt, ob sie wol ganz so schön gewesen sein könne. Ueber meinen Vater pflegtest Du rascher zur Tagesordnung hinüberzugehen, obwol mir das Bild ebenfalls sehr lieb war. Jetzt aber, wo ich es zum ersten Mal darauf ansah, ob ich ihm gliche, entdeckte ich, daß auch auf seiner Nase das Glanzlicht fehlte, ohne daß sie dafür, wie der Professor gesagt hatte, durch malerischen Reiz entschädigt wurde. Das war mein Gesicht, Zug für Zug, nur mit dem Unterschied, daß es sich mit dem martialischen Bart und dem kühnen Blick der kleinen scharfen Augen sehr gut und brav ausnahm, und daß es meinem lieben, guten Papa gehörte, den ich von Kind an für einen ganz vollkommenen Menschen gehalten und abgöttisch geliebt hatte. Und jetzt — o Cloti, auch das soll nun vom Herzen heruntergebeichtet werden — jetzt fing ich wahrhaftig an, diesem besten aller Väter ganz im Geheimen zu grollen, daß er mir seine Nase mit dem zerstreuten Glanzlicht mit auf die Welt gegeben, da ich doch ein Mädchen werden, also zu dem Geschlecht gehören sollte, das man mit Vorliebe „das schöne" zu nennen pflegt.

Und gerade in diesen Tagen kam die Gräfin mit Lilli zum Besuch und ich weiß noch, wie Du, ganz hingerissen von der Schönheit des Kindes, zu mir sagtest: Nun glaub' ich doch, daß es so schöne Menschen giebt, wie das Bild Deiner seligen Mutter, denn Deine Schwester wird sie noch einmal weit übertreffen.

Es war keine Heuchelei, liebste Schwarze, wenn ich damals mehr als jede Andere von Lilli entzückt war. Daß sie reizend war, machte mich so glücklich, daß ich mich selbst sogar darüber vergaß. Was konnte sie auch dafür, daß ich nicht auch der Mutter ähnlich sah? Aber als sie wieder fort war, verfiel ich in eine desto tiefere Melancholie, bis ich mir ein Herz faßte, Dich einzuweihen.

Wahrhaftig, Liebste, man kann eine schlechte Sache nicht besser vertheidigen, als Du gegen mich die Partie meiner Nase nahmst. Nur leider war der Richter nicht unparteiisch, sondern selbst der beleidigte Theil. Noch denke ich, mit wie rührendem Eifer Du alle möglichen Entlastungszeugnisse herbeischlepptest, eine ganze Galerie berühmter Männer und Frauen mit häßlichen Nasen. Was war aber die kolossalste, garstigste Vogelnase dieser oder jener Kaiserin noch immer für eine begehrenswerthe Sache gegen einen so flauen, charakterlosen Auswuchs, wie der meinige, der höchstens gut genug war, einen Schnupfen zu bekommen? Wäre ich recht grundhäßlich gewesen, damit hätte ich mich bald zurechtgefunden. Giebt es nicht sogar eine Schönheit, die die Franzosen le beau du laid nennen? Was mich an mir empörte, war

Digitized by Google

die platte Trivialität, die spießbürgerliche Flauheit aller Züge, die mir schlimmer als häßlich: spaßhaft und abgeschmackt vorkamen und zu jedem edlen Gemüthsausdruck im lächerlichsten Contrast standen.

Ja, sie schienen förmlich dazu verschworen zu sein, auch meinen Charakter zu erniedrigen, auch von der Seele das Glanzlicht wegzuwischen. Ich weiß nicht, ob ich es Dir gestanden habe, auf was für alberne Einfälle ich gerieth, pour corriger ma fortune; daß ich mich z. B. einmal krank stellte, um drei Tage und drei Nächte hinter einander im Bett zu bleiben, zwei große französische Lexica neben mir, aus denen ich mir, so oft ich mich unbewacht wußte, eine künstliche Nasenklemme machte, um der Form womöglich nachträglich etwas aufzuhelfen und es am Ende doch noch zu einem Glanzlicht zu bringen. Die Folge war freilich nur, daß meine Feindin sich über die schlechte Behandlung erboßte, entsetzlich roth wurde und so aufschwoll, daß ich eilig mit kalten Umschlägen ihr Echauffement wieder beruhigen mußte. Seitdem verschonte ich sie freilich mit allen Besserungsversuchen. Aber unser Verhältniß wurde nur gespannter.

Bis ich eines Tages eine Entdeckung machte —

Aber ich finde, daß die alte „intime Feindin" sich nachgerade breit genug gemacht hat und endlich vom Schauplatz abtreten sollte. Tant de bruit pour une pomme de terre! Thu' mir nur den einzigen Gefallen, Schwarze, diesen Brief sofort zu verbrennen. Wenn er Deinem Mann jemals in die Hände käme! Schon bei dem bloßen Gedanken werde ich roth bis über die Stirn. Lebe wohl und laß mich bald erfahren, ob Du eine Correspondentin nicht lieber abschaffen möchtest, die zehn Seiten lang nicht über ihre Nase hinauskommt. Deine Lotte.

---

d. 26. Januar.

Nein, Liebste, ich kann schwören bei Allem, was einer Philosophin heilig ist, daß ich meinen vorigen Brief in gutem Glauben, es sei der erste und letzte über dies langweilige Thema, geschlossen habe und mir nicht im Traum einfallen ließ, die „Entdeckung", bei der ich abbrach, könne Dir so wichtig sein, wie sie mir gewesen. Geschweige denn, daß dies ein Kunstgriff à la Sheherezade gewesen wäre, Dich auf die Fortsetzung der „Memoiren einer Nase" begierig zu machen. Da es nun aber einmal angezettelt ist, gehe das Verderben seinen Gang. Mir hilft dies Hervorkramen meiner Jugendthorheiten wenigstens die Zeit hinzubringen, bis ich Vater und Schwester wiederhabe, wo ich dann von nützlicheren Dingen alle Hände voll haben werde.

Es sollte mich übrigens wundern, wenn ich Dir jene „Entdeckung" damals nicht auf frischer That mitgetheilt hätte. Aber Du hast nun einmal für Alles, was die „Bewußte" betrifft, ein treuloses Gedächtniß. Wenigstens wirst Du Dich unserer Hausbibliothek noch entsinnen, obwol Dich darin mehr die Winteräpfel, die in der Mitte des Saals auf Tischen ausgebreitet lagen, als die abgegriffenen Geistesfrüchte in brauner Uniform mit weißem Schild zu locken schienen. Ich war gern dort

Digitized by Google

und freute mich die ganze Woche auf den Sonnabend, wo ich eine Stunde dort zubringen mußte, um an die Kleinen die Lesebücher zu ihrem Privatgebrauch zu vertheilen. Das war bald geschehen; die Wenigsten hatten einen besondern Lesehunger, vollends nicht nach den sehr moralischen und belehrenden Jugendschriften, die für die Pension angeschafft wurden. Paul et Virginie war noch das Spannendste. (Unter uns gesagt, ich habe es neulich wieder gelesen und sehr langweilig und affectirt gefunden.) So konnt' ich in meiner Einsamkeit an allen Schränken nach Herzenslust herumnaschen und besonders die Geschichtswerke mir zu Nutze machen.

Eines Tages nun zog ich ein uraltes Buch aus dem untersten Fach hervor, das ich noch nie in die Hand genommen. Es war eine längst verschollene „Geschichte der alten Welt" mit Kupfertafeln, die nur Portraits enthielten. Ich schlug auf's Gerathewohl eine Seite auf, wo von Sokrates die Rede war, von dem ich noch nicht mehr wußte, als daß er ein Philosoph gewesen und darum vergiftet worden war. Warum man wegen der Philosophie Gift nehmen müsse, war mir nie recht klar geworden. Ich wußte freilich, daß Mlle. Clémence das Wort nicht hören konnte, ohne eine tiefe sittliche Entrüstung an den Tag zu legen. Auf weiteres Befragen hatte sie ausweichend geantwortet, sie wolle Gott bitten, uns niemals einem Philosophen in die Hände fallen zu lassen, da unser Seelenheil dann in der schwersten Gefahr sein würde. Aber gerade diese Warnungen reizten meinen Muth und meine Wißbegier, und so hörte ich nicht eher auf zu lesen, als bis ich das ganze ziemlich ausführliche Capitel über Sokrates verschlungen hatte. Als ich fertig war, wußte ich freilich, daß Mlle. Clémence mit ihrer Warnung nicht so Unrecht hatte. Wenn alle Philosophen diesem Einen glichen, so waren sie allerdings gefährliche Menschen, rechte Verführer der Jugend. Denn in diesen — ich erröthete, da ich es mir selbst gestehen mußte — hatte ich mich in der ersten Stunde unserer näheren Bekanntschaft so bis über die Ohren verliebt, daß ich Gott weiß was für Thorheiten begangen hätte, ihn nur ein einziges Mal zu sehen, ein Wort von ihm zu erlauschen oder gar seine Hand zu drücken. Ich seufzte ordentlich, als ich mir überlegte, wie lange er schon todt sei, und daß ich keine Aussicht hätte, ihm meine Gefühle zu gestehen und auf ein bischen Gegenliebe zu hoffen. Desto schrankenloser, ohne irgend für mein Seelenheil besorgt zu sein, gab ich mich meiner Leidenschaft hin. Ich wurde nicht müde, seine Klarheit, Heiterkeit, seine Geduld mit den dummen Menschen, seine häuslichen und bürgerlichen Tugenden zu bewundern. Xanthippe haßte ich; ich stellte sie mir unter dem Bilde von Mlle. Clémence vor und ließ sie beim Französischsprechen mit der Zunge anstoßen. Die Stellen aber, die von seiner Philosophie handelten, las ich wieder und wieder, bis ich sie ganz gut zu verstehen glaubte, und dann gleich hinterher, was über Plato gesagt war, was ich aber ebenfalls Alles meinem Geliebten zueignete. Erst als das anhaltende Sinnen und Grübeln mir Kopfweh zu machen anfing, kam ich auf den Einfall, auf den hinten angehängten Kupfer-

Digitized by Google

tafeln das Bild meines Freundes aufzusuchen, und da, liebe Schwarze, da war es, wo ich die große Entdeckung machte, die für mein ganzes Leben verhängnißvoll werden sollte: auch Sokrates, mein heimlich Geliebter, hatte eine Nase ohne Glanzlicht und konnte sich gleichfalls nicht rühmen, „durch malerischen Reiz dafür entschädigt zu werden"!!

Nun war mir auf einmal Alles klar: meine heftige Neigung zu diesem großen Unsterblichen, die Wahlverwandtschaft unserer Seelen, meine Antipathie gegen Xanthippe, die gewiß den armen Gemahl durch eine regelmäßige griechische Nase bestochen hatte, also Mlle. Clémence doch wol nicht ähnlich sah, vor Allem aber: wie es Sokrates gelungen war, der Weiseste der Hellenen zu werden. Rings um ihn her auf den Kupfertafeln die schönsten griechischen Nasen, heroische, staatsmännische, priesterliche und Künstlernasen. Was blieb ihm übrig, als das von der Natur Versagte durch den Geist zu ersetzen und in seinem klaren Auge ein Glanzlicht zu entfachen, das all diese koketten Nasenspitzen verdunkelte? Seine Nase hatte ihn zum Philosophen gemacht, das stand mir so fest, wie irgend ein Satz der Mathematik. Ich wunderte mich nur, daß in dem ganzen Capitel über ihn dieser Hauptpunkt mit keiner Silbe erwähnt war; nur in einer Anmerkung fand ich, er habe sich selbst mit den unscheinbaren Futteralen verglichen, in denen man die goldenen und silbernen Götterbildnisse aufzubewahren pflegte.

Damit hatte es fürs Erste sein Bewenden. Ich blieb meiner stillen Liebe getreu, ohne nur einmal den Versuch zu machen, ob ich nicht mit der Zeit, wenn auch nicht eben so weise, doch vielleicht ebenso liebenswürdig werden könnte, wie er gewesen, wenn ich das Ding nur beim rechten Zipfel anfaßte, d. h. ebenfalls mich entschlösse, meiner Nase nachzugehen.

Abends acht Uhr. Ein Briefchen von Lilli kündigt ihre Ankunft auf morgen an und unterbricht sehr zur rechten Zeit diese philosophische Abhandlung, über die der weise Mann, um den sie sich dreht, wahrscheinlich lachen oder gewiß lächeln würde. Er hat gut lachen! Er war ein Mann und wußte, wie viel das Götterbildniß wog, das in dem häßlichen Gehäuse steckte, und außer ihm selbst wußten es Viele. Aber ein unbedeutendes Mädchen, das, wenn es überhaupt Anlage zur Philosophie hat, gut thut, es nie einen Menschen merken zu lassen, weil die gestrengen Herren der Schöpfung es nicht leiden können, wenn man ihnen in die Karten sieht — !

Und mochten doch fremde Menschen thun und lassen, was sie wollten, dazu war ja eben die Philosophie erfunden, mich darüber leicht zu trösten. Ich war alt genug, um die volle Wahrheit des italienischen Sprüchleins zu erkennen: Chi bella non è, fortuna non ha; aber auch Philosophin genug, um zu begreifen, daß wir nicht auf die Welt gekommen sind, um glücklich zu werden, sondern reif, Jeder nach seiner Art, der Eine für den Schierlingsbecher, der Andere für einen Sturz vom straffen Seil im Circus, ein Dritter für sein einsames Sterbebett, nachdem er nur für Andere gelebt hat. Aber an Einem, liebste Cloti, drohte

Digitized by Google

meine Weisheit zu Schanden zu werden Ich hatte gedacht, mein lieber Vater wenigstens würde mich lieben, wie ich nun einmal war. Am Ende, wenn ich fremden Leuten nicht gefiel, geschah es nicht gerade darum, weil ich die Pietät so weit getrieben hatte, unter allen möglichen Gesichtern mir gerade das meines lieben Vaters auszusuchen? Nun wirst Du begreifen, Liebste, wie mir war, als ich nach Jahren der Trennung ihn zuerst wiedersah und auf seinem guten alten Gesicht genau denselben Eindruck bemerkte, wie bei allen fremden Menschen, die meine Bekanntschaft machten. Ich hatte große Mühe, meine Thränen zu bezwingen; meine schöne Philosophie war wie weggeblasen; ich glaubte, ich sei das unseligste Geschöpf unter der Sonne, und wahrhaftig, wenn es protestantische Klöster gäbe, wer weiß, ob ich nicht jetzt Schwester Beate hieße und selbst meine platonische Liebe zu dem seligen Sokrates als den letzten Rest sündhafter, ketzerischer Weltlichkeit abgebüßt hätte.

Zum Glück fiel mir noch beizeiten ein, daß mein Vater unsere Mutter geliebt hatte, weil sie anders aussah als er. Sollte er jetzt sein Abbild in seinem eignen Kinde reizender finden, als im Spiegel? Und war es nicht möglich, sein Herz trotzdem zu gewinnen? Ich brauchte ja nur so liebenswürdig zu sein, daß der eigene Vater mir nicht widerstehen konnte. Das nahm ich mir denn auch redlich vor und ging mit einer Geduld und Hingebung an diese Eroberung, wie schwerlich je eine kokette Frau sich um einen kaltherzigen Jüngling bemüht hat.

Wie weit es mir gelungen ist, fragst Du? Mein Vater war nie sehr demonstrativ; ich entsinne mich auch aus unserer Kinderzeit kaum einer zärtlichen Scene. Aber daß ich ihm mit der Zeit unentbehrlich geworden bin, ist doch nicht wenig. Ich habe all seine Gedanken, seine Pläne, Arbeiten, Freuden und Kränkungen in diesen Jahren getheilt und weiß, daß er auf keinen lebenden Menschen so große Stücke hält, wie auf mich. Ist das nicht mehr werth, als wenn ich inzwischen zur Aebtissin avancirt wäre?

Nun endlich adieu! So lange Briefe drohen Dir in Zukunft nicht mehr. Eben wieder eine Depesche. Sie reisen die Nacht durch und kommen schon morgen früh. Um so besser! Der Tag wäre mir sehr lang geworden, bis ich mein Goldkind wieder ans Herz gedrückt hätte.

Adieu, adieu!

---

d. 28. Januar.

Sie sind wirklich da, geliebte Schwarze, und mein Leben verdoppelt und verdreifacht. Aber glaube darum nicht, daß Du mich nun los würdest. Ich habe nun einmal das Laster der Treue, und wie tief es bei mir eingewurzelt ist, konnt' ich gerade jetzt recht deutlich erkennen. Mitten in dem Glück, Papa wieder zu umarmen und mein Schwesterchen, noch viel reizender, als ich sie mir vorgestellt, in Empfang zu nehmen, dacht' ich hundertmal daran, wie hübsch es wäre, wenn nun noch ein Wagen angefahren käme und meine liebste Freundin ausstiege, daß sie mein Glück mit Augen sähe und es vollkommen machte, statt daß ich

Digitized by Google

nun spät in der Nacht, todtmüde von endlosen Besuchen, ein paar hastige Zeilen an sie hinkritzeln muß.

O liebe Clotilde, welch ein Zauber ist Schönheit! Seit ich dieses süße Kindergesicht aus dem kostbaren Pelzrahmen herausgeschält habe, und die noch etwas verschlafenen großen Augen sich langsam in der fremden Umgebung, die sich doch für ihre Heimat ausgab, ermunterten, ist Alles um mich her wie verwandelt. Unsere Wohnung, unsere Möbel, Teppiche und Vorhänge kamen mir längst ein wenig altmodig und verschossen vor. Wenn unser vornehmes Grafenkind zurückkommt, sagt' ich oft zu Papa, müssen wir was an uns wenden. Er wollte nichts davon wissen; er ist einfach gewöhnt, wie ein Soldat, und liebt keinen unnützen Aufwand. Und diesmal behält er völlig Recht. Denn wie auf einen Zauberschlag hat die bloße Anwesenheit dieser kleinen blonden Hexe Allem ein anderes Gesicht gegeben, oder vielmehr: man sieht gar nicht mehr an den Wänden herum, sondern immer nur auf *sie*, wie sie geht, steht, sitzt, lacht, ihre Locken schüttelt, immer ein Bild zum Küssen. Auch mein lieber, alter, altmodiger Papa ist um zehn Jahre verjüngt, lacht über das ganze Gesicht, sitzt stundenlang am Kaffeetisch und raucht eine Cigarre nach der andern, ohne sich um seine Correcturbögen zu kümmern, die sonst Allem vorgingen. Ja, diese Vergoldung unseres innern und äußern Daseins durch zwei strahlende Kinderaugen erstreckt sich bis auf Papa's alten Reitknecht, Vogelsang, einen sonst sehr kurzangebundenen ehemaligen Feldwebel, der ebenfalls ein großer Freund des „schönen" Geschlechts ist und daher mir nicht so gern gehorcht, wie unserer Köchin, die er schon seit zehn Jahren heirathen will. Jetzt ist er wie ein Ohrwürmchen, kommt zehnmal des Tages herein, nach unseren Befehlen zu fragen, und wäscht sich, wie mir die Babette vertraut hat, mit einer wohlriechenden Seife, um den Stallgeruch loszuwerden, über den Lilli sich gelegentlich beklagt hat. Papa spricht davon, daß wir nun etwas geselliger leben würden, und wenn die Trauer um Lilli's Adoptivmutter nicht wäre (die ihr übrigens reizend steht), ich glaube wahrhaftig, er ließe den Fußboden in unserm großen Eßzimmer bohnen und gäbe einen Ball.

Lilli selbst würde wol kaum etwas dagegen haben. Denn auch darin ist sie noch ein Kind, trotz ihrer achtzehn Jahre, daß Alles, was hinter ihr liegt, keine große Macht mehr über sie ausübt. Wenn man noch vergessen kann, weiß man ja noch nicht, was Leben heißt, und werden nicht auch alte Leute wieder zu Kindern, weil sie wieder vergessen lernen? Nicht, daß unser Kind undankbar gegen Das wäre, was die gute Gräfin ihr gewesen. Sie hat mir mit den bitterlichsten Thränen von ihrer letzten Krankheit erzählt. Aber als dann ein Besuch uns unterbrach, waren diese Thränen so rasch aufgetrocknet, wie ein paar Tropfen kölnisches Wasser, die man auf einen Tisch sprengt. Was ist das Herz, liebe Cloti? Ist es nur ein Theil von uns, oder steckt unser ganzes Ich — Fühlen, Wissen und Wollen — in diesem räthselhaften Punkt? Du kennst meine alte Ansicht darüber. Bei Gelegenheit unserer

Digitized by Google

Debatten über die grandes pensées ist sie hinlänglich zur Sprache gekommen. Jetzt aber werde ich doch stutzig. Gleich in der ersten Stunde erzählte mir Lilli, die gute Gräfin habe sie zur Universalerbin gemacht. Es verstehe sich von selbst, daß sie schwesterlich mit mir theile, sobald sie erst selbst disponiren könne. Du kannst denken, wie mich das rührte, obwol es sich natürlich ebenso von selbst versteht, daß ich es nie und nimmermehr annehmen würde. Aber war es nicht hübsch, nicht herzlich und liebevoll von diesem Kinde, auch nur daran zu denken? Und daneben entschlüpften ihr unter Lachen und Liebkosen die naivsten Aeußerungen, die zeigen, daß sie die ganze Welt eigentlich nur auf sich bezieht, Sonne, Mond und Sterne nur erschaffen glaubt, um ihr zu leuchten, und es für den Lebenszweck aller ihr nahestehenden Menschen hält, ihre kleinen Füße so weich zu betten, als nur irgend möglich. Ich bin sehr geneigt, dies nur für eine Unreife ihres Verstandes zu halten, die auf ihr Herz zurückwirkt. Aber damit wäre meine Grundmeinung erschüttert, daß der Verstand nur der gehorsame Diener des Herzens, gleichsam sein Rechenmeister, der Verwalter seiner Schätze sei. Schade, daß mein heimlicher Geliebter schon 2000 Jahre todt ist. Der wüßte mir gewiß Bescheid zu geben.

Gute Nacht, liebste Schwarze. Der Tag hat mich müde gemacht, der Hofdienst bei unserer kleinen Prinzessin ist mir noch etwas ungewohnt. Wenn Du sie aber jetzt in ihrem Bette liegen sähest — unsere Zimmer sind neben einander und ich bin eben durch die offene Thür hineingeschlichen, sie noch einmal auf die Stirn zu küssen — Du begriffest, daß einem keine Aufopferung für dieses süße Geschöpf zu schwer wird. Mich nun vollends kann sie mit einem halben Wort zu Allem bringen; ich habe unsere Mutter ja nicht lieben und pflegen dürfen, wie sie es verdiente. Nun ist es mir, als dürfte ich es ein wenig nachholen an diesem ihrem Ebenbild.

Gute Nacht. Dein letzter Brief hat mir unsägliche Freude gemacht. Ja, Schwarze, wir haben uns von jeher gut verstanden und wollen es so fortsetzen, in und zwischen den Zeilen unseres Lebensbuches.

Deine alte Charlotte

---

d. 13. Februar.

Du beklagst Dich mit Unrecht, liebste Clotilde. Nicht darum war die Pause länger als bisher, weil ich, hinlänglich durch mein Schwesterchen ausgefüllt, die Freundin entbehrlich gefunden hätte. Wie kann man ein wirkliches Lebensbedürfniß je entbehrlich finden, das Essen über dem Trinken, das Hören über dem Sehen? Ich bin überhaupt gar nicht so bescheiden, wie Du glaubst. Das Beste, was ich kenne und liebe, sollte *immer* und Alles zu gleicher Zeit *mein* sein, zu allen Stunden sich von mir genießen lassen, und von einer Ablösung meiner Freuden, wie bei den Schildwachen, wollt' ich nichts wissen, wenn das Leben es nicht so mit sich brächte. Nein, meine Allerbeste, wenn ich gegen Dich nicht zu Worte kam, so war es, weil ich in mir selbst oder besser *mit* mir selbst

Digitized by Google

verſtummte und nicht, wie ſonſt, mein ſtilles philoſophiſches Vergnügen dabei fand, von Dem, was ich erlebte und Andere erleben ſah, mir Rechenſchaft zu geben. Kummer litt ich nicht; aber zum erſten Mal im Leben etwas, das ich nicht anders nennen kann, als „zerſtreute Langeweile“, mit einer gewiſſen Herzensbangigkeit gepaart, die ſich trotz aller ſokratiſchen Hausmittel nicht löſen wollte. Es iſt jetzt vorbei; ſprechen wir alſo nicht mehr davon. — —

Oder ſprechen wir erſt recht davon. Denn wovon ſollten wir ſonſt ſprechen, da ich nichts Anderes erlebt habe? Und jetzt kann ich es auch gerechter thun, als noch vor wenigen Tagen. Damals ſuchte ich die Urſache in Anderen, jetzt habe ich ſie zum größten Theil in mir ſelbſt gefunden.

Bin ich jemals jung geweſen, liebſte Schwarze? Du müßteſt es eigentlich wiſſen, wenn es überhaupt der Fall war; denn ich lernte Dich in meinem neunten Jahre kennen, und wer es da nicht iſt, wann ſoll der es geweſen ſein oder werden? Wir waren freilich oft ſehr luſtig zuſammen, ſogar bis zur Ausgelaſſenheit, vor und nach dem Epoche machenden Glanzlicht. Aber ich kann mich noch wohl entſinnen, daß ſolch ein toller Sturm immer auf eine traurige Stimmung folgte, deren Grund ich oft ſelbſt nicht wußte, und plötzlich wieder in eine ernſthafte Stille umſchlug, wenn ihr Anderen erſt recht zu toben anfingt. Einen ganzen Tag hintereinander ſorgenlos, fröhlich, gedankenlos geweſen zu ſein, erinnere ich mich kaum. Ich war über dieſe Gemüthsanlage nicht unglücklich. In meiner Beſchaulichkeit, obwohl ſie mich oft nach der Schattenſeite der Dinge führte, war mir ſogar meiſt ſo wohl, wie einem Lahmen in ſeinem Bett. Aber wenn ich es jetzt bedenke, jung war das ſo eigentlich nicht, und der Spitzname „der Philoſoph“, den ich mir noch vor meinem ſtrafbaren Verhältniß zu dem Ehemann der Frau Xantippe zugezogen hatte, ſpricht dafür, daß auch ihr mich für alt, oder wenigſtens für altklug hieltet.

Und doch war ich kein Philoſoph und liebte Alles, was jung war und ſich nicht vor der Zeit Gedanken machte, und hätte ſelbſt die berühmten grandes pensées gern um ein wenig Leichtſinn hingegeben.

Hernach, neben meinem guten, alten Papa, kam ich mir trotz unſeres Haushütens ſo ſechzehnjährig vor, wie noch nie. Bis auf Etwas, was, wie ich merke, unerläßlich iſt, um vor Anderen und vor ſich ſelbſt für jung zu gelten. Es iſt die reine, volle Wahrheit, was ich Dir jetzt geſtehe, und nur Dir, die Du nicht einen Augenblick daran zweifeln wirſt: So lange ich von meinem Fühlen und Denken etwas weiß, habe ich mir nie vorzuſtellen vermocht, daß ich mit einem Manne zuſammenleben und ſeine Frau ſein könnte. Ihr Anderen alle hattet ſchon im grünſten Backfiſchalter den Kopf voll verliebter Träumereien. Ich kann ſchwören, daß mich unter meinem vielen Sinnen und Grübeln dieſes Thema weniger als irgend ein anderes beſchäftigte. Und das nicht nur in der Zeit, als ich mit meiner unſeligen Naſe brouillirt war, ſondern vor- und nachher. Ich war auch hierin nicht eben allzu beſcheiden. Daß man mich lieb-

haben könnte, traute ich mir nicht nur zu, sondern hatte den Beweis dafür in Händen. Aber was ich von Leidenschaft gelesen und späterhin erlebt — wie ich mir zutrauen sollte, Das einem vernünftigen Menschen jemals einzuflößen, konnte ich nie fassen. Und doch war mir ebenso unbegreiflich, daß zwei Menschen Eins sein könnten, ohne die Weihe dieser überschwänglichen Macht, die „das Ich, den dunklen Despoten", vernichtet und alle Schranken niederwirft, wie ein Blitzstrahl die Kette schmilzt, die einen armen Gefangenen an seine Mauer schließt. Daß ich so Bescheid darum weiß, stammt aus einem einzigen Erlebniß, durch das ich noch heute glücklich bin, obwol es eigentlich ins Trostlose verlief. Ich erlebte damals, daß die Fähigkeit, jung zu sein, mir durchaus nicht fehlte, nur die Gelegenheit oder vielmehr das Schicksal, das die Anlage dazu hätte reifen lassen.

Ich will Dir's einmal erzählen; es ist keine gewöhnliche Liebesgeschichte. — —

d. 14. Schneesturm und grauliche Mitternacht um zehn Uhr Vormittags. — Ich wurde gestern unterbrochen, und wie ich jetzt den Brief wieder überlese, schäme ich mich fast, ihn abzuschicken, so confus kommt er vom Hundertsten ins Tausendste. Statt Dir zu erzählen, wie wir gelebt haben und warum ich verstummte, schwatze ich Dir wieder ein paar Seiten lang von dem ewigen Thema alter Leute, von vergangenen Tagen vor und anatomire eine Dir wolbekannte und sehr überflüssige Person, my humble Self. Verzeihung, liebste Getreue! Und noch ein wenig Geduld, bis die Umstände danach sind, daß ich mit etwas mehr Hoffnung auf Erfolg versprechen kann, mich zu bessern. Heute, bei diesem Winterhimmel, wäre es doch umsonst; ich fiele sogleich wieder in meine alten, melancholischen Untugenden zurück. Doch sei deshalb unbesorgt; zu Deinem Glück fehlt mir heute die Zeit, Dich zu langweilen, da meine Hausfrauenpflichten mich in Anspruch nehmen. Vater hat uns einen Gast zu Mittag angekündigt, einen jungen Professor der Mathematik und Astronomie, der eben an die hiesige Sternwarte berufen ist, der Sohn eines seiner Jugendfreunde. Obwol ich nicht zweifle, daß er auch an Lilli's Augen zum Sterngucker werden und darüber das Irdische vergessen wird, muß ich doch sorgen, daß auch Das in Ordnung sei, und darum schließe ich diesen Brief in Eile. — Lilli, die eben einen neuen Spitzenschleier probirt — sie hätte es nicht nöthig, dabei so pedantisch zu sein, da es absolut Nichts giebt, was ihr nicht stünde — grüßt Dich und läßt Dir sagen, sie fange an, eifersüchtig auf Dich zu werden (das erste Mal freilich, daß sie Ursache dazu hätte, wenn es ihr überhaupt Ernst damit wäre). Lebe wohl, liebste Beichtschwester! Die Liebesgeschichte, bei der ich gestern abbrach, liefere ich nach. Am hellen Tag, wenn er auch noch so trübselig ist, kann man dergleichen Spuk unmöglich aufs Papier bannen.

Lotte.

Digitized by Google

d. 19. Februar.

Ich muß nur gleich umgehend auf Deinen eben eingetroffenen Brief antworten, schwarzes Herz! Was hab' ich nur geschrieben, das Dir von meiner armen kleinen Lilli eine so bösartige Vorstellung beigebracht hat? Daß wir ein seltsames Schwesternpaar sind, sehr verschiedene Sprachen sprechen und das Leben mit sehr ungleichen Augen ansehen, kann Dich das wundern? Das Kind ist eben für seine Jahre gerade so viel zu jung, wie ich für die meinigen zu alt bin. Und Alles um sie her, seitdem sie auf der Welt ist, hat sich das Wort gegeben, sie nicht alt, d. h. reif werden zu lassen. Aber wie gut der Fond ihrer Natur ist, sehe ich alle Tage daran, daß ich mir nur wenig Mühe zu geben brauche, sie einmal nach innen zu führen, und sie folgt mir so willig, mit so allerliebster herzklopfender Neugier, wie ein Kind, dem man eine Camera obscura zeigt. Daß dann freilich gleich der nächste beste Anlaß sie wieder zu allem Muthwillen, zu jeder Tändelei und gesellschaftlichen Nichtigkeit fortreißt, ist eben so wahr. Aber wir Philosophen sollten vor Allem bedenken, daß jedes Wesen seiner Natur getreu zu bleiben hat und nicht gescholten werden darf, wenn es das in vollem Maße thut. Wem das „Glanzlicht" fehlt, der hat gut im Winkel sitzen und weise die Achseln zucken. Aber eine kleine Prinzessin, die ein Näschen besitzt, wie meine Lilli, oder vielmehr, die vom Kopf bis zur Fußspitze ein einziges lebensgroßes Glanzlicht ist, müßte man es der nicht übel nehmen, wenn sie dies Licht unter den Scheffel stellte, statt ihren Beruf zu erfüllen und lustig drauf los zu glänzen?

Und Du thust ihr wahrhaftig Unrecht, Schwarze, wenn Du mich beklagst, daß „ihre Eitelkeit meinem mütterlichen Schwesterherzen wehe thun müsse". Sie ist gar nicht „eitel" in einem fatalen Sinne. Sie weiß, daß sie alle Welt bezaubert, und müßte taub und blind sein, um es nicht zu wissen. Aber ein kokettes Vordrängen ihrer Person, ein Haschen und Jagen nach Eroberungen, ein beständiges Spiegelgucken und Solfeggiren ihrer süßen kleinen Hexenkünste habe ich nie an ihr wahrgenommen. Wenn Jemand viel Geld hat und die Stellung, die ihm sein Reichthum giebt, einfach als etwas Selbstverständliches hinnimmt, kann man ihm dann seine Hunderttausende als einen Charakterfehler vorwerfen? Dazu werden sie erst, wenn er jeden armen Teufel über die Achsel ansieht, oder sich wie Harpagon über seine Goldkiste wirft und sich im Anblick seiner Schätze berauscht. — Nicht umsonst nenn' ich meinen kleinen, von Allen verzogenen Liebling „die Prinzessin". Es ist wirklich etwas Vornehmes in der Art, wie sie mit den verschwenderischen Gaben der Natur wirthschaftet, dabei freilich weiß, was sie ihrer bevorzugten Stellung schuldig ist, und daß sie so zu sagen die Honneurs ihrer Schönheit machen muß, in Toilette, Liebenswürdigkeit, Talenten u. s. w. Denn sie hat auch eine Menge Talente, und die Gräfin ließ es sich sehr angelegen sein, dieselben auszubilden. Ich, liebste Cloti, habe, wie Du weißt, nie ein Talent gehabt, bis auf das eine, mich in Welt und Menschen zu schicken. Aber obwol manches Versagte mir begehrenswerth

Digitized by Google

erscheint: dieses Singen, Blumenmalen und Komödiespielen meiner kleinen Prinzessin, so vielen Beifall es findet, würde mich nicht einen Augenblick glücklich machen können. Wohl wünschte ich mir, ein Talent zu haben zu irgend einer Kunst. Dann aber könnte es mir nicht groß genug sein, und wenn es mich auch mit meinem übrigen Leben entzweien und in tausend Kämpfe reißen sollte, ich würde es ans Herz drücken, wie eine andere unglückliche Leidenschaft, die den Menschen selig macht, indem sie ihn von Grund aus erschüttert. Scheine ich Dir nicht doch excentrischer, als sich für einen „Philosophen" geziemt? Nun, es ist keine Gefahr, daß mir wie im Märchen von den drei Wünschen die Bratwurst an die Nase wachse. Ich werde fortfahren, durch meine Talentlosigkeit zu glänzen und im Stillen meine arme Lilli zu bedauern, die sich so viele Mühe geben muß, allerlei Künste zu treiben, ohne eine Ahnung davon zu haben, was Kunst ist.

Nur im Tanzen ist sie eine geborene Meisterin. Schade, daß die Trauer ihr verbietet, dieses ihr persönlichstes Talent auszuüben. Aber ich belauschte sie neulich, wie sie eben ein Paar neue Schuhe bekommen hatte, direct aus Paris, da sie behauptet, Köpfe und Füße würdig zu bekleiden, verstehe nur ein Franzose. Wirklich sind die kleinen Stelzchen das Zierlichste, was man nur sehen kann, und passen ihr wie angegossen. Nun fing sie plötzlich in unserm großen Zimmer zu tanzen an und wirbelte wol eine halbe Stunde um den Eßtisch herum, daß ich mich nicht satt sehen konnte. Und dabei eine ganz ernsthafte, vornehme Miene, als begehe sie eine Art Cultus, nicht eine Spur von Selbstgefälligkeit; ja ich bemerkte deutlich, daß sie nicht einmal in den großen Spiegel sah, so oft sie auch an ihm vorbei schwirrte.

Ich wollte noch von unserm neuen Hausfreund erzählen, aber eben tritt er in die Thür, und obwol er nicht meinetwegen kommt, muß ich doch seinetwegen diesen Brief schließen. Ich umarme Dich in alter Zärtlichkeit. Bessere Dich, Schwarze, und gieb Dir ein wenig Mühe, meinen Liebling zu lieben, einstweilen auf mein ehrliches Gesicht hin, bis Dir ihre eigenen spitzbübischen Augen das Herz stehlen.

L.

---

d. 24. Febr.

Also: Er ist sehr groß, sehr braun, sehr still und sehr gelehrt. Von dem Letzten merkt man allerdings am wenigsten. Denn wenn wir alle Vier beisammen sitzen, giebt unsere kleine Prinzeß natürlich den Ton an, und die Astronomie, von der ich ihn gern reden hörte, ist nicht sehr in Gnaden bei ihr. Ihm scheint es gerade recht zu sein. Um so besser kann er, wenn er kommt, von seiner Arbeit bei uns ausruhen. Und er kommt fast täglich, da er außer uns sich noch in kein Haus hat einführen lassen und zum Nachtschwärmen mit Junggesellen weder Neigung noch Zeit zu haben scheint. Wenn Andere in ein Weinglas gucken, sieht er durch die Gläser seiner Fernröhre. Ich hatte, da er sehr ernst und still war, an-

fangs ein wenig Furcht vor ihm. Ich dachte, er müsse mich entsetzlich unwissend finden, da ich von Allem, was ihm wie das Einmaleins ist, auch nicht das Geringste verstehe und vom ganzen Sternenhimmel nur die Milchstraße und den großen Bären kenne. Aber bald kam ich dahinter, daß in dem fertigen, ernsthaften Manne noch ein rechtes Kind steckt, harmlos und bis zur Schüchternheit weltunkundig, dabei dankbar für jeden Spaß und ohne alle gesellige Prätension. Je besser er am Himmel Bescheid weiß, desto blinder scheint er bisher auf der Erde herumgewandelt zu sein. Und doch hat auch er Augen im Kopf, und es war drollig mitanzusehen, wie weit er sie aufriß, als Papa zu ihm sagte: dies ist meine jüngere Tochter, Lilli. Ich bin es schon gewöhnt, daß die Leute auf der Straße ihr nachsehen, und wenn einmal Einer wie mit Scheuklappen an ihr vorbeirennt, nehme ich es ihm fast übel, oder bedaure ihn, als sei es nicht ganz richtig mit ihm. Ein so naives Erstaunen aber, wie bei unserm jungen Sterngucker, hab' ich doch noch nicht erlebt! Er hat buchstäblich an jenem ersten Mittag kein Auge von ihr abgewendet, und ich zweifle sehr, daß er wußte, was er auf seinem Teller zerschnitt und zum Munde führte. Sogar Lilli, die doch an Huldigungen gewöhnt ist, wurde durch diese stumme Anbetung verlegen gemacht und gestand mir hernach, daß sie den Gast sehr langweilig gefunden. Sie hat aber im Lauf der Zeit ihre Ansicht geändert, zumal auch Georg — wir nennen ihn schon mit dem Vornamen — sich von dem ersten Schrecken über ihre Schönheit erholt hat und nun all seine Liebenswürdigkeit aufbietet, ihr nicht bloß wie dem ersten besten Millionen Meilen entfernten Fixsterne gegenüber zu sitzen. Er stellt sich dabei so närrisch an, daß er sich bei Lilli um allen Respect gebracht hat. Aber gerade das scheint ihr zu schmeicheln. So einer wissenschaftlichen Größe ihren kleinen Fuß auf den Nacken zu setzen, einen Kopf zu verrücken, dem unter allen himmlischen Planeten- und Kometenbahnen nicht schwindlig wird, das wird ihr nicht alle Tage geboten. Und so merk' ich denn auch zum ersten Mal etwas an ihr, was man Koketterie nennen muß: den Wunsch, ein Herz zu fesseln, nur um es zu besitzen, ohne daß man sein eignes Herz dagegen hinzugeben geneigt wäre. Ja sogar eine sonderbare Eifersucht bemächtigt sich ihrer, wenn es sich trifft, daß mitten unter den Kindereien, mit denen sie Georg unterhält, an ein hingeworfenes Wort sich ein ernsteres Gespräch anknüpft und er sich zu mir wendet und eine Zeitlang zu vergessen scheint, daß der Hofdienst eigentlich jedes andere Interesse ausschließen sollte. Sie sitzt dann eine Weile schmollend auf ihrem Platz, bis sie es nicht länger aushalten kann, ans Clavier eilt oder sonst etwas aufs Tapet bringt, was ihn wieder ausschließlich an sie fesselt. Und dieser Mann ist auch wirklich ihr gegenüber nur — ein Kind, wollte ich schreiben, aber Kinder sind nicht so bestechlich; — ein Mann, wird wohl das rechte Wort sein; oder giebt es einen besseren Typus des starken Geschlechts, als Herkules, der zu Omphale's Füßen am Rocken spann?

Daß ich dagegen manchmal schwach genug bin, über diese seine Schwäche — in seine Seele hinein — unmuthig zu werden, läugne ich

Digitized by Google

nicht. Aber dann sag' ich mir wieder, daß ja Alles so in der Ordnung ist, so war vom Anbeginn der Welt, von Eva und dem trojanischen Krieg bis an den jüngsten Tag. Und dann erschwing' ich so viel Humor, daß ich es den beiden Kindern an tollen Einfällen zuvorthue und selbst unser alter zerstreuter Papa in unsern Lach-Chor mit einstimmen muß. Ach, Cloti, manche Dinge hören auf schwer zu sein von dem Augenblick an, wo man sich entschließt, sie leicht zu nehmen!

Dein „Philosoph".

Am 3. März.

Schöne aber falsche Sonne. Auf meinem Schreibtisch duftet ein reizender Veilchenstrauß, den Georg mir gestern gebracht.

„Der Mutter schenk' ich,
Der Tochter denk' ich —"

was sich auch auf Schwestern mit und ohne Glanzlicht anwenden läßt.

Ich glaube, ich habe es „berufen", Schwarze, als ich es rühmte, wie wir Zwei uns in und zwischen den Zeilen verständen. Seitdem lieseſt Du aus meinen unschuldigsten Briefen die schwärzesten Dinge heraus, und meine Vertheidigungen geben Dir nur Stoff zu neuen Anklagen. Was hab' ich denn gesagt, daß es Dir so unerfreulich macht, Georg und Lilli Dir als ein Paar zu denken? Wenn Du sie nur sähest! Wir gingen neulich zusammen spazieren, Papa und ich hinterher, die „Kinder" voran. Er führte sie nicht, er wagte auf der Straße kaum sie anzusehen, aber wol Niemand ging vorbei, ohne sich zu sagen: die sind für einander geschaffen! — Denn auch er ist ein schöner Mann, wenn es auch nicht gleich so in die Augen fällt, wie bei unserm Prinzeßchen. Aber es ist eine ruhige Noblesse in seinem Wesen, die nur noch mehr hervortritt, wenn dies blonde flackernde Flämmchen, das keinen Moment Ruhe hat, ihn mit seiner Jugend und Schönheit anstrahlt. Daß es damit nicht gethan ist, wie zwei Menschen sich nebeneinander ausnehmen, darüber werden wir nicht streiten. Auch leugne ich nicht — ganz unter uns — sie will mir oft an Sinn und Gemüth ihm nicht ebenbürtig scheinen, und ich frage mich mit einer gewissen Bangigkeit, ob aus dem verzogenen Kinde je ein Weib heranreifen wird, das diesen trefflichen, guten, hohen Menschen glücklich machen kann. Aber dann sag' ich mir wieder: wenn irgend ein Mann meine kleine Lilli davor bewahren kann, eine von den gewöhnlichen Weltdamen zu werden, so ist es dieſer. Wenn Du nur eine Stunde mit ihm gesprochen hätteſt, Cloti, Du würdeſt mir beistimmen. So viel Zartsinn und Weichheit bei so viel Kraft, Ruhe und Heiterkeit! Es ist wahr, Lilli gegenüber gefällt er mir nicht immer; ich finde, er vergiebt sich zu viel, er sollte sie mehr zu sich hinaufziehen, statt sich zu ihr herabzulaſſen. Dagegen hat er mit mir gleich von Anfang an einen Ton angeschlagen, der nicht liebenswürdiger, freundschaftlicher, brüderlicher sein könnte. Schon darum allein mußt Du mir wünschen, daß diese Ehe im Himmel geschlossen sein möchte, damit ich einen solchen

Digitized by Google

Schwager bekommen, der mich zugleich dafür entschädigt, daß ich nie einen Bruder gehabt habe. Ohne daß wir über die Hauptsache je gesprochen, behandelte er mich von Anfang an wie seine Vertraute und Verbündete. Schon bei seinem dritten Besuch sagte er, obwol wir noch gar nicht zusammen philosophirt hatten: Sie müssen viel gedacht haben, Fräulein Charlotte. — Woraus schließen Sie das? sagte ich. — Aus Ihrem Zuhören, sagte er. Ich lachte und fragte ihn, ob er es mir als Sünde anrechne, daß ich Alles, was ich höre, zu verstehen suche, da uns ja die meisten Männer, wenn wir uns heimlich zu denken erlauben, fast für so strafbar halten, als wenn wir falsches Geld machten. Nein, sagte er; ich hatte eine Mutter, in deren Bücherschrank, im verborgensten Fach, Schleiermacher und Fichte neben Handbüchern der Physik und Anatomie standen. Sie hat mir Tagebücher hinterlassen mit den tiefsinnigsten Betrachtungen über Gott und Welt. Ich bringe Ihnen diesen Schatz; Sie werden schwerlich falsches Geld darunter finden, wenn auch mancherlei von leichterem Gepräge. — Nun hat er sie mir neulich gebracht, zu meiner großen Freude. Wie gern schriebe ich Dir Einiges daraus ab, wenn ich dürfte. Aber ich soll diese Hefte ganz für mich allein behalten, er hat es mir auf die Seele gebunden. Lilli kam einmal darüber, las ein paar Seiten und legte sie dann wieder fort, ohne ein Wort zu sagen. Es sind freilich meist bittere Lebensfrüchte.

Doch scheint sie nicht unglücklich gewesen zu sein. Sie hat ihren Mann aus Neigung geheirathet, einen ritterlichen, jungen Officier, den uns Papa als einen trefflichen Kameraden geschildert hat. Ob er ganz wußte, was er an dieser Frau hatte? Wenigstens hat Georg mir erzählt, daß seine Mutter diese Tagebücher auch ihrem Mann nie mitgetheilt habe. Das verstehe ich nun wieder nicht. Wenn ich einen Mann hätte, ich meine, der müßte alle meine Gedanken wissen, noch ehe sie mir selbst ganz klar geworden. Aber das ist wieder das alte Capitel von den seltsamen Streichen, die die Leidenschaft den armen Sterblichen spielt, von der Macht der Schönheit, die selbst Philosophen weiblichen Geschlechts zu rathen aufgiebt. Bin ich nicht selbst ein Beispiel davon? Das einzige Mal, daß ich meinem alten Sokrates untreu geworden, war es nicht eine von den ganz alltäglichen Verliebungen in einen mir ganz unbekannten schönen Menschen, mit dem ich nie ein Wort gewechselt hatte? Es lief freilich sehr anders ab, als die meisten solcher Romane.

Aber ich merke, ich habe schon zu Viel gesagt, um nicht Alles zu sagen. Bei Deiner jüngst erlangten Meisterschaft, zwischen den Zeilen meiner Briefe Gespenster zu sehen, lieſest Du sonst am Ende eine unglückliche Liebschaft mit einem Kunstreiter oder Mausfallenkrämer heraus. Gerad heraus also: es war ein junger Engländer aus einer heruntergekommenen vornehmen Familie, der in dem Hause uns gegenüber ein kleines Quartier von drei Zimmern miethete und unten an der Hausthür einen Zettel anheftete: Mr. Wilford, professeur de la Langue anglaise et française. Ich will ihn Dir nicht weiter beschreiben, kurz, ich fand ihn wunderschön, und um so interessanter, da er arm und melancholisch

Digitized by Google

war und offenbar früher angenehmere Dinge getrieben hatte, als mit jungen Anfängern der Vicar of Wakefield zu buchstabiren und den marchand de participes zu machen. Ich wurde nicht müde, aus einem verstohlenen Winkel unseres Wohnzimmers nach ihm hinüberzusehen, ihn zu beobachten, wenn er Unterricht gab oder still für sich in seinem einfachen braunen Rock stundenlang auf und ab ging, als denke er über eine große Erfindung nach, dabei manchmal mit der sehr schönen weißen Hand sich über die hohe Stirn fuhr, seufzte oder auch wol gähnte. Ich fand das Alles bezaubernd, sogar wenn er, da er von seinem neugierigen vis-à-vis keine Ahnung hatte, am Fenster stehend sich rasirte, wobei ich jedesmal zitterte, wenn er sich die Haut ritzte. Eines Tages war das Zimmer leer. Nun erst empfand ich, wie sehr ich verliebt war; denn das Leben hatte plötzlich allen Reiz für mich verloren. Zwei — drei Tage ertrug ich diese Leere. Endlich faßte ich mir ein Herz, in möglichst unbefangenem Ton unser Hausmädchen zu fragen, ob drüben andere Miether einziehen würden. Der Herr rasire sich nicht mehr. Da erfuhr ich, daß er in einigen Tagen wiederkomme, dann aber eine junge Frau mitbringen würde, mit der er eben die Hochzeitsreise mache. Wie mir da zu Muth war, Cloti — ich weiß nicht, ob Du je von Eifersucht zu leiden gehabt hast. Ich nur dieses eine Mal, aber für mein ganzes Leben genug! Und nicht meine altbewährte Philosophie, nicht Arbeit, nicht Zerstreuung irgend einer Art half mir dagegen, nur — so wunderlich es klingt — gerade das, was mich krank gemacht hatte: der Anblick des fremden Glücks, die Bekanntschaft meiner Nebenbuhlerin (natürlich auch über die Straße und durch zwei Fensterscheiben) und endlich der sehr vernünftige Entschluß, mich eben so in die Frau zu verlieben, wie ich mich in den Mann vergafft hatte.

Es war auch nicht schwer, bei dem Anblick dieses Paars sich zu erwärmen und sich aller thörichten Nebengedanken zu entschlagen. Ich habe später einmal eine alte Tieck'sche Novelle gelesen, die erfreulichste, die er je geschrieben hat, „Des Lebens Ueberfluß". Lies sie, liebste Cloti, wenn Du sie noch nicht kennst, und dann stelle Dir noch obenein beide Leutchen so schön vor, als Du nur kannst, und frage Dich, ob über dem Anblick solch eines leidenschaftlich getheilten Glückes nicht jeder Dritten Neid und Eifersucht vergehen müßten, auch wenn sie durch ihr eignes Gesicht nicht früh dazu gewöhnt worden wäre, den Gedanken sehr lächerlich zu finden, daß sie selbst jemals eine Leidenschaft einflößen könnte.

Was aus den Glücklichen geworden? Ich weiß es nicht. Sie wechselten nach einem Vierteljahr die Wohnung, und ich habe nie wieder etwas von ihnen gehört. Seitdem aber habe ich mir keine Untreue gegen meinen Sokrates wieder zu Schulden kommen lassen, denn jede Schuld rächt sich auf Erden, und diesen gelassenen Zeilen wirst Du es schwerlich ansehen, was für Schmerzen und Kämpfe dahinter liegen. — —

Lebe wohl! Ich habe mich heute wieder auf den vierten Bogen verirrt und gerade noch so viel Platz, Dich um getreue Wahrung des Beichtgeheimnisses zu bitten, vor Allem natürlich gegen den gestrengen

Herrn Gemahl, von dem ich wünsche, daß er eine vortheilhaftere Meinung von mir haben möchte als ich selbst.

Am 9. März. Nachts 1 Uhr.

Wenn Du räthst, wo ich eben herkomme, Schwarze! Natürlich, von einer Nachtschwärmerei, von einer lustigen Gesellschaft, wo ich mich als eine würdige Schülerin meines hohen attischen Meisters bewährt habe, der bekanntlich auch die Nacht durchzechen konnte, ohne nur einen halben von seinen fünf Sinnen zu verlieren. Auch ich habe vier — ich glaube sogar fünf Gläser Champagner getrunken, und siehe, wie gerade meine Feder noch hinläuft! Wo aber diese Orgie stattgefunden — nein, Schwarze, gieb das Rathen nur auf! denn ich glaube wahrhaftig, der erhabene Ort, den wir zum Schauplatz unserer nächtlichen Ausgelassenheit wählten, ist, seitdem die Welt steht, noch nie in ähnlicher Weise entweiht worden. Oder geweiht, sollte ich lieber sagen. „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht" — und heute waren es (mich mit eingerechnet) sogar vier gute Menschen, und der Champagner war der Fünfte im Bunde, und auch der war gut, Cloti, so gut, daß es für meinen lieben Papa ein rechtes Glück war, zwei Töchter zu besitzen, die ihm auf dem Heimwege links und rechts zur Seite gehen und sorgen konnten, daß sein Fuß an keinen Stein stoße.

Nun aber ohne Umschweife: wir waren auf der Sternwarte! Schon längst hatte uns Georg versprochen, es uns wissen zu lassen, wenn es etwas Apartes gäbe. Endlich that uns der Mond den Gefallen, sich ein bischen verfinstern zu lassen; darauf wurden wir denn feierlich eingeladen. Mir klopfte ordentlich das Herz, als ich die Treppe zum Observatorium hinaufstieg, etwa wie einem jungen adeligen Fräulein, das zum ersten Mal bei Hof vorgestellt werden soll. Ich dachte wahrhaftig, ich würde den himmlischen Majestäten in die Fenster gucken und den lieben Gott soupiren sehen. Nun, wenn es auch dazu nicht kam, es war immer merkwürdig genug, und ich kann wol begreifen, wie einem da oben vor den wunderbaren Gläsern der Schlaf abhanden kommt. Und nun Georg das Alles erklären zu hören! Ich hatte allerlei Fragen auf dem Herzen; denn ich will Dir nur gestehen: schon vor drei Wochen habe ich mir ein Buch angeschafft, „die Wunder des Himmels", und mich darin zurechtzufinden gesucht, so gut es gehen wollte. Da hatte ich denn eine Menge confuse Kenntnisse, daß Georg nur so staunte, über ihre Menge und ihre Confusion, bis ich ihm gestand, wo ich meine Weisheit her hatte. Da lachte er und fing nun ein ordentliches Examen mit mir an, und wie ich meinen ganzen Sack schöner Kenntnisse ausgeschüttet hatte, sagte er zu Papa, ich hätte summa cum laude bestanden und er wolle mir die Doctorwürde ertheilen. Damit öffnete er die Thür zu einem kleinen Cabinet nebenan, wo er gegen Morgen ein paar Stunden zu ruhen oder zu schreiben pflegt, wenn gerade der Himmel bedeckt ist, und da stand ein rundes Tischen mit vier Gedecken und Blumen und Früchten

Digitized by Google

und allerlei Kuchenwerk und im Winkel ein mächtiger Eiskübel voll ſilberköpfiger Flaſchen. Sehen Sie, Fräulein Charlotte, ſagte er, ich hatte eine Ahnung, was heute bevorſtünde, und habe gleich dafür geſorgt, daß wir einen beſcheidenen Doctorſchmaus feiern können. Nun führte er mich mit luſtiger Feierlichkeit an das Tiſchchen, auf dem eine ſchöne hohe Lampe brannte, und machte dann den Wirth und Diener zugleich, mit ſo unwiderſtehlicher Liebenswürdigkeit, daß ſelbſt Lilli, die ihren launiſchen Tag hatte und auch mit dem Sternenhimmel nicht viel anzufangen wußte, endlich aufthaute und immer ſchöner, kindiſcher und amüſanter wurde. Auch Papa habe ich ſelten ſo guter Dinge geſehen. Zuletzt fing Lilli, die fleißig vom Schaum genippt hatte, an, franzöſiſche Volksliedchen zu ſingen, und wäre nur Raum dazu geweſen, ſie hätte noch getanzt. Als es endlich Mitternacht ſchlug, ſtand Georg auf, füllte die Gläſer von Neuem und hielt dann eine übermüthige Rede mit allerlei lateiniſchen Brocken, worin viel von Sternen und Augen, guten hellen Menſchen und ſolchen, die nur ihr Licht von anderen erhielten, von Bahnen, die ſich berechnen ließen, und Kometen, die plötzlich unangemeldet in aller Pracht am Himmel ſtünden, die Rede war, und die natürlich nur auf Lilli zielte. Bis er ſich dann zum Schluß beſann, daß er mich eigentlich zum Doctor promoviren wollte, und das denn auch that, mit den ſpaßhafteſten gravitätiſchen Förmlichkeiten. Ich hatte nie gedacht, daß in dem ernſten ſtillen Mann ein ſolcher Quell von Humor ſprudle. Aber im Wein iſt Wahrheit. Wenn ich ihn noch nicht lieb gehabt hätte, dieſe Nacht hätte mich darüber aufklären müſſen, welch ein prächtiger Menſch er iſt.

Da ſchlägt es richtig ſchon Zwei. Ich beneide meine kleine Prinzeſſin, die gleich zu Bette ging und nun ſchon lange ſchläft. Kinder ſind doch glückliche Menſchen; ſie verſchlafen Freude und Leid. Ein alter Menſch, wie ich, wacht nach ſo fröhlichen Stunden noch ſo lange, bis die Heiterkeit verdampft, wie Wein, der im Glaſe abſteht und endlich trübe wird.

Ich will zu ſchlafen verſuchen. Gute Nacht!

Den 24. März.

Ich habe lange nicht geſchrieben, mir war nicht danach zu Muth, auch heute ſchreibe ich nur, damit Du dir keine Sorge machſt. Wir ſind Alle wol, es iſt nichts Beſonderes vorgefallen, und doch iſt auf den Rauſch jener heiteren Sternennacht eine Stimmung gefolgt, wie ſie auch nach anderen Doctorſchmäuſen ſich einſtellen ſoll.

Ich frage mich, was denn der Grund ſein könne, und weiß keinen, auch nicht den geringſten ausfindig zu machen.

Papa iſt ohne Kopfweh aufgeſtanden, Lilli ſchien von der Huldigung, die ihr zu Theil geworden, ſehr befriedigt und ganz ohne Eiferſucht auf meinen Doctortitel, Georg kam am Nachmittag, ernſt, wie gewöhnlich, aber eher weicher geſtimmt, ſich nach unſerm Befinden zu erkundigen, und ich ſelbſt — nun ich habe faſt immer das gleiche Geſicht. Und doch lag etwas in der Luft, das das Athmen nicht wie ſonſt zu einem müheloſen,

bewußtlosen Geschäft machte. Ich schob es erst auf den Rückschlag, der nach jeder sehr gehobenen Stimmung einzutreten pflegt. Jetzt sind Tage vorübergegangen, und es scheint immer drückender werden zu wollen.

Sie sollten sich gegen einander aussprechen, das Verhältniß endlich zur Klarheit bringen. Es zehrt an uns Allen, an mir zumal, die ich gegen alles Halbe eine tiefe Antipathie habe.

Auch auf Lilli müßte es günstig wirken, stell' ich mir vor. Sie bekäme einen Halt, wenn sie sich ruhig auf ihr Gefühl stützen dürfte und eine Pflicht darin fände, dieses Gefühl zum Mittelpunkt ihres Daseins zu machen.

Warum zaudert er nur? Ob er ihrer nicht gewiß genug ist? Seiner selbst könnte er nicht wohl gewisser sein, das verräth jede seiner Mienen, sein Kommen und Gehen!

O liebe Cloti, was ist die Welt so wunderlich! Wir selbst nur verschwindende Pünktchen in dem unermeßlichen All, das uns unsere Fernröhre erschließen, unfähig die Bewegung auch nur des winzigsten unter diesen Weltkörpern zu beschleunigen oder aufzuhalten, so wenig wie die Mücke das rollende Rad am Wagen hemmen kann, und doch machen wir aus dem All, das uns unser Nichts bedeutet, wieder eine Welt von unermeßlicher Wichtigkeit, in der ein Sonnenstäubchen uns erheitern, ein Sandkorn uns verstimmen kann, und betreiben unsere mikroskopischen Freuden und Sorgen mit einer Ernsthaftigkeit, als hinge von einem Haarbreit rechts oder links das Schicksal einer ganzen Schöpfung ab! Freilich, hat das Mikroskop nicht eben so viel Recht, wie das Teleskop? Und ist die Unabsehlichkeit im Kleinen nicht der Unermeßlichkeit im Großen ebenbürtig? Wenn es hier keine andern Grenzen giebt, als unsere Sinne und ihre Gehülfen, die Instrumente, so haben wir in unserer winzigen Menschenwelt keinen andern Maßstab, keine andere Schranke, als unser Gefühl und unser Gewissen. Wenn wir nur auch dieses wenigstens so weit von allen Verfälschungen reinigen könnten, wie es uns gelingt, achromatische Ferngläser zu schleifen!

Lebe wohl. Ich bin heute nachdenklich und fürchte Dich mit meinem Trübsinn anzustecken. Du hast freilich das beste Hausmittel gegen all solche Anwandlungen bei der Hand: Deinen lieben Jungen! —

Am 30. März.

Wohl hast Du Recht, meine geliebte Treue: es ist eine Krankheit bei mir im Anzuge, im Blut oder in der Seele, und ich glaube fast, daß Dein „Hausmittel" auch mir helfen würde und danke Dir für die liebevolle Gewalt, mit der Du es mir aufdringen willst. Einige Wochen unter Deinem glücklichen Dach, gerade jetzt, wo der Frühling sich ankündigt, das würde Wunder an mir thun. Ich kann aber nicht, wie ich will. Wenn ich jetzt das Haus verließe, würde die Entscheidung, der wir in so peinlich schwüler Stimmung entgegensehen, nur verzögert. Georg könnte nicht wie sonst zwanglos kommen, auch wenn Papa bei

Digitized by Google

seiner Arbeit wäre, da er dann Lilli allein träfe. Die Welt hat nun einmal ihre Schlagbäume, an denen man stillhalten und Wegegeld entrichten muß. Vielleicht wäre es das Beste, wenn ich ginge und mich aus dem Wege räumte; er würde dann durch die Entbehrung genöthigt, Ernst zu machen. Vielleicht aber hülfe auch das nichts. Wie oft habe ich mir stundenlang ein Geschäft im Hause gemacht, nur um den „Kindern" die Dueña vom Halse zu schaffen. Aber trat ich dann wieder herein, so fand ich Lilli an ihrer Stickerei und ihn in eine Schachaufgabe vertieft, die er in einem illustrirten Journal entdeckt hatte.

Auch Lilli leidet darunter. Das seltsame Kind hat einen unbezwinglichen Stolz, von ihrem Herzen nie etwas durchblicken zu lassen. Sie könnte es mir sehr erleichtern, wenn sie mich in ihr Vertrauen zöge. Aber ich darf nur von fern darauf hindeuten, so verstummt sie und schneidet mir alle Wege ab, ihr zu Hülfe zu kommen.

Und er? Auch er hüllt sich in Schweigen. Oft, wenn er über hundert Dinge, die ihm lieb und theuer sind, zu mir spricht, wie zu seinem ältesten Freunde, den ganzen Adel und Reichthum seiner Natur vor mir ausbreitet, glaub' ich ein letztes unausgesprochenes Wort an seinen Lippen schweben, aus seinen Augen hervordämmern zu sehen, das dann wieder durch eine seltsame, fast mädchenhafte Scheu zurückgedrängt wird und ins Innerste hinabtaucht. Er steht dann plötzlich auf, reicht mir die Hand, drückt sie lebhaft, wie ein Schwerkranker dem Arzt, der ihn doch nicht heilen kann, kämpft noch einmal mit einer Bewegung, die ihn zu übermannen droht, und geht hastig davon, ohne Lilli auch nur Adieu zu sagen. Wie wir Beide dann zurückbleiben, kannst Du dir vorstellen!

Diese ungreifbaren Schatten, diese Gespenster, die formlos wie ein Rauch sich vor uns hinstellen — alle meine Philosophie, auf die ich mir was zu Gute that, erlahmt an ihnen!

Sogar mein guter arglofer Vater, der sonst in seine Arbeit versunken wie unter einer Taucherglocke lebt und von allem Wogenschlag um ihn her nichts empfindet, fängt an den Druck der Luft zu spüren und sieht uns mit fragenden Blicken Eine um die Andere an. Was sollen wir ihm antworten? —

---

d. 4. April.

Warum hast Du mir Das gethan? mit so grausamer Deutlichkeit das Wort meines Schicksals ausgesprochen? Ich erkenne auch darin Deine gute tapfere Freundschaft; Du glaubtest mir an die Wunde rühren zu müssen, wenn es auch weh thäte, damit ich nur nicht länger mich täuschen möchte, wo ich das Uebel zu suchen hätte. Ach, Liebste, ich habe mich schon längst nicht mehr getäuscht! Wer so lange einsam mit seinem Herzen hingelebt hat, der weiß darin Bescheid, wie ich mir denke, daß eine Mutter ihr Kind verstehen und jede seiner Regungen ihm auf dem Gesichte lesen müsse. Ich war auch nicht lange im Dunkeln über

Digitized by Google

dieses selig unselige Gefühl. Nur dachte ich, es sei mir besser geglückt, es Dir zu verbergen, und erröthe, wenn ich denke, daß es vielleicht auch Denen, mit denen ich lebe, kein Geheimniß geblieben sein möchte. Aber nein, sie Alle haben zu viel mit sich zu thun, um auf mich zu achten. Du stehst von fern und innerlich mir doch am nächsten, und wer weiß auch, was ich Dir Alles geschrieben habe?

Nun es geschehen und der erste Schreck, mich in meinem verstohlensten Kummer belauscht zu wissen, verwunden ist, bin ich Dir dankbar, liebes Herz, daß Du den Muth gehabt hast, die Krankheit beim Namen zu nennen. Dein Brief verhalf mir zu heftigen, aber wohlthätigen Thränen, den ersten, die ich um dieses Leid geweint habe. Du hast eine so liebliche, gelinde Art, mitzufühlen, mitzuleiden, und Deine Worte streicheln mich so schwesterlich sanft, daß ich mitten im bittersten Erkennen, wie Schweres mir auferlegt ist, ein Wohlgefühl, einen sehr süßen Trost empfand, um den ich meinen Schmerz nicht hingegeben hätte. Ja, Du hast mir geholfen, den Schmerz selbst mir zu einer Wohlthat umzuschaffen. Denn indem ich las, wie Du Dir meine Lage denkst, wie trostlos Du sie findest, wie um jeden Preis Du sie zu ändern wünschtest, brach sich langsam aber desto siegreicher die Empfindung Bahn, daß ich trotz alledem ein bevorzugter Mensch bin, da es mir gegeben ist, diese tiefen, heiligen, schönen Schmerzen zu fühlen, und indem ich Das, was mir versagt ist, täglich vor Augen sehe, täglich auch seinen unergründlichen Werth zu erkennen und mich an dem Anblick eines so reinen, hohen und liebenswürdigen Menschen zu erbauen, wenn er auch von meiner Andacht keine Ahnung hat!

Es ist wahr, Liebste, ich bin nicht immer auf dieser Höhe. Es kommen finstere, kleine, engherzige Stunden, wo Leidenschaft wie Feuer in einer verschlossenen Hütte mit einer schweren Wolke Alles um mich her anfüllt, daß ich zu ersticken meine. Ich bin kein Engel, liebste Cloti, keine selbstlose, zahme, duldende Heilige, sondern ein sehr menschliches Geschöpf und nicht einmal besonders zum Guten begabt. Was ich geworden bin, habe ich im Schweiße meiner armen Seele mir abgerungen, und da ich früh eine feine Erkenntniß für Das hatte, was recht und gut und menschenwürdig ist, und einen starken Willen besitze, ist nach und nach ein ganz rechtschaffener Mensch aus mir geworden, und ich vertrage mich durchschnittlich gut genug mit mir selbst. Diesmal aber, in dieser letzten gewaltsamsten Prüfung, habe ich es recht inne werden müssen, wie bald Alles, was Reflexion und Resignation errungen haben, wieder in Frage gestellt wird, wenn ein dämonisches Gefühl an der Wurzel unseres Lebens rüttelt. Ich habe Tage gehabt, Cloti, Nächte, wo ich meinte, ich könne es nicht überwinden; und Qualen gelitten, für die Dein wärmstes Mitgefühl nur ein sehr kalter Ausdruck wäre. Das ist vorbei. Ich bin langsam zu mir selbst zurückgekehrt. Zunächst habe ich es mit dem Stolz versucht; das mißglückte sehr. Ich habe es Dir schon einmal gestanden, daß ich unfähig wäre, zu begreifen, wie man ein Gefühl darum vor sich selbst verleugnen oder gar in sich selbst ausrotten

Digitized by Google

könne, weil es ohne Erwiederung bleibt. Viel besser half mir dann die Liebe selbst, indem ich mich bemühte, sein Glück so recht als das meine zu empfinden, gleichviel, wer es ihm schaffen und bereiten dürfe. Wenn sie ihn glücklicher machen kann, als Du, sagte ich mir, so ist sie mit besserem Rechte sein. Nur wenn ich hieran wieder zweifelte, dann, Cloti, beschlich mich ein bitterböses Gefühl, ein erbärmlicher Neid, der bis zur Wildheit sich steigernde Wunsch, er möchte so klar sehen, wie ich zu sehen mir einbildete, und irgend ein Gott ihm die Binde von den Augen reißen, die ich, die Schwester, ihm nicht abnehmen darf. Mehr als einmal war ich im Begriff, ihm zu sagen: Verlassen Sie uns; reisen Sie fort. Versuchen Sie, ob Ihnen der Zauber, dem Sie hier erliegen, wirklich in die Ferne nachfolgt, ob Ihr Herz dabei so betheiligt ist, wie Ihre Sinne. Und wenn ich Sie nie wiedersehen sollte, ich will es lieber ertragen, als mit ansehen, wie Sie unglücklich werden! Daß ich dennoch schwieg, soll ich es mir als Stärke oder Schwäche auslegen?

Nachts um Zehn. Er selbst unterbrach mich heute Abend. Ich bin ihm dankbar dafür, ich kann nun ruhiger diesen Brief zu Ende schreiben. Er war ungewöhnlich heiter und mittheilend, auch Lilli hatte ihre rosigste Laune, wir saßen nach dem Thee um den Tisch herum und spielten ein Kinderspiel, das Lilli vorschlug, „Hölle“. Ich weiß nicht, ob Du es kennst. Die Pointe ist, daß sich Alle duzen müssen, die sich sonst Sie nennen, und umgekehrt, und für jedes Versehen ein Pfand. Er selbst irrte sich kein einziges Mal und duzte mich so unbefangen, wie nur ein Bruder kann, während er an Lilli kaum das Wort richtete. Und freilich suchte auch sie die directe Anrede an ihn zu umgehen und fiel endlich auf den Ausweg, „man“ zu sagen. Papa lachte, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Wer uns so gesehen hätte, hätte gedacht, das Ideal einer glücklichen Familie vor Augen zu haben! — —

Und könnten wir's nicht auch sein? werden wir's nicht sein, wenn die erwachsenste der beiden Töchter, die schon auf dem besten Wege war, ein sehr vernünftiger Mensch zu werden, ihren Rückfall nur erst überwunden hat? Habe nur ein wenig Geduld mit mir, Cloti! Das Fieber der Ungewißheit hat all die andere Krankhaftigkeit mit in meine Natur hereingeschleppt. Wenn die Beiden ein glückliches Paar sind, Du sollst sehen, Liebste, ich betrage mich dann ganz rechtschaffen, nicht blos äußerlich; ich werde mich sogar zu freuen wissen, aufrichtig, für ihn und sie, und Niemandem wird das Glückwünschen inniger von Herzen gehen.

Das freilich glaube ich zu wissen, daß ich ihn tiefer und ernsthafter liebe, als das Kind. Aber wenn ich bei alledem das Geheimniß nicht verstehe, sein Herz auszufüllen, was hilft ihm denn der beste Wille des meinigen? Wenn es ihn nun gerade lockte, es zu erleben, wie das noch unreife Kinderherz in seine Liebe hineinwächst, wenn ihn der Kampf reizte, den er bei Lilli zu kämpfen hat, um all die kleinen Nebengötzen aus ihrem Herzen zu verdrängen, bis er allein darin herrschen kann, könnte ich ihn darum geringer achten? Oder etwa darum, daß auch er, wie alle natürlichen Menschen, ein starkes Schönheitsbedürfniß hat, dem mit all

Digitized by Google

meinen sonstigen guten Eigenschaften nicht geholfen wäre? Wahrhaftig, wenn er so geschmacklos wäre, mich reizend zu finden, ich glaube, das würde ihn in meinen eigenen Augen herabsetzen, da ich an seiner Vollkommenheit dadurch irre werden müßte.

Gehe es, wie es kann und muß. Ich bitte Dich herzlich, Liebste, entschlage Dich jeder Sorge um mich. Ich habe das Loos eines einsam übrigbleibenden Mädchens nie für beklagenswerth gehalten, wenn sie äußerlich und innerlich unabhängig und durch Natur und Erziehung gegen Langeweile geschützt ist. Und habe ich nicht außer Papa noch Dich, mein alter Schatz, und die Anwartschaft auf eine Tantenstelle bei Deinem Ernst? Siehst Du, ich kann nicht verderben.

Georg läßt Dich grüßen. Er fragte heute, an wen ich so eifrig schriebe. Ich mußte ihm von Dir erzählen. Er sagte: Wird man sie nicht einmal kennen lernen? — Ich wollte es selbst, nur damit Du mir das Zeugniß gäbest, daß, wenn ich einen Augenblick um meine Philosophie gekommen bin, der Anlaß der Sünde werth war!

Gute Nacht. — Verbrenne dies Blatt, versprich es mir! Mir selbst fehlt das Herz, es noch einmal zu überlesen.

Ach, Cloti, eine Stunde an Deiner Seite sitzen, Deine Hand fassen und so recht Alles vom Herzen herunterbeichten, wie vor Jahren, wenn uns irgend ein kindisches Herzweh, eine dumme Schulgeschichte ängstigte! Man kommt doch nie aus der Schule heraus. —

Lebewohl! Deine alte Lotte.

Den 10. April.

Nur im Fluge, bis der Wagen vorfährt, zwei Zeilen, geliebte Seele, um Dir zu sagen, wie sehr mir Dein lieber, kluger, verstehender Brief, der eben eingetroffen, das Herz bewegt hat. O, Du Goldene! Du willst michs auch erleben lassen, wie einem Menschen zu Muth ist, der Liebesbriefe erhält. Ich habe gelacht und geweint in Einem Athem und das Alles mitten unter allen Eitelkeiten einer Balltoilette, so daß ich hernach geschwind mir die Augen waschen mußte, um nur nicht alle Schönheitsmittel, die ich an mich gewendet, durch die rothen Augenlider zu Schanden zu machen. Meiner „intimen Feindin“ hat das Waschen freilich nicht aufhelfen können; aber Dein Brief hat auf mein Gemüth Roth aufgelegt, und ich komme mir trotz alledem wunderhübsch vor, da Du mich so liebst und es mir so lieblich sagst. Wie gern ließe ich nun mein volles Herz überlaufen und wenn es wieder vier Bogen füllen sollte! Aber die Zeit reicht nur zu einem Händedruck. Der Stadtcommandant, ein alter Kriegskamerad von Papa, giebt ein großes Fest zu Ehren des durchreisenden Erbprinzen von L. und hat nicht nachgelassen, in Papa zu dringen, bis der versprochen hat, Lilli trotz der Trauer mitzubringen: da muß ich natürlich Ballmutter sein. Georg ist auch geladen, als eine Notabilität, und da er seit Kurzem auch an der Kriegsschule angestellt ist. Er behauptet, er tanze nicht mehr. Aber wenn er seine Lilli erst

Digitized by Google

sieht, ich wette, er tanzt jeden Tanz, den sie ihm nur irgend aufheben will. O Cloti, was ist das Kind schön! Und wie liebenswürdig, da sie wirklich vor dem Spiegel natürlich bleibt und gar nicht viel Wesens aus sich macht! Ein weißes Mullkleid mit Blau und Silber garnirt und Maiblumen im blonden Haar — wenn es nicht nach einem faden Ballcompliment klänge, würde ich sagen: der Frühling in Person. Aber auch wir haben uns angegriffen, Cloti, und auf unsere werthe Person viel mehr verwendet, als eine alte Jungfer und noch dazu eine Philosophin mit ihrer erhabenen Weltanschauung eigentlich vereinigen könnte. Als ich mich endlich fix und fertig im Spiegel besah, ertappte ich mich sogar auf einem wohlgefälligen Schmunzeln, das ich an Lilli sehr tadelnswürdig gefunden hätte. In der That, ein anderes Gesicht zu dieser Figur und dem schönen meergrünen Kleide und der Coiffüre von Seerosen, so möchte das Ganze nicht so übel sein. Aber diese impertinente „Bewußte" verdirbt natürlich Alles. Ist es nicht auch boshaft? Nicht einmal heute ein noch so bescheidenes Glanzlicht, oder nur der mäßigste Versuch, für ihre Formlosigkeit „durch malerischen Reiz zu entschädigen"! Ich war schon im Begriff, mich darüber zu erboßen. Dann zog ichs vor, die Sache von der spaßhaften Seite zu nehmen. Am Ende ist auch in dieser naiven Beharrlichkeit eine gewisse Größe, eine Art Gesinnungstüchtigkeit, die man ihr wieder anrechnen muß. „Kein Talent, doch ein Charakter", kein Glanzlicht, doch der Muth, das Unabänderliche mit Würde zu tragen. Und da sie einmal nicht zu Hause bleiben kann, will sie sich auch nicht verlegen benehmen, sondern ganz so unbefangen mittanzen, wie die Schönste und Gefeiertste ihres Geschlechts. Mittanzen? Das ist nun freilich sehr die Frage, denn zum Tanzen gehören Zwei. Aber wer weiß —

Ich höre den Wagen vorfahren. Lebe wohl! Morgen oder übermorgen bekommst Du Deinen Ballbericht. Himmel, da mach' ich mir noch einen Tintenfleck auf die Hand! Ich bin gleich fertig, Lilli! —

Ewig Deine leichtsinnige Philosophin.

Am 11. April Nachmittags.

Es regnet in Strömen.

Ach und auch sonst, liebes Herz, hängt der Himmel nicht mehr voll Geigen, wie gestern, als ich meinen Zettel an Dich schrieb. Der unselige Ball! Und doch, wer weiß, ob diese Aprilstürme uns nicht einen desto früheren und beständigeren Sommer bringen.

Es fing Alles so heiter und behaglich an. Ich liebe große, schön durchwärmte und erleuchtete Räume, mit Menschen gefüllt, die ihr bestes Kleid und ihr bestes Gesicht mitgebracht haben, das Summen und Rauschen einer beginnenden Festlichkeit, Blumen in allen Vasen, jedes Stäubchen von den blanken Möbeln abgewischt, schöne junge Gesichter, die von Siegeshoffnungen strahlen, und zufriedene alte Herren, die in unbewachten Augenblicken auf ihre blitzenden Orden herabschmunzeln. Solch ein Weltkind bin ich trotz aller salomonischen Weisheit, daß Alles eitel sei,

und die Tonne des alten Diogenes ist mir immer als das abscheulichste Logis vorgekommen, das je ein unsterblicher Mensch bewohnt hat. — Nun kannten wir freilich die Wenigsten in der großen Menschenmenge, aber dem war bald abgeholfen. Wir theilten uns schwesterlich: Lilli wurden die jungen Herren vorgestellt, mir die alten. Du mußt nämlich wissen, ich habe Glück bei den alten Herren. Wenn ich nur wollte, hätt' ich an jedem Finger einen Courmacher in den besten Jahren, zwischen fünfzig und sechzig, und ich will Dir auch vertrauen, daß ich schon drei Körbe ausgetheilt habe an sehr respectable Freier, einen Geheimrath, einen General und einen Stadtgerichtsdirector (der Letztere war sogar schon Großvater, aber noch ein recht lebensfroher Mann, der auch hernach eine minder Wählerische mit seiner Hand beglückt hat). So konnte ich meine Pflichten als Ballmutter in der besten Laune erfüllen, zumal Ueberfluß an Tänzerinnen war und keiner der jungen Officiere, die mich höflicher Weise aufforderten, sich sehr zu grämen hatte, wenn ich mich entschuldigte. Georg kam spät, als der erste Tanz schon vorüber war. Er fand mich sogleich und begrüßte mich mit seiner gewohnten Herzlichkeit, glaubte sich auch verpflichtet, mir über meinen Anzug etwas Schmeichelhaftes zu sagen, bis ich ihn bat, seine Bewunderung für die Ballkönigin zu sparen. Er sah sich lächelnd um und erblickte Lilli, von einem Schwarm von Anbetern umringt, strahlend von Jugend und Triumphen. Ich verzichte darauf, durch diesen Hofstaat durchzudringen, sagte er. Auch bin ich ja kein Tänzer. — Ich redete ihm ins Gewissen, daß er als Hausfreund jedenfalls verpflichtet sei, ihr guten Abend zu sagen und sie um eine Française zu bitten, die sie ihm ohne Zweifel aufgehoben haben würde. Wenn Sie meinen! sagte er, mit einem Gesicht, aus dem ich nicht klug werden konnte. Doch ging er, und ein alter jovialer Herr, ein Landtagsabgeordneter, der mir sehr eifrig den Hof machte, verhinderte mich, ihn im Auge zu behalten, während er der Dame seines Herzens huldigte. Plötzlich hörte ich wieder seine Stimme neben mir. Ich habe es wohl gedacht, flüsterte er mir zu; so ein simpler Sterngucker verschwindet unter all den blanken Ordenssternen und blitzenden Epauletten. — Was? sagt ich. Nicht eine Française? — Und er: Kommen Sie, liebe Charlotte, helfen Sie mir, mich darüber zu trösten. Ich sehe da zwei leere Fauteuils neben dem Blumentisch. Da können wir den Wirbel an uns vorüberschwirren sehen, ohne selbst außer Athem zu kommen. — Ich sah ihm ins Gesicht; aber diese stolzen Männer wissen sich so zu beherrschen, daß kaum ein leises ironisches Zucken um den Mund verrieth, wie er unter dieser absichtlichen Vernachlässigung litt. Auch das schwand immer mehr, während wir plauderten. Er scherzte in seiner alten Weise, wie wenn wir in unserer stillen Wohnstube zusammensäßen, nannte mich zuweilen „lieber Doctor" und fragte mich über meine astronomischen Studien aus. Ich weiß nicht, warum seine erzwungene Heiterkeit mir so weh that. Schämen Sie sich, sagte ich, daß Sie hier so phlegmatisch still sitzen können, während die schönsten jungen Tänzerinnen an Ihnen vorüberschweben. Sehen Sie nicht dort

Digitized by Google

die verspäteten Fräulein X. eintreten? Geschwind thun Sie Ihre Schuldigkeit, bitten Sie wenigstens um den Cotillon und seien Sie so liebenswürdig, wie es Ihnen irgend möglich ist. — Er lachte und blieb ruhig sitzen. Ich schwöre es bei Ihrer Doctorwürde, liebe Charlotte, sagte er, ich tanze heute keinen Schritt, als nur mit Ihnen. — Dann bleiben Sie entweder sitzen, oder einer von uns Beiden wird wortbrüchig. Denn auch ich habe mir gelobt, wie es meinem ehrwürdigen Alter geziemt, keiner Jüngeren einen Tänzer wegzunehmen. Während er eben über meine hohen Jahre spottete, kam ein junger Officier auf uns zu und bat, ob wir nicht in einem Contretanz aushelfen wollten, es fehle an einem Paar. Sofort sprang er auf, bot mir den Arm und sagte mit drolliger Feierlichkeit: Es steht in den Sternen geschrieben, daß wir alle Beide nicht sitzen bleiben sollen. — Und nun wollte es noch der Zufall, daß wir in derselben Quadrille mit Lilli tanzen mußten. Ich beobachtete sie dabei; aber auch aus ihr war nicht klug zu werden. Ihr Tänzer, ein sehr eleganter junger Diplomat, unterhielt sie angelegentlichst; sie lachte dann und wann mit ihrem reizenden Kinderlachen hell auf; dann fiel es über ihr Gesicht plötzlich wieder wie ein kalter weißer Schleier. Georg sah manchmal ernst und sinnend zu ihr hinüber. Sie vermied offenbar seinen Blick. Was ging in dem wunderlichen, confusen Herzchen vor? Es machte mich, so glücklich ich war, Georg nahe zu sein, traurig und bange, und ich war froh, als der Tanz vorüber war. Was haben Sie? fragte er, als er mich zu unseren Plätzen zurückführte. Ihnen ist unwohl geworden. — Ich kann das halbe Licht nicht vertragen, sagt ich. — Ich weiß nicht, ob er mich verstand. Aber auch er wurde still und nachdenklich, und schon war ich im Begriff, jetzt die Gelegenheit vom Zaun zu brechen und mitten zwischen Walzertönen und fader Ballconversation eine Entscheidung zu suchen, deren Verzögerung drei Menschen unselig machte, als die Dame des Hauses mich anredete und auch Georg durch Andere in Beschlag genommen wurde.

Ich habe den ganzen Abend kein Wort mehr mit ihm wechseln können. Nur zuweilen sah ich sein edles stilles Auge fern im Gewühl aufleuchten; es kam mir vor, als werde seine Stirn immer bleicher; sein Mund immer schmerzlicher. Zuletzt war er ohne Abschied verschwunden.

Ich litt sehr, in seine und meine Seele hinein, und auch meine Lilli dauerte mich. Was konnte sie dafür, daß sie noch nicht erkannt, welch ein Herz sich ihr anbietet, und wie sehr sie an ihrem eigenen Glücke sündigt, da sie es nicht mit offenen Armen an sich zieht, sondern durch ein kindisches Spiel kleiner Lockungen und Mißhandlungen immer in einer gewissen Ferne hält! Sie selbst litt an diesem Abend und suchte es kaum mehr zu verbergen. Als wir nach Hause fuhren, unser guter Papa schlafselig in die Ecke gedrückt, wir Beiden stumm uns gegenüber, suchte ich Lilli's Hand unter dem Mantel und drückte sie verstohlen. Sie erwiederte den Druck nicht, aber beim vorbeiwehenden Laternenschein konnt' ich sehen, daß ihr zwei große Thränen in den Augen standen, mit denen sie starr und steinern in die Nacht hinaussah. Aber dies räthsel-

Digitized by Google

hafte Kind hat sich so in seiner Gewalt, daß, als wir zu Hause angekommen waren und Papa, eh' er uns gute Nacht sagte, fragte, wie wir uns amüsirt hätten, Lilli mit ganz heiterem Gesicht sagen konnte: sie sei nie so vergnügt gewesen. Dann küßte uns Papa und ließ uns allein. Auch Lilli wollte ohne Weiteres in ihr Zimmer gehen, aber ich hielt sie an beiden Händen fest. Ich redete ihr zu, wie nur eine Mutter kann, mir endlich ihr Inneres aufzuschließen. Ich drang aufs Liebevollste in sie, über sich selbst klar zu werden und dann uns Allen ins Klare zu helfen. Eine Weile hörte sie mich mit ihrem eigenthümlichen finstern Ausdruck an, der ihr junges Gesicht plötzlich reif erscheinen läßt. Aber sie sagte nichts. Dann sah ich, wie die Spannung ihrer Züge, die sich mir fast feindselig verschlossen, milder wurde, wie ihr ganzes heftig zusammengekrampftes Wesen ins Thauen kam, bis sie mir plötzlich mit strömenden Thränen um den Hals fiel und unter lautem Schluchzen bat, nur noch ein wenig Geduld zu haben, es werde sich gewiß Alles aufklären, sie könne nicht reden, ich solle sie nur lieb behalten, es sei ihr selbst übel genug zu Muthe.

Ich hatte Noth, sie wieder zu beruhigen, und natürlich gab ich es auf, noch in der Nacht tiefer in ihr seltsames Herz einzudringen. Heute früh erschien sie mit geschwollenen Augen, übrigens in ihrer Bläße so lieblich wie nie. Sie ist weich und still und sucht mir auf alle Weise zu zeigen, daß sie mich liebt. Aber das Räthsel löst sich noch immer nicht.

Nun ist es an ihm. Ich werde, sobald er kommt, offen mit ihm reden. Er ist es ihr schuldig, ein Ende zu machen.

Was hilft mir nun all mein bischen Lebenserfahrung und Besonnenheit? Was hat man von seinen besten und festesten Maximen, liebste Freundin? Sie kommen mir immer vor, wie an den Häusern alter Städte die Merkzeichen, bis wie hoch beim Eisgang anno so und so der übertretende Fluß gestiegen ist. Vielleicht können sie unter günstigen Umständen Fingerzeige sein, wie und wo man Dämme und Schutzwehren anlegen soll. Aber eine Ueberschwemmung verhüten sie nicht und wer sein Haus einmal am Stromufer stehen hat, dem wird dadurch wenig geholfen, daß er darüber klar ist, sein Erdgeschoß ein für allemal preisgeben zu müssen! — —

Am 14. April.

Was soll ich nun davon denken? Sage mir's, wenn Du es weißt; mein armer Kopf wird immer dunkler, und obwohl es leider in meinem Herzen klar genug ist, es will keine grande pensée daraus hervorbrechen, diese verhüllten Bangigkeiten zu lichten. Liebste Cloti, was ist man für ein hülfloses, kurzsichtiges, abhängiges Geschöpf! Die Flügel, deren unsere arme Seele sich rühmt, was helfen sie ihr? Nicht mehr als dem Käfer am Faden die seinigen, die es ihm nur fataler machen, daß er festgebunden ist. Wenn wir nie die Illusion des freien Fluges hätten, sondern immer nur kriechen könnten, wäre uns viel wohler.

Er ist drei Tage weggeblieben. Was das Kind darunter gelitten,

Digitized by Google

mag Gott wissen. Mir hat sie es nicht vertraut. Aber ich sah deutlich, daß sie in diesen drei Tagen um so viel Jahre älter wurde. So konnte es nicht fortgehen. Also schrieb ich ihm heute früh, ob er mich am Nachmittag nicht besuchen wolle, ich hätte ihm etwas zu sagen. Lilli war zu einem Singkränzchen gegangen, ich allein im Hause, und das Herz schlug mir bis in den Hals hinauf, als ich seinen Schritt hörte, so daß ich ihm kaum guten Tag sagen konnte. Sein stilles Wesen, das ebenfalls nicht unbefangen war, gab mir bald meine Fassung zurück. Warum er sich nicht habe sehen lassen, fragte ich. Man erkundige sich doch, wie seine Tänzerin geschlafen habe. — Er habe so viel Arbeit gehabt, sagte er und setzte sich halb mir abgewendet an Lilli's Nähtischchen, eine angefangene Stickerei betrachtend, als wolle er die Stiche zählen. Mir war das ganz lieb. Auch ich sah ihn nicht an, sondern fing nun gleich meine kleine Predigt an, als läse ich sie vom Blatt. Er wisse, sagt ich, daß ich ein rechtes Schwesterherz für ihn hätte und ihm alles Gute wünschte, da ich ihm alles Beste zutraute. Aber ich sei in der letzten Zeit fast irre an ihm geworden. Wenn er auch besser im Himmel als auf der Erde Bescheid wisse, so kenne er doch die Welt und die Menschen und insbesondere die Frauen hinlänglich, um zu begreifen, daß man einem jungen Mädchen nicht zuerst so eifrig den Hof machen, und sich dann nur halb zurückziehen dürfe. Er möchte mir verzeihen, wenn ich vielleicht zudringlich in ein zartes Geheimniß eingriffe; aber ich verträte nun einmal Mutterstelle bei meiner Schwester und sei es ihr schuldig, einem Zustand ein Ende zu machen, der sie um Frieden und Frohsinn und endlich auch um ihre Gesundheit bringen müsse. — Da sah er einen Augenblick zu mir hinüber, als wolle er auf meinem Gesicht lesen, senkte dann aber seinen Blick gleich wieder auf die Stickerei und sagte: Ich verstehe Sie nicht, Charlotte. Oder wenn ich Sie verstehen soll, so bin ich überzeugt, daß Sie in einer großen Täuschung befangen sind. — Das spricht der Stolz aus Ihnen, lieber Freund, erwiederte ich, der gekränkte Mannesstolz. Vielleicht, wenn ich Lilli fragte, würde auch sie mir antworten, sie verstehe mich nicht, oder ich täuschte mich über Euer beider Verhältniß. Wenn ich nun auch noch in Lilli's Seele hinein stolz sein und Euch zwei thörichte Kinder gehen lassen wollte, wäre es nicht abzusehen, welch eine unglückselige Lösung dies Versteckenspielen mit einander noch fände. Darum hab ich mir ein Herz gefaßt, lieber Georg, mit Ihnen, der wenigstens den Jahren nach der Verständigere sein sollte, ein offenes Wort zu reden. Ich kann es Ihnen nicht ganz verdenken, daß Sie an meiner Lilli irre geworden sind. Sie kennen sie eben nicht, wie ich. Es steckt ein ganz vortreffliches braves Weib in diesem verzogenen Kinde, und der Mann, der es versteht, durch seine Herzenswärme die Knospe zur Blume zu erziehen, wird ein glücklicher Mensch sein. — Und nun sprach ich ihm wol eine Viertelstunde lang von all ihren guten und liebenswürdigen Eigenschaften, und wie glücklich es mich Anfangs gemacht, zu bemerken, daß gerade er nicht blind dafür sei, und wie ich auch über Alles, was in einer so glänzenden Natur Gefährliches liege,

Digitized by Google

ganz beruhigt gewesen sei, in dem Gedanken, daß ein so ganzer Mann, wie er, sich dieses Schatzes bemächtigen und damit aufs Liebevollste und Weiseste schalten würde. Ach, Cloti, es wurde mir manchmal schwer, mich selbst so ganz dabei zu vergessen, meine alten, längst begrabenen Herzensnöthe wachten ein paarmal wieder auf und wollten mitsprechen. Aber desto lebhafter fuhr ich fort, über diese sehr unberufenen Störungen zur Tagesordnung hinüberzugehen, und sagte ihm endlich, daß er es auch mir, seiner getreuen Freundin, schuldig sei, das Verhältniß ins Klare zu bringen, da ich unter Lilli's verschwiegenen Leiden natürlich mit zu leiden hätte und seit jenem unglücklichen Ball keine Nacht geschlafen hätte.

Dann schwieg ich, in höchster Spannung, was er antworten würde. Aber ich sah nur, daß er ein paarmal die Lippen öffnete und dann doch wieder schwieg.

Was haben Sie, lieber Georg? sagte ich. Ist denn Das, was Sie von mir zu hören bekommen haben, so tragisch, daß Sie, wie vor etwas Unfaßbarem, Ungeheurem, darob verstummen müssen?

Da stand er auf und sagte, indem er an mich herantrat: Tragisch, allerdings, das ist das Wort. Verzeihen Sie mir, liebe Charlotte, wenn ich, nachdem Sie mir so herzliche Dinge gesagt haben, nun doch von Ihnen gehe, ohne Ihr Vertrauen sogleich zu erwiedern. Sie wissen nicht, wie voll mir das Herz ist. Haben Sie noch eine ganz kurze Geduld mit mir. Das Eine verspreche ich Ihnen schon jetzt: ich will diesem unerträglichen Zustande ein Ende machen, und wäre es auch um den Preis, eine so treue Freundin, wie ich sie an Ihnen besitze, zu verlieren. Geben Sie mir Ihre Hand, liebe Charlotte! Ich danke Ihnen, trotzdem. Wenn Sie mir wehgethan haben, Sie haben es gut mit mir gemeint; ich danke Ihnen auch dafür!

Und so hielt er meine Hand, als werde es ihm schwer, sie wieder loszulassen, wandte sich dann rasch ab und ging aus dem Zimmer.

Seine seltsame Art, das lange Sprechen, die Anstrengung, die mich meine Mutterrolle gekostet, hatten mich so erschüttert, daß ich, sobald ich allein war, in ein krampfhaftes Weinen ausbrach. Erst als ich den Vater nach Hause kommen hörte, ermannte ich mich. Aber ich war zu aufgeregt, um gleichgiltiges Beisammensein zu ertragen. Ich habe mich in mein Zimmer gesetzt und Dir diesen Brief geschrieben. Dabei ist mir wohler geworden, stiller, wenn auch nicht klarer. Ich vertraue ihm, daß er einen raschen Entschluß fassen wird. Aber wenn ich mir je einbildete, in seiner Seele zu lesen, jetzt verschwimmt Alles vor meinen Augen, als wäre er mir ewig ein Fremder gewesen.

Und wir wagen von Freundschaft oder Liebe zu sprechen und kennen den geliebten Anderen nicht viel besser, als die Wesen, die vielleicht auf dem Sirius wohnen!

Lebe wohl und fahre Du wenigstens fort, mich zu kennen und Dich mir zu erkennen zu geben! Deine Getreue.

Digitized by Google

Am 15. April.

Da ist sein Brief, Geliebte. Ich erhielt ihn heute früh. Lies ihn. Ich bin unfähig, ein Wort hinzuzufügen. Der Boden schwankt unter mir. Kaum kann ich die Feder halten. — Ist es denn möglich!?

L.

Georg an Charlotte.

Am 14. April. Nachts 11 Uhr.

Sie wollen, daß ich mich entscheide, meine theure Freundin. Sei es denn! Was zu wählen und zu thun sei, ist mir seit Wochen schon völlig klar. Ich konnte nur nicht die Kraft mir abgewinnen, das Nothwendige auch für möglich, ja für heilsam zu halten. Nun danke ich Ihnen, daß Sie mir zu Hülfe gekommen sind; auf Ihre Weise und somit auf die beste heilsamste, wenn Sie mir auch den Schmerz nicht gerade gemildert haben. Aber vielleicht war dieses Letzte noch nöthig, um alles Zögern abzuschneiden.

Ich bleibe bei meiner Ansicht, liebe Charlotte: Sie sind in einer Täuschung befangen, wenn Sie glauben, Ihre Schwester habe eine lebhaftere Neigung zu mir gefaßt. Unsere Naturen sind sich viel zu fern, unsere Gedanken und Wünsche zu verschieden. Sollte sie selbst Ihren Irrthum theilen, so werden Sie sehen, wie bald sie davon zurückkommt, wenn wir uns nicht mehr sehen. Und hierzu bin ich entschlossen, zum Theil, um die Probe anzustellen, die auch Sie in Kurzem von dem Ungrund Ihrer Befürchtungen überzeugen wird, zum größern Theil um meiner selbst willen. Denn ich fühle, daß es eine Pflicht der Selbsterhaltung für mich wird, dieses Haus, in dem ich so unvergeßliche Stunden erlebt, nicht wieder zu betreten.

Denken Sie darum nicht gering von mir, liebe Charlotte. Glauben Sie es mir, ich habe es an redlicher Arbeit der Vernunft nicht fehlen lassen, um das hohe Gut, das Sie mir so freundlich boten, mir zu erhalten, statt es durch leidenschaftliche Forderungen zu verscherzen. Wen Sie Ihren Freund nennen, der könnte wol damit zufrieden sein. Das habe ich meinem ungeberdigen Herzen oft genug vorgesagt. Aber wer bekehrt ein Herz? Auch das Ihre zu bekehren, habe ich mir nie eingebildet. Und hätte ich es je gedacht, — unser letztes Gespräch, wo Sie mich mit so beredter Wärme an eine Andere wiesen, hätte mich für immer aufklären müssen. Ich weiß es, daß es thöricht ist, die Aenderung einer so deutlich ausgesprochenen Gesinnung zu erhoffen. Auch denke ich zu hoch von Ihrer Natur, um irgend etwas erschmeicheln oder gar ertrotzen zu wollen, was Sie nicht aus freien Stücken gewähren. Nur das lassen Sie mich hoffen, daß, wenn es mir im Lauf der Jahre gelingen sollte, mein Gefühl für Sie zu einer brüderlichen Freundeswärme herabzustimmen, daß ich dann die Freundin in Ihnen noch finden möchte, von der ich nun auf lange Zeit Abschied nehme.

Grüßen Sie Ihren Vater. Sagen Sie ihm zur Aufklärung meines Wegbleibens, was Ihnen gut dünkt. Warum nicht auch die Wahrheit?

Digitized by Google

Sie macht Keinem von uns Schande. Denn was können Menschen Anderes thun, als sich in ihr Schicksal ergeben?

Immer Ihr Georg.

---

d. 22. April.

Voller Frühling.

Schilt mich nur tüchtig aus, geliebte Schwarze! Ich bin jetzt die Schwarze, vom schwärzesten Undank über und über entstellt. In meinen bitterbösesten Stunden, wie konnt' ich da kein Ende finden, zu berichten und mein schweres Herz in Deinen schwesterlichen Busen auszuschütten, und jetzt, wo ein so ungeahnter zauberischer Glanz über mein Leben ausgegossen ist, daß ein Mensch, der mich liebt, sich bis ins Mark daran sonnen könnte, jetzt vergeht eine Woche, ohne daß ich mit einer Zeile zu Dir hinfliege, Dich ans Herz drücke und sage: Cloti, ich bin ein seliger Mensch!

Aber was red' ich von Undank? Bist Du nicht noch in meiner Schuld? Hast Du nicht seinen Brief, das größte Kleinod, das mir das stiefmütterliche Leben bisher gegönnt hat, um mit Einer Gabe alles Versäumte nachzuholen? Behalt' ihn nur, Liebste, bis ich ihn in Person abhole, mit ihm; denn es steht fest, daß Ihr die ersten Menschen seid, die wir aufsuchen, wenn ich merke, daß er von seinen überschwänglichen Irrthümern über mich zurückzukommen anfängt. Dann muß er Dich kennen lernen, und Du thust mir dann hoffentlich den Liebesdienst, gut von mir zu sprechen und ihm zu sagen, daß ich meines Glückes vielleicht nicht werth, aber desto bedürftiger bin. — —

Denn, liebes Herz, ich wäre ohne dieses einzige Glück sehr elend geworden, jetzt erst fühle ich es, wie diese Entsagungskämpfe meine Natur unterwühlt haben, da ich noch kaum Kraft habe zur Freude. Wenn ich in meinen Briefen Dir vielleicht heroisch erschienen bin, es war kein wahres Wort daran; ich schämte mich nur vor dem herzlosen Papier, ihm zu vertrauen, welch eine armselige Krücke meine vielbelobte Philosophie war, wie mühsam ich an ihr forthinkte den rauhen Weg entlang, den mir meine Pflicht vorzuzeichnen schien. An jenem Morgen, wo ich Dir seinen Brief schickte und ihn selbst erwartete — ich hatte ihn mit einer Zeile gebeten, zu mir zu kommen — ach, Cloti, wo war da all meine Weisheit, mein klarer Wille, meine sechsundzwanzig Jahre? Jedes Kind hätte mich beschämen können, und mitten unter meinen kindischen Gedanken kam ich mir selbst halb mitleidswürdig, halb lächerlich vor. Immer wenn ich mir den Brief vorsagte und das Herz mir aufjubeln wollte, sagte mir wieder eine feige Klugheit ins Ohr: es ist nicht möglich! Alles wird sich aufklären; er meint es anders, oder er hat nicht gewußt, was er schrieb. Ja wohl, sagte mein Spiegel, den ich ein paar Mal zu Rathe zog; er meint sicher eine Andere. Sage selbst, ob er Dich meinen kann, wenn er seine fünf Sinne beisammen hat? — Und dann sagte wieder das Herz: er meint doch wol Dich. Wenn er nun vor unzurechnungsfähiger blinder Liebe einen seiner fünf Sinne verloren hätte.

Digitized by Google

den Schönheitssinn zum Beispiel, warum könnte er Dich dann nicht meinen? — Und wie ich noch so recht in dem Geschwirre dieser freundlichen und feindlichen Gedanken sitze, überfällt mich plötzlich eine neue Angst: der Gedanke an Lilli, und wie sie es aufnehmen würde, wenn der Brief dennoch ernstlich gemeint wäre. Da saß ich so rathlos und verworren, daß mein alter Geliebter, der selige Sokrates, bedenklich den Kopf geschüttelt hätte, wenn er gesehen hätte, wie seine vermeintliche Schülerin so kläglich durch das Examen fiel.

Aber nun denke, gerade als die Noth am größten war, kam die Hülfe. Ich hörte die Thür gehen und erschrak; ich dachte, er sei es. Es war aber nur mein guter Papa, einen Brief in der Hand, den er eben erhalten. Ich sollte ihn lesen und sagen, was ich davon dächte. Da war es auch ein sehr liebenswürdiger Liebesbrief, aber an unsere kleine Lilli, und zwar von jenem jungen Diplomaten, der auf dem Ball so eifrig mit ihr getanzt hatte. Er erinnerte sie an ihre Bekanntschaft in Nizza, erzählte, wie er seitdem ihr Bild auf all seinen Reisen im Herzen getragen und jetzt bei dem unverhofften Wiedersehen zu bemerken geglaubt hätte, daß auch sie ihn nicht ganz vergessen. Er sei nicht reich und könne erst in Jahr und Tag, wenn er zum Legationsrath avancirt sei, ihr eine Stellung bieten. Aber er bringe es nicht übers Herz, die Reise nach Petersburg, wohin er versetzt worden, anzutreten, ohne die entscheidende Frage an sie zu richten.

Den Brief hatte unser Kind vor einer halben Stunde bekommen und wieder versiegelt durch den Bedienten an Papa geschickt, sich selbst aber nicht blicken lassen. Laß mich zu ihr gehen, lieber Papa, sagt ich. Unter uns Mädchen bringt man dergleichen am Besten ins Reine. — So klopft ich an ihre Thür. Sogleich schob sie den Riegel zurück und fiel mir mit hochrothem Gesicht um den Hals. Da war nicht mehr viel zu diplomatisiren. Sie gestand mir, ihren Mund fest an meinen Hals gedrückt, damit ich ihre Schamröthe nicht sähe, daß sie den jungen Baron schon in Nizza in ihr Herz geschlossen, aber sich stolz von ihm fern gehalten habe, da sie geglaubt habe, er spiele nur mit ihr. Darin habe sie sein rascher Abschied bestärkt, und sie habe sich große Mühe gegeben, ihn zu vergessen. Als Georg sich ihr genähert, habe sie in dem koketten Spiel mit ihm sich zu betäuben gesucht, aber immer deutlicher gefühlt, es sei umsonst. Sie habe auch viel zu viel Respect vor ihm gehabt, und je länger es gedauert, je unglücklicher sei ihr zu Muth gewesen, bis jene Ballnacht es ihr ganz klar gemacht habe, wie es mit ihr stand. — Cloti, wie sie das Alles sagte, es war zum Küssen! Ich rief Papa herein, er fand uns auf Lillis kleinem Sopha, Beide in Thränen. Zanke sie nur, Papa, sagte ich. Die böse Heuchlerin, warum hat sie so heimlich gethan? Väter freilich werden in solche Liebesintriguen nicht eingeweiht, aber eine Schwester, eine einzige und noch dazu so verständige, so liebevolle Schwester —!

Sie küßte mich unter Lachen und Weinen und stürzte dann Papa in die Arme. In dem Augenblick hörte ich Georgs Schritt draußen auf

Digitized by Google

dem Flur und ging, noch ganz heiß von Erschütterung und Thränen, aber viel beherzter, als noch vor einer Viertelstunde, ihm entgegen.

Was ich ihm gesagt habe, was er darauf antwortete, wirst Du nicht von mir zu wissen begehren. Ich habe schon das Aeußerste für Dich gethan, wenn Du bedenkst, daß er eben jetzt neben mir sitzt und mich beständig mit Plaudern und Lachen stört. Der unartige Mensch, er hat gar keinen Respect vor meiner Schreiberei. Ueberhaupt, wenn ich Manches gewußt hätte! Ich dachte einen ernsthaften, für die Wissenschaft begeisterten Mann an ihm zu lieben, und entdecke mit Schrecken, daß ihm die Sterne sehr gleichgiltig sind, daß er selbst einen Durchgang des Merkur durch den Mars ohne alle Gewissensbisse opfert, um eine Stunde länger in der Sophaecke zu sitzen und über die dümmsten Kindereien zu lachen, die mir gerade einfallen. Ja, und was das Tollste ist: ich hatte mich vor der Stunde gefürchtet, wo zum ersten Mal auf meine „intime Feindin" die Rede kommen würde. Wirst Du glauben, Cloti, daß dieser wundersame Mensch, der am Firmament jeden Nebelfleck kennt, nicht die leiseste Ahnung davon hatte, was ein „Glanzlicht" ist? Daß er mir sogar gestand, er habe eine persönliche Schwachheit gerade für diese bestverleumdete aller Nasen, er würde sich vielleicht gar nicht in mich verliebt haben, wenn ich die Nase der mediceischen Venus hätte, und gäbe sie jetzt nicht her und wenn er ein Glanzlicht dagegen eintauschen könnte, das den Morgenstern überstrahlte! Zum Glück wissen wir Philosophen, was von den Uebertreibungen verliebter Männer zu halten ist. Aber geschmacklos bleibt es auf alle Fälle, und der Himmel erhalte mir meine mühsam erworbene Philosophie, daß mich dieser närrische Mensch nicht überhaupt noch mit seiner Narrheit ansteckt und mir einredet, ich sei eine Art beauté. Denn allerdings behauptet er, wenn mir auch die beauté du diable fehle, so hätte ich dafür die beauté de Dieu, und die sei ihm lieber.

Und nun lebe wol, meine geliebte Seele! Ich werde jetzt viel seltener schreiben, ich habe alle Hände voll zu thun, und überdies ist er fast den ganzen Tag bei uns. Er wird Dir nächstens selbst schreiben, da er sich in Deine Briefe verliebt hat; nur meint er, Du würdest ihn aus dem seinigen nicht kennen lernen, er sei ein ungeschickter Schreiber. Und das sagt der Mensch, der den Brief vom 14. April geschrieben hat! O, diese Männer, kokett sind sie alle! (Das zur Strafe dafür, daß er mir beständig aufs Blatt schielt!)

Und hier noch einen Kuß, den ich eben zur Strafe bekommen habe. Ist es nicht erstaunlich, mit wie philosophischer Ruhe ich unverdiente Strafen hinnehme? Ach Cloti, verzeihe dies Geschwätz! Warum hast Du auch hören wollen, wie glücklich ich bin? Kann man noch weise bleiben, wenn man nach sechsundzwanzig Jahren zum ersten Mal jung ist?

Deine „geliebte" Lotte.

Digitized by Google

Aſtorga.

Verklungen war im hellen Opernſaal
Der Strom der Töne, Alles lauſchte
In Schweigen nach, es war als rauſchte
Ein Echo noch durch jede Bruſt. dem Strahl
Der Sonne gleich, die, ſchon geſchieden,
Noch einmal aufzuleuchten ſcheint,
Und alles fühlte ſich in dieſem Frieden
Mit ganzer Seele ſtill vereint.
Die Lichter flammten hoch empor,
Als ſuchten ſie ſich nachzuſtrecken,
Um von den Stimmen aus dem Chor
Noch einen letzten Klang zu wecken.
Von draußen in die lichten Räume
Ergoſſen durch die off'nen Fenſter her
Orangen und Akazienbäume
Den Blüthenhauch von Düften ſchwer.
Verſammelt war in ſeinem höchſten Glanz
Der Hof von Parma; Schleppen rauſchten
Und eiferſücht'ge Blicke tauſchten
Hier Diamanten mit dem Perlenkranz,
Dort ein Rubinreif in die Fülle
Von dunklen Locken eingewiegt,
Und Feuerblicke, von der Hülle
Der ſchwarzen Schleier kaum beſiegt.
In leiſem Zwiegeſpräch geſellt
Sah man von Allen, die da ſaßen,
Nur zwei; doch dieſe zwei vergaßen,
So ſchien es, um ſich her die Welt.
Des Fürſten Tochter war die Dame;
Der Cavalier? Wer war es, wußt' es wer?
Verſchollen, hieß es, ſei ſein Name,
Sein Stammbaum ausgelöſcht, und er
Als Kind ſchon aus dem Vaterland verbannt.
Doch wie zum Trotz der feindlichen Geſtirne
Stand, von den Beſten ſeiner Zeit erkannt,
Der Abglanz jener ſelbſt auf ſeiner Stirne.
War's nicht ein Hohn noch zu dem herben Loos

Daß ihm in ſeiner Seele Tiefen
Der Harmonien Borne ſchliefen;
Daß ſie ſein Geiſt dem Licht erſchloß,
Zur Sinnenwelt berief, in Tönen
Herausrief an den Erdentag,
Was von dem Urquell alles Schönen
Als Theil in ſeinem Geiſte lag? —
Noch Knabe, war er voll Begeiſterung,
Den frühen Lorbeer ſich zu holen,
Von einem Kloſter anempfohlen,
Aus Spanien gekommen, ſchön und jung.
Wer mußte nicht ein Mitgefühl empfinden
Mit ihm, dem ſchon als Kinde, wie es hieß,
Ein Loos ward, daß davon erblinden,
Ja, ſterben müßt' die Seele; doch auf dies
War mit dem Siegel des Genie's
Nur um ſo mehr das Ahnrecht eingeſchrieben,
Geliebt zu werden, und ſo heiß und wild,
Wie kaum ein andres Menſchenherz, zu lieben.
Er ſchien ein wunderthätig Leidensbild,
Zu dem vom Himmel mit Erbarmen
Ein Engel niederſteigt.
Und wirklich war das Fürſtenkind dem Armen
Mit mehr, als zartem Mitleid nur geneigt,
Sie liebten ſich, es ſchlug in Beiden
Bewußter Schönheit ſtolzes Herz,
So ſollten ſie den höchſten Schmerz
Inmitten eines höchſten Glücks erleiden.
Sie ſprachen ſich, wie ſich im Morgenland
Durch Blumen, Liebende verſtehen;
Und ihnen war Muſik das Band,
Das, wie ſie glaubten, ungeſehen
Nur zwiſchen ihnen Beiden fortbeſtand.

„Ich fürchte, Mäſtro", ſprach ſie jetzt,
„Als ihr die Saiten ließt verhallen
Nahmt ihr das Leben von uns Allen,
Und habt uns in den Tod gehetzt.
Kommt, wir verſteinern ſonſt, ich werde ſingen;
Und ihr, mit einem einz'gen Bogenſtrich
Könnt ihr bezaubernd neues Leben bringen
Selbſt in die Schattenwelt, begleitet mich!"

Er faßte wie im Traum die Hand,
Die ſie ihm bot; ein Triumphiren,
Ein glühend Inſichſelbſtverlieren
Flog über ſein Geſicht hin, und verſchwand

So schnell, daß unter Allen in dem Saal
Nur ein Blick diesen Zug bemerkte,
Und einen Argwohn rasch bestärkte,
Der längst schon in des Fürsten Brust sich stahl.

Sie sangen, und es war als suchten sich
Aus weiter Ferne beider Stimmen,
Und suchten sehnsuchtsvoll emporzuklimmen
In Höh'n, wo jeder Raum der Erde wich.
Dann jubelnd über Sonnenhügeln
Erreichten sie sich, um vereint herab
Zu stürzen mit den Feuerflügeln
In tiefe Dunkelheit, in Nacht und Grab.

Astorga sieht zum Fürsten sich beschieden,
Als kaum verhallt des Liedes letzter Klang
Und dieser sagt: „Ich bin mit Euch zufrieden,
Ich folgte, hoff' ich, dem Ideengang
In Eurem Tonstück, aber eins, mein Bester:
Ihr habt zu hoch gesetzt; ich fürchte nur
Ihr braucht ein größeres Orchester,
Ihr müßt nach Wien, dort lernt ihr Partitur.
Ein Reisewagen steht bereit,
Es werden meine Diener sorgen,
Daß ihr bis zu dem nächsten Morgen
Nicht mehr an unsrem Hof von Parma seid.
Lebt wohl!" und ihm mit kaltem Gruße nickend,
Am Arm sein Kind verläßt der Fürst den Saal.
Ein letzter Blick, ein Sonnenstrahl,
Aus dunkler Nacht durch Thränen blickend
Gab ihm noch, und mit mehr als Worte fassen,
Das süßeste Geständniß kund,
Dann ward es todtenstill um ihn, verlassen
Und einsam steht er in des Saales Rund,
Und hört nur krampfhaft, unterbrochen
Sein Herz in lauten, raschen Schlägen pochen.
„So wars ja", rief er aus, „von Anfang an,
Ich müßte mich in meinem Schicksal irren,
Hört' ich auf meiner dunklen Erdenbahn
Nicht ewig hinter mir das Eisen klirren,
Das Henkerbeil! von jedem Lebensglück,
Von Ruhm und Ehre mit der Hölle Spott
Jagt mich's hinweg', und zeigt zurück
Auf jenen Jammertag, wo vom Schaffot
Mich anstarrt meines Vaters Haupt;
Ohnmächtig mich an Dem zu rächen,

Der ihn ermorden ließ; beraubt
Der Hoffnung, je den Namen auszuſprechen,
Der unſer alt Geſchlecht bezeugt,
Vermag ich nichts, als ihm zu fluchen
Und in dem Troß, der ſich den Höfen beugt,
Den Stolz und Ingrimm zu verbergen ſuchen.
Wie glühend auch ſich oft das Herz empört
Beim Beifallklatſchen und den Lobesſpenden,
Wenn man den Künſtler gnädig angehört,
Um ihm darauf den Rücken zuzuwenden.
Dann fühl' ich, wie es kocht in mir und wallt,
Und unwillkürlich meine Fauſt ſich ballt,
Daß ich nach meinem Degen faſſe,
Um ſie zu lehren, daß ich haſſe, haſſe!
Doch wie mein Haß ſo heiß, doch mehr noch mächtig
Iſt auch —" er ſprach nicht aus das Wort,
Und durch den Garten hin, durch mächtig
Geſträuch und Labyrinthe ſtürzt er fort;
Dann öffnet er zur fürſtlichen Kapelle
Die Thüre, tritt zur Orgel hin,
Und ruft in Rieſentönen, Well' auf Welle
Aus ihrem Grund in vollen Melodie'n.

Noch iſt es Nacht, und durch die Fenſterſcheiben
Blitzt hell das Sternenlicht, an dem
Gewitterwolken ſchwer vorübertreiben,
Wie Sorgen um ein ſtrahlend Diadem;
Und vor Aſtorga's Blicken taucht
Sein Vaterland empor, Trinakria,
Vom Licht der Fee Morgana überhaucht.
An blauer Meerbucht liegt es vor ihm da,
Voll Sonnengluth und Mittagsſtille,
Ein Friedensbild der älteſten Idylle,
Mit Hirtenflöten, mit Geſang und Tanz,
Und heitrer Villen Marmorglanz;
Terraſſen, Statuen darüber her,
Aus Gärten dunkelnd, blüthenſchwer,
Orangenwälder, Pinien, Lorbeerbäume;
All' dies und längſt verſunk'ne Träume
Der Kinderjahre ſtellen ſich ihm dar.
Ein ſchmerzlich Sehnen wogt in ſeiner Bruſt,
Die Qual der höchſten Luſt,
Und jene Schwermuth, welche nur im Grunde
Der Freude lauert. Endlich tritt die Stunde,
Das Bild des größten Schmerzes tritt vor ihn
Im gleichen Augenblick, da wie ergänzend

Der Morgenſtrahl durchs Fenſter glänzend
Das Stabat Mater am Altar beſchien.
Wir hier beim Kreuz die Mutter Gottes,
So ſah er ſeine Mutter einſt im Schmerz vergeh'n,
Von Henkern hingehalten, ſteh'n
Am Fuße des Schaffotes,
Auf dem ſein Vater ſtarb; ein Orgelklang
So herzzerreißend wie ſein Schmerz ertönte,
Als ob ein Schrei aus tiefſtem Buſen drang,
Und laut aufgellend in die Nacht verſtöhnte.

Die Hand noch auf den Taſten, ſtund der Meiſter,
Als gegenüber an der Wand
Ein Vorhang, leiſe wie durch Macht der Geiſter,
Von unſichtbarer Hand
Zurückgezogen ward, zugleich
Im Betſtuhl eine kniende Geſtalt
Das Haupt erhob, und todtenbleich
Zum letzten Gruß ſich ſtill verneigte,
Indem ſie auf das Bild des Altars zeigte.

Als wankend und verſtört die Schwelle
Des Heiligthums Aſtorga überſchritt,
Verbeugten Herrn und Damen ſich zur Stelle.
Er ſah es nicht, es war ja, was ſein Inn'res litt,
Zu groß für jede Rache, jeden Spott;
Ihm war, als ſtieg er ſelbſt auf ein Schaffott.
Nur einen Blick war ihm gegönnt, zurück
Zu werfen noch auf all ſein Erdenglück,
Auf Alles was ihm hold geweſen; dann
Flog mit ihm fort das brauſende Geſpann.

München, September 1868.

Herrmann Lingg.

Digitized by Google

Im Herzen von New-York.

New-York führt den volltönenden Namen „Empire-City", und wie sonderbar sich derselbe auch als Attribut einer republikanischen Metropole ausnehmen mag, seine sachliche Berechtigung kann ihm Niemand streitig machen. Denn kaiserlich, großartig ist Alles an dieser Stadt: ihre Lage, ihr Wachsthum, ihr Reichthum, ihr Elend, ihr Glück und ihre Verderbtheit. Am großartigsten aber die Gegensätze, welche diese Königin der neuen Welt mit den Falten ein und desselben Purpurs bedeckt. Zwar erscheinen andere Weltstädte thatsächlich nicht ärmer daran; aber in keiner treten sie so schroff, so herausfordernd, so unmittelbar nebeneinander gedrängt, vor das Auge.

Wer könnte jemals das Leben, das meereswogenartige Treiben des Broadway und der Bowery vergessen, der nur eine Stunde davon fortgerissen ward? Beide durchschneiden die schmale, langgestreckte Stadt von Norden nach Süden, ersterer ganz, die letztere nur zum Theil; beide zeigen sich alsbald als die Hauptbetten, darin der Verkehr des inneren New-York auf und nieder fluthet. In meilenlanger gerader Linie streckt sich der Broadway aufwärts, eine Heerstraße des Weltgeschäfts, eine den gesammten Nationen zugehörende Arena des Handels, mit Allem, was kostbar, Allem, was nützlich, und Allem, was wünschenswerth ist. Dichte Reihen von Wagen, Lastfuhrwerken, Karren und Gespannen aller Art wälzen sich in bunter, unentwirrbarer Mannigfaltigkeit dahin. Die Trottoirs auf und nieder wimmelt und webt eine Hochfluth von Fußgängern, rastlos nach Nebenstraßen und in die Häuser abfließend, ebenso rastlos aus ihnen zuströmend. Paläste mit Marmor-, Porphyr- und Eisenfronten thürmen sich längs der Seiten zu vier, fünf und sechs Stockwerken empor, welche vom untersten Kellerraum bis zum Giebel hinauf dem Geschäft, meistens ein und demselben, gehören. Ihres Käufers harrend liegen in diesen enormen Räumen die Reichthümer aller Erdstriche, die Erzeugnisse aller Industrieen aufgehäuft. In wenigen Stunden kann hier die Morgengabe einer Fürstin zusammengestellt, in einigen Tagen eine Armee von vielen Tausenden ausgerüstet werden. Der Broadway ist der Bazar von ganz Nordamerika. Es ist die Tausend und Eine Nacht des Handels, des Luxus, des großartigsten Menschengewühls, welches sich auf ihm entfaltet.

Weniger glänzend, weniger üppig, aber kaum weniger belebt ist die Bowery, der zweite Heerweg des geschäftstreibenden New-York. Aber während auf dem aristokratischen und kostbaren Broadway das rauschende Leben um sechs Uhr verstummt, lebt die plebejische, billigere Bowery tief in die Nacht hinein. Sie und ihre Geschlechter müssen den Feier-

Digitized by Google

abend zu Hülfe rufen, denn auf den Tag hat die Handarbeit, der Broderwerb Beschlag gelegt.

Was aber befindet sich zwischen diesen beiden, einander so nahe dahinlaufenden Hauptarterien des Riesenkörpers von New-York? Zwischen ihrem mittleren Lauf, dort, wo das eigentliche Herz der Metropole schlagen sollte? Das Herz! — etwas ganz Anderes tritt Demjenigen, dessen Fuß hier von einer der beiden Hauptstraßen abirrt, entgegen! Nach wenigen Schritten schon verliert er sich in ein Gewirr von kleinen Gassen und Gäßchen, von Schmutz, Elend und Abscheulichkeit, an und für sich kaum begreiflich — doppelt räthselhaft in so unmittelbarer Nähe jener lichtvollen Bezirke. Der Traum selber könnte den Wanderer nicht schneller aus einer Region des heitersten Tages, des vollen, gesicherten Menschentreibens, in eine Sphäre der unheimlichsten Dämmerung führen. Jene traurigste Gegend von New-York, deren Mittelpunkt die „Five Points" sind, hat sich vor ihm geöffnet.

Rechtwinkelig mündet von Osten her Worth-Street in den Broadway. Sie führt direct nach jenem Brennpunkt des Ruins und der Verwahrlosung, von dem es auf den ersten Blick klar wird, woher sich seine seltsame Bezeichnung schreibt. Die Straßen Worth, Baxter und Park treffen hier zusammen und kreuzen sich in einer Art und Weise, daß fünf unregelmäßige Ecken entstehen, welche dem ganzen Platz etwas Scharfes, Spitzes und Schiefes geben. Das Pflaster ist selbst für New-York abscheulich, der Schmutz und der Staub darauf unbeschreiblich. Niedrige Häuser, von verwittertem Holz oder zerbröckelnden Ziegeln — halb Ruinen, halb Spelunken — geben ein Bild der Verwahrlosung, die in ihnen ihren Sitz hat. Zertrümmerte Jalousieen, eingeschlagene Fenster scheinen eher auf gänzliche Verlassenheit zu deuten, als auf überfüllte Schlupfwinkel zahlreicher Menschenexistenzen. Menschenexistenzen — und welche! Da liegen Haufen von Lumpen und Abfällen umher, die von Negerkindern sortirt werden, deren Kleidung von dem Sortiment unter ihren Fingern zu unterscheiden kaum noch möglich ist. Das irische Weib mit feuerrothem Gesicht und mangelnder Nase und der dicke Mulatte, die eben aus jenem Keller emporwanken und geblendet vor der hellen Sonne zurücktaumeln — sie sind ein Ehepaar und genießen in den ganzen Five Points einer gewissen fürchterlichen Reputation. Aus anderen Kellern, zu denen ausgebrochene und schlüpfrige Stufen schneller hinunter befördern, als man glaubt, qualmen Brandy-Miasmen, ertönen lärmende Stimmen, die auch nicht der leiseste Hauch menschlichen Wohllauts mehr beseelt. Gestalten wanken längs der Häuser hin, mit denen verglichen der uncivilisirteste Sproß der Wildniß ein Träger der Grazie erscheint. Jenes Haus mit schiefem Dach, vorgesenkter Front und papierverklebten Fenstern ist im Augenblick leer. Es ist ein chinesisches Boardinghaus und seine Bewohner sind auf ihren Geschäftsgängen aus. Es fehlt in New-York nicht an Söhnen des himmlischen Reiches. Sie hausiren mit Cigarren, arbeiten für Tagelohn, sparen, betrügen und leben von ein paar gebratenen Ratten oder Fleischabfällen

Digitized by

eine ganze Woche lang. Zu Dutzenden pferchen sie sich hier Abends in kleine Räume zusammen, deren Oberaufsicht von irgend einem unternehmenden Portugiesen, der einmal in Macao, oder einem herabgekommenen Yankee geführt wird, welcher einmal in Canton gelebt hat. Daß es der Bewohnerschaft dieser Gegend nicht an Aufregungen fehlt, läßt sich bei ihrem abnormen und desperaten Charakter leicht denken. Bald sind es ein paar boxende Irishmen, bald ein paar kämpfende Megären, die dafür sorgen. Bald schaart sich eine johlende, enthusiastische Menge um ein paar beißender Hunde oder balgender, halbnackter Jungen. Aber ein Scepter giebt es, vor dessen Schwingen sich alle diese Gemeinheit und Bestialität schweigend beugt und zitternd auseinander stiebt: der kurze Hickorystab des Polizisten. Nur wenige Viertel von hier und in massivem Quaderbau zeigen sich die „Tombs", das New-Yorker Polizeigefängniß. Die Bewohner der Five Points wissen, daß sie in seinen Mauern auf weniger Gnade zu rechnen haben, als irgend andere Menschenkinder. Kaum zeigt sich daher einer jener Gewaltigen auch nur von fern, so löst sich die Verwirrung, und in Gäßchen, Keller, Thüren und Schlupfpforten ist Alles verschwunden, ehe sich noch der Staub verzogen, der unter ihren fliehenden Füßen aufwirbelte.

Doch genug der Genrebilder aus den Five Points. Daß sie nach dem Leben gezeichnet sind, wird den Widerwillen, den sie zu erwecken geeignet sind, nicht austilgen. Es giebt kein Laster, kein Elend, keinen Schmutz, die in diesen Quartieren nicht ihren Sitz hätten. Sie gehören dem Cultus des Branntweins, der armseligsten Frauenschande, dem verderbtesten und hülflosesten Elend, welches sich rattenkönigartig in scheußlichen Phalansterien zusammennistet — und noch immer dem Verbrechen an.

Noch immer — wenngleich die Blüthezeit der Five Points längst vorüber ist und wenn auch der Tag, da irgend ein großes Unternehmen sich hier in Palästen ansiedeln und all' diesen Schutt und diese Verkommenheit hinwegfegen wird, schon morgen anbrechen kann. Der Anfang hierzu ist bereits gemacht. Schon ist das Licht des nahen Broadway in diese Regionen gefallen. Das lehrt ein einziger Blick auf die beiden stattlichen, von Ziegelsteinen aufgeführten Gebäude, die sich aus ihrer verfallenen Umgebung erheben wie Oasen aus dem Geröll der Wüste. Ihr Dasein ist der Beweis, daß die Blüthezeit der Five Points vorüber ist. Unter den Hammerschlägen, unter denen sie entstanden, wurde die blutige Romantik, welche diesen Stätten anklebte, zu Grabe getragen. Das eine dieser Gebäude empfing von seinen Gründern den Namen „Five points house of industry", und wurde an jener Stelle aufgeführt, welche durch die furchtbarsten Erinnerungen der ganzen Oertlichkeit bezeichnet ward. Hier stand die „Cow Bay", die ärgste Diebes- und Mörderzuflucht, von welcher die Annalen der New-Yorker Polizei zu berichten wissen. Die anstoßenden Gäßchen führten Namen, welche sich selbst commentiren, so das „Mördergäßchen" und die „Jakobsleiter". Die Sicherheitsbehörden verzweifelten daran, diesen Augiasstall von Dieberei, Hehlerei, Mord und sonstigem Gräuel zu reinigen, und es war

ein gesegneter Gedanke, den menschenfreundliche Capitalisten faßten, den Grund mit den Gebäuden darauf zu erwerben und die letzteren zerstören zu lassen. Auf den Trümmern des Verbrechens erhob sich ein Asyl, dessen Thore sich Jedem öffnen, der in seinen und der Ordnung Schooß flüchten will.

Die andere Oase ist das „Five points Missions house", welches auf dem Platz der „Old Brewery" und des „Blutgäßchens" errichtet wurde. Es enthält Schulen für die Kinder der in diese Regionen Verstoßenen. Hier lernen dieselben zuerst eine andere Luft athmen, bis sie heranwachsend von selbst dem Weichbild des Jammers entfliehen und ein Leben draußen unter den übrigen Menschen beginnen. Das Institut steht unter dem Schutz hochangesehener Familien. Nicht selten halten hier Equipagen aus den feinsten Gegenden der Stadt, deren schöne Besitzerinnen die Schulräume durchwandern, Geschenke und holde Worte an die beklagenswerthen Kinder spendend, um deren Besitz hier mit dem Elend gerungen wird.

Wie viel durch diese beiden, noch jungen Institute bereits gewonnen worden, das lehren die Vergleiche, die ein jeder, mit den Five Points von früher her vertraute Polizist, anzustellen vermag. Noch mag es gewagt sein, diese Oertlichkeiten bei finsterer Nacht zu durchstreifen — die Gefahren, die sie früher zu allen Tageszeiten boten, drohen heute Niemandem mehr. Das Verbrechen, einst der heimische Insasse dieses Bezirks, ist zu einem Gast in demselben geworden oder es zieht sich doch wenigstens in die dunkelsten Schlupfwinkel zurück. Das, was noch zur Stunde die Augen empört und das Gefühl verletzt, ist weniger der offene Frevel und die offene Gewaltthat, als mehr die Rohheit, der Schmutz und die Schande, welche sich hier breit machen. Sie aber genügen noch immer vollauf, Demjenigen den Athem zu benehmen, der an eine andere Atmosphäre gewöhnt ist.

Zurück denn zu ihr! Nur wenige Schritte und schon wieder rauscht das Leben des Broadway an dem Aufathmenden vorüber. In seiner Seele aber tönt es: groß und kaiserlich bist Du, New-York, in Allem, und man mag Dich wol die Empire-City nennen; am größten aber bist und bleibst Du in Deinen Gegensätzen!

Udo Brachvogel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Klatschschwestern.

Nach einem Bilde von W. Amberg. *Gestochen von Th. John.*

Digitized by Google

Der Aberglaube in unſerem Salon.

Der Aberglaube auf dem Lande, unter dem Bauernvolke, iſt eine grauenhafte Krankheit, ein blinder, dumpfer Wahn, der die ganze friſche grüne Welt in die Hände finſterer, blöder aber boshafter Mächte giebt, der jeden Einzelnen ohnmächtig macht gegen all' die ungreifbaren Todtenelemente, die ſein Fuß im Staube des Bodens berührt, oder die einſt vor vielen Jahren ſündhaft und lebendig in ſeinem Zimmer gewandelt ſind

Dieſer Aberglaube hat ſich faſt immer nur im Böſen, niemals im Guten geäußert. Er rauchte genau bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts aus dem Scheiterhaufen armer alter Weiber auf, er durchſtach noch vor Jahrzehnten das Herz unlängſt Begrabener mit einem Pfahle, er läßt arme Menſchen gemieden und einſam werden um eines Drudenfußes willen, den ſie vielleicht einſt unbefangen auf den Sand vor ihrer Hütte gezeichnet haben. — Nur Böſes, nur Schaden kennt dieſer Aberglaube. Er dient weder der Liebe, noch dem Guten, noch dem Schönen, immer nur dem Haß, der ohnmächtigen Bosheit und der Schadenfreude Er hat keinen Funken Geiſt, dieſer Aberglaube, und keine Spur von Anmuth. Er hat rauhe ſchwielige Hände, Triefaugen, einen unverſtändlichen Jargon, und iſt geldgierig. Das Geld iſt ihm das letzte Warum, für das er in Gräbern wühlt; er riskirt ſeine Seligkeit für einen goldſpeienden Hahn. Man weiß kaum, ob eine ſchreckliche Glaubensloſigkeit oder der dumpfe Glaubenswuſt die Wurzel dieſes Aberglaubens iſt. Michelet will ihn daraus erklären, daß das Volk noch immer an den alten unſichtbaren Naturgöttern hänge und ihnen glaube und von ihnen Dienſte fordere.

Wir ſind in Steiermark in den Bergen. Dieſes alte Weib dort iſt die Sellhoferin. Und ſie iſt eine Hexe. Warum? Was hat ſie gethan, um dieſen Namen zu verdienen? Hat man geſehen, wie ſie zum Rauchfang hinausflog, oder wie ſie eine Kröte ſchlachtete, um ihr das Herz herauszunehmen? Nein. Aber ſie wohnt in einer kleinen, in einer ganz kleinen Hütte. Und dennoch hat ſie vier hübſche ſtarke Söhne ausgeheirathet an Bauerstöchter, und alle wohnen in großen ſtattlichen Bauernhäuſern und verſpielen Sonntags viele Gulden in der Schenke. Und das Alles ging von dieſer kleinen, elenden, einſamen Hütte aus! — Die Hütte wird noch einſamer dadurch. Sie iſt grün umrankt, von ſteilen, moosbewachſenen Felſen überragt, ein Fliederbaum iſt zutraulich über das morſche Dach gelehnt, im Gärtchen davor ſtehen Lilien wie Kerzen den Weg entlang, und ein alter Hund — keine Katze! — blinzelt auf der Schwelle treu mit den Augen. Aber kein Fuß betritt die Schwelle der Hütte, wenn er nicht muß. Wer weiß, was man darin finden könnte!

Die niedrigen Wände, von denen der Kalk abgesprungen ist, haben wo-oft schon das Wort pista, pablo, purocha! gehört, und wenn der Kopf eines Todten die schmutzige, von schwarzen Strichen durchäderte Diele berührt, so öffnet er die Augen. — Es ist ein Crucifix an der Wand da: wenn die Sonne hell in die kleinen blinden Scheiben hineinscheint, sieht man es durch die Stube blinken, Aber das ist ein Beweis mehr. Man braucht immer ein Crucifix zum Sabbath, vor dem der Teufel die Messe liest.

Mit dem jüngsten Sohne der Hexe ging ich einmal im Morgen-grauen durch die Berge. Das Morgengrauen im Freien ist immer wie eine Erlösung von irgend einem Bann. Es ist noch ganz finster, aber weiß-finster. Es ist als höben sich von Allem und Jedem weißliche dichte Schleier ab, und Nebel wälzen sich langsam und dick bis unter die Füße heran, wo sie in lichten, feuchten Dunst zerrinnen. So schritten wir im Grauen dahin und sprachen: daß es um diese Stunde sei, als kehrten alle Todten in ihre Gräber zurück und zögen ihre weißen Leichentücher nach. Der Sohn der Hexe, ein schönes heimatliches Männergesicht, die feine und doch kräftige Männergestalt in die Gebirgstracht gekleidet, schritt schlank neben mir her. Er schaute mich mit seinen heimatlichen Augen an. „Es gibt keine Todten, die herumgehen", sagte er, „und ich glaube nicht daran." — „Ich aber", sagte ich. „Ich komme eben aus Polen herüber. Dafür glaubt Ihr hier an Hexen, an die ich nicht glaube." — „Hier überall", sagte der Bauer und schaute in die weißen Nebel hinein. — „Ich möchte einmal einen Sabbath sehn." — „Der ist nur in der St. Johannisnacht. Es sollen da seltsame Dinge zusammenkommen in' mancher Hütte. Mönche mit Rosenkränzchen, die längst aufgehobenen Orden angehören, Weiber, die in einem Thierleib endigen. Dinge, die eigentlich Bäume sind, voll dürrer Aeste und Rinden umgeben, und die sich doch bewegen und ein Gesicht haben. Im Wald sind viele stumme, todte Sachen, die dann lebendig werden und an den Menschen heran-treten." — „Woher weißt Du das?" fragte ich. — „O, das erzählt Einem ja schon die Mutter, wenn man noch ganz klein ist", sagte er. — „Und kennt man Hexen?" — Er lachte. „Ja, da ist eine alte Bäuerin, die schon seit acht Jahren nicht aus dem Bette kam, eine unheilbare Kranke, und nur deshalb sagte man ihr nach, daß sie eine Hexe sei, und Einer, dem sie was anthun wollte, habe ihr einen Gegenspruch gemacht und sie so „angesetzt". Alle contracten alten Weiber sind Hexen. Die alte Färberin im Markte drüben ist ja auch eine. Denn der Holzsepp ist einmal Nacht auf die Pirsch gegangen, mit einer Feldflasche an der Seite und die Flinte auf dem Rücken. Und im Walde da hat er ein Weib gesehn, das den Thau in einem Mehlmaße zusammenfaßte. Das Weib hatte keinen Kopf, aber er hat die alte Färberin wol erkannt — und er hätte auf sie geschossen, denn er hatte den Schuß für Hexen in der Flinte, den nicht Jeder hat: aber sie waren doch Nachbarsleute. Und so sagte er ihr nur andern Tags, sie solle das wilde Zeug lassen das nächste Mal wo er sie so treffe, sei es ihr Ende."

Digitized by Google

„Und die alte Färberin?"

„Die sagte: „Ja, Sepp. Ich geb's auf. Es sieht doch nichts dabei heraus." Aber sie hat's doch nicht gelassen, denn sie will schon immer sterben und kann nicht."

Wir kamen an der Hütte seiner Mutter vorüber. Die Ränder der Berge begannen rosig zu werden, der Fliederbaum glänzte wie ein Rosenblatt in seinem Thau, der ihn förmlich schwellte, daß er kein Blättchen auf das Dach zu stützen brauchte. Der alte Hund schlug an und kam bis an's Gitter und wedelte dem Sohne seiner Herrin zu. Ein Hahn krähte und die Lilien zitterten sanft auf ihren Stielen. Und der Sohn der Hexe reichte mir die Hand. „Willst Du nicht den Tag hier erwarten? Du hast noch eine halbe Stunde nach Haus, und der Thau ist jetzt am ungesündesten." — Wir traten in die Hütte. Im andern Zimmer hustete die arme Hexe und das Crucifix streckte uns seine Arme entgegen.

* * *

Es ist ein eigenthümliches Gefühl, wenn man zwischen hohen Bergen, in der Stille eines vergessenen Thales zwischen den Hütten lebt, wo sich die Naturreligion noch in tausend Zauberwirkungen erhalten hat. Anfangs lacht man im Karpathendorfe über den Hahn des stillen, alten Nachbarbauers, der täglich einen Groschen kräht; man lacht über die naive Poesie der alten Nachtwächtersfrau, die, aus der Weidenau heimkehrend, den Teufel fahren sah, im Viergespann, rasch, wie den Wind. „Hui!" rief er und fort war er wieder. Oder war es ein Schwindel? „Denn ich bin schon ein altes Weib." Aber nach und nach verliert die Sache den Witz, man kann nicht mehr lachen, wenn sich Etwas so oft, täglich wiederholt. Die hohen, steilen Berge sperren das Thal ab von jedem freigeistigen Hauche und die Einsamkeit und die Stille bei Tag und Nacht sind so belebt mit Gedanken, die nicht Fleisch und Blut haben. Und wenn das alte, mit dem Kopfe zitternde, wackelnde Spitalweib erzählt, sie habe in dieser Nacht die „Klage" gehört, unter ihrem Fenster, durch das Rauschen des Mühlstromes hindurch, und es werde heut irgendwer sterben . . , da fragt man sich mechanisch: „Wer kann das sein? . . . Und wenn man an den vielen, vielen mit hundert grellen Wunderbildern beklebten Kreuzen der Gebirgsstraße vorbeikommt, wo überall ein Unglücksfall in hundert Farben verewigt wurde: ein Fuhrmann, der an dieser Stelle von seinem eigenen Wagen überfahren wurde, ein Mann, den man mit zerschmettertem Haupte gefunden, ein ermordeter Geizhals, oder ein verunglückter Holzflößer; und über jedem dieser steifen, zinnoberrothblutenden Leichname dieselbe Maria mit dem Jesuskinde in derselben gelbgeränderten blauen Wolke; und nirgends ein Mensch in der Nähe: da fühlt man sich so allein mit der Natur, und die Natur ist so unerbittlich, so allmächtig dem königlichen Menschen gegenüber, man fühlt sich so ohnmächtig vor dem Zufall, dem man hier nur den Namen der Vorsehung geben mag, so klein der Macht gegenüber, die in Felsen, Strömen, Thieren

Digitized by Google

und Menſchenhabſucht auf mich lauern kann in allen dieſen verſchwiegenen, ſtillen Thalſchluchten oder Büſchen, daß man endlich jedes Heiligenbildchen als menſchlich anmuthende Geſellſchaft begrüßt, und jeder Aberglaube iſt uns wie ein Halt gegen die rieſige, ſtumme, feindliche Natur.

Der Aberglaube der Bauern iſt drückend, demüthigend, ſchauerlich. Aber wir haben noch einen zweiten Aberglauben, den wir dem Amüſement dienſtbar gemacht haben: den Aberglauben in unſerem Salon. Es ſind da immer ſo viele Seidenroben und ſo viele Backenbärte, daß wir die Natur nicht fürchten, und die Bosheit der Menſchen iſt hier nur im Kuſſe oder in der Verbeugung. Der Aberglaube iſt hier nicht ein Troſt, ein Retter, er iſt das, was uns in der Kinderſtube das Märchen war. Ein Gruſeln zum Thee, eine niedliche Pikanterie zur alten Médiſance. Er unterhält die Verliebten und unterhält die Gelangweilten. Er hat ſich behandſchuht und iſt ein Spiel geworden wie das Tournier oder die Jagd.

Dieſer Aberglaube hat uns ſo viele Spiele geliefert. Aber noch Niemand hat ſie ſortirt. Man ſollte es doch thun, meine Damen, nicht wahr? Wollen Sie, daß ich Ihnen eine Lection gebe? Der „Salon" ſpricht ja von allen Moden, warum nicht von dieſer hundertjährigen, die um ſo tiefer eingewurzelt iſt, als ſie ſich nur erröthend bekennt — zur Stunde, wo Chopin ſchon abgethan iſt und man noch nicht nach Hauſe gehen mag. Da haben wir vor Allem das Kartenlegen.

Das Kartenlegen bei der klugen Frau in der Vorſtadt iſt zu ernſt; man geht gern hin, aber man zittert dabei und ſchämt ſich; unſer Kartenlegen, im Salon, das iſt der echte Kindereruſt der Liebe. Obendrein kann ich mich einiger Geſchicklichkeit darin rühmen. Ich habe es von einem Weibe in den Karpathen gelernt. Sie hatte graue Haare und ſprach durch die Naſe. Mein Freund George hat es in Ungarn von einer Zigeunerin gelernt, die eine kurze Pfeife im Munde hatte. Er kann es ganz anders, aber das thut nichts. Bald trifft es bei mir ein, bald bei ihm. — Ah, wie Sie mich bitten, meine Damen! Gut. Hier ſind die Karten; nehmen, mêliren, coupiren Sie — zweimal, ſo: und jetzt immer acht Karten in der Reihe. Sehen Sie, uns kümmern nur die Karten, die um Sie ſelber herumliegen, Madame, um die Coeur-Dame, es ſind immer nur die nächſtliegen zwölf Karten, die eine Bedeutung haben. Coeur-König iſt der Mann, dem Ihr Herz am Innigſten zugethan iſt . . . Ihr Bruder vielleicht, ein Verwandter, Ihr Gatte, wenn Sie verheirathet ſind . . . warum lachen Sie, Madame? Oh! vielleicht auch . . . Kurz, da iſt er. Und Coeur-Bube, das iſt das, was er im Kopfe führt. Coeur-Sieben, iſt die Liebe, die Sie hegen oder die Sie einflößen, je nachdem ſie Ihnen oder ihm näher liegt. Die Acht, das iſt eine Freude von einer Seite, die Ihnen gleichgiltig iſt. Ihr Kammermädchen wird vielleicht einen verlegten Schmuck wiederfinden, oder Sie werden ſich auf einer Landpartie amüſiren. Coeur-Neun, das iſt ein glücklicher Tag, der Ihnen bevorſteht, ein ganzer Tag, oder vielleicht eine ganze Woche voll Reminiscenzen. Coeur-Zehn,

Digitized by Google

das ist — Sie erhalten wol einen Brief von Ihm, gewiß, in welchem er Sie um Ihre Liebe oder um Ihre Hand bittet. Oder es ist schon die Heirath selber, ja schon jetzt, schon dieses Jahr. Und wie glücklich Sie sein werden! Coeur-Aß ist Ihr Haus, Ihre Heimat. Der Carreau-König, das ist ein blonder Herr, ein Herr vom Militair oder ein hoher Herr, ein schöner Herzog, oder wenn Sie einen Bruder haben, dann ist's dieser Bruder. Die Carreau-Dame ist seine Gattin, wenn sie an seiner Seite liegt, sonst eine Verwandte, oder auch eine Dame der . . . kurz eine Dame, die nicht werth ist, daß man hier von ihr spricht . . . Carreau-Bube ist der Bote des Glücks: alle Karten, die bei ihm stehen, bringen uns Glück. Carreau-Zehn ist das Geld, viel Geld, der Reichthum; Carreau-Neun irgend eine Einnahme, Carreau-Acht eine Unterredung mit einer fremden Person, Carreau-Sieben ein Geschenk, Carreau-Aß das Glück. Der Pique-König ist ein Beamter, ein Bürgerlicher oder ein erhörter Anbeter. Pique-Dame ist seine Gattin, wenn sie an seiner Seite ist, allein für sich, ist sie eine falsche Dame; was ihr folgt, wird uns überraschen. Pique-Zehn ist die fremde große Stadt oder die Reise, Pique-Neun ist ein Antrag, Pique-Acht bringt Gewißheit aller Karten, die ihr folgen, Pique-Sieben macht Alles was ihr nahe liegt zu Nichte: es ist die Wasserkarte. Pique-Aß ist das fremde Haus. Trèfle-König ist Ihr Papa oder ein alter Herr, Trèfle-Dame Ihre Mama oder eine alte Dame, Trèfle-Bube ein Geistlicher: steht er beim Trèfle-Aß, so zeigt das sichern Tod: allein für sich ist er Verdruß. Trèfle-Zehn ist ein Unglück, Trèfle-Neun ein Brief, Trèfle-Acht ein Zank, Trèfle-Sieben . . . ach, die gefährliche Karte! Julia hat sie aus den Karten gezogen, ehe sie die erste Nacht mit Romeo verkoste, und Gretchen hat sie auf ihrem Tische gefunden, ehe sie zur Kindesmörderin wurde. Trèfle-Aß ist eine Krankheit.

Wie bekannt und vertraut wir geworden sind während des Kartenlegens, meine Damen. Sie haben dabei so oft gelächelt, daß Sie mir beinahe Confessionen gemacht haben. Sie lieben vielleicht. Mein Gott, wer hätte das nicht? — Wir haben leider keine Liebestränke mehr, aber Sympathieen: wenn man sich z. B. die Manschette der geliebten Person verschaffen kann, das ist so gut, so sicher! Aber man muß sie stets bei sich tragen. Und die betreffende Person kann dann nicht von uns lassen, auch wenn sie wollte, nicht. Aber wechseln Sie mit ihr um Gotteswillen keine Locke, kein einziges Haar, denn Haare trennen, trennen sicher: zwei Liebende wechseln Locken, und eine Albernheit, ein Nichts entzweit sie, auf Wochen, wol auf immer. War es nicht die Gemahlin des romantischen, des galanten, des mit Juwelen ganz bedeckten Herzogs von Buckingham (den Sie, meine Damen, aus Duma's „Trois Mousquetaires" besser kennen werden, als aus der veritablen Geschichte, wiewol er darin eine recht traurige Rolle gespielt hat) — war es nicht die Gemahlin dieses ritterlichen Abentheurers, die ihm schrieb: „Liebes Herz, ich hoffte sicherlich, daß Du mir eine Locke Deines Haares schicken würdest und nun zu meinem Schmerz schickst Du sie nicht. Aber da

Digitized by Google

ich sehe, daß Du die Idee hast, es möchte Unglück bedeuten, so will ich mich beruhigen, obwol ich glaube, daß es nur ein Altweiber-Märchen ist." — Ein Altweiber-Märchen in der That! Und doch saß fünf Jahre später der Dolch eines Mörders tief in der Brust des schönsten Mannes von England, den sogar eine Königin geliebt!

Sitzt man an einer Spielbank, so kann man die Neigung einer anwesenden Person gewinnen, wenn man eine halbe Stunde lang stets auf dieselbe Karte setzt wie sie. In Polen habe ich viele Damen getroffen, die einen halben Ring unter ihren Joujoux hatten: man hält das für ein gutes Mittel der Untrennbarkeit. Aber es ist riskirt; sobald der eine Theil seine Ringhälfte verliert, so ist das Verhältniß, und wäre es glühend wie das zwischen Jason und Medea und fest wie das Hero's und Leander's, zu Ende.

Am meisten vertraut ist uns aber das Amüsement des Aberglaubens bei den verschiedenen Hazards unseres Lebens. Und der größte und interessanteste Hazard bleibt immer das Spiel. Um im Spiele zu gewinnen, immer, nehme man das frische Herz einer Fledermaus, trockne es, ziehe einen rothen Faden mitten durch dasselbe, hülle es in ein rothes Läppchen und trage es am linken Arme bei sich. Probatum est. Es giebt wol noch eine zweite Spielsympathie, aber die ist gefährlich, so unfehlbar sie ist. Es ist dies ein Sargnagel, der schon alle Miasmen der Verwesung durchgemacht hat. Mit einem Sargnagel in der Tasche muß man gewinnen, unfehlbar, wenn man — nicht verliert. Aber eben das Letztere ist gefährlich, denn Derjenige, der gegen unsern Sargnagel gewinnt, gewinnt sich den Tod, und man ist dann bongré malgré nicht viel besser als ein Mörder. Und noch dazu ohne Nutzen.

Noch muß man hinzusetzen, daß Spa und Baden-Baden mehr für Fledermäuse, Homburg mehr für Sargnägel empfänglich sind.

Das Alles bringt also das Glück des Spiels. Aber was ist dieses Glück gegen das Glück, la bonne fortune überhaupt? Und das letztere kann man noch immer nur mit einem einzigen Ding zu sich rufen: mit dem vierblätterigen Kleeblatt. „Das wissen wir ja schon Alle!" rufen Sie? Ja, aber was man nicht weiß und was mir eine alte hochadelige Hexe, die vor Glück beinahe zum Gerippe eingetrocknet war, gesagt hat, ist, daß nur das selbstgefundene Blatt Wirkung hat. Wenn man es einer geliebten Person schenkt oder eines annimmt, bringt das beiden Theilen Unglück.

Ein Aberglaube, der ziemlich begründet ist, ist auch der der Farben. In Schwarz und Weiß macht man die meisten Eroberungen, sie sind aber größtentheils still, verschwiegen und sans conséquence. In Gelb gewinnt man niemals Liebe, in Rosenroth und Lichtblau noch weniger. In Braun begegnen Viele zum erstenmale dem Mann, der ihr Gatte werden soll oder ihrer echten, wahren Liebe.

Am Hochzeitstage ist jede Toilette erlaubt bis auf eine blaue und mit Perlen. Ein blaues Brautkleid macht bald zur Witwe, Perlen-

Digitized by Google

schmuck am Altar macht das ganze folgende Leben elend, elend zum Verzweifeln, thränenlos elend.

Zerbricht man einen Spiegel, so kann man gewiß sein, von da ab noch sieben Jahre nicht zu heirathen. Schenkt man über die Hand Wasser in's Glas, so wird man sicher vom Schlag getroffen — so bald als möglich. Reicht man einem Freunde oder einer Geliebten unter der Thür die Hand, so ist das sichere Trennung. Ist man in Polen und Weißrußland, und hört man vom Weichselmännchen reden, von diesem kleinen, lieben Kobold, der dort so bekannt und zu Hause ist, so hüte man sich ja, über ihn zu spotten, er ist sehr empfindlich und sendet uns sonst alle nur möglichen Haarkrankheiten über den Hals.

Der verbreitetste, bewiesenste, sicherste Aberglaube ist indeß wol der des bösen Blickes. Man trifft die Leute mit dem bösen Auge nur in der guten Gesellschaft. Am meisten vertreten sind sie in den Palästen Roms. Da ist z. B. in der Capranicastraße ein altes Haus mit der echten braunen einbalsamirten Wetterfarbe, über den Portalen sind schwere zersprungene Wappen, aus deren Rissen verbranntes Gras herabhängt, und wenn in den Zimmern desselben eine Soirée gehalten werden soll und ein Meer von Lichtern auf zu beleuchtende Gruppen wartet, da bleiben die Säle leer, nur die Bedienten gehen ab und zu, nur einige atheistische päpstliche Officiere klatschen mit einigen Damen, die den bösen Blick der alten, grimmen, noch immer decolletirten Dame des Hauses nicht zu fürchten brauchen, weil sie die Ehre haben . . . mit ihr blutsverwandt zu sein. „Es wird mir ein Unglück passiren, sie hat mich „mit dem Blick" angesehen!" — hört man oft liebliche weißgekleidete Mädchen in Rom flüstern.

Eine Eigenthümlichkeit des bösen Blicks ist es, daß er das ausschließliche Eigenthum altadeliger Familien ist. Er läßt sich nie blenden durch den Reichthum der haute finance und durch die Dienerschaft der Emporkömmlinge Der Besitz eines bösen Blickes ist ein besserer Adelsbeweis als eine mit verblichener Tinte bemalte Pergamenthaut und Riesensiegel in Bleikapseln.

* * *

Aber es ist schon ganz dunkel geworden, der Mond steigt hinter den Pappeln auf und ich höre schon den verhaltenen Schritt des Bedienten, der die Lichter bringt. Der Aberglaube verkriecht sich rasch wie eine von der Großmama ertappte Kartenschlägerin . . . Wir müssen wieder vernünftig sein . . . Adieu und à bientôt? . .

Digitized by Google

Das Hinsterben der Naturvölker in Berührung mit der Civilisation.

Von **Otto Ule.**

Man hält die Geographie gewöhnlich für eine der trockensten Wissenschaften, die nur eine Menge von Namen und Zahlen zu bieten habe und sich höchstens mit den Umrissen und der Oberflächengestaltung der Länder beschäftige. Sonst mochte sie es in der That sein; aber seit Karl Ritter's schöpferischer Geist in ihr gewaltet, hat sie ein anderes Ansehen gewonnen. Jetzt begnügt sich diese Wissenschaft nicht mehr mit nüchterner Beschreibung, sondern sie versucht zugleich die Ursachen zu erforschen, welche die gegenwärtige Gestaltung der Länder erzeugten, sie erhebt sich zur Betrachtung und Erklärung von Wirkungen und Folgen, sie sucht bereits alles Gewordene als ein Ganzes zu erfassen. Natur und Geschichte, Erde und Mensch stehen in innigen Beziehungen zu einander, und die Erforschung dieser Wechselbeziehungen die Erhebung des Gesammten zu organischer Einheit kennzeichnet die heutige Erdkunde, die erst dadurch ein Recht auf den Namen einer Wissenschaft erworben hat. Ritter nannte bekanntlich diese Wissenschaft eine „vergleichende Erdkunde", offenbar mit Bezug auf eine zu seiner Zeit gleichfalls noch junge Wissenschaft, die „vergleichende Anatomie". Wie diese die thierischen Formen nur dann mit einander vergleichen kann, wenn sie dieselben als Erscheinungen eines einheitlichen Gedankens, als Glieder einer Entwicklung auffaßt, und zwar einer Entwicklung in zweifacher Hinsicht, eines Werdens dem Begriffe nach und eines Werdens in der Zeit, und wie sie diese Vergleichungen überhaupt nur anstellt, um den Werth und die Bedeutung jeder einzelnen Form für den ganzen Organismus und für den gesammten Organisationsgedanken zu erkennen: so hat auch für die Erdkunde eine Vergleichung der Formen auf der Erdoberfläche nur dann einen Sinn, wenn sie diese Formen nicht dem Zufall und seinen muthwilligen Spielen zuschreibt, sondern darin die Wirkungen nach ewigen Gesetzen waltender Naturkräfte erkennt und durch die Vergleichung dieser Formen ihren Werth und ihre Bedeutung für das Werden des großen Erdorganismus zu ergründen strebt. Da nun aber die Erde nicht bloß selbst ein Gewordenes und Werdendes, sondern zugleich die Grundlage eines Werdenden, nämlich einer organischen Lebenswelt ist, so hat auch die wissenschaftliche Erdkunde nicht mehr bloß die gegenwärtigen todten Formen der Erdoberfläche zu vergleichen, um ihren Ursprung und ihre Entwicklung zu begreifen, sondern sie muß auch die Formen des lebendigen Werdens auf dieser Erde vergleichen, um die Einwirkungen zu erkennen, welche die Erde darauf ausübt, die Bedingungen, welche in ihr für die Entwicklung gegeben sind. Jene erstere Aufgabe der geographischen Wissenschaft versteht man im Allgemeinen sehr wol. Man begreift,

Digitized by Google

daß von der äußeren Gliederung eines Continents noch etwas mehr abhängt, als Verſchiedenheiten des Klimas und der Vegetation, daß die großen Gebirgszüge nicht bloß Waſſerſcheiden, ſondern auch Sprach- und Culturſcheiden ſein können, daß Gebirgspäſſe oft ebenſo den geiſtigen wie den materiellen Verkehr vermitteln, daß an den Zug der Gebirgsthäler, an den Lauf der Flüſſe und deren Mündungen, an die Küſtenentwicklung faſt die geſammte Cultur und Sittigung der Völker, die Geſchichte ihres materiellen und geiſtigen Aufblühens, der Völkerzüge und der großen Kriegsthaten, des großen Verkehrslebens der Menſchheit überhaupt geknüpft iſt. Um ſo weniger pflegt man von jener anderen Aufgabe zu wiſſen und zu halten, welche die Geographie gewiſſermaßen zu einem Zweige der Culturwiſſenſchaft macht, inſofern ihr die Erde nicht mehr bloß als Wohnſitz, ſondern als Erziehungsanſtalt des Menſchen gilt, und als ſie die bedingenden Einflüſſe aufzuſuchen hat, welche die Naturgewalten auf die Völkerentwicklung ausüben. Freilich ſteht die Wiſſenſchaft hier noch in ihren erſten Anfängen. Zwar haben wir ſchon eine recht artige Kenntniß von den Producten der Erde; aber ſelbſt von der räumlichen Verbreitung dieſer Producte über die Formen des Feſten und Flüſſigen und ihrem Verhältniß zu den einzelnen Ländern und Völkern der Erde wiſſen wir noch ſehr wenig, und eine Geſchichte, ein Entwicklungsgeſetz dieſer natürlichen Production, ihrer Beziehungen zum Erdganzen, wie ihrer Verwendung durch die Menſchenhand, fehlt noch ſo gut wie ganz. Gleichwol vermag Jeder zu ermeſſen, welchen Einfluß die Verbreitung dieſer Producte auf den Gang der Culturgeſchichte gehabt hat und ihre Acclimatiſation — man denke nur an die Kartoffel — heute noch ausübt. Am allertraurigſten freilich iſt es mit unſrer Kenntniß von den natürlichen Beziehungen beſtellt, die zwiſchen der Erde und ihrem höchſten Product, dem Menſchen, beſteht. Erſt ſeit kurzer Zeit hat man angefangen, ſich ernſter um den Urſprung des Menſchen zu kümmern, da man ſich aus falſchem Gefühl ſcheute, ſeine Ahnen aufzuſuchen wegen der niederen Sphären, in die man vorausſichtlich hinabſteigen mußte, wie ja noch heute die Meiſten vor dem Gedanken ſchaudern, daß der ſtolze Menſch mit einem affenähnlichen Thiere etwas zu thun haben ſoll. Man hat ſich mit der Thatſache begnügt, daß der Menſch da ſei. Man iſt ſogar noch weiter gegangen, als man ſich der auffallenden Erſcheinung gegenüber ſah, daß gewiſſe Völker überaus ſchnell die Stufen der Culturentwicklung durchlaufen, während andere Jahrtauſende hindurch im Zuſtande natürlicher Rohheit verharren und alle Verſuche eine künſtlichen Erweckung zur Cultur zurückweiſen. Man hat hier einfach zwiſchen activen und paſſiven Völkern unterſchieden und angenommen, daß dieſe letzteren überhaupt jeder Culturentwicklung unfähig und von vornherein verdammt ſeien, in ihrer Rohheit unterzugehen. Da bedarf es freilich keiner weiteren Forſchung. Aber man hat vergeſſen, daß jene Völker doch auch nur Producte ihrer Heimat ſind und daß alſo in den Naturbedingungen ihrer Heimat auch die Urſachen dieſer entſetzlichen Verdammniß zu ſuchen ſein müßten.

Aber gerade auf diesem Gebiete der Culturgeographie giebt es eine so furchtbare Erscheinung, daß der wissenschaftliche Forscher sich unmöglich durch so leichtfertige Annahmen von der Pflicht ernster Untersuchung entbinden kann. Es ist einer der dunkelsten Punkte leider nicht bloß unserer Wissenschaft, sondern unserer modernen Culturgeschichte überhaupt. Wir wissen, daß in Amerika, Australien, Afrika, auf Neuseeland und den Inseln des großen Oceans europäische Colonisation und Ausrottung der Eingeborenen fast zusammenfallende Begriffe sind, daß unter den Schritten unserer Civilisation die wilden Völker wie unter dem Wagen des Dschagernaut zermalmt werden. Diese furchtbare Erscheinung gewinnt um so größere Bedeutung, als wol kaum eine Zeit so reich an geographischen Entdeckungen gewesen ist, wie die unsrige, die große Continente, von denen man bisher kaum die Küstenumrisse kannte, bis tief in ihr Inneres blosgelegt hat; als diese Entdeckungen überdies mehr wie je uns in volkreiche Länder geführt haben, und als heute schneller wie sonst dem Entdecker der Händler und der Colonisten auf dem Fuße folgen. Kann es denen, die ihr Leben an die Aufdeckung und Erforschung unbekannter Länder setzen, gleichgiltig sein, wenn die Ausfüllung leerer Räume auf unseren Karten mit der Vernichtung harmloser Menschen Hand in Hand geht? Ist es wirklich eiserne Naturnothwendigkeit, die jene Menschen in Berührung mit der Civilisation dem Untergange preisgiebt, oder trägt nicht vielleicht unsere Cultur und die rücksichtslose Art ihrer Verbreitung einige Schuld davon? Das sind Fragen, die das Gewissen der Gegenwart berühren, und die nur gelöst werden können, wenn man die Naturbedingungen aufsucht, von denen das Leben der Völker abhängt.

Die rasche Abnahme der eingebornen Bevölkerung von Amerika ist für den nördlichen Theil durch den officiellen Census der Vereinigten Staaten außer Zweifel gestellt. Die gesammten Vereinigten Staaten zählen gegenwärtig höchstens noch 380,000 Indianer. Den ganzen Ueberrest der alten Urbevölkerung Amerikas schätzt man überhaupt nur noch auf 10—15 Millionen und auch diese Zahlen sind sicher noch viel zu hoch gegriffen. „Der rothe Mann", sagt ein neuerer englischer Schriftsteller, W. H. Dixon, „einst ein mächtiger Jäger und Krieger auf den Abhängen der Alleghanies, wie in den westlichen Ebenen und den Schluchten der Felsengebirge, ist von den Bleichgesichtern sammt seiner Squaw, seinem Elennthier und Büffel in die Regionen des fernen Westens getrieben worden. Es giebt Ausnahmen, doch vermögen sie an der Regel nichts zu ändern. Kleine Häuflein säen Weizen, pflanzen Fruchtbäume und singen Psalmen; die Mehrzahl führt ein elendes Hungerleben, rottet die nützlichsten Bäume aus, läßt die besten Aecker brach liegen, voll Sehnsucht nach ihren Brüdern, die einst das Geschenk des weißen Mannes verschmähten und mit ihren Waffen und ihrem bunten Kriegsschmuck nach fernen Regionen auswanderten. Die Rothhäute mögen den Boden nicht bearbeiten; sie haben vor dem Spaten die Flucht ergriffen und sich beim Rauch der Schornsteine seitwärts in

Digitized by Google

die Büsche geschlagen. In der wilden Natur umherziehend und mit ihr vertraut, sind ihnen der Wolf, die Klapperschlange, der Büffel und das Elenn die liebste Gesellschaft." Wol mag diese wilde Lebensweise der Eingebornen, ihre Sorglosigkeit, ihre Scheu vor jeder Seßhaftigkeit und namentlich vor jeder Bearbeitung des Bodens viel zu ihrem Untergange beigetragen haben. Hungersnoth, herbeigeführt durch den Mangel jeder Vorsorge, Menschenopfer, wie in Mexico und Peru, Unfruchtbarkeit der Frauen in Folge zu früher Heirathen, verbunden mit Kindermord, noch mehr die blutigen Kämpfe der Indianer unter einander, mögen mitgewirkt haben, ihre Reihen zu lichten. Aber noch weit furchtbarer haben die Kriege mit den weißen Eroberern aufgeräumt; man darf ja nur an die Gräuelthaten eines Vasquez, de Soto, Pizarro, Cortez denken. Jahrhunderte lang war selbst der Frieden nur eine veränderte Form des Krieges und noch unlängst wurden in Californien die Indianer, wo sie sich nur blicken ließen, wie wilde Thiere gejagt; noch vor wenigen Jahren wurde in Mexiko ein Blutpreis für jeden Apalachenscalp gezahlt.

Am allerfurchtbarsten jedoch sind die Verheerungen, welche Krankheiten, namentlich Blattern, Masern und Rötheln, unter den Indianern angerichtet haben und zwar erst seit ihrer Berührung mit den Europäern. Gewiß werden auch vor der Entdeckung Amerikas pestartige Krankheiten seine Bewohner heimgesucht haben; aber ihre Verheerungen können in keinen Vergleich zu denjenigen gestellt werden, welche die zuvor unbekannten Blattern anrichteten. Noch im J. 1837 wurde der Stamm der Schwarzfüße von 30—40,000 Köpfen auf 1000 reducirt, während andere Stämme, wie Krähenindianer, Cumanchen, Riccaris, auf $^1/_3$ und sogar auf $^1/_{10}$ zusammenschmolzen, und noch andere, wie die Mandans im Norden, Taurai, Macusi und Amariga in Guyova fast spurlos verschwanden. Was die Blattern verschont hatten, vernichtete dann oft noch das Wechselfieber. Die oberen Tschinuks im Oregongebiet wurden im J. 1823 durch Wechselfieber von 10,000 Köpfen auf 500 reducirt und zwar mit einer solchen Schnelligkeit, daß die Kräfte der überlebenden nicht ausreichten, die Todten zu begraben. Die Blattern erschienen in Amerika in so unverkennbarem Zusammenhange mit dem Auftreten der weißen Eroberer, daß die Indianer geradezu meinten, die Weißen trügen das Blatterngift auf Flaschen gezogen mit sich und brauchten diese nur zu öffnen, um die Indianer massenweise zu vergiften. Ein verzweifelter Humor spricht sich in einer Aeußerung südamerikanischer Indianer aus. „Die Weißen", sagten sie, „sind doch gute Menschen! Für das viele Gold und Silber, das sie von uns weggeschleppt, haben sie uns doch einen Ersatz gebracht, die Pockenseuche!" Man kann wirklich auf den Gedanken kommen, daß das bloße Zusammentreffen von Menschen verschiedener Racen selbst bei völliger Gesundheit Beider hinreiche, solche verderbliche Krankheiten zu erzeugen, und einzelne Beobachtungen, die von Humboldt, Darwin u. A. gemacht wurden, lassen sogar kaum noch eine andere Erklärung zu. Wenn aber europäische Gelehrte daraus die Ansicht ableiteten, die in Amerika aus sehr begreiflichen

Digitized by Google

Gründen freilich populär werden mußte, daß der Naturmenſch und namentlich der Eingeborne der Neuen Welt, urſprünglich mangelhaft organiſirt, den Keim des Todes in ſich trage und bei Annäherung der Civiliſation, wie von einem giftigen Hauche berührt, hinſterbe, weil er von der Natur ſelbſt dem Untergange geweiht ſei: ſo iſt das eine entſetzliche, eine unmenſchliche Anſicht. An giftigen Hauchen hat es die Civiliſation freilich leider nicht fehlen laſſen. Die Urbewohner Amerikas waren zum großen Theil Jagdvölker, die weiter Ländereien zu ihrer Ernährung bedurften. Aus dieſen reichen und geſunden Jagdländern durch betrügeriſche Verträge in ungeſunde, ſumpfige Gebiete verwieſen, ihres gewohnten Nahrungsquells beraubt, fielen die armen Wilden in Noth und Elend und was der Hunger nicht gethan, vollendete der Branntweingenuß. Selbſt wohlgemeinte, aber nicht wohlüberlegte Anordnungen wurden den Eingebornen oft zum Verderben. So wurden zum Zweck der Bekehrung in den ſpaniſchen Miſſionen und Californien die Indianer förmlich eingefangen und von Soldaten bewacht. Es half nichts, daß die Sterblichkeit in dieſen Miſſionen bald die Zahl der Geburten überſtieg; man recrutirte die Miſſionen nur durch um ſo eifrigeres Einfangen und ſelbſt durch Sclavenkäufe aus dem Innern.

Wenn man in Bezug auf Amerika den Antheil des Weißen an der Vernichtung der einheimiſchen Bevölkerung jedenfalls nicht ganz in Abrede ſtellen konnte, ſo hat man es um ſo entſchiedener verſucht die Vorſehung zu beſchuldigen, die Eingebornen der Südſeeinſeln und Auſtraliens unrettbar dem Untergange geweiht zu haben. Die Abnahme der Bevölkerung iſt hier freilich noch viel auffallender und ſchreckenerregender Auf Neuſeeland betrug ſie eine Zeitlang gegen 4 Procent jährlich, ſo daß man bereits die Zeit berechnete, wo eine gänzliche Entvölkerung des Landes eingetreten ſein werde. Auf Tahiti iſt ſeit der Anſiedlung der Europäer, namentlich im Anfange dieſes Jahrhunderts die Bevölkerung von 15—16,000 Köpfen auf 8—9,000 zuſammengeſchmolzen; die Zählung von 1858 ergab nur noch 5,988 Köpfe. Auf den Sandwichsinſeln betrug die jährliche Verminderung von 1830 bis 1855 faſt niemals unter 4 Procent, und von den 200,000 Inſulanern, welche Cook vorfand, von den 130,000, welche noch der Cenſus von 1832 aufzählte, lebten im J. 1853 nur noch 71,000, im J. 1855 ſogar nur 63,000. Im Jahre 1853 kamen auf 1,513 Geburten 8,062 Sterbefälle. In der letzten Zeit ſcheint ſich zwar Manches in dieſer Inſelwelt zum Beſſern gewendet zu haben, hier und da ein Stillſtand in dem Ausſterben, ja ſogar wie auf den Sandwichsinſeln bereits wieder eine Zunahme der Bevölkerung eingetreten zu ſein; aber im Ganzen wird dadurch an dem furchtbaren Charakter des Dramas, das ſich hier abſpielt, wenig geändert.

Unzweifelhaft hat auf dieſen oceaniſchen Völkern der Druck der Weißen nie ſo ſchwer gelaſtet, wie auf den unglücklichen Rothhäuten Amerikas. Man kann darum auch, mit mehr Recht als irgendwo anders, wenigſtens einen Theil der Schuld an dem jähen Verderben dieſer Menſchen auf ihre eigenen Lebensgewohnheiten abwälzen. Trunkſucht

Digitized by Google

und Völlerei bei den höheren, Kindesmord bei den niederen Classen der Bevölkerung waren schon vor Ankunft der Weißen auf vielen Inseln Polynesiens in großer Ausdehnung verbreitet. Zwei Drittel aller Kinder wurden erwürgt oder lebendig begraben. Kannibalismus und Menschenopfer in Verbindung mit inneren Kriegen lichteten gleichfalls die Reihen. Dazu kam die Unfruchtbarkeit der Weiber, zum Theil in Folge der Ausschweifungen, zum Theil verschuldet durch das jahrelange Säugen der Kinder. Man muß sogar zugeben, daß manches Laster und manche Unsitte unter dem Einfluß der Missionäre geschwunden ist, wenngleich freilich auch manches schlimme Laster nur aus Furcht vor Strafen verheimlicht und dadurch noch gefährlicher gemacht wurde. Aber ganz darf eine Mitschuld der Europäer auch hier nicht abgeleugnet werden. Mit so mancher Segnung brachten sie diesen Völkern auch verheerende Krankheiten, und namentlich haben Blattern, Influenza u. s. w., durch rohe Seeleute und besonders Wallfischfänger beständig neue importirt, zahllose Opfer hingerafft. Selbst die durch die Weißen oft im bestgemeintem Sinn veranlaßte Veränderung der Nahrung und Kleidung wurde verderblich, indem sie theils Krankheiten erzeugte, theils den tödtlichen Charakter derselben erhöhte. Fromme Frauen strickten in England und wol auch in Deutschland wollene Strümpfe für die armen Wilden der Südsee; Missionäre sammelten Geld, damit die neugewonnenen Christen in Hosen und Röcken zur Kirche gehen könnten. Aber die einfachen Wilden kennen das Bedürfniß einer Kleidung zum Schutze nicht; sie sahen darin nur einen Schmuck und putzten sich damit in der glühendsten Sonnenhitze, um vorschriftsmäßig darin zur Kirche zu gehen. Wenn sie aber dann in Schweiß gebadet aus dem engen Hause heraustraten, warfen sie den ganzen jetzt nutzlosen Putz, auch das Hemd ab, und streckten sich nackt mitten im Luftzug auf eine Matte hin. Die Folgen konnten nicht ausbleiben; Erkältungen traten ein, Haut- und Lungenkrankheiten folgten und nach wenigen Wochen war der hosentragende Südseemensch aus dem heitersten Wesen der Erde in ein schleichendes Gerippe umgewandelt. Die Kleider der Frommen waren in der That den armen Wilden zu Nessusgewändern geworden. Am allerschlimmsten freilich hat auch hier der Branntwein gewüthet, auch ein Geschenk der Europäer, der überdies ganz allgemein in den Hafenplätzen als Zahlungsmittel für die Landesproducte gilt.

Den dunkelsten Punkt in der Geschichte untergehender Völker und Racen bildet das beispiellose Hinschwinden der australischen Bevölkerung, weil nirgends der Zusammenhang mit der vordringenden Civilisation so deutlich nachzuweisen ist und weil überdies diese Schuld nicht vergangenen Jahrhunderten, sondern fast ganz dem gegenwärtigen angehört. Die Gesammtzahl der noch lebenden eingebornen Bevölkerung Australiens schätzt man auf höchstens 60—70,000 Köpfe. Von dem einst starkbevölkerten Vandiemensland oder Tasmanien, wie es heute heißt, wurde vor einem Jahrzehnt der letzte Rest der Bewohner, etwa aus 100 Köpfen bestehend, auf eine benachbarte kleine Insel übergeführt; hier sind sie bis auf den letzten Mann hingestorben. Schon die bloße Besiedelung

Digitized by Google

des Landes durch die Europäer ist für die Eingebornen verderblich geworden. „Ihr solltet uns Schwarzen Milch, Kühe und Schafe geben", sagte ein Eingeborner, „denn ihr seid hergekommen und habt die Opossums und Känguruh's vertilgt. Wir haben nichts mehr zu leben und sind hungrig." Vor den Viehheerden der Colonisten mußten natürlich die Thiere der Wildniß verschwinden, aber mit diesen ebenso natürlich die Eingeborenen, denen sie ausschließlich zur Nahrung dienten. England hat in Australien nicht einmal zum Schein, wie in Amerika, ein Recht der Eingebornen auf ihr Land anerkannt. Man hat sie unter den Schutz des englischen Gesetzes gestellt, d. h. sie der Wohlthat theilhaftig gemacht, für ihre Verbrechen bestraft zu werden, während freilich die an ihnen begangenen Verbrechen, weil eine Jury von Weißen darüber urtheilt, meist straflos bleiben. In den meisten Colonien können noch heute die Eingebornen kein giltiges Zeugniß vor Gericht ablegen, so wenig wie sie Feuerwaffen tragen dürfen. Um ganz zu ermessen, was die australischen Schwarzen von der eindringenden Civilisation zu erleiden hatten, muß man erwägen, daß es Verbrechercolonien waren, mit denen sie zuerst in Berührung kamen. Die englische Regierung hat selbst oft genug das den Schwarzen angethane schwere Unrecht und die Verpflichtung es wieder gut zu machen oder doch in Zukunft Aehnliches zu verhüten, in officiellen Schriftstücken anerkannt. England, dessen Staatsmännern man wahrhaftig nicht ein übertriebenes Zartgefühl für die eingeborne Bevölkerung seiner Colonien zum Vorwurf machen kann, hat ein Protectorat über die Eingebornen Australiens übernommen, das freilich zu spät für ihre Rettung kommt und das nur eine Abfindung mit dem eigenen schwerbelasteten Gewissen genannt werden kann. Entsetzliches birgt sich noch immer hinter dem Vorhange, hinter dem sich das Drama dieses hinsterbenden Volkes abspielt. An vielen Orten soll das Kundwerden des Gesetzes zum Schutze der Eingebornen gegen Unterdrückung und willkürliche Angriffe keinen andern Erfolg bewirkt haben, als daß man sich der lästigen Schwarzen durch Gift erledigte, und in Neusüdwales hat man nicht einmal immer ein Geheimniß daraus gemacht, ja sich dessen gerühmt, daß man sie mit Arsenik aus dem Wege geräumt habe. Auf Vandiemensland war es eine Hauptbelustigung, auf die Schwarzen Jagd zu machen. Jetzt scheint sich Aehnliches in Queensland zu wiederholen, wo doch keine Verbrecher angesiedelt sind und wo das Gesetz überdies die Schwarzen schützt; selbst zarte Frauen sollen hier an diesen Menschenjagden theilnehmen, weil sie sagen: „wenn man diese Schwarzen nicht todtschießt, so stehlen sie uns die Hühner aus dem Stalle."

In Afrika — um doch auch diesen Continent, der gegenwärtig der Lieblingsgegenstand unserer Entdeckungs- und Civilisationslust bildet, nicht ganz zu übergehen — hat zwar die europäische Civilisation, ausgenommen vielleicht im Kaffernlande und in Algerien, nicht so unmittelbar verderblich auf die eingeborne Bevölkerung einwirken können; aber mittelbar hat sie namentlich durch den Sklavenhandel eine noch weit entsetzlichere Pest bis tief in das Innere des Continents getragen. Die

Digitized by Google

vielleicht nirgends so eifrigen Bemühungen der Missionäre für Erweckung der Eingebornen zu höherer Cultur werden hier weit überwogen durch die Einflüsse der rohen, sittenlosen, unmenschlichen Händler. Man darf ja nur an die sogenannten Elfenbeinhändler oder Elephantenjäger im obern Nilgebiet denken, deren entsetzliche Wirkungen der bekannte Reisende Baker bis zu den großen ostafrikanischen Binnenseen hin verspürte.

Es liegt etwas furchtbar Tragisches darin, sehen zu müssen, wie ganze Völkerschaften, denen man Civilisation bringt, durch dieselbe zu Grunde gerichtet werden und hinsterben. Darüber vermag uns kein auch noch so trostreicher Gedanke hinwegzuhelfen, auch der selbst nicht, daß diese Länder nicht wirklich entvölkert werden, daß überall an die Stelle der hinsterbenden Bevölkerung eine neue lebens- und thatkräftige getreten ist, daß Australien heute $1^1/_2$ Millionen fleißiger Colonisten zählt, dasselbe Australien, das noch vor 60 Jhren keine freien Ansiedler kannte; daß Amerikas Vereinigte Staaten gegenwärtig von mehr als 30 Mill. civilisirter Menschen bewohnt werden, dasselbe Land, in dessen Wäldern noch vor 200 Jahren nur einsame Indianer den Büffel jagten oder den Biber fingen. Es bleibt immer ein trauriger Gedanke, daß alle diese Civilisation auf Gräbern errichtet werden mußte. Aber um so mehr müssen wir die Mahnung beachten, die in diesen furchtbaren Thatsachen liegt, die ernste Mahnung, Abhülfe zu schaffen, wenn sie noch möglich ist und unser Jahrhundert und seine Civilisation, unsere Forschungen und Entdeckungen von diesem entsetzlichen Schandfleck zu befreien. Die Wissenschaft wird die Frage zu lösen haben, ob denn wirklich etwa eine angeborene Verschiedenheit der Menschenracen in Betreff ihrer Culturfähigkeit besteht und ob der einzige leidige Trost diesem Entsetzlichen gegenüber der ist, daß ein Naturgesetz den Untergang der einen Race wolle und daß eine göttliche Vorsehung die andere zu ihrem Henker bestellt habe. Wenn aber diese Frage, gegen die sich unser ganzes Gefühl sträubt, auch von der nüchternen Wissenschaft verneint werden sollte, dann wird nur das Eingeständniß übrig bleiben, daß die civilisirte Menschheit Europas bisher nicht die richtigen Mittel und Wege eingeschlagen habe, welche zu einer Erhebung der Naturvölker aus ihrer ursprünglichen Rohheit führen, daß unsere Missionäre und unsere Colonisten bisher noch keineswegs wahre Pioniere der Cultur gewesen sind, weil die Ansicht, von der sie ausgingen, falsch ist, daß nämlich die Cultur als ein Pfropfreis und nicht vielmehr als eine ureigne Entwicklung zu betrachten sei, die eines gut vorbereiteten Bodens bedarf und jeder künstlichen, ungeduldigen Treibhauszucht spottet. Dann erst, wenn man zu dieser Ueberzeugung gelangt sein wird, kann es gelingen, das Dunkel zu lichten, das über den Existenzbedingungen jener wilden Völker ruht und das wird eine That sein von größerem Werthe, als die glänzendste geographische Entdeckung, eine That, die in sich das Leben und das Wohl Tausender und Millionen von Menschen faßt. Diese That aber wird erwartet von einer Wissenschaft, die, als trocken verschrieen, noch immer kaum der Beachtung gewürdigt wird.

Damals, in Weimar!

Rückblicke von **Karl von Holtei.**

I. Ein Mittag bei Goethe.

Sondern — so begann die Quittung, welche in Bäuerle's köstlicher Posse „Staberl's Hochzeit", der unsterbliche wiener Parapluiemacher und Bürgersoldat seinem vermeintlichen Nebenbuhler, dem böhmischen Schwertfeger in die Feder dictirt, von wegen Aufgabe sämmtlicher Ansprüche, die Letzterer etwa noch machen könnte an die Hand der Hausbesitzerin und „Tandlerswitwe" Frau Ursula Quintlein! — „sondern ich bleibe hier, folglich laden Sie meinen Koffer vom Wagen herab." — So sprach auch ich zum Hauderer, von dem ich aus Frankfurt a. M. gen Weimar gehaudert und gezaudert worden war. Doch hatte ich den Satz nicht wie Staberl begonnen; mein „sondern" bezog sich logisch-richtig auf die vorher gegangene Erklärung: ich reise nicht mit nach Leipzig u. s. w. als wohin ich accordieret. Oppenheim, der frankfurter Maler, stand neben mir vor dem Thore des Hôtels zum Elephanten und lachte mich einigermaßen aus. Denn ich hatte mich in einer von ihm gelegten Schlinge willig fangen lassen; hatte, durch ihn ermuthigt, an Goethe geschrieben, mir Audienz erbeten und nicht überlegt, daß unser Fuhrmann seinen Rossen und uns höchstens zwei Stunden Mittagsrast vergönnen, daß Se. Excellenz einen ihm kaum den Namen nach bekannten Reisenden gewiß nicht so auf den ersten Anlauf gleich empfangen werde. Und wie nun die Antwort auf mein übereiltes Schreiben aus des Lohndieners Munde lautete: „Morgen, nach elf Uhr!" da wurd' ich erst gewahr, was ich mir zugezogen. Es blieb nichts übrig als Halt zu machen und mich an den Gedanken zu gewöhnen, der mir auf der Fahrt nach Weimar entsetzlich erschienen war: also auch Du sollst Dich bei Ihm eindrängen, sollst vor Ihm stehen wie ein schüchterner Schulknabe vor seinem strengen Professor; sollst nach einer Viertelstunde von ihm schleichen, mit dem Bewußtsein, den ungünstigsten Eindruck zu hinterlassen. Und hattest Dir doch so fest vorgenommen, jedes Gelüsten dieser Art zu unterdrücken! wolltest Deinen Fuß nicht auf den Boden setzen, der mit Jamben gepflastert sein soll, wie es heißt. Jetzt ist's geschehn, Du bist gefangen .˙. . und Freund Oppenheim lacht Dich aus!

Um die weihevolle feierliche Stimmung, die wir in tausend Förmlichkeiten eingeschnürten Menschen einem großen Dichter, dem größesten, entgegentragen, ist's eigen bestellt. Von frühster Jugend auf daran gewöhnt, voll Ehrfurcht aus der Ferne nach ihm hin zu denken, stellen

Digitized by Google

wir uns eine persönliche Zusammenkunft wie das erhabenste und erbebendste Ereigniß vor. In kühnen Träumen haben wir uns oft genug ausgemalt, welch' begeisterter Eintritt das sein müßte, in's Heiligthum, wo er schaffend waltet; und wir schwelgten ahnend im Vorgefühl jener gefürchteten, dennoch heißersehnten Stunde, wo wir durch seine unmittelbare Nähe allem Irdischen entrückt, an seiner Hand so zu sagen dem Reiche ewiger Poesie entgegenschweben dürften. Aber, dachten wir dann immer, solches Glück ist Dir nicht beschieden; Du hast kein Recht es zu verlangen, das wäre viel zu viel für Dich! —

Nun hat sich's doch so gefügt. Der Augenblick ist da . . und wo blieb die erwartete Erhebung? wo das Abstreifen armseliger Formen und Rücksichten? wo die über jeglichen Erdentand siegende Begeisterung? Lästiger, peinlicher, störender denn je machen sich die kleinlichsten Kleinlichkeiten, die engherzigsten Besorgnisse geltend, werd' ich nicht zu früh kommen? aber auch nicht zu spät? wie lange geht man vom „Elephanten bis auf den Plan", wolverstanden mäßigen Schrittes, damit man nicht außer Athem gerathe! Vergangene Nacht hat's, glaub' ich, geregnet? Daß ich nur nicht in einer unbeachteten Pfütze das blanke Schuhwerk beschmutze! Ob er mich wirklich erwartet? Ob er's vielleicht gar vergessen hat? Wenn der Diener sich weigerte, mich anzumelden? Ob Er zu reden beginnen wird? Wo nicht, soll ich's? Und wie? „Excellenz waren so gütig . . ." — „Seit Jahren ist's mein glühendster Wunsch gewesen . . ." — Entsetzlich dumm. Das sagt jeder Narr. Ich muß was Apartes vorbringen!

Und vergeblich darauf sinnend, mit jedem Schritte dümmer werdend, steh' ich im Hausflur. Friedrich (der künftig mein Gönner werden sollte) kam mir entgegen, geleitete mich über's classische „Salve" in den Empfangsaal, verläßt mich, mir bleibt Zeit meine Stellung zu erwägen; ich finde sie nicht beneidenswerth; Begeisterung, Andacht, weihevolle Stimmung, Alles ist entschwunden; jeder Wunsch verstummt, nur den einen heg' ich noch: ich möchte ausreißen, das Weite suchen, der Hundeangst entfliehen, die mir Hals und Brust zusammenschnürt.

Da geht die andere Thür auf und in gerader Haltung, gütig, fast verlegen lächelnd, nähert sich der ewig junge Greis, ein weißes Tuch zur Hand, an dessen, mit kölnischem Wasser getränkten Zipfel Er sich gleichsam Ausdauer einsaugen will, zur erbetenen, ihm wahrscheinlich lästigen Audienz. Ja, bei Gott, Goethe zeigt sich verlegen vor *mir*! War er's doch vor jedem Unbekannten, der sich ihm aufdrang. Hab' ich's doch später aus seinem eigenen Munde vernommen, wie peinlich solche unvermeidliche, vom Weltruhme unzertrennliche Scenen ihm gewesen sind! Eine günstige Umwandlung zu bewirken, lag einzig am Benehmen des Fremden. Gelang es diesem Leben zu *bringen*, dann *erweckte* er auch Leben. Wer sich täuschen ließ, wer die zurückhaltende Schüchternheit für kalten Hochmuth auslegte, der brachte sich selbst um das Glück, sagen zu dürfen: ich habe Goethe *kennen gelernt*. Ach, wie tief hat es mich betrübt, jetzt erst, vierzig Jahre später, in der durch Max von *Weber*

Digitized by Google

veröffentlichten Biographie unseres viel geliebten Karl Maria lesen zu müssen:

„Goethe's Sohn überredete ihn, seinem großen Vater einen Besuch abzustatten. Der Dichterfürst war durch Zelter's Einfluß (das will ich gern glauben!) gegen Weber eingenommen. Er ließ ihn, der an solche Aufnahme schon längst nicht mehr gewöhnt war, im Gegentheil gerade auf dieser Reise den Sonnenschein seines Ruhms recht erwärmend fühlte, im Vorzimmer warten, sogar ein zweites Mal nach seinem Namen fragen. Als der Geärgerte, und allerdings wenig zu freundlicher Conversation Aufgelegte (!) endlich eintreten durfte, empfing er ihn mitten im Zimmer stehend und mit einer stolzen Handbewegung zum Sitzen einladend, that dann einige höchst unbedeutende Fragen über dresdner Persönlichkeiten, berührte das Thema der Musik gar nicht und stand nach einer Viertelstunde zuerst auf, den Abbruch des Gesprächs bezeichnend und andeutend, daß er Weber's Besuch in keiner Weise anders classificire, als den junger Literaten und Künstler, die täglich, um sagen zu können: Ich habe Goethe gesprochen! sein Haus in oft höchst lästiger, und doch von dem alten Hohenpriester gewiß nur ungern vermißten (?) Weise belagerten."

Diese Stelle in dem schönen Denkmale der Pietät, welches Max von Weber der Erinnerung an einen unvergeßlichen Vater und zugleich der Wahrheit errichtete, hat mich sehr traurig gemacht. Ich sehe den Auftritt, wie er sich begab, deutlich vor mir, und ich trete mit all' der Treue und Anhänglichkeit, die ich meinem hochverehrten Freunde, dem unsterblichen Schöpfer der „Preziosa", des „Freischütz", der „Eurhanthe", des „Oberon", dem unerreichten Sänger herrlicher Lieder bewahre, ganz entschieden auf Goethe's Seite. Mag Herr Professor Zelter in starrer, pedantischer, eigensinnig-verbissener Einseitigkeit noch so ungünstig über den Berliner Weber-Enthusiasmus nach Weimar berichtet haben, . . . August Goethe hätte Weber gewiß nicht aufgefordert, dem Vater einen Besuch zu machen, wär' er nicht überzeugt gewesen, der deutsche Meister der Tonkunst sei vom Altmeister deutscher Poesie anerkannt. Und wie konnte das denn auch fehlen? Deutsche Weise, deutsches Lied ging dem alten Herrn über Alles. O lieber, geistreicher, von Witz sprudelnder Karl Maria! Warum legtest Du nicht zuvörderst Deine Brille ab? (denn das war eine Idiosynkrasie Goethe's, daß er Brillenträgern nicht in die Augen sehen könne!) Warum sprachst Du den für stolz Gehaltenen nicht freimüthig, zutraulich an; brachst nicht dem Gespräche selbst die Bahn? Ließest nicht Deinen unversieglichen Humor walten? Schildertest ihm in heiteren Bildern Deine Kapellmeisterleiden, den Morlacchi's, Rastrelli's, Fräulein's aus dem Winkell u. A. gegenüber? Wie bald wär' er aufgethaut! Wie rasch wären Zelter's Spinngewebe verweht gewesen! Wie hättest Du jubelnd beim Abschiede gesungen: „Und ob die Wolke sie verhülle, die Sonne bleibt am Himmelszelt!" Ja, die Sonne würde auch Dir gelacht, würde sich an Deinem eignen Sonnenglanze gelabt und erfreut haben! — Wir wollen hoffen, dieses

Digitized by Goog

Mißverständniß hat sich, wie so viele ähnliche auf Erden, längst ausgeglichen. Ein Weber kann von Goethe nicht verkannt bleiben, und die Ewigkeit ist lang.

Wie Recht ich habe mit dieser Ansicht, bestätigt sich durch viele Erfahrungen, meine selbst erlebten nicht ausgenommen. Doch eine tiefe, psychologische Erklärung jenes häufig an Goethe getadelten, scheinbar abstoßenden Wesens giebt Freiherr von Schuckmann. Dieser nachmalige Staatsminister schreibt vom Jahre 1790 aus Breslau an den Kapellmeister Fr. Reichardt:

„Goethe aß gestern Mittag gerade bei Ankunft Deines Briefes mit mir und ich konnte ihm seine Einlage allsogleich abgeben. — Ich hab' ihn doch ganz anders als meine Vorstellung war, gefunden, gerade zu meiner Zufriedenheit. Daß es schwer ist, ihm näher zu kommen, liegt nicht in seinem Willen, sondern in seiner Eigenthümlichkeit, in der Sprachschwierigkeit, seine Gefühle und Ideen auszudrücken, in der Intension beider und der Liebe, die diese ihm für sie abdringt. Bis er weiß, daß man ihn erräth, ihn fühlt, ihm durch jede Oeffnung, die er giebt, hineinsieht, kann er nicht reden." —

„Ich bin sehr nahe und innig mit ihm bekannt geworden und habe einen vortrefflichen Menschen an ihm gefunden. Was ich Dir über seine Schwierigkeit im Ausdruck schrieb, war ganz weg, sobald er herzlich ward und außer der Convention mit mir lebte. Kalt kann er eigentlich nicht reden und dazu will er sich mit Fremden zwingen. Und das wol aus guten Gründen. Vertraut folgt er seiner Natur und wirft aus dem reichen Schatze die Ideen in ganzen Massen hervor. Ich möchte sagen: er spricht, wie der Algebraist rechnet, nicht mit Zahlen, sondern mit Größen und seine lebendige Darstellung ist nie ein Gaukelspiel der Phantasie, sondern seine Bilder sind immer das wahre Gegenstück, was die Natur dem Dinge gab, und führen den Hörer ihm zu, nicht ab."

So weit die Schuckmann'schen Aeußerungen an Reichardt, aus denen mir, wie gesagt, die treffendste Schilderung Goethe'schen Wesens, die siegreichste Abfertigung so vieler ungerechter Anklagen kalten Hochmuthes hervorklingt. Wenn ich aber eingestehen muß, nie und nirgend etwas Besseres, Wahreres über den „schweigsamen" Audienz-Ertheiler gelesen zu haben, so konnte mir doch damals diese belehrende Vorbereitung auf den Empfang bei ihm nicht zu Statten kommen, so wenig wie sie einem meiner Leser jetzt zu Gute kommen wird. Denn heute „empfängt" der Alte nicht mehr (wenigstens in Weimar nicht), und im Jahre siebenundzwanzig waren mir Schuckmann's Briefe an Reichardt noch unbekannt. Zu früh . . . oder zu spät . . . das ist der Welt Lauf. Ich sah mich auf meine eigene Umsicht, Einsicht, Besonnenheit angewiesen und damit war's nicht weit her. Nachdem ich ein: „Nun, so freut es mich, auch Sie einmal bei mir zu sehen!" vernommen, ward mir dieselbe pantomimische Aufforderung, ich möge Platz nehmen, zu Theil, die den guten Weber verschnupfte. Ich vermuthe, sie war stereotyp.

Digitized by Google

Mit dem Unterschiede daß der berühmte Compositeur gerechte Ansprüche auf anerkennende Würdigung mitgebracht, der bescheidene Liederspiel-Dichter jedoch nichts dergleichen erwartet hatte. Wer keine Forderungen macht, ist leicht zufriedengestellt. Mir genügte schon, neben Ihm auf dem Sopha zu sitzen. Daß mir gerade wohl dabei gewesen wäre, könnt' ich nicht behaupten. Erstens fand ich die halb links einzuhaltende Wendung des Oberkörpers unbequem, zweitens begann ich mit Schaudern zu entdecken, daß mir absolut kein kluges Wort, kein besonders geistreicher Gedanke zu Gebote stand. Je mehr ich sann, desto leerer und wüster wurd's mir im Schädel. Er ließ es an sich kommen. Einige Fragen über Pariser Zustände, hauptsächlich nach seinen „Freunden, den „Globisten" (von ihm so benannt nach deren Journal Le Globe) beantwortete ich, völlig unbekannt mit jener Herren Treiben, so dumm wie es von einer mechanischen Figur irgend verlangt werden kann. Es ist schon schlimm, wenn Einer gescheidte Sachen in der Prätension zierlicher Schönrednerei von sich giebt, und erregt ungünstigen Eindruck. Wer aber unbedeutende Phrasen sorgfältig abrundet macht sich gewiß unleidlich. Mir ist das Bewußtsein meiner Unausstehlichkeit bald klar geworden. Und noch zu rechter Zeit dämmerte mir die Erinnerung auf an einen oft gelesenen Ausspruch in „Dichtung und Wahrheit", dessen Inhalt etwa lautet: „Mag der Mensch seine höhere Bestimmung in der Gegenwart suchen, oder in der Zukunft, stets wird er von innerem Schwanken und von äußeren Eindrücken gestört bleiben, bis er endlich zu dem Entschlusse gelangt einzusehen: das Rechte sei, was ihm gemäß ist!" Was mir gemäß ist, wiederholte ich mir; das heißt: ziere Dich nicht, wolle nicht den weisen, vorsichtig prüfenden, jede Silbe abwägenden, hochgebildeten Mann spielen. Solche gedrechselte Puppen ennuyieren ihn täglich. Gieb Dich wie Du bist, lass' Dich gehen, lass' Deine Zunge laufen und gefällst Du ihm nicht, nun dann kann er höchstens hinter Dir her murren: „Der Holtei ist ein ungeschlacht'ter Kerl"; — und das klingt immer noch besser, als wenn er sagte: „Er ist ein langweiliger Zierbengel!" — Gesegnet sei diese Reminiscenz. Sie machte mich frei; ich fand mich selbst wieder. Und wie ich unbefangen drauf los schwatzte, ließ sich auch der richtige Goethe finden. Er knöpfte sich auf. Er ging auf meine, nicht immer gewählten Scherze, Späße, Dummheiten ein, lachte mitunter herzlich, blickte mich mehrmals fragend von der Seite an, wie: „Ei sieh, Du bist ja ein ganz munterer Kumpan?" kurz die Stunde verflog einer Minute gleich, und da er sich erhob, weil er die Prinzessinnen nach zwölf Uhr bei sich erwartete: und da ich, vor dem Scheidegruß plötzlich ernsthaft, ihm dankte, mit zitternder Stimme, daß er mich so gütig angehört, schien meine Rührung ihn zu rühren. Unnachahmlich war der Ton, in welchem er sprach: „Ja, wie wär's denn, wenn Sie heute mit uns speisen wollten?"

Ich stotterte, überrascht durch diese unverhoffte Aufforderung, eine verlegene Zusage heraus. Erst auf der Straße wurd' ich in so weit meiner Freude Herr, daß ich sie mir gehörig zu Gemüthe führen und in

Digitized by Google

ihrer ganzen Bedeutung genießen konnte. Die Hofequipage, in welcher die Prinzessin Auguste (jetzt Preußens Königin) mit Ihrer Schwester dem Goethe'schen Hause zufuhr, begegnete mir wenig Schritte vor letzterem und ich . . .

Doch, ich habe ja dies und die erste Mittagstafel und was daraus für mich hervorging, so wie meine sämmtlichen Beziehungen zu Goethe und dessen Familie, ausführlich und der Wahrheit gemäß in dem Buche „Vierzig Jahre" zu schildern versucht, will mich nicht wiederholen und hier nur noch ein Ereigniß nachträglich erwähnen, dessen scheinbare Geringfügigkeit leicht belächelt werden mag, welches darum doch für die Charakteristik des oft Verkannten, gerade weil es einen unbedeutenden Gegenstand betrifft, sehr bezeichnend ist, wenigstens mir so erscheint.

Unter den Gerichten aus guter, solider Küche, die uns dargeboten wurden, befand sich eine Schüssel, an der ich mich vorzüglich betheiligte: „Püré von Wild mit Spiegeleiern!" Ich war schon so „heimlich" geworden, daß ich, bei unausgesetztem Respecte vor dem Herrn des Hauses, tüchtig zulangte und seinen gastfreundlichen Ermunterungen entsprechend, meinen Teller ein zweitesmal füllte und leerte. Das geschah bei meiner ersten Speisung, im kleinen vertraulichen Kreise. Wie ich dann, ein Jahr später, bei zweitem längerem Aufenthalte, durchschnittlich in jeder Woche zweimal zur Tafel gezogen, einmal an einem größeren Diner Theil hatte, fügte sich's, daß besagte succulente Speise sich auch einstellte. Ich sprach ihr wieder lebhaft zu, räumte den herzhaft herausgelöffelten Vorrath rasch auf; schon wurden an der entgegengesetzten Seite des Tisches die Teller gewechselt. Da richtete Goethe, von dem ich weit entfernt saß, seine Götteraugen auf meinen Teller, lächelte mir mit einem Blicke des Einverständnisses zu, gab dem zur Aushülfe servirenden Lohndiener (o „Zapfe!" cara memoria!) einen wahren Jupiterwink . . . und Zapfe reichte mir noch einmal die Schüssel, zärtlich flüsternd: „Der Herr Geheimderath schicken mich!"

Nicht wahr, Sie finden es abgeschmackt, junger Mann des Fortschrittes, daß ein weitzurückgebliebener Greis derlei Histörchen drucken zu lassen wagt? Mag Ihr Spott über ihn ergehen; er bekennt offen, wie tief ihn die Erinnerung an jenen Augenblick bewegt. „Püré von Wild mit Spiegeleiern" nimmt sich entsetzlich prosaisch aus, das geb' ich zu. Dagegen liegt in solchem Beweise wohlwollender Sorgfalt, zarter Aufmerksamkeit, die sich auf alltägliche menschliche Bedürfnisse wie Speis' und Trank erstrecken, eine Poesie des Herzens, die sich freilich weder mit dem Geiste, noch mit dem Magen, . . . die sich einzig mit dem Herzen nachempfinden läßt.

Waren vorstehende Zeilen in keiner anderen Absicht niedergeschrieben, als in der: Goethe's scheinbare Kälte beim Empfange fremder Besucher erklärend zu entschuldigen und sein ihm so häufig vorgeworfenes „abstoßendes Betragen" zu rechtfertigen, indem ein guter Theil der Schuld dem Betragen der Besuchenden zugeschoben werden sollte, so darf doch, um bei der strengen Wahrheit zu bleiben, nicht verschwiegen werden,

Digitized by Google

daß des alten Heren Ausdrucksweiſe, wie ſie gegen ſeines großen Lebens Ende hin, bereits in ſchriftlichen Aeußerungen bisweilen etwas Steifes, Abgemeſſenes, „Kanzleihaftes“ angenommen, auch im mündlichen Geſpräche oft ſeltſamen Satzbildungen unterlag, deren Förmlichkeit leicht abſchrecken konnte. Auch dafür geben Schuckmann's geiſtreiche Bemerkungen pſychologiſch erläuternden Aufſchluß. Ich ſetze hinzu: Wer ohne Ehrfurcht, ohne reine Liebe, nur aus Neugier zu Goethe kam, oder wer gar beifällige Anerkennung für eigene Verdienſte ſich abholen wollte, der konnte, wenn er keine günſtige Stunde traf, bald verſtimmt und niedergeſchlagen ſein. Wer aber aufrichtige Hingebung mitbrachte, wer ſich offen und ehrlich zeigte, wie er war; wer nichts begehrte, als eben des Edlen Antlitz freudig zu ſchauen . . . dem blieben weder Antlitz noch Bruſt verſchloſſen, der hörte auch aus eigenthümlich conſtruirten Sätzen die Seele heraus, das warme Gemüth.

Ich habe mich des Wortes „kanzleihaft“ bedient, zur Bezeichnung goethiſcher Ausdrucksweiſe in ſpäterer Zeit. Das Wort gehört nicht mir; ich verdank' es dem Dichter der „Sappho“, des „Ottokar“, des „treuen Diener ſeines Herrn“ und anderer großer Werke, dem auch in Weimar mit unverwelklichen Kränzen geſchmückten Grillparzer. Der hat geſungen (wie er ſich im Schreiben an einen Freund ausdrückt), „da Goethe in ſeiner letzten Zeit wunderliche Aphorismen heraustönte, die eben ſo lächerlich vergöttert, als frevelhaft verſpottet wurden:“

Und ob er mitunter „kanzleihaft“ ſpricht,
Ob Tinten und Farben erblaſſen,
Die Großen der Zeiten ſterben nicht. —
Das Alter iſt Keinem erlaſſen.

Doch ahmſt Du ihm nach, du junges Volk,
So laß' vor Allem Dir ſagen:
Nur Jenem ſteht der Schlafrock wohl,
Der früher den Harniſch getragen.

Digitized by Google

Die moderne Post.

Von A. Lammers.

Der älteste Brief, von welchem wir wissen, ist wol derjenige, durch den König David seinen Feldhauptmann anwies, den Ueberbringer vor dem Feinde auf den gefährlichsten Posten zu stellen. Die tragische Geschichte des Urias und der Bathseba beweist übrigens nicht allein, daß es schon damals für einen geringen Mann nicht recht geheuer war, eine allzu schöne Frau zu haben, sondern auch, daß es bereits Mittel geben mußte, eine Schrift zu verschließen. Wie hätte der lüsterne Monarch sonst dem Urias sein eigenes Todesurtheil zur Beförderung anvertrauen können? Auch gesetzt den Fall, er hätte selbst nicht lesen können, so wäre ihm doch vielleicht unterwegs Jemand begegnet, der es gekonnt, und von dem er hinlänglichen Aufschluß über den Inhalt seiner Sendung erhalten hätte, um sie niemals zu überbringen.

Der älteste je geschriebene Brief war der von Urias überbrachte natürlich nicht; noch weniger die älteste nicht-mündliche Botschaft. Die alten Schriftsteller berichten von allerhand curiosen Methoden, auf welche man lange vor ihrer eigenen, vergleichsweise civilisirten Zeit verfallen war, um eine Nachricht oder einen Befehl wohlverwahrt an den Mann zu bringen. Herodot z. B. erzählt von einer Veranstaltung, wonach der auserwählte Bote geschoren und ihm dann die Geheimbotschaft auf den kahlen Schädel geschrieben wurde; sobald das Haar wieder hinlänglich gewachsen war, machte er sich auf den Weg, der Adressat wiederholte die Procedur und suchte die Hieroglyphen zu entziffern, welche nur für ihn bestimmt waren. Auf besondere Schnelligkeit konnte es bei diesem Verfahren wol nicht ankommen. Ein anderes bestand darin, den Briefträger als Thier zu vermummen; ein drittes in der Beipackung der Botschaft in einem Mumiensarge. Um heimlich Nachrichten in eine belagerte Stadt zu bringen, erzählt Appian, bediente man sich beschriebener Lederkugeln, die man mittelst einer Schleuder hineinwarf. Julius Cäsar gilt für den Erfinder der Chiffern-Schrift, welche zu seinen Regierungsmitteln gehörte.

Geraume Zeit nach dem Briefe, d. h. der verschlossenen Botschaft, kam die Post zur Welt, d. h. Anstalten zur regelmäßigen Beförderung von Briefen oder von Botschaften überhaupt, unter Umständen auch von Personen. Die Culturgeschichte legt dem Perser-König Cyrus die Ehre bei, die erste Post errichtet zu haben, eine Reitpost von Susa nach Sardes und von da bis zum Aegäischen Meer. Indessen fand Marco Polo im vierzehnten Jahrhundert Posteinrichtungen in China vor, deren Alter

Digitized by Google

demjenigen der persischen Post vielleicht den Rang streitig macht; und als die spanischen Conquistadoren nach Amerika kamen, entdeckten sie nicht allein in Peru vortreffliche Heerstraßen, die wol kaum ohne einen ähnlichen Zweck erbaut sein können, sondern in Mexico bei den Azteken auch das Institut regelmäßig gehender Couriere, deren Kleidung durch ihre Farbe schon von weitem gute oder schlimme Post ankündigte.

Im modernen Europa ist von Post zuerst unter Karl dem Großen die Rede, dem Cäsar der christlich-germanischen Welt. Unter seinem Nachfolger indessen zerfiel mit dem Reiche auch dieser zarte Keim einer höheren Gesittung. Erst die mittelalterlichen Städtebünde, namentlich die Hansa, riefen wieder eine regelmäßige Botenpost ins Leben. Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bürgerte der verschlagene Ludwig XI. dieses wichtige Regierungsmittel in Frankreich ein; er soll nicht weniger als zweihundertunddreißig Couriere angestellt haben. Maximilian I. verband die Lombardei durch einen Botengang, der seinen Weg durch Tyrol nahm, mit Deutschland, und stellte 1516 eine gleiche Verbindung zwischen Wien und Brüssel her, den beiden Hauptstädten seiner Erblande. Zwischen Italien und den Niederlanden einen Postverkehr zu schaffen, blieb seinem Nachfolger Karl dem Fünften vorbehalten, der sich dazu des Grafen Leonhard von Thurn und Taxis bediente (1543), und diesen zum Dank für die gelungene Ausführung mit der neuen Würde eines Reichspostmeisters belehnte. Die nächsten unruhigen Jahrzehnte waren jedoch der weiteren Ausbildung des jungen Instituts nicht günstig. Erst unter Kaiser Rudolf II. erhob es sich zu höherer Blüthe. Dann aber begannen sofort auch die Competenz-Streitigkeiten, indem die zur Selbständigkeit emporgestiegenen Landesherren, zumal die von Sachsen, der Pfalz, Württemberg u. s. f. die Berechtigung des Grafen Taxis innerhalb ihres Gebiets anfochten. Kaiser Matthias ließ sich dadurch nicht abhalten, hundert Jahre nach der ersten Postverbindung Wiens mit Brüssel die Belehnung des zum Reichsgrafen erhobenen Herrn von Taxis mit dem deutschen Postwesen förmlich auszusprechen. Eine einheitliche Gestaltung des letztern war damit sowenig gewährleistet, wie dieselbe unter der Aegide des Hauses Habsburg und der alten lockeren Reichsverfassung in unseren Staatsverhältnissen überhaupt eintreten sollte. Die Entwickelung des modernen Staats in seiner anfänglichen absolutistischen Form zeigte sich in Deutschland vorwiegend von ihrer Schattenseite. Das Postmonopol des Taxis'schen Hauses erwies sich stark genug, eine weitere Ausbildung des Privatpostwesens, wie es im späteren Mittelalter aus dem Bedürfniß des städtischen Verkehrs hervorgegangen war, völlig abzuschneiden; aber nicht so stark, daß es die Versuche der einzelnen Landesherren im Keime erstickt hätte, sich ihre eigene Post zu schaffen. Die mächtigeren unter denselben sträubten sich erfolgreich, das vom Kaiser verliehene Post-Lehn innerhalb ihrer Grenzen als alleinberechtigt anzuerkennen. Das Postwesen ganz als Reichssache zu behandeln, wie es unter Maximilian I. oder Karl V. wahrscheinlich ohne allen Widerstand ein für alle Mal hätte festgestellt werden können, scheint dieser

Digitized by Google

beiden sonst an Plänen doch nicht armen Fürsten nicht einmal ernstlich eingefallen zu sein; sie überwiesen es einem Günstling, dessen Haus auch von ihren Nachfolgern darin aufrechterhalten, aber nicht kräftig genug unterstützt wurde, um durchzudringen, sobald der aufstrebenden landesfürstlichen Gewalt die politische und finanzielle Bedeutung des Postwesens nur erst einmal klar geworden war. Von da an verlegte sich der Fortschritt der Einrichtung mehr und mehr in die Landesposten. Das Taxis'sche Postinstitut sank, da es nicht Kraft genug hatte zum alles überschattenden Baume zu werden, zu einer Schmarotzerpflanze herab, die nur zur Bereicherung einer einzelnen Familie, zum Schaden des Gemeinwesens an den deutschen Verkehrs-Interessen zehrte.

Wie hinsichtlich der großen Staatsaufgaben im allgemeinen, so hat auch hinsichtlich des Postwesens Preußen die Erbschaft des alten deutschen Reiches angetreten. Seine Einrichtungen, begründet auf die Bedürfnisse der größten Zahl gebildeter und unterrichteter Menschen, nehmen in Deutschland seit langer Zeit den ersten Rang ein. Es war nur eine ganz vorübergehende, nicht der Postverwaltung zur Last fallende Verirrung von der Bahn des Fortschritts, als Preußen auf der letzten Conferenz des Deutsch-österreichischen Postvereins in seiner ursprünglichen Gestalt, zu Anfang des Jahres 1866 in Karlsruhe, unter dem zwiefachen Drucke eines mehrjährigen Verfassungs- und Budget-Streites und des herannahenden opferreichen Krieges sich neben Hannover und Taxis als Hauptvertreter eines einseitig und beschränkt fiscalischen Standpunkts betreffen ließ. Mit der Aufhebung der Spannung, der glücklichen Erledigung des preußisch-österreichischen Conflicts sowol als des Verfassungskampfes im Innern konnte die preußische Postverwaltung ungehindert in ihre früheren Bahnen zurücklenken, und sich zu der friedlichen Eroberung neuer Gebiete rüsten, die sie sich durch ihre allgemeinen Leistungen verdient hatte. Das Thurn- und Taxis'sche Postinstitut wurde nun durch gütliche Abfindung in den Ruhestand versetzt; im Norddeutschen Bunde wurde die Post für Bundessache erklärt, d. h. die preußische Postverwaltung sog die übrigen in sich auf. Damit sind für ganz Norddeutschland die Hindernisse einer raschen, gleichmäßigen und allseitigen Entwickelung des Postwesens beseitigt, welche in der Zersplitterung und Vielheit der leitenden Stellen lagen. Früher oder später muß der Segen dieser wohlthätigen Centralisation sich auch auf die süddeutschen Staaten erstrecken.

Das Publicum im allgemeinen, nicht blos die politischen Kreise oder die Bevölkerung einzelner Orte und Gebiete, hat Gelegenheit erhalten wahrzunehmen, daß der Geist des Fortschritts in unser Postwesen frischer und kräftiger denn jemals eingezogen ist, als die große Neuerung des Groschen-Portos am 1. Januar dieses Jahres in's Leben trat. Die Fülle politischer und volkswirthschaftlicher Reformen, welche seit zwei Jahren über uns gekommen ist, hat uns Alle einigermaßen blasirt gemacht; sonst hätte die Reduction des Briefportos auf einen Groschen für den ganzen Umfang des Deutsch-österreichischen Postvereins nicht so still

Digitized by Google

und gleichsam unbemerkt vorübergehen können. Welch' ganz anderes Gefühl der Erleichterung und freudiger Zukunftshoffnungen durchzuckte England, als im Sommer des Jahres 1840 das Penny-Porto eingeführt wurde! Aber freilich, wir haben den Sprung von einer großen Zahl durchschnittlich hoher Portosätze zu einem einzigen ganz niedrigen Satz, der dort auf einmal gewagt wurde, ungeachtet seines längst feststehenden außerordentlichen Erfolges nicht auf einmal, sondern nur in vorsichtigen und langsamen Stufen nachmachen wollen. Schon seit einer Reihe von Jahren betrug im Postverein der höchste Satz für den einfachen Brief drei Silbergroschen. Innerhalb des engsten Umkreises bestand das Groschen-Porto bereits. Dafür haben wir aber auch achtundzwanzig Jahre gebraucht, um das Ziel vollends zu erreichen, und ein Silbergroschen ist in Deutschland immer noch nicht unbedeutend mehr, als in England ein Penny — womit nicht gesagt ist, daß das Briefporto alsbald noch weiter, etwa auf sechs Pfennige, ermäßigt werden müsse.

Im Postwesen, wie in so vielen anderen Dingen, ist England dem Continent um ein halbes oder ganzes Menschenalter voraus. Seine insulare Lage, die es früher verhinderte mit den festländischen Nationen gleichen Schritt zu halten, hat ihm im neunzehnten Jahrhundert umgekehrt einen Vorsprung verschafft, den noch vor dem Ende desselben einzuholen uns schwer genug fallen wird. Bis gegen Ende der Stuart'schen Zeit hat die Geschichte der Post kaum Veranlassung, sich um England zu kümmern. Dann aber kommt es. Im Jahre 1683 führte ein Tapezierer, Robert Murray, eine Penny-Post für Londoner Stadtbriefe ein, gegen die der Herzog von York wegen Privilegienbruchs einschritt und die City-Träger wegen Nahrungsraubs schrieen, während der bekannte Titus Oates sie als eine Ausgeburt papistischer Ränke und Jesuiten-Erfindung brandmarkte, die aber doch schließlich unter Murray's Rechtsnachfolger, William Dockwra, von der königlichen Post übernommen wurde. Zu derselben Zeit gab es der Postkutschen, deren erste im Jahre 1608 aufgetaucht war, schon so viele, daß sie den Carossen des Hofes und des Adels mitunter im Wege waren, daher königliche Verbote ihre freie Bewegung einschränkten. Das siebzehnte Jahrhundert ging nicht zu Ende, ohne daß London drei regelmäßige Postfahrten gehabt hätte: nach York, Chester und Exeter. Freilich fuhren sie nur im Sommer und blieben unterwegs wegen Austretens der Flüsse oft tagelang liegen. Die Neuerung führte zu einem leidenschaftlichen Flugschriften-Streit, deren eine behauptete, die Postkutsche sei das größte neuerdings eingerissene Uebel. Die Flugschrift indessen verflog, die Postkutsche blieb und mehrte sich unablässig.

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts rief das Bedürfniß auswärts dienender Soldaten und Matrosen, ihre Sparpfennige nach Hause zu schicken, eine neue Erweiterung der Post ins Leben: die Geldanweisungen vermöge ihrer Kassen. Aber wiederum nicht unmittelbar. Die ersten Unternehmer waren eine Privatgesellschaft, Stow und Comp.

Digitized by Google

Die Postverwaltung zog das Geschäft erst später an sich, und bildete es dann freilich allseitig aus.

Während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges sah der jüngere Pitt sich genöthigt, auf alle Portosätze einen Zuschlag von einem Penny zu legen. Die napoleonischen Kriege waren natürlich auch nicht die geeignete Zeit, um davon zurück, oder um überhaupt in irgend einer Einrichtung des friedlichen Verkehrs sonderlich vorwärts zu kommen. In den ersten beiden Jahrzehnten nach dem Frieden hatte man genug zu thun, um die Nachwehen der Kriegsanstrengungen zu überwinden und frische Kräfte zu sammeln. Dann aber kamen die Dampfschiffe, die Eisenbahnen: ein neues Zeitalter gewaltigen und ununterbrochenen Fortschritts begann. Man warf kritische Blicke auf das überlieferte Postwesen und fand es in jeder Beziehung unzulänglich. Vor allem verkaufte es seine Dienste viel zu theuer. Das Briefporto betrug im Jahre 1837 durchschnittlich $9^1/_2$ Pence, ohne die auswärtigen Briefe noch $8^3/_4$ Pence. Zur Zeit der Königin Anna, berechnete man, hatte ein Brief von London nach Edinburg weniger als halb so viel gekostet, wie bei der Thronbesteigung der Königin Victoria, wo die Straßen macadamisirt waren und das Dampfroß auch zum Brieftransport benutzt zu werden anfing. Und trotz der hohen Sätze war der Reinertrag der Post seit zwanzig Jahren nicht gewachsen: 1815 schon $1^1/_2$ Millionen Pfund Sterling, betrug er 1836 nur 3—4000 Pfund mehr, trotz der außerordentlichen Zunahme der Bevölkerung, der Bildung und jeglichen Verkehrs. Der Grund war einfach: die Höhe der Portosätze verlockte das Publicum, namentlich das geschäftstreibende, sie regelmäßig zu umgehen, indem es sich eine heimliche Privatbeförderung schuf. An manchen Orten hatten die Post-Bönhasen (wenn man so sagen darf) mehr zu thun als die Post selbst. Cobden und andere Kaufleute Manchester's constatirten vor einem parlamentarischen Comité, daß vier Fünftel der dort geschriebenen Briefe das Postamt niemals zu sehen bekämen. Ein einzelner Verlagsbuchhändler in Glasgow versandte und empfing auf verbotenen Wegen täglich etwa 50 Briefe und Circulare; er war über 20,000 hinaus, bevor die Post dahinterkam. Die Bücherballen der Buchhändler waren ein regelmäßiges Briefbeförderungsmittel für die ganze Freundschaft und Nachbarschaft derselben geworden. Eine große Londoner Zeitung nannte es damals geradezu ein Glück für Handel und Industrie, daß eine verbotswidrige geheime Concurrenz das Staatsmonopol auf allen Punkten ergänze, und fügte hinzu, die Post sei nicht mehr der gewöhnliche, sondern nur noch der außergewöhnliche Canal für die Correspondenz des Landes. Die Behörden waren schließlich dahingekommen, alle Verfolgung als im wesentlichen nutzlos fallen zu lassen.

In dieser Lage der Dinge erschien der Reformator plötzlich und vollbewehrt, wie nach der hellenischen Sage Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus hervorsprang. Er hatte zwar seinen Vorläufer: das Unterhaus-Mitglied für Greenock, Wallace. Aber es ging diesem würdigen Manne wie manchen seines Gleichen, die wir besser kennen —

Digitized by Google

unermüdliche Anreger auf einem gewissen Gebiet und Wiederholer derselben Zukunfts-Idee, deren praktisches Talent aber ihre theoretische Einsicht im Stiche läßt, und die sich daher im Parlament oder in der Presse ziemlich erfolglos mit den wohlbestallten Vertretern und Nutznießern des Bestehenden herumschlagen. Mr. Wallace mußte sich begnügen, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die zahlreichen Mängel des Postwesens zu lenken, indem er unaufhörlich Aufschlüsse und neue Vorlagen aus diesem Verwaltungszweige forderte; zu factischen Resultaten führten die scharfen Wortgefechte nicht, welche er in jeder Session mit Generalpostmeistern und Generalpostamtssecretären hatte. Diese waren einem Manne vorbehalten, der als Secretär der Commissäre für Auswanderung nach Südaustralien mit der Post bis dahin weder direct noch indirect zu thun, in der Stille aber seine Gedanken auf diesen einen Punct concentrirt hatte, und dessen erste Flugschrift, „Post-Reform, ihre Wichtigkeit und Ausführbarkeit", die Sache auf der Stelle, kann man sagen, entschied. Das war Rowland Hill — der einzige wirklich große Name, von welchem die Post-Geschichte bisher zu melden hat.

Die erste Ausgabe der Flugschrift „Post-Reform", die eine so außerordentliche thatsächliche Umwälzung nach sich ziehen sollte, wurde nur unter Volksvertretern und Beamten vertheilt. Erst die zweite gelangte zur Oeffentlichkeit, und unmittelbare Sensation war das Echo. Rowland Hill stellte darin den Grundsatz auf, der heute fast wie ein Gemeinplatz klingt, damals aber eher wie ein Paradoxon: daß bei gewissen Taxen eine Ermäßigung auf die Dauer nicht zur Schmälerung, sondern zur Mehrung der Einnahme gereicht. Auf einen einzelnen Erfahrungsbeweis konnte er sich dabei allerdings schon stützen; der Malz-Aufschlag war um 28 Procent ermäßigt worden, hatte jedoch nur $2^1/_2$ Procent weniger eingebracht. Allein was wollte ein vereinzelter praktischer Fall gegen die scheinbare Absurdität der Behauptung an und für sich sagen? Rowland Hill wies weiter nach: die durchschnittliche eigene Ausgabe der Verwaltung für die Beförderung eines Briefes macht weniger als $^1/_{10}$ Penny aus; da nun Zehntel eines Penny nicht zu erheben seien, so müsse ein einförmiger Penny-Satz eingeführt werden. Dies um so mehr, als es keineswegs wahr sei, was man bisher allzu gläubig angenommen habe, daß nämlich die Kosten der Beförderung eines Briefes in gleichem Verhältniß mit der zurückgelegten Strecke wüchsen. Ein Brief nach Edinburg koste der Post oft viel weniger, als ein Brief nach einem kleinen Orte in der nächsten Nachbarschaft Londons. Einförmigkeit des Brief-Porto, dem die Einführung von Marken und ein directer oder indirecter Frankirungszwang auf dem Fuße folgen müsse, werde der Verwaltung eine Menge Zeit ersparen, die jetzt mit der Ermittelung und Berechnung der verschiedenen Sätze nutzlos verfließe. Hill schlug demnach vor, von jedem nicht über eine halbe Unze schweren Briefe einen Penny Porto zu erheben, die Briefbeförderung zu beschleunigen, die Briefablieferung häufiger geschehen zu lassen, und den Dienst durchgängig zu vereinfachen.

Digitized by Google

Es versteht sich von selbst, daß die Geschäftswelt diesen Vorschlägen auf der Stelle mit Begeisterung beitrat. Ebenso selbstverständlich, wenn auch minder erfreulich, war der Unmuth und Widerstand der obersten Postbehörde. Einer ihrer Beamten prophezeite, kein Zeitgenosse werde eine solche Vermehrung der Briefe erleben, daß der Ausfall gedeckt werden würde, und der Generalpostmeister Lord Lichfield wollte eine solche Zunahme auch gar nicht einmal wünschen, denn sonst, meinte er, müßten die Wände des Generalpostamts bersten. Auf der andern Seite aber bildete sich in der City ein mercantiles Comité eigens für die Herbeiführung des Penny-Porto; ein Petitionssturm begann, der im Jahre 1838 in 320, während der ersten Hälfte des Jahres 1839 in 830 einzelnen Vorstellungen das Parlament auf den Weg zur Reform zu drängen suchte. Schon am 23. November 1837, dreiviertel Jahr nach Rowland Hill's erstem Auftreten, beantragte der Schatzkanzler Spring Rice eine parlamentarische Untersuchung der Frage, indem er in seinen Antrag Hill's Anregungen ausdrücklich aufnahm. Das danach eingesetzte Comité legte vor den Augen der Meisten erst den fast unabsehbaren Umfang blos, in welchem das engherzig gehandhabte Postmonopol des Staats den Verkehr auf niederen Stufen zurückhielt. In dem erstatteten Berichte hieß es: „Die Masse der Geschäfte, welche das hohe Porto hindert, oder welche, wenn nicht ganz verhindert, mindestens nicht gehörig zur Anzeige gebracht werden, ist geradezu erschreckend. Wechsel in kleinen Beträgen werden nicht gezogen, kleine Waarenaufträge nicht ertheilt, Geldsendungen nicht als empfangen quittirt; Gütersendungen über Land und See, Ankunft und Abgang von Schiffen bleiben ungemeldet; Drucker senden keine Correcturabzüge; der Advocat auf dem Lande schiebt den Brief an seinen Londoner Geschäftsfreund, der Handelsreisende den an seine Firma, der Londoner Banquier den an seinen Agenten in der Provinz auf, so lange er kann u. s. f." Der Schluß des Comités ging im allgemeinen dahin, daß R. Hill's zuerst so überraschende Anschauungen und Sätze durch die Thatsachen gerechtfertigt würden. Der bestehende Zustand beeinträchtige den Verkehr, die socialen Gewohnheiten und die Moralität des Volkes. Reduction des Porto, öftere Annahme und Ablieferung der Briefe seien eine Nothwendigkeit. Eine geringfügige Reduction werde eher schaden als nützen. Das Princip eines niedrigen einförmigen Satzes sei an sich gerecht, und verknüpft mit Vorausbezahlung und dem Gebrauch der Marken, werde es sich ebenso zweckmäßig als für das Publicum befriedigend erweisen. Der Satz von einem Penny, wie Hill ihn vorgeschlagen, werde auf die Länge das Einkommen nicht schmälern. Nur weil das Comité angewiesen war, sich innerhalb der Grenzen zu halten, welche dadurch vorgezeichnet wurden, daß auch kein zeitweiliger Ausfall entstehen sollte, schlug es ein gleichförmiges Porto von zwei Pence vor.

Inzwischen hatte die Regierung sich entschlossen, kühner vorzugehen. Am 12. November 1839 setzten die Lords des Schatzes alle Portosätze übereinstimmend zunächst auf vier Pence herab, um die Beamten an die

Digitized by Google

Einförmigkeit des Satzes zu gewöhnen; am 10. Januar 1840 folgte die Herabsetzung auf Einen Penny. Ein Gesetz vom 10. August desselben Jahres bestätigte den Schritt, den die Lords des Schatzes zunächst auf ihre eigene Verantwortung hin gethan hatten.

Die Wirkung auf den Verkehr war rasch und außerordentlich. Das bekannte große Speditionsgeschäft von Pickford und Comp. z. B. erhöhte seine Correspondenz von 30,000 Briefen im Jahre 1839 auf 240,000 im Jahre 1842, und bekräftigte thatsächlich, insofern diese letzteren ihm ein Drittel mehr an Porto kosteten, die der Reform zu Grunde liegende finanzielle Berechnung. Der tägliche Verkehr der Provinz-Buchhändler mit London konnte nun erst beginnen, — die Polyglotten-Bibel der Missions-Gesellschaft in vierundzwanzig Sprachen nun erst herausgegeben werden, wegen der zu versendenden Correcturabzüge. Einer der Vorkämpfer der Liga gegen die Kornzölle erklärte später, vermöge der Post-Reform habe dieselbe ihre Zwecke zwei Jahre früher erreicht. Der schottische Gefängnißinspector schrieb 1842 nach einem Besuch auf den Shetlands-Inseln: „Obgleich die Eltern dort ihre Kinder nicht gern fortgehen lassen, hat das billige Porto die Familien mit zeitweiliger Abwesenheit von Angehörigen doch leidlich ausgesöhnt, und den Insulanern folglich den Arbeitsmarkt des Festlandes (von Schottland versteht sich) geöffnet." Ein namhafter Schriftsteller ging in seiner Schwärmerei so weit, daß er das Penny-Porto an Weisheit und Wirksamkeit über das preußische Unterrichtssystem mit seiner allgemeinen Schulpflicht erhob. Erziehend zu wirken durfte es sich in der That rühmen. Es gab dem Verlangen der unteren Stände, schreiben zu lernen, einen mächtigen Impuls; Abendclassen für Erwachsene bildeten sich in allen größeren Städten unmittelbar nachdem es eingeführt worden war. Während im letzten Jahre des alten Posttarifs 76 Millionen Briefe befördert worden waren, circulirten im ersten Jahre des neuen Tarifs schon 169 Millionen, oder mehr als das Doppelte, eine Zahl die sich 1865 auf die kolossale Summe von 724½ Millionen gehoben hatte, oder etwa 25 Briefe auf den Kopf der Bevölkerung.

Weniger günstig wollten sich allerdings im Anfang die finanziellen Resultate gestalten. Der Reinertrag der Post sank zunächst von anderthalb Millionen Pf. St. auf eine halbe; der frühere Brutto-Ertrag wurde erst 1850, der frühere Netto-Ertrag gar erst 1863 wieder erreicht. Indessen hatten die Reformfreunde ja auch nicht in erster Linie aus Finanzrücksichten die Sache betrieben. Sie konnten sich weiterhin darauf berufen, daß Rowland Hill's Plan nicht gleich vollständig durchgeführt, daß andere Einkommenquellen des Staates durch das Penny-Porto mittelbar erheblich gesteigert worden, und daß die Einführung desselben mit der zwar sehr erwünschten, aber auch verhältnißmäßig sehr kostspieligen umfangreichen Benutzung der Eisenbahnen zusammengefallen war. Die Post hat darum übrigens der Eisenbahn doch nichts vorzuwerfen. In der Stille hat ohne Zweifel die wunderwirkende Erscheinung der Locomotive zur Anregung und Durchsetzung der Porto-Reform mäch-

gitized by Google

tig mitgewirkt, und erst dieser Vorspann hat aus der „Reichspostschnecke", welche Börne so denkwürdig beschrieben hat, den geräuschlos prompten und pünctlichen Boten gemacht, als welchen wir die Post heutzutage kennen und schätzen.

Die Dankbarkeit des englischen Volkes gegen den eigentlichen Urheber der Post-Reform hatte sich gleich nach dem Siege der guten Sache in einer Nationalsubscription bethätigt, die etwa 90,000 Thaler ergab und ihm bei einem von dem mercantilen Comité der City veranstalteten Bankett überwiesen wurde. Mit der Regierung war R. Hill weniger glücklich. Die Tories, welche 1841 wieder ins Amt kamen, entfernten ihn von dem Posten im Generalpostamt, den die Whigs für ihn geschaffen hatten. Da der anfängliche finanzielle Ausfall so bedeutend war, fand 1842 eine neue parlamentarische Untersuchung statt und es wiederholten sich in gemilderter Form die Auftritte der letzten dreißiger Jahre. Hill hatte nicht auf seinen Lorbeeren geruht, sondern neue Reform-Vorschläge aufgestellt: Frankirungszwang mit Strafzuschlag für unfrankirte Briefe von einem Penny, stündliche Ablieferung der Briefe in der Hauptstadt, Einführung bez. Vermehrung der Dorfpostämter. Der Secretär des Generalpostamts Oberst Maberly — dem R. Hill später auf diesem einflußreichen Posten folgte — war durch den volkswirthschaftlichen und moralischen Erfolg des von ihm bekämpften Penny-Porto noch so wenig belehrt worden, daß er insbesondere die „stündliche Ablieferung" geradezu für eine Unmöglichkeit erklärte. Es geht ihm jetzt wie dem gelehrten Dr. Lardner, der seiner Zeit im Quarterly Review den wissenschaftlichen Nachweis zu führen unternahm, daß kein Dampfschiff je über den Atlantischen Ocean an die Gestade der Neuen Welt gelangen werde, und der dann einige Jahre später selbst von dieser bequemen und schnellen Reisegelegenheit profitirte, um Amerika zu besuchen. Indessen gab das Comité von 1842, eingekeilt zwischen den augenscheinlichen allgemeinen Segen der Reform und ihre Unergiebigkeit für die Staatskasse, weislich gar kein Votum ab. Hill dagegen fuhr fort, Verbesserungen anzuregen. 1843 trat er für durchgängige Organisirung einer Landpost ein, indem er das Vorbild der französischen Poste rurale citirte. Diese ist jedoch von England längst überflügelt worden, denn im Jahre 1865 hatte Frankreich nur 3703, England 11,316 Postämter im Ganzen, reichlich 8000 mehr als im Jahre 1839. Der Kreis um jedes Postamt herum, innerhalb dessen die Briefe ohne besondere Gebühr ins Haus gebracht werden, erweitert sich unaufhörlich, und bald werden vermöge der Landbriefträger die entlegensten Ausläufer, die einsamsten Winkel des Inselreichs in dieser Hinsicht auf demselben Fuße mit den Bewohnern der großen Städte behandelt werden, wenn auch natürlich nur mit täglicher, nicht mit stündlicher Ablieferung.

Fünfundzwanzig Briefe, haben wir gesehen, kamen in England auf den Kopf schon vor drei Jahren. Kein anderes Land reicht an diese Ziffer hinan, auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht mit ihren 28,000 Postämtern. In Frankreich ist es nur ungefähr der dritte

Digitized by Google

Theil. In Deutschland sind es sechs, in Oesterreich drei bis vier; und dann sind Kreuzbandsendungen und Waarenproben mitgerechnet. Im Jahre 1866 hat der Deutsch-österreichische Postverein einschließlich dieser Arten von Sendungen rund 347 Millionen Briefe befördert, wovon bei nicht sehr verschiedener Einwohnerzahl auf Deutschland 219, auf Oesterreich 128 Millionen kommen. Der Spielraum der Entwickelung ist für uns also noch groß genug. Die zögernde Art und Weise, in welcher bei uns die Ermäßigung vorgenommen worden, auch nachdem man ihre öffentliche Bedeutung, ihre finanzielle Unbedenklichkeit längst begriffen hatte, ist einer raschen Steigerung des Briefverkehrs im Wege gewesen, obwol eine an sich nicht unerhebliche stetige Zunahme doch auch so stattgefunden hat. In Preußen z. B. betrug die Zahl aller Postsendungen zusammengenommen in den Jahren 1849/51 durchschnittlich 75¼ Millionen, in den Jahren 1858/60 durchschnittlich 153¼ Millionen, im Jahre 1865 aber 223¾ Millionen. Unter dem mächtigen Sporne des Groschen-Porto wird die Zahl der Briefe sich verdoppeln und verdreifachen. Wie dieses indessen, so haben wir auch noch andere wesentliche Verbesserungen des englischen Postwesens, des unbestreitbar ausgebildetsten der Welt, darauf anzuschauen, ob sie sich auf unsere Zustände nicht sollten übertragen lassen.

Die Briefmarken haben wir uns schon vor dem Groschen-Porto angeeignet, gleich der ganzen übrigen Welt. Heute ist man dermaßen daran gewöhnt, sie auf den Briefen zu sehen und sich ihrer zu bedienen, daß man kaum recht seinen Ohren traut, wenn man hört, daß sie zuerst im Mai 1840 angewendet worden sind. Indessen hat antiquarische Gelehrsamkeit doch entdeckt, daß es ältere Vorgänger der heutigen Marken gebe. Ein gewisser Herr von Velayer soll etwas derartiges 1653 in Paris eingeführt haben in Verbindung mit einer von ihm eingerichteten Privatbriefpost, die auch schon Briefkasten an den Straßenecken placirte. Die Marken oder vielmehr Freicouverte waren, ganz wie jetzt, bei dem nächsten Ladeninhaber für einen Sou das Stück zu kaufen. Inzwischen verschwanden sie wieder und Frankreich mußte sie gleich allen anderen Ländern von England entlehnen. An den eigentlichen Gebrauch der Briefmarken hat sich ein mehr komischer und ein anderer ganz ernsthafter uneigentlicher geknüpft. Jener ist die Marken-Sammelwuth, stamp mania, timbromanie, die nicht blos von halbreifen jungen Burschen und Mädchen, sondern auch von Erwachsenen zeitweilig Besitz ergriffen hat, und als eine Art fieberhafter Nachwirkung des jähen und universellen Umschwungs betrachtet werden muß, den die Post-Reform in dem Verkehr der gebildeten Welt hervorrief. In den Briefmarken, die sich noch viel rascher ausbreiteten als das billige und einförmige Porto, nahm der Geist der Post-Reform gleichsam Fleisch an, wurde sichtbar und handgreiflich. Die Sucht, sie nach vollendetem Postgebrauch zu sammeln, hatte jedenfalls den Vortheil, rasch große Kreise mit dem neuen Culturmittel vertraut zu machen; es erweiterte zugleich mancher Leute geographischen Horizont, selbst in Frankreich, wo diese ideelle Linie sonst bekanntlich wenig Elasticität besitzt. Der ernsthafte Nebengebrauch

der Briefmarken scheint sich in dem Maße weiter zu entwickeln, wie jener halb komische sich wieder mehr verliert: es ist ihr Gebrauch anstatt der Scheidemünze bei Zahlungen in die Ferne. Vielleicht wird ihre Brauchbarkeit für diesen Zweck eines Tages, wenn wir erst überall im Umkreis der Civilisation dieselben Münzen haben, dazu führen, daß auch die Briefmarken universell-einheitlich hergestellt werden, damit man sie auch außerhalb des eigenen Landes zur Ausgleichung kleiner Reste benutzen könne. Sie werden jetzt billig genug angefertigt: die englische Fabrik, welche seit 1840 der Postverwaltung ihre Marken liefert, giebt das Tausend für 5 Pence.

In der Benutzung der Eisenbahnen für den Postdienst, der Vermittelung von Baarzahlungen durch die Post vermöge der so bequemen Postanweisungen, der Eintheilung großer Städte in mehrere Postbezirke u. dgl. mehr stehen wir gegenwärtig England nicht mehr nach; in dem Halbgroschen-Porto für Stadtbriefe haben wir vor ihm sogar eine Verbesserung voraus*), nach welcher der Londoner Geschäftsmann — und in London giebt es jährlich nicht viel weniger als 80 Millionen Stadtbriefe — sich lebhaft sehnt. Zwei neue Einrichtungen aber, die die englische Post sich unter Gladstone's glorreicher Finanzverwaltung zugelegt hat, sind bei uns noch nicht nachgeahmt, ja wol nicht einmal bisher ernstlich ins Auge gefaßt worden: die Post-Sparkasse und die Lebens- und Renten-Versicherung vermittelst der Post. Werfen wir auf diese daher schließlich noch einen flüchtigen Blick.

Das Gesetz vom 17. Mai 1861 hat die Post-Sparkassen ins Leben gerufen: im Jahre 1865 gab es ihrer schon rund dreitausend. Eine annähernd gleiche Raschheit der Ausbreitung wäre natürlich auf keine andere Art, als indem so die bereits vorhandenen Postkassen zu Trägern der Neuerung wurden, denkbar gewesen. Allein nicht blos die Zahl der Post-Sparkassen, die am Ende weniger für die Empfänglichkeit des Publicums als für den Eifer der Verwaltung zeugt, entwickelte sich so reißend. Im September 1864 waren sie bereits von einer halben Million Einlegern benutzt worden, um sieben Millionen Pfund Sterling zinstragend anzulegen und davon drittehalb Millionen gelegentlich wieder zurückzunehmen. In den Jahren 1863 und 64 stellten siebzig bis achtzig der alten Sparkassen vor dieser mörderischen Concurrenz ihre Geschäftsthätigkeit ein. Es war indessen nach der Versicherung guter Beobachter trotzdem größtentheils neues Capital, was auf diese Weise gebildet wurde; die Post-Sparkassen *erweiterten* den Kreis der Sparsamkeit und Capitalbildung. Der Durchschnitt der Einlagen war in ihnen nur 3 Pfund 5 Schilling gegen 4 Pfund 9 Schilling in den alten Sparkassen: sie hatten also eine noch dürftigere Kundschaft an sich gezogen, als diese. Dabei muß berücksichtigt werden, daß das acceptable Minimum der Einlagen einen Schilling, das Maximum dreißig Pfund beträgt. Der Zinsfuß ist nur $2^1/_2$ Procent; allein höher ist gegenwärtig in England auch der Wechsel-Disconto nicht, und den dienenden und arbeitenden

*) Mit Ausnahme von Berlin! Die Red.

Classen kommt es mehr auf Belegung überhaupt und sichere Belegung an, als auf hohe Zinsen. Die Sicherheit kann nun natürlich nicht größer sein. Es ist auch vorzugsweise die Unsicherheit der gewöhnlichen Sparkassen auf genossenschaftlicher Grundlage gewesen, was den Staat zur Errichtung der Post-Sparkassen bestimmt hat. Damit aber verbindet sich der weitere außerordentliche Vorzug, daß ohne eine weitläufige neue Organisation die ganze Menge dieser Sparkassen für den Einleger praktisch wie Eine ist, — daß man mit anderen Worten nicht blos überall, wo eine Post-Sparkasse sich befindet, Geld einlegen, sondern auch irgendwo im Lande eingelegtes Geld nach ganz kurzer Kündigung überall anderswo erheben kann. So wird das Postsparkassenbuch z. B. die bequemste Reserve für eine Reise innerhalb der Grenzen des Vereinigten Königreichs. Wieviel dieser Zusammenhang zwischen den verschiedenen Sparkassen unter Umständen werth sein kann, dafür gab Gladstone gelegentlich im Unterhause einen sprechenden Beleg: einer der Ersten, die die neue Einrichtung benutzten, war der Inhaber einer wandernden Menagerie gewesen. Für alle die welche ihr Gewerbe im Herumziehen betreiben, sind die Postsparkassen beinahe die einzig prakticable Bank.

Von nicht gleich hoher volkswirthschaftlicher Bedeutung ist die etwas später eröffnete Möglichkeit, bei den Postämtern Lebensversicherungen auf den Credit des Staats nicht unter zwanzig und nicht über hundert Pfund, und ebenso Rentenzahlungen in beliebigen Raten von nicht über fünfzig Pfund gegen regelmäßige Prämien, wie bei irgend einer Versicherungsanstalt, zu kaufen. Auf beide neue Einrichtungen hat die Behörde übrigens nicht verfehlt das Publicum in geeigneter Form besonders hinzuweisen. Die Sparkassen wurden durch eine populär gehaltene Flugschrift des Titels „My Account with Her Majesty", die Versicherungen durch eine andere, Namens „Plain Rules for the Guidance of Persons desiring to insure their Lives or to purchase Government Annuities", welche massenhaft über das Land hin verstreut wurden, empfohlen.

Die englische Postverwaltung pflegt überhaupt den Gedankenaustausch mit dem Publicum sehr aufmerksam. Ihr Bewußtsein, nur für das Publicum zu arbeiten, nicht für die Staatsfinanzen oder für irgend einen in ihr selbst ruhenden mysteriösen Zweck, ist auf den höchsten Punct entwickelt. Das zeigen schon die alljährlichen Berichte des Generalpostmeisters, mit denen der als Governor-General von Indien verstorbene Lord Canning 1855 den Anfang machte, und die das werthvollste Material zur Kenntniß der Postverhältnisse enthalten. Es könnte nicht schaden, auch diese Einrichtung von London nach Berlin zu verpflanzen. Zu sagen wird unsere Generalpostdirection ja ohne Zweifel ebensoviel haben, im Augenblick schon aus Anlaß der zahlreichen abgeschlossenen oder in Unterhandlung begriffenen Verträge, die in Deutschlands continentaler Lage natürlich eine viel wichtigere Rolle spielen als in Englands insularer, deren Initiative meist auf Preußen zurückzuführen sein wird, und die uns allmählich dem Ziele einer Art von Welt-Post-Einheit nähern mögen.

Digitized by Google

Cadix und San Sebastian.

Blätter aus einem Reisetagebuche 1867.

Von **Eugen Laur.**

I. Cadix.

. . . . . Nach Mitternacht trafen wir mit dem Eisenbahnzuge von Cordova in Cadix ein. Auf dem Bahnhofe war weder ein Beamter anwesend, noch irgend welche Beleuchtung angebracht, was verzeihlich erscheint, wenn man bedenkt, daß in Spanien die Trains höchst selten zur reglementsmäßigen Zeit ankommen. Natürlich von Omnibus oder Droschken keine Rede. So mußten wir bei strömendem Regen den Weg in die Stadt suchen und beladen mit einer Anzahl kleinerer Reiseeffecten — die großen waren selbstverständlich zurückgeblieben — auf's Gerathewohl bergan steigen. Die paar Personen, welche gleichzeitig mit uns angelangt, waren spurlos verschwunden, noch ehe wir sie wenigstens wegen der einzuschlagenden Richtung hätten befragen können, und schon befürchteten wir die Segnungen einer Nacht à la belle étoile — lucus a non lucendo — kennen zu lernen, als eine mitleidige Seele in Gestalt eines Nachtwächters der rathlosen Reisenden sich erbarmte. Er geleitete uns zum nächsten Gasthause. Nach der Dauer des Marsches zu schließen, mußten die Hôtels in der alten tyrischen Stadt äußerst spärlich sein, aber endlich gelangten wir doch an eine Fonda, welche am folgenden Morgen als das Hôtel de Paris sich darstellte. Wehe dem, der jenseits der Pyrenäen in französische Gasthäuser geräth! Sie wahrscheinlich sind Schuld daran, daß die Fremden vor den spanischen Herbergen Scheu tragen und denselben alles Das vorwerfen, was Neigebaur in Italien und Sicilien mit seiner bekannten Naivetät ausführlich beschreibt.

Der Morgen war längst angebrochen, ehe wir in unseren sogenannten Zimmern, die aber nur Alkoven waren, eine Ahnung davon hatten. Doch einmal hinausgelangt auf die freie Straße, hatten wir die überstandenen Unbequemlichkeiten schnell vergessen. Im Glanze der schönsten Frühlingssonne lag vor uns das blaue Meer, das mit Lust und Freude die Gestade der Isla de Leon bespült, Hunderte von Schiffen in der prächtigen Bucht schaukelt und unabsehbaren Schaaren von Möven als Tummelplatz dient. An der Stadt ist für Den, welcher eben ganz Spanien durchzogen hat, nichts zu sehen außer — sie selbst mit den schmucken, weißschimmernden Häusern, den blumenreichen Terrassen, den weiten Plätzen im Schatten der Akazien und Ulmen. Aber dem Fremden gewährt es eigenthümlichen Reiz, an der südöstlichen Spitze von Europa sich zu wissen und dem Spanier ist Cadix echt nationaler Boden, an jeden Punkt knüpfen sich historische Erinnerungen der erhebend-

ized by Google

sten Art. Mit diesen Rückblicken hat namentlich der Deutsche geringe Sympathien, der protestantische Geist kann die Fülle und Tiefe der katholischen Schwärmerei verstehen und bewundern: diese Begeisterung nachzufühlen, ist ihm unmöglich. Der blinde Autoritätsglauben, wie er noch heutzutage allerorten in der pyrenäischen Halbinsel herrscht, ist — in des Wortes edlerem Sinne — unmodern, mittelalterlich. Als am Morgen des 24. September 1810 auf Isla de Leon — nahe bei Cadix — die Cortes eröffnet wurden, welche auf diese äußerste Landzunge zurückgedrängt unter und trotz dem Donner der französischen Kanonen die Integrität des Vaterlandes decretirten: da begann ihr feierlicher Eid mit der Versicherung, daß in diesem Reiche eine andere als die heilige katholische, apostolische, römische Religion niemals sollte zugelassen werden, und erst in zweiter Linie handelte es sich um die Befreiung der Nation vom Joche der Fremdherrschaft, — als ob der von Rom aus geübte geistige Druck dieselbe Bezeichnung nicht mit noch größerem Rechte verdiente! Deshalb erwecken die angeblichen Revolutionen in Spanien außerhalb der Grenzen nur ungläubiges Kopfschütteln. Pronunciamentos werden noch viele kommen, allein eine wahrhafte Revolution erst nach der Reformation. Das Volk im Großen und Ganzen ist völlig apathisch oder, von einem anderen Standpunkte aus betrachtet, zufrieden. Es fehlt ihm an Bildung, um mehr Bedürfnisse zu haben. Die Sonne des Südens, der fruchtbare Boden und die katholische Kirche ist Alles, was es braucht, um glücklich zu sein. Die „Mißvergnügten" finden sich einzig unter den Generälen, den ehemaligen Ministern — deren Zahl Legion ist — und der außerordentlich kleinen Anzahl von Denkenden und Gebildeten. Mag die Finanzwirthschaft im Allgemeinen beklagenswerth sein, wer im Amte ist, versteht schon, sich „Geld zu machen". Aber wie gewonnen, so zerronnen! Aus dem Platze verdrängt, verschwendet er es in fürstlicher Pracht zur einen Hälfte und verwendet die andere zu Manövern und Intriguen aller Art, um wieder an's Ruder zu kommen. Bei dem Volke, das immer zuerst auf die Hände sieht, steht auch nicht einer der von den Zeitungen viel genannten Männer in wahrer Achtung. Scheint die Armee, deren Theile Einzelnen folgen, hiervon verschiedene Ansicht zu hegen, so ist es eben nur scheinbar. Sie neigt sich zu Dem, der besser bezahlt. Das weiß die Regierung gar wol und darum ist stets die erste Maßregel zur Bekämpfung eines Pronunciamento die Erhöhung des Soldes für die treugebliebenen Regimenter; vor den Führern ist ihr nicht bange, denn unter ihnen giebt es Keinen, der nicht bereits auf beiden Seiten gekämpft hätte.

Als lebendiges Beispiel hierfür kann gelten der zeitige Generalcapitain von Cadix, Marschall Serrano, Herzog de la Torre. Als junger Mann eifriges Mitglied der Christinos-Partei, gehörte er zu den Ersten, welche, nach dem Maiaufstande in Malaga, die Fahne der Rebellion aufpflanzten, und 1843 im Verein mit Lopez und Caballero im Namen der Nationalregierung den Regenten Espartero abgesetzt erklärten. Sobald die Königin-Mutter aus Frankreich zurückgekehrt war

Digitized by Google

und ohne officiellen Titel statt der oder durch die jugendliche Isabella II. regierte, verband sich Serrano mit Narvaez, um das Ministerium Olozaga zu stürzen. Nicht nur dies gelang ihm, sondern er wurde auch, weil ihm nichts weniger als der Vorwurf aus Ev. Matthäi 26, V. 41 gemacht werden konnte, sehr bald von der eben verheiratheten Königin derartig ausgezeichnet, daß der sonst so schwache und gutmüthige Franz d'Assisi allerhand seltsame Scenen mit seiner sechzehnjährigen Gemahlin hatte. Vergebens suchte das Ministerium Sotomayor das „Muster männlicher Schönheit" aus der Nähe des Hofes zu entfernen; der Einfluß Serrano's, welcher inzwischen liberal geworden, war groß genug, um Olozaga und Espartero gleichzeitig aus der Verbannung zurückrufen zu lassen. In Narvaez, Herzog von Valencia, fand er jedoch einen überlegenen Nebenbuhler und sah sich veranlaßt, die General-Capitanerie Granada anzunehmen, d. h. „fern von Madrid" über die donna è mobile nachzudenken. Nun trat er im Senat auf die Seite der Opposition, bis auch ihm, wegen Theilnahme an einer aufständischen Bewegung in Saragossa, 1859 vergönnt wurde, das Brot des Exils zu kosten. Dann nach dem Siege der Vicalvaristen erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr nach Madrid. Er schloß sich der „liberalen Union" an und vertheidigte längere Zeit die Combination Espartero-O'Donnel, bis zwischen diesen beiden Chefs Zwiespalt ausbrach. Jetzt trat er entschieden zu O'Donnel über, mit dem er später siegte und wieder fiel. Da Eifersucht bekanntlich viel länger lebt als Liebe, so zeigte sich Serrano auf's Neue und überall als erbitterten Feind des Herzogs von Valencia, was dieser ihm redlich vergalt, so weit es thunlich, durch Uebertragung verschiedener Posten fern von der Hauptstadt. Allein der Herzog de la Torre besitzt seit einigen Jahren zwei mächtige Bundesgenossen, welche in Spanien wie überall dem Ehrgeizigen vortreffliche Dienste leisten: eine schöne Frau und unermeßliches Vermögen. Ein Lächeln der Herzogin und alle Officiere rufen wie Christian von Braunschweig: Tout pour dieu et pour elle! Ein paarmal Hunderttausend Realen aus der Hand des Marschalls und alle Unterofficiere und Soldaten vergessen den ihrer Königin geleisteten Eid mit dem Rufe: viva la nacion! vivan las Córtes! Dies Feldgeschrei ist nämlich bisher von den spanischen Insurgenten-Führern stets erhoben worden, obgleich die Nation sich noch niemals um irgend einen derselben bekümmert hat. Sie erinnert sich vermuthlich noch jeden Tag, was ihr die muthigen Kämpfe im Anfang dieses Jahrhunderts nach der Rückkehr Ferdinand's VII. eingetragen haben.

Ein weiteres Beispiel von der Charakterlosigkeit der spanischen Helden liefert General Prim, den der nordamerikanische Gesandte, Gustav Koerner, bereits vollkommen richtig geschildert hat. Es bedarf nur der Aenderung einiger Namen und die Biographie des Herzogs de la Torre paßt auch auf den Grafen von Reus, Marques de Castillyos. Nur ist seine Frau weniger schön, als die Marschallin Serrano und war — vielleicht deshalb — bei der Königin so beliebt, daß Ihre Majestät (die Gott erhalte!) vor einigen Jahren ein Töchterchen Prim's aus der

gitized by Google

Taufe gehoben hat —, eine Auszeichnung, welche sonst nur den Verwandten des Hofes zu Theil wird. Auch darin liegt ein Unterschied zwischen Serrano und dem Grafen von Reus, daß dem Letzteren nicht einmal die eigenen Freunde und Parteigenossen trauen: Prim arbeitet nur für sich selbst. Er fürchtet nichts so sehr, wie vergessen zu werden. Ist gerade keine Gelegenheit, im Felde für die Königin oder im Aufstande gegen dieselbe sich hervorzuthun und von sich reden zu machen, so begiebt der kühne General sich auf die Tribüne oder literarisches Gebiet, unternimmt geheimnißvolle Reisen, von denen seine Anhänger den Zeitungen unter dem Siegel der Verschwiegenheit Kenntniß geben. Besonders liebt er, als Nimrod gepriesen zu werden und versäumt nicht pomphafte Berichte über seine Jagden den madrider Journalen anzuvertrauen. Auch die Frau Gräfin wird zu allerhand Demonstrationen benutzt. Als am 21. Juni 1866 der Aufstand des Artillerieregiments in der Prado-Kaserne ausgebrochen war, hatte Prim der spanischen Grenze sich genähert und gefällige pariser Blätter meldeten, der General sei gefangen worden. Er befand sich aber ruhig in Marseille und um seine „Freunde" in Paris über die Lage des Grafen von Reus zu beruhigen, wurden für den Abend sämmtliche Spanier, welche gerade an der Seine verweilten, nach dem Cirque bestellt. Kurz nach Beginn der Vorstellung erschien nun mit glänzender Suite die Frau Gräfin, in die spanischen Nationalfarben gekleidet; ihre Landsleute erhoben sich mit Geräusch und brachten ihr eine Ovation, welche mit grandezza und gracia aufgenommen wurde: also war der General nicht gefangen! In Proclamationen leistet er Großes, natürlich ohne zu verrathen, was er eigentlich will. Was war er nicht schon Alles! Er gehörte zu den Christinos, den Moderados, den Progressisten, Republikanern und Iberiern, soll sogar zum Herzog von Montpensier in nahen Beziehungen stehen. Im Kampfe nimmt er Jeden gern zum Gefährten an, gleichviel ob Serrano, Narvaez, Concha, Topete; nach dem Siege trachtet er den Lohn für sich allein zu behalten; aber, um die Wahrheit zu sagen, in diese Lage ist er noch selten gekommen . . . . . .

Am Vormittage machten wir auf kleinem Segelboote einen Ausflug im Hafen, der nicht nur eine beträchtliche Anzahl Handelsschiffe aller Nationen beherbergte, sondern auch einen Theil der königlichen Kriegsflotte. Ein Officier derselben, Schiffslieutenant erster Classe, hatte sich uns angeschlossen, das Gespräch war aber nicht sehr eifrig, denn er verstand nicht eine Silbe Englisch oder Französisch und wir drückten uns im Spanischen ziemlich mangelhaft aus. Immerhin verständigten wir uns genug, um das Lob des Marineministers und des Zustandes der Flotte zu vernehmen, mit welcher Marschall Serrano das beste Einvernehmen unterhielt, weil ihn die Colonialpolitik besonders interessirte. Nach den neuesten Angaben besitzt Spanien gegen 100 Kriegsdampfer, darunter mehrere sehr tüchtige Panzerschiffe, mit im Ganzen 1250 Kanonen. Den Führern fehlt es vielleicht mehr an Umsicht, als an Tapferkeit. Noch frisch im Gedächtniß war die Wegnahme des „Cavadonga"

Digitized by Google

durch die Chilenen und der Selbstmord des Admirals Pareja. Mit der politischen Haltung der Flotten-Besatzung steht es wie bei dem Landheere: sie hat für den oder jenen Führer, nicht aber für irgend ein System Sympathien; nur Eines scheint klar ausgesprochen: Abneigung gegen Republik und gegen großiberische Pläne. Der Spanier empfindet gegen den Portugiesen tiefe Verachtung, die ihm wieder von dem Nachbar durch glühenden Haß vergolten wird. Den König von Portugal kennt man kaum dem Namen nach: Dom Luiz I. ist für den Spanier, was Hekuba für den Schauspieler im Hamlet. Und nun vollends die Republik! Obgleich es leichter ist, Prophet als Historiker zu sein, darf doch gesagt werden, die Erklärung Spaniens zum Freistaate würde von den Seeofficieren wie den Matrosen mit hellem Gelächter aufgenommen werden. Die Flotte verhehlt sich nicht, daß eine republikanische Regierung schwerlich im Stande sein würde die Colonien dem Mutterlande zu erhalten, und Spanien, bei seiner Lage im äußersten Südwesten von Europa, durch Frankreich von jeder Berührung mit dem Festlande abgeschnitten, müßte sofort zur unbedeutendsten Kleinmacht, zum Vasallen der Tuilerien herabsinken. Der Name Napoleon's III. und das Decret, welches die Orléans vom französischen Boden verbannt, sind vielleicht genügende Gründe, dem Herzoge von Montpensier — übrigens faute de mieux — zum Throne Isabella's zu verhelfen und somit die Bourbons aus der Reihe der herrschenden Geschlechter zu streichen. Merkwürdig wäre, wenn der alte Louis Philipp doch Recht behielte darin, daß er die Vermählung seines zweiten Sohnes mit der Infantin Louisa für das glücklichste Ereigniß seiner Regierung hielt ....

Der junge Officier geleitete uns später zu dem Arsenal, la Carraca, das wir durchwanderten, ohne gerade Neues und Imponirendes zu sehen. Eine Kanone, eine Kugel, die ruhig nebeneinander liegen, erscheinen nur wie Papierballen und Tintenflaschen beisammen: erst muß die lebendige Kraft in diese Masse kommen, um Eindruck auf Ohr und Gemüth zu machen. Im Kreml zu Moskau sind auch Tausende französischer Geschütze seit Napoleon's I. Flucht aus Rußland aufgestapelt, aber sie haben den Fall Sebastopols nicht gehindert ....

Wir hatten Eile, unsere Sachen aus dem Gasthofe zu holen, den wir mit Befriedigung verließen, um die Abfahrt des Dampfwagens nicht zu versäumen, der uns — wieder über Cordova — nach Malaga führen sollte; denn in Spanien geht täglich nur Ein Zug in jeder Richtung und obendrein ein sehr langsamer. Spanier reisen nicht zum Vergnügen in ihrem Lande: viele Madrilenen oder Gaditanos mögen schon in Paris gewesen sein, die noch niemals Lust verspürt haben, das zauberische Granada zu besuchen.

II. San Sebastian.

Noch einen Abschiedsblick nach dem großartigen Dome von Burgos, dann ging es fort, der französischen Grenze zu, freilich mit der Absicht, in San Sebastian einen Ruhetag zu halten. Bis zu diesem herrlichen,

Digitized by Google

vielbesuchten Seebade durchbraust der Zug nicht weniger als 39 Tunnels, von denen der eine beinahe 10 Minuten (Fahrt) lang ist. In der bekannten und mit Recht geschätzten Fonda Berazza fanden wir ein bequemes Unterkommen. Eines der uns überwiesenen Zimmer öffnete seine Balkonthüren nach dem Hafen und ließ uns dessen Anblick in vollen Zügen genießen. Das Meer war ruhig, der Himmel dunkelblau, im Leuchtthurm schimmerte bereits goldenes Licht, obgleich die Sterne noch nicht sichtbar waren. Mit regelmäßigem Tacte rollten die Wellen in das halbrunde Bassin, brachen sich leise rauschend an dem niedrigen Strande und verrannen rückkehrend in dem glatten Spiegel, der bald darauf von Neuem auf einen Augenblick durch nachfolgende Wellen in's Zittern gebracht wurde. Ueber dem Allen lag ein Friede, eine Heiterkeit, daß man begriff, weshalb die Königin mit Vorliebe diesen Strand der Halbinsel aufsucht. Ob aber Isabella II. hier findet und empfindet, was uns anderen Sterblichen beschеert ist? Sie reizt vielleicht mehr die Nähe Frankreichs, wo auch ihre Mutter und viele Spanier Zuflucht gesucht haben, wenn sie sich auch gescheut hat, während der Ausstellung einen Abstecher nach Paris zu machen: König Otto hat ebenfalls von seiner Rundreise im Peloponnes den Weg nach Athen nicht wieder gefunden. Besser im Lande bleiben und redlich sich nähren! Nun, dem Aussehen nach zu schließen, läßt es die Königin daran nicht fehlen. Wir sahen sie oft in Madrid, nicht nur auf dem Prado während der Semana Santa, sondern auch gegen Abend, wenn sie in breiter Kalesche, deren Vordersitz sie allein ausfüllt, von sechs weißen Maulthieren im schnellsten Galopp gezogen, nach der Atocha-Kirche fuhr, um die Andacht zu verrichten. Ihr Aeußeres ist nichts weniger als anziehend: kleine wässrigblaue Augen liegen unter ziemlich weit vorstehender Stirn, eine runde Stülpnase sitzt zwischen aufgedunsenen Wangen; fast dicht unter dem Doppelkinn drängt sich gewaltig viel — Embonpoint hervor. Dazu kommt der Flechtenausschlag, welcher den angestrengtesten ärztlichen Bemühungen bisher Widerstand geleistet hat und wahrscheinlich, wie die „Democracia" boshaft schreibt, der Einzige ist, welcher der Königin unter allen Umständen treu anhängt. In einheimischen, wie auswärtigen Blättern hat die Moralität Isabella's starke Angriffe erfahren, und da die Welt den Skandal liebt, so hat Keiner sich die Mühe gegeben, zu untersuchen, wen dabei die meiste Schuld trifft. Der bereits erwähnte Gesandte der Vereinigten Staaten hat auch in dieser Beziehung das Richtige gesehen und in würdiger Weise auszusprechen gewagt. Isabella II., schreibt er, — jetzt 38 Jahre alt, Tochter des sittenlosen Ferdinand's VII., und Christinen's, Tochter des re bomba. Christine war 23 Jahre alt, als sie den fast sechzigjährigen spanischen König heirathete, der bereits drei Gemahlinnen zu Grabe getragen hatte. Sie war sechsundzwanzigjährige Wittwe, als Ferdinand 1833 starb. Wittwe eines Königs, Regentin einer Monarchie: dieß waren zwei fast unübersteigliche Hindernisse für eine Wiederverheirathung. Sie war eine neapolitanische Prinzessin mit heißem Blut und in der Fülle jugendlicher Kraft.

Sie war mit Señor Munoz, jetzt Herzog von Rianzares, kirchlich aber heimlich getraut, doch dies Heimliche war für die Kinder Isabella und Louisa die Quelle großes Uebels.

Die Kinder waren eigentlich seit dem Tode des Vaters doppelt verwaist. Isabella war zehn Jahre alt, als ihre Mutter vertrieben, Espartero Regent wurde. Schon nach zwei Jahren wurde die Regentschaft gestürzt, Isabella für volljährig erklärt, Christina zurückgerufen. Ihr Onkel Francisco, ein ergrauter Sünder († 1864), war nicht der Mann, um besonders segensreich auf die jungen Infantinnen zu wirken. In ihrem sechzehnten Jahre wurde Isabella durch die bekannte Intrigue Louis Philipp's und ihrer Mutter an ihren jetzigen Gemahl verhandelt, durchaus gegen den eigenen Willen. Sie bat, sie flehte, sie raste, es half nichts. Ohne Vater, ohne Freunde, verrathen hier, verrathen dort — die Mutter, als Verbannte abwesend, — der Gegenstand der Intriguen der Höfe wie der Geistlichkeit, von den eigenen Verwandten auf Irrwege geleitet, Ziel politischer und militairischer Complotte, so daß sie fast nie einen Minister hatte, der nicht schon einmal gegen ihr Leben und ihre Krone conspirirt, fast nie einen Kriegsminister, der nicht in näheren Beziehungen zu ihr gestanden hatte und auf dies Verhältniß anmaßend fußte. So war kein Wunder, „daß am Hofe der Frau Männer herrschten" und die schwache Frau im Sinnenrausch die Qualen der Königin zu vergessen suchte. Ihr natürlicher Verstand, der in treffenden Bemerkungen über die Personen ihres Staatsrathes oft zu Tage tritt, ist durch gesunde Erziehung nicht ausgebildet, sondern durch Bigotterie umnebelt worden. Sie suchte Trost bei der Kirche und er ward ihr gespendet durch Pater Claret (aus einem Kloster bei Vich) und die Nonne Patrocinio (aus einem Kloster bei Aranjuez). Die Letztere namentlich steht im Rufe großer Heiligkeit und ist, wie sie behauptet, stigmatisirt mit den Wundmalen Christi, freilich auch schon einmal wegen unbefugten Wunderthuns bestraft worden. Früher spielte auch der Erzieher des Prinzen von Asturien, Cardinal-Erzbischof von Burgos, Fratre Cirillo, eine große Rolle bei Hofe, den er aber wegen Theilnahme an karlistischen Umtrieben hat verlassen müssen. Gegenwärtig der Hauptgünstling Isabellen's ist ein — Journalist, ein stattlicher Mann mit brennend rothem Haar, starkem Kinnbart, auf den man, während wir in Madrid waren, mit Fingern wies. Die Herzogin von Persigny, damals nebst Gemahl in San Sebastian und gleichfalls Gast der Fonda Berraza rühmte die Gewandtheit und Liebenswürdigkeit des jungen Mannes, den sie bei einem Hofmaskenfeste gesehen hatte. Sie wußte auch, daß die Königin in arger Geldverlegenheit sich befand: die prächtigen Räume des Palacio waren weitaus nicht alle möblirt. Allerdings kennt Isabella in der Freigebigkeit keine Grenzen und selbst die sogenannten Großen machen sich das zu Nutze. Freilich, wenn die Zeitungen Aufhebens machten, weil die Königin für 120 Millionen Realen Waldungen dem Lande geschenkt hatte, so bedarf dies einer kleinen Berichtigung. Die Schenkung ist Thatsache, jedoch ist der Werth

ized by Google

der Forsten nur auf dem Papiere so groß, denn sie sind zur Zeit wegen Unwegsamkeit noch nicht nutzbar; das Ministerium aber stellte bekanntlich bei den Cortes den Antrag, den vierten Theil jener Summe Ihrer Majestät (die Gott erhalte!) sofort auszuzahlen und darauf war es abgesehen. Außer dem P. Claret und Schwester Patrocinio gehören zur Camarilla eine Anzahl von Männern, welche der Königin beinahe ebenso sehr wie dem Volke verhaßt sind, deren sie sich aber nicht zu entledigen vermag, obwol ihr bekannt ist, daß sie nur so lange ihr eigenes Interesse dauert, an ihr festhalten. So General Pezuela, Graf von Cheste, Generalcapitain von Neukastilien (Madrid), welcher am 16. Febr. 1867 die famose Preßordonnanz erließ: „Ich belege mit Todesstrafe 1) jedes Individuum, welches Schriften gegen die Religion, die Königin, deren Dynastie, die öffentliche Ordnung, die Sicherheit des Staates und die Armee-Disciplin dirigirt, redigirt, schreibt, druckt; 2) jedes Individuum, welches materielle, geistige oder Geldhülfe leistet zur Ausführung solcher Publicationen. 3) Diejenigen, welche bei Ausübung genannter Vergehen betroffen werden, sind vor ein Kriegsgericht zu stellen, welches in kürzester Frist zu urtheilen hat und seinen Spruch sofort in's Werk setzen wird." Trotzdem wurde Graf Cheste bekanntlich bald nachher wegen Mangels an Energie durch General Mayalde ersetzt. Zu den bedeutenderen Personen, welche wahrscheinlich früher oder später eine wichtige Rolle zu spielen berufen sind, gehören die beiden Brüder Conchas, der eine Marques von Duero, der andere Marques von Habana, in Buenos Ayres geboren, aber schon frühe nach Madrid gekommen. Sie sind bereits in hohem Alter, 72 und 68 Jahre alt, und in Allem, was Insurrection heißt, wohl erfahren, dabei glatt und klug, wie die Schlangen. Wenn diese sämmtlichen Persönlichkeiten, welche durch ihren eigenen Ehrgeiz bisher getrennt und so durch Isabella beherrscht wurden, mit Einem Male zusammenhalten gegen die Königin, so läßt sich der bestehenden Regierung wenig Gutes prophezeien; allein schon Wellington hat gesagt: „Spanien ist ein Land, in dem zweimal zwei durchaus nicht vier macht!" Dort täuscht jede Berechnung . . . . . .

Digitized by Google

Digitized by Google

Die großen Damen des zweiten Kaiserreichs.

Princesse Christine Bonaparte. Mad. de Mouchy née Anna Marat. Maréchale de Mac Mahon.
Marquise de Gallifet. Kaiserin Eugenie. Fürstin Metternich. Princesse Mathilde.
Mad. Carette (Gesellschaftsdame der Kaiserin).
Princesse Clothilde. Comtesse Walewska. Maréchale Canrobert.
Mad. de Pourtalès.

Digitized by Google

Die großen Damen des zweiten Kaiserreichs.

Franz I. sagte: „Ein Hof ohne Frauen ist ein Jahr ohne Frühling, und ein Frühling ohne Rosen.“

Doch Höflichkeit bei Seite; dies ist um so wahrer, als ein Hof düster wäre, wie der Rath der Zehn, wenn er nicht durch die Gegenwart der Frauen gemildert würde. Dank ihnen kleidet sich die Schroffheit selber in reizende Farben. Da, wo der Mann eine Grimasse, ein Stirnrunzeln nicht verbergen kann, läßt die Frau ein Lächeln erblühen.

Bei Hof ist die Frau in der That Künstlerin, denn sie befindet sich in ihrem eigentlichen Element. Hier ist der Platz, wo sie ihre Rolle spielen und ihr natürliches Talent in seiner ganzen Vollendung ausüben kann. Hier regiert sie heimlich von unten herauf, durch die Coulisse, durch das Boudoir.

Suchen wir also hinter den Ministern, hinter den Marschällen, hinter den Diplomaten, hinter den Kammerherren und allen Würdenträgern des Hofes Napoleon's III. die Damen auf, deren Namen allein genügen würden, sie zu Gegenständen unsrer Neugier zu machen.

Indessen muß man sich hüten, die großen Damen des Hofes mit denjenigen vom Faubourg St. Germain und der alten französischen Aristokratie zu verwechseln. Diese letzteren fühlen sich gegenwärtig aus der Mode. Sie schmollen im Innern ihrer Hôtels oder ihrer Schlösser auf dem Lande und begreifen, daß die öffentliche Gunst sich von ihnen zurückgezogen hat.

Die Frauen des neuen Hofes hingegen haben offen die Moden und die Sitten des Jahrhunderts angenommen. Unter ihnen giebt es ohne Zweifel eine große Zahl, deren Erziehung sehr oberflächlich und sehr verschieden ist von derjenigen, deren die großen Damen des Faubourg St. Germain sich rühmen. Aber es giebt auch andere in der Diplomatie und in den altadeligen, mit der gegenwärtigen Macht ausgesöhnten Familien, die ihre Zeit verstanden und sich kopfüber in den Strudel der officiellen Feste gestürzt haben. Ach! ihr Leben ist weit entfernt ein müßiges zu sein, und wir zweifeln, daß eine gute Bürgerin, die sich ausschließlich ihrer Wirthschaft und der Erziehung ihrer Kinder widmet, sich einen Begriff dieser harten Aufgabe machen könne.

Es ist wol wahr, daß der Tag der großen Damen des Hofes erst um zwei Uhr Nachmittags beginnt. Aber dafür verlängert er sich auch oft bis fünf Uhr nach Mitternacht.

Der Tag beginnt für die große Dame damit, ihre erste Toilette zu machen: „la toilette de ville.“ Ein wichtiges Geschäft, natürlich,

und eins obendrein, das jetzt, zur Zeit der Lockenchignons und doppelten Röcke, unendlich viel Zeit in Anspruch nimmt.

Während dieser Zeit wartet Madame's Wagen im Hof. Einmal unter Waffen, steigt sie ein und läßt sich nach irgend einem Magazin fahren, wo sie, nachlässig in einen Sessel gestreckt, mit geringschätziger Miene die ganze Collection von „Neuigkeiten" vor sich vorüberdefiliren läßt, welche höchst eifrige und ehrerbietige Ladendiener vor ihren Augen ausbreiten.

Dann steigt sie wieder ein, um nach dem „Bois" zu fahren. Dort ist ihre neue Toilette dazu bestimmt, die Freundinnen, die ihr begegnen, vor Neid bersten zu lassen, und an ihren Triumphwagen neue Sklaven zu fesseln, die zu Pferd um sie herumtänzeln.

Ist nun die Sonne hinter den Tannen an den Ufern des Sees verschwunden, so fährt der Wagen durch die Allee der Kaiserin zurück und führt die Siegerin heim nach ihrem Hôtel, wo sie dem Diner präsidirt, nachdem sie ihre Toilette von Grund aus verändert hat.

Der Wagen indessen wartet.

Aber die Zeit eilt. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo die große Dame sich ankleiden muß, um in der Loge der Opéra des Italiens Platz zu nehmen. Statt Sammet und Seide sind es nun leichte Flore, ätherische Gewebe, mit Goldfäden gestickt, unberührbare Crêpes, welche die Weiße und Weichheit dieser aristokratischen Körper verhüllen.

Der Wagen indessen wartet.

Endlich gegen Mitternacht ist es Zeit an den Eintritt in die wirkliche, die ernsthaft sogenannte „Welt" zu denken. Der Wagen fährt im Trab dahin und läßt die große Dame vor der Freitreppe eines Palais oder unter dem Zelte eines Hôtels nieder, und wir verlieren sie in den verschiedenen Gruppen.

Treten wir in den Ball der Tuilerien. — Unser Wagen hat uns bis zum Hauptthor gebracht, das sich in der Mitte des Gebäudes befindet. Wir steigen die breite, mit Teppichen und Blumen geschmückte Treppe hinauf, zwischen einen Spalier der Hundertgarden, in ihren himmelblauen Tuniquen, goldenen Epaulettes, Helmen mit weißem Roßschweif, weißen Hosen und Reiterstiefeln, die, sich erweiternd, bis über das Knie hinauf reichen. Am Ende der Treppe empfangen uns die Huissiers in grünem Frack, Kniehosen und eine große silberne Kette um den Hals.

Nachdem wir in einem reservirten Salon unseren Anzug geordnet haben, dringen wir durch mehrere Gemächer bis zum Saal der Marschälle vor, wo sich eine glänzende Menge bestickter Hofleute, mit Sternen bedeckter Generäle, decolletirter und von Diamanten funkelnder Damen zusammendrängt. Plötzlich öffnen sich die Thüren des Salon de la Paix, eine Stimme ruft: Der Kaiser — die Kaiserin, das Orchester spielt die Melodie der „Königin Hortense", und Aller Blicke heften sich auf das kaiserliche Paar. —

Hier ist sie die berühmte Spanierin, die gegen alle Tradition und

Digitized by Google

durch die Macht ihrer Schönheit auf den Thron gekommen ist: eine große blonde Gestalt, mit länglichem Gesicht und einer Adlernase, mit anmuthigem Lächeln und einem officiell wohlwollendem Kopfneigen grüßend. Sie nähert sich den Vierzigen. Ihre Wangen, einst das reinste Oval, beginnen einzufallen, ihr Hals ist nicht mehr eine Elfenbeinsäule, ihre Stirn hat nicht mehr die Anmuth der Jugend und doch ist sie noch immer schön. Ihre ehemals sanfte und poetische Schönheit ist nun eine majestätische geworden, und die Diamanten, die in ihrem Haar und auf ihren elegant gezeichneten Schultern funkeln, dienen nicht wenig dazu, ihr dieselbe zu erhalten.

Man kennt die Geschichte der Kaiserin zu gut, als daß wir daran denken sollten, sie noch einmal zu erzählen.

Als junges Mädchen excentrisch durch Erziehung und Temperament; — Spanierin durch ihren Vater, Engländerin durch ihre Mutter und Französin durch ihre Erziehung: ist der spanische Typus doch von allen dreien derjenige, an den sie am Wenigsten erinnert. Ihr goldiges Haar und ihr längliches Profil geben ihr eher das Aussehen einer Engländerin; ihre Augen und ihr Lächeln jedoch sind französisch.

Die Kaiserin liebt es sich mit Künstlern und Literaten zu umgeben. Man nennt unter Anderen, die sie in ihrem intimen Kreise zuläßt, Herrn Damas-Hinard, ihren Secretair, der eine Uebersetzung des Calderon geliefert hat, den Romanschriftsteller Jules Sandeau, Octave Feuillet u. A. Vor Allem sind es aber die Geistlichen und die Emissaire aus Rom, die sie neuerdings in großer Zahl umgeben.

Einst war sie heiter und leichtlebig und trug mit Entzücken ihre vier Toiletten täglich. Jetzt wird sie immer ernster und scheint sich weniger um ihr Aeußeres zu bekümmern. Sie hat übrigens mit der vollkommensten Anmuth und zuweilen auch mit Muth die Rolle einer Wohlthäterin ausgeübt, die der Kaiser ihr zugetheilt hat.

Es ist sehr natürlich, daß, während die Bedienten und Diejenigen die es zu sein verdienten, sich vor allen Tugenden beugen, die sie auf dem Thron zu sehen glauben, es wieder Andere giebt, die aus Neid, Bosheit oder politischer Leidenschaft den Monarchen alle Laster und Verderbtheiten andichten. Wir, die wir nur zu gut beobachtet haben, wie sie in den hohen und weithin sichtbaren Stellen, die sie einnehmen, der blinden Anbetung der Einen, und den ebenso blinden Gehässigkeiten der Anderen ausgesetzt sind, wir wollen sie weder über das Maß loben, noch dulden, daß man sie ungebührlich herabziehe.

Wir könnten uns versucht fühlen, weniger zurückhaltend zu sein in Bezug auf die Prinzessin Mathilde und die anderen Damen des Hofes. Denn es giebt für die deutsche Presse nicht jenes strenge Gesetz, welches unter dem Namen einer „Mauer des Privatlebens“ Gegenstand so bitterer Angriffe von Seiten der kleinen französischen Presse geworden ist. Allein die deutsche Presse bedarf zum Glück eines solchen Verbotes nicht. Sie würde sich selbst zu entehren glauben, wenn sie, gleich einem Spion, durch die Fenster von anderer Leute Häuser blickte.

Digitized by Google

Diese dicke Frau mit den etwas harten, aber edlen und sehr napoleonischen Zügen, mit den breiten, fleischigen Schultern und einer scharf gezeichneten Figur, ist die Tochter Jérôme's und die Cousine des Kaisers. Die Prinzessin Mathilde ist ungefähr 48 Jahre alt. Ihre Manieren erinnern durchaus nicht an ihren Titel. Sie benimmt sich einfach und ohne Umstände, wie eine Künstlerin, die sie ist. In Deutschland an dem württembergischen Hofe erzogen, ging sie 1841 nach Florenz, wo sie den Fürsten Anatole Demidoff heirathete. Diese Ehe war nicht glücklich Die Prinzessin hatte beansprucht, daß ihre künftigen Kinder katholisch erzogen werden sollten, was auf Demidoff die Ungnade des Czar's herabrief. Nach vier Jahren trennten sie sich und der Czar verlangte, daß der Fürst seiner Gemahlin eine Rente von 300,000 Franken sichere, von denen sie hunderttausend ihrem Vater, dem Ex-König Jérôme, überließ, bis zu dem Tage, wo er, nach der Restauration des Kaiserreichs, Gouverneur der Invaliden wurde.

Sie lebt ziemlich zurückgezogen in ihrem Palais bei dem Park von Monceaux, wo sie eine große Zahl Künstler und Literaten empfängt, unter denen man Sainte-Beuve, Emile de Girardin, Théophile Gautier, Emile Augier, Flaubert, Octave Feuillet, Dumas fils u. s. w. besonders bemerkt. Sie selbst pflegt die Malerei mit Erfolg.

Ehe wir uns mit jenem Schwarm hübscher Frauen beschäftigen, die wir in dem Saal der Marschälle die Kaiserin umschwirren sehen, halten wir uns bei einer sehr verschiedenen Persönlichkeit auf, die aber darum nicht weniger eine der ersten Damen des kaiserlichen Hofes ist, der Prinzessin Clothilde, Tochter des Rè Galantuomo und Gemahlin des dicken Prinzen Napoleon, genannt Plon-Plon. Von ihr besonders läßt sich's sagen: „Die beste Frau ist diejenige, von der man am wenigsten spricht." In der That, die Prinzessin, die äußerlich nur zu sehr ihrem Vater gleicht, ist nicht gemacht, um zu glänzen und hält auch nicht viel darauf. Sie widmet ihre ganze Zeit ihren Kindern und läßt ihren Gatten nach allen Himmelsgegenden reisen. Obgleich sie vom Kaiser und der Kaiserin gern gesehen wird, so zeigt sie sich bei Hofe doch nur, wenn sie nicht anders kann, und bleibt sonst, wie es scheint, am liebsten zu Hause.

Eine der, wenn nicht durch Geburt, so doch durch ihre Stellung, distinguirtesten Damen des Hofes ist Fräulein Bouvet, Vorleserin der Kaiserin, eine große, schöne Erscheinung, die ihrer Herrin ähnlich sieht, und sich vor einem Jahr mit einem reichen Industriellen, Herrn Carette, verheirathet hat. Man weiß, daß, als die Kaiserin ihrer Hofdame eine Mitgift von 300,000 Francs gab, Herr Carette das Geld ausschlug, den Titel eines Kammerherrn aber und die Ernennung zum Ritter der Ehrenlegion annahm.

Gehen wir nun zu dem reizenden Trio: Prinzessin Metternich, Marquise von Gallifet und Gräfin von Pourtalès über. Es sind die drei Grazien des kaiserlichen Hofes. Die Erste, Frau von Metternich, ist weit entfernt hübsch zu sein, aber ihr Stumpfnäschen,

Digitized by Google

ihr breiter österreichischer Mund werden durch hübsche, sehr lebhafte Augen und eine kleine, bewegliche und anmuthige Gestalt gehoben. Ich habe Gelegenheit gehabt, sie sehr in der Nähe zu sehen und sprechen zu hören und ich gestehe, daß ihr muntres, jedem Etiquettenzwang abholdes Naturell unwiderstehlich fesselt. Sie ist heiter, voller Geist und Schwung, und ohne sie würde man sich in den Hofkreisen wahrscheinlich nicht zu amüsiren wissen. Man hat viel von ihren auffallenden Toiletten gesprochen; aber das geht ja Niemanden etwas an, sobald sie Millionen genug besitzt, um ihre Launen zu befriedigen.

Madame Gallifet ist eine schöne Blondine, mit langem, auf die prächtigen Schultern herabwallendem Haar. Ihr Gemahl, ein junger Jägerofficier ist, wie man weiß, vom Kaiser nach Mexiko geschickt worden; als er wiederkehrte, hat er ein rasches Avancement gemacht, und gegenwärtig ist er Oberst eines Lanciers-Regiments.

Alles, was ich über Frau von Pourtalès weiß, ist, daß sie wunderbar hübsch ist und entzückend tanzt, und über Frau von Persigny, daß die kleine Presse sie noch mehr mißhandelt hat, als selbst die Fürstin Metternich. Auch Frau von Mouchy könnte sich einer ähnlichen Auszeichnung, wenn sie wollte, rühmen. Sie ist eine geborene Prinzessin Anna Murat.

Die junge Prinzessin Christine Bonaparte ist eine hübsche Blondine, die noch nicht von sich reden macht. Frau von Mac-Mahon ist nicht mehr jung und hat niemals den Hof betreten, den ihr Gemahl nicht liebt. Die Frau Marschall Canrobert, geborene Macdonald, hält sich bescheiden auf dem zweiten Rang. Wir müssen uns aber noch vor dem Unglück beugen, das soeben die Gräfin Walewska, geborene Ricci, Nichte des Prinzen Poniatowsky, ereilt hat. Schön und anmuthig sieht Madame Walewska ein wenig der Kaiserin ähnlich. Mr. Walewsky hinterläßt sie als Witwe und krank, mit einer reizenden Tochter.

Auf dem Tuilerienball, auf dem wir so viele piquante Damen an uns vorbei gehen ließen, sieht man auch Andere, nicht minder berühmte; so Madame Haußmann, ein geborenes Fräulein de la Harpe aus Lausanne in der Schweiz, die mit der bescheidensten Würde im Hôtel de Ville die Honneurs macht, die schöne Marquise von Moustier, die nicht minder schöne Mme. Schneider (die man nicht mit der Großherzogin verwechseln darf); Mme. Piétri, eine zarte Dame aus Arles und viele andere Blumen aus dem großen mannigfach gemischten Strauß, den man den Hof des zweiten Kaiserreichs nennt.

d. M.

Der Capitulant.

Novelle von **Leopold Sacher-Masoch.**

Lieb ist nicht Liebe,
Die Trennung oder Wechsel könnte mindern,
Die nicht unwandelbar im Wandel bliebe.
Shakespeare. Sonnet 140.

Wer in leichter Gondel im stillen Meere schwimmt, das Element mit sich spielen, die schattenhaft gezeichneten Ufer des festen Landes, der Inseln hinter sich versinken läßt, die Luft über sich, ein zweites Meer mit wogenden Wolken ahnungsvoll schaut, wird mich vielleicht verstehen, wenn ich von der galizischen Fläche, dem winterlichen Schneeocean, der Fahrt in dem flüchtigen Schlitten berichte. Es zieht die Menschenseele wehmüthig sehnsuchtsvoll an, der Ocean wie die Ebene. Nur ist der Flug im Schlitten rascher, adlerhafter — während sich der Kahn im Wasser wie eine Ente in der Luft wälzt — nur ist die Farbe der unendlichen Fläche, ist ihre Melodie ernster, düsterer, drohender, man sieht die Natur in ihrer Nacktheit, den Kampf des Daseins, man fühlt den Tod näher, man empfindet seine Atmosphäre, man hört seine Stimmen. — —.

Mich lockte der lichte Winternachmittag hinaus. Ich hatte die Fahrt beschlossen, mein Fuchs war krank, nicht jedes Pferd geht gut im Schnee, ich ließ den Mausche Leb Kattun kommen, einen großen Kutscher vor dem Herrn, und seine verläßlichen Pferde vor meinen Schlitten spannen. Der Tag war prächtig, die Luft stand still, auch das Licht, die goldenen Sonnenwellen zitterten nicht im leichten Dunste der Erde. Luft und Licht waren ein Element. Auch im Dorfe war Alles still, kein Ton verrieth die Bewohner der schweigsamen Strohhütten, nur die Sperlinge flogen an den Zäunen in Schaaren auf und schrieen.

Weiter stand ein kleiner Schlitten mit einem hinkenden Pferdchen bespannt, nicht größer als ein Fohlen; auf dem führte ein Bauer Holz aus dem Walde, sein halbgewachsenes Mädchen rief ihn und watete mit bloßen Füßen durch den ellenhohen Schnee nach einem kleinen Scheite, das er verloren hatte.

Wie wir den kahlen Berg hinabflogen mit klingenden, hellen Glöckchen lag die Ebene vor uns, unermeßlich, unfaßbar, unendlich. Der winterliche Hermelin gab ihr die höchste Majestät. Sie war ganz von ihm bedeckt, nur die kahlen Stämme der niederen Weiden, entfernter einzelne langarmige Heidebrunnen, in der Ferne ein paar verlorene rußige Hütten, zeichneten sich schwarz auf dem weißen Schneepelz.

Mausche Leb Kattun schüttelte sich und schrie. Der erste Blick in die Ebene wirkte bei ihm wie schnelles Gift; seine morgenländische Phan-

Digitized by Google

taſie begann in bibliſchen Bildern zu reden, ſie kam mit einem einzigen Flügelſchlag aus der Region der Pelzthiere in jene der Palmen und Cedern; es warf ihn auf dem Bocke wie einen Fieberkranken, er grub in ſeinem Hirn nach tauſend Gleichniſſen für das eine Unfaßbare, das ihn quälte, bis ich ihn ſchweigen hieß. Jetzt murmelte er vor ſich hin. Ich weiß nicht, ob er das Geſpräch mit ſich ſelbſt fortſetzte, ob er betete? ob er endlich das Gleichniß gefunden? ein unendliches weißes Papier, auf das er ſeine unendlichen Rechnungen ſchrieb und zählte, und zählte.

Wir flogen auf der feſten Bahn dahin.

Drüben lag ein Hof, hinter ihm ein Dörfchen; der Schnee hatte Alles verſilbert, die elenden überhangenden Dächer mit Silber gedeckt, die kleinen Scheiben mit ſilbernen Blumen, jede Rinne, jeden Brunnen, jeden verkrüppelten Obſtbaum mit ſilbernen Quaſten behängt. Hohe Wälle von Schnee umgaben jede Wohnung. Da hat ſich der Menſch ſeine Gänge gegraben wie der Dachs oder Fuchs. Der leichte Rauch, der aus dem Dache emporſteigt, ſcheint in der Luft zu frieren. Große ſilberne Pappeln ſtehen um den Hof. Hie und da flattern Stäubchen Reifes wie Schwärme diamantener Mücken empor und ziehen — ein Miniaturgewitter — tauſend kleine Blitze ſprühend, durch die Luft.

An dem Ausgange des Weilers jagen Bauernbuben mit weißen Köpfen und rothen Backen, halbnackt im Schnee. Sie bilden einen Mann daraus und ſtecken ihm eine lange Pfeife in das breite Maul, wie der Edelmann ſie raucht. Da ſitzt ein junger Bauer auf einem Handſchlitten und ein paar hübſche Mädchen mit langen braunen Zöpfen ziehen ihn über Stock und Stein. Der Muthwille ſteigt wie eine jubelnde Lerche über ihnen empor. Wie ſie lachen! und er lacht noch toller und hat die Mütze verloren.

Wir flogen dem Wald vorbei.

Wo iſt ſeine Melodie? Heiſer bellt der Fuchs und die Dohle ſchreit. Das bunte rothe Blattwerk iſt oben einförmig mit Schnee umhüllt. Wald und Himmel umfließt ein roſiger, feuchter Duft. Vor uns liegen nur noch beſchneite Hügel wie die ſtarren Wogen eines weißen Meeres. Wo der weiße Himmel in daſſelbe taucht, lagert ſich ein Glanz. Nur jenes Auge kann ihn ſehen, daß in die Sonne ſchauen kann. Hinter uns verſinkt das Dorf, der rothe Wald; die letzten Spitzen der kahlen Berge leuchten noch einmal auf, auch ſie verſinken wie Hügel und einzelne Bäume. Die unbegrenzte Ebene hat uns aufgenommen. Vor uns Nichts als Schnee, hinter uns Schnee, über uns wie Schnee der weiße Himmel, um uns die tiefſte Einſamkeit, der Tod, die Stille. — —

Wir glitten dahin wie im Traume. Die Pferde ſchwammen nur im Schnee, der Schlitten folgte lautlos. Seitwärts lief eine kleine graue Maus über das Schneefeld. Weit und breit blickte kein Schornſtein, kein hohler Baumſtamm, kein Maulwurfshügel hervor und ſie lief ſo behutſam emſig vor ſich hin. Wohin? Jetzt war ſie noch ein kleines dunkles Pünktchen. Dann war es wieder einſam um uns. Es

Digitized by Google

schien, daß wir nicht vorwärts kamen. Es veränderte sich nichts vor uns, nichts hinter uns, nicht einmal der Himmel. Er steht starr, wolkenlos, einfarbig, wie frisch mit Kalk getüncht, er bewegt sich nicht, er schimmert nicht einmal. Nur die Luft wird immer abendlicher, schärfer, sie schneidet wie Glas.

Mausche Kattun hat sich eben geschnitten, er greift erschreckt in den Schnee, reibt sein Ohr und zieht dann die Klappe seiner Mütze darüber. Am Ende steht unser Schlitten wie ein Fahrzeug in dem stillen Meere, das sich bewegt, ohne von der Stelle zu kommen. Wir glauben nur zu fahren, nichts hinter uns, nichts vor uns, wie wir zu leben glauben. Denn leben wir? Heißt nicht leben, sein? und nicht mehr sein — nie gewesen?

Da fliegt ein Rabe, er segelt mächtig mit schwarzen Fittichen, schweigsam mit offenem Schnabel. Jetzt flattert er um einen Schneehügel. Ist es ein Schotterhaufe, ist es ein verlorener, versunkener Heuschober, in dem er Mäuse wittert? Nein. Er fliegt halb, halb hüpft er um denselben, er hinkt im Fliegen und flattert im Gehen, besieht ihn von allen Seiten, steht dann oben und hackt hinein. Es ist ein Aas. Dort kommt auch schon der Wolf mit zottigem Nacken, er hebt die Schnauze und zieht Luft, dann trabt er heran. Wie er es erreicht, riecht er dazu, sieht den Vogel an, winselt und wedelt wie ein Hund, der seinen Herren wiederfindet. Der Rabe steht oben, heiser, lustig und schlägt mit den Flügeln. „Komm Bruder, es ist genug da für uns Beide.“ Wie sie sich anlachen, die Spitzbuben.

Indem die Sonne sinkt, wird sie allmälig tief unten als eine glänzende Dunstkugel sichtbar. Sie geht nicht unter, sie sinkt in den Schnee. Er zerfließt wie geschmolzenes Gold, goldene Wellen spielen bis zu uns, wunderbare Farben laufen über den Schnee, der mit flüssigem Silber besprengt ist Jetzt verlöscht sie. Die tausend Lichter, welche sie ausgeworfen hat, rinnen zusammen, werden blaß, noch schwebt ein leichter, rother Hauch in der Luft, dann löst auch er sich auf, Alles ist wieder farblos, kalt und unbeweglich.

Nur einen Augenblick.

Dann stößt die Luft aus Osten plötzlich scharf und eisig gegen uns.

In der Ferne schwamm ein Schlitten, die flüchtigen Luftwellen trugen den wimmernden Ton seines Glöckchens herüber, dann verschlang ihn der aschfarbe Nebel, welcher an dem Horizonte eilig aufstieg, sich zusammenballte und wogte. Es wurde rasch dunkel, formlose, weißgraue Wolken umspannten den Himmel, eine furchtbare Armada, Segel an Segel. Jetzt schlägt der Wind hinein und bläst sie auf, sie schwimmen näher, theils kommen sie heran, theils fahren wir in sie hinein. Abendliche Dünste lodern hervor und lösen sich in leichte Schatten auf.

Der Jude hält seine Pferde an.

„Es kommt ein Sturm;“ sagt er mit besorgtem Antlitz; „der Schnee kann uns verwehen, es ist näher nach Tulawa als zurück. Was meinen Sie, Herr?“

Digitized by Google

„Also fahre nach Tulawa."

Er knallte zweimal mit der Peitsche über den Köpfen seiner Thiere.

Wir flogen weiter. Zerrissene Nebel schwirrten wie Vögel mit großen matten Fittichen um uns. Dort ist das Heiligenbild auf steinernem Pfahl, hier wendet sich der Weg nach Tulawa zur Rechten.

Schon schlägt uns der Wind mit beiden Fäusten in den Nacken, er heult mit entsetzlichen, jammervollen, wahnsinnigen Stimmen, er stößt von der Höhe herab in den Schnee, wühlt ihn auf, zerschlägt die großen Wolken, wirft sie zur Erde in flockigen Klumpen und droht uns damit zuzudecken. Die Pferde nehmen die Köpfe zwischen die Beine und schnauben. Der Sturm weht weiße Wirbel auf bis zum Himmel empor, kehrt die Ebene mit weißen Besen und kehrt ungeheure Kehrichthaufen zusammen, in denen er Menschen und Thiere, ganze Dörfer begräbt.

Die Luft brennt als wäre sie glühend, sie ist fest geworden, vom Sturm zerbrochen fliegt sie in Stücken umher und dringt, wenn man Athem holt, gleich Glassplittern in die Lunge.

Die Pferde können nur langsam vorwärts, sie graben sich durch Schnee, Luft, Wind.

Der Schnee ist ein Element geworden, in dem wir mit aller Anstrengung schwimmen, um nicht zu ertrinken, das wir athmen, das uns zu verbrennen droht. In der furchtbarsten Bewegung wird die Natur starr und eisig. Wir selbst sind nur Theile der allgemeinen Kälte und Starrheit. Man begreift, wie das Eis eine Welt begraben hält, wie man aufhört zu leben ohne zu sterben, ohne zu verwehen. Ungeheure Elephanten, riesige Mamuths liegen darin unversehrt aufgespeichert. Man wird lachlustig. Scheintodte in der Nase gekitzelt niesen und werden dann lebendig. Alles friert. Die Gedanken hängen wie Eiszapfen am Gehirn, die Seele bekömmt eine Eisdecke, das Blut fällt wie Quecksilber. Man denkt nicht mehr seine Gedanken, man fühlt nicht mehr wie Menschen fühlen, Moral und Christenthum hängen uns wie erstarrter Nebel in den Haaren, das Elementarische an uns wird gewaltsam herausgekehrt. Wie zornig werden wir, wenn uns ein Nagel nicht in die Wand will, wir zerschmettern ihn wohl mit einem Streich das metallene Haupt, wir werfen einen engen Stiefel in die Ecke und überhäufen ihn mit den merkwürdigsten Schimpfworten. Hier ist es ein Kampf um das Dasein, aber man kämpft ihn wie ein Element geduldig, stumm, resignirt, beinahe gleichgiltig. Jenes Leben, das wir so sehr lieben, ist erstarrt, wir sind ein Stein, ein Stück Eis, eine erstarrte Luftblase mehr in dem Kampf der Elemente.

Man beobachtet den eigenen Puls wie einen fremden. Ein weißer Vorhang trennt uns von unseren Pferden, der Schlitten trägt uns im Sturme wie ein Kahn ohne Ruder, ohne Segel — er steht beinahe still.

Der Orkan heult eintönig fort, die Luft brennt, der Schnee wirbelt; Raum und Zeit verschwinden. Gehen wir vorwärts? stehen wir? Ist's Nacht — ist's Tag? —

Langsam ziehen die Wolken gegen Abend. Langsam schnauben die

Bayerische Staatsbibliothek München

Pferde wieder, jetzt tauchen sie auf, den Rücken voll Schnee — es fallen dichte Flocken, die Erde ist ellenhoch von ihnen bedeckt, aber man sieht wieder und kommt vorwärts. Der Sturm keucht nur noch und wälzt sich winselnd im Schnee, die Nebel liegen wie grauer Schutt am Boden. Wo sind wir?

Ringsum Alles verweht, kein Weg, kein Schotterhaufen, kein hölzernes Kreuz, das ihn weist, die Pferde waten bis an die Brust, nur in der Ferne noch einzelne verlorene Töne des Sturmes. Wir stehen, gehen wieder vorwärts, der Jude fegt seinen Thieren den Rücken mit dem Peitschenstiel. Zwei Raben fliegen vorbei, lautlos, die schwarzen Flügel kaum bewegend. Der Schneefall verschlingt sie. Die Pferde schütteln sich und gehen rascher. Es fallen nur leichte wässerige Flocken. In der Ferne aber ist noch Alles umhüllt. Wieder halten wir, berathen.

Die Nacht bricht an, trübe, wolkige Dämmerung breitet sich aus, wickelt uns immer mehr ein. Der Jude peitscht die Pferde, sie werfen die Füße in immer rascherem Tacte. Da liegt ein glührother Streifen am Horizont. Wir wenden uns auf ihn zu. Jetzt war es, als sei der rothe Mond auf die Erde gefallen und liege da im Schnee und verlösche; es loderte empor und beleuchtete starke dunkle Schatten.

„Es ist die Bauernwache beim Birkenwäldchen", sagte der Jude, „und hinter dem Wäldchen liegt Tulawa." —

Wie wir näher kamen stand das kleine Birkenwäldchen wie eine dunkle Wand gegen uns, stellenweise grell beleuchtet von dem ungeheuren Feuer, das die Bauernwache am Rande desselben emsig unterhielt. Das Feuer lag im Halbkreise gegen den Wald, so daß der Wind, der hie und da gegen die kleinen Birken stieß, die Flammen nach außen trieb. Der Rauch zog langsam gegen den Wald, wo er stückweise an den Bäumen hängen blieb und leise verflog. —

Ein warmer leuchtender Dunst lag um das Feuer; die an demselben Wache hielten, tauchten jetzt wie Schatten darin auf. Der Jude winkte ihnen.

Sofort versanken sie wieder, nur Einer kam uns entgegen.

„Es ist der Balaban", sagte Leb Kattun. „Kennen Sie ihn nicht? Es ist der Capitulant."

Es war ein verabschiedeter Soldat, der Feldhüter der Gemeinde Tulawa, ein in seiner Gegend besonders angesehener pflichttreuer Mann. Ich hatte mehr als einmal von ihm gehört, aber bisher keine Gelegenheit gehabt, ihn kennen zu lernen, ich betrachtete ihn daher mit einigem Interesse. Seine hohe Gestalt und Haltung, sein Kopf, seine freie, maßvolle Bewegung machten mir sofort einen ganz bestimmten Eindruck von Festigkeit. Sein Gruß war artig aber nicht demüthig.

„Hat Ihnen der Sturm viel gemacht?" fragte er und sah nach den Pferden. „Nun, ich will hoffen der Kutscher hat seine Schuldigkeit gethan?"

Alles wie ein Cavalier, bei dem man einkehrt, mit ebensoviel Grazie als Würde. Mit einer vornehmen Handbewegung lud er mich

gitized by Google

zu dem Feuer ein. „Die Pferde sind matt, schwitzen", sagte er; „dann die Finsterniß — Sie werden rasten müssen."

„Das wollen wir auch", entgegnete ich, denn mich zog die Gesellschaft am Feuer an, und der Capitulant. Wie der mich führte, lief ihm ein Bube entgegen.

Dem strich er mit der Hand sanft über den weißen Kopf. Da war es nicht derselbe. Ich sah, das ist ein Mensch, mit dem man nicht auf den ersten Blick fertig ist.

Die Leute am Feuer standen auf.

„Nun, was macht Ihr da?" sagte ich.

Alle blickten auf den Capitulanten.

„Die Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft", sagte dieser ernst, „wol noch andere Polen, fahren heute nach Tulawa in den Hof des Herrn. Sie haben dort gewiß Emissäre und Schriften und verabreden sich. Mancher kommt ohne Paß. Man muß also seine Schuldigkeit thun. Vielleicht kommt etwas zum Vorschein. Das ist die ganze Historie."

„Ja, wir halten Wache!" sagte der Bub.

„In diesem Sturm!" rief ich.

„Nun, man thut seine Schuldigkeit!" antwortete der Capitulant; „wenn wir sie übersehen im Schneegestöber, waren wir doch da."

Er verstand also gar nicht, daß ihn der Kampf der Elemente, die Gefahr abhalten könnten zu thun, was er für seine Pflicht hielt; das war merkwürdig.

Er nahm die Pferde bei der Mähne vorne und führte den Schlitten an das Feuer, zog eine Decke aus demselben und breitete sie für mich aus.

„Die Erde ist trocken", versicherte er. „Wir liegen seit früh da und unterhalten ein Feuer, bei dem man einen ganzen Ochsen braten könnte."

Es lag die Asche auch mehrere Schritte weit herum und war ganz warm. Die Flammen standen aufwärts oder schlugen aus dem Kreise, in dem wir uns lagerten. Die Schneeflocken kamen wie silberne Falter und sanken mit versenkten Flügeln in die Gluth.

„Auch die von Zawale kommen", bemerkte der Bub.

„Freilich, die hübschen Frauen machen alle gerne Revolution", sagte ich.

„Kommt sie auch, die Frau?" fragte der Jude, und seine Finger trommelten auf der Achsel des Capitulanten.

„Was weiß ich", sagte dieser und machte eine Bewegung mit dem Kopfe wie ein Pferd, das eine lästige Fliege fortscheuchen will. Einen Augenblick leuchtete in seinem Auge etwas Verstecktes, Außerordentliches auf, während sein Gesicht unverändert blieb; dann starrte er in den Rauch, der gegen die Birken zog.

Es war ganz stille, nur der Wind blies leise in das Feuer. Ich legte mich auf das Ohr und sah mir die Leute an.

Ich kannte den Bauer, welcher mit der Sense an der Waldecke Wache hielt und von Zeit zu Zeit herankam, mehr um zu hören, was

die am Feuer sprachen, als sich zu wärmen. Er hieß Urak und hatte das entschlossene, ernsthafte Gesicht, wie man es bei unseren Bauern gewöhnlich sieht.

Ein anderer, der mir zunächst am Feuer hockte, war mir fremd. Es war ein grämlicher Kerl im haarigen mausfarbenen Sirak, sein Kopf wie ein Fallschirm, oben spitz, unten breit, trug ein kleines Mützchen von schmutzigweißem Lammfell. Wie ich ihn von der Seite sah, schien er mir wie schlecht ausgeschnitten aus altem, schäbigen grauen Pappendeckel, seine Nase besonders lang, spitzig, dünn und filzig. Der Mund war in der Scheere geblieben, das Kinn wie verloren in den Hals. Auch der Faltenwurf seines farblosen Gesichtes war so ungeschickt, der ganze Mensch wie zerkrüppelt; das Feuer übertrieb noch seinen Schattenriß und warf ihn unwiderstehlich komisch in den Schnee.

Neben ihm lag Einer platt auf dem Bauche, den der kleine pudelblonde Jur Vetter Mongol nannte. In der Nähe liegt ein Schlachtfeld, auf dem eine Horde der Tartaren vor mehr als zweihundert Jahren eine blutige Niederlage erlitten hat. Mit den Gefangenen wurden verwüstete Dörfer bevölkert. Ich kann leicht wetten, daß unser Mongol von da abstammt. Er ist nicht halb so lang als der ganze ausgereckte Pappendeckelmann, aber der kleine Topf steht fest. Der bloße Nacken schwillt ihm voll Kraft, er liegt in leinener Hose und Leinwandkittel, die offene Brust in der heißen Asche, die nackten Beine im Schnee. Auch an Dir Bruder Mongol ist Alles lüderliche Arbeit, wie haben sie Dir nur die breiten Hüften und die mächtige Brust so zusammengeschoben; und erst Dein Gesicht, oder was Du dafür ausgiebst! Die Augen schief hinab geschlitzt und die kleine Nase nach oben gedrückt. Dafür bist Du auch gelb wie der Neid in der Zauberposse und ziehst die gewirkte Czapka über das dünne drahtsteife schwarze Haar bis an die spitzen langen Ohren hinab.

Die Hauptperson war offenbar der Capitulant, Frinko Balaban.

Wie alt er war? Wer wollte das genau bestimmen, aber er war ein Mann.

Ein Mann, der nicht zu übersehen war — im Gliede so wenig als in der Gemeinde, als hier am Feuer der Bauernwache. Ein brauner erdfahler Rock von einem schwarzlackirten Pas gehalten, kleidete ihn schlank und stattlich. Er hatte ihn bis oben zugeknöpft, hatte der Einzige ein verblichenes altes Tuch um den Hals geschlungen, und die abgenutzte blaue Soldatenhose städtisch über dem Stiefel. Am Gurt hing ihm der Tabaksbeutel aus einer Schweinsblase, aus dem er die kleine Pfeife stopfte, und das lange Messer. Die Anderen waren mit Sensen und Dreschflegeln bewaffnet, er hatte eine einläufige Flinte quer über die Kniee gelegt. Neben zwei Dienstzeichen hatte er noch ein drittes Band auf der Brust. Die runde hohe Lammfellmütze verlieh seinem feinen Kopfe die Würde eines Rabbi und die Wildheit eines Janitscharen, sie half dem kurz geschnittenen braunen Haar ein merkwürdiges Antlitz einrahmen, ein Antlitz mit sanften Linien, feiner Nase, feinem Munde,

gitized by Google

von dem Felddienst mit jener schönen Bronce überzogen, welche mit den beiden wehmüthigen Linien des Mundes und dem herabhängenden Schnurrbart unserem Soldaten ein so eigenthümliches Gepräge giebt. Aber sein ehrliches Auge war unter den festen Brauen so versunken, so feucht wie mit Thränen gefüllt, es blickte ruhig, erkenntnißvoll, daß es Einem wehe that. Das war es und die Stimme. Der ganze Mann war so fest, soldatisch und in ihm klang Alles wie zerbrochen, die Töne kamen zerschellt aus seiner Brust, und seine Redeweise hatte etwas Monotones, Feierliches. —

Dann hatten sie auch einen Hund am Feuer; einen gewöhnlichen Bauernhund von unbestimmter Farbe, mit einer Halskrause von dunklen Haaren und einem hübschen Fuchskopfe. Er schlief, die spitze Schnauze auf den vorderen Pfoten gebettet, in der warmen Asche und bewegte nur leise den Schweif, wenn die wehmüthige Stimme des Capitulanten an sein Ohr schlug.

Alle, die Wache hielten, sprachen leise, ernsthaft; nur der Jude schwatzte.

„Ich wüßte eine Frau für Euch", neckte er den verabschiedeten Soldaten, „eine hübsche Wittwe, ich weiß, Ihr haltet darauf, wirklich hübsch und eine große Wirthschaft, was auch hübsch ist. Was meint Ihr? Sie hat auch schon nach Euch gefragt!"

Er sah Alle im Kreise der Reihe nach an, aber keiner beachtete ihn. Leb Kattun schien jetzt erst recht gesprächig werden zu wollen. Er berührte Balaban mit der Hand den Rücken und rief: „Gott, Gerechter! Ihr wollt ja kein Weib!"

Er kniff dabei ein Auge ein und blickte pfiffig auf die Bauern.

„Er hat es geschworen, so ein Mann, er hat es geschworen, er nimmt kein Weib!" —

Der Capitulant sah ihn über die Achsel an, daß der Jude hustend zum Schlitten ging und sich, den Rücken gegen das Bauernvolk, auf den Bock setzte. Hier schlenkerte er eine Weile mit den Beinen, rechnete, betete und schlief endlich ein. Wie er die Absätze tactvoll an das Holz schlug, hatte er den Hund geweckt.

„Ruhig Pollak!" sagte der Knabe.

Der Fuchskopf sah auf den Capitulanten und als der schwieg, stand er auf und ging, die Hinterfüße nachdehnend, zu mir, beroch mich, ging zu dem Schlitten, beroch die Pferde. Sie senkten die Köpfe zu ihm hinab, er hob die Schnauze zu ihnen, wedelte und winselte freundlich. Dann kam er gegen die kalte Luft, nieste und zog sich eilig an das Feuer zurück, wo er seine Nase in der warmen Asche begrub. —

„Dort kommt ein Mann über den Schnee herüber gelaufen", rief plötzlich der Bauer, welcher an der Waldecke Wache hielt und deutete hin. Wir blickten Alle hinüber, nur der Capitulant blieb stille sitzen.

„Was wird es geben", sprach er ruhig, kehrte den Kopf etwas hin und lächelte. „Kennt Ihr ihn nicht?" —

„Ah, das ist ja der Kolanko", versicherte der Pappendeckelmann in

Digitized by Google

weinerlichem Ton. Dabei kratzte er sich hinter dem Ohre und sah sehr unglücklich aus.

„Der hat uns noch gefehlt", rief vorwitzig der Knabe Jur, die Arme wichtig auf der Brust verschränkt.

Der Capitulant machte eine verächtliche Bewegung mit der flachen Hand nach abwärts und wendete sich zugleich zu mir.

„Sie müssen wissen, Herr", sprach er ernst, „das ist ein alter Mann von mehr als hundert Jahren, ein seltsamer Mann, ein erfahrener Mann, ein kluger Mann, nur etwas schwatzhaft, kindisch jetzt, er lacht ohne Ursache und weint auch wohl ohne Ursache. So kindisch wie man halt mit hundert Jahren ist."

Da war er selbst und überhob den Capitulanten jeder weiteren Erklärung; ein kleines flinkes Männchen mit schlotterigen Beinen und Armen, eingefallener Brust, trockenem gelben Halse, einem alten gelben Gesichtchen, an dem nichts mehr lebendig war, als die grauen kleinen Augen, welche tief in ihre Höhlen zurückgesunken, um so eifriger Alles zu durchdringen und einzusaugen schienen.

Er hat tüchtige Stiefel, warme Beinkleider, einen langen abgenutzten Schafpelz, eine Mütze aus einem dreifarbigen Katzenbalg, und hielt einen rothgestreiften Federpolster wie ein Kind in den Armen und so rasch sprach er mit seinem zahnlosen Munde, daß man ihn nicht immer verstehen konnte.

„Hab' ich Euch, Ihr Aalfische!" rief er zuerst kichernd, hierauf beklagte er sich über Etwas, was mir entging, später hörte ich, wie er den Capitulanten lobte.

Zu ihm setzte er sich dann auch, und sah Jedem einige Zeit in's Gesicht, der Reihe nach wie wir am Feuer saßen, bis er zu mir kam, da reckte er den kleinen zusammengeschrumpften Hals aus, zog die Augenbrauen empor, stand auf, verneigte sich dreimal und setzte sich wieder.

„Der gnädige Herr wird nicht wissen, was er aus mir machen soll", sagte er und schluckte wieder einige Worte hinab. „Sehen Sie, ich bin ein alter Mann, dem Alle gestorben sind. Wie Sie mich da sehen, bin ich ganz allein auf der Welt. Voriges Jahr habe ich noch einen Raben gehabt, der, meinte ich, würde mit mir aufwachsen, es hat ihn aber auch beim Flügel erwischt. Nun ist in meiner Hütte Keiner, als ich. Wer will bei einem alten Manne bleiben? — Und dann ich selbst schlafe auch nicht. Das ist so eine Sache, wenn man alt ist. Es fällt einem Vieles ein. Ich fürchte mich allein in der Nacht, ja — ja", er lachte, so daß die Luft ihm durch die Nase pfiff. „Da bekommt der Nebel Füße und der Schnee Hände, mit denen er an Fenster und Thüre klopft, und der Mond ein Gesicht und Augen, große Augen wie ein Verrückter, und fragt allerhand, der Narr, was unsereins nicht beantworten kann!"

Er machte eine Pause. —

„Sehen Sie, da stehle ich mich jederzeit fort, Herrchen, und laufe hin, wo ich weiß, daß Leute sind."

Der alte Mann unterhielt mich.

Digitized by Google

„Unter Menſchen iſt es Euch alſo wohl?“ fragte ich.

„Eigentlich langweile ich mich da vielerſeits.“

Der Pappendeckelmann ſah ihn entrüſtet an.

„Nun ich ſage ja gar nichts“, fuhr Kolanko fort. „Aber es gibt nichts, was ich nicht ſchon gehört hätte. Ich weiß Alles. Alles. Und wenn einmal etwas Neues dabei iſt, was liegt etwa daran, daß Iwan es etwas dümmer angeſtellt hat als Baſyl, da er ſeinen Freund betrogen oder beſtohlen hat. Geht mir. Ihr ſeid auch ſolche Neulinge. Der Capitulant iſt der Einzige, dem es noch der Mühe werth iſt, zuzuhören, deshalb bin ich zu Eurem Feuer gelaufen.“

„Alſo langweilt Euch das Leben“, ſagte ich etwas neugierig.

„Allerdings.“

„Und wünſcht Ihr Euch den Tod?“

„Den wirklichen Tod? Ja.“

„Was nennt Ihr den wirklichen Tod?“

„Einen Tod, Herr, der ausgibt, der einen lebendigen Mann todt macht für immer.“

„Er fürchtet das ewige Leben“, ſprach der Pappendeckelman, den Kopf zu mir neigend.

Wir ſahen Alle den Alten an. Ich war geſpannt, ihn zu hören; denn unſere Bauern ſind, ohne je ein Buch geſehen, einen Federzug gemacht zu haben, geborene Politiker und Philoſophen. Es iſt orientaliſche Weisheit in ihnen wie in den armen Fiſchern, Hirten und Straßenbettlern von Tauſend und einer Nacht, bei denen Harun al Raſchid einkehrt. Ich erwartete zu hören, was man nicht alle Tage hört und weder in Hegel noch Moleſchott lieſt.

„Was habt Ihr denn eigentlich an dieſem Leben?“ ſprach der Alte leiſe und deutlich, „Ihr Neulinge, Ihr könnt ſo wünſchen fort zu leben, Ihr jungen Leute. Einer, der wie ich Alles geſehen hat, was ein Menſch ſehen kann, Alles erfahren, Alles gelitten hat, was ein Menſch nur leiden kann — der freilich“ — er verſank in Nachdenken.

„Aber ich kenne Etwas, was mir noch furchtbarer wäre“, ſagte er hierauf.

„Das wäre?“ —

„Wieder geboren zu werden.“ Er lachte laut.

„Das iſt mir wahrlich noch nie eingefallen“, ſagte der Pappendeckelmann bedächtig, „der alte Mann hat Recht.“

Der Capitulant ſtarrte in das Feuer mit verglaſten Augen wie ein Erfrorener. Der Alte ſtieß ihn mit dem Ellenbogen.

„Nun, was ſagſt Du?“

„Gott ſoll mich bewahren“, ſprach ernſt der Capitulant. Ich will nicht wieder geboren werden!“

„Glaubt Ihr, daß Ihr es noch weit bringt über hundert?“ wandte ich mich an den Alten.

„Ja, leider, leider“, entgegnete er. Wenn man ſo hundert Jahre geſchaut hat, Herrchen, wie es ausſieht in dieſem Leben, hat man allen-

falls genug. Man möchte lange, lange schlafen und wenn es sein könnte, nicht mehr aufwachen."

Er versank in Gedanken und schaukelte seinen Federpolster vor sich hin.

„Nichts Besseres, als daß der Mensch fröhlich ist bei seiner Arbeit", rief der Capitulant. „Seine Pflicht muß man thun. Das ist das Beste. Was will man sonst auf dieser Welt?"

Mich beschäftigte der Alte mehr als der Capitulant.

„Hört, Freund", wendete ich mich zu ihm. „Ihr habt also den Wunsch für immer zu sterben, und der Tod flößt Euch nicht die mindeste Furcht ein?"

„Doch! doch! Herrchen" nickte er kichernd, „ich fürchte mich ganz entsetzlich vor dem Tod." —

„Wie das?" —

„So zum Beispiel; wie ich da lebe, habe ich doch eine Hoffnung, es nimmt einmal ein Ende; ist das wahr?"

Es war mir, als blicke er mir dabei mit seinen kleinen grauen Augen bis in die Tiefe der Seele hinein.

„Wenn aber der Tod kommt, dieser Augenblick, auf den ich mehr als hundert Jahre so schwer warte und ich lebe dann weiter ....."

Er stockte. Dann aber fuhr er schnell fort: „Ich bitte den Herrn! Sehen Sie mich an. Ich bin ja kein verzweifelter Mensch, so ein abgewirthschafteter Bauer etwa oder ein Winkelschreiber; aber das Leben ist mir verdrießlich, so recht widerwärtig. Wenn die Leute einen Selbstmörder finden, allenfalls erhängt, da wundern sie sich — „Wie mags dem gegangen sein?" — Wie? — es ist ihm eben nicht gegangen."

Einen Augenblick war es ganz stille, das Feuer arbeitete und der Rauch wälzte sich träge gegen das Birkenwäldchen. Der Wind hatte sich ganz gelegt.

Der hundertjährige Mann blickte seitwärts auf den Capitulanten.

„Da ist auch so Einer", sprach er leise. „Nicht?"

Dem Capitulanten war das Haupt bis auf die Brust herabgesunken, er schwieg.

„Aber erzähl' etwas, Balaban!"

„Erzählt uns, Freund", sagte ich. „Man sagt, daß Ihr gut erzählt."

Der Capitulant lächelte trübselig.

„Soll ich ein Märchen erzählen?" fragte er zuvorkommend.

„Nein, Etwas was Euch selbst begegnet ist."

Der Alte nickte zustimmend.

„Ja, er weiß mehr als mancher Mann", stieß er heiser heraus.

Der Capitulant fuhr mit der Hand leise über die Stirne.

„Was soll ich erzählen?" —

Der Pappendeckelmann reckte seinen Hals gewaltig aus und blinzelte verdrießlich mit seinen winzigen Augen.

„Was war das, was der Jude vorhin gemeint hat?" sagte er.

„Ach, so eine Historie", entgegnete der Capitulant leise, sein Blick

Digitized by Google

verſank in das Feuer, eine ſtille unſäglich rührende Trauer lagerte ſich auf ſeinem Geſichte.

„Eine Hiſtorie?“ fragte Kolanko begierig.

„Nun ſo eine Hiſtorie, wie viele Hiſtorien ſind“, murmelte der Capitulant.

„So“, ſagte der Greis.

„Alte Hiſtorien und nicht eben unterhaltend.“

„Es iſt eine Liebesgeſchichte“, fügte der Pappendeckelmann ſchamhaft mit halber Stimme hinzu und blickte von unten wie furchtſam auf den verabſchiedeten Soldaten.

„Gewiß Etwas ganz Kurioſes!“ rief Kolanko.

„Auch nichts Kurioſes“, ſprach der Capitulant. „So — was alle Tage begegnet. Ich will — auch weil der Herr da — es iſt beſſer vom ungariſchen Krieg zu erzählen. Wir marſchirten alſo —“

„Du wirſt uns doch nicht wieder von Dukla nach Kaſchau marſchiren laſſen“, unterbrach ihn der Alte. „Jetzt wäre es das ſiebente Mal, ich denke, da möchteſt Du doch Etwas anderes —“

„Erzähle nur die Hiſtorie“, begann der Pappendeckelmann.

„Was für eine Hiſtorie?“

„Nun von der Katharina vom Baran drüben, von der gnädigen Frau“, ſagte der Pappendeckelmann nicht eben laut, aber mit einer eigenen bitteren Art Verachtung und zugleich loderte Etwas von der Feindſeligkeit unſeres Bauers gegen den Adel in ſeinem Auge auf.

„Habt Ihr ſie gekannt?“ fragte der Capitulant ohne aufzublicken. Dann ſchwieg er.

Keiner wagte das Wort zu nehmen.

„Ich habe ſie gekannt.“

Seine Stimme zitterte ſo traurig wie der letzte Ton unſerer Volkslieder. Er hob langſam den Kopf, ſeine Augen ſtanden jetzt groß, ruhig, viſionär in ſeinem bleichen Geſichte.

„Jetzt wird er erzählen“, flüſterte Mongol und ſtieß den Pappendeckelmann ſanft in die Seite.

Alle ſetzten ſich in Poſitur, um ihm behaglich zuzuhören. Mrak, welcher wie eine ordentliche Wache auf und abging, hielt inne und ſtützte ſich auf die Senſe.

„Wie war das gleich, als ich ſie das erſte Mal traf?“ begann der Capitulant. „Richtig, es war in den Erlenbüſchen bei Tulawa, ſie ſuchte Haſelnüſſe dort und hatte ſich einen Dorn, einen langen ſcharfen Dorn, wißt Ihr, in den Fuß geſtoßen, ſaß nun da am Rain und weinte, und wie ich das hübſche Mädchen da ſitzen ſah und ſo bitterlich weinen, da wurde mir leid um ſie. Nun da bleib ich denn ſtehen und fragte ſie: „Was haſt Du?“

Sie gab keine Antwort, zog nur wieder ſo an dem Dorn und ſchluchzte noch ſtärker. Jetzt merkte ich, was meinem Vogel fehle, hockte mich zu ihr nieder und ſagte: „Warte, ich werde Dir ſchon helfen.“ Sie hörte zu weinen auf, ließ mir ohne Weiteres ihren Fuß und blin-

Digitized by Google

zelte seitwärts nach mir hin. Ich hatte ihn sogleich, den Dorn, wißt Ihr, und wie ich ihn herauszog, zischte sie nur ein klein wenig durch die Zähne, dann riß sie ihr Kopftuch über das Gesicht herab, sprang auf und lief davon, ohne sich zu bedanken.

Wenn sie mich nach dieser Historie nur von Weitem sah, floh sie Euch wie vor einem Unthiere, einem Hajdamaken. (Räuber). Und mir war es wieder recht, wenn ich sie irgendwo fand.

Einmal kam ich mit einer Fuhre zurück vom Markte, hatte schwer geladen und ging neben den Pferden, da stand sie hinter dem Zaune, und wie ich sie bemerkte, duckte sie schnell herab und blitzte mit ihren schwarzen Augen durch die Weidenruthen auf mich wie eine Katze.

„Warum versteckst Du Dich, Kasja", rief ich, „ich thue Dir nichts." Zugleich hielt ich die Pferde an.

Das Mädchen blieb Euch aber stille.

„Nun, was bildest Du Dir ein", sprach ich weiter, „und läufst immer fort. Ich laufe Dir nicht nach."

Darauf kam sie wieder zum Vorschein, hielt den Arm vor die Augen und lachte, die Spitzbübin. Ach! was hatte sie für ein liebes Göschchen und diese Zähne, wie weiße Korallen!

„Ihr fahrt vom Jahrmarkt, Balaban", sprach sie verschämt. —

„So ist es, Katharina", erwiederte ich artig.

„Ach! könnte ich so in der Welt herumlaufen wie Ihr", sagte sie.

„Wo würdet Ihr allenfalls hinfahren, Katharina?"

„Nun auf den Jahrmarkt, meine ich, und alle Städte müßte ich sehen und das schwarze Meer, zuerst aber Kolomea", entgegnete sie mir.

„Ihr wart noch nicht in Kolomea?" fragte ich.

„Niemals."

„Niemals?"

„Ich habe noch keine Stadt gesehen", fuhr sie fort und sah mich jetzt auch beherzt an. „Ist es wahr, daß dort zwei, drei Häuser aufeinander stehen? und die Edelleute fahren in Kästen herum, die vier Räder haben? und ein Haus giebt es voll von Soldaten?"

Ich erklärte ihr das Alles und sie fragte allerhand spaßiges Zeug, sie verstand es damals nicht besser. Ich mußte lachen, so ein Unsinn! Bei Gott! Sie sah mich erschrocken an und barg dann wieder schnell ihren Kopf unter dem Arm, wie ein Hühnchen. Die Sonne ging eben unter, ich sehe heute noch Alles ganz deutlich, die Straße, den Zaun, das hübsche Mädchen. Der Himmel war hinter ihr wie ein ausgespanntes, brennrothes Tuch. Ich konnte nicht hinsehen, griff mit einer Hand am Wagen herum und zog mit der anderen den Peitschenstiel durch den Sand.

Den Sonntag darnach treffe ich meine Katharina — verzeiht. Ich sage meine Kathárina. So eine dumme Gewohnheit. Gut, ich treffe sie, nämlich in der Kirche, bete hübsch und schaue nur von Zeit zu Zeit auf sie hin. Wie die Leute nach der Messe hinausgehen, entsteht Euch ein fabelhaftes Gedränge um den Weihbrunnen, ich arbeite ordent-

Digitized by Google

lich mit meinen Ellnbogen, und bringe meiner hübschen Katharina das Weihwasser in der hohlen Hand. Sie schmunzelt, taucht ihre Finger ein, macht das Kreuz und besprengt mich dann, die Spitzbübin, und läuft fort.

Von nun an mußte ich immer an sie denken, gegen meinen Willen. Das war das Unglück. Ich studire Euch nach, wo ich ihr begegnen kann, so daß es doch den Anschein hat, sie laufe mir zufällig in den Weg. Ach, mein Gott! so eine Liebesgeschichte wie jede andere.

Eines Tages hatte ich Robot im Herrenhofe und traf sie, wie sie aus dem Hause kam. Unser Gutsherr lag im Fenster, so im Schlafrock, versteht ihr, und rauchte seinen Tschibuk. Katharina machte sich neben mir etwas zu schaffen, ich beachtete sie nicht.

„Ich gehe jetzt, Balaban", sagte sie nach einer Weile.

„Es ist gut, daß Ihr geht", sprach ich so mit halber Stimme.

„Was sucht Ihr im Herrenhofe? Hier gibt es wenig Gutes für ein junges, hübsches Ding, wie Ihr seid."

Katharina wurde roth, ich weiß nicht ob vor Zorn oder Scham.

„Was liegt Euch denn daran?" fragte sie, so beiseite.

Ich wurde Euch verlegen, ganz verlegen.

„Was mir an Euch liegt?" sagte ich dann ernst. „Der Teufel hat überall sein Spiel und mir ist es leid um jede gute Menschenseele, die unserem Herrn Gott gehört."

„Ich bin ein armes Mädchen", sagte sie. „Wer giebt mir was? wer wird mich heirathen? und ich muß doch leben und mich freut doch auch, was andere Frauen freut. Ich möchte mir im Herrenhofe etwas schön verdienen, ein neues Kopftuch allenfalls, oder solche schöne Korallen, oder gar einen Pelz."

„Was brauchst Du Korallen", sagte ich, „oder —"

„So gefall' ich Niemande'm', rief sie.

„Das lügt, wer das sagt", schrie ich hitzig.

Ich war schon ganz verliebt in das Ding, sag' ich Euch. Nun wußte ich Euch, was ich zu thun hatte. Ich dachte an die alten Geschichten und Lieder, wie der Czar die Czarewna und der arme Fischer das Fischerweib zuerst gewinnt mit schönen Geschenken, und legte den Groschen zum Groschen bis der heilige Dreikönigstag kam.

Da war ich am Abende der Erste, mich schwarz anzustreichen. Ich hatte eine rothe Altardecke vom Diak bekommen, das gab einen Mantel ab, und eine große spitze Krone aus Goldpapier. Ich war der schwarze König und ich hatte zwei gute Kameraden, den Iwan Stepnuk und den Pazorek, die waren die beiden weißen Könige, gut herausstaffirt, und mein Vetter der Jusef, den die Blattern genommen haben, war unser Diener, ein ganzer Mohr.

Der trug Euch die Geschenke. So machten wir uns denn auf den Weg, wir Weisen aus dem Morgenlande, sangen tapfer unser Lied und Fazorek trug den Stern auf einer langen Stange.

Wie wir bei Katharina eintraten flogen die Mädchen wie eine Kette Rebhühner auf und schrien, der Alte aber, ihr Vater, lächelte und

holte den Branntwein vom Brette herab, uns schön zu bewirthen. Während die anderen mit ihm tranken, wie es sich gebührt, nahm ich Katharina artig bei der Hand, verneigte mich und sprach: „Ich segne Dich, Blume des Abendlandes. Wir Könige des Ostens, folgend dem Sterne, der uns den Weg zu unserem Heiland weist, zogen in dieses Land, wo uns Deine Schönheit und Rechtschaffenheit zu Ohren kam. Wir sind in Deine Hütte getreten, um uns vor Dir zu neigen und Dir Geschenke zu bringen."

Dabei winkte ich dem Vetter Jusef, unserem schwarzen Diener, zog ein schönes großes rothes Kopftuch aus seiner Torba (Tasche) und brachte es ihr dar und zog dann drei Schnüre schöner großer rother Korallen hervor und brachte sie ihr gleichfalls dar. Ich hatte Beides für meine guten Groschen in Kolomea gekauft. Meine Katharina bückte sich vor Verlegenheit, wurde Euch roth wie Blut und verbarg beide Hände zwischen ihren Knieen, aber mit den Augen verschlang sie Euch gleichsam das Tuch und gar die Korallen, und ich zog sie sachte auf die Ofenbank, legte ihr meine Geschenke freundlich in den Schooß. Dann sprachen wir Euch so schön. Ich sagte: „Schöne Czarewna, über's Jahr bringe ich Euch einen schönen Pelz von Zobelfellen, oder weißen Hermelinen, wie Ihr es befehlt", und sie sagte: „Majestätischer König der Mohren! ich bin keine Czarentochter, nur ein armes Bauernkind und mir ist ein Schafpelz genug." Darauf ich wieder; „Schön bist Du wie eine Czarentochter, das ist die feste Wahrheit. Bei uns ist eine andere Welt, ein anderes Volk, eine andere Erde. Ein jeder Mann hat hundert Frauen und ein König tausend, doch weiß ich nur ein Weib, das ich möchte für mein ganzes Leben."

Die Anderen wurden lustig, sprangen und schrieen, und Fazorek hob meine Katharina kuraschirt von der Bank und drehte sich mit ihr wie ein Kreisel, ich aber saß still und sah ihnen zu und damals begann mir das Herz so seltsam zu schmerzen. Die ganze Welt bekam ein anderes Aussehen für mich, so kurios. Wie es Euch Leute gibt, die nur bei Nacht ihr Augenlicht verlieren (Tagseher in Kleinrußland), so war ich Euch auf einmal wie blind bei hellem Tage; die Welt, die ich sah, war nicht diese unsere Welt, ich blickte gleichsam nur in mich hinein und Nachts wurde ich auf einmal sehend und sah rings um mich wunderbare Gesichte in Busch und Feld. Ich sah in Luft und Wasser, im Mondlicht, was kein Anderer sah, und hörte auch was Niemand hörte, und fühlte — es sind viele, viele Jahre vergangen seitdem, aber ich habe noch immer keine Worte gefunden, mit denen ich Euch sagen könnte, was ich damals fühlte. Mein Herz wurde so weit, und wieder so eng, flog jetzt und stand jetzt still. — Ach! Dummheit!"

Der Capitulant lächelte wehmüthig und wiegte dann den Kopf langsam hin und her.

(Schluß folgt).

Büchertisch des Salon.

1) De meckelnbörgschen Montecchi un Capuletti oder De Reis' nah Constantinopel. — Von Fritz Reuter. (Olle Kamellen VII. Theil. Sämmtliche Werke XIII. Band.)

A Dove principium! Sei es von guter Vorbedeutung für unser literarisches Saloneckchen, daß die Vorstellung der Gäste mit einem lieben Freund beginnen kann, der für sich selbst spricht! Es ist eine wahre Freude, wie sich der Alte conservirt hat. Kopf und Herz auf dem alten richtigen Fleck, aus dem Auge lacht noch immer der Schelm, aber wenn wir ein Bischen tiefer hineingucken und die warme, ehrliche Hand in der unsrigen fühlen, so sieht uns auch die alte Liebe so warm und so treuherzig an, wie dazumal „in der Strohmtid", und es wird uns zu Muth, als wenn die Maiensonne in so einen recht warmen, schönen Frühlingsregen hinein scheint. Reuter macht uns diesmal mit einer neuen mecklenburgischen Rasse bekannt. Von Vollblut ist keine Rede. Der „Herr Baron von Unkenstein" nimmt freilich einen bedenklichen Anlauf. „Hei sach ut, as hadd min liwe Fründ, der Apteiker, Doctor Grischow in Stemhagen, den dämlichsten von alle Gardeleutnants namen, hadd em sauber in lütte Finzel sneden, hadd em in den Destillirkolben smeten, dreimal äwer distellirt, denn up Budeln tappt, twei Snidergesellen dortau gaten, un verköfft em nu as Brekmidel." — Aber die Sache wird nicht gefährlich und die mecklenburgische Ritterschaft, auch die Garde, kann sich beruhigen. Herr von Unkenstein, alias Bössow, hat sonst in Wismar Schnittwaaren verkauft und den Putzmacherinnen und Conditormamsells die Köpfe verdreht, bis ihm ein glücklicher Spielabend in Dobberan dasselbe anthat und ihn beim Schwindelteufel in Condition brachte. Also kein Vollblut, im Gegentheil! Aber fein geht es doch zu, feiner als sonst, und wir bewegen uns diesmal „in gebildeten Kreisen", wie sich das auf einer Gesellschaftsreise nach Constantinopel wol so schicken wird. Wir lernen „die Fetthamels" kennen, „caper ovinus pinguis, genus: homo. Geht auf zwei Beinen, aber langsam. Legt die Hände in den Schoß, den Kopf in den Nacken. Ist ungefährlich in ungereiztem Zustand, in gereiztem aber kann er bösartig werden. Aufgeweckt und munter ist er nur in der Futterstunde, lebt in Heerden in der „Société" (das Casino von Rostock) und am Markt in der Sonne. Kunstsinn ist ihm nicht abzusprechen; er läßt sich an seinen Wohnplätzen des Abends im Zwielicht Walzer und Schottisch vorspielen, liebt auch Bilder, wenn sie bunt und im Kartenformat sind. Von den Wissenschaften hält er nichts, es sei denn die Rechenkunst. Schneidet auch Coupons. Kurzum, die „lewen Landlüd' in Mecklenborg un Vorpom-

Digitized by Google

mern", sind reich geworden, haben sich zur Ruhe gesetzt, in Rostock oder daherum, gehen in die „Société", regieren die Stadt und das Großherzogthum, Alles „vor umsunst", beim Glas steifen „Krock", sprechen ab und zu hochdeutsch und „missingsch", und ihre Frauen, oder vielmehr ihre Gemahlinnen, „kriegen es mit der Bildung". Frau Hanning wird Madame Jeanette Groterjahn, „lev' Döchting Lening" wird „meine Tochter Hella oder Ellen", „Abwechselung mot sin", de Söhn', lütt Pauling, „ä strämige Bengel von drütthein Johr", wird „mein Sohn Poll oder Paulus" und wird Abends zu Bett geschickt, wenn er partout nicht hochdeutsch sprechen will. Kurzum, es ist diesmal die Halbbildung, dieser gerade nicht verschönernde, aber leider auch nicht zu vermeidende Rost aufstrebender Menschen, Länder und Zeiten, welche Reuter bearbeitet, mit dem unbarmherzigen Scharfblick, mit der sichern Virtuosität, aber auch mit dem ganzen in Liebe und Versöhnung verklärten Humor, denen er seine Erfolge verdankt. Die Halbbildung also, nicht nur in den Société-Gesprächen des „pensionirten Gutsbesitzers", nicht nur in dem überladenen Putz und in der Bildungsseuche, mit der seine „liebe Frau", die in Athen auf dem Po — po — Popoläum gesessen hat und in Constantinopel beinahe den Harem Omer Pascha's zu sehen gekriegt hätte, ihre Umgebung verpestet: auch auf bescheideneren, aber nicht weniger unerfreulichen Schauplätzen hält Reuter ihr den Spiegel vor, z. B. in der Wohnstube des Küsters, wo der gebildete „Semerist" Nemlich Sonntags nach der Kirche der ganzen lieben „Fomili" „Die Geheimnisse von Paris, von Eugen Züh", vorliest, um seine geliebte Munde, die Küsterstochter, „in en verbeterten Culturtaustand tau bringen", oder in der „Studirstube" des selbigen „Semeristen", wo Herr Nemlich den „lütten Cannabich, den lütten Nösselt und den lütten Petiscus" auswendig lernt, weil er auf der Reis' nach Constantinopel dem Herrn Groterjahn nebst Familie für freie Reise in dritter Classe, freie Zehrung und zehn Silbergroschen täglich, exclus. Douceur, die Städte und die Länder erklären und das Gepäck in Acht nehmen soll. Es geht dabei ohne scharfe Lauge, ja hie und da ohne ein Bischen tendenziöse Uebertreibung nicht ab. Im Ganzen aber trifft die Satire die richtige, wunde Stelle und kann Denen, die es angeht, in Mecklenburg und anderswo, nicht eben schaden. Uebrigens ist es für Reuter-Leser wol überflüssig, noch ausdrücklich zu sagen, daß der tröstliche und versöhnende Glaube an die unversiegliche Tüchtigkeit und Gesundheit der Menschennatur auch hier überall den Untergrund bildet. „Lening", auch wenn sie als „Ellen" gebildet reden und die Complimente des „Herrn Baroü" anhören muß, bleibt ein herziges, verständiges, liebreizendes, ein echtes Reutersches Kind, und es ist uns für ihren „Karl Jahnen, den lütten, nüdlichen, frischen Kirl" und für die künftige Wirthschaft in Groß-Barkow nicht bange. Ihr Bruder „Poll oder Paulus" wird wol keinen „Avkaten oder Docter" abgeben, aber ein tüchtiger Landmann und vor Allem ein ganzer Mann steckt sichtlich in dem lütten, durchtriebenen Schlingel. Jochen Klähn, sein Herzensfreund, des alten Jahn Bedienter, „der Lümmel von 'n

Digitized by Google

Laun, der nicht Hüt' noch Hott weit", und mit dem feinen Bedientenwesen nur so so zurecht kommt, desto besser aber mit allerlei Schabernack, hat es doch nicht nur hinter den Ohren, sondern auch im Kopf und im Herzen, und wird einmal einen kreuzbraven „Entspector" abgeben, und auch die alte Tante Line, die hochbetagte Jungfrau mit dem ewig jugendlichen Herzen, gefällt uns zuletzt ganz leidlich, wenn auch lange nicht so, wie dem alten Jahn, der für 'nen richtigen mecklenburgischen „Fetthamel" von ihrer überschwänglichen Anbetung Gottes in der Natur immer sehr gerührt ist und sie am Ende gar noch nimmt. — Eine groß angelegte, reich entwickelte Handlung werden Kenner und Freunde Reuter's auch hier nicht erwarten. Reuter ist einmal kein Romandichter und giebt sich auch nicht dafür aus. Wer die Ueberschrift und die ersten paar Kapitel gelesen hat, kann das Garn der einfachen Liebesgeschichte bequem weiter spinnen. Er wird immer bei der Versöhnung der Montecchi und Capuletti, will sagen, des zum Gutsbesitzer vorgerückten Groterjahn, nebst schönerer und stärkerer Hälfte, und des Pächter gebliebenen Jahn, so wie bei den obligaten Verlobungen und Hochzeiten richtig ankommen. Reuter verwerthet hie und da, und zwar trefflich, eine Naturanschauung, die er auf seiner Reise nach Constantinopel gewonnen, und läßt oft recht glückliche Streiflichter auf Zeitfragen und Zeitfiguren fallen. Uebrigens bleiben wir in Wien, in Triest, am Bord des Bombay und am Bosporus immer in Mecklenburg und in der Idylle; aber diese ist so wahr empfunden, so sauber und correct gezeichnet, in so frischer und treuer Farbe gehalten, daß wir die stärkeren Reizmittel anderer Kunstgattungen gern entbehren. Daß Reuter der Liebling unserer Salons ist, gehört nicht zu den schlechtesten Zeichen der Zeit. Es bleibt da noch ein schönes Sümmchen von gutem Geschmack und unverdorbener Empfindung übrig, auch wenn man den Ungläubigen und Spöttern einen starken Rabatt auf Rechnung der Mode und selbst einer gewissen weichen Gefühlsseligkeit bewilligt. — Möge ein freundliches Schicksal uns den lieben Alten noch recht lange erhalten!

2) W. Jordan's Nibelungen. — Erstes Lied. Sigfridsage. In 24 Gesängen. — Frankfurt a. M. W. Jordan's Selbstverlag. Thl. 1. 378 S. — Thl. 2. 390 S.

Aus dem modernen Idyll in's uralte Götter- und Helden-Epos unseres Stammes! Welch' ein Sprung! Und doch führt nicht der Zufall dies Paar auf unserm Büchertische zusammen. Wie in Reuter's Heimatbildern uralte Volksart und Sitte aus dem frischesten und einfachsten, ja gewöhnlichsten Leben des Tages uns anspricht, so erwärmt sich in Jordan's „Nibelungen" die erstarrte Sage der Vorzeit mit dem besten Herzblut der Gegenwart. Es weht hier wie dort echt vaterländische Luft. Sonst freilich sind die beiden Dichter so verschieden wie naive Bonhommie und schwungvolles Pathos, anmuthigster Instinct und angespannte Willenskraft, schlichteste, dem Volke abgelauschte Rede und virtuose Beherrschung schwieriger Kunstformen. — Wie man

igitized by Google

weiß, hat Jordan seit Jahren den Brauch der griechischen Rhapsoden, der Trouveres und der Minnesänger in der practischen Weise des neunzehnten Jahrhunderts erneuert. Weite Kreise haben Bruchstücke seiner „Nibelungen“ vor dem Erscheinen des Gedichts durch seinen Vortrag von Mund zu Ohr kennen gelernt. Hat die Kritik darüm einstweilen ihr Urtheil zurückgehalten? Wartete sie den Druck des Ganzen ab? Jedenfalls ist es Zeit, das Versäumte nachzuholen, auch da, wo dies nur so kurz und andeutungsweise geschehen kann, wie die Oekonomie des „Salon“ es gebietet.

So sei denn zunächst auf einen durchgreifenden Unterschied in Anlage und Behandlung hingewiesen, welcher Jordan's Nibelungen unter den zahlreichen modernen Bearbeitungen altdeutscher Dichtung einen besondern Platz anweist. Was dichterische Darstellungen aus deutscher Vorzeit zu einer so bedenklichen Aufgabe macht, ist nicht zum Geringsten der gänzliche Mangel eines Maßstabes, der unsere Anschauungen von Leben und Sitte mit unseren theoretischen Kenntnissen jener Dinge vermittelt. Sie liegen weit ferner von uns ab, als das classische Alterthum, und doch wieder nicht fern genug, um dem Dichter ein rein ideales Costüm zu gestatten. Bilder idealer, hochstrebender Kraft in scharfem Gegensatz gegen Ueberlieferungen von barbarischer Rohheit und Armuth umdrängen schattenhaft den modernen Deutschen, wenn er der Sagen jener Völkersündfluth gedenkt, die das Römerreich niederwarf. Die düstere Götter- und Sagenwelt des Nordens umwogt wie ein Nebelmeer im Hochgebirg einzelne, hell aufleuchtende und dann wieder verschwindende Gipfelgestalten von festeren Umrissen. Der Dichter unserer Zeit, welcher mit den chaotischen Massen dieser Stoffe den Kampf wagt, sieht sich nur zu leicht steuerlos auf ein wogendes Meer unklarer Stimmungen fortgerissen. Daher denn bei unseren Barden, seit Klopstock's Zeit, jener wunderbare Wechsel eines hochgespannten, in's Unbestimmte und Phantastische sich verlierenden Pathos und eines derben, schneidenden Realismus (man denke an Kleist und Grabbe), die einer reinen und gesunden Kunstwirkung gleich gefährlich sind. Jordan, wenn unser Gefühl uns nicht täuscht, hat diese doppelte Gefahr mit einem glücklichen Griff wenn nicht ganz beseitigt, so doch wesentlich vermindert. Er nimmt seinen Standpunkt ehrlich und entschlossen im vollen Lichte unseres gegenwärtigen, nationalen Bewußtseins. Von da aus versenkt sich sein Blick in die Welt unserer Götter- und Heldensage, um sie als eine frühe, prophetische Offenbarung unseres innersten nationalen Seins zu erfassen und zu durchdringen. Die Jugendzeit der deutscher Stämme ist ihm kein romantisches Paradies dahingeschwundener Treue und Heldengröße, noch weniger selbstverständlich ein mit Humor zu behandelndes Barbarenthum. Sie zeigt ihm in symbolischen Gestalten die Grundzüge, die guten wie die schlimmen, unseres nationalen Geistes, er giebt diesen Schatten Fleisch und Blut, durchdringt sich mit ihrem Sein und Empfinden und gestaltet so eine ideale und doch durchaus gegenständliche, wirkliche und handgreifliche Welt, wobei er vom ängstlichen Zwang des historischen

Digitized by Google

Coſtüms ſich friſchweg emancipirt und ſich in dieſer Beziehung ganz einfach an die uns geläufigſten Formen und Ueberlieferungen des reifen, ritterlich-civiliſirten Mittelalters hält. — Wenn dabei in jedem Zuge des Gedichts, was Anlage und Gruppirung betrifft, uns der vertraute Kenner und Nachahmer Homer's entgegentritt, ſo ſind wir weit entfernt, darin einen Nachtheil zu ſehen. Es iſt immer beſſer, in den Spuren des Meiſters zu wandeln, als auf eigene Hand irre zu gehen. Die ſehr geſchickte Behandlung der Epiſoden, als des natürlichſten Mittels, die Wunderwelt der Sage, wie einen in magiſcher Luftperſpective ſich dehnenden Hintergrund, in die realiſtiſchen Haupttheile des Gemäldes ſich einfügen zu laſſen, iſt in dieſer Beziehung beſonders hervorzuheben. Die Handlung, in dem vorliegenden Gedicht bis zu Sigfrid's Beſtattung fortgeführt, webt ſich aus den Hauptmomenten des Nibelungenliedes, der nordiſchen und der ſpäteren deutſchen Sigfridſage und aus freier Dichtung kunſtreich zuſammen, wie es Horand, der Harfner, dem (im zweiten Geſange) zudringlich nach Quellen und Autoritäten fragenden Hagen bündig erklärt:

„Ein Ehrengeſetz im Orden der Sänger
Verbeut es dem Barden, die bunten Gewebe
Des Liedes gelockert in Fäden zu löſen,
Ja rückwärts zum Rocken zu Flachs zu zerzupfen
Und von Zettel und Einſchlag den Urſprung zu zeigen.
Es muß der Sänger als Mund der Sage
Alles und Nichts ſein Eigen benennen.
Wem bei der Geburt ein Gott ſie gebildet,
Bei dem ſind Gedächtniß und Dichtergabe
Gleich ungeſchieden wie Schaffen und Schauen;
Der miſcht, um die Männer der Vorzeit zu malen,
Ermerkte Fäden aus eignem Gemüthe
Und nimmt für Gemälde der Götter und Menſchen
Zu Muſtern lebendige Männer und Frauen."

Es läßt ſich darüber ſtreiten, ob und in wie weit der moderne Epiker ſeine hiſtoriſche und philoſophiſche Bildung auf alle Helden der Sage übertragen darf. Wir unſererſeits wollen mit Jordan nicht darüber rechten, ob er wol daran that, ſeine kumäiſche Sibylle, die Seherin Oda, zur Trägerin ſeines deutſchen Patriotismus zu machen. Nur zu inneren Widerſprüchen in Darſtellung der Charaktere und der Handlung dürfen ſolche, wenn an ſich noch ſo löbliche Intentionen nicht führen, und daß dieſer Fehler bei Aufſetzung der nationalliberalen Streiflichter auf das Bild Sigfrid's immer vermieden ſei, möchten wir nicht zu behaupten wagen. Freilich ſtößt gerade nach dieſer Seite hin der neuere deutſche Epiker auf eine ganz beſondere Schwierigkeit. Der endlich zum Durchbruch gekommene nationale Gedanke unſerer Zeit, die ſpät und ſchwer gereifte Frucht zweitauſendjähriger Erfahrungen, findet in den Sagen unſerer Vorzeit leider eben ſo wenig Anknüpfungspunkte, als in ihrer Geſchichte. Er läßt ſich nicht anbringen, ohne Perſonen und Dingen geradezu Gewalt anzuthun. Auch in die von Günther vorgetragene Darwin'ſche Theorie von der Zuchtwahl und in Hagen's mephiſtopheliſche Philoſophie der Kraft, „die ſtets das Böſe will und

stets das Gute schafft", werden sich kritische Leser vielleicht nicht ohne Befremden finden, so trefflich der Dichter seine Gedanken an den gemeinten Stellen auch entwickelt. Noch mehr ließe sich gegen gewisse Mißgriffe, nicht der Intention (diese hat überall unseren vollen Beifall), wol aber der Ausführung sagen, zu welchen das löbliche Bestreben, über die tragische Schuld Sigfrid's keinen Zweifel zu lassen, den Dichter verleitet hat. Wie ist es möglich, den glücklichen Gatten Krimhild's, von dem wir wissen, daß er Brunhild immer nur bewundert, nicht geliebt hat, der Zeit gedenken zu lassen:

„Da Hoffart noch nicht sein Herz beschlichen,
Um ein Königskind sich selbst zu verkaufen,
Und die Treue dazu, und die Braut, die betrogne."

Als ob Sigfrid in Krimhild die Prinzessin geliebt hätte! Da hätte es doch näher gelegen, lieber bei Brunhild, der regierenden Königin, zu bleiben! — Doch lassen wir das Splitterrichten. Wie das Gedicht vor uns liegt, begrüßen wir in ihm mit Freude und Dank eine bleibende Bereicherung unseres nationalen Besitzes.

„Aus dem edelsten Erze des uralten Erbes
Von Erden und Rost das reine Rothgold
In leuchtender Schönheit lauter zu scheiden,
Mit dem Zeichen der Zeit es preiswerth zu prägen",

diesen Dienst „des Dichters, des Gedankenwardeins", hat Jordan unserer Heldensage geleistet, und wir denken, es ist kein geringer.

3) Vermischte Schriften von Friedrich Spielhagen. Band 2. Berlin. Otto Janke. 1868.

Nach den Dichtern der Kritiker. Aber die Kritik wird hier zum Gedicht, zum Kunstwerk, denn ein Dichter, und zwar ein rühmlichst bewährter, führt ihren Griffel. Daß sie dabei an Schärfe und Wahrheit nicht verlieren darf, was sie an Schönheit und eindringlicher Kraft gewinnt, nimmt uns seit Lessing's Zeit nicht mehr Wunder. Wir glauben, der Verfasser des Laokoon würde an diesen Aufsätzen seine Freude haben. Nicht, daß er seine Polemik, seine vernichtende Schärfe, seine unerbittliche Beweisführung hier wieder fände. Spielhagen hat in den Aufsätzen, welche das Bändchen füllen, eben nicht Gegner vor sich, sondern lernbegierige Hörer. Seine Aufgabe ist es, gestaltend zu belehren, Aussichten in die Gebiete des Schönen und Guten zu eröffnen und die draußen Stehenden zum Eintreten zu laden. Dies thut er mit gewinnender Anmuth, aber auch im Geist und in der Wahrheit. Zwei Aufsätze sprechen von Homer und Fritz Reuter, zunächst zu dem Publicum des berliner Handwerkervereins. Daß Spielhagen da so sprechen konnte, gereicht seinen Zuhörern zur Ehre. Liebe Jugenderinnerungen vermitteln ihm, wie uns Allen, den Genuß und das Verständniß des Dichtervaters. Er weiß sie trefflich für Leben und Farbe seines Bildes zu verwerthen. Die Bedeutung Homer's, als eines Spiegels, in welchem das Hellenenvolk seine und seines Landes jugendschöne Züge mit Entzücken erblickte, eine Wirksamkeit als weithin strahlende Bildungssonne im Zenith der

Digitized by Google

alten Culturwelt, sein Untergang, als die grause Götterdämmerung über diese hereinbrach, seine glorreiche Auferstehung in der Geburtsstunde der modernen Bildung, was wir Deutschen zumal ihm dann verdankt, bis Wolf „uns auch von seinem Namen kühn befreiend", durch die Hallen der homerischen Dichtung in die innersten Geheimnisse des dichtenden und schaffenden Volksgeistes uns den Weg zeigte: alles Das geht in schönen, eindringlichen Zügen an uns vorüber. Dann wird, im nächsten Aufsatz, unseres Reuter in Liebe und feinstem Verständniß gedacht, das Räthsel seines Humors und seiner volksthümlichen Wirkung sinnig gedeutet, ohne Ueberschwänglichkeit, ohne Schonung für die auch auf dieses Gebiet ihren Weg findende Modethorheit, in der Sprache des sympathischen Kenners, „der auch mit mang west is" und weiß, was es auf sich hat, in diesen Tagen als Dichter nachhaltig auf große Leserkreise zu wirken. Die Aufsätze über „Thackeray" und über des jüngern Dumas „Affaire Clémenceau" schlagen dann in der andern Sache einen andern Ton an. Sie gehen der verderblichen Tyrannei der „guten Gesellschaft", dem hohlen „Götzen Cärimonie", dem kalten, gefräßigen Krokodil der wolgezogenen Selbstsucht mit scharfer und feiner Waffe zu Leibe. Wenn der englischen „Respectability" und den „Bonnes Moeurs" des Second Empire dabei nicht geschmeichelt wird, so mögen Beide die Höflichkeit, nicht aber die Sachkenntniß des Verfassers in Zweifel ziehen. — Die in dem Bande außerdem noch enthaltenen Spielhagen'schen Texte der münchener Goethe-Galerie sind, abgesehen von ihrem bekannten Werthe, noch dadurch von Interesse, daß sie hier unverkürzt und unverändert erscheinen. In dem Bilderwerke hat sich der Verleger „Verbesserungen" gestattet.

4) Prinz Pudel von Eduard Laboulaye. Mit einem Vorwort des Verfassers: Prologus in usum Germaniae. Heidelberg. Karl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1868.

Ein französisches Ragout, scharf gewürzt und appetitlich servirt, enthält auch hie und da einen Bissen guten, nahrhaften Fleisches, doch nicht so viel, um den Magen zu verderben. Bekanntlich stellt Laboulaye sich die Aufgabe, seine Landsleute über den Segen der Selbstregierung zu belehren: ein so verdienstliches als schwieriges Vorhaben. Daß er die Form des satirischen Feenmärchens wählt, um für eine männliche und verständig-bürgerliche Politik in den pariser Salons Propaganda zu machen, soll ihm Niemand verargen. Er muß sein Publicum kennen. Zu beneiden freilich ist dabei für uns Nichts. Wie erinnerlich, führte „Paris in Amerika" (des Verfassers vorletzte Arbeit) einen pariser Bourgeois durch Geistergewalt über das Wasser, um ihn dort, in Gestalt eines Mr. Smith, die Prüfungen und Freuden der Freiheit kosten zu lassen. Amerikanische Aeußerlichkeiten, Einrichtung der Häuser, Zeitungsindustrie, Formen des Geschäftsverkehrs, waren treffend und unterhaltend geschildert. Natürlich strahlte der in die Yankeehaut verhexte Sohn der großen Nation, wie Jean de Paris im alten Fabliau, unter dem ordinären germanischen Volk in unvertilgbarer Ritterlichkeit und

Liebenswürdigkeit hervor, ein Apoll unter den Schäferknechten des Admet. Tugend läßt sich nicht verbergen; das liegt einmal im Blute. In „Prinz Pudel“ begegnen wir, im Guten und Schlimmen, derselben Mache. Vor Allem giebt der „Prologus in usum Germaniae“ uns zu verstehen, daß der ganze, neufranzösische, bonapartistische Unfug, die Unmündigkeit des Volkes, das allmächtige Beamtenthum, die gewissenlosen Staatsmänner, der Militarismus, die Ruhm- und Eroberungssucht bei uns wenigstens ebenso zu Hause ist, als dort drüben. Wir wollen darüber nicht streiten. Ist's bei uns, Gott sei Dank, wol nicht so schlimm, so ist es immer noch schlimmer als nöthig. Bedanken wir uns für die Belehrung. „Prinz Pudel's“ Geschichte (sie hat ihren Angelpunkt in einer bösen Fee, die den Thronerben der „Mückenschnapper“ je zuweilen in einen Pudel verwandelt, um ihm Gelegenheit zu gründlichen Studien über Land und Leute zu geben) ist an artigen Einfällen und pikanten Abenteuern reich. Die Hauptspitze kehrt sich diesmal (sehr zeitgemäß) gegen die Manie der „Gloire Militaire“, das Kriegsfieber. Die kriegerischen „Mückenschnapper“ unter ihrem Prinzen tragen, comme de droit, in dem von ihnen muthwillig angefangenen Krieg über uns arme „Kranichbeiner“, ihre nördlichen Nachbarn, einen glänzenden Sieg davon, denn „wir haben ihnen wol ihre Taktik, aber nicht ihre Soldaten nachahmen können!“ So werfen wir denn, nach tapferer Gegenwehr, pflichtschuldigst die Gewehre davon und suchen das Weite. Aber Laboulaye ist nicht so schlimm, als er aussieht. Sein Prinz ist nicht nur unwiderstehlich, sondern auch großmüthig und philosophisch. Er läßt uns, den Unterworfenen, alle unsere Provinzen, auch die an der Grenze, jenseits der „Necedad“, welcher Fluß unsere Niederlage sah. Der Anblick des blutigen Schlachtfeldes bekehrt ihn für immer zu den Ansichten des Genfer Friedenscongresses und führt ihn als gekrönten Menschfreund in seine Hauptstadt zurück. — Somit wissen wir denn auch, was wir eintretenden Falls zu thun haben werden, um die hochherzigen Mückenschnapper nicht zu reizen und ihre angeborene Großmuth mit ihrem Point d'honneur nicht in Conflict zu bringen. — Der Eifer, den der Verfasser dann für Frieden und Bürgerglück entfaltet, verdient alle Anerkennung, und seine zum Theil höchst geistreiche Satire gegen die Minister von „Greifenklau“, von „Weinerlich“ und „Staarmatz“, den Redeminister, wird die Lacher auf seine Seite bringen, wenn auch nicht Herrn Rouher. Ob auch die ernsthaften Leute und den (politischen) Erfolg? Wir wagen das zu bezweifeln, so lange er, als echter „Mückenschnapper“, das Wesen der Freiheit in den amerikanischen „Einrichtungen“ sieht, statt in der amerikanischen Art, zu denken und zu handeln. Einrichtungen sind bald genug decretirt; aber wer wird sie handhaben? Woher den Geist nehmen, der sie lebendig macht? In der theatralischen Appretur des Laboulaye'schen Demokratismus scheint uns derselbe noch nicht zu wehen. Doch der Wille ist gut, die Darstellung ist geistreich und unterhaltend, und so gönnen wir dem Büchlein von Herzen zahlreiche Freunde.

Fr. Kreyßig.

Digitized by Google

Digitized by Google

NEUESTE PARISER MODEN.

Digitized by Google

Paris und die Mode.

Paris als Universal-Salon. — Die Physiologie der Toilette. — Die elegante Posthalterin. — Walewski und Rachel. — Wiedereröffnung der Bouffes. — Die Versammlungen in der Redoute und die Zeitungen. — Das Pferd der Zukunft.

Es ist bereits ein Jahr verflossen, seitdem wir in unserem ersten Briefe des „Salon" die Gründe anführten, die Paris zum europäischen Mittelpunkt machen für Alles, was Geschmack und Mode betrifft. Trotz des Fortschrittes, der sich seitdem fast überall fühlbar gemacht, stehen wir hierin noch immer auf demselben Punkte. Dank der Leichtigkeit der Verbindungen, der wachsenden Decentralisation, der Uebereinstimmung der Costüme, die täglich in Europa zunimmt, sind dieselben Moden, dieselben von unsern Zeichnern gegebenen Schnitte, dieselben Stoffe in Petersburg und Florenz, Berlin und Madrid, Wien, Paris und London verbreitet. Werden sie indeß in gleicher Weise getragen, mit gleichem Tact, Geschmack und gleicher Eleganz? Nein! Und das ist's eben, was Paris von den andern civilisirten Centralpunkten unterscheidet.

In Florenz, Wien und Berlin bemerkte ich Damen aus der besten Gesellschaft, die nach der neuesten Mode gekleidet, doch diese eleganten Toiletten gleich den Heldinnen von Mabille, das heißt outrirt in jeder Weise, trugen. Junge Mädchen sah ich mit Farben und Stoffen überladen, die hier für verheirathete Frauen passen, und Damen von dreißig Jahren wie unsere jungen achtzehnjährigen Mädchen gekleidet.

In Paris hingegen findet man schwer solche Anomalien in der guten Gesellschaft. Man stößt auf sie nur bei den Emporkömmlingen.

Paris ist der Universal-Salon. Seine große Kunst besteht darin, die zarten Nüancen herauszufinden, mit Verständniß zu wählen und in dem besten Licht zu erscheinen. An der Art und Weise, wie sich die Damen hier kleiden, erräth man fast ihren Charakter, ihre Lebensgeschichte und ihre sociale Stellung. Eine ernste, reiche, aber einfache Toilette, durchaus harmonisch in Linien und Farben, verräth die wahre Pariserin, die gefallen, aber nicht auffallen will; die Bewunderung, aber gleichzeitig auch Achtung verlangt. Eine auffallende Toilette dagegen kündigt Eigendünkel, schlechte Erziehung oder interessirte, verderbte Absichten an. Man könnte hier, Buffon's Wort ergänzend, sagen: „Le style c'est l'homme — die Toilette die Frau!"

In Paris treten diese Kennzeichen um so krasser hervor, weil man hier weniger als in jeder anderen Stadt darauf bedacht ist, zu verheimlichen, weil hier die Sitten unabhängiger sind und die Individualität alle Tugenden wie alle Laster entwickelt, ohne den Despotismus der öffentlichen Meinung zu fürchten.

Digitized by Google

Wie wir übrigens schon in unserem ersten Bericht gesagt, die Ueberlegenheit von Paris liegt nicht darin, daß es die Hauptstadt Frankreichs ist, sondern vielmehr darin, daß es, von jeher Sitz des Vergnügens und der Mode, die distinguirten Europäer gleichsam eingeladen hat, hier einander zu begegnen, sich hier heimisch zu fühlen und ein allen anderen Kreisen überlegenes Centrum zu bilden, das die Pariser Gesellschaft heißt.

Diese Pariser Gesellschaft selbst zerfällt in eine Menge verschiedener Kasten. Weder die Aristokratie noch die Diplomatie, die finanzielle und industrielle, die Gelehrten- und Künstlerwelt gleichen einander. Doch findet man sie im alltäglichen Leben, auf der Promenade, im Theater, in den populären Concerten oder den öffentlichen Vorlesungen mit dem Volke vermischt und weder in Kleidung noch Manieren viel unterschieden.

Ich fühle mich veranlaßt, beim Beginn einer neuen Serie Briefe diese Wahrheiten meinen geehrten Leserinnen (und Lesern — wenn ich auf solche hoffen darf!) vorzuführen, um zu bestätigen, daß für mich die Mode nicht allein in der frivolen Kunst besteht, die Verzierungen der Toilette zu verändern, sondern daß ich darin etwas Ernsteres sehe: den allgemeinen Charakter der Gegenwart und den speciellen der darin lebenden Männer- und Frauenwelt, je nach den Jahreszeiten, den überwiegenden Tagesfragen und der Gesellschaft, der sie angehören.

Betrachten wir zum Beispiel die Frauen aus dem Volke, die kleinen Arbeiterinnen, die man Grisetten nannte, und die leichtfüßig, gleich Gazellen, mit einem Carton oder einem eleganten Korb am Arm auf den Trottoirs dahineilen. Früher war ihre einfache Mütze, ohne Bandgarnirung, berühmt und von allen Dichtern, Béranger an der Spitze, besungen. Dieses blendendweiße Häubchen war das Bild der Unschuld und Anmuth. Wäscherinnen, Putz- und Blumenmacherinnen, Stickerinnen und Nähterinnen, all' diese einfachen jungen Mädchen galten für tugendhaft und es ist genug bekannt, daß die Romanschriftsteller diese Typen reichlich ausgebeutet haben. Wie viel Grisetten heiratheten russische Prinzen oder philosophische Fürsten, sowohl bei Eugène Sue, Alfred de Musset, Paul de Cock, Murger, wie auch in der Wirklichkeit.

Heute ist leider dies weiße Häubchen verschwunden. Haben sie nach dem Sprichwort jeté leur bonnet par-dessus des moulins? Hat sie die Zunahme der Concurrenz, der niedrige Tagelohn und der Reiz des Luxus von dem Wege der Tugend abgebracht? Leider bestätigt ein großer Theil von ihnen diese Befürchtung. Heutigen Tages ist die Mütze, wenn nicht durch einen Hut, so doch durch einen Chignon ersetzt. Ihre Kleider, die sie selbst anfertigen, sind immer sehr geschmackvoll, doch eng und ohne Crinoline. Ihr eleganter Gang ist derselbe geblieben und manche ausländische große Dame könnte sie um die Anmuth beneiden, mit der sie ihr Kleid aufnimmt und über ein Trottoir oder eine schmutzige Straße hüpft, wie sie auf den Fußspitzen schwebt, ohne sich einen Fleck zu machen, gleich dem Hermelin.

Richten wir unsere Blicke etwas höher hinauf zu der verheiratheten

Frau aus dem Volke, so sehen wir sie Sonntags mit dem halbseidenen Kleid, dem weißen Hut und dem nachgeahmten Cachemirtuch, dem Hochzeitsgeschenk, am Arm ihres galanten Gatten promeniren, der selbst den Jüngstgeborenen trägt. Trotzdem hat sie hier mehr wie in Deutschland oder in England ihr volksthümliches Costüm beibehalten. Den Hut hat sie adoptirt, weil er jetzt so klein ist, daß er mit der reichbeflaggten Mütze, die früher die Frau aus dem Volke trug, verwechselt werden kann.

Ob die Frau arm oder reich, jung oder alt, hübsch oder häßlich ist, einen Luxus erlaubt sich die Pariserin immer mehr wie jede andere Frau: den der Fußbekleidung. Ein zarter, enganschließender Strumpf, ein feines Stiefelchen mit Absätzen, das nicht eine Falte schlägt, finden Sie bei der gewöhnlichsten Frau. Der kleine, hohe, schön geschweifte Fuß der Pariserin ist ein wahres Wunder. Ihr grobes Kleid, Hut oder Mütze kümmern sie wenig, wenn nur Strümpfe und Unterröcke frisch sind und die Stiefelchen gut sitzen.

Ist dieser charakteristische Zug nicht bewundernswerth? Giebt es eine zartere Coquetterie?

Wenn die Pariserin aus dem Volke solchem Geschmack huldigt, begreift man, daß sie in einer höheren Stellung zu der edelsten Eleganz gelangt.

Ich erinnere mich in Passy, als ich einen Brief zur Post befördern wollte, eine Dame in weißer Toilette getroffen zu haben, deren geschmackvoller Anzug mich in der Weise frappirte, daß ich meine Begleiterin darauf aufmerksam machte. Sie ging an uns vorüber und wir hatten Zeit genug, ihre Toilette zu detailliren, denn sie lenkte, wie wir, ihre Schritte nach dem Postbureau. Nicht gering war unser Staunen, als wir hinter dem Schalter dieselbe Dame wiederfanden, bereit, uns als officiell angestellte Postbeamtin zu bedienen!

Auch sind die Toiletten, die wir Ihnen beifügen, nicht nur die der großen Damen, sondern die allgemeinen Toiletten, die den Geschmack der Pariserinnen, den sie mit der Muttermilch eingesogen haben, kundthun, mögen sie Fürstinnen oder Postbeamtinnen sein; le cachet parisien ist die Hauptsache und Alle bekunden ihn. Heute schicke ich Ihnen eine Reisetoilette Walter Scott, aus Tarlatan. Unsere junge Dame hält, in dem Riemen zusammengeschnürt, den unvermeidlichen Waterproof. Die Visitentoilette besteht aus einer rosastreifigen Robe, Poult de Soie, ohne jede Garnirung, nur ist die Taille um den Ausschnitt sternenartig mit Spitzeneinsatz verziert. Schwarze Atlasmantille, die mittelst eines Gürtels um die Taille schließt und mit reichem Spitzenvolant garnirt ist. Unser kleines Mädchen trägt ein metternichgrünes Taffetcostüm mit Kragen und Capüchon. Das zweite Modeblatt führt Ihnen ein rothbraunes, mit Franzen besetztes Seidenkleid vor mit Pelerine Marie Antoinette, das eine enganschließende Mantille bildet und hinten in eine Schärpe endet. Hut aus rothbraunem Atlasgeflecht. Die zweite Figur zeigt uns eine Robe mit Schleppe in der so beliebten Farbenzusammenstellung von blau und grün. Der Stoff ist halb Sammet,

Digitized by Google

halb Atlas und zwar wechseln die einen Centimeter breiten Sammet- und Seidenstreifen regelmäßig ab. Anschließender Ueberwurf, hinten lange Schürze bildend, mit Schärpe. Schwarzer Spitzenhut mit Herbstblumen verziert.

Kopf 1. Kleiner grauer Musketierhut mit Aigrette und Spitzenbarben.

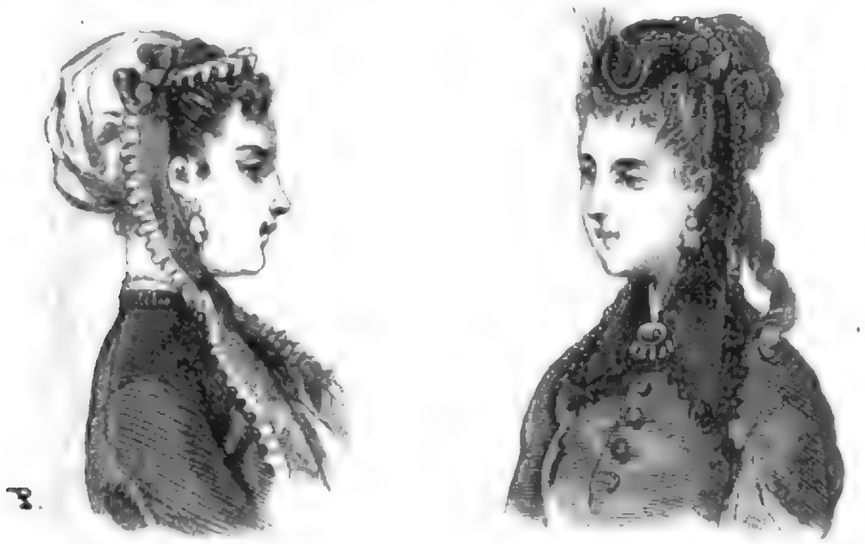
Kopf 2. Morgenhäubchen mit rosa Band und gleichfarbigen Tüllrüchen garnirt.

Wie wir vorhin gesagt, sind diese Toiletten durch ihre Einfachheit Jedem zugänglich (nur würden natürlich Stoffe und Reichthum in Garnirungen variiren) und zeigen hier nicht, wie vielleicht in anderen Ländern, den privilegirten Vorzug einer höhern Gesellschaft.

Digitized by Google

An einem dieser Morgen nahm der Leichenzug des Grafen von Walewski fast den ganzen Boulevard ein. In Paris fehlt es bei keinem öffentlichen Schauspiel in den Straßen an Zuschauern. Auch hier drängte sich eine dichte Menschenmenge auf den Trottoirs und an den Fenstern. Wenigstens 5000 Mann begleiteten den Zug, sowol Cavallerie wie Garde-Infanterie und Artillerie. Zahlreiche Galaequipagen vom Hof und vom Hôtel de Ville waren mit Herren überfüllt, deren reichgestickte Uniformen ihre hohe Stellung verriethen. Ein Wappen auf rothem Grunde mit einer silbernen Säule hob sich von dem schwarzen Tuche, mit welchem der Trauerwagen des Grafen behängt war, als symbolisches Zeichen seines Namens „Colonna de Walewsky".

Dieser so plötzliche Tod wurde mit großer Gleichgiltigkeit aufgenommen. Selbst in den Trauerwagen sah man den größten Theil der Beamten ruhig ihre Cigarre rauchen. Walewski war ein ehrenwerther Charakter, nur nicht begabt genug für die wichtigen Missionen, zu denen



ihn der Kaiser berufen. Sohn der Gräfin Walewska und Napoleon's I., 1810 in Polen geboren, zeichnete Walewski sich in der Schlacht bei Grochau gegen die Russen aus. Darauf begab er sich nach London mit den Herren Zamoysky und Wielopolsky, um Englands Unterstützung für Polen zu erbitten. Nach dem Warschauer Frieden ließ er sich in Frankreich nieder, wo er in die Armee als Capitain der Fremdenlegion eintrat; später machte er einen längeren Aufenthalt in Afrika. Aus dem Militairdienst ausgetreten, kam er 1838 nach Paris und versuchte sich im Journalismus und im Drama. Sein fünfactiges Stück, „Die Schule der Welt", oder „Die unbekannte Coquette", das im Théâtre français aufgeführt wurde, fand wenig Beifall. Die Aussage, daß Alexander Dumas ihn zum Mitarbeiter bei „Fräulein von Belle-Isle" gehabt, ist unbegründet. Dumas widerrief sie vor einigen Tagen im „Figaro", indem er sagte, er habe nie die Ehre gehabt, mit Herrn von Walewski in so naher Verbindung gestanden zu haben. Es ist bekannt, daß eine langjährige Freundschaft zwischen Herrn von Walewski und der be-

Digitized by Google

rühmten Tragödin Rachel bestand. Ersterer hat auf die damals noch für die Gesellschaft unzugängliche Künstlerin und ihre volksthümlichen, oft derben Manieren großen Einfluß gehabt. Der rohe Stein ist aus seinen Händen als ein geschliffener Diamant hervorgegangen; denn bekanntlich hat Fräulein Rachel während ihrer langen Künstlerbahn allen Salons Ehre gemacht.

Unter Guizot's Ministerium erhielt Herr von Walewski verschiedene diplomatische Missionen. Nach 1848 schickte ihn der Kaiser, damals Präsident der Republik, als Gesandten nach Florenz und später nach London. Endlich wurde er 1855 Minister der auswärtigen Angelegenheiten und dann Bevollmächtigter bei dem Pariser Congreß. Das war sein schönster Moment. Seitdem hat er sich weder als Repräsentant des gesetzgebenden Körpers noch als Staatsminister ausgezeichnet; nur kann man ihm eine gewisse freisinnige Richtung nicht absprechen.

Was seine Anhänglichkeit an Polen betrifft, so spricht sie sich zur Genüge in diesen Worten aus: „Ich wäre lieber einfacher Bürger von St. Denis, als König von Polen.“ Nach dem Tode Morny's, des Bruders, und Walewski's, des Vetters, bleibt der Kaiser, der der Aelteste ist, ziemlich vereinsamt zurück.

Ich komme soeben aus einer Gesellschaft der Redoute, dem frühern Vauxhall, von dem ich Ihnen mittheilte, daß seine Vorlesungen im Interesse der Frauen-Emancipation gehalten werden. Wie es scheint, tritt dieser ursprüngliche Zweck immer mehr und mehr in den Hintergrund und statt dessen werden jetzt sociale Fragen, die zur Hebung der arbeitenden Classe dienen, mit Eifer verfolgt. Auch besteht das Publicum größtentheils aus Arbeitern und Arbeiterinnen, den Vertretern des Volkes, Journalisten und einigen Schriftstellerinnen. Die Gegenwart eines Polizeibeamten, der eine Discussion über die cooperativen Arbeitergesellschaften unterbrach, erregte lärmenden Unwillen. Man glaubte sich in einen Jakobinerclub versetzt, wo die Stimme des Volkes wie ein wildaufbrausendes Meer jedes widerstrebende Hinderniß mit sich reißt und fortschwemmt, denn auch gestern gelang es weder dem Einschreiten der Polizei noch der dauernd schallenden Glocke des Präsidenten, Herrn Horn, sich Gehör zu verschaffen. Die Vorträge wurden unter stürmischem Beifall des Publicums fortgesetzt und die Redner aus dem Volke behaupteten, sie dürften und müßten ihre Rechte wahren, da sie mit dem Gesetze übereinstimmten.

Unterdeß wachsen die Zeitungen wie die Pilze aus der Erde. Wieder ist eine Zeitung unter dem Namen „Libéral“ erschienen. Bis jetzt macht sie nur ihrem Namen Ehre, weil sie eine neue Combination ersonnen, das Publicum anzulocken. Jedes Exemplar trägt eine mittelst des Trouillet'schen Systems aufgestempelte Nummer, die jeden Käufer in den Besitz eines Looses setzt. Die den nächsten Tag stattfindende Ziehung bringt einen Gewinn von hundert Franken. Diese Zeitung soll das Organ der unabhängigen Demokratie werden, im Gegensatz zu dem „Reveil“, der „Tribüne“ oder dem „Electeur“, die die Jakobiner oder die Autoritäts-Demokratie darstellen.

Digitized by Google

Vor einigen Tagen fand die Wiedereröffnung der Bouffes unter einer neuen Direction statt. Wieder tischte man uns zwei Stücke von Offenbach auf. Eine nichtssagendere Musik giebt es schwerlich, oder besser gesagt, es ist keine Musik mehr, sondern nur Soli von Pfeifen und Trommeln, mit alten Reminiscenzen von Strauß, Lanner und Contretänzen untermischt, die für die öffentlichen Bälle bestimmt sind.

Trotzdem war der Saal der Bouffes bis auf den letzten Platz gefüllt. In erster Linie glänzte die ganze Literatur- und Künstlerwelt, unter Anderen sah man auch Herrn Ratazzi mit seiner schönen, vielbewunderten Frau, der geborenen Prinzessin von Solms. Freilich überwog auch hier der Quart de monde, deren Heldinnen nach ihrer Rückkehr aus den Bädern wieder überall in den tapageusesten Toiletten die ersten Plätze einnehmen. Die Malereien, die jene Damen auf ihren Gesichtern entfalten, werden immer widerwärtiger.

Das schlechte Wetter führt allmählich alle Pariser vom Lande heim, und der Boulevard gewinnt wieder sein belebtes Ansehen. Vor den Cafés kann man kaum Platz an den kleinen Marmortischchen finden, mitten unter einer Menge Herren und Damen aus allen Ländern, die sich hier zu dem Stelldichein der ganzen Welt treffen.

Für all' die geschäftigen Leute hier, die wie der ewige Jude rastlos eilen, begreift man die Nothwendigkeit eines Vélocipède. Ich sprach Ihnen schon von den gewöhnlichen Vélocipèdes, die man mittelst zweier Pedale in Bewegung setzt und auch von den Wasservélocipèden, die unsere jungen Kahnfahrer in Seegötter verwandeln. Jetzt ist die Rede von einem Dampfvélocipède, das Jeder nach Belieben in Bewegung setzen kann. Das ist eine unserer Zeit würdige Erfindung. Wird diese industrielle Locomotive uns schneller dem Fortschritt entgegeneilen lassen, oder uns nur einfach schneller in dem Kreise der Routine und der menschlichen Beschränktheit herumdrehen? Große Philosophen Deutschlands, lösen Sie mir dieses Räthsel! Suchen und finden Sie für uns die Formel der großen gesellschaftlichen Phänomene!

Antworten Sie! denn uns bleibt keine Zeit übrig, zu erklären und zu commentiren mitten in diesem Wirbelwind, den man die „Pariser Saison" nennt.

Eugénie de Marville.

Im Rauchzimmer.

Ihr wollt, daß ich Euch von meinem Sommerausflug erzähle — was ich erlebt, was ich gesehen, was ich gehört? A la bonne heure. Treten wir in das Rauchzimmer, wie mein Freund, Graf M. auf Schloß L. sagt. Denn wir haben große Bekanntschaften unterwegs gemacht und haben französisch parlirt, comme le diable à quatre, sogar französische Billets geschrieben. Was thut man nicht, wenn man sich in guter Laune befindet? Aber, zündet erst Eure Cigarren an.

Station Leipzig! — Drei Herren steigen in's Coupé (natürlich das Rauchcoupé — niemals ohne dieses!), zwei Bewohner Sachsens, ein Buchhändler, der seinen Geschäftsfreund in Bremen besuchen will, ein Jurist, der gen Hamburg zum Juristentage strebt. Die Sachsen sind gute, mittheilsame Leute; von dem dritten Herrn habe ich nichts erfahren, als seine politische Gesinnung. Sofort hinter der Stadt, welche bei Goethe „klein Paris" und im Volkslied „die große Seestadt" heißt, entbrennt ein politisches Gespräch, welches bei Halle bereits den Charakter einer Fehde angenommen hat. Bei Magdeburg (zehn Minuten Aufenthalt!) wird Waffenstillstand geschlossen, um zu frühstücken; bei Braunschweig, (zwanzig Minuten dito), um zu Mittag zu speisen. Auf den Zwischenstationen (Oschersleben, Schöppenstedt ꝛc. ꝛc.) wird weiter gekämpft. Und das Ende? La garde meurt, mais ne se rend pas. In Lehrte steigt der Jurist aus und der Buchhändler schläft ein. So besiegt man seine Gegner.

Station Hannover! — Ein neuvermähltes Paar steigt in den Wagen (immer noch das Rauchcoupé). Welch ein Heroismus von einer jungen Neuvermählten, in das Rauchcoupé zu steigen! Welch ein Zeichen von Liebe, von Aufopferung! Und dabei raucht der junge Mann so schlechte Cigarren!... Man sollte dies Beispiel nachahmen! Mein Gott, Ihr mißversteht mich! Nicht das Beispiel des Mannes, welcher schlechte Cigarren raucht, sondern das der Frau. Der Rauch nimmt seinen Platz im Familienleben ein, wie nach dem großen Worte Girardin's bereits in der Politik. „Fumer c'est rêver eveillé. L'Empereur fume un immene nombre de cigarettes; quand il fume, la France lu apparait grande...." — Rauche, träume denn auch Du, junger Ehemann... aber wähle Dir künftig eine bessere Sorte. Uebrigens habe ich diesmal Glück mit jungen Ehepaaren, wie Ihr noch weiterhin hören werdet.

Station Düsseldorf! — Es ist neun Uhr Abends und der Mond scheint hell über die Linden und den Platz, auf welchem Heinrich Heine als Knabe den großen Tambourmajor Mr. Le Grand gesehen und das Lied von den beiden Grenadieren unarticulirt noch in dem jungen Herzen getragen hat. Dort ist der Garten, dämmernd im Mondenlicht, in welchem Immermann gewandelt, als er an die blonde Lisbeth dachte, und die Gräfin Ahlefeldt vergessen hatte. Die blonde Lisbeth — Ihr kennt sie doch aus seinem Münchhausen ... den Hofschulzen und das Schwerdt Karl's des Großen? Welch' ein prächtiges, unvergeßliches Buch! Ich habe dagegen die

Digitized by Google

Gräfin Ahlefeldt noch gekannt. Die gute, vornehme Dame, die Handschuhe trug in ihrem eignen Haus und mit einem alten Waffenkameraden ihres Gemahls, des „wilden, verwegenen Jägers" Lützow zusammenwohnte, nicht weit vom Askanischen Platz in Berlin. Es war der alte General Palm, der somit dazu beigetragen, Heine's Tambourmajor und beide Grenadiere zu schlagen und der bei Waaterloo Napoleon's Degen und Hut erbeutet hat. Dieses Düsseldorf habe ich mir zum Nachtquartier erwählt, weil mir das „Dorf" in seinem Namen so beruhigend klang und weil ich mir unter dem Ort etwas so sehr Stilles immer vorgestellt habe. Doch als ich in das Hotel trat, scholl mir lauter Jubel und Gesang entgegen. „Was giebts?" fragte ich erschreckt. „Die Ingenieure!" sagte man. — Großer Gott, es war die Versammlung der Ingenieure! — Die Ingenieure pflegen sonst nicht viel zu singen, aber in dieser Nacht thaten sie ihr Bestes, um mich nicht schlafen zu lassen. Ich habe nämlich immer das Unglück, daß in jedem Hotel, in welches ich eintrete, entweder ein Ball, oder eine Hochzeit, oder eine Kindtaufe ist. Die Wirthe sollten auf meinen Besuch eine Prämie setzen und am Morgen, bei der Abreise, mir statt der Rechnung eine Dankadresse überreichen. Doch haben sie bis jetzt immer nur das Umgekehrte gethan.

Station Aachen. — L'Indépendance belge! La Lanterne! Der Kladderadatsch! . . . Der Salon! Neuestes Heft!" . . . „Machen wir selber, mein Junge, gieb Dir weiter keine Mühe. Doch wenn Du mir ein Glas Bier verschaffen könntest . . ." Denn in diesen vollgepfropften Coupés ist eine gewaltige Hitze; wahrhaftig, ich glaube, die heißen Tage fangen noch einmal wieder an. Aber nein, — Mitte September! Es ist gar nicht möglich . . . „Einsteigen!" — Der Salon ist noch immer in Sicht — aber das Bier? — Rest nicht mit Courierzügen, meine Freunde!

Station Verviers! — Parlons français, messieurs! Man untersucht Eure Bagage, doch man untersucht sie mit Höflichkeit, und läßt Euch so viel Zeit, um eine Cotelette zu verschlingen (pardon! — aber man muß unterwegs die Dinge stets beim rechten Namen nennen). Eine Cotelette, welche wiederum aus Höflichkeit so klein gerathen ist, daß man in weniger als zwei Minuten mit ihr fertig ist. Denn der Courierzug wartet nicht, meine Herren! — L'Indépendance belge, la Lanterne, l'Etoile belge — Tous les journaux du matin! Le Figaro!" . . .

Station Pepinster! — Der Courierzug nach Paris saust weiter, und ich bin glücklich, demselben entronnen zu sein. Aber heiß ist es! Ich schäme mich der rothen Decke, die mit meinem Winterpaletot zusammengeschnürt vor mir auf dem Perron in der glühenden Mittagssonne liegt. Wohin glaubt Ihr, daß ich nun gereist? . . .

Station Spa! — Natürlich, um zu spielen! Wie schlecht Ihr mich kennt! Nein, nur um Freunde zu sehen. Glaubt Ihr denn, daß man in Spa nichts Besseres thun könne, als zu spielen? Niemals habe ich eine lachendere Landschaft, einen üppigeren Wald, ältere Bäume, stattlichere Palais gesehen. Peter der Große liebte diesen Ort. Die Memoiren des vorigen Jahrhunderts feiern ihn. So berühmt war Spa für die Engländer, daß diese jeden Gesundbrunnen „Spa" nannten, und noch heute von den „Spa's of Germany" sprechen. Meyerbeer war oft in Spa und pflegte hier zu componiren. Den schattigen Waldweg, den er gerne ging, unter grünem Laubdach, zur Seite der murmelnden Quelle, hat man ihm zum Andenken „la promenade des artistes", den Wasserfall „le cascade de Ploërmel", die Brücke, die hinüberführt „le pont du diable" genannt. Alles das sagte

Digitized by Google

und zeigte mir meine Freundin aus London, die junge hübsche Schwägerin meines Gastfreundes (denn man kann sich in diesen Fällen nicht genau genug ausdrücken!), die mit der Peitsche in der einen, mit dem Zügel in der andern Hand uns im leichten Tilbury kutschirte. Nach dem Diner die Reunion, die Toiletten, der Ball, das Spiel! Dies Alles zusammen hat man in Spa. Meine Grundsätze verbieten mir das Hazard; die Galanterie zwang mich dazu. Die Damen legten in meine Hand ihr Glück und zwei Goldstücke. Natürlich, ich verlor. Ich verliere stets im Spiel; würden sonst meine Grundsätze dagegen sein? Die Toiletten erdrückten, die Juwelen blendeten uns. Die prachtvollen, altmodischen Säle sind mit Wachskerzen erleuchtet. Man verliert hier sein Geld im allerbesten Styl, ich glaube: Styl Ludwig's XV. Auch die Toiletten nähern sich diesem glücklichen Zeitalter, wo man Schäferhütchen trug à la Watteau, kurze Röckchen mit unschuldigen Schleifchen und Bänderchen und aus dem Munde einer großen Dame dies Wort hörte: „après nous le déluge!"

Station Ostende! — Die Nacht liegt dazwischen und ein ganzer Tag. Und welch' ein Tag! Der Thermometer auf dem Bahnhofe von Liège, zeigte 30° im Schatten! Ihr könnt Euch meinen Schrecken denken; bis ich dann zu meiner Beruhigung erfuhr, daß man in Belgien nach Centigraden rechnet und die wirkliche Temperatur, nach unserer Berechnung, nur 24° R. im Schatten sei. Doch es war genug. Schwarz wie ein Nubier, und mit Staub bedeckt, wie nach einem Ritt durch die Sahara, kam man des Abends an. Ostende! Seeluft! Meeresfrische! — Nichts von alledem; ich sage Euch, schwül, wie auf den Boulevards. Die Digue selber hatte sich in den paar Jahren, seitdem ich sie nicht gesehen, gänzlich verwandelt. Große Hôtels standen, wo einst der Sandhafer an den Dünen geweht; das Hôtel de la Plage, das Hôtel de l'Océan, das Hôtel des Cercle des Bains — ich sage Euch, der Boulevard des Italiens! Die Herren mit Sonnenschirmen, die Damen wie Schäferinnen des 18. Jahrhunderts und das Meer? Da gerade höchste Ebbe war, so glänzte das Meer wie ein blauer Streifen fern an den Küsten von England, und statt nach See roch es nach gebratenen Kartoffeln. Ihr wißt, daß ich Ostende sehr liebe; dieses ist mein vierter Besuch. Als ich das erste Mal da war — ah, bah! wer spricht von Zeiten, die vergangen! Ihr kennt doch die Geschichte von dem schönen Pferde? Dem Pferde Arioſts? Das Pferd war sehr schön, war wunderschön; es hatte die herrlichsten Eigenschaften und nur einen einzigen Fehler — nämlich den Fehler, todt zu sein! Aber in Ostende gelten die Pferde nicht halb so viel, als die Esel, diejenigen nämlich, die mit rothen Sätteln längs der Digue angebunden stehen und Sand zu fressen scheinen. Wie mich das Wiedersehen gerührt! Diese Esel waren damals nämlich meine besten Freunde. Wir machten fast an jedem Nachmittage einen Ritt in die Dünen. Wie Madame S .... sich jedesmal freute, wenn sie auf einem von diesen Eseln saß! Es war ein gemüthliches Vieh (nämlich der Esel!) ein Esel noch aus der alten Schule, ein Philosoph in seiner Art, welcher die Schläge nicht fühlte, oder vielleicht, was noch größer ist, sich den Anschein gab, als ob er sie nicht fühle. Aber er hatte einen stattlichen rothen Damensattel und dieses mußte es sein, was Madame S.... so sehr an den Esel fesselte. Ich sehe die hübsche Wienerin mit den kurzen, schwarzen Haaren und dem grauen Mäntelchen noch vor mir, wie sie auf dem rothen Damensattel sitzt und ein halb Dutzend Herren mit Spazierstöcken auf den Esel loshauen, um ihn zum Fortgehen zu bewegen. Ich höre noch heute ihr Schmeichelwort, indem sie sich über den

Kopf des Thieres niederbeugt — „lieber Esel", sagt sie — „benimm Dich ein bischen manierlich — denk Du sei'st der Esel aus dem Sommernachtstraum und ich sei Titania!" — Ach, Titania — liebe Elfenkönigin — wo bist Du geblieben? „Où sont les roses passagères?" — Wo sind die Rosen vom vergangnen Lenze? Nur die Esel sind unsterblich. Aber mager waren sie jetzt geworden; sei es von der schlechten Kost, sei es von der Hitze. Meint Ihr, daß ich sie deswegen bedauert hätte? Der Mensch kann sich nun einmal nicht besser machen als er ist; er steht unter dem Einfluß des Quecksilbers und sinkt in eben dem Maße, als jenes steigt. Damals vor zehn, vor acht, vor sechs Jahren war ich sentimental und verzehrte mein erstes Beefsteak am Seestrande mit allerlei Citaten aus Heine's Nordseebildern und Fischerliedern. Diesesmal dachte ich nicht daran; vielmehr beschäftigten sich meine Gedanken, als ich das Meer in den zartesten Abendfarben dämmern und die Sonne in einem Bett von Rosen untergehen sah, unausgesetzt mit dem Thema: wie lange sie wol gebrauchen würde, um uns Alle, Leib und Seele, in Neger zu verwandeln? Meine Sehnsucht war gen Himmel einzig zu dem Zweck gerichtet, um ein Wölkchen zu entdecken und der Mond ließ mich kalt, wie er selber war. Denn er hatte keinen Hof.

Doch der Sturm kam eines Tages. Noch riefen die Zeitungsjungen von Café zu Café, längs der Digue: „La Lanterne! La Lanterne!" (immer diese unglückselige Laterne — sie verfolgte mich auf Schritt und Tritt!) — Da verfinsterte sich, von einem Augenblick zum andern, der Himmel — so rasch geht's, wenn der Sturm einmal kommen soll! Die Fenster klapperten, die Männer nach der Mode legten die blauseidenen Sonnenschirmchen fort und wo blieben die bunten Jupen, die Hackenschuhe, die paniers de Paris und so weiter? Après nous le deluge — Alles wie fortgeblasen! Unten aber in seiner düstern Majestät rollte das Meer, wälzte gewaltige Wogen gegen den Steinwall und die Planken der Estacade zitterten.

Da gab es gute Bäder. Denn ein Aufruhr in der Natur hat ja weiter nicht viel zu bedeuten. Man schläft besser und hat guten Appetit danach.

Aber dann ließen sich auch die schwarzen Puncte sehen; die Kaiserrede, die Königsrede — da zitterten die Börsen und das hatte mehr zu bedeuten. Da verging manch' Einem der Appetit und der Schlaf in Ostende; denn es ist Euch bekannt, daß die Börsen von Wien, von Frankfurt und Berlin hier ihre Ferien halten. Auch die Familie Rothschild war da; zwei liebenswürdige, junge Damen, und deren Mutter, eine hochgebildete Frau, die sogar sehr hübsch componirt. Frl. von Edelsberg aus Berlin sang in einem Concerte eines von den Liedern der Frau Baronin. Denn auch Concerte hatten wir und eine Theatervorstellung in welcher Frl. Albina die Rhona bei zwei Talglichtern tanzte, da das Gas nicht brennen wollte. Kurz, eine glänzendere Saison hat Ostende seit seinem Bestehen nicht erlebt. Die Zahl der Fremden belief sich Mitte September auf 21,000 und viele Millionen von preußischen Thalern und Oesterreischen Gulden setzten sich dort in Franken um.

An einem düstern Septembernachmittag verließ ich Ostende und es war Nacht, als ich in Brüssel ankam. Hell schon flimmerten die Gaslichter in den schönen breiten Straßen und auf den herrlichen weiten Plätzen. Aber es war Samstag Abend und die Zeitungsbuden waren rings garnirt mit kleinen rothen Papierlaternen, welche in Transparentschrift die Worte leuchten ließen: „La Lanterne! Nr. 17 vient de paraitre!" — Und dazu überall der Ruf auf den Trottoirs: „La Lanterne! La Lanterne!"

Digitized by Google

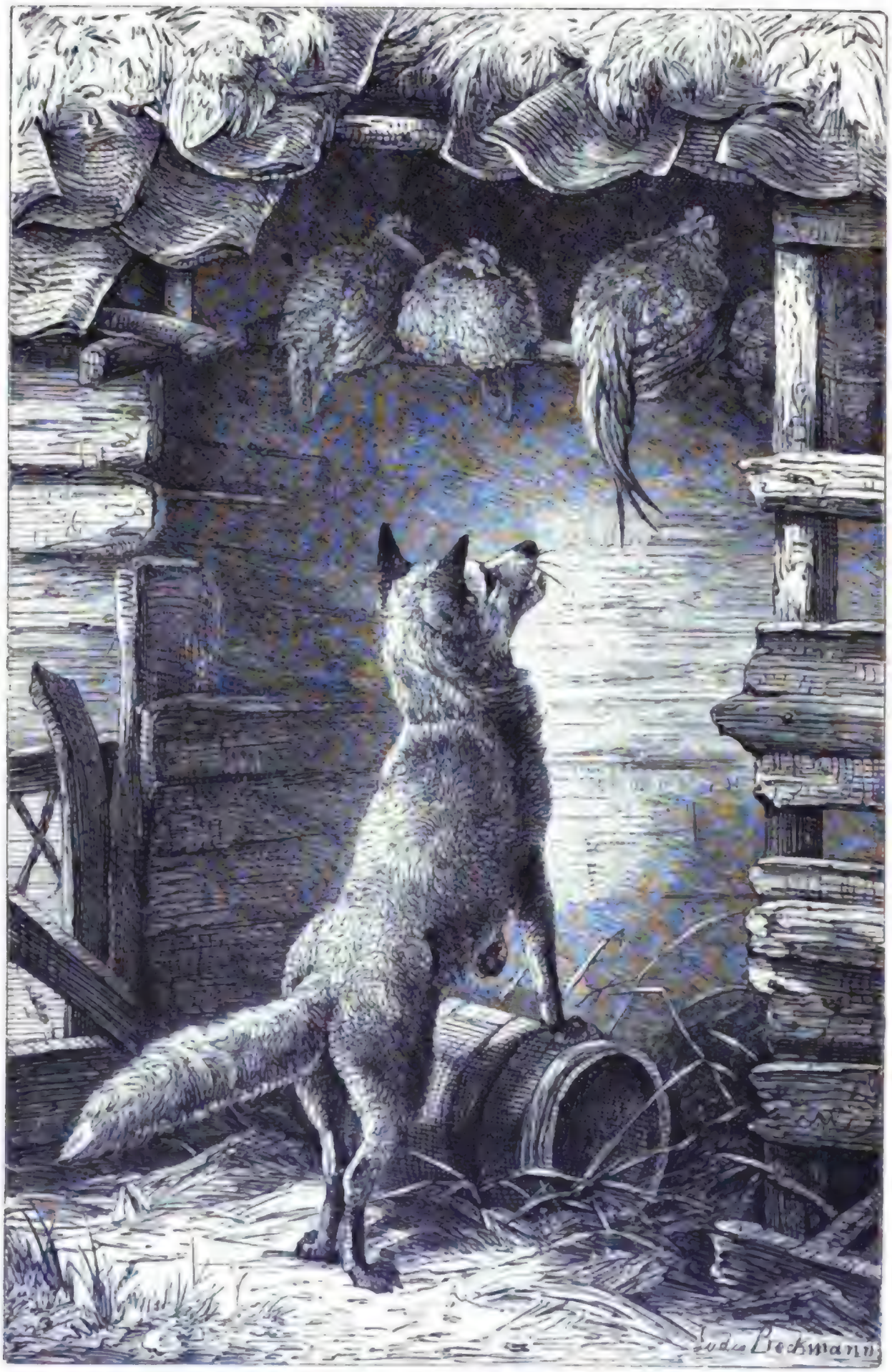
— Immer dieſer verhängnißvolle Ruf!... Ich trat in den Laden der Place de la Monnaie, neben der Paſſage; hohe Kiſten vollgepackt mit dieſen rothen Büchern ſtopften den Eingang, Frachtwagen ſtanden vor der Thür, die ſie nach der Eiſenbahn ſchafften. Ich beſuchte den Platz vor dem Stadthaus, dieſes Juwel mittelalterlicher Baukunſt —, ich ſah die Giebelhäuſer und ſtand auf der Stelle, wo das Schaffot Egmont's und Hoorn's geſtanden; ich ging in ein benachbartes Bierhaus — wieder die Laterne! Ein Mann ſtand auf einem Stuhl und las ſie den Anderen vor; als ich kam war er gerade bei dem Satze: „Herr Henri Rochefort hält, in Uebereinſtimmung mit dem Sohne des General Cavaignac, dafür, daß die Anrede des Königs von Preußen für dieſen Winter einen allgemeinen Krieg und den definitiven Sturz des Kaiſerreiches bedeute“ . . .

Am andern Morgen waren die erſten Depeſchen von der Revolution in Spanien da. Ich aber ſchwamm, glücklich aus dem Bereich der Zeitungen und der Laternen entronnen zu ſein, in dem ſtattlichen Salon-Dampfer „Friede“ den Rhein hinauf, in Geſellſchaft eines Pariſer Handſchuhmachers, der ſich vom Geſchäft zurückgezogen und zur Feier dieſes Ereigniſſes mit ſeiner Ehehälfte eine Reiſe nach Deutſchland unternommen hatte, die aus folgenden Abſchnitten beſtand: vier Tage von Hâvre nach Hamburg, mit fürchterlichem Sturm und entſprechender Seekrankheit; ein Tag zu Hamburg in einer Matroſenſchenke; ein Tag in Hannover, eine Nacht in Köln, ein Tag auf dem Rheinſchiffe; dann umgehends über die natürlichen Grenzen heim, und dabei natürlich kein Sterbenswörtchen Deutſch. Er führte ſeine Proviſionen bei ſich, kaufte ſich bei Remagen eine Flaſche Landwein für 8 Sgr., leerte ſie mit ſeiner ſchöneren Hälfte bis zur Etiquette, und füllte ſie hinter Andernach mit Rheinwaſſer wieder auf. — „Auch gut“, ſagte der Bauer, welcher — doch wir dürfen hier nicht ſprechen, „wie das Volk ſpricht.“ — Meine Reiſe ſchloß faſt, wie ſie begonnen: mit einem jungen Ehepaar; diesmal aber war es ein italieniſches, ſie eine reizende Blondine, er ein hübſcher Mann mit dunklem Bart. Wir aßen in Bingen Trauben zuſammen und ſtießen beim Abſchied an auf gute Bundesgenoſſenſchaft!

Und nun, meine Freunde, warum ſo dunkel in die Zukunft blicken? Wir haben einen Alliirten! Und obendrein glaube ich nicht an den Krieg. Als die lieblichen Rheinlandſchaften im Dufte des Herbſttages an mir vorüberflogen, lachte, ſang und ſprach in mir das Wort, das ich auf dem mächtigen Spiegel des Schiffes, auf jeder Weinflaſche und jedem grünen Kelche glänzen ſah: „Friede! Friede!“ — „Treten wir in das Rauchzimmer!“ wie mein Freund, der Graf, ſagt und da Pfeifen daſelbſt nicht erlaubt ſind — nun wolan, ſo laßt uns die Friedens-Cigarre rauchen, wie der Kaiſer von Frankreich in Girardin's Leitartikel!

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Ueberſetzungsrecht ſind vorbehalten.

Digitized by Google



Reinecke am Hühnerstall.

Gezeichnet von Ludw. Beckmann. *Gestochen von Th. John.*

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Salon.

Das Kastanienwäldchen in Berlin.

Von **Karl Gutzkow.**

Wenn einst im alten Rom und im schönen Griechenland —

Doch nein, Vergebung, liebenswürdige Leserin, wir befinden uns in Berlin und sogar in der Nähe von Dingen und Menschen, die Dich über das Kastanienwäldchen leichter orientiren dürften, als eine Vergleichung unseres Gegenstandes mit dem alten Rom und dem schönen Griechenland.

Dort an Rauch's Reiterstandbild des „alten Fritz" steht die Menge und gafft ein großes Spiegelfenster an der Ecke eines mit Fahnen geschmückten Palais an. Man streitet, wohnt dort „der König" oder „die Königin"? Man sucht sich über die innere Einrichtung landesväterlicher oder landesmütterlicher Wohnungen nach dem Schimmer einzelner Vasen oder Statuetten oder glänzender Gummibäume zu unterrichten. Hier drängt sich eine buntgemischte, sogar die bekannten „Bassermann'schen Gestalten" nicht ausschließende Gesellschaft durch eine schmale, eiserne Schranke hindurch — es sind jene Märtyrer der „Queue", die zur heutigen Vorstellung der „Afrikanerin" Billets zu erobern suchen. Dort drüben, von wo die weißen Statuen einiger Generale herüberschimmern — die Frauen werden kaum besonders aufmerksam bei einer Auseinandersetzung der Verdienste Bülow's und Scharnhorst's verweilen — wird die tägliche Wachtparade abgehalten, wozu die Musik irgend eines ruhmgekrönten Garderegiments einige neue Quadrillen von Bilse oder Pieske zum Besten giebt oder ein Weber'sches Opernfinale, wo die Flötensoli in dem tobenden Wagenlärm zuweilen wie die letzten Seufzer jener sterbenden Krieger herauskommen, deren Köpfe nebenan im Zeughause die Meisterhand eines Schlüter so bewunderungswürdig modellirte und nur leider, meiner Meinung nach, an einen unrechten Platz verpflanzte. Zur Seite liegt die Universität, ehemals das Riesenpalais eines Bruders vom alten Fritz, desselben, der in seinen Schlachten und strategischen Bewegungen „nie einen Fehler gemacht haben" soll. Und jetzt gestattest Du mir wol, aber nur in aller Kürze, an Rom und Griechenland zu erinnern — an die Gewohnheit der Alten, die Wissenschaften nicht in dumpfen, nach Gas oder Petroleum riechenden Lehrstuben, sondern auf

Digitized by Google

freien Promenaden, unter schattigen Oelbäumen, am Ufer sanftplätschernder, mit Epheu und Asphodelus, einer langblätterigen Lilie, bekränzten Bäche zu lehren. Der athenische Ilissus war jener Spreecanal, an welchem Dich unter Anderm auch die Singakademie zu Händel und Mendelssohn und zu den wissenschaftlichen Vorträgen „zur Errichtung von Volksbibliotheken", einem der besten Gedanken des alten Hohenstaufen-Raumer, einladet. Epheu und den Asphodelus suche Dir drüben in dem kleinen „botanischen Garten" zum Universitäts-Handgebrauch, an der Ecke der Dorotheenstraße; die Oelbäume aber ersetzen Dir die wilden Kastanienbäume, die der ganzen Rückengegend der Universität den Namen das „Kastanienwäldchen" gegeben haben. Auf der letzten Seite der gelesensten berliner Zeitungen genießt diese Gegend bei romantisch gestimmten Seelen einer besondern Popularität Man lese nur: „Diejenige Dame, welche vorgestern auf der Herkulesbrücke ihr Taschentuch verloren hatte und es von einem Herrn wieder aufgehoben erhielt, wird von diesem gebeten, zur selben Stunde morgen Freitag im Kastanienwäldchen zu erscheinen. Der Weg am eisernen Gitter des Canals zwischen dem Kupfergraben und der Neuen Wache entlang . . ."

Hiermit wären wir eigentlich auf dem besten Wege zu einer spannenden Novelle. Wird wol die junge Dame von der Herkulesbrücke mit dem Schnupftuch kommen — ? Kommt vielleicht statt ihrer eine alte Tante, die bei ihr Mutterstelle vertritt, sie zu ihrer künftigen Erbin bestimmt hat und die Vossische Zeitung heute früher las, als ihre Nichte, die wol sonst die heute so pikante Beilage unterdrückt haben würde — ? Vielleicht will sich die Tante erst den Finder des Taschentuchs ansehen, ehe sie ihrem Pflegling gestattet, dieser kecken Aufforderung Gehör zu geben. Warum auch gerade das Kastanienwäldchen — ? Warum nicht lieber das stille, verschwiegene, egyptische „Monbijou" — ? Es ist vielleicht ein Student, der das Nützliche mit dem Angenehmen, die Wissenschaft mit der Romantik, jenes Stelldichein mit seinem Collegienbesuch vereinigen möchte und — „Studenten", spricht die Tante, „sind, was Heirathen anbelangt —"

Doch leider müssen wir uns das weitere Ausspinnen dieser Fäden für ein anderes Heft des „Salon" versparen und die liebenswürdige Leserin bitten, bis dahin unseren auf anderen Wegen gehenden Artikel nur zu überblättern, wenn sie keinen Sinn dafür haben sollte, zuvörderst zu erfahren, wie es ehedem, vor etwa vierzig Jahren, in diesem „Kastanienwäldchen" aussah, welche Gestalten damals, als ihre chère maman geboren wurde, dort zu wandeln pflegten. Seitdem ich jedoch gehört habe, daß sich kürzlich in Berlin um den Sessel, von welchem herab Doctor Robert Prutz die Geschichte der neueren Literatur vortrug, Hunderte und Aberhunderte vom schönen Geschlecht aufmerksam gruppirt hatten und mit Andacht entgegennahmen, wie Goethe den Menschen als Menschen liebte, Schiller den Menschen als Theil der Menschheit, Kant die Aufklärung, Fichte das deutsche Volk und Platen an den Actschlüssen seiner Komödien die sogenannten Parabasen, verzweifle ich nicht

Digitized by Google

ganz an meinem Thema und denke mir, daß die Leserinnen des „Salon“ nicht ausschließlich an Sensationsnovellen und dem neuesten Modebericht, sondern auch am „Kastanienwäldchen in Berlin“, als einem Beitrag zur deutschen Cultur- und Zeitgeschichte, interessirt sein können.

Das „Kastanienwäldchen“ hieß ehedem der „Kastanienwald“. Das kosende Diminutiv ist erst die Folge einer bedeutenden Lichtung seiner ehrwürdigen, alten Stämme. Prinz Heinrich Königliche Hoheit unterstützte die Bauluft seines königlichen Bruders. Er legte seinen kolossalen Bau, ehedem „Prinz Heinrich's Palais“ genannt, in einer noch mit Wald und Wiese bestandenen Gegend an. Als der höchstselige Prinz gestorben, ein Sohn seines Bruders Ferdinand, der ebenfalls Prinz Heinrich hieß, Erbe dieses mit kasernenartiger Regelmäßigkeit, aber kühn und nicht ohne Geschmack angelegten Palastes geworden war, überließ der neue Besitzer, ein von allerlei Räthseln umgebener, für Preußens Geschichte mythisch gewordener Herr, der lebenslang in Rom lebte und dort gestorben ist, sein Wohnhaus dem Staate zur Anlegung der neuen Universität. Ihm selbst verblieb nur ein dunkler Winkel im rechten Flügel, dicht der Akademie der Wissenschaften benachbart, wo einige alte Diener und Pferde, die in Deutschland zurückgeblieben, bis an ihr Ende das Gnadenbrod genossen. Man hatte immer die Sorge, der geheimnißvolle römische Aufenthalt dieses Prinzen würde mit einem Uebertritt zur alleinseligmachenden Kirche endigen. Doch ist Letzteres nicht erfolgt. Die Entfernung von Berlin hatte nur Gründe, die in einem persönlichen Zerwürfniß mit dem damaligen Chef des Königlichen Hauses gesucht wurden, sogar eine schauerliche Degengeschichte wurde erzählt und in dem damaligen düstern Winkel des rechten Flügels seines Hauses konnte man in der That Alles glauben, was nach Schiller's „Geisterseher“ klang. Wenn das ganze Palais und der dazu gehörige Park, eben unser „Kastanienwäldchen“, von einer hohen Mauer umgeben war, so war die mehrgenannte Stelle beinahe so unheimlich wie der Eingang zu einer Freimaurerloge.

Oder liegt für mich das Unheimliche dieser Erinnerungen nur in den Schwierigkeiten, unter denen, unmittelbar nach dem Uebergang dieser Räume vom Hufe gewöhnlicher Wagen- und Reitpferde an den flügelbeschwingten Huf des Pegasus, gerade das hier in die Mauer einlassende Thor von dem zurückgebliebenen Dienstpersonal des grollenden Prinzen bewacht wurde — ? Der Erzähler nämlich, geboren im dicht nebenan liegenden Akademiegebäude, kletterte lieber von der Seite des „Bauhofes“ aus über die Mauer, als daß er die immer im bedenklichen Tänzeln begriffenen Peitschen der Prinz Heinrich'schen Leibkutscher und Vorreiter durch Beschreiten des ihnen gehörenden Terrains herausgefordert hätte. Außerdem gab es noch eine andere drohende Gewalt im Bereich des alten „Kastanienwaldes“. Ein mächtiger Rohrstock, den die eiserne Faust des Universitätspedells, eines alten Kriegers noch aus den Zeiten der „geworbenen Regimenter“, schwang. So gefahrvoll sah es damals aus auf einem Boden, den jetzt mit dem verdeckten Marktkorb die leicht-

Digitized by Google

geschürzte Grisette durchhüpft, die Bassermann'sche Gestalt zum Ausruhen auf einer der daselbst zur behaglichen Siesta einladenden Bänke zu nehmen würdigt, der „Schutzmann" eher auf den zwitschernden Vogel in den Bäumen, als auf die Signalpfeife eines Collegen hört, die Bonnen den Kindersegen des Dorotheenstadtviertels laufen lehren und die Studenten, künftige Vaterfreuden ahnend, an der zuweilen schon schwammigen Baumrinde der alten Bäume sogar die Asche ihrer Cigarren abstreifen oder Rendezvous geben. Man bestreite noch den Fortschritt der Zeit.

Der gegenwärtige botanische Duodezgarten war ein gleichfalls durch die hohe Mauer eingefriedigter, von frischgeschälten und gehauenen Bäumen hellschimmernder Zimmerhof. Hier wurden für alle Bauten der nächsten Nachbarschaft die ersten Zimmermannsarbeiten geliefert. Ein köstlicher Harzduft lag auf dieser unruhigen und geräuschvollen Nachbarschaft der Musen, die Niemanden mehr störte, als den unmittelbar gegenüber in der Dorotheenstraße wohnenden Leibarzt des Königs, den vielaufgelegten Verfasser der „Kunst, das menschliche Leben zu verlängern", Hufeland, der unter einem mächtigen Quäkerhut, den er zu tragen pflegte, jedesmal verdrießlich sein Haupt nach diesen Schützlingen einer Toleranz am unrechten Platze richtete. Die Genossen des heiligsten aller Handwerke, des Zimmermannshandwerks, mußten auch mit der Zeit weichen. Aber die hohe Mauer, die sich bis zu dem jetzt mit einem Quai versehenen, eng eingedämmten, damals aber völlig frei und naturwüchsig bequem dahinfließenden Spreearm erstreckte, blieb ringsum stehen und von einem „Durchgang" aus der Dorotheenstraße zum Zeughause war noch lange keine Rede. Der Park gehörte allerdings schon damals der Universität, aber außer dieser nur dem Wagemuth der umwohnenden Jugend. Die Spatzen zwitscherten hier nicht im Frühling solche Concerte, wie die letztere, wenn sie die Mauer, mit Hülfe einiger näherstehenden Bäume und eines gegenseitigen turnerischen Hinaufhebens auf den Schultern überklettert hatten und im „Kastanienwald" „Räuber, Wanderer und Stadtsoldaten" spielte. Achtung vor dem glorreichen Kriegsheer war schon früh in diese Jugend gedrungen. Bei jenem Spiel kam es nur auf die Verhöhnung (die „Räuber" mußten natürlich immer siegen) solcher Soldaten an, wie sie „am Spittelmarkt" des Abends „aufzogen", sogenannte Bürgerschützen, die auf dem „Schützenplatz" nach dem Vogel schossen. Man nannte sie in militairischen Kreisen auch wol die „Rauhbeinigen". Und im Herbst, wenn ein wahres Laubmeer zu Füßen der kahlgewordenen Bäume rauschte, wurden aus diesem Material Schinkel'sche Paläste gebaut und Palästen von Eskimos nur darin ähnlich, daß ihr Material ein urwüchsiges war. Aber sie dienten darum doch einige Tage lang zur gemüthlichen Unterhaltung, zu Einladungen auf „Vater-, Mutter- und Kind-" spielen, zu Schulehalten und Caffevisiten aus leeren ausgehöhlten Kastanien, bis dann freilich, besonders wenn sich dabei häusliche Scenen, etwa Abstrafungen ungerathener Söhne oder Schüler, Polterabendscherze bei bevorstehenden Vermählungen mit Rieke Müller oder Jette Schulze ergeben hatten, die

Digitized by Google

Zerstörungssucht des wüthend dahergerannt kommenden Kastellans dem in diesen Laubhütten getriebenen Mormonismus ein Ende bereitete. Wie die Katzen so behend schossen wir über die Mauer und unsere Pfahl- und Laubbauten sanken in Trümmer.

In einem kleinen Buch: „Aus der Knabenzeit", hab' ich schon einige berühmte Männer geschildert, die damals hier im Kastanienwald dem Kinde auffielen oder ihm mit Ehrfurcht genannt wurden, wenn sie zur Universität und in die Vorlesungen gingen. Ich will jetzt von den Tagen sprechen, wo ich den Stock des Kastellans nicht mehr zu fürchten brauchte, sondern den Kastanienwald als berechtigter Student besuchen durfte, ein Terrain, dem ohnehin der Fortschritt der Zeit zwar noch nicht ganz damals die Mauer genommen, aber doch schon einige weitere Ein- und Ausgänge bewilligt hatte. Also nichts von jener Zeit, wo das Zufrieren des mehrgenannten Spreearms möglich machte, daß wir uns unter der neuen Wache, unter Scharnhorst's und Bülow's Unsterblichkeit hinweg, hinweg auch unter allen Karossen, die gerade zu Hofe fuhren, oder gar unter einem Regiment Soldaten, das gerade mit klingendem Spiel über uns hermarschirte, wie durch einen unterirdischen finstern Eistunnel hindurch wagten mit dem noch unsicher behandelten „Schrittschuh" und „bei Fürstin Liegnitz" (die Gemahlin des Königs wohnte an der Stelle, wo der Canal ausmündet) wieder aus sibirischer Nacht ans Tageslicht kamen, sondern von jener Zeit, wo dem Rector der Universität, dem Professor des römischen Rechts, Klenze, und dem Dekan der Philosophen, dem Naturhistoriker Lichtenstein, feierlich „an Eidesstatt" gelobt werden mußte, „in keine Verbindung zu treten", und gerade doch der Lebenslauf eines richtigen Studenten damit anfing, daß er schon an demselben Abend in eine Verbindung trat. Wen traf bei solchem Meineid die größere Schuld, den achtzehnjährigen Jüngling, den heißblutigen, von Schwärmerei erfüllten Kopf, der kein Spandau und kein Köpenik fürchtete? Oder jene Männer, welche, die „Gewissen verwirrend", „Eide" oder „Ehrenworte" abnahmen, von denen sie doch wußten, daß die ganze Richtung der Zeit, die einmal eingerissene Gewohnheit der akademischen Jugend, das Halten eines solchen Versprechens in der Regel unmöglich machte?

Gewissensmensch oder Selbstquäler oder Mückenseiger (und doch wieder Elephantenverschlucker!) wie ich von je gewesen, hatte ich die beste Absicht, meinen Eid so lange als möglich zu halten. Ich hatte ihn einem System geschworen, das sich damals immer noch mit unerbittlicher Strenge geltend machte. Der Carbonarismus Italiens sollte noch immer nicht erstickt genug sein, so schrieben wenigstens Gentz und Pilat in Wien, Grund genug für die preußische Politik, die damals und noch lange nur das vollzog, was ihr Wien befahl, daß sie die burschenschaftlichen Verbindungen mit aller Strenge verfolgte. Die Namen eines Schmalz, der 1829 noch lebte und Staatsrecht lehrte, eines Universitätsrichters Krause, vor Allen der Minister von Kamptz, dessen „Codex der Gensdarmerie" die Studenten auf der Wartburg verbrannt hatten, verbreiteten Furcht und Schrecken.

Digitized by Google

Und seltsam — gerade dieser letztere war mir sogar eine Einschüchterung gemüthlicher Art geworden. Ein Zufall hatte mich diesem gefürchteten Präsidenten der Untersuchungscommissionen, diesem in unsern Geschichtsbüchern, ich darf mich des Ausdrucks bedienen, gebrandmarkten Staatsmann, dem vortragenden und dirigirenden Rath zweier Ministerien, des der Justiz und des für den Cultus, dem Mitgliede des Staatsraths persönlich bekannt gemacht. Für mein Theil bin ich in der Lage, von ihm ohne alle Entrüstung und ohne allen Groll sprechen zu müssen. Ich verdanke ihm Wohlwollen, die liebenswürdigste Güte und jede Förderung. Oft bin ich mit diesem Mann des Schreckens, den die Geschichte des deutschen öffentlichen Geistes seit 1815 für immer zu den Todten geworfen hat, durch die Straßen Berlins geschlendert, um ihn bis ins Schloß zu begleiten, wenn er in den Staatsrath ging. Diese Ehre wurde einem Secundaner zu Theil, der mit umgeschlagenem Hemdkragen und ohne Handschuhe neben ihm ging. Meine Mütze, wenn sie auch keine Farben tragen durfte, hatte immer eine kleine Schnurrpfeiferei am Deckel oder am Schirm, eine Troddel oder eine deutsche Eichel; aber Haupt's „Ideale und Irrthümer" hatte ich doch noch nicht gelesen, ein Buch, das in mir einen Revolutionssturm hervorbrachte. Bei alledem ging ich schon damals vollkommen mit gebrochenem Bewußtsein neben Sr. Excellenz und seufzte schwer auf, wie ich sechzehnjähriger Bursch in so viel Versuchung schon gerathen mußte, den Mann, den mich Alles, was ich schon vom öffentlichen Leben Deutschlands (zunächst waren Homer und Xenophon meine Welt) erfahren hatte, zu hassen aufforderte, lediglich lieben und schätzen zu sollen. Denn wenn Ihr großen Gelehrten Deutschlands an den rechten Arm des Ministers Stein zum Altenstein, an den eigentlichen Contrasignirenden jeder Anstellung, die genehmigt wurde, Eure neusten Werke in Goldschnitt und mit gepreßtem Ledereinband schicktet, alle Eure Commentare zu Cicero und Sophokles, Eure Abhandlungen über die Geschichte Milet's und Megara's — so kamen sie mit noch zusammenklebendem Goldschnitt mir zu Handen, durften mir auch nicht selten ganz verbleiben und machten mich schon als Gymnasiasten zum Besitzer einer Bibliothek, um die mich ein Privatdocent beneiden konnte. Dieser grimme Kamptz, dessen Marotte die Furcht vor einer in Permanenz gesetzten Verschwörung der Studenten gegen das Leben aller Fürsten, Minister und besonders der vortragenden Räthe erster Classe war, dessen Phantasie, wie Macbeth, den Dolch, mit welchem Sand Kotzebue ermordet hatte, immer noch in der Luft gezückt vor sich schweben sah, Kamptz, der den Code Napoléon haßte, die rheinischen Geschwornengerichte verfolgte und immer bereit war, Brochüren erscheinen zu lassen, die, gedruckt in der „Decker'schen Geheimen Oberhofbuchdruckerei", mit halbamtlichem Schein die Ereignisse der Zeit bekämpften, selbst die Vermählung einer Prinzessin seines speciellen Vaterlandes, Mecklenburgs, mit einem Sproß der neuen Usurpatorendynastie in Frankreich, der Orleans, dieser in hundert Studentenliedern verwünschte Freiherr Karl Albert Christoph Heinrich von Kamptz konnte da, wo er wollte, ein ge-

Digitized by Google

müthvoll herablassender Mann sein und dem, dem er wohlwollte, die freundlichsten Dinge sagen oder richtiger — stottern. Denn der Gegner des constitutionellen Systems und der parlamentarischen und advocatorischen Rednerbühne stotterte. Kamptz war nicht groß, breitschultrig und sehr behäbig. Er steht in einem blauen oder grünen Frack (darüber schwanken meine Erinnerungen) mit goldnen Knöpfen, jedenfalls mit einem weiten Ueberzieher, der den Stern auf dem Frack verdeckte, noch leibhaft vor mir. Es fehlten ihm nur die gelben Stulpen der Stiefel, um ihn zu einem göttinger Professor der alten Schule zu machen. Sein gerötheter Kopf saß tief in einer weißen Halsbinde und hatte angenehme Züge, einen kleinen zierlichen Mund, sogar einen Mund wie eine alte Dame der Aristokratie. Wenn ich mit ihm vom „alten Ziethen" auf dem Wilhelmsplatz, wo ich wohnte, bis zu den „Werder'schen Mühlen" gegangen war, wo man sein eignes Wort vor Lärm nicht mehr verstehen konnte und sich jede Discussion von selbst abschnitt, so brauchten wir dazu fast eine Stunde. Denn Se. Excellenz schritten höchst gemächlich, standen oft still, sahen sich um, wer in der Mohrenstraße, am Schauspielhause, in der Jägerstraße ihnen begegnete und trugen ihre Ansichten mit einer an Widerspruch nicht gewöhnten Behaglichkeit vor, ohnedies durch seine Neigung zum „Anstoßen" im Reden behindert. Natürlich waren es nicht die Schriften von Jahn und Arndt, von Görres und Steffens, die uns beschäftigten, sondern Cicero und Sallust, Racine und Corneille und die Fragen, wie man sie lesen und erklären sollte, ob cursorisch oder statarisch, und welches die besten Wörterbücher wären. In dem Bibliothekzimmer meines in der Wilhelmsstraße — jetzt vis-à-vis von Bismark — wohnenden Gönners, das vollkommen das Aussehen der Bibliothek eines Gelehrten hatte, hing an einer Fensterblende ein sonderbares Siegeszeichen, eine Untersuchungscommissionstrophäe aus der „Hausvoigtei" oder aus „Köpenik" (wohin die „Burschenschafter" in's Gefängniß kamen) in Gestalt eines „Quodlibets". In einem Rahmen waren auf Papier bunt durcheinander Bilder von Ludwig Sand, Arndt, Jahn, Titel verbotener Schriften, Stellen von „revolutionären" Liedern u. s. w. zusammengeklebt. Man hatte da die ganze Trauerperiode Deutschlands von den Karlsbader Beschlüssen an bis zur Mainzer Untersuchungscommission in kleinen Fragmenten beisammen. Hätte der alte Herr (das Jahr der Unglaublichkeit 1848 hat er noch miterlebt) unsre Tage gesehen, zu jenem Quodlibet würde sich ohne Zweifel auch noch die preußische Verfassungsurkunde gesellt haben.

Meinen Secundaner- und Primanerspaziergängen mit einem Manne, den ich zugleich hassen und lieben mußte, verdanke ich vielleicht eine frühe Anlernung zum Betrachten aller Dinge von zwei Seiten und zur Würdigung der Menschen aus dem Gesetz ihrer eigenen Entwicklung. Oder hätte ich denn wirklich, wenn Se. Excellenz mir am „alten Ziethen" winkten und riefen: „Begleiten Sie mich in den Staatsrath —!" (ich war ein Schulkamerad und Freund seines Sohnes) ihm entgegnen sollen: „Mann des Verderbens, Du verfolgst Dein Jahrhundert! Tausende von

Digitized by Google

Thränen hast Du schon Vätern und Müttern um ihre Söhne entlockt, die Du auf die Festungen schicktest, wo sie schmachten müssen, diese jugendlichen Seelen, die nichts begehrt, nichts verbrochen haben, als daß sie Lieder von Hermann und Thusnelden sangen und zuweilen an das Versprechen des Königs erinnerten, seinem Lande eine Verfassung zu geben!" — In der That ging ich voll Beklommenheit neben ihm her und wagte manche Entgegnung über — den Unterschied einer Uebersetzung der alten Classiker, die bei Metzler in Stuttgart, und einer andern, die in dem Städtchen Prenzlau erschien, über die Vorzüge Passow's vor Riemer, über den alten Scheller und den neuen Lünemann. Und ein Jahr vorher, als ich erst sechszehn Jahre alt war, wenn auch schon herangewachsen, hatte ich der Excellenz sogar einen wahren Zauberabend zu verdanken. Ein Sohn des Königs vermählte sich. Im Opernhause gab es Freiredoute. Die Karten waren nur durch besondere Gunst zu erlangen. Was geschah? Großinquisitor Torquemada, der Herzog Alba der Studenten- und Professorenwelt schickte mir eine solche Karte mit der hinzugefügten Weisung: „Richten Sie aber Ihre Toilette hof- und redoutenmäßig ein!" — Das war ein großes Wort, gelassen ausgesprochen — einem Secundaner gesprochen, der zwar noch einen schönen „wie neuen" Confirmandenfrack hatte, aber Cylinder und Handschuhe principiell verabscheute. Und nun gar Domino, Schuhe und Strümpfe! Auf welches Budget der Welt — die letzte Rechnung bei Wilhelm Logier, Buchhändler in der Friedrichsstraße, war noch nicht bezahlt — sollte ich diese Ausgaben, den Wagen, die Maske setzen? Aber Torquemada oder Herzog Alba, wie Ihr wollt, hatte auch dafür gesorgt. Es würde meinerseits schnöder Undank sein, wenn ich hier die Wahrheit verschweigen wollte. Gott soll nicht für sich allein die Thaten der Menschen gebucht haben. Wir sollen ihm behülflich sein in seiner großen Rechnungsführung. Und so sei es denn künftigen Geschichtschreibern, etwa Gervinus für eine neue Auflage seiner Geschichte unseres Jahrhunderts empfohlen: Kamptz schickte einem Gymnasiasten ein Redoutenbillet eingewickelt in einen Fünfzigthalerschein! Und steinigt mich, ihr Catonen von sechszehn Jahren, ihr Brutusse ohne Bart, ich habe diese Banknote nicht zerrissen, habe sie nicht dem Absender vor die Füße geworfen, sondern ich kaufte mir dafür Schuhe, Strümpfe, Cravatte, Hut, Handschuhe, miethete einen Wagen und half die Hochzeit eines Prinzen mit einer Prinzessin aus dem Hause Weimar mitfeiern und verherrlichen nach Kräften. Ich genoß den ersten Zauberabend meines Lebens — trotz des „Quodlibets" in der Fensterblende — vertilgte am Büffet, wo die Diener des Königs meinen Winken gehorchen mußten, eine Menge mir bisher unbekannt gewesener Backwerke und Getränke und sog eine solche Fülle von Licht, Glanz, Schönheit, von reizendsten Toiletten, prachtvollsten Uniformen ein, daß diese Bilder Wochen lang nicht mehr vom Auge zu bannen waren.

Als ich mich bei Lichtenstein, meinem Decan, gemeldet hatte (er wohnte in der Universität selbst, nicht weit von seinen ausgestopften

Löwen und Tigern) überraschte mich der berühmte Zoolog durch die Aeußerung:

„Sie sind der Immatriculandus, von welchem mir Se. Excellenz Herr von Kamptz gesprochen hat."

Unvorbereitet auf diesen Empfang antwortete ich etwas verblüfft:

„Herr von Kamptz bat (sic!) mich, es ihm zu sagen, wenn ich mich immatriculiren ließe. Er wollte mir eine Empfehlung geben."

Der Dekan horchte hoch auf, hustete seltsam und wiederholte mehrmals mit scharfem Ton, als wenn er mich nicht verstanden hätte:

„Wie? Wie sagten Sie —?"

„Herr von Kamptz bat (wiederum sic!) mich", hob ich mit Entschiedenheit, wenn auch noch mit derselben Verdutztheit hervor, „ich sollte es ihm sagen, wenn — Ja, er hat mit Ihnen sprechen wollen —"

„Wenn ein solcher Herr bittet, so thut man's doch", antwortete nach einer Pause mit schneidender Schärfe der Vertraute der Scorpionen und Krokodille, von welchem jede Woche einmal in der Spener'schen Zeitung eine Mittheilung über sibirische Mammuthsknochen, isländische Elennthiere oder eine im Plötzensee aufgefundene seltene Fischgattung zu lesen war. Damals wußte ich noch nicht, daß Lichtenstein die wilden Thiere auch durch die Musik wie Orpheus hätte bändigen können. Er selbst war ein Musiker und besonderer Freund Karl Maria's von Weber.

„Ich Esel, ich Rindvieh —!" rief ich aus, als ich gegangen war und schlug mir fast die Stirn wund mit beiden Händen. Erst bei genauer Ueberlegung der maliciösen Replik des Professors hatte ich die begangene Sottise begriffen. Ich hatte von „Bitten" bei einem Mann gesprochen, dessen sociale Stellung nur ein „Befehlen", höchstens ein „Ersuchen" oder „Wünschen" mit sich bringen konnte. „Bat mich —!" Hochmuth aus dem Opernhause —! Auf den Treppen der Berliner Universität lernte ich zum erstenmale „Treppenwitz" kennen. Das „Kastanienwäldchen", das sich eben belaubte (es war im April), hörte die Fortsetzung der zoologischen Studien, die ich mit mir selbst anstellte. Selbst die Merkmale eines Rhinoceros glaubt' ich an mir entdeckt zu haben.

Die Protection meines hohen Gönners hörte noch längere Zeit nicht auf und begründete sich auf ein Verhalten von meiner Seite, das eine gewisse Berechtigung zum Befördertwerden hatte. Nicht nur, daß ich mich mit Eifer auf die Philologie warf, den nächsten Herbst und Winter regelmäßig um 5 oder 6 Uhr Morgens aufstand, an Lösung einer von der Facultät gegebenen Preisaufgabe arbeitete, ich trieb auch mit Eifer Theologie und gab zugleich in den disperatesten Stadtvierteln Stunden an hoffnungsvolle, einer Nachhülfe bedürftige Scholaren. Was die Lösung der Preisaufgabe anbelangte, so hätte, wäre es nach meinem hohen, durch meinen Siegeserfolg freudig überraschten Gönner gegangen, Ferdinand Dümmler, par excellence damals der Verleger der Gelehrsamkeit, meine lateinischen Autor-Erstlinge: De Diis fatalibus, die im Jahr 1830 wirklich gekrönte Abhandlung über die Schick-

salsgottheiten des Alterthums, gedruckt in die Welt gesendet. Nur die Julirevolution schien damals alles aus Rand und Band gebracht zu haben, auch den Muth der Verleger. Mein Verhältniß zu Kamptz, der nun auch bald ausschließlich zur Justiz überging, lockerte sich allmälig.

Und zu tief war ich nun auch in Haupt's „Ideale und Irrthümer", in Jahn, Arndt und Görres hinein gerathen —! Ein alter Schulkamerad hatte sein erstes Semester in Halle zugebracht und kam der burschenschaftlichen Ideen so voll in den Kreis zurück, den einige zwanzig meiner Genossen zu einem regelmäßigen „Kneipen" gebildet hatten (mit steter Sorge, die Denunciation wachzurufen und uns die Schergen des Universitätsrichters auf den Hals zu laden), daß ich bekenne, aus Schmerz über unser deutsches Vaterland, über das Versenken der Kaiserkrone im grünen Rhein, über den unerledigten dreizehnten Artikel der Bundesacte, zuweilen durch die Wälder (hinter Treptow oder Charlottenburg) mit dem Freunde gerannt zu sein und über alles Doppeltuch, Blau mit rothem Kragen, Wehe über Wehe ausgerufen zu haben. Im Grase bei den Wällen Spandaus konnten wir lagern und ausforschen, von welcher Seite wol Zwing-Berlin überrumpelt und von Spandau aus die preußische Monarchie in Schach gehalten werden konnte. Ich glaubte die Stelle entdeckt zu haben, wo fünfzig entschlossene Studenten die Mauer ersteigen und das schwarzrothgoldne Banner aufpflanzen könnten. Vorläufig fehlten nur noch die fünfzig Mann. Mein Hallenser versicherte jedoch, daß sich „an der Saale kühlem Strande" das zur Verwirklichung unserer strategischen Träume nothwendige Material überzählig finden würde.

Ehe jedoch durch Politik, Lectüre und ein reiferes Nachdenken, gleichsam ein Bruch in mein Gemüth kam, hatte ich den eifrigsten Willen, die Welt und die Wissenschaft so zu nehmen, wie sie als Hülfsmittel zur Erkenntniß der ewigen Wahrheit und zur Erlangung einer Anstellung in dem Hause vorm Kastanienwäldchen geboten wurde. Schleiermacher war mir eine von frühester Kindheit an vertraute Erscheinung. Ich hörte seine Predigten schon als Knabe und bewunderte den kleinen, etwas verwachsenen Mann mit dem weißen langen Haar und dem strengen Blick, dem blassen Antlitz, den kalt und scharf fixirenden Augen, wenn er so von der Wilhelmsstraße daher kam, wo er in einem fürstlichen Palais wohnte, das seinem Verleger gehörte, Georg Reimer, der ebenfalls wie Schleiermacher im Demagogengeruch stand. Man sagte, von der Wilhelmsstraße an bis in die Dreifaltigkeitskirche meditirte erst Schleiermacher über das, was er in der nächsten halben Stunde predigen sollte. An den Kirchthüren wurden die Gesangbuchlieder, die gesungen werden sollten, auf Zetteln verkauft, wie die Textbücher am Opernhause. Man hatte da die revidirten Gesänge vor sich, die eine zur Modernisirung, jedoch nicht Verflachung des „Porst'schen Gesangbuchs" niedergesetzte Commission verantwortete. Ich pflegte mir eine abgeschlossene Fensternische zu erobern, eine kleine Loge zweiten Ranges gleichsam, wo ich, selbst bei „überfülltem Hause", allein sein und dem milden Gesäusel des berühmten Mannes, der nach Ansicht meiner Eltern das rechte Christenthum nicht

Digitized by Google

hatte, lauschen und — zuträumeln konnte. Denn vom Verstehen seines Gedankenganges konnte noch keine Rede sein. Ja, ich muß sogar bekennen, daß ich auch noch später in dem Saal, der zum Kastanienwäldchen hinausliegt ebener Erde (im Sommer immer kühl und schattig und des Morgens von 7 Uhr an, wo der rastlose Mann schon las, fast frostig), seinen Vorträgen nur wie einer Musik zuhören konnte, die uns zuweilen fesselt, zuweilen aber auch nur als Unterlage eines weit, weit wo anders hinaus sich spinnenden eignen Träumens dient. Schleiermacher war berühmt als Redner. Er trat schnell in sein gewöhnlich von 80—90 Zuhörern besetztes Auditorium, erklomm seinen Katheder, stützte sein Haupt in die linke Hand und sprach ohne Buch, ohne Heft, frei vor sich hin, ohne zu stocken. Ich habe bei ihm vielerlei gehört, Synoptik, Dogmatik, Evangelienerklärung. Wenn ich nicht auch Philosophie bei ihm hörte, so geschah es um deßwillen, weil er hier im Hintertreffen stand gegen Hegel, der damals die hohe See befuhr und der Mann des Tages war. Aber es ging mir mit Schleiermacher in einem Semester wie im andern. Aus der ersten Vorlesung brachte ich mehrere vollgeschriebene Seiten mit, von der zweiten schon eine Seite weniger, von der dritten kaum noch eine Seite. Nach der fünften oder sechsten Vorlesung hörte ich nachzuschreiben ganz auf und hörte nur noch. Mir ist es geradezu ein Wunder, wie es so treue Seelen hat geben können, wie Vatke, Hävernick, Rütenick und wie sie heißen, die Schleiermacher's Vorlesungen vollständig haben nachschreiben und herausgeben können. Ein volle Strömung Wassers, die aus einem Brunnen fließt, vermag ich aufzufangen, aber eine aufspritzende Fontaine, die sich in Millionen Tropfen wieder niederläßt, wer sollte die aufzufangen nicht verzweifeln —! Die Methode Schleiermacher's war die dialektische. Er hielt gleichsam mit sich selbst platonische Dialoge. Die Einwände, die bei Plato Krito, Parmenides, Euagoras u. s. w. machen, machte er sich selbst. Der Begriff, der zu bestimmen war, die Thatsache, die begründet werden sollte, die Schlußfolgerung, deren Berechtigung auf eine Kritik ihrer Prämissen zurückzuführen war, alles das wurde hypothetisch aufgefaßt. Der Vortrag einer ganzen Stunde, an sich bewunderungswürdig als die Leistung einer genialen Virtuosität, schwebte an dem seidenen Faden eines „Wenn". „Wenn die Apostel nach dem Tode Jesu dies oder das gethan hätten — so würde —" folgte dann ein Kaleidoskop von Möglichkeiten, die zuletzt alle in Nichts verschwanden und eben auch im Gemüth und namentlich in dem so nothwendig mit Thatsachen zu erfüllenden Gedächtniß des jungen Studirenden — vom Beleben der Gesinnungs- und Willenskraft eines jungen Geistlichen zu schweigen — wenig zurückließ. Die Grundlage der Schleiermacher'schen Glaubenslehre hatte den Schein einer Gemüthsrückwirkung; denn sie stellt den Satz auf, daß sich die Glaubenssätze in uns selbst vollziehen, ihre Wahrheiten in uns selbst erproben müßten. Doch nichtsdestoweniger war es die unbestimmteste Dämmerung, in welcher man verweilte und in welche sich zuletzt der ermüdete Verstand nur zurückzog, um sich auszuruhen. Die Rührung, das Gefühl, das ich dem berühmten

Digitized by Google

Denker, Redner und Lehrer nicht absprechen will, ergriff ihn zuletzt — über sich selbst — über die Anstrengung des endlich ausruhenden Verstandes. Der Künstler, der sich göttergleich strecken muß, um einen Blitz des Gedankens festzuhalten, ihn zu verkörpern — auch er kann über sein endlich vollendetes Werk in Rührung ausbrechen. Tantae molis erat —! Solcher Anstrengung bedarf die Menschenhand, um mit den Göttern zu wetteifern —! Ich frage: Fördert eine solche Glaubenslehre die Demuth oder den Hochmuth? Setzt sie nicht alles in die Individualität und verlangt eine Beschaffenheit der Bildung, die sich so nur aus der glücklichsten Zufälligkeit ergeben kann? Die Schleiermacher'sche Glaubenslehre liegt anfangs gleichsam außerhalb des Christenthums. Sie führt sich mit der Voraussetzung eines „schlechthinigen Abhängigkeitsgefühls" im Menschen ein und nimmt dann Dogma für Dogma durch, um es mit den einzelnen Erscheinungen jenes Abhängigkeitsgefühls in Einklang zu bringen. Das zu dieser Vereinigung nöthige Material ist eine aus unbekannten Quellen hinzuströmende Wärme, ein sich entbindendes Gemüthsbedürfniß, das uns plötzlich mitten in einer scheinbar philosophisch sein sollenden Verstandesbeweisführung, deren Dialectik bis zur Haarspaltung gegangen ist, zwingen soll, inne zu halten und uns allen möglichen Postulaten, etwa selbst dem: Christus gleich Gott, blindlings gefangen zu geben. Die seltsamste Mystik absoluter Beliebigkeit! Sie hat jene „Halbheit" hervorgebracht, gegen die sich vor einigen Jahren David Strauß so entschieden erklärte.

Vornehme Kälte wehte von Schleiermacher aus und eine fast zu gewöhnliche Gemüthswärme von August Neander. Die Satelliten, die Beide fanden, charakterisirten die Art dieser Lehrer selbst. Zu Schleiermacher hielten scharfsinnige, ehrgeizige Köpfe, die sich mit dem akademischen sonstigen Leben nicht befaßten, darunter Duckmäuser, wenig rechte Studenten, „Kümmeltürken" oder „Mistfinken", wie man sie in Halle genannt haben würde. Zu Neander hielt das ganze Gros jener Theologen, die auf einer langen Wanderung erst durch die Kneipe, dann Candidatenthum und Hauslehrerei endlich in das gelobte Land einer möglichst guten Pfarre anzugelangen gerüstet waren. Eine kindliche Seele, dieser Rabbi Neander, der ursprünglich ein Jude gewesen und zur blühendsten Zeit unserer Romantik und Mystik Christ geworden war. Noch bis an sein Ende hat er die Dinge dieser Welt, die gewöhnlichen, als da sind Essen, Trinken, Sich-Waschen, genommen, ganz dem Spruch der Apostel gemäß, als wären sie nicht. Er lebte nur im Reich des himmlischen Vaters und sah, wenn er „Unter den Linden" spazieren ging, begleitet auf der einen Seite von einer liebenden Schwester, auf der andern von einem gerade bei ihm Dienst thuenden Kammerherrn, einem jener jungen Theologen, die seine Bücher ordneten, seine Hefte abschrieben, mit aufgerichteten Augen den Himmel offen. Dabei konnte der milde Mann manchmal auch recht streng sein, konnte aufwallen im Ueberzeugungseifer, ja sogar reizbar und peinlich werden und streng unterscheiden, bis wie weit seine Toleranz gehen durfte. Er hatte einen

seltsamen halbsingenden Vortrag in einem überfüllten, von mehren Hunderten von Hörern besuchten Auditorium, wo man in die vollen Kronen des „Kastanienwäldchens" hinaussehen konnte. Ach! oft blickte ich hinüber auf die mit weißen Pyramidenblüthen prangenden oder mit Schnee bedeckten zackigen Zweige nicht aus Träumerei, sondern — weil es nicht sehr angenehm war, den berühmten Kirchenhistoriker bei seinem Vortrag zu fixiren. Er hatte die üble Gewohnheit, nach jedem längeren Satz, den er gesprochen, seinen Mund zu — entwässern und eine Allen sichtbare Stelle des Katheders in einen kleinen See zu verwandeln. Verließ er die Rednerbühne, so mußte die Scheuerfrau kommen. Diese Gewohnheit hinderte nicht, daß sich an einem bestimmten Wochentage einige fünfzig Studenten bei ihm zum Thee einfanden. Zwei mächtige Körbe voll Zwieback wurden in der Regel schon früher geleert, ehe noch jeder seine erste Tasse Thee bekommen hatte. Es war ein förmliches Sturmgreifen, wenn die Körbe aus dem Nebenzimmer, wo die liebende Schwester waltete, herausgereicht wurden. Hier war es auch, wo ich fast bei dem würdigen Mann mein Glück gemacht hätte, hätte ich nur überhaupt die Neigung gehabt, in den Kreis seiner Bevorzugten einzutreten, etwa wie jener Heinrich oder Karl Julius, der in den Märztagen als erster Begründer eines freimüthigen Zeitungsorgans eine so denkwürdige Rolle spielte, der jedoch vorher ein überaus „frommer Jüngling", ein Convertit wie Neander selbst war und eine Zeitlang Predigten zur Bekehrung der Juden hielt. Neander saß im Schatten seiner Bücherschränke, die Körbe gingen in die Runde, die leeren Theetassen schwebten in den Händen der Studenten, die selten wußten, wohin damit, und noch weniger, woher die neue Füllung kommen sollte. Das Gespräch hatte sich dem Muhamedanismus zugewandt. Der damalige Günstling hieß Piper, derselbe, der sich zu einer berühmten Specialität im Fach der kirchlichen Archäologie, der alten Grabmäler, christlichen Bilder und Katakomben aufgeschwungen hat. Plötzlich stockte des gütigen Lehrers Vortrag. Er wollte die Frage eines der Theetrinker: ob sich auch im Muhamedanismus ein gleichsam protestantisches Element gebildet hätte? beantworten und suchte den Namen einer Secte, die sogar mit bewaffneter Hand gegen die Dogmatik des Ober-Mufti aufgetreten wäre. Als Niemand Auskunft zu geben vermochte und der freundliche Wirth vergebens seine Stirn rieb, rief ich: „Die Wechabiten!" — und siehe da! ich erntete die höchste Anerkennung. Neander schärfte sein schwaches Auge. Er mochte den Jüngling kennen lernen wollen, der zehn Stühle weiter saß und türkische Namen und Thatsachen so aus dem Aermel schütteln konnte. Aber der Eintritt in die innere Gemeinde stand mir vergebens offen. Mir fehlte der Glaube, jener Glaube, den die Rheinwald, die Julius, die Piper u. s. w. so reich auf Lager liegen hatten, diese so höchst intime persönliche Bekanntschaft mit jenem Heiland, den auch ich liebte, auch ich mein nannte, aber doch noch nicht ganz so zu meinem speciellen Vertrauten und Stubengenossen hatte machen können, wie jene bewunderungswürdigen jungen Glaubenskünstler. Ueber-

ized by Google

dies waren mit dieser Gunst des edlen christlichen Gamaliel schwere Werke „Innerer Mission" verbunden. Nicht nur daß er eine Handschrift schrieb, die unmittelbar an die Hieroglyphen streifte und für seinen Verleger, Friedrich Perthes in Gotha, ein höchstschwieriges Mundiren seiner Manuscripte nothwendig machte — das Erscheinen seiner Kirchengeschichte war damals im vollen Gange — auch das Begleiten in's Auditorium, das Tragenmüssen seiner Bücher und Hefte hatte zwei Seiten — eine, daß man allerdings von allen Seiten als ein sichtbarer Günstling des so gottselig, ja gotttrunken dahinschreitenden Mannes bewundert wurde, eine andere, daß es eine unsägliche Plackerei und Mühsal aller Art war, die sich erst nach einigen Jahren durch eine außerordentliche Professur in Rostock oder Greifswalde lohnte. Doch hab' ich einen dieser Dienste, der darin bestand, daß sich ein gesinnungsvoller Neandrianer in den allgemeinen akademischen Krankenverein aufnehmen lassen mußte, geleistet, seitdem ich zum erstenmal in meinem Leben einen Sterbenden gesehen hatte, einen Studenten, den die Pflege seiner Commilitonen nicht eher verließ, bis er in die Grube gesenkt war.

In die Nähe berühmter Männer der Wissenschaft gelangen, ist gewiß ehrenvoll und fördernd, es hat aber auch sein Bedenkliches, wenn man z. B. im „Kastanienwäldchen" eine Zwischenpause von zehn Minuten genießen will, die Mappe unterm Arm für seinen leeren Tintenstecher bei einem Commilitonen eine Anleihe an Galläpfeldecoct macht und plötzlich von einem Professor in freundlichster Miene angerufen wird, ob man ihn nicht besuchen und von ihm einen Wunsch entgegennehmen wollte. Ich hörte bei Friedrich Heinrich von der Hagen „Nordische Mythologie" und „Tristan und Isolde". Für diesen gebräunten, schwarzhaarigen, mehr einem Romanisten als Germanisten ähnlichen Forscher hatte ich eine besondere Vorliebe. Seine Erscheinung war poetisch. Die Farbe seines Antlitzes war fast zigeunerhaft, die Haare hingen ihm lang über die Schulter, das braune Auge war von einem lebhaften Feuer. Ich hatte die Nibelungen zuerst aus seiner Uebertragung kennen lernen und wußte, daß er für die Minnesänger eine große Ausgabe vorbereitete und daß sein Schriftstellern mit einer Welt, in welche auch ich immer mehr hinein gerieth, mit der Romantik eines Clemens Brentano, Tieck, Arnim, auf's engste zusammenhing. Die Ueberraschung, die mir in der engen Bücherei meines Gönners, der sich beim „Belegen" seiner Vorlesung lebhaft mit mir unterhalten hatte, zu Theil wurde, war die Aufforderung, ihm den Titurel Wolfram's von Eschenbach aus einer ihm von Heidelberg mitgetheilten Handschrift abzuschreiben. Ich durfte mich durch diese Zumuthung, für welche ich eine klingende Entgeltung voraussetzte, geehrt fühlen. Wie man arbeiten lernt —! Des Morgens in aller Frühe, Winters in einem noch ungeheizten Zimmer, beschäftigten mich die antiken Schicksalsgottheiten, diese bösen Parzen, die mir im Leben noch so Vieles verhängen sollten; hierauf folgten die Collegien, Nachmittags und Abends die Lectionen,

gitized by Google

die ich selbst gab (quaerenda pecunia primum erat) und nun noch — wie singt der Page in Wagner's Tannhäuser — (beiläufig, die hübscheste Stelle im Tannhäuser —)? „Wolfram von Eschenbach, beginne!" Zum Glück war die Heidelberger Handschrift nicht vollständig. Dieser Kummer der Philologen wurde mein Trost. Dennoch gab es einen kleinen Folianten, den ich von der Hagen endlich ablieferte. Ei, er lachte wohlgemuth mit seinen verschmitzten Brentano-Augen, romanischen Zigeuneraugen aus dem Pouce de Leon, und bedankte sich jedesmal, wenn ich zehn Bogen in Folio ablieferte. Er murmelte auch etwas von zukünftigen Dingen, die ich mir als Zahlung deutete. Ich dachte mir jedesmal, seine Gemalin (die eine Berühmtheit in ihrer Art gewesen sein soll, eine jener Koketten, wie sie öfters in Universitätsstädten das Leben und Wirken ihrer braven Männer durch ein mehr als emancipirtes Gebahren an den Pranger stellen) ist in der Nähe und verhindert wol die Auseinandersetzung über die Methode, wie man billigerweise seine Bücher allein vermehren soll! Die Folgezeit lehrte, ich erhielt keinen Groschen. Erst vor einem Jahr hat O. T. Weigel in Leipzig die Auction der bei von der Hagen nach seinem Tode vorgefundenen Handschriften angekündigt. Auch meine Abschrift der Palatina vom Titurel befand sich darunter. Fast hätte ich sie für mein eigen Geld jetzt wieder zurückerstanden. Sollte sie in den Besitz so gelehrter Herren, wie Zarncke oder Moritz Haupt, gekommen sein, so bitte ich, in Erwägung meiner geprellten Hoffnungen und meines damals noch nicht beendeten Trienniums, um Nachsicht für die Fehler, die ich werde gemacht haben.

Ich wäre noch tiefer in die altdeutsche Literatur eingedrungen, hätten mich nicht die eigenthümlichen Lichter, die auf den Zügen des berühmten Karl Lachmann zu hüpfen pflegten, zu sehr abgeschreckt. Ein seltsamer Herr, dieser semmelblonde Alleswisser und Allesköner mit dem stereotypen Ausdruck von — wie soll ich sagen? Malice auf seinen selbst im Alter noch jugendlich gebliebenen Garçon-Zügen —! Er schritt auf seinen Füßen, von denen ihm ach! den einen meine Parzen, mit deren Tücken ich mich so emsig beschäftigte, abnehmen zu müssen verhängten (bald nach der Operation starb der Bedauernswerthe), eigenthümlich kritisch und diplomatisch wie auf Filzsocken einher und ging in der Regel mit Schleiermacher, dessen windschnelle Gangart in diesem Falle zum Retardiren gebracht wurde. Zu den vielen Experimenten, die sich Lachmann zutrauen durfte (wer hätte wol damals von ihm die Edition Lessing's erwartet!) gehörte auch die Herausgabe des neuen Testaments. Es fehlte nur noch das Hebräische und Sanskrit. Was von der Hagen, den die neuere germanistische Schule nicht achtete, im Brünetten war, war Lachmann im Blonden. Jener konnte bei den Basken in Spanien geboren sein, dieser am Geyser auf Island. Lachmann zog sich auch sein blondes Haar bis lang über die Schultern. Das mußte Kamptz denn doch ertragen —! Seine Excellenz erkannte daran, daß seine Professoren „inwendig raisonnirten" —! Diese verpönte Schonung der Friseure —! Die langen Haare hatten einige

Digitized by Google

Jahre früher Jeden, der solche trug, für Köpenik verdächtig gemacht. Auch Georg Reimer, der Buchhändler, trug welche und sogar einen entblößten Hals wie Jahn, der Turnvater. Wenn ich mit Kamptz bis an den Staatsrath, das Allerheiligste des preußischen Staates, schlenderte, so hielt er regelmäßig in seinen Vorträgen inne, wenn uns ein erwachsener Mensch ohne Cravatte begegnete — und welche Cravatten trug man damals —! Fischbeingestelle, ausgeschweift an den Wangen, hochragend bis zu den Ohren; wahre Paukbinden, wie sie auf der Mensur üblich sind! Die Altdeutschhörer waren schon an sich sämmtlich verdächtig, obschon Lachmann für „Liberalismus" zu geisteshochmüthig war. Sein Schüler, Wilhelm Wackernagel, trug ebenfalls sehr lange, germanisch-blonde Haare. Karl Simrock war schwarz und mehr aus dem Baskischen oder Provençalischen des von der Hagen. Beide, Lachmann's talentvollste Schüler damals, sah man öfters in jener Stehely'schen Conditorei, dem Revolutionsheerd der vormärzlichen Zeit, wo Baisers, Pasteten, Spritzkuchen und Journale den Geist der Neuerung befördern halfen. Wackernagel war ein Zögling desselben Gymnasiums, das ich besucht hatte. Seine Armuth machte ihn den Studenten sprichwörtlich und zum Gegenstand der Sage. Denn es mag doch wol nur Sage gewesen sein, daß er auf einer Kegelbahn wohnte. Sein Freund Simrock, der, beiläufig, eine Baßstimme von einem Volumen hatte, um ihm, glaub' ich, den Gebrauch derselben förmlich unbequem zu machen — daher seine vielen Bücher — verlor durch ein Gedicht: „Die drei Farben" seine Anwartschaft auf eine preußische Anstellung. Beide hatten sich mit einem gewissen Coppenhagen die seltsame Aufgabe gestellt, den Einfluß zu brechen, den auf berliner Kunst- und Literaturzustände damals Saphir gewonnen hatte. Diese zu so hoher Ehrwürdigkeit heranreifenden Geister schrieben ein Morgenblättchen in Octav, das die Luft des Parnaß vom Geruch der immer mehr um sich greifenden Schaletwitze rein erhalten sollte, wenigstens innerhalb der Sphäre der Theaterrecensionen, lyrischen Gedichte, Räthsel, Logogryphen und Charaden —! Herrmann Ulrici, der Shakespeareerklärer, ebenfalls einer Generation desselben Gymnasiums angehörend, gab damals eine rühmlichst begonnene juristische Carrière auf, um seinen späteren so gelehrten Büchern kleine Plänkler vorauszusenden in Gestalt von Novellen, Gedichten und Epigrammen, die Vater Gubitz von ihm im „Gesellschafter" unter dem Namen eines „Ulrich Reimann" veröffentlichte.

Doch wir sind von Karl Lachmann's stereotypem Ausdruck der Malice im sonnenlichten Antlitz abgekommen. Dieser deutsche Bentley war gewiß ein Gelehrter von außerordentlichem Wissen und noch größerem Scharfsinn. Seine Textkritik überraschte durch Schlußfolgerungen und Verknüpfungen. Sein Geschmack ließ die römischen Sänger der Liebe in ihrer vollen Natürlichkeit gelten, ohne daß die Hand des Pedanten, wie von einem Schmetterling, den man bei alledem aufzuspießen gedenkt, vom Farbenduft seines Gegenstandes etwas abstreifte. Dem Nibelungenlied hatte Lachmann die Wolf'sche Hypothese vom Homer zu

Digitized by Google

Gute kommen lassen und ihm die Grundlage einer Anzahl alter Volkslieder gegeben, die sogar sein Scharfsinn aus dem jetzt vorliegenden Text einer Ueberdichtung aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts sowol in ihren Grenzen, wo sie angefangen, wie da, wo sie geendet hätten, nachweisen wollte. Die Anregung aber, die sein Vortrag gab, konnte nur ihm verwandte Gemüther treffen. Es entwickeln sich schon früh solche unsterbliche Geheimerathscharaktere, von einer Eiseskruste der Unnahbarkeit überzogen, die Nase überall so hoch tragend, daß man ordentlich vor den dunklen Höhlen ihrer Löcher erschrickt, dabei der Stimme und dem Vortrag eine säuselnde, leise schwirrende Nachlässigkeit gebend, eine Betonung, als wenn jedes gesprochene Wort Gold wäre. Dieser Mangel an Liebe, den wenigstens meine Wenigkeit aus den blassen, nur zuweilen leise gerötheten Zügen des scharfen Kritikers herausempfand, beruhte vielleicht auf radicaler Täuschung. In späteren Tagen, namentlich als das genannte traurige Leiden das Leben des großen Gelehrten zu frühe beenden sollte, hat das Aufthauen jener Eiseskruste schwerlich gefehlt. Mir jedoch erschien seine Weise, da ihm ohnehin die Functionen eines Examinators zustanden, so urablehnend, so urabschreckend, daß ich trotz meiner „gekrönten" Abhandlung immer weiter vom Centrum der Philologie abkam. Lachmann's philologische Uebungen besuchte ich ab und zu. Sie wurden im äußersten, nach den „Linden" zu gelegenen Flügel der Universität, ganz von aller Berührung mit dem Kastanienwäldchen ausgeschlossen, gehalten. Hier zeigte sich die attische Feinheit seines Wesens und auch manche liebenswürdige Milderung seiner sarkastischen Haltung. Man unterhielt sich da mit ihm und durfte ordentlich fragen. Unter den wenigen Theilnehmern (zuletzt mochten nicht mehr als zwölf oder vierzehn standhalten) befand sich eine Befähigung, für die zuletzt diese Uebungen nur noch allein stattzufinden schienen. Das war ein fast schleiermacherisch gewachsener junger Mann, unserer Studentenschaft bereits entrückt, mit kurzgeschorenem röthlichen Haar. Seine Anregungen, seine Einwürfe wurden durch die gründlichsten Kenntnisse, deren er sich vollkommen Herr zu wissen schien, unterstützt. Sein Scharfsinn bei einer schwankenden Lesart kam dem des Vortragenden fast gleich. Zuweilen begegneten sich Beide auf gleichen Fährten, Fährten der Vermuthung und der bald erkannten Täuschung, wo dann ihr Streit zuweilen in helles Lachen ausbrach. Man hätte erwarten sollen, daß dieser geistvolle junge Mann später irgendwo als ein genannter Alterthumsforscher auftauchen würde. Dem war nicht so. Der Gemeinte wurde vielmehr eine Kraft im preußischen Staatsorganismus, die dem Grafen Bismarck nahe, und fast möchte man vermuthen, Sr. Majestät dem König Wilhelm selbst noch näher steht. In der Flucht der wechselnden Erscheinungen am Ruder des preußischen „auswärtigen Ministeriums" gehört Lachmann's Opponent, Heinrich Abeken, der den selbstgenügsamsten aller Docenten liebenswürdig zu machen verstand, zum ruhenden Pol der vortragenden Räthe desselben, nachdem ihn allerdings Bunsen erst als Prediger seiner Gesandtschaft in Rom hatte zu sich

Digitized by Google

kommen lassen und Lepsius mit sich nach Egypten zur Entzifferung der Pyramiden nahm. Diese Bekanntschaft mit dem Orient hat den gelehrten jungen Properz- und Catull-Respondenten später gereizt, ein Wort mitzureden, als Gräfin Hahn-Hahn „von Babylon nach Jerusalem" gekommen sein wollte. Die von ihm verfaßte Gegenschrift zeigt ihn uns als einen jener berufenen und auserwählten Geister, deren Vielseitigkeit auf einem immensen Wissen beruht und deren Wissen hinwiederum nur die Unterlage ihrer Bildung, nicht ihre Bildung allein ist. Letztere gipfelt vielmehr in den leitenden Ideen einer philosophischen Weltbetrachtung und in unserm Fall vielleicht auch noch insbesondere in den Traditionen einer Familie, die, aus Justus Möser's Heimat stammend, einer mannichfachen und unmittelbaren Begegnung noch mit unsern deutschclassischen Literaturkreisen sich zu erfreuen hatte.

Die Centrifugalität, in welche ich nun immer mehr zur Philologie gerieth, entstand daraus, daß auch Lachmann nicht den Eindruck machte, als wäre die Alterthumswissenschaft eine mächtige, mit den alleinigen Interessen der Menschheit in engster Verbindung stehende Disciplin. Sein Wesen war zerbröckelnd, atomistisch. Aus Epigrammen baut sich keine Schöpfung auf, die dem Bedürfniß der Jugend Befriedigung gewährt. Und auch August Boeckh —! Es ist Styl unter seinen dankbaren Schülern, diesem Meister, der vor einigen Jahren hochbetagt geschieden ist, nur die glänzendsten Eigenschaften nachzurühmen. Aber eine anregende Lehrergabe gehörte nicht zu ihnen. Gerade Boeckh hatte damals, als er mit Daub und Creuzer die „Studien" herausgab, eine so nahe Verbindung unterhalten mit dem mächtigtreibenden Geist der Zeit, der im Studium der Geschichte, der Sprachen, der Religionen der alten Völker, Erhebung aus dem Jammer der Gegenwart, Erkräftigung zum Brechen des fremden Joches suchte. Die alte Schulphilologie hatte durch ihre Berührung mit dem Studium des Orients, der nordischen und germanischen Vorzeit und vor allem durch die Beiträge zur Lösung ihrer Aufgaben, die ihr die frischbelebte Kunstgeschichte zutrug, einen neuen Aufschwung erhalten. Die Rechts- und Finanzalterthümer Athens hatte Boeckh in classischer Weise aufgehellt. Aber schon mit der Musik der Alten, mit seinem System der Metrik, vollends mit den astrologisch mathematischen Berechnungen über die Sternbilder, den Thierkreis, die Lehrsätze der Pythagoräer und Alexandriner, so staunenswürdigen Fleiß, Scharfsinn und Reichthum an Kenntnissen gerade diese Schriften entfaltet haben, führte Boeckh auf eine Gegend, die dürr und trocken war. Sein Vortrag trug schon damals die Merkmale der Ermüdung. Langweile mußte ihm die Jahr ein Jahr aus immer gleiche Wiederholung derselben Dinge machen. Er las in einem Auditorium, dessen Fenster die Aussicht nach den Remisen des Prinzen Heinrich boten und nach einigen alten Nußbäumen, deren Früchte uns Knaben zu den verbotenen gehörten. In eigenthümlicher Gebehrde starrte der berühmte Mann, während er sprach, zu diesen Fenstern hin und verlor sich zuweilen in den Baumwipfeln in solchem

Digitized by Google

Grade, daß ihn nur ein starkes Reiben der Stirn mit seiner linken Hand und ein elastischer Schneller, den er seinem Körper zu geben wußte, wieder in den Zusammenhang mit dem gerade behandelten Chor der Antigone oder den Liturgieen von so und soviel Medimnen Getreide der atheniſchen Bürger zurückbrachte. Sein Antlitz hatte die Eigenheit der Kurzsichtigen, daß es viel strenger und herber aussah, als seinem Wesen entsprach. Im Gange, wenn er sich im Kastanienwald eine Erholungspause gönnte, erkannte man schon eher die humoristischen und liberalen Stimmungen, die ihm innewohnten. Sein Gehen und Schreiten war fast wie das eines Reiters. Man glaubte, er wäre eben vom Pferd gestiegen oder im Begriff sich in den Sattel zu schwingen. Damals belebte ihn ein Gefühl neuerwachter Jugend. Er wollte eine zweite oder gar dritte Heirath eingehen. Einen seiner Söhne früherer Ehe, einen Frühverstorbenen, hatte ich als lieben Gefährten, mit dem sich bis in die Nacht die damals erst leise und vorsichtig beginnenden berliner Uebergänge vom weißen zum braunen Bier gründlich ausstudiren und beim Suchen des Hausschlüssels, während sein Alter noch oben bei einem Lämpchen im Zodiakus des Manethos saß, jene Liebesbetheuerungen und Kußfinger zur Cassiopeja hinaufwerfen lassen konnten, die eine überschwängliche Jünglingsbrust zwischen elf und zwölf Uhr Nachts für jeden Stern des Himmels bereit hält. Der Vater, im Auffassen der Zeit freisinnig und wohlgemuth, war auch mir freundlich zugethan und wohlwollend. Sogar noch später. Selbst als ich ihm vor einigen Jahren bei Gelegenheit des wunderlichen Einfalls der preußischen Regierung, alle drei Jahre das „Beste" der erschienenen neuen Dramen mit 1000 Thalern zu prämiiren, geschrieben hatte, ob ihm, einem der mitbestellten Preisrichter, nicht aufgefallen wäre, daß sich eine solche Einmischung in die Unbefangenheit und Freiheit einer ohnehin mit nichts als Widerwärtigkeiten und Verdruß verbundenen und doch so wünschenswerthen Production für unsere Zeit überlebt hätte, antwortete er mir mit einem Brief, der gedruckt zu werden verdient. Er gab meinen Rügen vollständig Recht und — beklagte nur, daß ihm seine Stellung verböte, den Auftrag, den ihm nun einmal der Minister gegeben hätte, abzulehnen. So lange der Treffliche lebte, ließ ich über diese sonderbare Erklärung nichts verlauten.

Boeckh's Lehrweise, sein Vortrag war nicht anregend. Der große Mann war zu sehr Gelehrter der Forschung und des Weiterstrebens, als daß er den Schein einer bloßen Nebenthätigkeit, die seine Vorlesungen ausfüllten und mit ihm die Zerstreutheit und Apathie hätte überwinden können. Das ist das Bedenkliche an Universitäten in großen Städten, der Docent durchbricht den Kreis seiner nächsten Wirksamkeit! Allerlei Aemter werden ihm zugeschoben, außerordentliche Begutachtungen zugemuthet und den Rest einer solchen cumulirten Thätigkeit verzehrt dann noch die Geselligkeit, die sich vollends in Berlin um den Besitz eines „Geheimenraths" reißen kann. Ich fand zu meiner Zeit als Student wenig Professoren, die uns mehr geboten hätten, als ein schuldiges Pflichttheil.

Digitized by Google

Entbehrte die Philologie einer überredenden, die Jünglingsseele selbst jugendlich ergreifenden Kraft (denn Zumpt und Immanuel Bekker konnten nicht in Betracht kommen), so wollten auch die Versuche nicht gelingen, auf dem theologischen Boden festen Fuß zu fassen. Von Hengstenberg schreckten die täglichen Händel der „Evangelischen Kirchenzeitung" ab. Marheineke vertrat im Bereich der Dogmatik die Hegel'sche Lehre. Ein großer stattlicher Herr, mir schon lange vertraut durch seine Predigten auf derselben Kanzel, wo Schleiermacher stand, belauscht und — beträumelt von derselben Fensternischenloge im zweiten Chor aus, wie sein College, dessen Antipode er war. Er bewegte sich mit vollen Segeln auf hoher See, denn die Hegel'sche Philosophie sollte die Metaphysik des preußischen Staats, die Beweisführung für die Culmination aller Politik im System Kamptz-Wittgenstein-Altenstein werden. „Was ist, ist vernünftig." Wozu brauchte für Preußen der 13. Artikel der Bundesacte erfüllt zu werden! Die Anlehen, die nachgerade nothwendig wurden und nach dem Gesetz ohne Bewilligung der „Landstände" nicht aufgenommen werden sollten, ließ man nicht den Staat, sondern die Bank oder die „Seehandlung" aufnehmen. Marheineke war wie der Papst seiner Glaubenslehre. Ein schöner Mann, hätte er sich in einem Bischofsgewande wie Pio nuono in dessen ersten Anfängen geben können. Seine Rede war salbungsvoll, fest und bestimmt. Seine polemischen Ausfälle klangen nach dem Herzen der Jugend. Wer streitet lieber, spottet und reißt ein als die Jugend! Noch hör' ich das Gelächter seines nicht sehr besuchten Auditoriums, als er, gegen den vulgären Rationalismus polemisirend, das Bedürfniß der Handgreiflichkeit bei dessen Glaubens- und Erklärungsmethode schilderte und dabei den bekannten Vers aus Tieck's „Rothkäppchen" anführte:

„Ich glaube nur, daß das ist mein,
Was ich fress' in meinen Leib hinein!"

Die kalte Behandlung heiliger Dinge, die Voraussetzung von Beweisführungen, die keine waren, die in Formeln gezwängten Definitionen, bei denen jedes aus Versehen ausfallende Komma die ganze Sache verschob und verrückte, die Unmöglichkeit, dieses todte Gerüst von Begriffsentwickelungen, die just auch den naiven Standpunkt der Bibel decken und ganz mit ihm zusammen fallen sollten, auszufüllen mit Wärme des Herzens, mit wahrer Hingebung der Ueberzeugung, ließ mich nicht allzulange in der Nähe dieser praktischen Anwendung Hegel's verweilen, obschon ich mich mächtig zu dem Meister selbst hingezogen fühlte und bekennen muß, daß Hegel bei aller Mißschaffenheit seines Vortrags doch zu den am wenigsten zerstreuten Lehrern gehörte. Er brachte seine ganze Sache, sein volles Streben, seine ungetheilte Person mit auf den Katheder.

(Schluß folgt im nächsten Heft.)

Digitized by Google

Paris.

Ein Sonettenkranz

von

Rudolf Gottschall.

1.

Sei mir gegrüßt, Paris, zum dritten Male!
Um den Montmartre schwere Wolken nachten,
Ein Wetter brütet auf der Stadt der Schlachten
Und um die Thürme glüht der Schein, der fahle!

Anklopft der Himmel selbst mit seinem Strahle,
Müd sind die Geister jetzt, die überwachten!
Am Ruhebett, dem rosenüberdachten,
Kredenzt die Lust die schäumenden Pokale.

Und keine Antwort wird dem kühnen Frager!
Mit Schweigen nimmt die Blitzeschwingerin
Den Flammengruß der Wetterwolken hin.

Denn Frankreich ist in der Cäsaren Lager:
Hier blitzt nur Sporn und Säbel der Cohorten,
Und Feuerschlünde wachen an den Pforten.

2.

Begraben liegt das hundertthor'ge Theben,
Verschüttet Memphis tief im Wüstensande,
Und wie hinweggezehrt vom Sonnenbrande
Erstirbt der Völker tausendjähr'ges Streben.

Wie stolz sich Kuppeln hier und Säulen heben,
Auch sie versinkt, die Herrscherin der Lande!
Nur Staub und Moder bleibt vom Prachtgewande,
An dem die emsig'n Millionen weben.

Und ein Sesostris hat auf gold'nem Wagen
Von neuem durch die Welt den Sieg getragen!
Der Völker Blut troff von des Rades Speiche.

Doch den Zermalmer überwund'ner Reiche
Zermalmt die Zeit; der Wand'rer später Tage
Gräbt aus dem Schutt einst die verscholl'ne Sage.

Digitized by Google

3.

Die Obelisken und die Siegesbogen,
Die Säulen, Tempel, Dome sind zerfallen;
Hier steht ein Eckstein nur von stolzen Hallen,
Die Mauer dort, von Epheu überzogen.

Die Trümmerstatt, vom Geierschwarm umflogen,
Läßt hier den Ruf der Wildniß nur erschallen.
Von Gruft zu Gruft gleich müden Pilgern wallen
Schwermüthig trüb der Seine gelbe Wogen.

Und späte Weisheit mißt die rief'ge Strecke,
Hier von der Königssäule Trümmerresten
Dort zum verfall'nen Bogen hoch im Westen;

Und Münzen blinken aus verlorner Ecke,
Cäsarenhäupter mit vergilbter Krone —
Das rost'ge Antlitz der Napolcone.

4.

Das ist ein Viereck, riesig, sonder Gleichen!
Die Fronten dehnen sich nach jeder Seite;
Mit alter Pracht liegt neuer Prunk im Streite,
Vor ihrer Hoheit muß sein Pomp erbleichen.

Die neue Herrschaft schmückt mit ihren Zeichen
Die stolzen Hallen, die sie prahlend weihte,
Daß todter Stein ihr den Triumph bereite,
Den Königen die Bruderhand zu reichen.

Der Louvre hier und dort die Tuilerien!
Wie ragen rings die Säulen und Portale,
Die Ballustraden, Nischen, Ehrenmale!

Und doch, wenn nächt'ge Schatten sie umziehn,
Scheint mir die Riesenburg ein Schloß der Todten,
Ein Mausoleum östlicher Despoten.

5.

Die Sonne brannte heiß auf den Terrassen,
Auf weiten Forsten brütend lag die Schwüle;
Nur goldne Fischlein freuten sich der Kühle
Im Teich, den Blumen schnurgerecht umfassen.

Es lauſchten der Muſik des Volkes Maſſen
Sonntäglich bunt in drängendem Gewühle;
Ich aber, mit prophetiſchem Gefühle,
Sah dieſes Schloß von Glanz und Macht verlaſſen.

Da klang, ein Leichenmarſch, mir die Fanfare!
Hier ſtand ein Papſt gefangen am Altare,
Schmach deckt die Krone hier wie die Tiare.

Fontainebleau, der Garde Fahnen flattern,
Des Ruhmes Träger werden zu Beſtattern!
Es geht zum Grab aus dieſes Schloſſes Gattern.

6.

Bacchantin Du mit Cymbeln und mit Kränzen,
Wie drehſt Du Dich, Paris, in wildem Reigen,
Erſchreckſt der Mondnacht ſommerliches Schweigen
Mit wüſtem Lärm, mit feſſelloſen Tänzen!

Verheißungsvoll die Feueraugen glänzen,
Das iſt ein Schweben, Winken, üppig Neigen!
Es muß die Reize, die ſich lockend zeigen,
Verſchwieg'ner Reiz mit Zauberkraft ergänzen.

Und wilder brauſt's, ein jedes Glied iſt trunken!
Ein Fleiſchgeword'ner Rauſch ſind dieſe Weiber;
O Taumelfeſt der engverſchlung'nen Leiber!

In dichtem Schleier iſt der Mond verſunken!
Was ſoll ſein ſchamhaft Licht dem neuen Babel?
Hier herrſcht Aſtarte und die wüſte Fabel.

7.

Das iſt ein Tanz für Larven, Nachtgeſtalten,
Wenn ſie hinweggewälzt die Leichenſteine,
Ein Schattentanz für ſchlottrige Gebeine,
Der Glieder wirft, die nicht zuſammenhalten.

Da darf ein jedes ungebunden ſchalten;
Das eine frägt nicht, was das andre meine;
Kaum fügt ſich Alles wieder zum Vereine,
Legt mit dem Kleid ſich in die rechten Falten.

Ein Suchen, Fliehn mit zappelnden Gelenken,
Hohn jeder Gruß und jedes Gliederſchwenken —
Das taumelt weiter mit geſpenſt'ger Haſt.

Sie könnten sich zum Zeitvertreib bequemen
Die Köpfe von den Schultern sich zu nehmen, —
Das wär' ein Ballspiel, das zum Tanze paßt!

8.

Du holdes Kind, Du brauchst kein Zauberlicht,
Wie's hier der Blumen und der Matten Sammt
Aus hundert Ampeln blendend überflammt;
Mit eig'nem Zauber glänzt Dein Angesicht.

Nur heit're Lust aus Deinen Zügen spricht,
Wie sie aus unschuldsvollem Herzen stammt;
Und doch — zu welchem Loos bist Du verdammt!
Du blühst am Pfad, wo Dich die Sünde bricht!

Ich sehe Dich auf stolzem Siegeswagen,
Vom schnaubenden Gespann dahingetragen,
Ein Blitz der Demant und des Auges Strahl;

Doch dann, zerlumpt und bleich, in Noth und Qual,
Das Kreuz im Herzen und in Deinen Händen,
Im Krankenbett der frommen Schwestern enden.

9.

Du warst geschaffen, friedlich zu beglücken,
Im stillen Häuschen rebenübersponnen,
Im trauten Schatten, vor dem Brand der Sonnen
Geschützt und vor der Welt und ihren Tücken.

Dort würdest Du dem Einen Blumen pflücken,
Dem Einen nur gehörten alle Wonnen;
Nicht mit dem Tag geboren und zerronnen,
Nicht flücht'ger Taumel wäre das Entzücken.

So stand's in Deines Lebens Buch geschrieben
Und vorbestimmt war Dir ein friedlich Lieben;
Doch seine Blätter hat der Sturm verschlagen.

Und willst Du heimwärts eine Rose tragen —
Dir fehlt der frische Thau, sie zu besprengen!
Am Morgen schon läßt sie das Köpfchen hängen.

Digitized by Google

10.

Das iſt die engſte faſt der engen Gaſſen!
Wie düſter hier die ruß'gen Häuſer ragen!
Hier drängte ſich das Volk in frühern Tagen,
Jetzt iſt ſie ſtill, vom Lärm der Welt verlaſſen.

Ein wildes Fieber bannte hier die Maſſen;
Jetzt hat der Börſe Spiel und kühnes Wagen
Den Thron im Licht der Sonne aufgeſchlagen,
Da muß die Rue Quincampoix erblaſſen.

Wo ſteht die Säule, die den Meiſter ehre,
John Law, den Ahn der Morny und Pereire?
In den Lagunen ruht ſein einſam Grab!

Doch ſchwingt ſein Geiſt den alten Zauberſtab,
Und aus den Runen der papiernen Vließe,
Da wachſen Höllen noch und Paradieſe.

11.

O Louiſiana, fernes Wunderland,
Du warſt des gier'gen Strebens Preis geworden,
Als an des Rieſenſtroms einſamen Borden
Die Drachenſaat papiernen Trugs erſtand.

Doch damals griff die beuteluſt'ge Hand
Noch nicht zum Schwert zu rauben und zu morden;
Es war ein Friedenszug geworbner Horden,
Kein Kriegeszug mit der Zerſtörung Brand.

Jetzt rückt des Trugs Sternbild nach Süden vor;
Des Schwindels Geiſt vermag den Krieg zu wecken,
Puebla's Flammen, Queretaro's Schrecken.

Ein Kaiſer fällt, der Kron' und Haupt verlor,
Um ihn verheerter Länder furchtbar Schweigen —
Nur die Gewinne der Gewalt'gen ſteigen.

12.

Die Bäume röthen ſich im Sonnenbrande,
Schwindſücht'ger Hauch muß ihren Glanz umfloren;
Schon ſchwingen ſie des Herbſtes Tricoloren
Und tragen noch des Sommers Feſtgewande.

Des Todes Odem weht durch dieſe Lande,
Welk Geiſt und Herz, in wildem Rauſch verloren;
Und Frankreichs Stern, zum höchſten Glanz erkoren,
Neigt ſich erbleichend an des Himmels Rande.

Die Völker fallen und die Völker ſteigen.
Auf, deutſches Volk, ſo führe Du den Reigen!
Erlkönigs Krone hier ſoll Dich nicht ſchrecken:

Sie iſt ein Nebelſtreif auf Weidenzweigen.
Tannhäuſer ſchläft in üpp'ger Luſt Verſtecken;
Des ein'gen Deutſchlands Jubel wird ihn wecken.

Digitized by Google

Der Capitulant.

Novelle von **Leopold Sacher-Masoch.**

(Schluß.)

Zwei Tage nach dem Dreikönigstage traf ich Katharina unterwegs.

„Hast Du Dich mit Lauge gewaschen?“ rief sie schon von weitem und lachte Euch dabei so spitzbübisch.

Ich wollte sie haschen, aber sie entkam mir noch diesmal.

Wir hielten jetzt immer lange Gespräche wo wir uns begegneten und ich kam auch zu ihr, in ihre Hütte. Die Nachbaren machten schon ihre Bemerkungen.

„Weißt Du, was die Leute sagen?“ sprach ich zu Katharina.

„Wie soll ich das wissen?“

„Sie sagen, daß Du meine Geliebte bist.“

„Bin ich's denn nicht?“ fragte das arme Kindchen und machte große Augen. „Habe ich nicht ein Kopftuch von Dir bekommen und Korallen?“

Ich war stille.

„Wirklich sagten es die Leute, und Jeder hielt sich ferne. Bald war es auch die Wahrheit“, sagte der Capitulant leise, und sah wie verschämt vor sich in die glimmende Asche, sein Antlitz zeigte einen ruhigen Glanz, seine Augen schienen durchsichtig von innen erleuchtet.

Ich warf einen Blick auf die Bauern, Kolanko lauschte mit zusammengezogenen Brauen und übereinander gepreßten Lippen, der Pappendeckelmann und Jur, der hinter seinem Rücken saß, lehnten wie Garben an einander, Mongol lag in der Asche wie ein Fisch am Sand; vor lauter Spannung vergaß er Athem zu holen und schnappte nur von Zeit zu Zeit nach Luft.

„Es war ein hübsches gutes Mädchen, diese Katharina“, bemerkte der Pappendeckelmann eifrig zu mir herüber, „und was das für ein stolzes Weib gegeben hat, eine rechte Herrin. Einen Gang hat sie Ihnen, mein Wohlthäter, wie eine Czarin, und schon ist sie wie der Teufel.“

„Heute noch?“

„Das will ich meinen.“

„Ich habe einmal ihre Hand geküßt“, rief der Bube mit leuchtenden Augen. „Sie zog den Handschuh herauf und ließ mich küssen, eine Hand wie eine gnädige Frau, so weiß, so rund, ein feines Händchen.“

„Es war ein hübsches gutes Mädchen“, wiederholte der Capitu-

Digitized by Google

lant, „fleißig, heiter, sang Euch bei der Arbeit und tanzte wie eine Majka — (die Elfe der kleinrussischen Karpathen). Auf jedes Wort fand sie eine Antwort und hatte zuweilen Gedanken gleich einer Wissenden.

Sie war mehr mehr groß als klein und hatte braunes Haar und so gute blaue Augen, dämmernde Augen, wißt Ihr, und wieder erstaunte, blöde, so zu sagen, Thieraugen. Wenn sie mich ansah, fühlte ich es bis in die Fußspitzen. Ihr Kopf war — so edel, möchte ich sagen. Bei dem Gutsherren im Garten stand ein altes Weib von Stein, ich will sagen ein Weib von Stein, so eine alte Göttin. Sie hatte denselben edlen Kopf, dieselben strengen Züge. Ein schönes Weib und fröhlich wie im Sommmer das Wasser auf der Czornahora. Es war schwer, sie nicht zu lieben. Sie war mir wahrhaftig die liebste Seele auf der Welt. Ich konnte zu ihr sprechen wie zu meiner Mutter, ich konnte ihr Alles sagen, Alles vertrauen, vor ihr hatte ich keine Furcht, keine Scham, keinen Hochmuth. Manchmal saß sie wie eine Heilige in der Kirche, still und ernst und mir war es feierlich zu Muthe, wie wenn ich beten sollte und ich beichtete ihr so zu sagen Alles, was ich auf dem Herzen hatte. Sie kannte jeden Winkel in meiner Seele, ihr und Gott dem Herrn war nichts in mir verborgen. Und sie — sie war wie mein Kind, wie ein Thier, das ich aus dem Nest genommen und mir aufgezogen. Ich sah sie nur an, sie wußte schon meinen Gedanken, meinen Willen.

Ich war glücklich." Er lächelte. „Das heißt, wenn ich jetzt daran denke, war ich damals glücklich, dort wußte ich es nicht. Aber daß es je anders sein könnte, das hätte ich mir wahrhaftig nicht vorstellen können.

Nun, daß ich Euch sage, so kam denn wieder das Frühjahr. Ich merkte seit einiger Zeit eine Veränderung. Katharina hob mir den Kopf etwas hoch.

Da geschah es eines Abends, daß ich die Pferde zur Tränke führte. Dort war es bei dem Ziehbrunnen hinter den Weiden, versteht Ihr. Sie ließ mich warten. Es war das erste Mal, daß das geschah. Und so kam sie denn auf einmal über die Wiese, zierlich wie eine Bachstelze, die Kannen auf der Schulter wiegend und sang ein ausgelassenes Lied:

„Ne toho jdu cerkowci Bohu se molyty,
Lys toho jdu do cerkowci, na lubka dywyty:
Oj pydu ja do cerkowci, stanu pid obrazy,
Podywliu se raz na popa, na lubka try razy."

„Nicht beten geh' ich in die Kirche,
Nur in die Kirche den Geliebten sehen,
Trete zu den Heiligenbildern,
Blicke einmal auf den Priester,
Dreimal auf den Liebsten hin."

Sie sang so fröhlich, sie jubelte wie eine Lerche, und ich war so traurig. Ich küsse sie schön und umarme sie hübsch, und sage ihr kein böses Wort, und sie weiß mir nichts Gutes zu sagen, bückt sich eifrig, füllt ihre Kannen, ich reiche sie ihr, sie hängt sie an die Stange und sie setzt sie wieder nieder.

Digitized by Google

„Was wird das sein", begann sie, mit der Fußspitze im Wasser spielend. „Ich muß es Dir doch sagen. Der Gutsherr verfolgt mich."

„Der Gutsherr?" sagte ich, beinahe erschrocken.

Sie nickte leicht mit dem Kopfe.

„Er nennt mich sein Liebchen, nimmt mich um den Leib, er hat mich auch schon einmal geküßt."

Ich wurde zornig und stampfte mit dem Fuße.

„Schlage mich nur nicht", rief sie. „Er verspricht mir schöne Kleider, theure Steine, und jetzt habe ich oft nicht so viel, um mir ein Band zu kaufen; ich könnte in seinem Wagen fahren mit vier Pferden, wie eine gnädige Frau, aber ich will nicht."

Sie wagte noch immer nicht aufzublicken.

„Sieh' mich an", sagte ich.

Sie gehorchte; aber ihr Auge war so scheu, so fremd.

„Ich höre nicht, wenn er zu mir spricht", fuhr sie lebhaft fort; „auch drohe ich, ihn zu schlagen, wenn er mich küßt."

„Und er hat Dich doch geküßt", sagte ich, „und Du hast ihn nicht geschlagen."

„Ich will ihn nicht", rief sie wieder; „er weiß es und rächt sich dafür. Mein Vater kann ihm jetzt nichts recht machen, er wird ihm noch die Wirthschaft nehmen und uns wie Bettler, wie Diebe aus dem Dorfe jagen."

„Das darf er nicht", setzte ich dem blöden Ding auseinander. „Sei nur recht kuraschirt", sagte ich. „Wenn Gott uns segnet, mag der Teufel dabei ministriren. Aengstige Dich nicht, mein Seel'chen, meine Süße, meine kleine Wachtel. Liebst Du mich noch? — Halte Dich. Bleibe fest."

Da begann sie zu weinen, so jämmerlich, daß Einem das Herz berſten konnte.

„Ich werde nicht können!" rief sie.

Eine Lerche stieg eben aus dem grünen Saatfeld empor.

„Die Lerche fliegt", sprach sie, „sie fliegt in den Himmel — O! könnt' ich mit."

„Ich bitte Dich, rede keinen Unsinn", rief ich. „Bleib' bei mir."

„So wird es nicht gehen", erwiederte sie und seufzte und wischte sich die Thränen aus den Augen. „Ich werde nicht widerstehen können."

Mein Pferd zupfte mich so, als wollte es mir 'was sagen, ich streichelte es traurig und mir kamen die Thränen.

„Was sollst Du auch?" sprach ich. „Niemand kann etwas gegen seine Natur."

Katharina hatte indeß aufmerksam ihr Bild im Wasser betrachtet. O, wie schön sie war! Ihr Antlitz blickte wie das einer Ruffalka (Wassernixe), der keine Menschenseele widerstehen kann, aus dem leise schaukelnden Spiegel.

„Wirst Du mir treu bleiben?" fragte ich leise.

Ich fürchtete mich. Eine entsetzliche Angst faßte mich, sie zu ver-

Digitized by Google

lieren, von ihr getrennt zu werden. Ich hätte sie kniefällig bitten können: Bleib' bei mir! — Nun — Gott verzeih' es ihr.

„Ich lasse Dich nicht!" rief sie und fiel mir an die Brust. „O! wäre ich so schön wie die helle Morgenröthe, würde ich über alle Felder scheinen, nie verlöschen — und so weiß ich nicht, was ihm an mir gefällt, und wir passen besser zusammen, ich und Du. Nicht wahr, Balaban?"

Ich nickte und ging mit den Pferden bei Seite und sprach kein Wort."

Der Capitulant hielt inne, beim Erzählen war ihm die Pfeife ausgegangen, er klappte den Deckel auf, stieß mit dem Messer hinein, daß die Asche aufflog, und schob frischen Tabak nach. Dann legte er bedächtig ein kleines Stückchen Schwamm auf den Feuerstein, welchen er am Gürtel trug, und schlug Feuer mit dem Messer. Die Funken flogen, den glimmenden Schwamm, der einen angenehmen herben Geruch gab, warf er in die Pfeife und that dann einige leichte Züge.

„Ich sprach sie noch einmal", fuhr er dann fort. „Damals kam ich in ihre Hütte. Der Alte war auf Robot. Wir waren allein. Wie ich sie so in meinen Armen hielt, zitterte sie und küßte mich, daß mir die Lippen bluteten. Auf einmal lächelte sie.

„Denke, wenn ich so einen Herrn, einen gnädigen mächtigen Herrn da hätte, wie jetzt Dich", sprach Katharina zu mir. „Wenn er so seufzen würde vor mir und die Augen verdrehen wie Du. Wäre das nicht hübsch?"

Sie legte Euch beide Hände auf den Nacken, wenn sie so sprach, bog sich zurück und starrte zur Decke empor, wie im Traume, sag' ich Euch. „Es ist ein stolzes Vergnügen", murmelte sie, „so ein Herr! — Er schlägt nach den anderen Weibern mit der Peitsche, wie nach Hunden und mir — mir küßt er die Hände. Du glaubst es wol nicht?"

O! ich glaubte es wol. Sie sah, daß mir das Weinen nah' war, und da war ihr wol leid; sie strich mir langsam die Haare aus der Stirn und lächelte. Da ich lange nichts sprach, stand sie auf und kämmte ihr Haar.

„Was hast Du?" rief sie dann. „Bringe mich nicht auf, sonst —"

Ihre Augen funkelten im Zorn.

„Katharina!" sprach ich, „denke an die Ewigkeit!"

Kolanko rückte unruhig hin und her und blickte mitleidig auf den Capitulanten.

„Eben daran denk' ich", entgegnete sie. „Wir sind hier sehr kurz, dort aber ewig."

„Du hast ihr doch nicht geglaubt?" unterbrach der Alte den Erzähler.

„Sie setzte sich zu mir", fuhr der Capitulant fort.

„Was würdest Du sagen, Balaban", begann sie, „wenn ich hier dem Herrn gehören würde und drüben immer nur Dir. Dort sind wir reine Geister. Dort werde ich auch ein reiner Geist sein. Hier bin ich's nicht. Hier bin ich ein Weib, wie alle anderen."

Ihre Augen zogen sich dabei zusammen, wißt Ihr, und ihr rother Mund lachte so tückisch, daß mir ein Schauer über den Rücken lief.

Digitized by Google

„Hätteſt Du einen Hof“, meinte ſie Euch, „könnteſt Du mir Mägde halten und Knechte, einen Wagen, vier Pferde, könnteſt Du mir aus der Stadt theure Steine bringen und einen Zobel, wie ihn die Edelfrauen tragen, ja, wärſt Du nur ein rechter Bauer, der ſeine guten Groſchen hat, ich würde Keinen lieben, als Dich, Dich allein. Du biſt mir in der ganzen Welt der liebſte Mann.“

Sie nahm mich um den Hals, weinte und küßte mich. Mir ſtand in der Bruſt Alles ſtille vor Trauer. Ich dachte Euch nach, wie Einer, der in Ketten liegt und gehängt werden ſoll und keine Rettung weiß.

„Weißt Du was“, ſagte ich endlich, „ich will zu den Hajdamaken, ich will Räuber werden, damit Du theure Steine haben kannſt und Gold und Silber, Zobelpelze, Hermeline.“

„Wozu?“ ſprach ſie und ſchüttelte das Haupt. „Sie werden Dich doch zuletzt gefangen nehmen und Dich an den Galgen hängen, und von dem Herrn bekomme ich Alles, ohne daß ihm ein Härchen weh thut; was meinſt Du? Iſt das nicht beſſer?“

„Du biſt überaus gut“, erwiederte ich.

„Freilich“, rief ſie, „ich will nicht, daß Du meinetwegen ſterben ſollſt.“ Dabei nahm ſie mich um den Hals und küßte mich leiſe auf meine naſſen Augenlider. Dann ſchritt der Vater herein, ſah uns an, ſtellte den Dreſchflegel in die Ecke. Ich redete noch aus Artigkeit ein Wort und das andere mit ihm, ging dann hinaus; es war ein milder Abend, der Himmel funkelte, Katharina ging neben mir, wir ſchwiegen Beide, dann ging ich ſchneller, ſie blieb zurück und ich pfiff mir ſo, aber nicht von Herzen.

Das Alles war lange vor dem Jahre 1848, müßt Ihr wiſſen. Noch war die Unterthänigkeit und die Robote, der Bauer mußte viel aushalten von dem Herrn.

Damals wurde ich mit einer Salzfuhre fortgeſchickt über mehrere Tage. Es war gegen das Patent, gegen alles Recht, ich wußte es, aber ich duldete es, das war nicht gut. Seht Ihr, das war das Unglück, da begann mein Elend. Man ſoll nichts thun aus Schwäche. So ein Menſch, der ſich fügt gegen ſeine Einſicht, ſeinen Willen, ſein Gefühl, der wird Euch dann nachläſſig in ſeiner Pflicht, ein rechter Schuft. Nun Gott ſei Dank, ich habe mich noch bei Zeiten gebeſſert. Seine Schuldigkeit ſoll man thun, das iſt es.“

„Nun, was hätteſt Du aber thun wollen?“ meinte mit mürriſchem Augenzucken der Pappendeckelmann.

„Das war eine ſchwere Zeit!“ rief Kolanko und ſeufzte jämmerlich. „Wenn man von ſeinem Rechte ſprach, antwortete der Edelmann mit dem Stocke. Böſe Zeiten! Böſe Zeiten! Ihr Jungen wißt nicht viel davon.“

„Nun, und was geſchah, als man Euch mit der Salzfuhre fortſchickte?“ fragte ich raſch, denn ich wußte, daß unſere Bauern, wenn ſie auf die Robotzeit zu ſprechen kommen, zu keinem Ende gelangen können.

„Nun, ich blieb lange aus. —

Digitized by Google

Wie ich zurückkam, hatte der Mandatar immer viel Arbeit für mich und Katharina ging furchtsam mir aus dem Wege. Ich roch Euch den Tabak gleich. Zuletzt traf ich meine Geliebte in der Kirche, wir geriethen ganz zufällig an einander. Sie hatte Euch ein seidenes Kopftuch, den Hals von unten bis oben mit Korallen umwunden, und einen neuen Schafpelz, der noch auf zwanzig Schritte entsetzlich roch. Sie sah mir kaum in's Gesicht, so war sie auch weiß, wie ein frischgeputztes Riemenzeug.

„Du bist schön", redete ich sie an. „Wo ist denn mein Kopftuch?"

„Such' Dir's!" rief sie, halb zornig, halb furchtsam.

Ich sah sie an.

„Willst Du mir was anthun?" schrie sie auf.

„O nein!" sprach ich, „geh' Deines Weges!"

Ich wurde auch manchmal zum Holzfällen geschickt in den Wald. Dort war mir gut. Wenn so der Wind brausend durch die Wipfel zog und die Halme neigte, der Specht feierlich an die Stämme klopfte, ein Geier über mir in den Lüften stand, von Zeit zu Zeit leicht die Flügel regte und schrie, dann lag ich auf dem Rücken, blickte in den Himmel und das Herz that mir nicht mehr weh. Oft war mir schlecht zu Muthe; ich grub unter die Wurzeln einer Eiche ein Loch, dort legte ich Groschen zu Groschen; ich wollte eine Flinte kaufen. Es hätte lange gedauert.

Beim Holzfällen traf ich auch die Brigitta, so eine Baba, ein altes Weib aus Tulawa, die sammelte dort Thymian. Sie schlug die Hände zusammen.

„Ihr fällt hier die Bäume, Balaban", rief sie, „und der Grundherr hat Euch unterdessen Eure Katharina genommen!"

„Was Ihr sagt!" erwiederte ich. „Ist sie bei ihm im Hause?"

„Gewiß. Herr Jesus, war das eine Historie", erzählte sie weiter. „Die Beschließerin mußte gleich fort, der Herr hat sie gejagt. Diese Katharina commandirt jetzt. Ich bringe Schwämme in die Küche und sie kommt dazu, hat den ganzen Kopf voll papierner Würste, wie eine Dame und ein langmächtiges Kleid, raucht ein Cigaro, wie ein großer Herr. Da seh' ich sie an und küsse ihr nicht die Hand. „Weißt Du nicht, was mit meiner Hand anzufangen?" schreit sie gleich. „Da gehört sie hin!" Schlägt mich auf's Maul. Und schlägt mich noch einmal."

Das erzählte mir die Alte und erzählte mir noch, daß die Katharina jetzt wie eine Herrin wohne und angezogen sei, wie eine geborene Fürstin, auf Silber speise, zu Pferde reite und die Leute prügeln lasse, wie ihr Herz es verlange.

Damals, wie ich so im Walde allein war, dachte ich auch daran, ein Räuber zu werden, Gott verzeih' mir die Sünde, ein Hajdamak, der die Edelhöfe anzündet und die Edelleute wie Raubvögel mit Händen und Füßen an die Scheunen nagelt. Mein Gewissen wollte aber nicht stille werden und eine Stimme sprach zu mir wo ich ging und stand: „Was willst Du, Bauer, eines Bauern Sohn? Was hast Du mit der Flinte zu schaffen? Willst Du allein Krieg führen mit den Menschen?"

Digitized by Google

— Ich wurde dann still, und blieb endlich im Dorfe, aber das beschloß ich: „Nur meine Schuldigkeit zu thun und nichts zu dulden gegen mein Recht.“

So. Nun gut. Da traf ich den Kolanko, der rutschte Euch im Schnee, wie ein angeschossener Hund. Meine Katharina hatte ihn prügeln lassen, weil er sie nicht gegrüßt hatte, ehrerbietig, wie sie's verlangte und da redete er zu mir und erzählte —“

„Denkt Euch“, fiel der Greis eifrig ein, „die regierte da wie eine gnädige Frau und noch mehr. Wir wissen, wie so ein Herr damals seine Frau hielt. Zwei Lehrer ließ der Gutsherr für sie aus der Stadt kommen, einer von ihnen war ein Franzose. Die lernte Euch Alles, was nur ein Schreiber lernt, oder gar ein Geistlicher; jede Woche kam ein Pack Bücher für sie mit der Post, Alles las sie, auch Zeitungen, die schwere Menge; so ein ganzer Kasten von feinem Holze stand in ihrem Zimmer, da lernte sie Euch eine ganze Musik spielen; die Leute standen unter den Fenstern Abends und hörten zu.“

Mongol lachte spitzbübisch und stierte mit einem Scheite im Feuer herum.

„Daß solche Leute nicht an Gottes Gerechtigkeit denken“, murmelte er.

Der Alte hustete heftig und knurrte tief aus der Brust.

Der Capitulant blickte mit düsteren Augen vor sich hin; sein Gesicht blieb bei Allem theilnahmlos starr, öde, trostlos.

„War es Euch leid um Eure Geliebte?“ fragte ich den verabschiedeten Soldaten. „Hat es Euch damals viel Schmerz bereitet?“

„Nicht daß ich sagen könnte“, antwortete er, an seiner Pfeife schmauchend. „Ich dachte auch nicht an Rache gegen sie, aber wenn ich mit den Herrenleuten zu thun hatte, kam mir jedesmal der Zorn. Ich wollte etwas Besseres vorstellen, lernte Euch lesen und schreiben und auch rechnen. Ich war doch zu groß, um in die Schule zu gehen, so lernte ich vom Diak, dem ich dafür ein Hühnchen brachte, oder ein fettes Gänschen, oder Tabak, geschwärzten von Szigeth. Steckte dann meine Nase überall hinein, las die heilige Schrift, die Legende der Heiligen, die Geschichte vom Czaren Iwan dem Schrecklichen, die Patente von der Kaiserin Maria Theresia, von Kaiser Joseph und von Kaiser Frantischek, las auch manche Gesetze und machte dann den Bauern die Klagen, mit denen sie zum Kreisamte gingen. Da war Euch Keiner in der ganzen Gegend weit und breit, der Euch das Volk so zu hetzen verstand gegen den Adel, diese Herren, diese Polen, als ich. Im ganzen Galizien gab es nicht so viel Processe, als allenfalls in unserem Dorf, und das Alles schrieb ich.

Wenn der Herr Staroſta (Kreishauptmann) eine Bereisung machte, da standen schon die Leute am Wege mit Beschwerden, ich hatte überall meine Hand. Wo ich dem Dominium, dem Grundherrn etwas anthun konnte, that ich es Mein Herz lachte Euch dabei fröhlich wie eine Taube. Sie nannten mich freilich einen Winkelschreiber und drohten mir, aber die Furcht war allgemein und Keiner wagte was gegen mich.“

Digitized by Google

„Er prügelte die herrlichen Kosaken", schrie Mongol lachend heraus. „Ohne jeden Grund prügelte er sie, in der Schenke oder unterwegs, wo er sie gerade fand. „Weil Ihr solche elende Herrenseelen seid", rief er dabei.

„Aber bedenk' doch —"

„Bedenkt Ihr denn die Sache? Seid Ihr vom Hofe oder nicht?"

„Aber —"

„Wollt Ihr's läugnen?"

„Nein."

„Also verdient Ihr —"

„Ja, aber wenn Jeder, der Schläge verdient, sie bekäme, Lieber", riefen die Kosaken, „da gäbe es über's Jahr keinen Haselstrauch im Reiche, so viel Stöcke möchtest Du brauchen, und woher so viel Bänke?"

Der Capitulant lächelte.

„Endlich ließ mich der Mandatar doch zu sich einladen", fuhr er fort, „schimpfte mich einen Bauernhetzer, Winkelschreiber, Rebellen, Hajdamaken."

„Auf die Bank mit ihm", schrie er, daß ihm das Gesicht von Blut schwoll, und zog sich hinter die Leute.

„Was haben wir davon", sprachen die Kosaken, „er schlägt Einen von uns allenfalls dafür todt." Und keiner wagte es, Hand an mich zu legen.

Da fährt der Mandatar auf mich los, schnaubend, mit fliegenden Haaren, seine Augen ganz weiß und hebt selbst den Stock. Ich erwische ihn noch gut und drehe ihm die Hand sachte um, das knirscht wie ein Pfeifenkopf, wenn man ihn herumdreht und den Tabaksaft heraus-lassen will.

Nehme ihm stille den Stock, stelle ihn in die Ecke, Alles artig, das versteht sich, er war ja doch eine Obrigkeit.

Da hatte ich nun vollkommen Ruhe bis ich, weiß der Teufel, meiner gnädigen Frau auf der Straße begegnen muß. Ihr Wagen stak im Kothe, der Kutscher saß am Bocke und hieb die Pferde zusammen ohne Nutzen. Als sie mich sah, zog sie sich wie eine Katze in der Ecke zusammen, zitterte Euch. Ich sah zu.

„Komm' Bursche, hilf!" rief der Kutscher.

Ich half also, hob den kleinen Wagen aus dem Dreck und stieß ihn vorwärts, nahm dann dem Burschen die Peitsche und zog ihm einige hinüber dafür, daß er die „gnädige Frau" so schlecht gefahren.

Von diesem Tage an hatte sie keine Ruhe, ich weiß es, und so ließ sie mich assentiren."

„Sie hat sich geschämt, ihn so vor Augen zu haben", bekräftigte Kolanko, „so gab sie ihn zum Soldaten."

„Zu jener Zeit stellte das Dominium die Recruten", berichtete der Capitulant. Die Kosaken schleppten mich in den Hof, da stand ein hölzerner Pflock, man maß mich ab, der Arzt klopfte mir auf die Brust

Digitized by Google

und dann schrieben sie mich ein, es war um mich geschehen; meine Mutter lag vor dem Mandatar auf den Knieen, meinem Vater rannen leise die Thränen herab und sie stand oben am Fenster und sah mich da stehen, elend, ohne Erbarmen. Ich weinte vor Wuth. Was half das? Groschen waren keine da. Man ließ mich auf der Stelle schwören und setzte mir eine kaiserliche Mütze auf. Ich war Soldat. Wie wir fortzogen, da weinten uns Alle nach und die Recruten weinten auch, jeder trug ein Kreuz auf der Brust und ein kleines Säckchen, gefüllt mit Erde, die er unter der Schwelle seines Hauses ausgegraben hatte. Die Trommel wirbelte, der Herr Corporal commandirte Marsch, wir gingen wie die Hunde an der Koppel; sie sangen ein Lied alle zusammen, ach! so ein trauriges Lied. Ich ging still und als wir immer weiter kamen und das Dorf versank, und der Wald, die Kirche, ich nichts mehr sah von den Meinen, da hatte ich mir es überlegt und dachte: Gut, Du dienst dem Kaiser; Du weißt doch, zu wem Du gehörst."

„Und wie ging es Euch als Soldat?" fragte ich gespannt.

„Gut, Herr", entgegnete der Capitulant und seine Augen blickten mich wunderbar gutmüthig an. „Gut. Man verlangte ja nichts von mir, als was meine Schuldigkeit war, nichts mehr, nichts weniger, und das that ich gerne. Ich wußte doch jetzt, daß ich ein Mensch bin. Zuerst kam ich nach Kolomea, lernte exerciren, zuerst allein, dann mit den Anderen. Wie ich erst mit dem Gewehr umgehen konnte, da war ich Euch stolz und dachte, wenn es nur einen Krieg gäbe.

Und da sah ich auch in der Kreisstadt, daß es eine Ordnung in der Welt giebt; man hielt uns streng, aber gerecht. Da gab es keine unverdiente Strafe und keinen unverdienten Lohn und die Leute in der Stadt sahen den Soldaten gleichsam mit Respect an. Und wenn ich Wache stand vor dem Kreisamte und hörte die Bauern, wie sie zusammen redeten und wie sie da Recht und Hülfe fanden gegen die Polaken, da blickte ich zu dem Adler empor, der über dem Thore hing und dachte mir: Du bist nur ein kleiner Vogel und hast kleine Flügel, aber sie sind doch groß genug, um ein ganzes Volk zu schützen.

Wenn wir später zur Parade marschirten, die gelbe Fahne mit dem schwarzen Adler über unseren Köpfen flatterte, durfte ich nur hinsehen und war zufrieden.

Wir hielten Euch zusammen im Regimente wie zu Hause in der Gemeinde, Alle für Einen, Einer für Alle, dem Rechtlichen halfen wir und solche schlechte Lumpaken straften wir unter uns. Nachts, wenn die Officiere schliefen in den Quartieren und die Herren Feldwebel schliefen auch, da kamen wir dann leise zu Hauf und hielten Gericht über die Diebe, die Betrüger, die falschen Spieler, die Trunkenbolde, die der Compagnie Schaden brachten und Schande, und wir richteten Euch mehr aus als der Herr Profoß mit Stock und Eisen.

So verging wol ein Jahr, da packten wir eines Tages unsere Tornister und marschirten nach Ungarn. Aus Ungarn nach Böhmen, aus Böhmen nach Steiermark. Man sieht so mit der Zeit als Soldat

Digitized by Google

viele Länder, die alle unserem Kaiser gehören, und verschiedene Menschen und bekömmt ein bescheidenes Herz, man sieht, daß zu Hause nicht Alles am Besten ist. Ich sah Euch dort mehr Wohlstand, mehr Gerechtigkeit und Menschlichkeit und mehr Civilisation (das Wort ist dem galizischen Bauer geläufig) als bei uns. Ich lernte den Deutschen achten und den Czechen, der eine Sprache spricht in der Weise wie wir.

Ich sah den heiligen Nepomuk in seinem silbernen Sarge liegen und sah auch den Felsen, in den ihn der König gesperrt hatte, und die steinerne Brücke mit den vielen Heiligen, wo sie ihn in das Wasser gestürzt haben und fünf flammende Sterne über seinem Haupte auf den Wellen schwammen."

„Ich denke noch, wie Ihr als Urlauber zuerst wieder zu uns in das Dorf kamt", bemerkte Kolanko mit einer gewissen Befriedigung. „Der weiße Rock mit den blauen Aufschlägen stand Euch teuflisch gut. Die Weibsbilder folgten Euch mit den Augen und flüsterten. Meine Alte sagte damals, der Balaban ist jetzt der hübscheste Mann auf zehn Meilen in der Runde und die verstand es, das ist bekannt. Aber er wollte von keinem Weibe was wissen."

„Der Herr weiß ja", wendete sich der Capitulant zu mir, „damals weinte unser Soldat, wenn er auf Urlaub mußte. Zu Hause verließ er die Unterthänigkeit, die Robot, die Willkür, die Noth und gewöhnte sich an Ordnung, Recht und Anstand und kam zurück wieder in Noth und Gewalt. Wie man die Urlauber aufrief, stand die ganze Cumpagnia still, nur ich — ich weiß nicht, was mir einfiel — trat vor und meldete mich. Alle sahen mich an Nun gut, so schickte man mich denn auf Urlaub.

Ich kam nach Hause, zu meinem Vater. Wie ich eintrat im grauen Soldatenmantel mit der Holzmütze auf dem Kopfe, sah er mich starr an und fuhr mit der zitternden Hand zu seinen grauen Haaren empor. Ich küßte ihm die Hand.

„Es ist gut, daß Du da bist", sagte er

Dann kam die Mutter, schrie und lachte, daß ihr die lichten Thränen herabflossen. Ich erzählte ihnen vom Regimente und den Ländern, wo ich als Garnison lag, und sie berichteten mir von den Leuten im Dorfe. Die Nachbarn kamen, viel Branntwein wurde Euch damals getrunken.

Mir war Alles recht. Ich ging herum wie ein Kranker. Keiner sagte mir was. Ich blieb auch stille, aber meinte, der Grundherr müsse Katharina fortgejagt haben, weil Alles so stille war. Anderwärts dachte ich mir: ist sie noch bei ihm, so wird es bald geschehen. Ich wünschte es, ich wußte nicht warum. Was wollte ich noch mit ihr!

Oft hätte ich sie in einer großen Noth, in Elend und Schande sehen mögen und hätte ihr dann doch geholfen.

Niemand nannte nur ihren Namen und ich wagte nicht zu fragen. Sonntag, während der großen Messe, sehe ich Euch einmal in den Chor hinauf. Wer sitzt da - - meine Katharina als gnädige Frau. So schön

war sie. weit schöner noch als zu jener Zeit, aber so bleich, so krank, so müde und hatte so große dunkle kreisende Augen wie eine Sterbende."

Ein seltsames stilles Licht lag auf dem ruhigen Antlitz des Capitulanten.

„Das Blut gerann in mir", fuhr er fort.

„Wer ist diese schöne Dame?" fragte ich einen Burschen, der mich nicht kannte.

Der sah mich dumm an und sagte: „Das ist die Herrin, die Frau des Grundherren."

„Er hatte sie wirklich geheirathet, ganz ordentlich vor dem Altar, nur er hatte Recht und jetzt war sie meine gnädige Herrin."

Der Capitulant lächelte.

„Ich konnte jeden Tag ihr begegnen", sprach er dann. „Wozu war das gut! Ich gehe also in ein anderes Dorf arbeiten. Es war so Alles aus."

Der Capitulant schwieg, die Arme waren ihm herabgesunken, er blickte mit vorgeneigtem Kopfe in das Feuer, seine bronzenen Züge hatten wieder ihren tiefen gleichmüthigen Ernst angenommen und seine Augen brannten wieder wie große ruhige Feuer. Alle schwiegen. Die Landschaft dämmerte in tiefer heiliger Stille.

„Eure Geschichte ist wol zu Ende?" sagte ich nach einer Pause.

„Ja", entgegnete schamhaft der Capitulant.

„Nun, es ist wirklich nichts Besonderes an Eurer Geschichte", sprach ich. „Das geschieht alle Tage und geschieht einem Jeden, aber das Besondere an Eurer Geschichte seid Ihr selbst. Habt Ihr nie an Rache, an Vergeltung gedacht?"

„Nein", erwiederte er still vor sich hin. „Wofür auch? Es lag in der Natur. An wem sollte ich dafür Rache nehmen, daß ich ein Mensch bin, daß sie ein Weib ist?"

Seine Antwort überraschte mich und steigerte meine Theilnahme auf das Lebhafteste.

„Du hast also nie eine Genugthuung empfangen", sagte ich

„Doch", erwiederte er nach einigem Nachdenken. „Es war im sechsundvierzigsten Jahre (1846), als ich auf Urlaub war und damals kam das große Elend über unser Land durch die polnische Revolution.

Es war also in den letzten Tagen, im Februar, ein furchtbar strenger Winter. In dieser Nacht war besonders viel Schnee gefallen und hatte alle Straßen und Wege verweht. Warten Sie. Das kommt später. Mir geht jetzt in diesem Augenblicke Alles so kuriös im Kopfe herum, ich muß dem Herren früher noch etwas Anderes berichten. So war es. Lange schon herrschte eine gewisse Unruhe, die Grundherren kutschirten hin und her, man hörte von verborgenen Waffen.

Nicht wenige Bauern waren in der Schenke von Tulawa versammelt, unter ihnen der Richter, da kam unser Grundherr und sagte zu den Bauern: „Wollt Ihr mit uns Edelleuten halten oder mit wem wollt Ihr es halten? Wenn Ihr mit uns halten wollt, so kommt heute

Nachts bei der Kirche alle zusammen und ich werde Euch Schützen mit Gewehren beigeben und mit Euch gehen."

Hierauf erwiederte der Richter: „Wir wollen es keineswegs mit Euch halten, sondern mit unserm Herrn Gott und dem Kaiser." Worauf sich der Grundherr entfernte und der Richter zu dem Volke sprach: „Ihr Leute, daß mir keiner mit diesen Edelleuten halte und zu ihnen trete."

Unser Grundherr, derselbe, der meine Katharina zum Weibe genommen hatte, ließ auch eine Schrift in der Schenke. Alle sahen hinein, keiner konnte sie lesen. Da sagte der Richter: „Ruft uns den Balaban, er ist so zu sagen ein alter Soldat, es wird ihm bekannt sein, was damit anzufangen." — Nun so riefen sie mich denn und ich las ihnen die Schrift.

Oben stand: „An alle Polen welche lesen können."

Da mußte ich laut lachen, denn erstens war kein Pole da und zweitens keiner, der lesen konnte, außer mir. Da stand es nun, Sie erinnern sich wol an diese Komödien damals, da stand es: „Die Unterthänigkeit und die Robot seien nur durch Gewalt und Unrecht entstanden, denn in früheren Zeiten wären alle Menschen gleich und die Edelleute ebenso Landleute wie wir gewesen und hätten sich die Herrschaft über uns angemaßt und endlich das Land an den Moskowiter, den Preuß und den Kaiser verkauft, dessen deutsche Beamte in Gemeinschaft mit dem Edelmann den Bauer so schinden, daß er kaum seinen Hunger stillen und sich in elende Leinwand kleiden kann. Der Kaiser kenne den polnischen Bauer gar nicht, verkaufe ihm Salz und Tabak theuer, um gut in Wien leben zu können. Hülfe könne nur von Gott kommen, dazu müßte sich aber Jedermann im ganzen Lande erheben und zu den Waffen greifen. Die Edelleute erkennen ihr Unrecht und wollen sich mit dem Landvolke gegen den Kaiser vereinigen und die deutschen Beamten aus dem Lande jagen."

Es war manche Wahrheit in der Schrift und die gefiel uns, „aber", sagten wir untereinander, „das ist nicht so; pure Komödie, wer thut uns denn Gewalt an, als die Edelleute. wer schützt uns noch so gut es geht gegen sie — die deutschen Beamten und unser Kaiser", und keiner wollte was von den Polen wissen.

„Wenn Ihr den Edelleuten folgt", sagte ich, „werden sie dann mit Euch Bauern ackern wie Ihr es jetzt mit Euren Ochsen thut? Aber versammeln wollen wir uns heute Nacht in der Schenke für alle Fälle."

So kam die Nacht heran.

Wie schon gesagt, es war ein strenger Winter, wie der jetzige etwa, und in dieser Nacht war besonders viel Schnee gefallen, Alles war verweht, keine Straße, kein Weg war zu sehen, nur die Wälder standen wie schwarze Mauern in der weißen hellen Nacht.

Wir waren in der Schenke beisammen und ein Jeder hatte seinen Dreschflegel mitgebracht, oder seine Sense gerade genagelt. Ich nahm einen Haufen Bauern, es war gegen Mitternacht, und machte eine

Digitized by Google

Patroll. Die Bauern hatten da einen großen Jammer und fürchteten einen schlimmen Ausgang. Ich sprach ihnen Muth zu und sagte: „Wenn wir tapfer Widerstand leisten, haben wir von diesen Rebellen nichts zu fürchten.“ — Da kamen schon einige Schlitten mit Edelleuten und Pächtern und anderen Lumpaken, die zum Edelhofe fahren wollten. Wie sie unserer ansichtig wurden, hielten sie stille und Einer stellte sich auf und schrie, wir sollten uns anschließen, die Revolution sei ausgebrochen, das Landvolk in Freiheit, die Robot geschenkt von den Edelleuten, auch dürften wir über die kaiserlichen Kassen und die Juden herfallen.

„Hier sind keine Verräther“, rief ich. „Wir stehen hier für Gott und den Kaiser.“

Ich hatte noch nicht geendet, da gaben Euch die Polen schon Feuer, ein paar Schrote gingen mir in den Leib und ein Bauer hatte eine Kugel im Fuße. Ich schrie auf die Bauern: „Vorwärts!“ Wir also von rechts und links auf die Polen, reißen sie aus den Schlitten und nehmen sie alle gefangen, Einem, der sich wehrte, hieb ich über'n Kopf, sonst wurde keiner mehr verwundet. Jetzt wurde auch bei der Schenke geschossen, ich lief so schnell ich konnte, wie ich ankam, war auch dort Alles vorbei. Der Edelmann Bobroski lag blutig im Schnee und unser Grundherr stand mitten unter den Bauern und sie schlugen von allen Seiten auf ihn los; sie hätten ihn auch erschlagen, wenn ich nicht gekommen wäre, das Blut rann ihm schon vom Kopfe. Ich rettete ihn.“

„Ihr?“

„Ich, Herr. Es war mir leid, das muß ich schon sagen, daß die Bauern ihn nicht todtgeschlagen hatten, aber wie ich einmal dabei war, durfte es nicht geschehen. Die Polen hätten gesagt, es sei aus Rache geschehen wegen der Katharina, und das hätte einen garstigen Fleck auf unsere Sache gegeben.

Wir banden ihm wie allen anderen hübsch die Hände und Füße, warfen sie auf ihre eigenen Schlitten und führten das ganze adelige Pack zum Kreisamt nach Kolomea, wo ich bei zwanzig Edelleute, ihr Geld, ihre Uhren und Ringe, Alles, wie es sich gehört, ablieferte. O! das waren schöne Tage, Herr! Ein Krieg des armen Menschen gegen seine Unterdrücker, und überall eine heilige Ordnung, unsere Wachen auf allen Kreuzwegen, Bauern in zerrissenen Leinwandröcken traten in das Kreisamt und zogen Tausende aus der Brust und legten sie dort treulich hin. Wir ließen auf uns schießen und entwaffneten dann die Herren, und Jeder hätte sein Blut hergegeben, Jeder meinte damals jetzt müßte jeder Unterschied aufhören, ein Mensch frei sein wie der andere, Alle gleich! Alle gleich! — Dann begannen im Westen die polnischen Bauern zu morden, viel Kriegsvolk rückte in das Land. Alles kam anders, als man es erwartet. Nun aber zwei Jahre später wurde doch die Unterthänigkeit aufgehoben und die Robot und jetzt ist der Bauer ein freier Mann.“

„Was geschah mit Eurem Grundherrn?“ fragte ich.

„Er kam auf die Festung in Ketten“, rief Kolanko, „sein Weibchen

tröstete sich so gut es ging, bis er im achtundvierzigsten Jahre (1848) wieder losgelassen wurde mit allen anderen polnischen Rebellen."

„Ich nahm zur Zeit meine zweite Capitulation", sagte Balaban, „und ging zum Regiment. Wir rückten dann in den ungarischen Krieg, im Winter die Karpathen herab, bei Kaschau war eine Schlacht und bei Tarczal, bei Kapulea eine große Schlacht, die wir gewannen und bei Iszeszeg. Dann mußten wir zurück, ein starker Winter kam über uns, die Leute blieben am Wege liegen, erfroren, lagen da lächelnd und schliefen ein.

Merkwürdige Zeiten, Herr! Da fielen die Leute, einer nach dem anderen, den traf die Kugel, jenen ein Säbel, mancher ertrank oder starb am Wege, nachdem er sein Säckchen mit heimathlicher Erde aus der Brust gezogen und geküßt und Jeder lebte gerne; nur ich nicht und an mir ging Alles vorbei. Da zweifelte ich an Allem so. Wo war da eine Gerechtigkeit? — Dann kam ich zurück als verabschiedeter Soldat, da mein Vater todt war.

„Nicht ihretwegen?"

„Wie?" entgegnete Balaban, die Achseln zuckend. „Ich ein verabschiedeter Soldat und sie eine Dame! Ich kam also zurück. Mein Vater war todt. Auch meine Mutter. Ich war allein. Der Grund war frei, aber Alles verkauft bis auf die Hütte und ein paar Obstbäume. Nun wie gefällt Euch das? — Ach! was war da zu machen!

Ich hatte immer eine Vorliebe für das Thierreich und schöne Zucht, so ging ich denn den Bienen nach, studirte ihre Manieren und legte mir einen schönen Bienengarten an, beim Hause; Ihr kennt ihn ja; zog mir dann zwei große Hunde auf, wahre Wölfe, der Vater war auch ein wirklicher Wolf, ich habe ihn gekannt — schöne Hunde, so grau mit Augen, die Nachts wie Feuerbrände sprühen, nun, Ihr kennt sie ja, und übernahm das Amt eines Feldhüters bei der Gemeinde. Auch einen Kater", der Capitulant lächelte, wie es jeder galizische Bauer zu thun pflegt, wenn er von Katzen spricht; „ich habe das Vieh aus dem Wasser gezogen, nun Ihr kennt ja meinen Maciek."

„Die Hunde solltet Ihr sehen, Herr", bemerkte mit stiller, neidischer Bewunderung der Pappendeckelmann.

„Nun, er verdient sie, der Capitulant", rief Kolanko. „So ein Feldhüter war noch nicht da wie er. Die Gemeinde kann Gott danken."

„Ich bitte Euch", sprach der Capitulant ablehnend, „incommodirt den Herrn nicht mit solchen Sachen da."

„Nein, ich höre Alles gern, was Euch betrifft", rief ich.

„Zu viel Ehre."

„Das ist einmal Einer, der seine Schuldigkeit thut", sagte ernst der Pappendeckelmann und wies auf Balaban. „Ich lobe Niemand, aber das ist die Wahrheit. Die Diebe fürchten ihn, die Trunkenbolde werden nüchtern, wenn sie ihm Nachts begegnen. Wenn er die Steuer eintreibt, so giebt das mehr aus, als eine Execution von zwanzig Mann."

„Bei der Landtagswahl hören die Bauern mehr auf ihn als auf

Digitized by Google

den Richter und den Commissär", betheuerte Mongol. „Wenn Sie gewählt werden wollen im Bezirk, so sagen Sie es nur dem Capitulanten, Herr, der kann Alles mit unserem Volke machen was er will."

„Aber ich bitte Euch, Nachbarn", bat wieder der Capitulant recht demüthig. „Was hat man zuletzt als seine Pflicht."

„Nun, ich sage gar nichts", kreischte Kolanko, „aber erst das Weibsvolk! O — jo — joj!"

„Er will kein Weib nehmen", sprach Mrak, der aufmerksam zugehört hatte, und jetzt seine Wache fortsetzte.

„Ah! jaj! er liebt noch die Andere", rief plötzlich der Jude, der munter geworden war und sich unserem Kreise genähert hatte.

„Ist das so?" fragte Kolanko ernst den Capitulanten, indem er ihn mit dem Ellnbogen berührte.

„Ist es wahr, daß Du sie nicht vergessen kannst?" bemerkte zögernd der Pappendeckelmann.

Der Capitulant schwieg.

Er zeigte uns ruhig sein sanftes ehrliches trauriges Antlitz. Seine Augen hatten wieder jenen feuchten erkenntnißvollen Blick, der Einem so wehe that. Mir wurde so seltsam dabei, das tiefe Schweigen der Natur pflanzte sich in meine Seele fort und wie das einsame Feuer seinen Rauch ruhig aufwärts trieb, so zog langsam eine wehmüthige Erinnerung vor mir herauf. Ein wunderbar schönes bleiches Haupt von dunklen Locken bacchantisch umwallt, mit halb geschlossenen, zärtlich scheuen Augen stieg aus der Asche.

„Eine Dummheit! Eine solche Dummheit!" schrie Mongol und Alles versank und der Schatten, der übrig blieb, verschlang die gierig leckende Flamme.

„Ausspeien sollst Du vor der sauberen gnädigen Frau von Zawale", schrie der Pappendeckelmann.

„So ein Mann, und so eine Dirne zu lieben", fiel wieder Kolanko ein.

„Nun, ereifert Euch nur nicht so", sagte der Capitulant kalt, er war sichtlich bleich geworden und seine Brauen hatten sich finster zusammengezogen. „Seht, es war natürlich. Das arme Mädchen mußte sich plagen und dann konnte es eine gnädige Frau sein. Es war ein schöner stattlicher Mann, unser Grundherr, etwa nicht? Ich war gut genug, so lange kein Besserer da war. Es ist gerade so, würde ich einem kleinen Fürsten dienen, wenn ich dem Kaiser dienen kann? — Man muß das nicht mit dem Herzen nehmen. Das Herz hat zwischen Mann und Weib das Wenigste zu sagen. Denkt doch nur verständig darüber nach.

Ich sage Euch, es handelt sich zwischen Mann und Weib wie überall nur um das nackte Leben. Begreift Ihr?"

„Nein."

Ich fing an zu begreifen, wo er hinaus wollte und staunte den Mann an. Er war im Flusse, seine Augen brannten und jetzt sprach er wirklich gut, mit jener natürlichen Beredsamkeit unseres Volkes.

„Seht Ihr, das Einzige, was ich als Soldat gelernt habe, ist den

Digitized by Google

Tod zu verachten. Beſſer wäre es noch ihn wünſchen, ihn lieben zu lernen. Aus der Liebe zum Leben kommt alles Unglück und auch unſer Unglück mit dem Weibe. So elend dieſes Leben iſt, nun, ſo thut doch jeder Alles, nur um zu leben. Wenn ich ein falſches Wort ſpreche, erſchießt mich."

Kolanko nickte eifrig. Alle horchten auf das Aeußerſte geſpannt zu, der Hund ſogar hob ſeinen feinen Fuchskopf zu dem Capitulanten.

„Ich glaube, er ſpricht die Wahrheit" ſagte ich. „Alles beugt ſich der Nothwendigkeit, jedes Lebendige fühlt wie traurig das Daſein und doch kämpft Jedes verzweiflungsvoll darum und der Menſch kämpft mit der Natur, mit dem Menſchen und der Mann mit dem Weibe und ihre Liebe iſt auch nur ein Kampf um das Daſein. Beide wollen fortleben in ihrem Kinde, Jedes will ſeine Züge, ſein Auge, im Auge ſeine Seele wieder finden, und Jedes will ein beſſeres, vollkommneres Weſen werden durch das Andere, deſſen Vorzüge es an ſich zu reißen ſucht.

Das Weib will noch außerdem um ihretwillen und ihres Kindes willen leben durch den Mann. — Ich weiß nicht, ob ich mich gut ausgedrückt habe."

„Vollkommen", rief er ganze Kreis zuvorkommend.

„Wenn der Herr erlaubt", nahm der Capitulant das Wort, „will ich ſagen, was ich davon denke, ſo nach meiner Art, wie ich es verſtehe."

„Mich laßt reden", ſchrie der Alte und hob drohend ſeinen Polſter. „Ihr ſprecht immer fort. Laßt mich zuerſt reden."

„Sprich alſo."

„Ja, was wollte ich ſagen?"

„Jetzt weiß er nicht, was er ſagen will!"

„Alſo —", der Alte ſtak wieder.

Wir lachten.

„Lacht nur. Jetzt hab' ich es", ſprach er ganz aufgeräumt. „So iſt es. Ein Weib muß doch auch ſein Leben friſten wie ein Mann. Wie aber? — Sie leidet Manches, was der Mann nicht leidet. Wie ſoll ſie allenfalls arbeiten, wenn ſie ein Kind hat? und dann, wenn ſie es aufziehen muß? Und das wiederholt ſich vielleicht jedes Jahr. Sie kann nicht arbeiten wie der Mann. Auch ſo nicht. Sie hat von Natur keine Ausdauer, gewiß, und lernt dazu nichts Rechtes, kein Handwerk, ſo natürlich ſucht ſie zu leben vom Manne, oder gar ihr Glück zu machen. Was muß ein Mann thun, um emporzuſteigen — und ſo ein hübſches Ding zeigt ihr fein Geſichtchen her und wird aus einer Kuhmagd eine Dame. Hab' ich Recht oder nicht?"

„Recht haſt Du Alter!"

„Erlaubt alſo", redete wieder der Capitulant. „Ich habe es aufgegeben, ſo um das nackte Leben zu kämpfen und zu ſündigen wie die Anderen, ich bin einmal unterlegen, genug damit.

Es iſt beſſer, wenn ich mir ſagen kann, mein Auge verlöſcht für immer und eine arme Seele kommt zur Ruhe. Ich denke, es iſt für den Mann beſſer ohne Weib. Nicht das Weib ſucht den Mann, ſondern

der Mann das Weib. Darin liegt der ganze Vortheil und so kann ein Weib ruhig seine Rechnung machen mit dem Manne. Was sollte auch ein Weib Anderes denken, als Vortheil zu ziehen aus dieser jammervoll lächerlichen Lage des Mannes?

Wenn Einer bis an den Hals im Wasser steht, mit den Füßen im Schlamme steckt und ertrinken muß, Ihr aber könnt ihn retten und er hat einen Beutel mit Gold bei sich, er wird ihn Euch gern an das Ufer werfen.

Ein kluges Weib ist aber mit einem Beutel Goldes nicht zufrieden, sie schleppt den Mann vor den Geistlichen.

Versteht Ihr mich nun? Darum ist auch so große Feindschaft zwischen den Weibern, wie zwischen Schneidern oder Korbflechtern. Jede sucht ihr Körbchen so gut als möglich an den Mann zu bringen Und hat sie Unrecht?

Wird nicht die Frau nach dem Manne geschätzt? Ist eine Dirne vom Dorfe, wenn sie einen Grafen zum Manne hat, nicht eine Gräfin? Und umgekehrt? Des Mannes Ehre ist ihre Ehre und deßhalb ist ein Weib immer stolzer auf seine Titulaturen, sein Vermögen als der Mann selbst. Begreift Ihr?"

„Da begreife ich noch immer nicht", erwiederte Mrak ärgerlich, „wie Du die gnädige Frau von Zawale, Deine saubere Katharina, lieben kannst, die Dich so elendlich verrathen hat."

„Das wirst Du nie begreifen", sagte der Capitulant trocken.

„Und doch ist kein Weib werth, was ein Mann um sie leidet", sagte ich leise.

„Gewiß, Herr", antwortete der Capitulant, „kein Weib ist das werth, was ein Mann für sie fühlt, außer einer Mutter. Um aber von meiner gnädigen Herrin zu reden. Was hat sie mir eigentlich gethan? Ich bin in keiner glücklichen Stunde geboren. Und dann — ich habe dem Leben lange genug zugesehen — Der und Jener hat ja auch geliebt und auch geküßt und glücklich geheirathet und jetzt können sich Beide kein gutes Wort mehr gönnen. Seht Ihr. Wenn sie mein Weib geworden wäre, hätte ich sie vielleicht in kurzer Zeit geprügelt. Es ist ganz Alles eins, so oder so, ganz Alles eins.

Die Liebe hört dann beim Manne bald auf und ich sage, das Weib hat Recht sich bei Zeiten vorzusehen, so lange es jung und hübsch ist und so lange dem Manne der Kopf brennt; wie bald ist so ein Feuer gelöscht und wie rasch wird so ein Weib alt."

Ich schüttelte den Kopf.

„Was befremdet Sie, Herr!"

„Daß Ihr nur von dieser natürlichen Liebe sprecht und doch selbst ein Zeuge seid für eine andere Liebe."

„Ich habe nichts dagegen gesagt", rief der Capitulant, „ich gewiß am wenigsten. Ein Mann kann mit dem Herzen lieben, wenn es ihm Vergnügen macht, warum nicht? Aber ein Weib kann das nicht. Ich

Digitized by Google

sage Ihnen, so ein Weib möchte erwiedern, was ein Mann für sie fühlt — erwiedern möchte sie es, aber wo ist die Möglichkeit?

Wenn ich mein Pferd liebe, wie sieht es mich an, so menschlich fast und möchte gleichsam sprechen zu mir und kann nichts weiter thun als mich liebkosen. Und scheint traurig darüber und trägt doch morgen einen anderen Herrn ebenso lustig. Kann ich sie Beide deßhalb verklagen? und bei wem? Wer eine Liebe hat, so eine herzliche Liebe, muß sich bei Zeiten fügen und entsagen oder er wird getäuscht.

Ueberhaupt", sagte er still, „ist zuletzt unsere ganze Weisheit: entsagen, dulden, schweigen.

Und wenn Ihr Euch wundert, daß ich diese Katharina so lange lieb behalten habe, wer sagt Euch denn, daß eine ehrliche Liebe ihren Gegenstand um jeden Preis besitzen muß? Man liebt eine Person nicht, weil sie gut oder schlimm ist oder etwa moralisch. O! Nein! — Ich liebe sie auch nicht, weil sie gut gegen mich handelt oder nicht. Man liebt sie nur, wenn man muß, wenn uns die Natur gleichsam keine Wahl läßt, gleichsam zu einer Person zwingt. Und nur eine solche Liebe erträgt Alles, Spott, Gelächter, Schläge, Mißhandlung, Grausamkeit und fragt oft nicht einmal, ob man sie erwiedert; und nicht einmal die Zeit tödtet sie, die doch Alles tödtet."

„Ihr wärt ein vortrefflicher Ehemann geworden", sagte der Alte nach einer Pause. „Warum nehmt ihr kein Weib? Jeder möchte Euch mit Freuden seine Tochter geben und ein Haus und Grund und gute Groschen dazu."

„Es ist unhöflich abzulehnen", entgegnete der Capitulant, „aber habe ich Einen von Euch gebeten? — Wie soll ich ein Weib nehmen? Ich habe das erste Mal so zu Euch gesprochen, Ihr kennt mich jetzt. Habe ich so aufrichtig mit dem Herzen geliebt, wie soll ich dann eine Andere lieben und giebt es keine solche Liebe — wozu ein Weib?"

„Näher betrachtet, habt Ihr Recht", fügte Kolanko hinzu, „um so mehr, als Alles mit der Zeit vergeht."

„Alles nicht", sprach der Capitulant mit seinem schönen leuchtenden Blick.

„Und doch", seufzte er später, „Ihr habt die Wahrheit gesprochen, Ihr am Meisten. Ja, unser Empfinden sogar wird immer schwächer; später macht uns das, was uns weh gethan hat, beinahe eine Freude. Man denkt so an verstorbene Menschen wie an verstorbene Gefühle Was sagt Ihr dazu, Kameraden? — Es ist so traurig, wenn man endlich weiß, was Du da fühlst, dauert nicht. Wie hat mir das Herz weh gethan, als ich meine Eltern begrub. Aber wenn heute etwas ist, ist es in einem Jahre vielleicht nicht mehr. Alles geht vorüber, wie die Wolken, die gegen Abend ziehen, so auch das Schlechte.

Alles kann der Wille. Nur gegen Krankheit und Tod kann er nichts.

Wenn so der Feldwebel am Samstag beim Rapport gleichmüthig eine Woche aus dem Kalender strich, war ich immer traurig, aber was

Digitized by Google

ist das! — trauriger als die Vergänglichkeit der Zeit, des Lebens, ist die Vergänglichkeit, welche wir an uns selbst, unserem Denken, unserem Fühlen wahrnehmen. Das ist das wahre Sterben. Ist das nicht natürlich? Täglich siehst Du etwas Neues, Alles verändert sich um Dich, anders ist es, wenn Du ein Kind bist, anders, wenn Du ein Mann, und so, kannst Du derselbe bleiben? und verlangst von Anderen, daß sie sich nicht verändern?"

Einen Augenblick war Alles still, dann hörte man leise ein Glöckchen klingen, weit, weit, unendlich kläglich.

„Da stirbt Einer", sagte der Greis und bekreuzte sich.

„Was fällt Euch ein", rief Mrak. „Das ist die Schlachta (der Adel), die heimkehrt von der Verschwörung in Tulawa. Paßt auf!"

Der Capitulant erhob sich, verlöschte bedächtig seine Pfeife und schob sie in die Stiefel; dann ging er langsam in das Freie hinaus, blieb stehen, nahm die Mütze ab, zog Luft durch Mund und Nase und hielt die Hand flach hin.

Das Glöckchen kam näher und näher.

Der Capitulant setzte die Mütze wieder auf.

„Die Kälte läßt nach. Der Wind hat umgeschlagen."

Er kehrte hierauf zum Feuer zurück und ergriff seine Flinte.

„Nun. Leute, thut Eure Schuldigkeit."

Alle waren sofort auf den Beinen und umgaben mit ihren Sensen und Dreschflegeln den Capitulanten.

„Ein Schlitten. Habt Acht!" rief Mrak von der Waldecke herüber.

Das verzweifelte Geläute ertönte schon ganz nahe, wir hörten die Peitsche des Kutschers wie einen Pistolenschuß knallen, die Pferde schnauben

Jetzt tönte das „Halt"! der Bauernwache.

„Halt! Halt!" schrieen die Anderen und liefen hin.

Da stand jetzt der Schlitten und aus den Bärenfällen, die denselben bedeckten, erhob sich eine schlanke schöne Dame in einem kostbaren Pelze. Wie sie den Schleier von ihrem Capuchon zurückschlug, war sie noch schöner, aber furchtbar bleich. Ihre blauen Augen fieberten vor Zorn.

„Was wollt Ihr", rief sie mit wutherstickter Stimme.

„Paß", antwortete die Bauernwache lakonisch.

„Ich habe keinen."

„Legitimation."

„Ich habe keine."

„Dann seit Ihr arretirt", rief Mrak und fiel den Pferden in die Zügel.

Da trat der Capitulant vor, die Flinte auf der Schulter und nahm Mrak bei Seite

Die Anderen steckten schnell die Köpfe dazu.

„Lassen wir sie fahren", sagte der Capitulant halblaut.

„Lassen — ohne Paß — weshalb?"

„Ich kenne sie", entgegnete er. „Laßt sie fahren."

Digitized by Google

„Ich glaube Dir gerne, daß Du sie kennst", sagte jetzt bedeutsam der Alte. „Laßt sie nur fahren."

Der Capitulant war an das Feuer zurückgekehrt und stierte in die Flammen desselben.

Die Anderen folgten langsam.

„Fahr zu", rief die Bauernwache spöttisch.

Die Dame sank in ihre Pelze zurück, der Kutscher knallte mit der Peitsche, der Schlitten flog auf der Schneebahn dahin.

Der Jude lachte.

„Wer war es?" fragte ich bei Seite.

„Sie."

„Sie?"

Der Pappendeckelmann nickte und arbeitete dann in dem Feuer herum.

„Das war die Herrin von Zawale", flüsterte der Alte. „Sie, die er geliebt hat und die er jetzt noch liebt."

Wir schwiegen lange Zeit.

Dann sagte der Pappendeckelmann: „Sie soll auch nicht glücklich sein mit ihm, sie hat immer Hofschneider und habt Ihr gesehen, wie bleich sie war?"

„Ah! seht mir den Schlitten an und die Pferde", rief der Capitulant. „Hat sie nicht Krakusen und Kosaken? Die großen Herren küssen ihr die Hand — und den schönen Pelz, den sie hat Warum soll sie denn nicht glücklich sein?"

Digitized by Google

Digitized by Google

Björnstjerne Björnson.

Digitized by Google

Ein norwegischer Dichter: Björnstjerne Björnson.

Von **Edmund Lobedanz.**

Wenig über ein Decennium ist es, daß der Name dieses jetzt mit Recht gefeierten und in viele Sprachen übersetzten Dichters zum ersten Male in Dänemark, der Wiege seines Ruhmes, genannt wurde. Jetzt, wo eine neue vortreffliche Erzählung aus seiner Feder, „das Fischermädchen", vorliegt, ist das Bedürfniß, etwas Näheres und Eingehenderes über den Dichter, der sich von Jahr zu Jahr Freunde in stets größeren Kreisen erwirbt, wol als ein weit verbreitetes zu bezeichnen. Der Schreiber dieser Zeilen hat das Glück gehabt, ihn sowol durch Uebersetzung als biographische Artikel in Deutschland einzuführen, und er darf daher auch wol für den „Salon" das Recht in Anspruch nehmen, den zahlreichen Lesern desselben ihn zuerst vorzustellen*).

Vor Björnson wußte die europäische Welt wenig von norwegischer Literatur. Uebersetzungen früherer norwegischer Dichter erfreuten sich keines durchschlagenden Erfolges und selbst in Deutschland war man ziemlich im Unklaren darüber, ob es eine von der dänischen oder schwedischen getrennte und national unterschiedene norwegische Literatur und Sprache gäbe. Es blühte daselbst aber bereits im Alterthum eine großartige wesentlich norwegische Literatur in altnordischer, der damals allen drei nordischen Reichen gemeinsamen Sprache, die noch wenig verändert auf Island lebendig ist und in welcher Werke von unvergänglichem Werth, heidnische Volkslieder mythischen und heroischen Inhalts (Edda) und meisterhafte Volks- und Familienchroniken, selbst philosophische Bücher, wie der „Königsspiegel" und christlich poetische, wie die „Lilie", eine mittelalterliche Messiade, vorhanden sind. Daß diese nicht den Isländern speciell gehören, sondern als allgemeines Gut des Nordens oder des nordischen Zweiges der germanischen Völkergruppe betrachtet werden müssen, ist längst zur Genüge wissenschaftlich dargethan worden. Nach Auflösung der die drei nordischen Reiche vereinigenden sogenannten kalmarischen Union von 1397 sproßten drei Zweige aus dem alten Sprachstamme hervor, es entwickelte sich auf der einen Seite eine schwedische, auf der andern eine dänische Literatur, innerhalb welcher letzteren die norwegische kaum eine provinzielle Selbstständigkeit bewahrte. Der Vater der neudänischen Literatur, Ludwig Holberg, geb. 1684 in Bergen, bedeutend als Lustspieldichter und Geschichtsschreiber, überhaupt als heller, weit über den Vorurtheilen seiner Zeitgenossen erhabener Kopf, ging

*) Doch nicht ganz zuerst! Wir wiesen bereits im I. Bde. S. 764, auf diesen Dichter ersten Ranges hin. Die Red.

Digitized by Google

so ganz in dem specifisch Dänisch-Kopenhagenerischen auf, daß man nur sparsam Spuren seiner norwegischen Herkunft in seinen Werken nachweisen kann. Eine ganze Reihe von Norwegern findet sich dann bis zur staatlichen Trennung 1814 unter den hervorragendsten Geistern der dänischen Literatur, Tullin, Wessel, Nordahl Brun, Frimann, Storm, Boge u. A. Von einer in gewissem Sinne specifisch norwegischen Literatur kann dann erst die Rede sein, nachdem durch die 1811 geschehene Gründung einer norwegischen Universität in Christiania, also noch unter dem dänischen Könige, Friedrich VI., eine Trennung in geistiger Beziehung von Dänemark und Kopenhagen stattgefunden hatte, die sich nach der 1814 erfolgten politischen Trennung bei der damals noch so schwierigen und kostspieligen Communication fast zur Entfremdung erweiterte. Die producirende, im Lande selbst gebildete, vor den altgewohnten dänischen Einflüssen mehr geschützte Generation mußte dann erst erwachsen sein, konnte jedoch auch dann die altgewohnten classischen deutschen und dänischen Vorbilder noch aus ihrem Sinne nicht loswerden, dichtete daher aus zweiter Hand, entweder ganz von nationalen Stoffen absehend, oder doch diese in der Weise bearbeitend, wie dies vor ihnen von dänischen Dichtern bereits geschehen war, wobei das ganz besonders eigenthümlich Norwegische, dem Volksgeiste durch langen, liebevollen, innigen Umgang mit ihm an Ort und Stelle Abgelauschte, nicht zu seinem vollen Rechte kommen konnte. Solcher norwegisch-dänischer Uebergangsdichter giebt es eine ganze Reihe und hier und da haben auch sie bereits vereinzelt die Töne angeschlagen, welche später in vollerem Accorde von der Lyra Björnson's ertönen sollten. Wir nennen Joh. Storm, Munch, Vater des Andreas Munch, Bjerregaard, Schwach, Mauriz Hansen u. A., von denen sich Proben in meinem „Album Nordgermanischer Dichtung", Leipzig 1868, finden. Dann trat Henrik Wergeland, geb. 1808, mit schon eigenthümlicher norwegischen Tönen auf, aber noch ohne die nöthige Schönheit und Klarheit, zu gährend, zu titanisch und deshalb die eigenen Landsleute vielfach abstoßend. Ihm folgte, seine Auswüchse bekämpfend, geistig kosmopolitisch hoch gebildet und voll Sinn für Formschönheit, Johann Welhaven, Professor der Philosophie und Literaturgeschichte an der Universität zu Christiania, ein vorzüglicher Lyriker und classischer Stylist. Einen großen Theil seiner Kraft verwandte er auf die Bekämpfung des Urnorwegerthums Wergeland, dessen Richtung zur Verwilderung, zur Isolirung von der vom übrigen Europa gewonnenen ästhetischen Cultur führen zu müssen schien. Wergeland starb 1845, seine Schriften erschienen in neun Bänden, die erste Sammlung eines norwegischen Sturm- und Drang-„Classikers". Welhaven's gesammelte Werke, ebenso stark ungefähr, erscheinen gegenwärtig in Kopenhagen. Unter den übrigen Uebergangsdichtern, die das Antlitz nach Dänemark wandten, ohne aber die Dänen dazu bringen zu können, ihrerseits ebenfalls nach Norden zu schauen und dort Anderes und Höheres, in gewissem Sinne, als bei sich selbst zu erkennen, gehören Andreas Munch, zuerst 1836 aufgetreten, ferner der Novellist Theodor Reginald (Aaholm) 1838, Peter Andreas

Digitized by Google

Jensen 1838, besonders für Volksbildung thätig u. A. Dann kommen die norwegischen Brüder Grimm, Asbjörnson und Moe, die dem Volke seine Märchen ablauschten und darin, indem sie echt nationale Töne anschlugen und der gemeinsamen Schriftsprache eine reizvoll national-norwegische Färbung gaben, auch viele specifisch norwegische Dialect-ausdrücke anwandten, eine neue Aera in der norwegischen Literatur vorbereiteten und einläuteten. Diese Volksmärchen und die altnordischen Werke, die von den norwegischen Gelehrten nun recht an's Licht gezogen wurden, sollten dann früh die erste literarische Nahrung sein, die den Dichtergeist des jungen, in einsamer Gebirgsgegend erwachsenden Björnson befruchteten. Ueberhaupt regte sich in dem jungen Volke, das nach Jahrhunderte langem Schlafe sich die Augen rieb und, gesund an Geist und Körper, mit überflüssiger Kraft begabt, zu neuem Leben und Selbstbewußtsein erwachte; ein reger Eifer im Aufgraben und Anbauen des Vaterländischen. Die Geschichte des eigenen Volks hatte man über der mageren und vielfach prosaischen politischen Geschichte dänischer Könige unbeachtet gelassen, die Urkraft des Volksdialects, der noch an das herrliche Alterthum erinnerte, wo Norwegen nicht nur groß und mächtig, erobernd und, wie England, alle Meere befahrend gewesen war, sondern sich auch verhältnißmäßig hoher Geistesbildung erfreute, hatte man, als vermeintlich roh, neben der polirteren aber auch fast zu abgeschliffenen, durch fremde Elemente theilweise corrumpirten dänischen Schriftsprache sogar verachten zu müssen geglaubt. Nun gab Ivar Aasen ein vortreffliches norwegisches Dialectlexikon heraus, P. A. Munch, der berühmte Historiker, Lange, R. Keyser u. A. brachten die Geschichte Norwegens aus der Glanzzeit seiner mittelalterlichen Selbstständigkeit und der lebensvollen, wenn auch nur theilweise erhebenden Periode der Bürgerkriege, mit Heldengestalten wie König Sverre, mit tragischen Jünglingsschicksalen und verfehlten Leben hochherzig und genial angelegter Naturen, wie Sigurd Slembe, an das Tageslicht. Das Leben des norwegischen Bauernstandes, der, nie zur Leibeigenschaft hinabgesunken, in sich oft heldenhafte Traditionen aus früheren Zeiten bewahrte, mit stolzen Häuptlingsnamen als Ausgangspunkte einzelner Familien, schilderten endlich Oestgaard in seinem vor Björnson's Erscheinen als das Beste der Art bezeichneten Werke: „En Fjeldbygd", worin das Volksidiom zur Darstellung angewandt wurde, und Meltzer in seinem Buche über das Leben und Sein der niederen Volksclassen. Als bedeutende Dichterkraft, wenn auch gährend und unklar, wie ohne philosophische Durchbildung, welche nicht, wie bei Björnson, durch das beste Erbtheil des Dichters, die als Naturmacht wirkende Fähigkeit durch Intuition das in seiner tiefsten psychologischen Innerlichkeit ergriffene Gesammtbild des Lebens als Kunstwerk zu formen, ersetzt wird, trat dann 1850 Henrik Ibsen mit seinen ersten zwar unreifen Arbeiten auf, bis er in neuerer Zeit durch sein Drama, „Brand" (drei Auflagen) einen schönen Erfolg errang. In noch volksthümlicherer Weise, aber zu absichtsvoll und das norwegische Geistesleben unnöthig isolirend, strebten

Digitized by Google

A. O. Vinje, Kristof Janson u. A. auf Grund der Volksdialecte ihrem Lande eine völlig neue, dem Volksgeiste vermeintlich ganz angemessene Schriftsprache zu geben, was aber mit Recht vom Standpunkt der Bildung, namentlich der ästhetischen, mehr noch als vom Standpunkte des Praktischen, Widerstand fand und von vornherein als doctrinair undurchführbar erschien.

Da trat plötzlich Björnson, der bis dahin nur, ein Student ohne Examen, als Journalist und Kritiker in ziemlich wenig anerkannter, obgleich nicht unbemerkter Weise thätig gewesen war, mit seiner Bauernnovelle „Sünnova Solbakken" auf und fand nun, namentlich in den Kopenhagener ästhetisch gebildeten Kreisen, die schon lange nach einem original frisch kräftigen Talente ausgesehen hatten, den ungemessensten Beifall. Er traf bei sofort in die Augen springender Ursprünglichkeit auch vom kunstphilosophischen Standpunkt mit dem sicheren Instinct des Genies überall das Rechte, wählte sich frisch ländlich kindliche Menschenkreise, in welche der romantische Hauch, sowohl der uralt nationalen Märchen, als einer wahrhaft großartigen Gebirgsnatur, hineinwehte, und in denen die alte germanische Urkraft noch immer mit dem milden, durch das Christenthum gebrachten ethischen Religionsgefühl in Kampf lag, zu Gegenständen seiner Darstellung und hielt sich ebenso fern von der blos photographirenden, alle Trivialität des Bauernlebens mitnehmenden Schilderung, als der falsch idealisirenden Geßnerischen, in welcher das Volk mittelst theatralischen Aufputzes mit Unrecht schöner erscheint, als die höheren Classen. Er vermied jeden sogenannten eleganten, mit geistreichen Redensarten schillernden Bücherstyl, indem er doch wiederum aus der Seele einer Situation oder eines Charakters heraus ganz neue Wendungen des Gedankens und der Sprache zwanglos producirte und gab endlich der gemeinsamen Schriftsprache durch an rechter Stelle und in rechter Weise angebrachte Norwegicismen eine solche wald- und gebirgskräuterduftende Frische, ein so saftig kräftiges Colorit, daß man, wo halbwegs Verständniß und feiner Sinn genug vorhanden war, davon förmlich berauscht werden konnte. Dabei waren die Gestalten, die er mit so ungemein wenig Zügen vor der Phantasie des Lesers hinstellte, so plastisch, granitähnlich aus einem Stücke, daß sie sich dem Gedächtniß mit ihren ihnen so angemessenen Erlebnissen unverlöschlich einprägten.

Geboren ist Björnstjerne Björnson am 8. December 1832 auf dem Dovregebirge im Norden Norwegens, als der Sohn eines armen Pfarrers. Dort, in einer öden, großartigen, menschenleeren, aber von spukhaften Märchengestalten um so mehr bevölkerten Gegend, empfing das Kind die ersten still-großen Eindrücke von Welt und Menschen. Später erhielt der Vater eine andere Pfarre in dem romantisch fruchtbaren und bevölkerten Romsthal. Wie ein Paradies mußte dem Knaben diese liebliche Gegend erscheinen. Der Unterschied, der so fühlbar war, mußte sein Nachdenken erwecken und es hinführen auf die klaffenden Unterschiede in den Menschennaturen und den socialen Zuständen, durch welche sich hier eine Seele im stärkenden Kampfe zur Größe emporringt,

dort eine im ewig vergeblichen Kampfe verblutet und selbst im Grabe unter tausendjähriger Verkennung verbannt liegen kann, bis das Seherauge eines Dichters den Zauber löst und, Gerechtigkeit übend, in poetischer Verklärung die geschmähte Größe darstellt, welche unter dem Fluche der kleinen Geister der Zeitgenossen, ohne Anerkennung der geborenen Führerschaft, in's Grab sank. (König Sigurd.) Verkannt und gehaßt zu werden, war auch Björnson's Loos und neben der außerordentlichen Anerkennung, die ihm zu Theil geworden, breitet sich sowol in Norwegen als in Dänemark noch heute der Giftstrom der Mißgunst und der Verleumdung zur Freude aller kleinen Geister aus. Als ureigene Natur paßte er für keinen Maßstab des Gewöhnlichen oder Herkömmlichen und seine Lehrer ahnten wenig, daß sein einfältig scheinender Geist die stillen Früchte zu künftigem Ruhme sammelte, der auch einen Glanz auf Norwegen und sein Volk zurückfallen lassen sollte, wenn sie über Trägheit, Unfähigkeit und störrisches Wesen klagten, die er dem Lernen fertiggekäuter Schulweisheit instinctmäßig entgegensetzen zu müssen glaubte. Schon als Knabe wollte er Dichter werden und in einzelnen Augenblicken fühlte er die Kraft, das Höchste zu leisten, allein dann überfiel ihn wieder ein Zagen, wie er es uns im „Fischermädchen" so meisterhaft dargestellt hat, und dann meinte er, daß er als ein Mensch, der dümmer sei, als andere, als Einer, der nichts Ordentliches lernen könne, unmöglich jemals ein preiswürdiges Werk würde zu Stande bringen können. Seine vom herkömmlichen Standpunkte, gleich Shakespeare's, gewiß mangelhafte Schulbildung erhielt er in der Schule zu Molde, wo er lange der Letzte war. Während dieser Zeit wurde der Vater angeklagt, ein falsches Zeugniß wider einen Anderen abgelegt zu haben, und deshalb von seinem Amte suspendirt. Die Sache klärte sich indeß auf und nach bitteren Prüfungen wurde der ungerecht Beschuldete freigesprochen und zu einem anderen Amte befördert. Auf Björnstjerne aber machte diese Begebenheit den allertiefsten Eindruck, sie gab ihm gleichsam die Weihe zum Kämpfer für Recht und Wahrheit, zum Beistand der Leidenden und Bedrückten und zugleich entwickelte sie in seinem Wesen etwas Wildes, Reckenhaftes, das darin geschlummert hatte, welches ihn die altnordischen Sagen mit ihren ungezügelten Leidenschaften und der wortkargen Schlichtheit, womit sie das Höchste vollbrachten, als anziehendste, erquickendste Lectüre, neben der Bibel, erscheinen ließ. Student geworden kam er nach Norwegens Hauptstadt und schloß sich der extremsten Nationalpartei an. Das Theater, die Bedeutung, welche Kunst und Literatur im hauptstädtischen Leben hatten, erweckte das Bewußtsein seines Berufes. Zunächst war er als Theaterkritiker thätig, erwarb sich auf dieser dornenvollen Laufbahn jedoch mehr Feinde als Freunde. Als Referent für eine Zeitung wurde er endlich auch mit einem jener großartigen nordischen Studentenzüge nach Upsala geschickt und dieser Zug ward zum Wendepunkt in seinem Leben. In der Fremde kamen ihm ausgezeichnete Männer, die sofort den bedeutenden Geist und die originelle Individualität in ihm erkannten, ohne Vorurtheil entgegen.

ized by Google

Diese waren es, welche ihn zu selbstständiger Production ermunterten. Als er dann nach der bittern Erfahrung, daß Niemand Prophet im Vaterlande ist, nach Kopenhagen zurückkehrte, wo nicht nur seiner Sinn im Publicum, ästhetische Bildung bei den Kritikern, sondern, wegen der scandinavischen Sympathien, besonders auch der beste Wille vorhanden war, ihn anzuerkennen, ihm auf die Bahn zu helfen, gewann er Muße und Geistesruhe, um die ersten epochemachenden norwegischen Dichterwerke, welche über die etwas conventionell gewordene dänisch-norwegische Dichtung hinaus zu reinerer Natur und Idealität vordrangen, auszuarbeiten. Als er nun schnell berühmt geworden war, erhielt er vom Storthing ein Reisestipendium, um nach Italien gehen zu können, und in Rom schrieb er seinen „Sigurd", welche Trilogie, unserer Ueberzeugung nach, das Beste ist, was die dramatische Literatur des Nordens aufzuweisen hat. Die Bauernnovelle „Sünnöva Solbakken", war die erste dieser Art und der Zauber, der ihr innewohnt, beruht darauf, daß der poetische Eindruck ein reiner ist und nicht durch polemische oder philosophische Nebenabsichten getrübt wird. Bei Björnson fühlt man, daß die bäuerlichen Helden und Sitten nicht Anderen als Spiegel vorgehalten werden, sondern daß er in einem Lande lebt, wo sich wirklich sociale Gleichheit findet, wo die Classen, welche anderswo untergeordnet, häufig unterdrückt sind, wirklich eine freie selbstständige Existenz führen, weshalb in Wirklichkeit auch ein reiches inneres ideales Leben bei ihnen vorkommen kann, welches der Dichter, ungesucht, als Poesie gefunden und künstlerisch darzustellen sich getrieben gefühlt hat. Gleich in dieser ersten Novelle nimmt das, worin er Meister ist, nämlich außer dem Verhältniß zweier Liebenden, das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern, einen hohen Platz ein und nie zuvor hat ein Dichter Elternliebe und Kindesliebe schöner und ergreifender darzustellen verstanden. Der Vater des Helden in „Sünnöva Solbakken" ist ein hitziger strenger Mann, der seinen Sohn fast mit Härte erzogen hat, so daß dieser mehr Furcht vor, als Liebe zum Vater hat. Als aber der Sohn in einer echt national norwegisch-germanischen Schlägerei schwer verwundet wird, bricht die Vaterliebe, die sich sonst keusch zurückhielt, mit der schönsten Kraft und Wärme hervor und das zärtlichste Verhältniß zwischen Beiden entwickelt sich nun. Die tiefe schweigende Innigkeit der Liebe, die Kampflust und das Ehrgefühl des jungen Mannes, des Vaters Betragen, als der Sohn verwundet ist, indem er ganz ruhig nach dem Gildehause geht, wo es geschehen ist, dann Alle über den Zusammenhang befragt und, als er erkannt, daß dem Sohn Unrecht geschehen ist, Rache nimmt, die er nur im erschütterndsten Kampfe mit sich selbst auf eine unblutige Züchtigung beschränkt — Alles dies sind Züge, welche an die altnordischen Sagaen erinnern und worin das altgermanische Wesen in seiner größten, naivsten Reinheit hervortritt. Diese Züge schmelzen dann ebenso natürlich und ungezwungen mit denen zusammen, welche von der Einwirkung des Christenthums auf ein religiös bewegtes Volk herrühren.

In der zweiten Bauernnovelle, „Arne", worüber man, wie Wilhelm

von Humboldt über Hermann und Dorothea, ein Buch schreiben möchte, fanden sich dann alle Vorzüge Sünnöva's Solbakken's wieder und zugleich neue größere Anmuth und ein hold rührendes Element, ferner als Blüthen der Situationen und Stimmungen lyrische Gedichte, die als wahre Perlen bezeichnet werden mußten. Die Novelle „Ein fröhlicher Bursch" war psychologisch nicht so tief und ohne tragisches Element, aber von großem Reiz wegen der ansteckend heiteren Grundstimmung, während die Seele des Lesers sich mit Freude erfüllt, daß der ernst strebende ausdauernde Arbeiter doch auch aus der Niedrigkeit zu höherem Ziel gelangt und die Stütze des Höhergestellten wird, der ihn verschmäht hatte. Ein dänischer Verein für Volksbildung hat das Werk in 6000 Exemplaren vom Verfasser gekauft, um es in solcher Masse für billigen Preis unter das Volk zu bringen. Die schon erwähnte Trilogie „Sigurd", was die Composition betrifft, gleich den übrigen Dramen des Dichters nicht ohne fühlbare Mängel, ist seelenverwandt mit dem „Fröhlichen Burschen". Als solcher ein geborener Menschenkönig, beginnt Sigurd seine Laufbahn, aber die Schlechtigkeit und Erbärmlichkeit der Welt hält ihn von seiner Führerrolle fern, obgleich er, allmählich sich läuternd, alle unrechtmäßigen und egoistischen Herrschgelüste überwindet und demüthig selbst dem tief unter ihm stehenden Fürsten dienen will, bis endlich Verrath ihn in hochtragischer Weise zum Königsmörder macht und er, abermals durch Verrath, zuletzt unterliegt. Nichts kann erschütternder sein als Sigurd's Schicksal in dem Augenblicke, wo er, der Anerkennung des Volkes schon gewiß, als Brudermörder durch das Wort eines Häuptlings gestempelt und geächtet wird, welcher in gesetzlicher Gesinnung, aber doctrinair beschränkt, nicht begreift, daß es Augenblicke in der Geschichte eines Volkes giebt, wo ein Verbrechen Entschuldigung findet, als nothwendig für die Zukunft eines Landes, und nicht mit dem Maßstabe bürgerlicher Moral gemessen werden darf, am wenigsten, wo es als ein Act persönlich berechtigter Rache eines vom Gesetz im Stiche Gelassenen erscheint. Freilich ging das Verbrechen über das entschuldbare Maß hinaus, weshalb der vorher so hochherzige Held auch moralisch sinkt, sich der Grausamkeit ergiebt und zuletzt tragisch untergeht. Der ganze psychologische Entwickelungsproceß Sigurd's ist ebenso tief gefaßt als naturwahr zur Anschauung gebracht und in keiner früheren Dichtung findet sich Aehnliches. Das unvergleichliche Vorspiel ganz, im zweiten Stück die Liebesscenen zwischen Audhild und Sigurd, endlich der grausige Opfertod des Jarls Harald, gehören zu dem Schönsten nordischer Dichtung. Wenn dieser Opfertod durch das vergiftete Hemde an das Nessushemde erinnert, so ist das die Schuld des Dichters nicht. Der Dichter hat diesen historischen Umstand in der altnordischen Orkneyingasaga vorgefunden und hatte also Recht, ihn zu benutzen. Auch Sigurd's Aufenthalt auf den Orkneys, Helga, Frakark und Audhild sind historische Personen. Außer mehreren einactigen Piecen sind von den dramatischen Arbeiten des Dichters noch zu nennen: „König Sverre" und „Maria Stuart in Schottland". Auf eine kleine Novelle: „Eisenbahn und Kirchhof", folgte endlich die letzte Arbeit

Digitized by Google

des Dichters, „Das Fiſchermädchen“, welche er ſelbſt in einer deutſchen Original-Ausgabe (bei Carl Rümpler in Hannover) herausgegeben hat, während ſie zu gleicher Zeit in einer von ihm nicht autoriſirten Ueberſetzung in Leipzig erſchienen iſt. Die Art und Weiſe, wie er den dramatiſchen Künſtlerberuf als heiligen neben den Predigerberuf ſtellt und ſeine Heldin chriſtlich zu ihrer Lebensaufgabe erziehen und weihen läßt, iſt ebenſo ſchön, als original. Die Gedichte, worin die Stimmung der Situationen Blüthen treibt, und zwar unverwelkliche, und namentlich das große ſymboliſche Gedicht, welches die Heldin declamirt, ſind von der nordiſchen Kritik mit Recht als claſſiſch bezeichnet. Dieſe Gedichte fehlen in der Leipziger Ueberſetzung unbegreiflicherweiſe ganz. Gegenwärtig iſt der Dichter nach einem längeren Aufenthalte in Kopenhagen wieder nach Chriſtiania gegangen, um, wenn auch widerſtrebend, dem Verlangen dortiger Kunſtfreunde, daß er die artiſtiſche Direction des Theaters wieder übernehmen möge, nachzugeben. „Das Fiſchermädchen“ erſcheint in der däniſch-norwegiſchen Ausgabe in Zeit von zwei Monaten bereits in dritter Auflage, nachdem die beiden erſten Auflagen von 5000 Exemplaren vergriffen ſind. In Schweden hat man die Bitte des Dichters, es nicht zu überſetzen, reſpectirt, was leider zu ſeinem großen Unwillen nicht in Leipzig geſchehen iſt, weshalb er gegen die dortige Ausgabe, welche mit ſeiner eigenen zu concurriren wagt, energiſch proteſtirt hat*).

*) Dieſer Proteſt wird, vom juriſtiſchen Geſichtspunkt aus, leider total ohne Wirkſamkeit ſein, da demſelben keinerlei Verträge zur Seite ſtehen, wiewol anzunehmen iſt, daß die Leſewelt diesmal um ſo lieber für die rechtmäßige Ausgabe ſich entſcheiden wird, weil ſie zugleich die beſſere, die vollſtändigere, diejenige, mit Einem Wort, iſt, welche den ganzen Zauber und Duft des Originals am Vollſten athmet. Wann aber, ſo fragen wir, werden auch zwiſchen dem ſkandinaviſchen Norden und Deutſchland jene Verträge zum Schutze des geiſtigen Eigenthums endlich geſchloſſen werden — Verträge, bei denen übrigens der nordiſche Schriftſteller noch viel mehr gewinnen wird, als der deutſche, dem man die Ehre der däniſchen und ſchwediſchen Ueberſetzung zuerkennt. Denn das Abſatzgebiet der in deutſcher Sprache veröffentlichten Bücher iſt doch ein ganz anderes und die Honoraranſprüche können daher auch ganz andere ſein, als ſie, ſelbſt im beſten Fall, in Dänemark und Schweden bewilligt werden. Anmerkung der Redaction.

Das Geheimniß von Bond-Street.

Ein Criminalfall aus dem Londoner „high-life."

Für den „Salon" bearbeitet von einem Preußischen Staats-Anwalt.

„In dem Innern der Sahara oder der großen Wüste erhebt sich ein Magnetfelsen, von dem Wasser in Gestalt von Thau sparsam herniederträufelt, welches mit wunderbaren Eigenschaften begabt ist. Ob dasselbe durch den Magnetismus mit verborgener Elektricität gesättigt, ob seinen Bestandtheilen eine ungewöhnliche Menge Sauerstoff zugesetzt sei, ist schwer zu sagen. Aber augenscheinlich hat es die Eigenschaft, die Lebenskräfte zu erhöhen; es stellt die ursprüngliche Farbe ergrauten Haares wieder her, indem es die Circulation in den Haarröhrchen erneuert, und giebt Personen von beträchtlichem Alter den Anschein der Jugend. Dies Wasser wird auf schnellen Dromedaren nach Marocco zum Gebrauche des Hofes gebracht, und die dortigen Aerzte wissen seine Kraft nicht genug zu preisen. Man könnte es den Antipoden des letheischen Styx der Alten nennen."

Diese geheimnißvolle Flüssigkeit gelangte durch Vermittelung der schnellen Dromedare und anderer mehr civilisirter Transportmittel in den Besitz der Frau Sarah Rachel Leverson zu London, bekannt unter dem Namen Madame Rachel, deren Töchtern, Fräulein Sarah und Leonti Leverson, die abendländische Welt die obige Mittheilung über Ursprung und Eigenschaften des Magnetfelsenthaus verdankt, denn Madame Rachel selbst war der gemeinen Kunst des Schreibens unkundig, aber anderweit überschwenglich reich begabt. „Madame Rachel's Talente" — so verkündeten ihre Töchter in allen Zeitungen — „haben ihren Namen weltberühmt gemacht. Sie bewahrt und erhöht Jugend, Schönheit, Anmuth und Liebreiz; ihre königlichen arabischen und circassischen Bäder, Salben und Wohlgerüche machen Haar, Zähne und Gesichtsbildung unvergleichlich schön, geben Personen jedes auch noch so vorgerückten Alters den Anschein von Jugend und Liebreiz, und haben dadurch ihren Namen zu einem Wunder unseres Zeitalters gemacht. Sie ist die alleinige Besitzerin dieser zarten köstlichen Kunst. New-Bondstreet, Nr. 47. A." Eine andere Anzeige versprach den „schönen Frauen", die ihre Hülfe in Anspruch nehmen würden, die strengste Discretion und empfahl ein von ihr verfaßtes Buch unter dem Titel „Schön für immer. Buch der Schönheit" zu dem mäßigen Preise von 2½ Shilling. Ueber der Thür des kleinen Ladens, mit dem sich das Wunder des Zeitalters bescheidener Weise begnügte, prangte das königliche Wappen, und auch die Namen der Hauptschönheitsmittel zeugen von patriotischem Sinn: es gab Königs-

Digitized by Google

liche Kinderstuben-, Königliche Palast-, Victoria-, Prinzessinnen-, Alexandra-, Prinz von Wales-Seife, doch auch Pfirsichblüthenseife, Seife vom Berge Hymettus und den erwähnten Magnetfelsenthau, Alles zu je zwei Guineen die Flasche. Der werthvollste Artikel war Jordanwasser, die Flasche zu zehn bis zwanzig Guineen. Auch wurden jederzeit „Bäder mit arabischen Wohlgerüchen" verabreicht.

Ewige Jugend, erhöhte Schönheit, gesteigerter Liebreiz — wahrlich, wenn Frau Rachel auch nur die Hälfte ihrer Versprechungen erfüllte, so war sie eine Wohlthäterin der Menschheit, eine würdige Zeitgenossin der Herren Goldberger, Morrison, Hoff und anderer hochverdienter Männer, deren gesundheitspendende Thätigkeit sie in echt weiblicher Weise, „zum Guten den Glanz und den Schimmer fügend", ergänzte. Leider waren es nicht diese unschätzbaren Leistungen, denen sie schließlich eine weit über das Weichbild von London und noch weiter über das Ziel ihrer Wünsche hinausgehende Berühmtheit verdanken sollte.

Zu den Damen, die das Buch der Schönheit eifrig studirten, gehörte auch Frau Mary Tucker Borradaile zu London, die Tochter eines höheren Officiers, Wittwe des vor sieben Jahren verstorbenen Colonel Borradaile, der sich im indischen Kriege ausgezeichnet hatte und mit dem sie seit 1846 vermählt gewesen. Die Frage nach ihrem Alter hat sie für äußerst unhöflich erklärt und nicht beantwortet, doch soll etwa ein halbes Jahrhundert über ihrem Haupte dahingezogen sein. Im Besitze eines kleinen Vermögens von etwa 4000 Pf. St., die theils in der englischen Bank, theils in Hypotheken angelegt waren, einer fahrenden Habe von Juwelen, Silberzeug und Kleidern im Werthe von etwa 1000 Pf. und einer Wittwenpension von 350 Pf. jährlich, hätte sie ruhig und sorgenfrei leben können, wenn sie nur vermocht hätte, sich mit der traurigen Thatsache zu befreunden, daß die rauhe Hand der Zeit einen Theil ihrer Reize unbarmherzig verwischt hatte. Sie versuchte zuerst in den Jahren 1864 und 1865 wenigstens den weiteren Fortschritten der Zerstörung nach Anleitung des „Buches der Schönheit" Einhalt zu thun; sie bezog von Madame Rachel nach und nach für 270 Pf. der verschiedensten Seifen und Salben, aber weder diese, noch der köstliche Magnetfelsenthau hatten den gewünschten Erfolg, und im Mai 1866 wendete sie sich endlich an Madame mit der Aufforderung, dieselbe möge nunmehr etwas Wirksameres zu ihrer Verschönerung thun. Leider konnten Beide sich zunächst über das Honorar nicht einigen, da Rachel 1000 Pf. verlangte, Frau Borradaile aber nur 10 Pf. aufwenden wollte, und schon war Letztere Willens, ihrem Wunsche nach neuer Schönheit zu entsagen, als eine ganz unerwartete Entdeckung nicht nur demselben wieder Nahrung gab, sondern das Opfer von 1000 Pf. sogar als eine in jeder Beziehung günstige Speculation erscheinen ließ. Frau Rachel theilte ihr bei einem ferneren Besuche mit, daß einer der vornehmsten Herren von London, Lord Ranelagh, in Liebe zu ihr entbrannt sei und sie zu seiner Gattin machen wolle. Wir wissen von Lord Ranelagh nur, daß er Commandeur des Süd-Middlesex-Freiwilligen-Regiments war, Madame

Rachel machte jedoch der Frau Borradaile die erfreulichsten Mittheilungen über dessen Charakter und Reichthum, und so entschloß sich dieselbe, ihm die Hand zu reichen, fand auch seinen Wunsch, daß sie vorher „schön für immer" gemacht werde, ganz gerechtfertigt, und ließ durch einen ihr von Rachel empfohlenen Sachwalter, Herrn Haynes, ein Document über 1300 Pf. versilbern. In den Erlös von nur 963 Pf. theilten sich Rachel und Herr Haynes. Diesem waren nämlich die Einkünfte aus dem Hause, in dem sich Rachel's Laden befand, verpfändet, und das „Wunder des Zeitalters" war eine schlechte Zahlerin; Haynes zog deshalb 250 Pf. für theils rückständige, theils zukünftige Miethe ab und zahlte den Rest an Madame Rachel, die einen Empfangschein folgenden Inhalts ausstellte, oder vielmehr (denn sie konnte, wie gesagt, nicht schreiben) unterstempelte: „Von Frau Borradaile erhalten 800 Pf. auf Abschlag von 1000 Pf. für Toiletten-Requisiten, Zurichtung von Bädern, Seifen, Pulver, Schwämme, Pflege, persönliche Dienstleistung und Emaillirung, fortzusetzen, bis Frau Borradaile durch das Verfahren fertig gemacht ist." Bald darauf fand auch eine erste Zusammenkunft der Liebenden statt. Frau Borradaile befand sich in dem an den Laden der Rachel anstoßenden kleinen Sprechzimmer. Rachel verkündete ihr: „Jetzt will ich Ihnen den Mann vorstellen, der Sie liebt!" öffnete die Thür und zeigte auf einen anwesenden Herrn mit den Worten: „Dies ist Lord Ranelagh." Frau Borradaile fragte, mehrerer Sicherheit halber: „Sind Sie Lord Ranelagh?" — „Ja", entgegnete der Herr und überreichte ihr — wie sie behauptet — seine Karte, die sie ihm zurückgab. Dann trat sie in's Sprechzimmer zurück und die Thür schloß sich zwischen ihnen. Ein zweites Zusammentreffen verlief eben so fern von jeder leidenschaftlichen Aufwallung. Beide trafen im Laden zusammen; Frau Borradaile äußerte, sie wolle Abends ins Beaufort-House-Theater gehen. Der Lord entgegnete, die Vorstellungen würden ihr nicht gut genug sein, und verschwand. Ein desto reicheres Liebesleben entwickelte sich auf dem Wege schriftlichen Gefühlsaustausches, wenngleich unter seltsamen Vorsichtsmaßregeln. Die Familie des Lords durfte nämlich vorläufig von der Verlobung nichts ahnen, und die ganze Correspondenz wurde deshalb durch Rachel vermittelt, auch wurde der Lord zu noch größerer Sicherheit nicht bei seinem Vornamen Thomas, sondern William oder Edwards angeredet, und unterzeichnete seine Briefe so, während seine Braut stets ihren vollen Namen, Mary Tucker Borradaile, unterschrieb, obschon ihr, wie sie später harmlos eingestand, wol bekannt war, daß Damen unter Liebesbriefe nur ihren Vornamen zu setzen pflegen. Ganz streng sollte das Geheimniß freilich doch nicht bewahrt werden, denn der Lord hatte sich am rechten Arm verletzt und mußte deshalb seinen Dienern die zärtlichsten Worte in die Feder dictiren; daher die verschiedene und oft recht schlechte Handschrift, die Anfangs Frau Mary's Verwunderung erregt hatte.

Man beabsichtigte nicht, die Hochzeit lange hinauszuschieben, Frau Borradaile mußte also schleunigst für einen Brautschmuck sorgen, und

Digitized by Google

erhob deshalb durch Herrn Haynes auf ein Hypotheken-Document 1340 Pf., von denen er wieder eine Vierteljahrs-Miethe abzog; den Rest zahlte er auf ihre Anweisung an Rachel. Es wurde ein Brillantschmuck für 1200 Pf. vom Juwelier Pike erstanden, doch stellte sich bald heraus, daß ein der Mutter des Lords gehöriger Schmuck nur anders gefaßt zu werden brauchte, um dem Zweck vollkommen zu entsprechen, und Herr Pike war so rücksichtsvoll, sich mit einer Abstandssumme von 100 Pf. zu begnügen; die an Rachel gezahlte Summe aber wurde durch sie dem Lord, der gerade in Freiwilligen-Angelegenheiten viel Geld brauchte, dargeliehen; überhaupt schien dessen Finanzlage augenblicklich nicht so glänzend zu sein, als Madame Rachel sie dargestellt; denn auch um kleinere Darlehen von 10 — 20 Pf. mußte er seine Braut oft ersuchen. Dies und die Nothwendigkeit, Spitzen für 400 Pf., Kleider und Leinenzeug anzuschaffen, zwangen Frau Borradaile, auch den Rest des Hypotheken-Instruments durch Haynes versilbern zu lassen. Er erhielt dafür 1380 Pf., behielt natürlich 62 Pf. Miethzins für irgend ein künftiges Vierteljahr und 544 Pf., die ihm Frau Borradaile für verschiedene von ihm gemachte Auslagen schuldig geworden war, zurück, und zahlte den Rest an Rachel, zu welcher auch die eingekauften Waaren gebracht wurden, da sie die Herrichtung der ganzen Ausstattung übernommen hatte. Deshalb wurden nach und nach Frau Mary's sämmtliche Kleider und Schmucksachen, sowie ihr Silberzeug zu ihr geschafft, auch stellte Jene im November 1866 eine Vollmacht für Frau Rachel, über diese Gegenstände beliebig zu verfügen, und im Februar 1867 einen Schuldschein über 1600 Pf. aus, von denen sie allerdings nichts erhalten hatte; Rachel gab ihr aber dafür eine Anzahl Schuldscheine über kleinere Summen zurück, die sie ebenfalls unterzeichnet hatte, ohne Geld darauf entliehen zu haben.

Eine Zusammenkunft der Liebenden fand nicht mehr statt; nur einmal brachte Rachel der Braut eine brennende Cigarre in's Sprechzimmer mit der Eröffnung, der Lord schicke sie ihr, sie brenne so heiß als seine Liebe. Daß er ihr Bild allnächtlich am Herzen trage, hatte er ihr schon früher geschrieben; sie pflegte dafür ihr Lager mit seiner Photographie zu theilen. Rachel half ihr auch eine Wohnung suchen und wählte mit ihr einen Galawagen, auf dessen Schläge das Ranelagh'sche Wappen gemalt werden sollte. Der Proceß der Verschönerung wurde mittlerweile sehr lässig betrieben. Frau Borradaile hatte für ihre 1000 Pf. eine Quantität Seife, Parfüms und Pulver erhalten, und mußte eine große Anzahl Bäder, aber anderswo und auf eigene Kosten, nehmen, in welche etwas Felsenthau gegossen wurde; von persönlicher Dienstleistung aber, oder gar von Emaillirung, war nicht die Rede, und zum Baden konnte sie sich auch nicht mehr entschließen, seit Rachel ihr eine seltsame Mittheilung gemacht hatte. Sie hatte ihr nämlich gelegentlich gesagt, der Lord sei vor Gott schon so gut als ihr Gemahl, da er sie ein Dutzendmal im Bade belauscht habe. Während sie noch entrüstet war, so unverschuldet das Loos der keuschen Susanna getheilt zu haben, wurde ihr eine andere trübe Ueberraschung zu Theil; ihre Freundin und Ver-

traute ließ sie nämlich auf Grund des Schuldscheins über 1600 Pf. — in Schuldhaft setzen! Sie wurde zwar derselben bald entlassen, nachdem sie einen Theil ihrer Wittwenpension verpfändet hatte, wozu sie sich um so leichter entschloß, als Rachel sie darauf aufmerksam machte, daß dieselbe bei ihrer Wiederverheirathung jedenfalls erlöschen würde; doch wünschte sie nun, die 1700 Pf., die sie im Jahre 1866 dem Lord nach und nach dargeliehen hatte, zurückzuerhalten, und da Rachel sie auf alles Drängen stets nur an „ihren William" verwies, entschloß sie sich endlich im November 1867 mit schwerem Herzen — Lord Ranelagh zu verklagen!

Nun nahm das Unheil seinen Lauf. Lord Ranelagh's und Frau Borradaile's Sachwalter griffen mit rauher Hand in die zarten Fäden, die Rachel um Beide gesponnen hatte, und was das Schlimmste war, schließlich unterzog sich sogar die Polizei der mühevollen Arbeit, das Gewebe zu entwirren. So finden wir denn die beiden Damen im August 1868 in den Hallen des Central-Criminal-Gerichtshofes zu London. Doch nicht als dankerfüllte Braut oder Gattin, „schön für immer", trat die Wittwe Borradaile der Madame Rachel gegenüber, sondern als eine zu Grunde gerichtete, fast an den Bettelstab gebrachte Frau, deren bisher untadelhafter Ruf noch dazu eine bedenkliche Einbuße erlitten, während Rachel unter der Anklage stand, Jene durch falsche Vorspiegelungen und betrügerischer Weise um all' ihr Hab' und Gut gebracht zu haben. Als Staatsanwalt trat Sergeant Ballantine, als Vertheidiger Advocat Digby Seymour auf, Beides namhafte Rechtsgelehrte, und ein unerhört zahlreiches Publicum folgte mit gespannter Aufmerksamkeit den Verhandlungen, die zunächst zu keinem Resultat führten, da sich die Geschworenen über ihren Wahrspruch, ungeachtet mehrstündiger Berathung, nicht zu einigen vermochten. Das Verfahren wurde demnach in den Tagen vom 21. bis zum 25. September vor demselben Gerichtshofe wiederholt.

Wir sind es Lord Ranelagh schuldig, vor Allem seine Person vom Schauplatz abtreten zu lassen; sein Name bleibt freilich zu seinem gerechten Verdruß mit dem „Fall Rachel" untrennbar verbunden. Er war, wie er bekundet, gleich vielen anderen Gentlemen, einmal aus müßiger Neugier in den Laden der Rachel gegangen, um die Frau zu sehen, die vor etwa sechs Jahren eine Lady um so viel Geld gebracht hatte (wir erfahren leider nicht, ob auch diese „schön für immer" gemacht und auch vermählt werden sollte) und hatte sich dann gelegentlich dort eingefunden, um seltenes Porzellan zu kaufen, welches Rachel bisweilen in Commission hatte. „Sie können überzeugt sein, daß ich mich nicht emailliren lassen wollte", entgegnet er dem Vertheidiger auf die Frage, ob er lediglich des Porzellans halber den Laden besucht habe. Bei einer solchen Gelegenheit stellte ihn Rachel einer seltsam aussehenden, tief verschleierten Dame vor. Er ärgerte sich darüber, vergaß aber den Vorfall und erinnert sich nicht, die Dame jemals wieder gesehen zu haben, bis sie ihn plötzlich verklagte und dann mit einer Fluth sehr stürmischer und sehr alberner Liebesbriefe überschüttete. Er traf sie dann einmal

Digitized by Google

bei ihrem Sachwalter; sie versicherte, ihn wenigstens fünfzigmal gesehen zu haben. Früher hat er nie Briefe und natürlich noch weniger Geld von ihr erhalten; seine Karte hat er ihr bei jenem Zusammentreffen nicht überreicht und der zweiten Begegnung erinnert er sich gar nicht.

Die Vertheidigung erkennt auch bereitwillig an, daß Lord Ranelagh in keiner Weise im Spiele war. Sie behauptet aber, es habe sich auch gar nicht um ihn, sondern um einen anderen wirklichen „William" gehandelt, an den Frau Borradaile ihre Briefe gerichtet und der sie beantwortet habe, während Letztere wiederholt auf's Feierlichste betheuert, nie mit einem anderen Mann in Briefwechsel gestanden zu haben, als, ihrer Meinung nach, mit dem Lord.

William's Briefe enthalten wiederholt Aufforderungen, Rachel nicht zu kränken und ihr volles Vertrauen zu schenken, bisweilen auch irgend einen Schuldschein zu unterzeichnen. Als Stilprobe folgende rührende Stelle aus einem der ersten, aus dem Mai 1866 datirenden Briefe:

„Meine einzig geliebte, theure Mary. Das kleine Riechfläschchen und das Bleistiftetui gehörten meiner seligen Mutter; sie starb, Beides in der Hand haltend. Als sie noch in die Schule ging, war dies meines Vaters erstes Geschenk an sie. Meine Theuerste, was ist mit der alten Rachel los? Sie scheint ganz aus dem Häuschen! Wir müssen sie um unserer selbst willen bei guter Laune erhalten. Sie hat Alles für uns einzurichten und ich verdanke ihr das Glück Ihrer Liebe. Mary, Süße, Alles wird in wenigen Stunden gut sein; harren Sie aus, und ich werde zu Ihren Füßen liegen, zu den schönen Füßen, die ich so liebe, und Sie können dann Ihren alten Affen treten. Mit inniger Liebe, William."

Konnte Frau Borradaile, die sich nach ihrer eigenen Versicherung stets in den Kreisen der besten Gesellschaft bewegt hatte, dies für den Liebesbrief eines Herren aus den ersten Ständen, der sie einmal gesehen, halten? so fragt der Vertheidiger und hält nunmehr der unglücklichen Wittwe eine ganze Reihe der von ihr geschriebenen Briefe vor:

Vom 1. Sept. 1866: „Theurer William, ich versichere Sie, ich ging gestern gleich nach dem Bade in das Kaffeehaus von Davies Street, wo ich Sie zu finden hoffte." —

Vertheid. „Und in solcher Kneipe erwarteten Sie Lord Ranelagh zu finden?"

Ferner: „Ich habe Ihnen Alles gegeben, was einem Weibe theuer ist."

Vertheid. „Was meinten Sie damit?"

Zeugin. „All' mein Geld!"

„Eine mißliche Redensart", bemerkt der Vertheidiger im Schlußvortrage. „Was würden Sie, meine Herren Geschworenen, als Männer von Welt, darunter verstehen, wenn Sie diese Phrase in einem Buche fänden?"

In einem anderen Briefe warnt sie William vor der Betheiligung an der hoffnungslosen Sache der Fenier, räth ihm, seine Hüte bei Johnson zu kaufen, und noch aus den letzten Monaten des Jahres 1867 datirt folgender merkwürdige Brief:

„Theurer William. Aus beifolgender Rechnung werden Sie sehen, daß ich nicht so verschwenderisch bin, als Ihre Schwester sagt. Ich habe für meine Tochter ein Paar Schuhe und drei Paar Strümpfe gekauft, aber nicht eher, als sie sie brauchte. Ihre Schwester hätte sehen müssen, daß Ihre Strümpfe geflickt sind. Ich sehe nicht ein, warum sie sie nicht selbst stopfen und Knöpfe an Ihre Hemden nähen kann, das würde ihr besser sein, als mit dem Weibe im Nebenzimmer zu schwatzen. Schicken Sie alle Kleider, die ausgebessert werden müssen, zu mir. Wenn Sie Stiefel brauchen, wollen wir in Oxfordstreet ein Paar kaufen. Mich wundert, daß Ihre Flanellhemden schon abgetragen sein sollen, obgleich Sie sie erst sechs Wochen haben; das kommt vom schlechten Waschen. In einem Hofe in Regentstreet wohnt ein Mann, der billig Röcke ausbessert; Sie sollten ihm etwas Arbeit geben!“

Vertheid. „Nun, auf Ihren feierlichen Eid: glaubten Sie, als Sie an dies hut-, rock-, strumpf-, schuh- und hemdenlose Individuum schrieben, an Lord Ranelagh zu schreiben?“

Zeugin. „Damals hatte ich erfahren, daß er nicht reich sei.“

Vertheid. ‚Ich wiederhole die Frage. Glaubten Sie, Sie schrieben an Lord Ranelagh?“

Zeugin. „Ja!“

Wie erklärt nun Frau Borradaile diese wundersame Correspondenz, die Bezugnahme auf Ereignisse, die sich nie zugetragen, auf Verhältnisse, von denen sie nicht das Mindeste wußte, die alle Grenzen des unter Verlobten ihres Standes Erlaubten überschreitende Vertraulichkeit? Ganz einfach: sie behauptet, Rachel habe ihr alle Briefe dictirt und sie habe derselben ein so unbegrenztes und blindes Vertrauen geschenkt, daß sie Alles geschrieben habe, was Jener gut geschienen; höchstens habe sie bisweilen Verstöße gegen die Grammatik berichtigt. Sie glaubt, sie müsse behext, sie müsse wahnsinnig geworden sein. Sie führt auch an, daß Rachel ihr öfters vor dem Schreiben Whiskey zu trinken gegeben, behauptet jedoch nicht, trunken gewesen zu sein.

Darf man dieser Angabe Glauben schenken? oder ist das Zeugniß der armen Wittwe Borradaile wirklich so wenig werth, daß die Geschworenen, wie der Vertheidiger sagt, nicht eine Katze auf Grund desselben henken lassen dürften? Hat wirklich ein William existirt, dem sie Geld und Gut, wo nicht mehr, geopfert?

Die Aussagen der Zeugen verbreiten über diese Frage wenig Licht. Ein junger Bursche, James Minton, der im Auftrage seines Principals, eines Kaufmannes, bisweilen zu Rachel kam, bezeugte, daß er dort auf deren Bitte mehrmals Briefe copirt habe und erkannte einen der angeblich William'schen Briefe als von seiner Hand herrührend an. Die beiden Töchter der Angeklagten, Miß Rachel und Miß Leonti Leverson, bekunden freilich, daß sie oft gesehen, daß ihre Mutter der Frau Borradaile Geld als Darlehen gab, und nie, daß sie derselben Briefe dictirte, doch dürfte die Bemerkung des Staatsanwalts nicht unbegründet sein, daß selten zwei Damen vor Gericht — so viel gelogen hätten! Fräulein Rachel

Digitized by Google

ſprach beiläufig ihren feſten Glauben an die Echtheit des Jordanwaſſers aus, weigerte ſich aber, die Bezugsquellen anzugeben, da dies „Geſchäftsgeheimniß“ ſei, und bekannte ſich als Verfaſſerin der oben mitgetheilten Annonce.

Die intereſſanteſte Ausſage iſt die einer Miß Sutton, welche Frau Borradaile im Schuldgefängniß kennen gelernt hatte. Sie ging mit ihr gegen Ende 1867 oder Anfang 1868 zu Rachel. Frau Borradaile verlangte, Rachel ſolle ihr verſchiedene Gegenſtände zukommen laſſen, die ſie theuer bezahlt habe. Wie Zeugin geglaubt, handelte es ſich um Kleider und Schönheitsmittel. Rachel verſprach, ſie zu ſchicken. „Darauf fragte Frau Borradaile: Wann werden Sie mir das Geld verſchaffen, das mir Lord Ranelagh ſchuldig iſt? Rachel wandte ſich zur Zeugin: Lord Ranelagh hat kein Geld von ihr; hat ſie Ihnen das etwa geſagt? Ihr William hat das Geld und will nicht, daß ſie London verläßt; er geht draußen ſchon ſeit zwei Stunden auf und ab. Ich fragte Frau Borradaile“, fährt Fräulein Sutton fort, „was das zu bedeuten habe. Sie entgegnete: es giebt keinen William, das ſchlechte Weib hat Sie belogen. Madame Rachel ſchien verwirrt und ſagte: O nein, es iſt ihr William! Ich äußerte: Sie ſcheinen Beide in Lord Ranelagh verliebt, die Eine borgt ihm Geld, die Andere nimmt ihn in Schutz, wenn er es zurückzahlen ſoll. Darauf bat ich Rachel, ſie möge William hereinrufen und mir zeigen. O nein, mein Fräulein, entgegnete ſie, das geht nicht, ich verrathe nie meiner Damen kleine Geheimniſſe. Wir gingen dann fort, ich habe aber ungeachtet aller Aufmerkſamkeit auf der Straße Niemand geſehen, der von Frau Borradaile irgend Notiz genommen hätte.“

Aehnlich wie Miß Sutton fragen auch wir: Wer iſt William? dieſes räthſelhafte Individuum, das drei verſchiedene, wenn auch gleich ſchlechte Handſchriften ſchreibt?

Natürlich thaten Vertheidiger und Staatsanwalt in ihren Schlußvorträgen ihr Möglichſtes, Erſterer, um William als ein Weſen mit Fleiſch und Blut, Letzterer, um ihn als eine „weſenloſe Schöpfung“ Rachel's hinzuſtellen. Der Vertheidiger benutzte die Briefe zu dem Zwecke, zu dem ſeine Clientin ſie geſchmiedet, nämlich deren Opfer als ein nicht nur thörichtes, ſondern auch leichtfertiges Weib zu ſchildern. Der Staatsanwalt ſagte, daß die Frau Borradaile von einer ſchlauen Betrügerin auf das Schändlichſte beſchwindelt worden ſei; daß ſie Schuldſcheine über Summen unterſchrieben, die ſie niemals empfangen, und all' ihr Hab' und Gut unwiederbringlich verſchleudert habe; daß Rachel dagegen, die 1866 ihre Miethe nicht zu zahlen pflegte, 1867 in der glücklichen Lage war, ein Haus in London zu kaufen und eine Opernloge miethen zu können. Der Vertheidiger kann nicht zu beſtreiten wagen, daß Frau Borradaile von ihrem Geld, ſo wenig auch nur einen Schilling, als ein Stück von ihrem Silberzeug, ihren Juwelen, Spitzen und Kleidern je wiedergeſehen hat; doch er weiſt wiederholt darauf hin, daß ſie nicht als junges unerfahrenes Mädchen zu Rachel kam, ſondern, wie er ſagt, „im Winter ihres Mißvergnügens“, als eine Frau in geſetzten

Jahren, die das Leben nach den verschiedensten Richtungen kennen gelernt. Der Staatsanwalt sprach zwar von der geistigen Begabung der Frau Borradaile auch nicht mit besonderer Hochachtung, desto mehr aber hob er ihren völlig tadellosen Lebenswandel hervor. Der Vertheidiger bedauerte, daß ein so edler Name, wie der des Lord Ranelagh, so gemißbraucht worden sei; sein Gegner sprach unverblümt aus, der edle Lord hätte Besseres thun können, als einen so verrufenen Ort, wie den Rachel'schen Laden, zu besuchen, einen jener Schlupfwinkel der Unsittlichkeit, die man gewöhnlich mit härteren Namen zu bezeichnen pflege. Der Vertheidiger beklagt auf das Bitterste, wie schreckliche und ganz grundlose Vorurtheile gegen seine Clientin verbreitet seien, der nichts zur Last falle, als ein im Handel allgemein übliches überschwengliches Anpreisen ihrer Waaren, und ermahnte die Geschworenen, Gott auf den Knieen um Erleuchtung anzuflehen, auf daß er sie fähig mache, einen gerechten — d. h. natürlich freisprechenden — Wahrspruch zu fällen; der Staatsanwalt forderte sie in ebenso schwungvoller Rede auf, London durch Verurtheilung der Angeklagten von einem seiner abscheulichsten Schandflecke zu säubern. Der Vorsitzende ließ in seiner Schlußdarstellung, der sogenannten Charge, seine Ueberzeugung von der Schuld der Angeklagten klar durchblicken, ja er theilte mit, daß er mit Hülfe eines Untersheriffs entdeckt habe, wie verschiedene, angeblich von William an Frau Borradaile, und von dieser an William gerichtete Briefe auf Papier geschrieben seien, welches das gleiche Wasserzeichen, Joinson, trage. Nach ganz kurzer Berathung verkündeten die Geschworenen ihren Spruch. Er lautete: Schuldig!

Rachel sprach nunmehr selbst einige Worte über die Aussage des Herrn Haynes, in der sie Widersprüche zu finden glaubte, dankte dann ihrem Vertheidiger und schloß: „Fern sei es von mir, eine Rede halten oder Eindruck machen zu wollen, aber das, was als das „Geheimniß von Bond-Street" bekannt geworden ist, wird auch ferner das Geheimniß von Bond-Street bleiben. Bitte, sprechen Sie jetzt das Urtel."

Der Vorsitzende erklärte (wie gewöhnlich) ausdrücklich, daß er mit dem Wahrspruche völlig einverstanden sei, und hob dann die Schwere des Vergehens hervor: sie habe Frau Borradaile, die sich ihr völlig anvertraut habe, nicht nur durch die schändlichsten falschen Vorspiegelungen um ihr ganzes Vermögen gebracht, sondern auch ihren guten Ruf angetastet, ihre Stellung in der Gesellschaft untergraben. „Ich wäre nicht würdig, hier zu sitzen, wenn ich den Fall nicht mit besonderer Strenge beurtheilte. Ich muß das Gesetz in seiner ganzer Schwere zur Anwendung bringen und verurtheile Sie demnach zu fünfjähriger Zuchthausstrafe."

Rachel sank ohnmächtig zusammen.

Wahrspruch und Urtel wurden von der öffentlichen Meinung allgemein gebilligt; es scheint in der That, als sei der Ruf der Madame Rachel seit langer Zeit ein sehr zweideutiger und ihr Laden nebst dem

Digitized by Google

kleinen Sprechzimmer als Zufluchtsort für gewisse lichtscheue Zusammenkünfte berüchtigt gewesen, wenngleich die gegenwärtige Verhandlung dafür keinen sicheren Anhalt geboten hat. Das hinderte aber die Presse nicht, das Verfahren des Vorsitzenden, der in seiner Charge ein ganz neues Verdachtsmoment gegen die Angeklagte geltend gemacht hatte, einer scharfen Kritik zu unterwerfen; und mit Recht. Denn zunächst hat der englische Richter die Beschaffung des Beweises für und wider den Angeklagten lediglich den Parteien zu überlassen, dann aber war seine Entdeckung hinsichtlich der Wasserzeichen zwar sehr geeignet, für den Augenblick Eindruck auf die Geschworenen zu machen, in der That aber völlig bedeutungslos. Schon am nächsten Tage machten vier verschiedene Personen in der Times bekannt, daß unter den Briefen, die sie in den letzten Tagen theils aus London selbst, theils aus den verschiedensten Theilen Englands, ja aus Amerika erhalten, eine große Anzahl das Wasserzeichen der sehr bedeutenden Joinson'schen Fabrik trage!

Lord Ranelagh aber richtete an das Süd-Middlesex-Freiwilligen-Regiment, welches die Ehre hat, von ihm befehligt zu werden, ein längeres Schreiben, in welchem er sich auf das Bitterste über die ihm widerfahrene Unbill beklagte und feierlichst versicherte, auch nicht entfernt geahnt zu haben, daß Rachel und ihr Laden in bedenklichem Rufe gestanden; schließlich wendete er sich gegen den Vertreter der Anklage, Sergeant Ballantine, welcher, wie er behauptet, seinen Besuchen bei Rachel unlautere Motive untergelegt habe. „Ich möchte meine Moralität nicht gegen die des Sergeant Ballantine vertauschen. Wenn schon Diejenigen, die in Glashäusern leben, Andere nicht mit Steinen werfen sollen, so sollten doch gewiß Solche, die einen vollständigen Krystallpalast bewohnen, um so vorsichtiger sein!"

Das Officier-Corps des Regiments veröffentlichte diesen Brief in der „Times"; da der Lord sich aber in demselben noch besonders beschwert hatte, daß die Presse sich nicht beeilt habe, für ihre frühere Haltung gegen ihn Abbitte zu leisten, nahm die „Times" den Fehdehandschuh auf und brachte noch in derselben Nummer die gewünschte Ehrenerklärung, wennschon vielleicht in nicht ganz willkommener Form.

„Die Welt", so beginnt sie einen diesem Fall gewidmeten Leitartikel, „weiß augenscheinlich so wenig von ihren Märtyrern, als von ihren großen Männern, und würde wahrscheinlich von Lord Ranelagh's Leiden zuerst auf seinem Grabsteine gelesen haben, wenn er nicht glücklicherweise Colonel der Süd-Middlesex-Freiwilligen gewesen wäre. Dies tapfere Regiment scheint zu wünschen, daß seine Colonels so über jeden Verdacht erhaben seien, als seine Frauen, und deshalb giebt ihm Lord Ranelagh „als bloßen Act der Gerechtigkeit gegen dessen Mitglieder, wie gegen sich selbst" die ganze Geschichte seines Zusammenhanges mit dem Rachel'schen Fall zum Besten .... In der That, man kann sich kaum einen unschuldigeren Menschen, in eine so unbehagliche Lage gebracht, denken. Lediglich weil eine Dame glaubt oder zu glauben vorgiebt, er liebe sie, findet er sich plötzlich ungestüm um Geld gemahnt,

Digitized by

bedrängt von den Verwandten der Dame, die sich, so ehrenwerth sie auch sein mögen, unter diesen Umständen kaum sehr angenehm gezeigt haben dürften, gezwungen zu stürmischen Zusammenkünften mit argwöhnischen Rechtsanwälten und reizbaren, unverständigen Weibern, von aller Welt mündlich und schriftlich in Verbindung mit einem äußerst anstößigen und geheimnißvollen Criminalfall gebracht, endlich zweimal vor Gericht geschleppt, um von einer Masse von Leuten angestarrt und angegrinst zu werden, welche eine herzlos humoristische Auffassung seiner Lage kundgaben, und um zwei Rechtsanwälten von freimüthigster Beredsamkeit als Modell zu stehen, welche sich bemühten, von zwei diametral entgegengesetzten Gesichtspunkten aus Portraits von ihm zu entwerfen, wobei ihnen Frau Borradaile half, welche augenscheinlich dachte: ob Lord Ranelagh sie geliebt habe oder nicht, sei möglicherweise eine offene Frage, jedenfalls aber hätte er sie lieben sollen, und welche sich demgemäß durch sarkastische Bemerkungen über seine Tugend und seine Oberhemden rächte — und alles das, weil er „aus müßiger Neugier wie viele andere Gentlemen, gelegentlich einmal in Rachel's Laden gegangen war". Wahrlich, wir erinnern uns nicht, jemals, außer etwa in evangelischen Tractätchen, ein Beispiel so schwerer Leiden für eine so geringe Sünde gefunden zu haben; selbst die Ate im griechischen Trauerspiel bietet nichts dem Gleiches, und wir fangen an, an den Jüngling zu glauben, den die erste Cigarre dahin brachte, daß er seiner Großmutter unter dem Galgen ein Ohr abbiß."

Was nun aber die Vorwürfe betreffe, die der edle Lord dem Publicum und der Presse mache, so scheine er zwei Anschuldigungen unter einander zu wirren: die eine, daß er Mitwisser an dem Betruge gewesen, die andere, daß er „gelegentlich in den Laden gegangen sei", wohlbekannt mit dessen fragwürdigem Charakter und wenigstens darauf vorbereitet, in Versuchung geführt zu werden, wenn auch nicht gerade, derselben zu unterliegen. Die erstere sei von keinem vernünftigen Menschen je gegen ihn erhoben worden, und wenn seine Unschuld in dieser Beziehung von der Presse nicht ausdrücklich anerkannt worden sei, so sei wol zu bedenken, daß es den meisten Leuten für ein zweifelhaftes Compliment gelte, wenn man einen englischen Gentleman beglückwünsche, daß er kein Taschendieb oder Schwindler sei; man pflege es im Allgemeinen vorzuziehen, dies als selbstverständlich anzunehmen. In Betreff des zweiten Punktes seien allerdings einzelne Menschen gefühllos genug gewesen, wie Sergeant Ballantine anzunehmen, er hätte wenigstens wissen sollen, daß seine Tugend dort Gefahr lief. Nun aber habe man ja von der höchsten Autorität, von ihm selbst erfahren, daß er nichts von dem bedenklichen Charakter des Ladens geahnt habe. Und so könne man ihm, seinen Freunden und den Süd-Middlesex-Freiwilligen, nur zu seiner vollständigen Rechtfertigung Glück wünschen

So die Times; ob der edle Lord über Beileid und Glückwunsch sehr erbaut gewesen, wissen wir nicht. Drei Wochen später gab der „Fall Rachel" einem anderen Londoner Schwurgerichtsvorsitzenden zu einer

Digitized by Google

culturgeschichtlichen Betrachtung Anlaß, mit der wir unsere Darstellung beschließen wollen. Ein deutscher Schneidergesell in London hatte sein Auge auf eine der Töchter des Landes geworfen, und da diese seine Liebe hartnäckig nicht erwiederte, sich an einen Zauberkünstler gewendet. Dieser entlieh von ihm zur Herstellung eines wirksamen Liebeszaubers mehrere Kleidungsstücke und einen Ring, und händigte ihm eine geheimnißvolle Composition ein, die er um Mitternacht unter Hersagung des tiefsinnigen Spruches:

„Nicht nöthig ist's, daß Feuer dies verzehre,
Doch daß des Mädchens Herz zu mir sich kehre!"

verbrennen mußte. Das Zaubermittel brannte mit schöner blauer Flamme, des Mädchens Herz blieb unerweicht, wol aber hatte der Hexenmeister Ring und Kleider des Liebenden inzwischen verkauft und der Richter verurtheilte ihn deshalb zu einjähriger Strafarbeit. Dabei bemerkte er — denn der englische Richter publicirt selten ein Urtel ohne eine moralische Betrachtung —: „Man könnte erstaunen, daß im Zeitalter der sogenannten Aufklärung Menschen so äußerst albern sein können, sich durch solche Mittel betrügen zu lassen. Vielleicht aber dürfen wir uns weniger wundern, daß Leute von dem niederen Stande des Betrogenen gelegentlich getäuscht werden, wenn Personen aus höheren Kreisen sich so lächerlich machen, an ein Verfahren zu glauben, welches die Kraft besitzen soll, sie schön für immer zu machen"

Digitized by

Da wird die Frau Mutter eine rechte Freud' haben!

Erzählung von **Karl von Holtei.**

Sein Säbel raſſelte gewaltig über's unebene Steinpflaſter. Ja, ſo ein junger k. k. Lieutenant, noch vor wenig Tagen Cadet und heute... 's iſt nichts Kleines. Geſtern war er im Theater geweſen, der gute Junge, um Ihr, und nebenbei auch der ganzen Verſammlung (denn Mißgunſt gehörte nicht zu ſeinen Fehlern), den vollen Anblick einer ſpanfunkelnagelneuen Uniform zu gönnen. Dabei war ihm etwas Verdrießliches geſchehen. Er hatte ſich vorgedrängt, zwiſchen den Sperrſitzen durch, bis an's Orcheſter, weil er Sie in der zweiten Reihe derſelben wußte und ſich natürlich ihr vor Allen zeigen wollte, ohne daß ſie gezwungen würde ihr niedlich Lockenköpfchen, wer weiß wie weit, nach ihm umzudrehen und ſich den ſchlanken Hals und Nacken zu verrenken. Im „Avanciren" geſchah's ihm wol hier und da, rechts wie links, ein Bischen anzuſtoßen; doch rückſichtslos drang er vor, wie dem jugendlichen Helden gebührt. So gelangte er glücklich bis in die, gleichſam einen ſichern Freihafen bildende Ecke. Dieſe jedoch war leider bereits von zwei Männern, einem jüngeren und einem älteren, occupirt geweſen. Das hatte der Liebende krumm genommen und ſich als Dritter mächtig dazwiſchen geſchoben, wo wahr und wahrhaftig höchſtens für Zwei Raum war und das nur zur Noth. Der Jüngere ſchwieg zu dem Gewaltacte. Der Aeltere, ein ſarkaſtiſcher Magiſtratsbeamteter, lehnte ſich dawider auf mit Worten und Werken. Die Werke beſtanden in ſanften Rippenſtößen, die Worte in einem unwilligen: „Was heißt denn das?"

Das nahm der Officier noch krummer und ſchnauzte den Civiliſten an: „Herr, wiſſen Sie daß ich Lieutenant bin?"

Jenem mochte das in der That entgangen ſein. Dennoch zeigte er weder Ueberraſchung noch Reue, ſondern entgegnete freundlich: „Lieutnant? Schau, ſchau, da wird die Frau Mutter eine rechte Freud' haben!"

Auf weſſen Seite die Lacher geſtanden, iſt unſchwer zu errathen. Der Ausgelachte that als hätt' er nichts gehört, benutzte den Beginn der Ouvertüre, verlor ſich geräuſchlos und zog ſich langſam nach dem dunkleren Hintergrunde des Parterres zurück, bis wohin die Kunde ſeiner Niederlage noch nicht gedrungen ſein konnte. Auf dieſe Weiſe war er geſtern um viel verhoffte Freude gebracht, der Abend war ihm verdorben worden. Deshalb raſſelte er am nächſten Vormittage gar ſo eifrig bei Meta's Wohnung auf und ab, um ſie an's Fenſter zu locken und das ſtumme vielſagende Augenſpiel nachzuholen, deſſen er im Schauſpielhauſe verluſtig gegangen war. Freilich hätt' er hinaufſteigen,

hätte eine „staatsmäßige Visite" abstatten können. Aber dann hätt' er die Tochter immer nur in Gegenwart der Mutter, dicht neben dieser, vor sich gesehen; und wo wären da die verstohlenen Blicke geblieben, wie selbige im Parkett des Theaters, oder vom Fenster auf die Straße geschleudert, das Herz doppelt erwärmen? Frau Leopoldine von Ranftl beobachtete sehr scharf. Davon hatte Rudolph sich längst überzeugt. Er, wie Meta, suchten ihr Einverständniß, aus guten Gründen, noch geheim zu halten. In Gegenwart beiderseitiger Mütter beobachteten sie die engsten Grenzen kühler Artigkeit. Denn: ihre Familien waren noch befreundet mit einander und pflegten fortdauernd geselligen Verkehr!

Nun, fragt der Leser, das soll doch nicht etwa einen Grund für die Kinder abgeben, ihre Neigung zu verheimlichen? Sich zu verstellen? Ich dächte im Gegentheil.

Doch, mit Erlaubniß. Der Mütter Freundschaft (von den Vätern soll's nicht behauptet werden) war eine jener Freundschaften, wie sie leider in unserer modernen, falschen, schönen Welt und besseren Gesellschaft nicht selten sind; überall, durch unterschiedliche Stände. Man besucht sich, man ladet sich ein, man macht sein „Partiechen", man klatscht, man becomplimentirt, man traktirt, man beneidet, man verlästert ... man haßt sich sogar; all' dies unbeschadet der Freundschaft.

Frau von Ranftl und Frau Oberwiesenkringauer standen bereits beim freundschaftlichen Hasse. Jedoch hatte das innerliche Schwählen und Glimmen dieser echt menschlichen und christlichen Empfindung ihren traulich-gemüthlichen Zusammenkünften bisher keinen Eintrag gethan; eben so wenig den Zärtlichkeiten, womit sie sich liebreich beschmeichelten. Ich will nichts Böses den feindseligen Freundinnen nachreden. Beide sind herzensgute, pflichtgetreue, redliche, wohlthätige Ehegattinnen und Weiber gewesen; haben nicht mehr noch weniger geschandfleckt, als sich mit solch' edlen Eigenschaften verträgt, haben die Menschheit im Allgemeinen geliebt, ja sie hätten sogar sich Eine die Andere von Herzen lieb haben mögen. ... wenn nicht in jeglichem Redefluß, der ihren Gesprächen entströmte (sie sprachen Beide gern, viel, lebhaft, laut), immer etwelche Tröpflein Gift gemischt worden wären, wodurch der ganze Fluß einen bittern, oft gefährlichen Beischmack erhielt. Leicht erklärlich. Nicht etwa aus der Verschiedenheit ihrer Temperamente, weil diese, wie wir aus Erfahrung wissen, mehr bindet als trennt ... nein, aus der Aehnlichkeit beider Frauen im eigensinnigen, fast verstockten Festhalten an Demjenigen, was sie ihr „Nationalitätsgefühl" nannten. Die biedere, etwas rechthaberische, geschwind in Heftigkeit aufsprudelnde Frau Oberwiesenkringauer, Mathilde, war die echte Niederösterreicherin deutschen Schlages, von tüchtiger Gesinnung, mit schwarz-gelbem Anstrich. (Sie pflegte, aufgeregt durch gewisse Vorkommnisse zu äußern: „Ich bin so schwarzgelb, daß ich trief'!") — Frau von Ranftl, „Poldi", geborene Kißmaröth, war die heißblütige, neuerdings zu rebellischem

Widerstande stets auf dem Sprunge stehende Magyarin. Damit ist Alles gesagt.

Poldi (Leopoldine) ging so weit, ihrem Vater nachträglich noch zu zürnen, daß er seiner seligen Gemahlin, ihrer Mutter, einstmals nachgegeben und der einzigen Tochter den „grauslichen deutschen" Taufnamen beigelegt habe!

Sobald Herr von Ranftl sie aus Versehen „liebe Poldi" anredete, meldete sich augenblicklich üble Laune. „Liebes Weiberl" ließ sie sich gern gefallen. Sah man die zwei Gatten neben einander, mußte man sich wundern und fragen: „wie haben die sich zusammengefunden?" Kann sein, sie verwunderten sich jetzt bisweilen selbst über eine Vereinigung, die vor etlichen und zwanzig Jahren nicht nur sehr natürlich, die ihnen damals geradezu Lebensbedingung geschienen. Herr von Ranftl, Hauptmann-Auditor bei einem tief in Ungarn garnisonirenden Regimente, trotz der Eleganz gesammten Officiercorps, der „fescheste", hübscheste, unwiderstehlichste von Allen, geehrt als Mensch, geachtet als Jurist!... Und Kismaröty-Poldi, eben aus der Pfanne kommender, kaum gahr gebratener Backfisch, noch dampfend vom Feuer kreischender Lebenslust, erfüllt von der Gluth, an welcher schwellende Trauben kochen! ... Und ländliche Langweiligkeit: kleine Nester von Städtchen umher, kein Umgang! ... Und Niemand in nächster Nähe, außer dem Hausfreunde des Vaters, dem schönen Juristen, den die Uniform so stattlich kleidete, der ein vir doctissimus für den Papa, ein Cavalier für die Tochter zu sein verstand!

Fräulein Poldi ward Frau von Ranftl, möglicherweise ohne ihr eignes klares Wissen und Wollen, sicher jedoch gegen ihres Vaters Absicht, der sein: Amice reverendissime, hoc non erat in votis! — viel zu spät ausgesprochen. Die Vereinigung führte zugleich eine Trennung herbei. Ranftl kam um Versetzung ein. Und da ihm diese nach seinem Sinne beim Militair nicht gelang, ging er in die Civil-Justiz über, vielmehr zurück; nur weil er aus Leopoldinens Heimat fort, weil er seine Frau entmagyarisiren wollte.

Er hatte lange harren müssen, bis er endlich zum Obergerichtsrathe vorgerückt war, und erst seitdem er diese feste Stellung erreicht, hatte zwischen ihm und dem alten Schwiegervater eine entschiedene Aussöhnung stattgefunden, der nun auch mit reichen Geschenken nicht mehr geizte. Den lebendigen Vermittler zwischen Papa Kismaröty und Ranftl's machte der Letzteren Sohn Sándor. Dieser war schon als Knabe in ein durch und durch ungarisches Husarenregiment eingetreten, befand sich häufig auf Urlaub beim Großvater, lernte sich nach und nach so völlig für einen ganzen Magyaren betrachten, wozu er ja die besten Anlagen von seiner Mutter aus mitgebracht, daß er sich des deutschen Vaters beinahe schämte und sich am liebsten „Ranftelösy" rufen hörte. Er correspondirte auch nur mit der Mutter, besuchte hingegen die Seinigen gar nicht mehr. Dabei führte er das wilde, müßige Dasein

Digitized by Google

übermüthiger Reiterofficiere, machte auch fleißig Schulden, die der Großpapa, unter vielen Flüchen zwar, endlich immer berichtigte.

Ganz anders verhielt es sich mit seiner Schwester Meta. Ohne Einfluß waren der Mutter und Sándors Beispiel auf diese kluge, anmuthige Jungfrau allerdings nicht geblieben. Sie hatte kindisch ebenfalls mit jener unbegründeten Geringschätzung deutschen Wesens und Geistes kokettirt, wie es in Ungarn Mode geworden. Bei zunehmender Ueberlegung und Reife des Verstandes wendete sich das edelherzige Mädchen mehr dem Vater zu, der an ihrer innigen und sinnigen Tochterliebe sich recht verjüngte, gleichsam neu auflebte. Meta lernte, geleitet vom reinsten Gefühl, auf unbefangene Weise auch Vermittlerin werden; doch *sie* wurd' es zwischen Vater und Mutter, indem sie sich bald auf diese, bald auf jene Seite schlug, immer denjenigen Theil unterstützend, der sich gerade am schwächsten zeigte. Dieselbe friedfertige Rolle übernahm sie denn auch zwischen ihrer Mutter und deren Freundinnen, mit besonderem Eifer freilich wenn es galt, Frau Oberwiesenkringauer zu trösten, die Mutter zu beschwichtigen, nach beiden Richtungen hin Ausbrüche zu verhindern, welche beider Familien fortgesetzten Umgang hätten stören können, wenigstens den der Frauen. Denn für die Männer gab's keine Besorgniß. Meta's Vater und Frau Mathilden's Ehegemahl blieben unzertrennliche Freunde, die sich, unbekümmert um ihrer Weiber Zwiespalt, nach wie vor tagtäglich in der Ressource gefunden haben würden, geduldig den Ausgleich weiblicher Mißverständnisse abwartend. Die hatten leicht abwarten. Aber Meta nicht. Denn hörten gegenseitige Einladungen auf, dann gab's auch keine Zusammenkünfte mehr mit ihrem Gespielen aus der Kindheit, mit dem gegenwärtig als jüngsten Lieutenant in die Heimat versetzten Rudolph!

„Das wär' nicht übel!" sagte Meta, womit sie natürlich sagen wollte: es wäre *sehr* übel.

So steht's um ihr Herzlein und dennoch läßt sie Rudolph's gestählte Säbelscheide auf den Steinen rasseln und „thut gar nicht dergleichen?" Trägt sie ihm nach, daß er gestern ein Bischen ausgelacht wurde im Theater?

„Das wär' noch schöner!" würde Rudolph sagen, womit er dann natürlich auch wieder meinen würde, daß es nichts weniger als schön wäre. Verbitterte Zärtlichkeit pflegt die Figur der Ironie anzuwenden, deren sich auch solche Personen bedienen, die selbst keine Ahnung haben, daß sie ironisch sein können. Und wir sprechen's dem rasselnden Rudolph nach, fern von Ironie: Wenn die Liebende dem Geliebten zürnen wollte, weil verzeihliche Eitelkeit ein wenig verspottet wurde . . . „das wär' noch schöner!"

Nein, Meta zürnte ihm nicht. Sie hörte ihn wohl und ließ sich nur deshalb nicht blicken, weil sie sich nicht mit dickverweinten Augen am Fenster zeigen mochte. Es hatte „was gegeben" zwischen Mamma Poldi und ihr. Konnte sie, durfte sie ruhig anhören, daß die Mutter einer zum „Vormittagsplausch" anwesenden Dame die gestrige Begeben-

heit drastisch vortrug und unverhohlene Freude äußerte über den verdienten Hieb, den des neugebackenen Officierchens Uebermuth, so wie der Mutterstolz ihrer, auf den „dummen Buben" eitlen Freundin Mathilde bekommen hatte? Konnte sie schweigen? Mußte sie nicht Mutter wie Sohn wider ungerechte Anklagen in Schutz nehmen? Und kehrte nicht unwillkürlich ihre Vertheidigung Rudolph's und Mathilden's sich zur Anklage gegen die eigene Mutter um, der sie geradezu bemerkbar machte, es gäbe gewisse Cavallerie-Lieutenants, die ungleich übermüthiger wären und von ihren Müttern ungleich mehr darin bestärkt würden, als beim Oberwiesenkringauerischen Infanterie-Lieutenant jemals der Fall sein dürfte?

Das war Oel in's Feuer gewesen. Es braunte lichterloh. Die Gegenwart einer Dritten, einer halb Fremden, schützte Meta nicht vor harten Worten, unter denen das härteste: „Der aufgeblasene Laffe kommt mir nimmer in's Haus und Dir untersag' ich mit ihm zu sprechen!" — des Mädchens schwächste Seite traf. Doch Meta kannte ihrer Mutter zorniges Aufwallen hinreichend und hütete sich wol, jetzt eine Widerrede zu wagen. Sie schwieg, überwand sich so gut sie konnte, hoffte aber dabei, daß ihr scheinbar unterwürfiger Gehorsam den harten Ausspruch mildern, daß der zur Gewohnheit gewordene, vieljährige Verkehr beider Familien an solcher Lappalie nicht scheitern werde. Vielleicht hätte sich's auch so gemacht, wäre der verwetterte Sarras nicht in die Quere gerathen. Gerade zur schlimmsten Minute mußte der einen Rassler thun, daß es herauf dröhnte, als rumple eine mit Eisenstangen beladene Karre über den Bürgersteig. Frau Leopoldine, von mütterlichem Bewachungs-Instinct getrieben, stürzte an's Fenster, entdeckte den Thäter, stieß mehrere, die Tonleiter durchhöhnende: „Ahh, man giebt sich Zeichen? — Man trifft Verabredungen? — so weit geht's schon?" — und ähnliche, mit Fragezeichen geschmückte Interjectionen aus, ergriff eine Schreibfeder, stippte selbige zwei Zoll tief in's Tintefaß, machte den gewaltigsten Klecks auf einen mit buntgoldenen Arabesken verzierten Briefbogen, unmittelbar unter zwei in Blumen nistende, sich schnäbelnde Turteltäubchen und schrieb in fingerlangen Zügen die Erklärung nieder: „sie ersuche, aus „„stichhaltigen"" Gründen, ihre hochverehrte Freundin Mathilde, zum morgigen Kränzchen den Herrn Lieutenant nicht mitzubringen, alles Uebrige mündlicher Auseinandersetzung vorbehaltend u. s. w."

Schrieb's . . . und entsandte eine, zwar zur Eil' angespornte, doch von Natur faule Botin, welche diese Brandrakete in's Oberwiesenkringauerische Hauptquartier schleudern sollte. Bevor Jene aber noch geschriebene Antwort zurückbrachte (sie wird unterweges wichtige Conversation gepflogen haben) stand die Empfängerin schon der Absenderin gegenüber. Beide hochroth im Gesicht. Meta lauschte verzagt im Nebenzimmer.

„Frau von Ranftl wollen mir untersagen, meinen Sohn in Ihre Gesellschaften mitzubringen?"

Digitized by Google

„Ich muß darum bitten, ihn weg zu lassen, weil er sich Aufmerksamkeiten für meine Tochter gestattet, die ich mißbillige."

„Das heißt mit andern Worten: Sie verlangen, daß Rudolph auch unsichtbar gemacht werde, wenn wir die Ehre genießen, Sie bei uns zu sehen?"

„Nur unter dieser Bedingung könnte ich künftighin der großen Ehre theilhaftig werden, meine Tochter bei Ihnen erscheinen zu lassen."

„Nun, dann wär's wol zweckmäßiger, wir gäben unsern Umgang völlig auf?"

„Ich will nicht in Abrede stellen . . ."

„Frau von Ranftl kommen meinen Wünschen nur zuvor!"

Zwei tanzmeisterlich-gerechte Verbeugungen . . . ein grinsendes Lächeln . . . ein heftigdonnernder Schlag des zugeworfenen Thürflügels . . . und darauf tiefes Schweigen in Frau Poldi's Zimmer, nur durch schluchzende Töne unterbrochen, die aus dem Nebengemache hörbar werden.

Frau Mathilde stieß vor dem Eingange des Ranftl'schen Hauses auf ihren jungen Lieutenant, der seiner Mutter Nähe nicht ahnte und eben herbeischritt, ein letztes verzweifeltes Säbelsignal zu rasseln.

Sie ließ sich, den Arm reichend, von ihm heim geleiten und flüsterte im Gehen vor sich hin von „Armen Kindern" und von „Hoffnungen, die aufgegeben werden müßten, weil solche Albernheit nicht länger zu ertragen sei."

An demselben Tage, Punkt vier Uhr, fanden sich der Obergerichtsrath Herr von Ranftl und der Kaufmann Herr Oberwiesenkringauer in der Ressource ein, nahmen an ihrem Spieltische Platz und machten ihre Partie mit den gewöhnlichen Genossen, wie wenn gar nichts vorgefallen wäre. Als die Stunde des Aufbruchs geschlagen. . . . denn über Acht hinaus durfte das Whist nur so lange dauern, wie zur Ausgleichung unumgänglich nöthig war — und die beiden Mitspieler sich entfernt hatten, nahm der Rath das Wort: „Werden wol gehört' haben von den „unliebsamen" Ereignissen dieses Morgens?"

„Mit Bedauern. Doch so gern ich meinerseits zum Frieden rathe seh' ich in diesem speciellen Falle kein Mittel . . ."

„Läßt sich nichts thun, mein werther Freund. Für jetzt gar nichts. Müssen den Frauen Zeit lassen, ihren Grimm zu verkochen."

„Mir geschieht nur Weh' um die Kinder."

„Mir etwa nicht? Hat aber auch sein Gutes. Wir wollen es betrachten wie eine Probe, die ihnen auferlegt wird. Bestehen sie diese und bleiben sie sich treu, dann werden die Mütter auf die Länge auch nachgeben und vielleicht geht Alles noch recht gut aus. Streng genommen ist die Trennung für den Augenblick eher vortheilhaft als schädlich. 's ist doch bei Lichte betrachtet noch sehr junges Blut, Ihr Rudolph, und auch meine Meta hat die Kinderschuhe kaum vertreten. „Frau Lieutenantin" . . . das thut's nicht!"

„Darin pflicht' ich bei, bester Herr Rath; warten müßten sie jedenfalls . . ."

„Also! . . . Sprechen Sie dem jungen angehenden Helden Muth und Geduld ein. Machen Sie ihm anschaulich, daß die wahre Courage nicht bloß im „Draufgehen", sondern noch vielmehr im „Ausharren" besteht. Er soll sich beständig zeigen und ein Mann werden . . . meiner Einwilligung darf er dann sicher sein und die Mutter wird auch nicht ihrer Tochter Herz brechen wollen und wird mildere Seiten aufziehen, sieht sie erst, daß es sich um mehr handelt, als um eine vorübergehende Tändelei. Was uns Zwei anlangt, bester Oberwiesenkringauer (auf den Spieltisch deutend), wir bleiben die Alten!"

„So hoff' ich, Herr Rath."

II.

Das war ein trauriger Mai im Jahre sechs und sechszig. Auf jedem grünen Blatte schien mit schwarzer Schrift geschrieben zu stehen: „Krieg!" In jedem Blüthenkelche zitterte ein rother Thautropfen, den man für einen Blutstropfen halten konnte. Die Singvögel stimmten vergebens ihre fröhlichsten Liebelieder an, es klang immer wie Grabgesang. Käfer und Bienen summten düster, als ob sie über Leichen schwebten. Jeglicher Schmetterling sah vor trüben Augen aus wie ein Trauermantel. Mütter, Gattinnen, Bräute nahmen bebend in ängstlicher Ahnung die Journale zur Hand; Familienväter gingen gesenkten Hauptes umher, fragten einander sorgenvoll: „ob's wirklich zum Aeußersten kommt?" Die Herren vom Militair schauten freilich triumphirend in die Welt und riefen ungeduldig: „Möcht's nur bald losgehen!"

Nie und nirgend wol tritt der allen Menschen mehr oder weniger angeborene und (leider auch) angelebte Egoismus rücksichtsloser zu Tage, als bei jüngeren Officieren vor Ausbruch eines Krieges. Niemals aber finden sich auch begreiflichere Gründe ihn zu entschuldigen. Der Soldat stehender Heere ist ja mit all' seinen Aussichten und Hoffnungen auf Kampf und Sieg angewiesen. Nur durch den Untergang tapferer, ihm vielleicht herzlich befreundeter, doch im Range über ihm stehender Kameraden kann Raum werden für ihn und seine Förderung. Je mehr Lücken der Tod reißt, desto besser für die Hintermänner. „Avancement" heißt das furchtbare Zauberwort, dessen grausame Gewalt sanftere Gefühle betäubt. Außerdem liegt der Dienst im Frieden ohnehin wie eine drückende Last auf kräftigen, strebenden Leuten, deren Beruf (was schon die Benennung „Krieger" darthut) sich unmöglich mit Paraden und Garnisonwachen begnügen kann. Das alte, in langem Frieden entstandene Scherzwort: „Herr Lieutenant Dir leb' ich, Herr Lieutenant Dir sterb' ich", spricht hinreichend die Empfindungen aus, denen es gilt und entschuldigt ihre natürliche Richtung nach thätigem Leben und großen Ereignissen hin.

Gesellen sich der allgemeinen im ganzen Corps verbreiteten Unbe-

Digitized by Google

haglichkeit bei Einzelnen noch besondere Ursachen des Mißvergnügens, wird jungen Männern der Aufenthalt in der Heimat durch persönliche Verhältnisse verleidet. . . . was Wunder, wenn in solchen der von den Uebrigen getheilte Wunsch in krankhafter Ungeduld anwächst, wenn sie gar nichts mehr denken und sinnen als „Krieg"? Denn in diesem erblicken sie ja den Retter und Befreier aus unerträglicher Existenz.

So erging es unserm Rudolph. Der Umgang mit Ranftl's war und blieb abgebrochen. Diesmal hatte die Zeit den Zorn der Mütter nicht beschwichtigt. Einige mißlungene Versuche der Liebenden, heimlich miteinander zu correspondiren, waren von Frau Poldi sehr übel aufgenommen und Veranlassung geworden, die arme Meta, wegen „trotziger Widersetzlichkeit", förmlich einzukerkern. Frau Mathilde hinwiederum hatte in diesem Verfahren eine ausgesprochene Verachtung ihres Sohnes, folglich auch ihrer selbst, erblickt. „Wie wenn mein „Rudi" ein Räuber wäre!" hatte sie ergrimmt ausgerufen. „O, meine gnädige Frau von Ranftl, Ihre Tochter ist auch keine Prinzessin, und ist Ihnen der Sohn eines soliden Kaufmannshauses jetzt zu gering, könnte sein, Sie müßten künftig mit einem noch geringeren Schwiegersohn vorlieb nehmen! Und was die Söhne anbelangt, gäb' ich den meinigen nicht her für den Ihrigen und möchte keinen Tausch machen."

So trug die Mutter zu Rudolph's Erbitterung bei, von welch' letzterer sogar die Geliebte theilweise mit betroffen wurde, weil der Liebende sie des allzunachgiebigen Gehorsams gegen die Tyrannei der Frau Poldi beschuldigte. Gewiß ungerechterweise. Aber bei so desperater Stimmung kommt die Gerechtigkeit immer zu kurz. Auch seinen Vater klagte er an, daß dieser, da er doch täglich mit Herrn von Ranftl freundschaftlich verkehre, des Sohnes Angelegenheit nicht betreibe und den Herrn Obergerichtsrath nicht veranlasse, ernstlich dazwischen zu fahren. Und mit der Mutter, wie sehr diese seine Partei nahm, zürnte er eigentlich auch; denn ihr und ihrer Heftigkeit gab er Schuld, den Bruch unheilbar gemacht zu haben. So nach allen Seiten hin zweifelnd, argwöhnend, gereizt, leicht verwundbar . . . sollt' er sich nicht wegwünschen aus dem Bereiche kleinlichen Krieges auf das Schlachtfeld des großen? Wie gering erschienen ihm Wunden des Körpers, im glorreichen Kampfe geschlagen, gegen die Stiche, von denen hier sein Herz blutete, seine Galle überlief? Lautjubelnd wurde die Marschordre aufgenommen vom ganzen Regiment, doch Rudolph's Jubelruf klang nicht rein, falsche Töne waren darin vernehmbar. Wer in den Krieg zieht, sollte keinen Groll hinterlassen, er, der „Soldat im Kriege", sollte, um mit Shakespeare's König Heinrich V. zu reden: „es machen wie der kranke Mann im Bette, er sollte jedes Stäubchen aus seinem Gewissen waschen." Doch nicht Allen wird es so gut und gar Mancher zieht unversöhnt mit sich und Andern dem Tode entgegen. Mögen's Schulden sein, die ihn belästigten, mag eine Schuld ihn drücken, mag ungerechter Groll den heitern Ernst ihm trüben, der muthige Krieger auf's Höchste schmückt, . . . fast Jeder hat „Staub aus seinem Gewissen zu waschen". Unsern Rudolph be-

Digitized by Google

lasteten Gott sei Dank weder Schuld noch Schulden. Dennoch fühlt' er sich keineswegs rein von Bitterkeit gegen die Mutter, die er doch so innig verehrte, gegen Meta, die er so glühend liebte. Je näher die Stunde des Ausmarsches rückte, desto lebhafter wurde des guten Jungen Bedürfniß, vorher noch eine recht gründliche Staubwäsche vorzunehmen. Er begann bei Frau Mathilde und nachdem er bei dieser im Reinen war ging er geraden Weges zu Frau von Ranftl. Die mit den Abneigungen ihrer Herrin vertraute Zofe that ihr Mögliches, ihm den Eintritt streitig zu machen, dennoch drang er durch. Seine Zeit war klug erwählt: er hatte berechnet, wann etwa vom Speisetische aufgestanden werden dürfte und traf's genau. In dem von einem guten Glase „Adelsberger" belebten Obergerichtsrathe war ihm ein stiller Bundesgenosse sicher. Frau Poldi starrte ihn, erschreckt ob seiner Kühnheit, verwundert an, es „verschlug ihr die Sprache". Meta verbarg ihre Freude hinter dem Taschentüchlein, welches vor's Gesicht gehalten wurde, um Thränen zu verbergen, die für den Augenblick noch nicht flossen; dieselben werden sich wohl ein Viertelstündchen später einstellen.

Rudolph benahm sich lobenswerth. Er wendete seine Anrede dem Vater zu, als ob weder Mutter noch Tochter sich im Zimmer befänden und sagte diesem: es sei ihm unmöglich zu scheiden (vielleicht für immer), wenn er nicht vorher einer Familie Lebewohl gesagt habe, die ihm seit den Kinderjahren schon so theuer gewesen, die seinem Herzen so nahe verwandt sei. Er bat um gütiges Angedenken, welches man auch dem Todten bewahren möge! (Hier wurde Meta's Tüchlein wirklich feucht.) Er bat, von des Rathes väterlichen Blicken kühn gemacht, endlich gar um Erlaubniß, den aus dem Felde einlaufenden Briefen an die Seinigen bisweilen ein Blättchen für Meta beilegen zu dürfen.

Das war der Frau Obergerichtsräthin denn doch zu viel. „Damit meine Tochter", rief sie in schneidendem Hohne, „etwa auch wieder zurückschriebe und ihre sentimentalen Dummheiten dann am Beiwachtfeuer unter den jungen Herren Kameraden von Hand zu Hand gingen? Derlei Correspondenz muß ich mir ernstlich verbitten. Glückliche Reise, Herr Lieutnant und gute Verrichtung!"

Herr von Ranftl faßte Rudolph's Arm, wollt' ihn begütigend aus der Stube geleiten, ehe des Gekränkten Unwille losbräche. Doch solche Beschwichtigung gelang nicht dem friedlichen Manne des Gesetzes. Der Jüngling machte sich heftig frei und ließ gerechtem Zorne vollen Lauf: „Solcher Niedrigkeit halten Sie mich fähig? Dann allerdings darf ich mich nicht wundern, daß Sie sich so feindselig zwischen Ihre Tochter und mich stellen wollen. Aber wenn Meta fühlt und denkt gleich mir, soll es Ihnen nicht gelingen uns zu trennen. Ich will ihr Lieb' und Treue fest bewahren bis in den Tod. Ist sie eben so gesonnen . . ."

„Bis in den Tod!" rief in einem plötzlichen Anfall begeisterten Muthes die sonst vor ihrer Mutter Zitternde.

Sich des Breiteren auszulassen ward Beiden benommen. Das Schicksal riß (wie es im hergebrachten Style heißt) die Liebenden aus-

Digitized by Google

einander. Das Schicksal, einerseits vertreten durch einen begütigenden, fernern Expectorationen abschneidenden Vater, der den Lieutenant hinausmanövrirte, andererseits durch eine unbarmherzige Mutter, welche dem rebellisch gewordenen Töchterlein ihr kategorisches: Was untersteht sich der „Schnabel"? zu Gehör brachte und dabei mit dem schönen Kinde abfuhr, wie der Geier mit der Taube.

Rudolph's Klagen über diese Scene gönnte Frau Mathilde zwar mütterliche Theilnahme, meinte jedoch, er werde natürlich finden, daß sie sich jeglichen ferneren Versuches zur Aussöhnung enthalte, mit Frau von Ranftl könne sie keine Gemeinschaft mehr haben, deshalb solle ihr Sohn sich nimmer gestatten, sie mit Briefchen für Meta zu belästigen und sich „die Kinderei" aus dem Sinne schlagen.

Dagegen tröstete ihn Herr Oberwiesenkringauer: „Lege Du in Gottesnamen manchmal ein Zettelchen ein, wenn Du an mich schreibst. Ich will's ihrem Vater beim Kartengeben schon in die Hände spielen und was der dann damit anfängt, bleibt seiner Meinung überlassen. Väter sehen solche Dinge billiger an und der Obergerichtsrath ist Dir zugethan. Wer kann wissen, was noch geschieht? Die Mütter werden vielleicht wieder die besten Freundinnen!"

„Das müßte „curios" zugehen", murmelte Frau Mathilde. Rudolph dankte dem guten Vater auf's Innigste. Nach und nach meldete sich denn auch die bis dahin durch andere Empfindungen zurückgedrängte kindliche Wehmuth. Der ernste Abschied vom Vaterhause rückte stündlich näher. Das war keine Lust- und Urlaubs-Reise, kein kurzer Uebungsmarsch, kein Probe-Lager. Das war ein Gang auf Leben und Tod, ein Kampf um Sieg und Ehre, ein unvermeidlicher, aber furchtbarer Krieg. Rudolph gehörte keineswegs zu Denen, welche, des Ausgangs gewiß, schon im Voraus triumphirten. Zwar glaubte er eben so fest an die ihm selbst einwohnende Tapferkeit, wie an diejenige der Truppe, bei welcher zu dienen er stolz war; aber sein vielfach bewegtes Gemüth ließ allerlei Todesahnungen aufkommen, die ihn bei der Trennung von den Seinigen weich machten, wenn sie ihm auch den Muth nicht zu rauben vermochten. Nur fort von hier! Nur die letzten Minuten überstanden! Mag's dann gehen, wie Gott will!

So rufen in ihrer Ungeduld die Söhne. Und befinden sie sich erst unterweges, dann ist wol für betäubende Zerstreungen gesorgt, die in scharfen Contrasten ihr Heimweh betäuben. Aber die armen Mütter, denen ungestörte Muße bleibt, den Schmerz der Seele recht zu hegen und zu pflegen, wer zählt die Thränen schlafloser Nächte beim Beginn und während eines Krieges? Kein Mensch, das ist sicher. Doch hoffentlich Einer, von dem wir Menschen uns freilich weder Begriff noch Vorstellung machen können, dem wir dennoch zuletzt Alles anheimstellen müssen.

Gleich allen Zuständen und Verhältnissen cultivirter Länder, mögen sie Eintracht oder Gegnerschaft verschiedener Völker und Staaten betreffen, ist auch die Kriegführung eine andere geworden, seitdem Dampfmaschinen

Digitized by Google

unübersehbare Wagenzüge auf Eisenbahnen mit Windeseile befördern. Sonst brauchten die Regimenter Wochen und Monate, um ihr Ziel zu erreichen, jetzt fliegen sie in kurzen Stunden der Bestimmung zu. Da Beide, Freund wie Feind, gleiche Mittel benutzen, kommt's eigentlich, was den Erfolg betrifft, auf Eins heraus. Nichts desto weniger entspringt ein Segen daraus: die Entscheidung schleppt sich nicht mehr so lange hin, wie einstmals und wo sie um Vater, Gatten, Sohn, Bruder, Geliebten zagen und klagen, werden die Folterqualen unerträglicher Ungewißheit wohlthätig abgekürzt. Auch schriftliche Nachrichten erreichen leichter und rascher die Heimat, wenigstens so lange noch im Rücken des Heeres Schienenwege bestehen, wo sonst unsichere Feldposten gar manchen Gruß verzettelten. Rudolph ließ keinen freien Moment unbenutzt, den Eltern einige Zeilen zu schreiben. Er durfte, der Wahrheit gemäß, versichern, daß ihm bis jetzt die vielfache Anstrengung körperlich wie geistig gut anschlage und war ehrlich genug, einzugestehen, die aufregende Aussicht recht bald in fremdes Land vorzudringen, mache ihn „seines Herzens Kummer" fast vergessen, wenigstens zeitweise!

Die späteren Briefe schlugen einen minder lebhaften Ton an; sie enthielten schon ungeduldige Klagen über unbegreifliches Zaudern, welches dem Feinde zu Gute komme. Nach einer Einlage für Meta suchte der Vater vergeblich, doch an Grüßen und Versicherungen standhafter Treue, welche „Papa mündlich anbringen würde", fehlte es nie. „Der gute Junge", sagte dann jedesmal Frau Mathilde, „er will dem armen Mädel keinen Verdruß bereiten! Bestell's nur wörtlich, Alter, oder noch besser: laß' den Herrn Rath die ganzen Briefe lesen."

Bis zum zwanzigsten Juni hatte der Briefträger Tag für Tag etwas abzuliefern gehabt. Seitdem entstanden Pausen, die Berichte wurden seltener, kürzer, zurückhaltender. Mit dem Letzten des Monates brachen sie gänzlich ab. Nun erst erprobten die Eltern, was es heißt, einen Sohn, ein einziges Kind im Kriege wissen und kein Lebenszeichen mehr von ihm erhalten. Schwankende Gerüchte kündeten Siege, bezweifelten sie, je nachdem. Wie sehr beklagte jetzt Frau Mathilde das Zerwürfniß zwischen ihr und Frau von Ranftl, die ja auch einen Sohn „draußen" hatte. Wie gern hätte sie, trotz alles Vorhergegangenen, Klage um Klage, Angst um Angst mit der „Feindin" ausgetauscht in langen, umständlichen Gesprächen!

Während die daheimgebliebenen Angehörigen, von tausend kleinen Dornenstichen geängstigt, heißes Blut schwitzten, wandelten die braven Krieger eben auch nicht auf Rosen. Nichts kann einer tapferen Armee schwerer fallen, als Befehlen Gehorsam leisten zu müssen, welche der Mehrzahl unzweckmäßig erscheinen und zugleich ihrer Kampflust entgegen stehen. Anstatt, wie sie hofften, in „Feindes Land" loszuschlagen, sollen sie den Feind in ihrem Vaterlande erwarten. Das widerspricht jugendlich-patriotischem Stolze, der weniger nach fein ausgesonnenen strategischen Plänen, als vielmehr nach dem ersten Treffen fragt. Währt ein solches, scheinbar zweckloses, Hin- und Herziehen der Truppen zu lange,

Digitized by Google

dann erzeugt es unfehlbar Unzufriedenheit und verleitet zu respectwidrigen Aeußerungen gegen den Oberbefehlshaber oder dessen Generalstab. Das Wallenstein'sche Citat: „das Wort ist frei", geräth dann bisweilen mit dessen ergänzendem Nachsatze: „der Gehorsam blind" in Widerspruch. So war's bei Rudolph's Regimente und er nicht der Letzte, wo im Kreise jüngerer Officiere Discussionen sich erhoben, an denen wol auch die Cadetten Theil nahmen. Unter Letzteren befand sich ein Schulkamerad Rudolph's, kurz vor Ausbruch des Krieges erst eingetreten, der deshalb, obwol ein Jahr älter wie Jener und im Gymnasium eine Classe über ihm, ihn jetzt als Vorgesetzten zu betrachten hatte, was nicht recht gelingen wollte. Es war ein großer langer Schlagtod, besagter Laduschnigg, der Sohn armer Eltern, der sich mühselig emporgearbeitet durch Mangel und Entbehrungen, den aber plötzlich, gerade vor seinem Abgange vom Gymnasium zur Universität, unwiderstehliche Lust zum „Raufen" überkommen, und der sich von verschiedenen Gönnern die erforderliche Summe erbettelt hatte, Cadett „ex propriis" werden zu können. Mehr denn Alle brannte er auf die erste Schlacht, von der festen Ueberzeugung erfüllt, daß er in dieser Gelegenheit finden müsse, sich auszuzeichnen und augenblicklich Lieutenant zu werden, wenn erst der Tod unter den „Bevorzugten" aufgeräumt und Platz gemacht habe für die „Verdienten". Daß die Ueberzeugung sich erfüllen werde, bezweifelte Niemand, der den riesenhaften Burschen nur ansah. Er war gut gelitten beim ganzen Officiercorps wegen seiner gründlichen Kenntnisse, wegen seiner glücklichen, bisweilen rücksichtslosen, doch stets treffenden humoristischen Einfällen. Da er natürlich keinen Kreuzer Zulage erhielt, sondern immer „schwarz" war, ließ er sich sonder Bedenken von den wohlhabenderen Kameraden bewirthen, empfing auch von Rudolph freigebige Unterstützung, ohne dafür viel zu danken. Er huldigte der Lehre des socialen Communismus im Soldatenstande eben so treu, als er's im Laufe der Schulzeit gethan. Seine physischen Bedürfnisse entsprachen der kolossalen Figur. Er selbst gestand offen ein, daß er sich, seitdem er zu denken wisse, noch niemals völlig satt gegessen habe und wo er in's Quartier gelegt wurde, schlugen die Wirthsleute laut jammernd die Hände überm Kopfe zusammen: „Der frißt uns auf!"

Unbewußt hatte binnen wenig Wochen Laduschnigg die Stelle des „G'spaßmachers" beim Regimente eingenommen, welche in Frankreich mit dem halbdeutschen Worte „Poustic" bezeichnet wird. Und da man überall, vor der Bühne wie im Leben, die urtheilslose Menge bereit findet, komische Wirkungen an gewisse Persönlichkeiten zu knüpfen, deren Aeußerungen, mögen dieselben noch so unbedeutend sein, dann immer Beifall finden, so erregte jedwedes Wort des kolossalen Cadetten wiehernes Gelächter. Die Eitelkeit nimmt verwunderliche Gestalten an, feiert seltsame Triumphe. Rudolph's Schulkamerad bildete sich wer weiß was ein auf seine Würde als anerkannter Witzbold, dünkte sich schon ein Held, obwol er eigentlich die Rolle des Hanswursts bekleidete. Mit seiner Zuversicht wuchs auch die komische Kraft. Seine Witze („Bonmots",

Digitized by Google

sagten die Soldaten) gingen von Reihe zu Reihe. Er hieß kurzweg „der große Bonmotist", sprich Bommotist. Sogar strengere Stabsofficiere verbissen ein malitiöses Lächeln und ließen stillschweigend das lose Maul gewähren, wenn er sich giftige Scherze erlaubte, über die Weisheit des obersten Feldherrn. „Ein kecker Bursch!" raunte Einer dem Andern zu, „aber dumm ist er nicht!" Daß diese Kühnheit sich auch im blutigen Kampfe nicht verleugnen werde, davon waren Alle überzeugt.

Lange genug hatte das Regiment auf die Feuertaufe warten müssen. Größere und kleinere Treffen waren geschlagen worden und fortwährend mußt' es die Nachhut bilden, mußte umgekehrt beim planmäßig angeordneten, den Feind auf ein vorher bestimmtes Schlachtfeld lockenden Rückzüge, eins der vordersten bleiben. Erst am zweiten Juli gewann die Sache den Anschein, als sollte morgen der eiserne Ernst Entscheidung bringen. Diesmal war's keine Täuschung mehr. Bald verkündete Kanonendonner die furchtbare Wahrheit, von tausend lebenslustigen, darum doch den Tod der Ehre nicht fürchtenden jungen Herzen feurig begrüßt. Sie standen, beim Beginn der großen Schlacht, noch thatlos, eine schwere Batterie bedeckend, deren gewichtige Kugeln über ihre Köpfe hinweg fliegend, des Feindes Glieder zu zerknirschen strebten. Sie mußten sich ducken, vor ihren eigenen Geschossen. „Das Warten ist verflucht langweilig", sprach Rudolph, mit sich und seiner Haltung sehr zufrieden, denn er spürte nichts von der gefürchteten Furcht, welche ihm ältere Officiere als fast unausbleibliches „Kanonenfieber" prophezeit hatten. Seine Nerven bebten nicht. Er konnte der Eltern, der Geliebten vollkommen gefaßt und ruhig denken, ohne Wehmuth, ohne Wunsch der Gefahr entrückt zu sein. Das Gefühl der Pflicht, der feste Wille seines Kaisers Farben mit Ehre zu tragen, siegte über jede weichere Empfindung. Nur das Bedürfniß, am eigentlichen Kampfe Theil zu nehmen, regte sich in ihm und machte ihn ungeduldig. Um sich „die Zeit zu vertreiben", zählte er die feindlichen Kugeln, welche zwar in seiner Nähe einschlugen, im Ganzen jedoch geringen Schaden anrichteten, weil die Entfernung der Geschütze noch zu bedeutend war.

Dicht neben ihm (sie standen, oder lagen vielmehr in einem niedergetretenen Roggenfelde) streckte sich Laduschnigg langaus auf dem durchregneten Boden: „Wie ist Dir denn, Rudolph, bei diesem nichtswürdigen Gepumper?" fragte der Riese, das Gesicht zur Erde gewandt.

„Wie soll mir sein", entgegnete der junge Lieutenant; „ich wollte, wir kämen endlich in's Gefecht."

„Ich meinestheils wollte, ich wär' ein äthiopisches Erdferkel, als welche Bestien von Natur so trefflich begabt sein sollen, in kürzester Frist tiefe Löcher in die Erde zu scharren, wohin kein Teufel ihnen folgen kann. Solch eine Kasematte wünscht' ich mir augenblicklich, ja ich wünschte mir Krallen von dem dazu erforderlichen erdferkelischen Kaliber und mache mich anheischig, dergleichen zeitlebens nicht mehr abzulegen, möchten sie mir jetzt zur Sicherheit verhelfen."

„Mir scheint, Du hast gar ein bissel Angst?"

„Erlaub' Du mir, von „bisseln" reden ist eine Dummheit, wo zehnpfündige Brocken . . (Pum! keine zwanzig Schritte von uns!) . . . durch die Luft summen wie Maikäfer. Eine wahre Hundeangst hab' ich, und nicht ohne Ursach. Wo's Mann auf Mann geht, wo Jeder sich seiner Haut wehren darf, da will ich gern mitmachen. Aber hier liegen und sich todt schießen lassen wie ein Hase im Lager, das ist ja eine nichtswürdige Gemeinheit; dazu bin ich nicht in den Krieg gezogen. Nach Berlin hab' ich wollen, hübsche Beute erobern . . . das ward uns versprochen!"

„Wird Alles kommen zu seiner Zeit."

„Aber nicht zu meiner Zeit. Die ist um. Jeder Schuß aus ihren gottverfluchten Mordröhren donnert mir in's Ohr. Ich zieh' immer drei zusammen in einen Satz, und der lautet: „Du mußt dran!""

„Sei kein Kindskopf, Langer; so könnt' ich mir's auch auslegen, und Jedweder von uns, der bis auf drei zu zählen weiß. Ich buchstabire aus drei aufeinanderfolgenden Schüssen die Worte heraus: „Du kommst durch!" Mach's eben so!"

„'S thut's nicht. Meine Kurasche ist pfutsch, ich bin völlig dämisch im Schädel, nicht einmal den schlechtesten Witz mehr bring' ich auf! O, wär' ich nicht Soldat geworden!"

„Hernach hätten sie Dich als Gemeinen ausgehoben. Solch' großen Klachel läßt man nicht bei den Büchern, wenn zwei Kriege zugleich geführt werden müssen. Uebrigens haben wir am längsten hier gelegen. Da sprengt ein Adjutant auf unsern Obristen zu . . Richtig . . . 's giebt was Neues. Schau nur auf, jetzt kommt Leben in die Sache!"

„Oder Tod", sprach Laduschnigg, sich emporrichtend . . . und in demselben Augenblicke riß ihm eine Kanonenkugel den Kopf vom Rumpfe.

Rudolph behielt keine Frist, die furchtbar verstümmelte Leiche genauer zu betrachten. Das Commando erscholl: „Zu den Waffen!" und bald folgte das Regiment mit feurigem Feldgeschrei seinem tapferen Führer.

III.

Es war früh Morgens empfindlich kühl gewesen. Ueberwacht und hungrig hatte Rudolph gefröstelt, sich fest in den Mantel verhüllt, und beim plötzlichen Aufbruch nicht daran gedacht, das nun entbehrliche Kleidungsstück abzulegen. Im Gewühle heißen Kampfes bemerkte er kaum, wie sehr diese Hülle ihn belästigte, seine freie Bewegung hinderte. Er hatte nichts im Sinne, als muthige Gegenwehr, nichts vor Augen als Blut und Ehre!

Welche von beiden Armeen den Sieg behaupten solle, blieb anfänglich sehr zweifelhaft, besonders für Denjenigen, der in subordinirtem Range eines Unterlieutenants, von den nächsten ihm obliegenden Pflichten in Anspruch genommen, unmöglich daß Große, Ganze zu überschauen, und sich ein umfassendes Urtheil zu bilden vermochte. So eben errun-

Digitize

gene Vortheile wurden alsobald Verluste, oder auch umgekehrt. Mitten im wildesten Gewühl erschien dem jugendlichen Krieger „vor seines Geistes Blick" ein Bild, welches er in Wirklichkeit zu bewundern kürzlich erst Gelegenheit gehabt. Ein Freund seines Vaters besaß, als Geschenk des verstorbenen König's von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., den vortrefflichen Gipsabguß eines jener Rauch'schen Meisterwerke, nach verschiedenen Auffassungen die Siegesgöttin darstellend, Rudolph glaubte Rauch's Victoria über beiden Heeren schweben zu sehen, wie sie, mit unbeschreiblichem Ausdruck sich selbst noch ungewiß zeigt, welches von beiden Armeen sie den Kranz der Entscheidung zuwerfen wird? Er bebt in ihrer mächtigen Hand, gleich einem lebendigen Wesen, gewärtig ihres Willens. Jedes Blatt scheint ein Flügel zu sein, der ihn tragen hilft, wohin die Unsterbliche gebietet. Ja, die Täuschung aufgeregter Sinne ward so gewaltig, daß sie in eine förmliche Vision überging; daß, zum Erstaunen seiner Kameraden, der junge Mann mehrmals flehend ausrief: „Gönn' ihn uns!" — Erst wenn sie ihn lachend befragten: „Mit wem hast Du's denn?" kehrte seine Phantasie zur Wirklichkeit zurück, zum entsetzlichen Anblick Verwundeter, Sterbender vor seinen Füßen, auf die keine Rücksicht genommen werden durfte, deren Jammer ungehört verhallte, unbeachtet.

Aber wo nicht ungehört, doch unbeachtet ließ auch die Victoria Rudolph's flehentlichen Anruf. Eine mit Sturmeseile heranziehende feindliche Hülfsarmee gab den endlichen Ausschlag, und alle Greuel des Krieges, entkleidet von dem trügerischen Schmuck glorreicher Siegeshoffnungen, traten in ihrer schauderhaften, nackten Grausamkeit hervor. Nun erst, auf dem Rückzug des großen Heeres, der fortwährend neue blutige Menschenopfer niederwarf, welche doch das Verlorene nicht wieder bringen konnten ... nun erst entfaltete sich des herzzerreißenden Jammers ganze Blöße. Frischer, freier Muth verwandelte sich in stumme Wuth, die in vielen sonst edlen Herzen des Mitgefühls letzten Funken erstickte. Nicht so bei unserm Rudolph. Der behielt, obgleich auch erfüllt von verzeihlichem Groll wider jene treulose Victoria, und gewaltsam fortgetrieben von des tobenden Stromes unbändigen Wogen, immer noch Sinn und Seele für Anderer Leiden. Von seinem Regiment losgerissen, zwischen Fremden hinirrend, wendete er diesen liebevolle Hülfe zu, wo er konnte. Sie waren ja ebenfalls Kameraden, wenngleich in ausgedehnterer Bedeutung des Wortes. Da lag in einer von schmutzigem Wasser und Blutlachen angefüllten Pfütze ein stattlicher junger Husarenlieutenant mit zerschossenem Arm unter seinem todten Pferde. Ihm fehlte schon die Kraft sich hervorzuarbeiten. Er schrie nach Beistand. Niemand kümmerte sich um ihn. Hatte doch Jeder genug mit sich zu thun. Rudolph allein machte Halt. Mit äußerster Anstrengung gelang es ihm, den Halberstickten von der furchtbaren Last zu befreien, ihn behutsam auf's Trockene zu tragen. Das gute Glück führte einen Krankenwagen auf etliche hundert Schritte vorüber. Die Führer hörten des braven Jungen Zuruf. Sie hielten wirklich an, kamen herbei, trugen

Digitized by Google

den Husaren davon. „Deinen Namen, Kamerad? . . .„fragte der fast Ohnmächtige. Doch eh' noch die Antwort sein Ohr erreichte, waren ihm die Sinne vergangen.

Rudolph zögerte nicht länger, den Trupp einzuholen, mit welchem er bis hierher gezogen, und der ihm weit voraus war. In der Eile entging ihm, daß er bei der Bemühung, die er sich um den Verwundeten gegeben, seinen Mantel abgelegt und am Platze der guten That zurückgelassen habe. Er war schon ein tüchtiges Stück Wegs davon, als er den Verlust bemerkte. „Für den Augenblick ist der Mantel leicht zu entbehren, denn er hindert mich nur im Laufen. Aber wie mir's bekommen wird, bei Nacht, auf nassem Boden, Gott weiß, wo ich liegen muß! . . . Ich hab' rüstige Beine; ich hol' mir meinen Mantel!" — Gedacht, gethan. Er wendet sich um, entschlossen, den gefahrvollen Gang zu wagen . . . da sieht er, wie zehn oder zwölf Soldaten von seinem Regiment sich gegen die Ueberzahl ihrer Verfolger zur Wehr setzen, welche Letzteren sich's zur Aufgabe gemacht haben, das Häuflein gefangen zu nehmen. Er zieht den Säbel, erreicht sie, erkennt Leute der eigenen Compagnie, die ihn laut begrüßen. „Lieber todt als gefangen, „ruft er, sich an ihre Spitze stellend . . . zugleich trifft ihn eine feindliche Kugel auf die Brust und er stürzt leblos zu Boden. Schon wollen die Burschen sich ergeben, doch zum Glück sprengt ein kleiner Zug kaiserlicher Uhlanen vorüber, wirft sich dazwischen, hält die Verfolger einige Minuten in Schach, und die Geretteten gewinnen Zeit und Raum, ihren Rückzug weiter fortzusetzen Sie laden den Lieutenant auf die Schultern: „weiß man denn, ob er nicht noch am Leben ist?" und fort geht's, im gestreckten Trabe.

IV.

In Rudolph's Heimat war zur Feier siegreicher Gefechte zweimal „erleuchtet" worden. Auch Ranftl's wie Oberwiesenkringauer's hatten die äußeren Fenstersimse mit Lampen geschmückt, wie sich's gehört; hatten jedoch dabei, wenigstens die Letzteren, keine rechte Freude empfunden. Abgesehen davon, daß der Sieg einer Armee den Angehörigen für einzelner Mitsieger persönlichen Zustand nicht die geringste Bürgschaft leistet, weil die wichtigsten Siege gewöhnlich mit theuerstem Blute bezahlt werden müssen, abgesehen von dieser ganz persönlichen Besorgniß liebender Eltern um ihren Sohn, lag auch noch etwas Anderes, Geheimnißvolles, etwas Ahnungschweres auf ihrer Seele; ja, eigentlich auf den Seelen aller Stadtbewohner, worüber sich Niemand Rechenschaft ablegen, was aber auch Niemand, mitten im Siegesjubel, wegleugnen konnte.

„Mir gefällt das vorzeitige Frohlocken nicht", sprach Herr von Ranftl vertraulich zu seinem getreuen Partner am Spieltische. „Man sollte, scheint mir, derlei lobenswerthe patriotische Ausbrüche aufsparen, bis nach der letzten entscheidenden Schlacht. Wer zu früh triumphirt,

Digitized by Google

geräth in Gefahr, feindselige, heimtückische Mächte herauszufordern. Ich weiß nicht, woher es kommt; ich kann mich nicht aus vollem Herzen freuen?" —

„Es geht mir eben so. Je günstiger das gute Glück unsern tapfern Truppen in Italien zur Seite steht, desto besorgter fühl' ich mich um den Ausgang des deutschen Krieges. Die Bülletins gefallen mir nicht, trotz ihres schönen Inhaltes. Zwischen den Zeilen les' ich nur Zweifel heraus. Warum gehen wir denn immer offenbar zurück, wenn wir überall gesiegt haben? Möglich, daß ein tiefer Plan dahinter steckt, wovon ich nichts verstehe . . . Na, Gott geb's gnädig! Haben der Herr Obergerichtsrath Nachricht von Ihrem Herrn Sohne?"

„Ach, von dem. Das ist ein fauler Briefschreiber. Ein paar Worte hat er geschickt vor etlichen Wochen Auf den ist in dieser Beziehung kein Verlaß. Aber Sie, von unserm Rudolph . . .?"

„In neuester Zeit ist uns nichts zugegangen."

„Sehr begreiflich: das ewige Hin- und Hermarschiren; keine bleibende Stätte; keine Stunde der Muße. Wie leicht gehen auch flüchtig mit Bleistift gekritzelte Zettelchen verloren! die Adressen verwischen sich, werden unleserlich . . . Sie spielen aus! —"

Beide Väter bemühten sich, die düsteren Bilder aus ihrem Innern zu verscheuchen, durch die Kartenbilder in ihren Händen. Aber gerade diese gewannen jetzt neue Bedeutung für sie: Könige, Damen, Buben, riefen ihnen Vergleiche wach, welche sich auf die Zeitereignisse bezogen. Das rothe Herz-, das schwarze Treff-Aß wurden ihnen zu Symboten, die sich auf der Kinder Liebe, auf der Söhne Wohl und Wehe bezogen. Sie spielten so zerstreut, daß sie Fehler auf Fehler begingen. „Ich denke, wir lassen's", rief endlich Ranftl; wir haben unsere Gedanken nicht beisammen." —

Es machte Aufsehen in der Ressource, die genannten Herren ihre stabile Partie heute vor der bräuchlichen Stunde beendigen zu sehen. Und ihr Beispiel wirkte ansteckend. Schien's doch, als hätten alle übrigen, ungewöhnlich zahlreich versammelten Besucher nur darauf gelauert, ihnen nachzuahmen. Das Bedürfniß, den gepreßten Seelen freie Mittheilung zu gönnen, überbot diesmal jenes festgewurzelte, sonst allmächtige Bedürfniß, leere Stunden durch spanische, englische, französische, künstlich combinirte Rechnen-Uebungen zu tödten. Ein Bedürfniß, welchem, seltsam genug, geistreiche Menschen nicht minder eifrig huldigen, wie gedankenlose Müßiggänger; was unter die psychologischen Widersprüche gehört, von denen unsere geselligen Zustände wimmeln.

Es trat heute zurück hinter jener unerklärbaren Bangigkeit, die so häufig niederschlagenden Nachrichten vorangeht, und Einzelne ahnen laßt, was dem Ganzen, Großen bevorsteht, wie wenn die düstere Trauerkunde schon in der Luft schwebte gleich Wetterwolken, und nur auf den Wind lauerte, sich furchtbar auf der Menschen Häupter zu entladen, mit harten Schlägen manches Herz, manches Leben zu brechen.

„Wir werden getäuscht", ging es von Ohr zu Ohr, „mit Sieges-Bülle-

tins; die Sachen stehen schlecht. Günstige Erfolge im Kleinen werden gemeldet, Mißgeschicke behutsam verschwiegen. Das Unglück soll auf einmal über uns hereinbrechen, in entsetzlicher Gewißheit, soll uns unvorbereitet zerschmettern . . .!"

„Allerdings", entgegnete ein Anderer, „das ist die gewöhnliche Politik, seit Napoleon dem Ersten. Immer Sieg auf Sieg, auch nach verlorenen Schlachten. Dadurch will man die daheim Gebliebenen bei gutem Glauben und Muth erhalten!"

„Das Mittel wäre löblich, wenn's auf die Dauer vorhielte. Weil sich aber nimmermehr verhindern läßt, daß der Täuschung grausame Enttäuschung folgt, wäre auch in diesem Falle (wie immer und überall auf Erden) die liebe Wahrheit das Beste."

„Da kommen Sie schlecht an, wenn Sie Wahrheit verlangen in Politik."

„Offenheit wäre heut zu Tage die weiseste Politik, so wie die schlaueste Diplomatie. Unbedingte, ungeschminkte Offenheit. Denn die Zeit der Geheimnisse ist vorbei, seitdem unzählige Zeitungen sich angelegen sein lassen, zu verkündigen, was geschehen ist, was geschehen könnte, ja sogar was weder geschah, noch je geschehen wird. Nun also! Wenn die öffentlichen Blätter lügen dürfen, weshalb die amtlichen Berichte darüber tadeln? Eins geht mit dem Andern."

„Aber um Gotteswillen, woran soll man denn glauben?"

‚An die Unzuverlässigkeit alles dessen, was geschrieben, gedruckt, erzählt wird. Das ist der Glaube, welchen ich unerschütterlich fest halte."

„So würden Sie also, wenn man die Niederlage unserer Truppen amtlich gemeldet hätte, ebenfalls zweifeln?"

„Kaum; denn das Ueble findet ungleich öfter Bestätigung als das Gute."

„Sie sind demnach ein vollkommener Skeptiker?"

„Sorgt nicht das Leben dafür, uns zu solchen auszubilden?" — Dergleichen Aeußerungen kreuzten sich, von Gruppe zu Gruppe wechselnd; aus keiner ließ zuversichtlicher Trost sich vernehmen; die zahlreich anwesenden pensionirten Stabsofficiere gaben ihre Besorgnisse durch Schweigen zu erkennen; diejenigen Herren jedoch, deren Söhne im Felde standen, schwiegen keineswegs, redeten vielmehr tief-bekümmert von unnütz vergossenem Blute, was dann wiederum stürmische politische Discussionen veranlaßte. Ein unerquicklicher Abend, welchem für die meisten der Theilnehmer eine schlaflose, von bangen Seufzern gestörte Nacht folgte.

Der Morgen brachte nun allerdings Licht; aber dieses beleuchtete großen Jammer. „Alles verloren", lautete der allgemeine Wehruf, als nicht mehr wegzuleugnende Thatsachen endlich zu Tage kamen. Eine Trauerpost jagte die andere. Und hatten schwatzhafte Optimisten bis dahin mit prahlerischen Uebertreibungen Triumphe über Triumphe verkündigt, so übertrieben die nämlichen Schreier jetzt eben so schamlos nach der entgegengesetzten Seite hin, überhäuften die seither vergötterten Feldherren mit niederträchtigen Verläumdungen; klagten ehrenhafte

Männer des Verrathes an; verlästerten die Tapferkeit ihrer Officiere; ja, hätten am Liebsten den siegreichen Feind in den Mauern der Stadt einziehen sehen! — Wer ähnliche Katastrophen mit erlebt hat, muß sich wirklich hüten, aus ihnen nicht bleibende Verachtung der menschlichen Natur zu schöpfen.

Die beiden Familien, mit denen unsere kleine Erzählung sich vorzugsweise beschäftigt, litten insofern weniger vom allgemeinen Schmerze schwer-verletzten patriotischen Gefühles, als ihre persönlichen Gefühle noch heftiger in Anspruch genommen wurden. Waren ihre Söhne dem furchtbaren Blutbad lebend entgangen? Lagen sie, im günstigeren Falle, nicht an tiefen Wunden danieder, hülflos, ohne Pflege, ohne Labung, gar als Gefangene rauher Behandlung ausgesetzt? —

Die gute Meta war am Uebelsten dran. Sie hatte nicht nur der Mutter Angst um Bruder Sándor zu theilen; sie hatte auch ihre noch heißere Angst um den Geliebten vor Frau Poldi zu verheimlichen, denn Letztere wachte in mütterlicher Eifersucht über jeglichem Worte, was dem gequälten Kinde in Beziehung auf Rudolph entschlüpfen könnte. Ja, die lebhafte Frau ging so weit, bisweilen zu fragen: „weinst Du jetzt um Deinen Bruder, oder gar um den Oberwiesenkringauerischen kecken Buben?" — Was denn jedesmal dem Thränenstrome neue Bäche zuführte.

Frau Mathilde hatte sich in ihr Schicksal ergeben. Nachdem einige Tage, deren jedweder entsetzliche Vervollständigungen der Riesenschlacht ihnen zutrug, im Kampfe zwischen Furcht und Hoffnung vergangen waren, und keiner ein schriftliches Lebenszeichen von Rudolph gebracht, legte sie Trauerkleidung an. „Er ist todt", sprach sie, allen Trostgründen des Gatten unzugänglich. Sie berief sich auf einige Mütter, welche in der That von ihren Söhnen, oder über dieselben beruhigende Nachricht erhielten, deren rasche Beförderung, mitten aus diesem unbeschreiblichen Wirrsal, großes Erstaunen verursachte. Rudolph's Liebe, behauptete die verzweifelnde Frau, für uns und für Meta ist nicht geringer als Jener ihre. Gab es überhaupt Mittel ein Blättchen fortzuschaffen, weshalb hätt' Er's uns vorenthalten? Nein, er ist todt. Denn wär' er nur verwundet und noch am Leben, wir wüßten's durch ihn. — Noch gesteigert wurden Mathilden's Schmerzausbrüche, als Ranftl in der Ressource das Schreiben seines Sohnes Sándor vorzeigte, welches dieser zwar nicht geschrieben, wol aber einem neben ihm im Feld-Lazarethe liegenden Feinde dictirt hatte, und welches von seiner an's Zauberhafte streifenden Errettung aus dem Getümmel, durch die aufopfernde Entschlossenheit eines Infanterie-Officiers erzählte . . . freilich auch von unerträglichen Martern, die der zerschossene Arm ihm bereitete.

Der Inhalt dieses niederschlagenden und zugleich beglückenden Briefes recapitulirte Oberwiesenkringauer der Gattin, um sie zu überzeugen, daß ein ähnlicher von Rudolph immer noch anlangen könne. Doch damit gelang es ihm schlecht. Er bewirkte im Gegentheile nur erneute Klagen, in die sich, Mathilden's menschenfreundlichem Wesen zu-

Digitized by Google

wider, jetzt sogar eine Spur von Neid mischte. „Diese Ranftl'schen", meinte sie, „sind nun einmal bevorzugt, ihnen soll der Sohn, der lüderliche wüste Bursche bleiben, und unser guter, braver Rudolph, unser einziges Kind, meines Lebens Stolz und Freude, muß uns geraubt werden. Ist das himmlische Gerechtigkeit!?"

„Frau", hub der Vater ernsten Tones an, „versündige Dich nicht... — " und eh' er noch seine Strafpredigt zu Ende bringen konnte, stürmte der Briefträger in's Zimmer, warf ein beschmutztes, schief zusammengefaltetes Zettelchen auf den Tisch, und eilte wieder hinaus, im Gehen rufend: „Meinen Glückwunsch!"

Zitternd warfen sich die beiden Eheleute auf das Papier, welches in halb-verwischten, mit Blei hingeworfenen Zügen, die Worte enthielt:

„Liebe Eltern, aus der Mordschlacht frisch und gesund! Laßt Meta wissen, daß ich lebe und ihr treu bin! Nächstens mehr und ausführlicher von Eurem Rudolph. Auf dem Rückzuge. Am 4ten Juli."

Ein lauter Schrei . . . und Mathilde sank bewußtlos in die Arme des Mannes, der selbst beinahe die Kraft verlor, sich aufrecht zu erhalten. „Heute begreif' ich's", schluchzte er, „daß auch Freude tödten kann!"

Die erste Regung der beseeligten Mutter, wie sie nur erst wieder bei Sinnen, und reuiger Dankbarkeit voll im Gebete vor Gott niedergesunken war, galt dem Auftrage des gleichsam Neugeborenen. Sie achtete nicht auf ihres Gemahls Einwendungen, der die Bestellung durch Herrn von Ranftl an Meta gelangen lassen wollte; sie wies jede Bedenklichkeit als in solch' erhebenden Momenten „engherzig" zurück: „Auch ihr, der Poldi, ist ein Sohn wiedergeschenkt; auch sie wird sanft und nachgiebig sein, wird mich herzlich aufnehmen. Halte mich nicht zurück!"

Oberwiesenkringauer hielt sie denn auch nicht. Welcher verständige Ehemann stellt sich gern dergleichen Ausbrüchen begeisternder Freude in den Weg? Er begnügte sich, ihr nachzurufen; „Denk' an mich; Frau von Ranftl wird Dich garstig ablaufen lassen!"

Doch diesmal fand er sich in seiner Voraussicht auf's Angenehmste getäuscht. Denn wie er vom Gericht nach Hause kam, wußte Frau Mathilde gar nicht genug zu erzählen von Meta's wahrhaft kindlichem Betragen: sie hat mich empfangen, als ob ich schon ihre Schwiegermutter wäre!"

„Aber Mamma Poldi . . .?"

„Ja, schau' mein lieber Aloisius, die konnt' mich beim übelsten Willen nicht „garstig ablaufen lassen", denn sie ist nicht anwesend. Sie ist „hinaus", dem Kriegsschauplatze zu, wo sie den Sándor will pflegen helfen, um ihn, sobald er irgend transpertabel sein wird, heim zu bringen, und ihn hier bei sich vollends auszuheilen."

„Das gefällt mir von der Frau!"

„Na, und mir erst! Ich bin auch gar nimmer „grantig" gegen sie; hab' Alles vergessen, was sie uns, dem Rudolph und mir angethan; hab' sie wieder herzlich gern, wie wenn nichts vorgefallen wäre, was uns ent-

Digitized by Google

zweien konnte. Bin ich doch gar zu glücklich; nun wird's gut werden, das sollst Du sehen."

„Wollen's noch abwarten, Schatz."

V.

Die Poesie, welche früher im Absenden und Empfangen von Briefen, im ungeduldigen und oft unberechenbaren Erwarten sehnlichst gewünschter Antworten, im lange verzögerten Austausch wichtiger Mittheilungen, vielen auf die Folter gespannten Correspondenten wider Wunsch und Willen aufgezwungen worden ist, mochten dieselben an und für sich noch so prosaische Philister sein . . . sie hat sich, nebst vielfältigen andern poetisch-nutzbaren, im wirklichen Dasein jedoch höchst unbequemen Einrichtungen, aus der Gegenwart in's Reich der Vergangenheit zurückziehen müssen, seitdem wir, sogar in große Entfernungen hin, Ab- und Eingang unserer Briefe fast auf die Stunde berechnen dürfen, und romantische Täuschungen oder Ueberraschungen, höchstens noch durch saumselige Correspondenten, gleich Geistererscheinungen aus der Vorzeit, der Sage heraufgezaubert (vielmehr: gezaudert), an zweimal wöchentlich expedirte Posten erinnern. Das ist sehr schätzenswerth. Denn was sich zu poetischen Schilderungen vortrefflich eignet, kommt gewöhnlich denjenigen, welche das Material dazu liefern, theuer zu stehen; und was den Leser, lebhaft dargestellt, interessirt und unterhält, weil es Andern geschah, wünscht er an sich selbst so selten als möglich zu erleben. Die in Romanen mitspielenden Figuren mögen auf wichtige Nachrichten harren, bis sie schwarz werden . . . wir bitten uns unsere Briefe pünktlich aus; wir fühlen uns ganz befriedigt durch den jetzt musterhaft geregelten Verkehr, mag solcher poetischen Verwickelungen noch so geringen Vorschub leisten. Dennoch treten Zustände ein, wo die von Technik und Mechanik, von Physik und Staatsverwaltung im Vereine niedergebeugte Poesie ihr bleiches Haupt aus Blutlachen noch einmal erhebt; wo sie, sei's nur für kurze Frist, ihre ehemaligen Ansprüche noch einmal geltend macht, und dann, aller Verwaltungskunst spottend, sich die ärgsten Uebergriffe gestattet. Solche Zustände bringt der Krieg; der große mörderische Krieg zwischen großen Mächten. Da kommen Tage, wo Gesetz, Ordnung, Sitte, Besitz, Sicherheit förmlich aufgelöst erscheinen; und in solcher Auflösung schwelgt die wildgewordene, durch den Druck der Prosa erbitterte Poesie, wie wenn sie sich rächen wollte an Denen, welche sie mit büreaukratischer und börsenspeculativer Tyrannei unterjocht hatten. Und da muß denn der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden.

Zu den unschuldigen Opfern rachsüchtig-erfindender Dichtung zählten Mathilde und ihr ehrenfester Aloisius. Beide hatten so recht in einträchtiger Behaglichkeit die stille Lust am Leben des inniggeliebten Sohnes genossen. Der Vater zweifelte nicht einen Augenblick, diese Schlacht müsse die letzte gewesen sein, müsse den Friedensschluß zur Folge haben. Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, hatten sie sich be-

Digitized by Google

reits in vollständige Sicherheit gewiegt, und Frau Mathilde „tüpfelte" schon Wochen und Tage aus, bis wann Rudolphs Regiment in die Standquartiere rücken könne . . . . und Meta, günstige Briefchen vorweisend, in denen Mutter Poldi von Sándor's fortschreitender Besserung und baldiger Heimkehr sprach, half emsig „austüpfeln" . . . und Herr von Ranftl ließ das Mädchen gewähren; stellte sich an, wie wenn er nicht wisse, daß sie, dem Verbote der abwesenden Mutter entgegen, heimliche Besuche bei Oberwiesenkringauer's abstatte . . . und Alles schien auf dem besten Wege zu erwünschtem Ziele, wobei allerdings Frau Poldi's versöhnliche Nachgiebigkeit vorausgesetzt werden mußte. Doch an dieser zweifelte Mathilde gar nicht mehr, weil sie von sich auf Jene schloß. Kurz, die allgemeine Betrübniß und Trauer ward in unsern zwei Familien überwogen durch selbsteigene Aussicht auf bessere Tage; der Patriotismus ließ sich zum Schweigen bringen, wo das eigene Wohlergehen in Aussicht stand. Menschlich ist das wol, löblich ist es nicht. Auch sollte hier die Strafe dafür nicht ausbleiben. Unter sehr mangelhafter Adresse, in welcher nur das „Frau Mathilde Oberwie..." deutlich zu erkennen, langte ein mit dem Poststempel „Dresden" versehenes Paketchen an, bei dessen Ueberreichung der Briefträger mehr seinem errathenden Scharfsinne, als der unvollkommenen Aufschrift folgen müssen „Offenbar", meinte er, „habe der Absender nur die ersteren drei Silben im Gedächtniß behalten, die letzteren vier jedoch vergessen, was bei der Länge des Namens wol zu entschuldigen sei." Frau Mathilde hielt sich verpflichtet, diesen schlechten Spaß, im Vereine mit dem Verfertiger zu belachen. Kaum aber befand sie sich allein, gab sie das Lachen auf, und bereitete sich auf's Weinen vor. Schon, daß der Postbote diese mysteriöse Sendung nicht wie alle übrigen an sie gerichteten, im Geschäftslocale abgegeben, machte sie ängstlich. Der Mann mußte doch etwas Besonderes dabei gedacht, mußte vermuthet haben, ihr einen Dienst zu erweisen, wenn Niemand sonst davon erfahre! Und weshalb? hatte er sie im Verdacht hinter ihres Gatten Rücken . . . Dieser Gedanke reizte sie fast wieder zum Lachen. „Nein, ich kann mir nicht helfen", rief sie zagend, „das steht mit Rudolph in Verbindung. Sicher betrifft's ein Unglück, das ihn betroffen, nachdem er die letzten Zeilen geschickt. Haben wir doch seither nichts mehr von ihm erfahren. Wer weiß, was da noch geschehen ist? . . Ach Gott, ich hab' zu früh' jede Gefahr beseitigt geglaubt!"

Hundertmal streckte sie die Hände aus, die Siegel zu brechen: immer wieder zog sie sie zurück, als hätte sie ein Stück glühenden Eisens angefaßt. Sie wagte nicht zu thun, was sie so gern gethan hätte. Sie wollte Gewißheit und bebte zugleich davor. Endlich schickte sie ein Dienstmädchen in's Comptoir hinab und ließ „den Herrn" dringend ersuchen, er möge sich sogleich herauf bemühen!

Solche ungewöhnliche Störung im Geschäfte konnte nur durch einen außerordentlichen Vorgang veranlaßt worden sein, sonst würde Frau Mathilde sie nicht gewagt haben. Davon überzeugt, vergaß der

Digitized by Google

Gerufene seine ihm eigene Bedächtigkeit, erklomm eiligst zwei hohe Treppen, betrat athemlos das Wohnzimmer, und fand sich, irgend ein frohes Ereigniß in Aussicht, schmerzlich getäuscht. Denn auch ihm verhieß die Dresdner unvollkommene Aufschrift nichts Gutes. Er aber zögerte keinen Augenblick; er öffnete das Paketchen, und das Erste was den Eltern in die Augen fiel, war ihres Sohnes Brieftasche; der Mutter um so leichter kenntlich, weil sie dieselbe am Tage vor dem Ausmarsch unter vielen Andern ausgewählt und gekauft hatte. „Lies:" sprach sie, von eisiger Todesahnung ergriffen; „lies laut und verschweige nichts!" — auf ein Blatt groben grauen Papiers deutend, welches beilag und folgenden Bericht enthielt:

„Beim Rückzuge, in voller Flucht vor verfolgenden Feinden, traf ich einen sterbenden kaiserlichen Officier, der mich mit den letzten röchelnden Athemzügen anflehte, sein Portefeuille an mich zu nehmen und seiner Mutter zu schicken, wobei er auf die Brust deutete. Ich fügte mich dieser Bitte, obgleich jeder Aufenthalt Gefahr brachte, und fand glücklich, was ich suchte, in der Tasche des ihn bedeckenden, über und über von Blut befleckten Mantels. Ich hielt ihm den Fund vor die brechenden Augen, wobei ich ihn aufforderte, mir Stadt und Namen zu bezeichnen. Er bewegte den Kopf wie zur Verneinung, wollte noch etwas sprechen, brachte nichts Verständliches mehr hervor, und verschied mir unter den Händen. Ich folgte meinen bereits weit vorangegangenen Kameraden. Bald darauf ereilten mich zwei Kugeln, von feindlichen Verfolgern aus der Ferne uns nachgesendet. Ich bin bewußtlos zusammengebrochen, bin später mit anderen Verwundeten gefangen, hierher in die Heimat gebracht worden, habe mich nach unsäglichen Schmerzen, bei guter Pflege der Verwandten, erst jetzt so weit erholt, daß ich an meines Versprechens Erfüllung denken konnte. Dies wurde jedoch nur möglich, wenn ich indiscreter Weise den Inhalt der geretteten Brieftasche untersuchte. Leider vermochte ich aus den darin aufbewahrten Zuschriften nichts Bestimmtes zu entdecken; außer daß die Mutter des Verstorbenen sich Mathilde unterschrieb, und daß die an einem Umschlage hängen gebliebenen Reste des Briefsiegels die Lettern Oberwie . . . trugen. Da nun ihr Wohnort deutlich auf allen Briefen obenan steht, so adressire ich, allerdings unvollkommen, verhoffend, das gute Glück werde Ihnen des in Ehren Gefallenen Vermächtniß dennoch zuführen."

„Das hat's gethan", sagte der Vater in dumpfem, halb spöttischen Tone; „das hat's wirklich gethan, das „gute Glück"; wir halten sie hier, wir sehen sie vor uns die Briefe, die wir dem Theuren, Einzigen gesendet. Er hat sie treulich aufbewahrt, hat sie auf dem Herzen getragen, bis es still stand, das gute Herz; es fehlt nicht einer . . . sieh' doch, Mathilde, da ist auch noch ein Schreiben an uns."

„O lies das auch", bat die Mutter, deren verzweifelnde Angst von vorhin jetzt, wie durch ein Wunder, in fromme Ergebung und Ruhe übergegangen war. „Lies das auch, Alter; vielleicht hilft mir's, daß ich wieder weinen kann. Die Thränen sind mir vertrocknet."

Und der Vater las:

„Allen Anzeichen zu Folge stehen wir nahe vor der Entscheidung. Ich bin auf das Schlimmste gefaßt; womit ich nicht auf meinen Tod hindeute (denn diesen würd' ich nur um Euretwillen beklagen, meine lieben Eltern), sondern auf den Untergang der Armee, welcher ich anzugehören die Ehre habe; das Unheil des Vaterlandes. Für das Ganze heg' ich wenig Hoffnung mehr, wiewol ich in dieser meiner Sorge ziemlich allein stehe; da Alles um mich her zuversichtlich von gewaltigem Siege träumt. Wolle Gott, daß der Ausgang mich Kleinmüthigen beschämen möge! Für jeden Fall wend' ich noch einmal Herz und Seele der Heimat zu, in kindlicher Dankbarkeit Dir, beste Mutter, Dir, gütiger Vater, Lebewol sagend für diese Welt, wenn eine Kugel bestimmt sein sollte, mich zur anderen abzurufen. Du, liebe Mutter, bringe auch Deines Rudolph's Abschiedsgruß der Treugeliebten, die mir wol ein trauerndes Andenken bewahren wird. Ich schreibe diese fast unleserlichen Zeilen im ärgsten Tumult, jede Minute des Commandos gewärtig, welches uns aufjagt. Bleib' ich am Leben, dann waren sie doch nicht umsonst geschrieben, dann bringe ich sie Euch selbst. Erhaltet Ihr sie durch andere Hände, dann . . ."

Hier brach der Satz ab. Wahrscheinlich hatte plötzliche Bewegung der Truppe die Vollendung desselben, wie auch die Angabe der Adresse verhindert. Deutlich genug sprach ja die letzte Zeile mit abgerissenem „Dann." „Dann bin ich todt", wiederholte ergänzend die Mutter. „Dann ist er todt", stimmte der Vater ein. Und Beide saßen stumm, in stillen, tiefen Gram versenkt, immer wieder nach den Tod verkündenden Blättern greifend, als ob sie noch eine tröstliche Auslegung darin hoffen dürften zu entdecken. Ach, wer hat das nicht an sich selbst erlebt! Wer hat nicht, Jenen gleich, unzähligemal grausame Schriftzüge mit flehendem Blicke geprüft und betrachtet, daß sie sich vielleicht erbarmen und einen milderen Sinn geben möchten? Doch vergeblich; die kleinen fühllosen Zeichen bleiben unerbittlich, starr, wie sie auf's Papier gestellt wurden; sogar heiße Thränen erweichen sie nicht, sie können dadurch ververwischt, verlöscht werden, in dunkle Flecken umgewandelt, aber aus denen schaut der Jammer erst recht eindringlich hervor. Da gewährte es dem zu Boden gedrückten Elternpaare auch keinen Schimmer von Hoffnung, daß sie mit dem eigenhändigen Leben und Wohlsein kündenden Bericht des Sohnes, dem Todesberichte des Dresdner Vermittlers gleichsam Trotz bieten wollten. Nur wenige Stunden brauchten zwischen jenem Briefchen und seiner letzten Stunde zu liegen. Wie viele Opfer konnte eine einzige Stunde noch hingerafft, wie viele jugendlich-warme Herzen kalt gemacht haben! Es verging ein langer düsterer Tag, den guten Leuten um so düsterer, um so länger, je klarer die Sonne am hellen blauen Himmel strahlte, je schöner die Natur blühte, je freundlicher sie lachte.

„Will denn gerade heute kein schwarzes Wetter aufsteigen?" seufzte Frau Mathilde. „Sie sind ja sonst geschwind bei der Hand, und heuer

Digitized by Google

vorzüglich. Ich bild' mir ein, es müßte gut thun, wenn's jetzt krachte und wetterte, und in den Bergen nachdröhnte, so wie ein kleiner Vorschmack vom Weltuntergange! Das würde mir besser zusagen; der klare blaue Himmel, — das ist fürchterlich, als wollt' er mich ausspotten!

Wie ungerecht doch auch gerechter Schmerz uns arme Menschen macht! Weil wir, von trüben Wolken umhüllt, nur an Grab und Tod denken, verlangen wir, die ganze Welt soll Trauer anlegen; die Sonne soll nicht scheinen, aller irdische Verkehr soll stocken, und wir begreifen die Hartherzigen nicht, die scherzend, lachend ihren Geschäften nachgehen, während wir an bohrendem Grame zehren, oder von ihm verzehrt werden. Wir vergessen, daß wir eben so gleichgiltig an Tausenden schon vorübergegangen sind, die damals in ähnlicher Lage waren, ohne uns um ihren Kummer zu bekümmern. Wenn Frau Mathilde sich solcher Ungerechtigkeit einigermaßen mitschuldig machte, und so weit darin ging, gewaltsame Naturerscheinungen herbeizuwünschen, verlangte sie doch andererseits durchaus keine Beileidsbezeigungen Seitens ihrer näheren Bekannten. Im Gegentheile: sie bat ihren Gatten, die Verbreitung der schrecklichen Kunde so viel möglich (für heute wenigstens) zu hindern, damit sie, mit ihrem Elend allein, sich erst ein wenig fassen könne! Die Erfüllung dieser Bitte entsprach des Mannes eigenthümlichem Wesen, er begnügte sich in seinem Comptoir mit Andeutungen, welche verschiedentlich ausgelegt werden konnten, ohne Gewißheit zu geben. „Rudolph scheine später dennoch verwundet worden zu sein!" hieß es bald in der Stadt; „man warte auf umständlichere Nachrichten" Dieses Gerücht erreichte natürlich auch das Ranftl'sche Haus, in welchem es eben unruhig herging, denn Frau Poldi war eine Stunde zuvor mit ihrem „Blessirten" eingetroffen. Sie hatte den abgötisch-geliebten Sohn in erbärmlichem Zustande aufgefunden. Seine Wunden, obwol sehr schmerzhaft, wären an und für sich gar nicht bedeutend, das heißt nicht gefährlich gewesen, hätte man sie nicht im rathlosen Durcheinander schmachvoll vernachlässigt. Sie entriß den halb Aufgegebenen jener blutigen Höhle, wo im engsten Raume einer überfüllten Hütte, viele Leidende nebeneinander geschichtet schmachteten; sie lud ihn auf und brachte ihn in kleinen Tagereisen heim.

„Besser stirbt er in der Mutter Armen, als in der Fremde!" Doch Freund Sänder dachte gar nicht an's Sterben. Kaum hatte seiner Pflegerin Sorgfalt nachgeholt, was versäumt war; kaum hatten ausgewählte Nahrungsmittel den vom Blutverluste Entkräfteten gestärkt ... da zeigte sich seine jugendliche Lebensfähigkeit und ein Genesender langte bei Vater und Schwester an. Er hatte viel zu erzählen, leider nicht viel Erfreuliches, doch manches Erhebende, Rührende. Mit vorzüglicher Begeisterung gedachte er des jungen Officiers, der ihn, von der Last seines über ihm sterbenden Pferdes befreit, und trotz eigener Gefahr, von nachstürmenden Feinden niedergehauen oder gefangen zu werden, aus erstickendem Sumpfe an frische Luft gezogen hatte. „Zu meinem Glücke bin ich bald darauf ohnmächtig geworden, man hat mich für todt liegen lassen, bis dann ein versprengter Trupp meiner Husaren im Vorüber-

Digitized by Google

sausen mich erkannte, und den vermeinten Leichnam auf ihre Renner lud, um ihn den Raben zu entziehen. Die braven Kerls rüttelten mich tüchtig zusammen; bei solchem Ritt mag der Teufel ohnmächtig bleiben ... aber mein erster Blick, als ich die Augen wieder aufschlug, war nach meinem Retter. Könnt' ich das ehrliche Gesicht nur noch einmal wiedersehen! Erkennen wollt' ich ihn unter Tausenden. Wer weiß, wo er modert!?"

„O daß er lebte! daß er mir begegnete", rief Frau Poldi mit ihrer magyarischen Wärme, „daß ich Gelegenheit fände, etwas für ihn zu thun! Möcht' er verlangen, was er wollte, und wär's mein liebstes Hab und Gut; ich würde nicht Nein sagen zu seiner Bitte." — In demselben Sinne sprach Herr von Ranftl sich aus, wenn auch gemäßigter. Und Meta stimmte schweigend bei. Ihre Gedanken waren ja immer bei Rudolph. Ihre Wünsche richteten sich nur auf ein Ziel, gingen nur in einem Wunsche auf, der so mächtig wurde, daß er sie fast verhinderte, die Freude der Eltern recht kindlich mitzufühlen, wie es einer Schwester gebührte. In ihre Freude am zurückgegebenen Bruder mischten sich unlautere, von einigem Neide getrübte Empfindungen. Wer darf sie deshalb anklagen? Der Bruder stand ihr ziemlich fern, und sie hatte gute Gründe, in ihm einen Gegner ihrer Liebe zu fürchten. Er war gerettet. Ueber Rudolph hatte sie nichts mehr vernommen, als die täglich steigenden Besorgnisse seiner Mutter.

Die Dienstboten im Ranftl'schen Hause hatten nicht gewagt, durch eine „Todespost" die ersten Stunden nach des jungen Herrn Heimkehr zu stören. Wie sich nur einige Ruhe eingestellt, rückten sie, Eine um die Andere, mit der von Thür zu Thür weitergetragenen Neuigkeit heraus: die Oberwiesenkringauerischen hätten ihres Sohnes Testament erhalten, der Rudolph sei gestorben.

Ranftl wollte seiner Tochter den Schreck ersparen, doch Frau Poldi vereitelte diese väterlich schonende Bemühung durch einen plötzlichen Ausbruch ihrer Gefühle. Da kam ihr besseres Naturell zum Vorschein. „Die arme Mathilde", hieß es, „die hat nur das einzige Kind gehabt, und Gott nimmt's ihr! Ach, das ist stark! Und ich singe hier Jubellieder, während sie verzweifelt. Und sie denkt vielleicht gar, ich hege noch Groll wider sie, wär' ohne Mitleid .... Heilige Mutter Gottes, verzeih' mir die Sünde, daß ich „herb" mit ihr gewesen bin! Ich bereue meine dumme Heftigkeit und Alles, was ich ihr zu Leide gethan hab'! Gleich will ich hin rennen, will's ihr sagen, sie um Vergebung bitten, mit ihr weinen! Ach Du trostloses Weib, Du Mutter ohne Sohn!"

Meta blieb zurück. Ihrem zarten Sinne konnte nicht entgehen, daß ihre Gegenwart der beabsichtigten Aussöhnung eher hinderlich als förderlich sein müßte. Sie fiel dem Vater um den Hals, reichte dem Bruder die Hand, und entfernte sich, wunderbar gefaßt, ohne hörbare Aeußerung dessen, was in ihrer Seele kämpfte, was sie litt. Doch bei aller Selbstbeherrschung vermochte sie nicht den Zügen ihres Angesichtes zu gebieten. In diesen stand, da sie aus dem Zimmer wankte, deutlich

Digitized by Google

lesbar geschrieben, daß hier der kalte Tod zweier warmer Herzen Hoffnung vernichtet, einer treuen Liebe Glück zerstört habe.

Sándor sah fragend den Vater an, und als dieser stumm bejahend den Kopf neigte, sprach der wilde Reiter mitleidig: „Armer Narr!"

VI.

Wir haben die Tochter ihrer gewünschten Einsamkeit überlassen und sind der Mutter zu Frau Mathilden gefolgt, wo die Versöhnung, Dank sei's den von Thränen erweichten Gemüthern, rasch zu Stande kommt. Wie leicht kann Frau Poldi jetzt ihren Widerwillen gegen Meta's „kindische Passion" für Rudolph aufgeben, da der von ihr gering geschätzte Bewerber auf dem Schlachtfelde begraben, und dem „unpassenden Verhältniß" ein sicheres Ende bereitet ist! Wie leicht wird es ihr jetzt, in die Klagen Mathilden's einzustimmen, die dem Lebenden abgeleugneten edlen Eigenschaften dem Verstorbenen zuzugestehen, seinen vollen Werth anzuerkennen! Wie leicht wiegen die in gerührtem Antheil hingeworfenen Worte: „Möcht' es den braven Burschen nur wieder lebendig machen, ich wollte ja gern einwilligen!" — Aber wie wohlthätig klingen sie dennoch, wie trostreich, in's zerrissene Mutterherz!

Frau von Rauftl hat gut reden. Sie weiß zuverlässig, daß ein Todter nicht auferstehen wird, sie beim Worte zu nehmen und um ihre bedingte Einwilligung zu bitten. Vor Spukgestalten fürchtet sie sich nicht. Diese erscheinen höchstens bei Nacht im jungfräulichen Kämmerlein, doch die Zeit, wo Wilhelm seine Lenore entführte, ist längst vorüber, die Eisenbahn befördert keine Gespenster. Gott sei Dank, darüber sind wir hinweg, und leben in einem aufgeklärten Zeitalter. Nachdem sich Mathilde erst überzeugt hatte, daß die wiedererworbene Freundin dem einst so schnöde zurückgewiesenen Rudolph Gerechtigkeit widerfahren lasse, und ihre Härte bereue, ging sie auch gern auf deren mütterliche Verdienste um den glücklich heimgebrachten Sándor ein, auf deren aufopfernde kühne That, die so recht eigentlich einer Wiedergeburt gleich komme. Denn was wäre wohl aus dem Verwundeten geworden, hätte der Mutter Muth ihn nicht gleichsam aus den Krallen der furchtbarsten Feinde, des Lazarethfiebers, der Cholera, der Vernachlässigung gerissen? O dreimal glücklich, dreimal gesegnet das Weib, dem beschieden ward, solchen Sieg zu erkämpfen!

Sie weilten beisammen in wärmster Eintracht, welche, gegenseitigen Gelöbnissen zu Folge, keine Macht der Erde hinwiederum trennen, welche dauern sollte bis an's Ende aller Tage!

Ein jubelndes Aufjauchzen draußen im Vorgemach unterbrach ihre freundschaftlichen Zusagen. „Meines Mannes Stimme, die Stiege herauf? . . " sprach Mathilde; „ein neues Unglück?"

Die Thüre flog auf: „Drei Briefe zugleich . . . einer erst zwei Tage alt . . . ausführlich . . . Keine Idee von geblieben sein . . . im Gegentheil, er verlangt Geld . . . braucht einen Mantel . . . hat den

seinigen eingebüßt . . . Verwechslung . . munter und gesund . . . Da nimm, Guten Abend, gnädige Frau . . . gratulire . . . Bitt' um Verzeihung . . muß in's Comptoir . . . Geld schicken . . . unweit Preßburg, hab' die Ehr'!"

Mit Frau von Ranftl ging augenblicklich eine große Veränderung vor. Allerdings gab sie lebhafte Theilnahme kund, auch waren ihre Gefühle zu mächtig, als daß sie ungerührt einer solch' ergreifenden Scene hätte beiwohnen können. Aber trotzdem verriethen die Ausdrücke, deren sie sich bediente, eine gewisse Reserve, eine vorsichtige Zurückhaltung. Sie vermied jede Silbe, welche an die wenig Minuten zuvor gegebene Verheißung erinnern möchte. Sie hätte diese Mühe sich ersparen können. Rudolph's Mutter war viel zu tief in ihres Sohnes Briefe vergraben, war mit allen Geisteskräften beschäftigt, den Inhalt chronologisch im schwindelnden Kopfe zu ordnen, und voll angespannter Aufmerksamkeit zu verfolgen, so daß Meta's Mutter vergeblich zu ihr redete. Ihr tönte, gleich hellem Festglockenklang, nur ein Wort in's Ohr, wogegen jegliche Weisheit der Welt nicht aufkam, das lautete: „Er lebt!" Im Uebrigen gab es jetzt nichts für sie zu hören, sie hatte genug zu lesen, sie bemerkte deshalb kaum, daß die „gute Poldi" eine so günstige Gelegenheit zum Rückzuge nicht unbenutzt ließ. Erst lange nach deren Verschwinden kam der mit ihrem überschwänglichen Glücke Alleingebliebenen das Bewußtsein, sie habe sich möglicherweise unartig benommen, vielleicht gar durch ihre Rücksichtslosigkeit die theure Freundin verletzt? und diese sei doch gar so liebevoll gewesen . . . Ja, wie war denn das? Hat die Poldi nicht hier, auf diesem meinem Kanapee gesagt: „Möcht' es den braven Burschen wieder lebendig machen, ich wollt' ja gern einwilligen!" „Wirklich wahr, das hat sie gesagt. Und nun mein Rudolph wieder lebendig geworden, schleicht sie davon wie die Katze vom Taubenschlage! Ist das redliche Freundschaft? Stimmt das mit unserer feierlichen Aussöhnung? Nein, sie spielt falsches Spiel! Sie hat mir diesen Beweis von Achtung für den Verstorbenen zuwerfen wollen, als ein Almosen des Mitleids in meiner Trauer, weil sie sich sicher wähnte. Jetzt nimmt sie's zurück, will nichts mehr davon wissen, befürchtet, ich könnte sie daran mahnen, wird mir ausweichen . . . O, gnädige Frau, machen Sie sich keine Sorge Ich hab' auch mein bischen Stolz, und ich hoffe, Rudolph wird sich gleichfalls nichts vergeben. Mag er für sie todt bleiben, wenn er mir und seinem Vater nur lebt! Freilich, die arme Meta erbarmt mich wieder; was kann die für ihrer Mutter Hochmuth? Die soll wenigstens erfahren, wie's dem treuen Buben ergangen und wie das Gerücht seines Todes entstanden ist: daß sie mit seinem verlorenen Mantel einen Sterbenden bedeckt haben, und daß in der Manteltasche jenes Portefeuille gesteckt hat, mit dessen Ueberschickung der Dresdner ohne üblen Willen uns einen so furchtbaren Schreck bereitete. Und auch daß Rudolph in der That beim Rückzuge, von einer Kugel auf die Brust getroffen, bewußtlos umgesunken, von seinen guten Soldaten aus dem Gewühl getragen, bald aber wieder unverwundet aufgestanden und mit der Ohnmacht glücklich

Digitized by Google

davon gekommen ist. Das Alles muß sie selbst nachlesen. Mein Mann soll die Briefe dem Herrn Obergerichtsrath anvertrauen und dieser mag dann sehen, wie er sie der Tochter zusteckt, ohne Frau von Ranftl zu beleidigen. Denn endlich läuft's doch nicht wider den kindlichen Respect, wenn ich dem lieben Mädel zu wissen thu', was aus ihrem Jugendgenossen geworden ist, von welchem der Mutter Eigensinn sie trennt. Mag die grausame Frau ihren Willen durchsetzen, ich will den meinigen auch behaupten, und Meta *soll* Rudolphs Briefe lesen!"

Vielleicht ließe sich Mancherlei gegen diese Logik sowohl, als gegen die Bereitwilligkeit einwenden, mit welcher Herr von Ranftl der ihm gemachten Zumuthung sich fügte. Dennoch wurde gerade durch diese kleine Intrigue eine unerwartete Lösung garstig verwickelter Schicksale herbeigeführt.

Um des häuslichen Friedens willen hatte der Vater warnend zu Meta gesagt, „lies diese Blätter im Verborgenen, damit Mutter und Sándor nichts davon gewahr werden!" — Wie mußt' es ihn befremden, seiner Warnung entgegen, die Tochter plötzlich in's Wohnzimmer kommen zu sehen, sie rufen zu hören: „Mutter, Bruder, den ihr suchtet, er ist gefunden! Dein Retter, dem wir Dein Leben verdanken, wir haben ihn, wir kennen ihn, *Er* ist's, den ich liebe! Es ist mein Rudolph! Da, leset selbst, was er schreibt, vom Husarenofficier unter'm todten Pferde, vom verlorenen Mantel, von der Brieftasche ... Mutter, Du *hast's geschworen*, Du willst jeden *seiner* Wünsche gewähren; er ist mein!"

Einige Monate sind vergangen. Rudolph befindet sich auf Urlaub bei seinen Eltern. Die „Caution" ist bereits erlegt; der junge Officier gilt für Meta's verlobten Bräutigam. Sándor, der Genesende, zieht Arm in Arm umher mit seinem Helfer, Freunde, Schwager, Bruder. Beide Familien haben ihren vertrauten Umgang herzlich aufgenommen, sind so zu sagen *eine* Familie geworden.

Gestern haben sie zum Erstenmale wieder in Gemeinschaft das Schauspiel besucht. Als sie, ihrer sechs, durch's Parterre zogen, um ihre Sperrsitze einzunehmen, wo Rudolph zwischen Meta und deren Bruder saß, da sprach der den altherkömmlichen stabilen Eckplatz fest behauptende humoristische Magistrats-Beamte zu seinem Nachbar, und zwar so laut, daß es die Ranftl'schen und die Oberwiesenkringauerischen allzumal deutlich hören konnten: „Schau'n Sie, Herr Professor, mein junger Lieutenant mit *ihr*! Na, da wird die Frau Mutter eine rechte Freud' haben!"

Willkommen! ...

Zu dem Bilde von **C. Becker.**

An die Säule gelehnt des ſteinernen Dach's,
Auf dem Marmoraltan des trauten Gemach's,
Erblickt' ich die holdeſte Frauengeſtalt.
Ihr Antlitz ſtrahlt und ihr Tüchlein wallt,
Und eh' ich ein Wort noch der Lippe vernommen,
Erkannt' ich es bald
An dem Lächeln ſo ſelig und doch ſo beklommen —
Der Mund war geſchloſſen und dennoch ſchien mir
Jeder Athem und jede Bewegung in ihr
Zu rufen, zu jauchzen, zu jubeln: „Willkommen! . . .“

Und wem dieſer Gruß? — wen beglückt und empfängt
Dieſer Blick, der am Blicke des Nahenden hängt?
Ich ſah ihn noch nicht, doch beneid' ich ihn!
Ob die Sonne des Ruhms ſeinen Pfad beſchien,
Ob der Gott der Schlachten im eiſernen Toſen
Den Kranz ihm verliehn;
Ob die Muſe die Stirne des Ruheloſen
Mit Lorbeer geſchmückt — o, wie kalt iſt der Ruhm!
Die Flamme brennt nur im Heiligthum,
Und nur die Liebe, die Liebe hat Roſen!

Willkommen! Willkommen! Und wer Du auch wär'ſt,
Ob vom Schlachtfeld des Lebens, vom Meere Du kehr'ſt;
Ob Du Schätze gewannſt, oder Schätze verſpielt,
Ob Du glücklich errungen, wonach Du gezielt,
Oder hinſankſt am Berg, den Du halb erſt erklommen;
Ob die Hoffnung Dich hielt,
Oder treulos verließ; ob Erfolg Dich gekrönt,
Oder Spott noch des Haufens im Herzen Dir tönt:
Sie frägt nicht, ſie prüft nicht — ſie jubelt: „Willkommen! . . .“

Julius Rodenberg.

Willkommen!

Von C. Becker. Nach einer Photographie von Gustav Schauer.

Digitized by Google

Narciß.

Novelle von **Adolf Wilbrandt.**

I.

„He, Alter! Geht hier der Weg nach Pompeji?“ —

Ariſton, der Bildhauer, war ſeinem Gefährten vorangeeilt und tauchte eben am Rande des erſtiegenen Hohlweges auf, als er einen faul auf dem Rücken liegenden Ziegenhirten durch dieſe Frage aufſchreckte. Der Alte, von ſeiner Heerde umgeben, lag unter einer Brombeerſtaude, in deren dürftigem Schatten er ſich vor der Sonne geflüchtet hatte, halbnackt in ſeinem wollenen Kittel da, den breiten Hut über das bärtige Geſicht gedeckt. Er ſummte eben nach einer einſchläfernden Melodie ein Lied vor ſich hin:

„So ſprach der Krebs zur Schlange
Und griff ſie mit den Scheeren: —“

als Ariſton ihn mit ſeiner Frage unterbrach, und, da der Hirt ihn anglotzte, lauter wiederholte: „Geht hier der Weg nach Pompeji?“

Der Alte, unwillig über die Unterbrechung, riß ſeine müden Augen weiter auf, und ſang, ſtatt zu antworten, erſt ſein Lied zu Ende:

„Gradaus muß man ſein, o Freund,
Nicht auf krummen Wegen gehn!“

Dann richtete er ſich ein wenig in die Höhe, ſah den Fremden mit einem drollig unverſchämten Blick des Vorwurfs an und fragte zurück: „Wie kommſt Du hierher, wenn Du nach Pompeji willſt, he? Aus welchem Erdloch biſt Du herausgekrochen?“

„Ein alter Eſel das!“ murmelte Furius, der mittlerweile auch herangekommen war, und ſah verächtlich auf den Hirten herunter. Indeſſen der Bildhauer lachte, und indem er dem Alten gemüthlich auf die Schulter klopfte, ſagte er: „Du biſt ein allerliebſter Kerl; willſt Du jetzt auf der Stelle die Güte haben, uns den Weg zu weiſen? Wir kommen von Herculanum her, ſind aber unten am Veſuv herumgeſtiegen und haben uns auf die allernatürlichſte Weiſe von der Welt verirrt. Und jetzt ſteh' auf, Alter, und weiſe uns zurecht, oder Deine ganze Heerde ſoll irgend ein Waldteufel holen.“

Der alte Ziegenhirt erhob ſich lächelnd, ſtrich ſich über den verwilderten Bart und fuhr dann mit derſelben Hand, den Zeigefinger voran, in die Luft hinaus. „Da!“ ſagte er und zeigte auf die Thürme, die über den Mauern der nahen Stadt, in der Abendſonne glühend, aufſtiegen. „Nach Pompeji iſt's nimmer weit. Verirrt; ja, ja! So feine Herren —“ und er ſah dabei den eleganten, duftenden Furius an, der

Digitized by Google

trotz der Hitze sein amethystfarbiges Schultermäntelchen nicht abgeworfen hatte — „so feine Herren sollten wol sein im Wagen auf der Landstraße kutschiren, statt hier zwischen den Brombeeren herumzusteigen. Mit der zerzausten Knieebinde da ist kein Staat mehr zu machen! Jetzt geht der Weg hier am Zaun entlang gerade fort, bis die Herren an die Gräberstraße kommen und so in das Thor hinein. 'S ist heiß heute; — Glück auf den Weg!" — Bei diesen Worten hatte er sich schon wieder unter seiner Staude ausgestreckt und summte mit einem pfiffigen Seitenblick auf die Beiden:

„Gradaus muß man sein, o Freund,
Nicht auf krummen Wegen gehn!"

Der Bildhauer lachte. Indem er seinen mißvergnügten Gefährten mit sich fortzog und dem Alten einen dankenden Handgruß zurückwarf, fiel er in dessen schläfrige Weise ein und sang sie in die heiße Luft hinaus.

Sie gingen so eine Weile mit einander über die Weide hin und waren ihrem Wegweiser schon aus den Augen gekommen, als Ariston stehen blieb und dem seufzenden Furius heiter in's Gesicht sah. „Munter, munter, mein Freund!" fing er an, die ewig wiederkehrende Melodie abbrechend. „Noch eine Viertelstunde, und wir treten das Lavapflaster von Pompeji und sehen zu den hübschen Mädchen auf den Balconen hinauf. Du schwitzest wie ein Kessel, Unglücklicher, und ich weiß, Deine edle Seele verwünscht mich, daß ich Dich zu dieser heißen Fußwanderung verführt habe; aber die Belohnung, Furius, heute Abend! Wenn wir durch das Städtchen ziehen und uns die Abenteuer wie Fledermäuse um die Köpfe fliegen! Und dann in so einer ungeleckten kleinen Schenke zu sitzen und unsern aufgespeicherten Durst langsam zu vertilgen, — in dem jungen Wein, Furius, den sie hier auf der alten Lava wachsen lassen."

Der verstimmte Römer verzog geringschätzig den Mund und wischte sich dabei unablässig den Schweiß von der hohen, kahlen Stirn. „Landwein, Landwein, Ariston!" seufzte er. „Ich wollte, wir wären in Herculanum geblieben, oder nach Bajä zurückgekehrt! Ich will Ziegenhirte werden, wenn ich begreife, was Dich in diese kleinen Städte zieht, oder was für Abenteuer Du in Pomp — — wie heißt der Ort —"

„Pompeji!"

„— In Pompeji erwartest! Wenn wir jetzt in Bajä an Sempronia's Villa landen könnten, so hätten wir wenigstens eine Unterhaltung, die unserer würdig ist; Sempronia würde uns Falerner kühlen lassen, ich würde Dich eifersüchtig machen, der dicke Rufus würde über Dich lachen und die kleine Neära Dich durch ihren plastischen Schleiertanz trösten. Aber in diesem Krämernest, diesem banausischen Pomp — —"

„Pompeji!" half der Bildhauer wieder nach und sah mit der heitersten Ironie über den Andern hin. „Ihr vornehmen, reichen, eleganten Hauptstädter seid doch ein unglückseliges Geschlecht! Wenn Ihr da seid, wo Ihr hingehört, so langweilt Ihr Euch, und wenn Ihr einmal der Abwechselung wegen auswandert, so findet Ihr, daß Ihr da nicht seid, wo Ihr hingehört. Dagegen so ein plebejischer, schlichter Bildhauer wie

Digitized by Google

ich, dem erſt wohl wird, wenn er einmal in die luſtige kleine Welt zurückſinken kann, wo die Menſchen noch jung ſind! — Was ſollen wir in Bajä? Da iſt Alles wie in Rom; in dem ganzen vergoldeten Bajä nicht ſo viel Neues für mich, daß ich eine Seite damit beſchreiben könnte Hätte ich dort nicht zu arbeiten, ich ginge nie wieder hin. Da ſteht eine Villa neben der andern, wohnt eine Million neben der andern; — mir wird in Bajä zu Muth, wie dem König Midas, dem ſich Alles in Gold verwandelte: Gold, Gold und kein Brod! — Aber ſo eine behagliche Landſtadt, in der keine gähnenden Senatoren und Midaſſe, keine tollgewordenen Sirenen und Meſſalinnen an einander vorbeirollen; wo man noch mit einer gewiſſen Andacht in die Tempel geht, noch über die veralteten Witze aus der Hauptſtadt lachen kann, noch jede durchfahrende Poſtkutſche nach Neuigkeiten ausfragt —"

„Eine allerliebſte Unterhaltung!" fiel der Römer ein. „Ein eigner Geſchmack, das unterhaltend zu finden!"

Der Bildhauer erröthete über ſein ganzes lebhaftes, bewegliches Geſicht. „Ich will Dir ſagen, warum ich das unterhaltend finde und warum Du keine Freude daran haben kannſt!" fuhr er etwas aufgeregter fort. „Weil Ihr Römer verwünſcht langweilige, bartloſe Kerle ſeid, die nach Horazen's Vorſchrift „nichts bewundern", deren artigſte Zerſtreuung es iſt, gelegentlich eine Veſtalin zu verführen oder einen Kaiſer umzubringen. Ich dagegen habe das Vergnügen, ein Grieche zu ſein und auf griechiſche Weiſe das Leben an allen vier Enden zu genießen. Ich erachte es für das größte Laſter, ſich zu langweilen, und wenn man es auch mit der feierlichſten Miene eines römiſchen Senators thut Beim Donnerer, Furius, bleib' doch ſtehen und laß Deine Weltbeherrſcher-Augen ein wenig herumgehen! Iſt denn dies eine Gegend, um nach Bajä zu ſeufzen? Wenn Du einmal Dein Schweißtuch von den Augen nimmſt und die Landſchaft betrachteſt, — faßt Dich kein Neid auf dieſe trefflichen Pompejaner, die den Geſchmack hatten, ſich hier niederzulaſſen?"

Er war auf der kleinen Anhöhe ſtehen geblieben, von der ſie zur Gräberſtraße von Pompeji hinabſteigen ſollten, und ließ ſeine feurigen ſchwarzen Augen nach allen Richtungen kreiſen. Zu ſeiner Linken rauchte der Veſuv, faſt bis zu halber Höhe von weiß erglänzenden Landhäuſern und Weilern erklettert; vor ihm glühten die beſonnten Mauern und Thürme des ſtattlichen Pompeji. Dahinter dämmerte Stabiä in der blauen Bucht, am Fuß des majeſtätiſchen Gebirgs, das in langen Linien zu Surrentum hinab und dann weiter in's Meer ſank. Rechts, über die dunkelroth geſäumte tiefblaue Waſſerfläche herüber, ſchien die Felſeninſel Capreä langſam heranzuſchwimmen, wie von dem ſanften Abendwind getragen, der die zitternde Luft abzukühlen begann. Der Blick ſchweifte dann weiter nach Weſten zu und löſte ſich in dem träumeriſchen Duft, in dem die fernen campaniſchen Inſeln wie entkörpert ſchliefen. Das villenreiche Pauſilypon tauchte gen Norden auf, die ſchimmernde Stadt Neapolis, die campaniſche Ebene und die ſamnitiſchen

Digitized by Google

Berge. Darüber leuchtete das helle Gewölbe des Himmels, scheinbar in's Grenzenlose zurückgedrängt und über dem blauen Meer wie ein lichter Schleier ausgebreitet.

Der Bildhauer war still geworden und ließ sein Auge auf den wechselnden Linien des Horizonts dahingleiten. „Zeus, wie ist dies schön!“ sagte er endlich mit gedämpfter Stimme. „Der halbe Mond da oben ist blaß vor Neid über diese unerhörte Lichtverschwendung. So friedlich dampft der Vesuv! Ist es wahr, Furius, daß er zu Augustus' Zeiten noch ein harmloser Weinberg war, der nichts von den feurigen Wuthausbrüchen wußte, durch die er sich jetzt einen Namen macht? — Man sagt, er werde bald noch bösartiger werden, und alle diese fröhlichen Städte hier seien dem verwilderten Gesellen zu nah auf den Leib gebaut. Was für eine Vorstellung, Furius, sich dieses Pompeji, dieses Stabiä plötzlich mit Lava zugedeckt und mit Asche verschüttet zu denken! — Weg mit dem Gedanken! Es ist häßlich, sich diese empörende Vergänglichkeit vorzustellen. So könnte ja auch der wunderbare Narciß mit verschüttet werden, den wir gestern beim Bildgießer in Herculanum sahen, und der mir heute den ganzen Tag nicht aus den Augen will! Ich habe noch nie Etwas gesehen, das weniger vergänglich sein sollte. Wie in dieser kleinen Erzfigur, nicht halb lebensgroß, die ganze Süßigkeit des Menschenkörpers — — diese Adonisglieder und diese Kopfhaltung! Zeus, wie das gemacht ist! Und dergleichen macht man noch in unseren Tagen, und die Philosophen setzen uns auseinander, daß die Kunst verblüht sei!“

Er streckte seine Hände in lebhaften Geberden aus und setzte eben zu einer feurigen Rede gegen die Philosophen an, als er wahrnahm, daß sein Begleiter nicht mehr auf ihn hörte, sondern ungeduldig voranging, um auf die Heerstraße hinabzusteigen. Der Grieche zuckte die Achseln und folgte ihm stumm. Er erinnerte sich, daß Furius auch gestern sich nicht sowol über die künstlerische Schönheit des Narciß gefreut, als einige leichtfertige Späße daran geknüpft hatte, die nichts als den eleganten Wüstling verriethen. In sich versinkend ging er neben ihm her, an den Grabkapellen und Landhäusern vorbei, die in seltsamer Abwechselung neben der Straße aufstiegen. Er suchte sich jenes holdselige Meisterwerk noch einmal in seiner ganzen Linienführung vorzustellen, und dadurch angeregt zeichnete er im Kopfe eine andere, ähnliche, träumerisch zur Seite geneigte Gestalt, die ihm bald wie ein Adonis, bald wie ein Amor vorschwebte. So kamen sie am Wachthäuschen vorbei und durch das Herculanische Thor in die erste Straße von Pompeji, ohne daß er es merkte. Erst das Schellengeläute der stampfenden Pferde, die halb angeschirrt vor dem Posthaus standen, und das Geschrei der Knaben, welche kühlende Getränke feilboten, weckte ihn aus seinen Gedanken auf. Er sah nun seinen Gefährten auf einmal lebendig geworden. Die klugen kalten Augen gingen umher und spähten nach jeder weiblichen Gestalt. Ueberall standen die Thüren der Häuser offen, man sah durch die Vorhallen in die Höfe und die kleinen Gärten hinein. An den marmornen

Digitized by Google

Brunnen bildeten sich Gruppen plaudernder und lachender Mägde; hier und da erhob sich zwischen den niedrigen Häusern ein zweistöckiges mit einer hölzernen Altane, von der ein neugieriges Mädchenpaar auf die Fremden herunterſah. Indessen der verwöhnte Römer schien an allen diesen lebhaften Gesichtern kein großes Gefallen zu finden. Auf einmal aber blieb er stehen. Mit einem halblauten Ausruf faßte er Ariston am Arm und zeigte mit den Augen auf eine Gruppe, die seine Sinne erregte.

Sie waren eben unter einem hohen Bogen durch auf das Forum gelangt, und standen neben einer vergoldeten Reiterstatue, an deren Fuß sich ein Vogelhändler mit seinen Käfigen niedergelassen hatte. Zwei junge Mädchen, beide von gleicher Größe, hielten einen der Käfige, in den ein bunter ausländischer Vogel saß, betrachteten das zierliche Geschöpf mit den begehrlichsten Augen, und sahen dann einander verlegen an, wie wenn ihnen der geforderte Preis doch zu hoch sei. Die Eine, an Augen, Haar und Gesichtsfarbe dunkler als die Andere, trug über ihrem blaßgelben Kleid einen ärmellosen Ueberwurf, aus dem die reizendsten Arme hervorwuchsen, und ein Häubchen mit Goldnetz auf dem gescheitelten Haar. Ihr lebhafter, vogelartiger Blick, ihre vollen Lippen schienen nichts als Schalkhaftigkeit und Mädchenübermuth auszuplaudern. Die Andere, gehaltener und stiller, trug einen hellen Schleier, der ihr anmuthig über die braunen Locken fiel und auch eine der Schultern bedeckte; ihre Arme steckten zur Hälfte in den kurzen Aermeln eines Jäckchens, das schlicht bis über die Hüften niederfiel und die liebliche Gestalt verhüllte. „Lala!“ sagte sie zu der Ersten, die eben den kopfschüttelnden Händler durch einen bittenden Blick zu bereden suchte, — „was hilft's? So müssen wir verzichten, wenn er's um den Preis nicht geben will. Es liegt uns auch nicht so viel daran; nicht wahr, Lala?“ — Sie suchte das recht gleichmüthig zu sagen, aber ihre sanfte Stimme verrieth doch, wie ungern sie auf den kleinen goldbrüstigen Vogel verzichtete.

„Ein Narr bist Du, alter Thallus“, fiel die Andere ein, indem sie dem Händler aufgebracht in's Gesicht sah; „für das kleine Thier da, das nicht einmal „Guten Tag“ sagen kann, so ein entsetzliches Geld zu fordern! Komm, Erinna, laß uns nach Hause gehen; mag er sich den Vogel zum Nachtessen braten und mit den Federn sich sein Kopfkissen ausstopfen.“

Furius hatte seinen Arm in den des Bildhauers gelegt, hörte dieser Unterhaltung lächelnd zu und flüsterte: „Was für eine reizende schmachtende Knospe diese Erinna ist!“ — Ariston, der vielmehr die Andere in's Auge faßte und sie noch reizender zu finden schien, machte sich, ohne etwas zu erwiedern, los und ging auf den Vogelhändler zu, indem er fragte: „Was forderst Du für diesen Vogel da, Freund?“ — Die Mädchen hatten den Käfig schon wieder niedergesetzt; bei dieser Frage aber blieben sie neugierig stehen. Der Händler nannte einen unmäßigen Preis. „Hier hast Du Dein Geld“, fuhr der Grieche fort; „der Goldbrüstling ist mein! Oder vielmehr nicht mehr mein“, verbesserte er sich, indem er

ſich auf einmal zur Lala wandte, die ihn verwundert anſah. „Verzeih' mir meine Zudringlichkeit, ſchöne Lala", ſagte er ſcherzend; „aber ich darf nicht zugeben, daß Du heute Nacht vor Kummer böſe Träume haſt, oder daß dieſer unglückliche Vogel vor Sehnſucht nach Dir ſein junges Leben verliert. Ich bitte Dich, nimm ihn und gieb ihm ſeine Ruhe zurück. Es iſt beſſer, als wenn der alte Thallus ihn zum Abendbrod verzehrt und ſeine ſchönen Schwanzfedern ihm das Kopfkiſſen ſtopfen."

Das Mädchen war bei dieſer Anrede ein wenig erröthet, ſchlug die Augen haſtig auf und nieder, und faßte ſich endlich zu einem reizenden Lächeln. „Du biſt ſehr liebenswürdig", erwiederte ſie; „Du meinſt es gut mit dem Vogel. Ich danke Dir für Deinen guten Willen; aber ich kann ihn nicht annehmen."

„Warum nicht, wenn mein Wille gut iſt? Iſt der Vogel dadurch werthloſer geworden, daß ich ihn Dir anbiete?"

„Das nicht!" erwiederte ſie und überflog dabei unwillkürlich ſeine feine Geſtalt. „Aber hier in Pompeji — —" ſie unterbrach ſich, durch ſeine ſtudirenden Künſtleraugen etwas in Verwirrung geſetzt, und drehte ſich zu ihrer Freundin zurück. Nun ſah ſie, wie Erinna, der inzwiſchen Furius ſich genähert hatte, über deſſen halb geflüſterte Worte erröthete und haſtig zurücktrat. „Lala!" ſagte ſie mit aufgeregter Stimme. Das Mädchen verſtand dieſen Ton, trat ſelbſt zurück und ſah die beiden Fremden auf einmal mißtrauiſch an. „Ich danke Dir für Deinen guten Willen", wiederholte ſie kalt. „Ich kann den Vogel nicht annehmen; bemühe Dich nicht weiter."

„So muß ich ihn fliegen laſſen!" erwiederte Ariſton, öffnete den Käfig, griff hinein und holte den Gefangenen heraus. Er hielt ihn gegen die Luft, wie wenn er die geſchloſſenen Finger löſen wollte, und zugleich bat er das Mädchen durch einen Blick, nicht ſo thöricht zu ſein. Aber Lala, die Erinna's Hand genommen hatte, ſchüttelte heftig den Kopf. „Thu' was Du willſt", ſagte ſie; „ich nehme ihn nicht!"

Der Grieche, ärgerlich, that die Hand auf und nachdem der Vogel ſich noch einen Augenblick unſicher geduckt hatte, ſpannte er ſeine Flügel und flog über den vergoldeten Reiter weg und in den Abend hinein. „Der iſt dahin!" murmelte Ariſton verſtimmt und ſah ihm nach. Als ſeine Augen zurückkehrten, bemerkte er erſt, daß die Mädchen inzwiſchen die Flucht ergriffen hatten. Sie verſchwanden eben in der Säulenhalle, die am Forum hinlief, und Erinna's flatternder Schleier leuchtete noch herüber.

„Du, Du haſt ſie verſcheucht!" ſagte er aufgeregt zu Furius, der ihnen gleichfalls nachſtarrte; — „ein zarter Römer!" — Furius biß ſich auf die ſchmale Lippe und ſchwieg. „Ich muß dieſes Mädchen wiederſehen", ſetzte Ariſton hinzu und ließ den Käfig fallen. Er trat haſtig in die Säulenhalle, erſpähte noch den Schleier und Lala's Goldnetz, das gleich darauf hinter einer Ecke verſchwand und eilte ihnen nach. Der Römer folgte. Als ſie um eben dieſe Ecke bogen, ſahen ſie die beiden Flüchtlinge vor einem der einſtöckigen Häuſer ſtehen bleiben und in die

Digitized by Google

offene Thür treten, ohne sich umzusehen. Das Haus war eins der gewöhnlichen, weder groß noch klein, neben dem Eingang ein Verkaufsladen, wie fast in jedem dieser Häuser die ganze Straße hinab. Gleich nachdem die Mädchen verschwunden waren, trat der Thürsteher in seinem rothen Dienstkleid und mit dem Stock in der Hand auf die Schwelle, sah die Straße hinauf und hinunter, betrachtete die beiden Fremden argwöhnisch und blieb, an den Thürpfosten gelehnt, wie ein Erzbild stehen.

„Es ist vorbei", sagte Ariston mißmuthig und stand gleichfalls still. „Das Abenteuer nahm einen so hübschen Anfang! Jetzt ist nichts zu machen; dieser rothe Cerberus da hat zwar nur Einen Kopf, aber zwei paphlagonische Arme; er könnte einen vortrefflichen Sänftenträger abgeben. Und die Lala ist ein so allerliebstes Geschöpf! Sie hatte auch einen feinen griechischen Accent, sie wie die Andere; und dazu ihre Namen: ich wette, daß sie Beide meine Landsleute sind. Wer hätte gedacht", setzte er mit einem etwas boshaften Seitenblick auf Furius hinzu, „daß wir in dieser römischen Stadt so ein paar griechische Perlen finden würden!"

„Ihr Griechen seid ein unverbesserlich eitles Volk", erwiederte der Römer und rückte die verschobene goldene Agraffe seines Ueberwurfs auf der Achsel zurecht. „Komm, laß uns gehen. Es wird Dir ja nicht an andern Gelegenheiten fehlen, Dich unwiderstehlich zu zeigen."

Damit wandte er sich, um weiterzugehen, und da ihm eben ein hochbepackter Lastwagen entgegenkam, trat er auf den schmalen Bürgersteig, wo sich die Fußgänger mühsam an einander vorbeidrängten. Die Straße schien die lebhafteste in ganz Pompeji zu sein. Ausrufer aller Art schrieen mit unermüdlichen Kehlen. Die Werkstätten und Läden begannen sich eben zu schließen, und Alles schlenderte auf die Straße hinaus. Besonders aber drängte man sich vor Einem Hause, aus dem ein verführerischer Duft von frischem Gebäck hervordrang. Dort stand hinter seinem marmornen Ladentisch ein Mann mit einem hängenden Kinn und schweißtropfender Stirn, eine weiße Schürze vorgebunden, und theilte unter beständigem Sprechen, Nicken, Rufen und Singen sein duftendes Backwerk aus, während hinter ihm ein Knabe mit Gläsern und Flaschen am Ofen hantierte und beständig umhersprang. Der süße Geruch war so anlockend, daß auch Ariston stehen blieb und auf einmal seinen Wanderhunger erwachen fühlte. Aber Furius zog ihn lebhaft am Arme fort und flüsterte ihm mit unterdrücktem Lachen zu, er möge sich ganz verstohlen nach dem Thürsteher umdrehen. Ariston wandte den Kopf und sah, daß der wackere Mann, von demselben Geruch verführt, mit plötzlich lebhaftem Ausdruck in seinem dummen Gesicht, einen Becher in der Hand, auf die Schenke zuschritt, dann wieder nachdenklich stehen blieb, nach seiner Thür und die Straße hinunter sah, und endlich, da er die Fremden nicht sogleich bemerkte, die Nase im Wind rüstig vorwärts ging.

„Der Gute macht uns Platz!" flüsterte Furius. „Er sieht nicht so aus, als wenn er unter einer Viertelstunde von diesem Ladentisch loskäme! Hast Du noch Lust, Ariston, etwas zu wagen?"

Der Bildhauer nickte ihm zu und ging in seiner hastigen Art voran.

Digitized by Google

„Ein Vorwand findet sich", murmelte er; „den Hals wird es nicht kosten. Laß uns sehen, wie es ausgeht!" — Sie standen schon auf der Schwelle, die der Thürsteher verlassen hatte, und blickten noch einmal nach ihm zurück. Er war vollkommen ungefährlich geworden, hatte sich neben dem Schenkwirth aufgepflanzt und schien sich ganz in den Doppelgenuß von Wein und Oelgebackenem zu versenken. Das Haus war völlig unbewacht, denn statt eines lebendigen Hundes an der Kette empfing sie nur ein nachgebildeter in Mosaik, der sie anbellte, ohne sie einzuschüchtern. Ariston durchschritt die schmale Flur, ging durch die große leere Halle, in der auf dem Hausaltar ein paar Scheite glimmten, und da ihm noch immer Niemand entgegenkam, glitt er durch einen dämmerigen Gang auf den Hof hinaus.

Ein ganz unerwarteter Anblick brachte ihn hier zum Stehen. Im Hintergrunde dieses kleinen gartenähnlichen Hofes, vor einer bunt mosaicirten Brunnennische, in der ein marmorner Silen die Brunnenöffnung wie einen Schlauch unter dem Arme hielt, saß die lieblichste Gruppe, die er je gesehen zu haben meinte. Erinna und Lala, in demselben Anzug wie vorhin, aus der goldigen Dämmerung hervorleuchtend, die der letzte Tagesschein verbreitete, hatten einen Jüngling in ihrer Mitte, einen Menschen von ganz unglaublicher Schönheit. Er saß auf einer niedrigen Gartenbank, ein wenig in sich versunken, den Kopf zur Seite geneigt, die Füße, in hohen Sandalen, übereinandergelegt. Sein helles Obergewand hatte er abgeworfen, und nur eine schlichte Tunica, durch einen Gürtel zusammengefaßt, bedeckte ihn bis zu den Knieen, doch ohne das wunderbare, weiche Ebenmaß seiner Gestalt zu verhüllen. Die nur halb bekleideten Arme, die Kniee, der sanft geneigte Hals erschienen Ariston wie das Werk eines Meißels, der die letzten Härten und Ecken der Natur durch die zarteste Berechnung überwunden. Der Kopf, von braunen welligen Locken bekränzt, hatte ganz das griechische Profil; die steile, charaktervoll geschnittene Nase, die kurze Oberlippe und ein unendlich schön gerundetes Kinn. Ariston trat unwillkürlich auf die Seite, um zu sehen, ohne gesehen zu werden. Indem er seinen Begleiter geräuschlos mit sich fort zog, wich er hinter den Teppich zurück, der ein angrenzendes Gemach vom Hofraum trennte, und betrachtete von dort die Gruppe, die ihn nicht bemerkte.

„Mir ist, als wenn Du zum Abschied etwas liebenswürdiger sein könntest, Myrtilos!" sagte Lala, indem sie den Jüngling muthwillig auf die Schulter klopfte. „Sitzt er nicht da, Erinna, als hätte er uns Alle von Herzen satt und könnte die Stunde nicht erwarten, wo er zum Thor hinaus ist? O Isis und Serapis! sollte man's wol glauben, wenn man Euch nebeneinander sitzen sieht, daß der Mensch da eine Braut hat, die er morgen verlassen will?"

„O Lala!" fiel Erinna ein und erblaßte und erröthete. „Was redest Du nur!" — Sie sah vor sich nieder, doch nicht ohne einen kurzen Seitenblick auf den Jüngling zu werfen, der mit einem unklaren Lächeln in die Luft hinaus starrte. Lala beobachtete die Beiden eine

Weile. Dann stand sie auf und strich sich das Haar unter ihr Häubchen zurück, als dächte sie an Nichts.

„Wirst Du aus Rom zuweilen schreiben, Myrtilos?“ fing sie wieder an.

„Ich denke, das versteht sich ohne Frage!“ erwiederte der Jüngling etwas unwillig und verzog die Lippen. „Warum fragst Du das?“

„Soll ich Dir etwas sagen, Myrtilos?“ fuhr Lala fort und sah ihm plötzlich ins Gesicht. „Etwas, was ich Dir schon lange sagen wollte?“

„Wenn es Dir Vergnügen macht“, antwortete er kühl.

„Ich glaube nicht, daß es mir Vergnügen macht; aber es prickelt mich, es Dir zum Abschied zu sagen. Daß Du ein eitler, unausstehlicher Mensch geworden bist, seit Dich die Bildhauer und Maler so schön finden; daß es für Dich ein Unglück ist, ein Adonis zu sein! Lächle nur; dieses sauersüße Lächeln, Myrtilos, steht Dir gar nicht schön. Ja, Dein Unglück war's, daß damals vor zwei Jahren, als wir das kleine Erdbeben hatten, der vornehme Bildhauer aus Rom Dich entdeckte und in seine Werkstatt nahm, um den Narciß nach Dir zu machen, den sie so bewundern. Dein Unglück — —“

„Rührt sich da vorn etwas?“ unterbrach sie sich selbst und horchte. Ariston, von dieser plötzlichen Entdeckung überrascht, hatte sich lebhaft hinter seinem Teppich bewegt. „Unser Narciß aus Herculanum“, flüsterte er seinem Gefährten zu. „Und das nicht zu errathen!“ — Doch er sah, daß das Mädchen auf ihn aufmerksam ward, und stand wieder still, wie wenn er sich selbst auf diesen Platz hingemeißelt hätte

„Lala!“ sagte Erinna, indem sie aufstand und einen gequälten Blick zu ihr hinüberwarf. Jedoch das Mädchen that, als wenn sie den Blick nicht verstehe, und fuhr fort: „Darf ich Dir sagen, Myrtilos, was seitdem aus Dir geworden ist? Ein Narciß ist aus Dir geworden; der Bildhauer — wie heißt er doch noch — hat zwei auf einmal gemacht. Seitdem liebst Du Niemand mehr auf der Welt als Dich. Du hast kein anderes Vergnügen mehr, als Dich schön zu finden und Deine Schönheit zu zeigen. Es ist Dir gleich, ob noch ein Herz Dich lieb hat, wenn nur alle Augen Dich bewundern. Nicht wahr, das wagt Dir sonst Niemand in Pompeji zu sagen; aber ich: als Nachbarskind, nehm' es mir heraus, und erlaube mir, Deinem Zorn zu trotzen.“

„Bist Du zu Ende?“ fragte Myrtilos, als sie einen Augenblick schwieg, und warf ihr aus seinen schönen Augen einen Blick zu, der ihr seine ganze vornehme Verachtung zeigen sollte.

„Ich glaube nicht, daß ich schon zu Ende bin“, fuhr Lala ganz unbekümmert fort. „Ich wollte Dir noch sagen, daß es Dir am Ende auch ebenso ergehen könnte, wie es Narciß erging; Du bist ja belesen, Du wirst Dich ja wol seines Schicksals erinnern.“

„Lala!“ wiederholte Erinna und bat das Mädchen mit einem neuen Blick, ein Ende zu machen. „Laß mich nur!“ sagte Lala muthwillig, indem sie ihre zierliche Gestalt auf die Zehen stellte. „Ich will nichts, als ihm zum Abschied das Lied vom Narciß in die Ohren singen, daß es

gitized by Google

ihm noch in Rom darin nachklingen soll!“ — Und damit hob sie die Cither auf, die hinter ihr am Fuß einer Herme lag, griff einige Töne und sang dann mit lauter Stimme nach einer lebhaften Melodie:

Er stand am Bache,
Stand und träumte,
Sah erschrocken
Sein Angesicht.

„Heil'ger Zeus, olympischer Göttervater!
Goldne Sonne, leuchtende Himmelswolken,
Seht, wie schön da drunten im Bach der Knabe,
Wie er heraufblickt!“

„Schönster Knabe — —“

Eine noch lautere Stimme unterbrach sie über die Mauer des Nachbargartens herüber. „Lala! Lala!“ rief es ein über das andere Mal. Das Mädchen warf die Cither wieder hin, daß die Saiten klirrten, zuckte die Achseln und rief etwas ärgerlich zurück: „Ich komme, Mutter, ich komme! — Ich soll dieses schöne Lied nicht zu Ende singen“, sagte sie dann mit komischer Betrübniß. „Das Ende wäre gewesen, daß der eitle, närrische Narciß sich aus Sehnsucht nach sich selber verzehrte; und zuletzt haben ihn die Götter aus Mitleid in eine unbedeutende, duftlose Blume verwandelt. Nun so leb' denn wohl, Myrtilos! Reise glücklich und verzeih' mir aus Großmuth, was ich aus Uebermuth gesagt habe! Ein wunderschönes Menschenkind bist Du doch;“ — und sie hielt ihm ihre kleine Hand zum Abschied hin und sah ihm muthwillig bewundernd in die Augen. Der Jüngling gab ihr zögernd und kühl die Hand. „Du kannst mich nicht leiden, ich weiß es“, sagte sie lächelnd, „und wenn ich Dir wie früher einen Abschiedskuß anbieten würde, so würde ich Dir kein Vergnügen damit machen; aber um Dich zu ärgern, schöner Narciß, — da ist einer zum Angedenken!“ — Indem sie das sagte, beugte sie sich zu dem sitzenden Myrtilos herab und küßte ihn auf die Wange. „Leb' wol!“ wiederholte sie, und lief lachend davon. In ein paar Sprüngen hatte sie das kleine Pförtchen rechts in der Mauer erreicht, riß es auf und verschwand und noch über die Mauer herüber hörte man ihr helltönendes Lachen.

„O, sie ist reizend!“ seufzte Ariston vor sich hin, unwirrsch über ihr Verschwinden und über den Kuß, den sie an eine so unempfindliche Wange verschwendet hatte. Myrtilos saß in derselben Ruhe wie zuvor, nur ein träumerisches Lächeln ging über seine Lippen. Dann versank er wieder in sich selbst und schien nicht zu bemerken, daß Erinna ihn traurig betrachtete, einige verlorene Schritte hin und wider ging und endlich, mit sehr blassem Gesicht, vor ihm stehen blieb.

„Bist Du böse auf Lala, Myrtilos?“ fragte sie mit ihrer sanften Stimme.

„Ich weiß ja längst, wie sie ist“, antwortete er, ohne aufzusehen. „Weil wir uns von kleinauf kennen, sagt sie Alles heraus, was ihr durch den Sinn fährt. Mag sie um meinetwillen reden, was sie will.“

„Du wirst nicht glauben, daß ich sie dazu angestiftet habe? Oder“

— fuhr sie mit etwas unsicheren Lippen fort — „oder, Myrtilos, glaubst Du mir auch nicht mehr?“

„Wozu die Frage, Erinna?“ — Er sah sie an und suchte in seinen Blick einige Wärme zu legen. Erinna schlug ihre Augen nieder. „Es war so eine von den Fragen“, erwiederte sie halblaut, „wie sie Einem beim Abschied einfallen. Aber ich will Dich jetzt in Deinen Gedanken nicht stören. Du wirst noch so Manches zu bedenken haben. Zur Last, weißt Du, möchte ich Dir nicht sein! Ich will der Mutter den Wein und die Früchte einpacken helfen, die sie Dir für Deinen Oheim mitgeben will. Einen Theil leg' ich für Dich zurück, Myrtilos, für die lange Reise im heißen Wagen; da wirst Du sie brauchen können.“

„Du bist sehr freundlich, Erinna, ich danke Dir“, erwiederte er mit gepreßter Stimme. Das Mädchen blieb noch eine Weile stehen, den Blick auf den Boden geheftet, als erwarte sie noch etwas von ihm. Aber Myrtilos schwieg. Endlich raffte sie sich auf, wie aus einer Träumerei erwachend und schwebte auf ihren blaßrothen Schuhen über den Hof hinweg, in's Haus hinein. Sie kam an den Lauschern vorbei, die sich hinter ihrem Teppich verborgen hielten. Das Mädchen bemerkte Nichts und verschwand vorn in der Halle.

„Wir sollten ihr nachgehen!“ flüsterte Furius, der diesem ganzen Auftritt ohne innere Theilnahme, nur mit Augen für Erinna's zierliche Gestalt zugeschaut hatte. „Laß sie uns anreden, Ariston!“

Der Bildhauer, mit einem unwilligen Kopfschütteln, hielt den leichtfertigen Römer an der Toga fest und beugte sich wieder vor, um noch einmal den schönen Myrtilos zu betrachten. Das belauschte Gespräch hatte ihn lebhaft bewegt und mit verdoppeltem Interesse ließ er sein Auge auf diesem wundersamen Menschenbilde ruhen. Der Jüngling sah dem verschwundenen Mädchen nach, seufzte leise und schien eine Weile einen traurigen Gedanken zu verfolgen. Ein anziehend elegischer Ausdruck glitt über sein Gesicht. Dann stand er auf, betrachtete seine Hände, streckte die feinen Finger nachlässig aus. Der Tag war mittlerweile vollends verdämmert, aber der volle Mond leuchtete aus der blauen Höhe nieder und spielte auf Myrtilos' Locken. Die feierliche, gebrochene Helle, die warme Nacht schienen ihn vollends in Träumerei zu versenken. Er trat an den Fischbehälter, der in die Mitte des Hofes eingesenkt und fast bis an den Rand mit Wasser gefüllt war, um sich in der regungslosen Fluth zu spiegeln. Lala's unterbrochenes Lied mochte ihm im Sinne liegen; wie durch seinen eigenen Anblick überrascht lächelte er seinem Ebenbilde zu. Auf einmal streifte er die Tunica von sich ab, ließ sie sammt dem Gürtel auf die Erde fallen und stand nun in seiner ganzen leuchtenden Nacktheit da. Es war dieselbe Stellung, in der jene Erzfigur ihn festgehalten hatte. Den Kopf zur Seite geneigt, den rechten Vorderarm halb erhoben und den Zeigefinger gedankenlos ausgestreckt, die andere Hand mit anmuthiger Nachlässigkeit an die Hüfte gelegt, blickte er auf sein Spiegelbild hinunter. Der Mond glitt an seinen Gliedern sanft hinab und schien mit ihrer Schönheit zu kosen. Eine jünglings-

Digitized by Google

haftere Gestalt konnte man nicht sehen. Jede männliche Rauhheit und Härte war ausgeglichen und doch der weichen Form nichts Weibliches beigemengt. Die höchste Spannkraft lag, wie im Schlaf, in die ruhige Anmuth dieser Glieder eingehüllt, als werde sie bei der ersten Bewegung erwachen. Die zarte Haut schimmerte in marmorner Reinheit und bei dem Mondlicht glaubte der ganz bezauberte Ariston den Endymion zu sehen, den Luna mit ihren goldenen Armen zu umschlingen strebt.

Eine Weile gab sich Myrtilos diesem gefährlichen Selbstgenuß schweigend hin; endlich seufzte er auf, als wäre er wirklich Narciß, der sich in sich selbst verliebt und als schmerze ihn die Unmöglichkeit, das Spiegelbild da unten zu besitzen. Ein sichtbarer Schauder lief über seine Glieder. Der Bildhauer sah diesen seltsamen Menschen mit wachsendem Staunen an. Es ließ ihm zuletzt keine Ruhe mehr und er trat aus seinem Versteck hervor. „Narciß! Narciß!“ sagte er laut.

Der erschreckte Jüngling fuhr zusammen. Seine erste Bewegung war nach der Tunica. Er hob sie vom Boden auf, fuhr hinein und stand nun den beiden Eindringlingen — denn auch Furius war hervorgetreten — in flammender Röthe gegenüber.

„Verzeih' uns, bester Myrtilos!“ sagte Ariston mit einem feinen Lächeln, ehe der Ueberraschte noch zu Worte kam. „Du siehst, wir dringen hier ungemeldet ein, wie es Leuten ergeht, die sich von ihrer Leidenschaft für das Schöne fortreißen lassen. Wenn ich Dir sage, daß ich Ariston der Bildhauer bin und daß ich in Herculanum Dein Abbild in Erz gesehen habe und daß ich es für das größte Meisterwerk unserer Tage halte, — so wirst Du mir es nicht mißgönnen, denk' ich, das Urbild durch den liebenswürdigsten Zufall in seiner ganzen Herrlichkeit gesehen zu haben.“

Ein kurzes Lächeln der Freude huschte über Myrtilos' Gesicht, das dann sogleich wieder verschwand. „Du bist sehr freundlich“, erwiederte er mit ruhiger Miene. „Es scheint, daß Du mir schmeicheln willst! Ein so großer Meister wie Ariston — denn ich habe oft von Dir gehört — wird viel Schöneres gesehen haben. Aber Ihr seid mir willkommen. Ich will die Hausfrau rufen, nicht wahr, daß sie Euch gleichfalls willkommen heißt.“

„Nicht doch, nicht doch“, erwiederte Ariston und faßte ihn freundlich am Arm; „lassen wir die würdige Hausfrau, wo sie ist! Du wohnst hier nicht bei den Eltern?“

„Die Eltern sind todt“, antwortete Myrtilos. „Praxilla, der dieses Haus gehört, war die älteste Freundin meines Vaters; und als er vor einem Vierteljahre starb, nahm sie mich auf seinen Wunsch in ihr Haus, bis ich nach Rom zum Oheim gehen könnte. Und nun, da die Zeit gekommen ist —“

„Nun willst Du fort?“ fragte der Bildhauer, wie wenn er von dem Gespräch von vorhin nichts gehört hätte.

Der Jüngling nickte. „Ich sehne mich fort“, setzte er hinzu. „Hier ist mir Alles zu klein. Ich sehne mich in die Welt, — nach Rom, —

nach Athen. Denn ich bin ein Grieche, wie Du, und glaube, daß Athen schöner iſt als Rom. Aber für jetzt ſoll ich nach der Kaiſerſtadt, weil mein Oheim dort lebt und mich für ſeine Werkſtatt als Gehülfe will."

„Sprich nicht ſo geringſchätzig von Rom!" ſagte Ariſton lächelnd, indem er auf ſeinen vornehmen Begleiter wies. „Hier ſteht ein Mann, der Rom für den Nabel des Erdreiches hält und uns Griechen wie Mücken in der Sonne betrachtet! Aber in was für eine Werkſtatt will man Dich? Soll denn auch ein Bildhauer aus Dir werden?"

Myrtilos ſchüttelte den Kopf. „So einen Goldfaden hat die Parze mir nicht geſponnen", ſagte er mit Anmuth. „Ich habe nur lernen können, was mein Vater verſtand: zierliche Gefäße formen, für die reichen Leute. Mich langweilt's", ſetzte er etwas zögernd hinzu. „Ein eigentlicher Künſtler möcht' ich ſein und mit Künſtlern leben! Ich freue mich nur auf Rom, weil es nicht Pompeji iſt und weil ich vielleicht ein unerwartetes Glück finde."

„Meinſt Du!" ſagte Ariſton und ſah ihn forſchend an. „Iſt das Glück nicht überall, wo man eine Ciſterne hat, um ſich und ſeine Schönheit darin zu ſpiegeln?"

„Wie verſtehſt Du das —?" ſtammelte Narciß und erröthete wieder. „Meinſt Du, weil ich vorhin —"

Ariſton legte ihm die Hand auf die Schulter. „Laß es gut ſein!" unterbrach er ihn und lächelte vor ſich hin. „Es war nur ein Scherz ohne Ziel. Doch ſoll ich Dir einen Vorſchlag machen, Myrtilos? Da Dich eigentlich nicht Deine Seele nach Rom zieht, ſondern Dein Oheim, — willſt Du es lieber eine Weile mit mir verſuchen? Ich hauſe jetzt in Bajä, wo ich einige ſchöne Frauen in Stein zu verwandeln habe. In meinen Mußeſtunden müßteſt Du mir ſitzen um einen Adonis oder Endymion aus Dir machen zu laſſen. Daneben könnteſt Du verſuchen, ob Du Dich mit meiner Kunſt befreunden kannſt. In Bajä findeſt Du ein zweites Rom; alle Welt würde Deine Schönheit bewundern, die reizendſten Frauen würden ſich in Dich verlieben, Du könnteſt Abenteuer erleben, ſo viele Du wollteſt. Wie dünkt Dich das, Myrtilos?" Er hielt die Augen auf den Jüngling geheftet, mit einem ſtummen Hintergedanken, den er durch Nichts verrieth und beobachtete die Wirkungen ſeiner Rede.

„Nach Bajä!" ſagte Myrtilos, dem die Augen ſchimmerten, halb vor ſich hin. „Ich hab' es bisher nur von weitem, nur vom Veſuv aus geſehen. Du willſt — Einen Adonis willſt Du aus mir machen?"

„Irgend etwas, das ſchön iſt!" erwiederte Ariſton. „Ich habe mich längſt nach ſo einem Vorbild geſehnt. Ich möchte mit jenem Meiſter wetteifern, Myrtilos, der jetzt die Welt durch ſeinen Narciß bezaubert. Aber, beim Zeus, Du ſollſt mir nicht dienen wie ein gewöhnliches Modell! Wir werden als Freunde, als gute Geſellen mit einander leben, ſo lange Du bei mir bleibſt. Deine Aufgabe ſoll ſein, mir durch Deinen Anblick Feuer einzublaſen und meine, den Ruhm Deiner Schönheit über den ganzen Erdkreis zu verbreiten."

Digitized by Google

Der Jüngling suchte zu lächeln; aber die heftige Freude sog dieses Lächeln auf und glühte in seinen Augen. „Ich lasse Dir bis morgen Zeit, Dich zu entscheiden!“ setzte Ariston hinzu. „Ehe ich nach Bajä zurückkehre, gedenke ich noch Stabiä und Surrentum und die Tempel und Rosen von Pästum zu besuchen. Willst Du dabei unser Begleiter sein und morgen früh mit uns nach Stabiä aufbrechen, so machst Du mir eine Freude, und Furius, dieser edle Römer, wird nichts dagegen einzuwenden haben. Von da nach Bajä zurück. Dort bleiben wir, so lang es uns gefällt. Nach Rom kommst Du noch immer früh genug, und die Vasen und Dreifüße Deines Oheims werden unterdessen nicht aussterben.“

Myrtilos sann noch einen Augenblick vor sich hin Sein erregtes Blut schimmerte durch die feine Haut, und pulste lebhaft an seinem Halse. „Ich brauche mich nicht bis morgen zu bedenken“, sagte er endlich und reichte Ariston die Hand. „Ich bin Dein, ich gehe mit Dir. Du bist so liebenswürdig, daß ich nicht Nein sagen kann und es wird mich glücklich machen, wenn ich Dir und der Kunst zu etwas diene.“

„Es gilt, beim Hermes!“ erwiederte der Bildhauer und hielt Myrtilos' Hand in der seinen fest. „Und diese würdige Frau, die dort in die Thür getreten ist und, wie es scheint, schon eine Weile gehorcht hat, wird hoffentlich ihr Jawort nicht verweigern.“

Die Hausfrau Praxilla, Erinna's Mutter, stand in dem Pförtchen, das von der Halle auf den Hof heraus führte und sah etwas befremdet und beunruhigt über die Fremden hin. Sie hatte Myrtilos' letzte Rede gehört und wußte noch nicht, was sie davon denken sollte.

„Praxilla!“ sagte der Jüngling verlegen und ging auf sie zu. Doch ehe er ihr noch erklären konnte, was geschehen war, hatte sich auch Ariston schon der Alten genähert, die in ihrem schlichten Hauskleid, mit etwas verwirrtem Haar, aber angenehmen, matronenhaften Zügen vor ihm stand und die ehrlichen Augen auf ihn geheftet hielt. Im nächsten Augenblick ergriff der muntere Grieche ihre Hand, drückte sie herzlich und erzählte ihr, in welcher Absicht er den schönen Myrtilos zu entführen denke. „Im Namen der neun Musen fordere ich Deine Einwilligung, beste Praxilla!“ setzte er mit einem fast zärtlichen Blick auf sie hinzu. „Ein Mensch wie dieser Adonis da, ist sich der Kunst schuldig. Du wirst mir glauben, daß ich seine Dienste zu würdigen weiß und sein Lohn soll ausreichen, ihn zwei Jahre lang zu ernähren. Mein Freund Furius weiß, daß ich nicht wegen Geiz verrufen bin und daß Eine eitle Römerin mir so viel bezahlt, um drei schöne Griechen damit glücklich zu machen.“

Die Alte sah Myrtilos eine Weile fast wehmüthig an und schwieg. Endlich sagte sie langsam: „Ich habe nicht zu entscheiden, er ist sein eigener Herr. Er weiß, daß er gehen kann, wohin er will. Zieht es ihn mehr nach Bajä als nach Rom, so hat er ja schreiben gelernt und kann dem Oheim zu wissen thun, daß er nicht kommt. Achtzehn Jahre ist er alt und die Leute sagen ja, er habe schon den Verstand von zwanzig; also soll er nur thun, was sein Verstand ihm eingiebt.“

Digitized by Google

„So mußt Du nicht reden, vortrefflichste Praxilla", fiel ihr Ariston in's Wort. „Du mußt die Sache nicht so auf den Stachel spießen! Ich denke, wir Alle, die wir hier stehen, sind einig, daß die Zustimmung einer so verständigen und liebenswürdigen Freundin durchaus nöthig ist und im Nothfall würde ich die ganze Nacht auf diesem Fleck stehen bleiben, bis ich Dir die Zustimmung abgewonnen hätte. Uebrigens lasse ich Dir, wenn Du erlaubst, einen andern Myrtilos zurück. Du mußt mir gestatten, Dir einen Abguß des Narciß aus Herculanum zu schicken und in diesem freundlichen Garten aufstellen zu lassen, damit alle Pompejaner ihren Landsmann in Deinem Hause bewundern."

Praxilla verrieth durch einen aufleuchtenden Blick, den sie vergebens abzukühlen suchte, daß sie gegen diesen Angriff nicht gewaffnet war. Sie sah sofort auf die schöne Stelle hin, wo die schöne Statuette stehen könnte, und schien in Gedanken eine der alten Hermen auf die Seite zu räumen. „Ich werde dieses Anerbieten niemals annehmen!" gab sie einstweilen zur Antwort. „Ich wüßte nicht, womit ich diese übertriebene Freundlichkeit von Dir, einem Fremden, verdient hätte! Uebrigens hätten die Pompejaner keinen Landsmann in ihm zu bewundern; denn Myrtilos ist so wenig hier geboren, wie Du und ich. Seine Eltern und mein verstorbe- Mann — mög' er in Frieden ruhen — wanderten von Lesbos ein, als der Kaiser Nero gestorben war, das ist nun zehn Jahre her; sechs Jahre nach dem großen Erdbeben. Wir sind Griechen, Herr — damit Du uns nicht für allzu gering hältst; Griechen von Lesbos. Ich habe einen Sohn und eine Tochter und dieser Myrtilos ist mir wie ein zweiter Sohn; das soll mir die Seele seines Vaters bezeugen. Doch er mag thun, was er will, er ist sein eigener Herr. Und wenn Du meinst, daß es ihm gut ist", — setzte sie zögernd hinzu — „so mag er Dich in aller Götter Namen begleiten."

Sie sagte dies in sehr besänftigtem Ton und Ariston nahm von Neuem ihre Hand. „Ich wußte, daß Du so liebenswürdig enden würdest!" erwiederte er mit seiner schmeichelnden Stimme. „Laß mich weiter nichts sagen, als: ich danke Dir! Was die kleine Statue des Narciß betrifft, so fürchte ich, daß sie trotz Deiner Ablehnung eines Tages aus Herculanum eintreffen wird; dann wirst Du nicht so unmenschlich sein, ihr eine Zuflucht in Deinem Hause zu verweigern. Ich bitte Dich, falle mir nicht in's Wort; überlassen wir es der Entscheidung der Götter. Ich habe Deine Einwilligung und Myrtilos' Handschlag und morgen früh klopf' ich an Deine Thür, um meinen Reisegefährten abzuholen."

Er warf damit einen tröstenden Blick auf Furius, der wiederholt Zeichen seiner Ungeduld gegeben hatte, und trat in seiner behenden Art mit zwei Schritten an das Gangpförtchen zurück. „Auf Wiedersehen, Narciß!" rief er noch dem schönen Jüngling zu, der von Triumph leuchtend neben Praxilla stand.

Die Alte kam dem Bildhauer hurtig nach; es brachte sie fast außer Fassung, daß er sich so Hals über Kopf davonmachen wollte. „O Zeus!"

Digitized by Google

ſagte ſie; „willſt Du nicht mit Deinem Freunde bei uns zu Nacht eſſen? Ich hätte ein Gerichtchen — —“

„Wir danken Dir“, unterbrach Ariſton ſie, indem er ſanft einen Arm um ihren Leib legte; „und wäre es eins von den Schweinen des Odyſſeus, wir müßten verzichten — um ein gegebenes Wort zu halten!“ ſetzte er mit einem Schelmenblick auf Furius hinzu. „Alles Weitere morgen, wenn der Hahn gekräht hat“ — und damit fuhr er ihr ſtreichelnd über die Hand und glitt durch die Halle zur Thür hinaus.

Erſt draußen auf der Straße blieb er ſtehen und ſah dem langſamer folgenden Furius mit einem herzlichen Lächeln in's Geſicht. „Nun, mein Freund?“ ſagte er, „hat meine Beredſamkeit Dich glücklich vor dem Schickſal gerettet, mit dieſen Plebejern zu Nacht eſſen zu müſſen?“

Der Römer warf ſein Mäntelchen ärgerlich von der Schulter zurück und blickte nach der Thür, die ſich inzwiſchen hinter ihnen geſchloſſen hatte. „Ich glaube nicht, daß ich mich geweigert hätte, der reizenden Erinna gegenüber einen Huhnflügel zu verzehren!“ gab er etwas unwirrſch zur Antwort.

„Glaubſt Du!“ entgegnete Ariſton, indem er ihn nun erſt betrachtete. „Ich dagegen dachte, daß es für dieſe braven Leute und für die reizende Erinna beſſer ſei, ohne den eleganten Furius zu Nacht zu eſſen.“

„Nimmſt Du dich auf einmal der Tugend dieſer braven Leute an?“ gab ihm Furius mit ſpöttiſchem Geſicht zurück. „Und doch willſt Du dieſen eitlen Narciß vollends zum Narren machen?“

„Ich denke nicht; ich habe darüber meine eignen Gedanken!“ murmelte Ariſton geheimnißvoll vor ſich hin. „Uebrigens, laß uns gehen, Furius; Schönheit macht nicht ſatt und Dein Sklave wird uns längſt im Wirthshaus neben dem Theater erwarten. Dort alſo wohnt ſie!“ ſetzte er mit einem kleinen Seufzer hinzu und blieb noch einmal vor dem nächſten Hauſe ſtehen. „Lala! Die Niedliche! — So Eine, Furius, wünſchte ich mir zur Frau. Doch Amor und Hymen blaſen nicht immer auf derſelben Flöte — und ſo laß uns gehen und einſtweilen den Bacchus von Pompeji verſuchen.“

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Büchertisch des Salon.

1. Vom Baum der Erkenntniß. Denksprüche von Karl Gutzkow. Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag. 230 S. 1 Bd.

„Gieb mir, o Gott, Weisheit und Erfahrung aus bittersten Leiden. Nur gieb mir die größere nicht — aus Vergehen und Schuld." — Daß und wie dem Verfasser seiner Zeit der erste Theil dieser Bitte gewährt worden ist, steht auf so manchem Blatte unserer neuesten Geistesgeschichte, welches der künftige Geschichtsschreiber deutschen Schriftstellerlebens im neunzehnten Jahrhundert kaum mit Vorliebe behandeln wird. Wie ihm bei dem ernsten Worte zu Muthe war, welches er hinzufügt, das zu deuten ist nicht unseres Berufs. Aber eine uns hocherfreuliche Gewißheit haben wir dennoch aus diesen Denksprüchen geschöpft: Gutzkow's Leiden, so bitter sie gewesen sind, haben ihn nicht verbittert, und der „Baum der Erkenntniß", von dem er pflückte, ist ihm nicht, wie jener uranfängliche unserer Stammeseltern, zu einem Baum des Todes geworden. Es sind köstliche und reife Früchte der Erfahrung, der Geduld und der Weisheit, die er von ihm gesammelt hat und die er uns bietet, sinnig geordnet von der Hand des Künstlers, den auch die scheidende und sondernde Betrachtung immer wieder zur Gestaltung zurückführt. Gutzkow besitzt die nicht so gar häufige Gabe „der Unterhaltung, die darin besteht, aus Thatsachen mit Leichtigkeit allgemeine Gedankenreihen herzuleiten" (p. 187). Und diese Gedankenreihen umspinnen hier, in künstlich geschlungenen, so fein als fest gezogenen Fäden die Höhen und Tiefen menschlicher Dinge. „Gott, Weltlauf, das Innere Gesetz, Kampf und Bewährung, Bildung, Zeit, Stände, Erziehung, Geschlecht, Mensch zum Menschen, das Walten und Schaffen des Genius", das sind die Gruppen, in welche sie leicht und anmuthig sich ordnen, nicht streng geschlossen, wie Heereskörper auf dem Musterungsplatze, sondern in freier Gliederung, wie die Genossen einer guten Gesellschaft. Kurze Sprüche wechseln mit längeren Ausführungen, blitzende Schlaglichter mit ruhig ausgegossener Klarheit, und auch Schatten und Dämmerung sind dazwischen gelagert. Die letzteren am meisten — wen dürfte es wundern? — in jenen Abschnitten, welche sich „mit dem Menschen und seiner Qual" beschäftigen, mit dem alten „ewigen Strid", um mit unserm Reuter zu sprechen. Daß hier neben den Trophäen des Lebenskampfes auch Narben, vielleicht hie und da frische, noch schmerzende Narben zum Vorschein kommen, ist nur zu natürlich? Wirklich „giebt es ja kein positives Glück auf Erden" (p. 19), wirklich „heißt ja irdisches Glück im Grunde nur: das Unglück besucht uns nicht zu regelmäßig." Nur zu gegründet ist die Warnung (p. 20): keine Tage

zwischen den roth angestrichenen unseres Lebenskalenders in Hoffnung und Erwartung ausfallen zu lassen, denn kein Gott giebt sie wieder", nur zu schlagend ist jenes Bild, welches „andauernde Nahrungssorgen mit den zuletzt Alles verschlingenden Strudeln im Laufe des Flusses" vergleicht (p. 29). Und dürfen wir einen Gutzkow schelten, wenn er selbst einmal (p. 70) über „jenen harten Zwang der Mäßigung" klagt, „welchen die Welt gerade bei ihren grausamsten Mißhandlungen uns auflegt?" Hat er Unrecht, „jenes unversöhnlichen Hasses zu gedenken (p. 171), in welchen die Reue des Beleidigers so leicht umschlägt?" Auch darf es unter Denksprüchen vom Baume der Erkenntniß ja wol nicht zu sehr überraschen, wenn die der Liebe und Ehe gewidmeten Aussprüche sich nicht eben alle für elegante Albumblätter eignen, ja, wenn gewisse Ehefrauen gelegentlich (p. 159) mit dem Engel verglichen werden, „der mit dem feurigen Schwerte wacht, um Alles abzuhalten, was an das verlorene Paradies erinnern könnte". Schwerer schon finden wir uns in jenen trüben Anwandlungen zurecht, welche (z. B. p. 114, 117, 118) beinahe an die Furcht der fünfziger Jahre vor dem „rothen Gespenste" erinnern und unsere Gerichte zu optimistisch und zart in Behandlung der Verbrecherwelt finden. Wie kommt dieser Kleinmuth nur in den Mann, der doch so trefflich (p. 33, 54) den Werth des Menschen nach seinen selbstlosen Strebungen, seiner Hingabe an das Allgemeine abschätzt, der so fein und schön (p. 127) darauf hinweist, wie sehr wir in dem Geringsten, dem Arbeiter, den ehrlichen Mann zu achten haben? Doch die beste Saite verstimmt sich einmal. Wie wenig aber diese Verstimmung hier eine chronische geworden ist, davon geben zahlreiche und herrliche Zeugnisse von des Verfassers Glauben an die Idealität des Lebens, an die Größe unserer Bestimmung und an die weltüberwindende Kraft eines redlichen menschlichen Willens vielfältig tröstliche Kunde. Wir sind mit Gutzkow's Definition der „schönen Seele" (p. 94) nur theilweise einverstanden. Daß eine solche, nach Carus, gar durchaus lange Finger und dito Nägel haben müsse (ebenda), will uns vollends nicht einleuchten. Aber wenn Gutzkow an einer anderen Stelle ausruft: „Der Jüngling fragt, was ist wahr? der Mann, was ist schön? der Greis, was ist gut?" so sehen wir in diesen Worten einen Lichtblick jener „einfachen Klarheit im Erkennen", welche er den schönen Seelen zuspricht. Und ähnliche Lichtblicke geben uns durch die Mannigfaltigkeit dieser Denksprüche überall das freundlichste Geleite, wenn sie auch da am hellsten leuchten, wo Gutzkow sein eigenstes Gebiet, das der Bildung, des individuellen Ringens nach Vervollkommnung, des schaffenden Genius betritt. — Doch der „Büchertisch des Salon" ist kein Katheder, weder der Moral, noch der Aesthetik, und eine freundliche Danksagung soll keine Abhandlung sein. Jene aber hier von Herzen auszusprechen (unsere abweichenden Ansichten, namentlich über „Erziehung" vorbehalten), ist uns eine Genugthuung. Um die Zustimmung der Leser des Büchleins ist uns nicht bange; wie man uns mittheilt, ist die erste Auflage bereits vergriffen und eine zweite unter der Presse.

Digitized by Google

2. Enthüllungen über das Ende Lassalle's. — Von B. Becker. 1868.

Sind wir Kinder des neunzehnten Jahrhunderts nicht ein tapferes leichtlebiges Geschlecht? Was haben wir nicht überwunden, seit das, tolle Jahr über uns wegging! Wer vor 1848 in Deutschland nicht Schauspieler oder Schriftsteller war, begegnete lieber einer Schlange auf seinem Wege, als seinem Namen in der Zeitung (die Ordenslisten etwa ausgenommen). Heute haben sich nicht bloß die Minister, sondern beinahe auch schon die Spießbürger an öffentlichen Tadel gewöhnt. Der Skandal läßt sich hören nicht nur auf der Gasse, sondern auch in den Zeitungen und auf der Tribüne. Aber es geht ihm nicht besser, als sonst der Weisheit. Niemand achtet seiner. Und da sprechen wir über die „zügellosen" Amerikaner. Wir sind in ihrer Tagespresse, die wir doch fleißig verfolgen, selten einem so saftigen Bissen, wie diesen „Enthüllungen", begegnet. Recht hübsch ist schon die Entstehungsgeschichte des Büchleins. Bernhard Becker, Lassalle's Gesinnungsgenosse und „testamentarischer Nachfolger" (nur leider nicht im Vermögen, sondern blos in der Parteiführung), empfängt von der bekannten Gräfin Hatzfeldt eine Menge intimer Papiere. Er soll daraus eine Schrift anfertigen zu Ehren des Todten und dessen „mütterlicher Freundin" — und das Erste, was er, nach seinem eigenen Eingeständnisse, that, ist, von Allem Copieen zu nehmen, die er heimlich zurückbehielt und dann, nachdem das Geschäft sich zerschlagen, zu größerer Schande aller Betheiligten in gehässiger Bearbeitung veröffentlichte. Das Gericht hat ihn seitdem von der Anklage des Documentendiebstahls freigesprochen. Die öffentliche Meinung wird es nicht thun können. Und nun gar die Galerie, welche dieses, in „so berechtigter Eigenthümlichkeit" entstandene Schriftwerk uns vorführt! Daß Lassalle, mitten im Feuer seiner Arbeiter-Agitation und seiner Phillippiken gegen Schultze, sich seinen vertrauten Damen gegenüber zu einem cynischen Cultus der Macht und der Eitelkeit bekennt, nimmt uns wenig Wunder. Es ist die alte Demagogenreligion (Heilige und Unheilige machen da keinen Unterschied), und wer den Mann gesehen und gesprochen hat, mußte das voraus wissen. Aber welche grausame Ironie ist es denn doch, die diesen nach Herrschaft und Genuß dürstenden Uebermenschen, in der Krisis seines vorgeblichen Liebeswahnsinns, zum quasi tugendhaften Pedanten macht, ihn seine, zu ihm geflüchtete Geliebte an den Arm nehmen und zu Mama zurückführen läßt, um dann die Lyrik Romeo's mit dem Code Napoléon zu vertauschen, seine „Freunde" weit und breit zu alarmiren und einen lächerlichen Apparat von Advocaten, Bevollmächtigten, Aufpassern, männlichen und weiblichen Agenten in Scene zu setzen, Alles, um eine Dame zu befreien und zu entführen, die weder befreit noch entführt sein will! Köstlich ist es, wie „Heraklit der Dunkle" an den Bischof von Kettler sich wendet, für den Beistand der Kirche zur Erlangung seiner Schönen seinen „Glauben" als Preis bietet, und dabei, nach zweijähriger Bekanntschaft, nicht einmal weiß, daß sie — protestantisch ist. Ueber

Digitized by Google

diese erste Liebhaberin des Stückes kein Wort. Wir können es ihr, von ihrem Standpunkte, gar nicht verdenken, daß sie den Mann aufgiebt, der sie nicht zu nehmen wußte oder wagte. Cosi fan tutte! Was uns aber recht aufrichtig leid thut, das ist, einen Mann wie Rüstow in dieser Gesellschaft zu finden und in dieser Rolle. Wir lieben und ehren Rüstow als einsichtigen deutschen Patrioten, wir sind ihm dankbar für manche treffliche Schrift, die er gründlich auszuarbeiten sich die Zeit nehmen durfte. Aber dieser Rath, den er dem in München schmachtenden und rasenden Lassalle ertheilt, diese Vollmacht, die er von dem verliebten „Freunde", als dessen Alter ego, Helenen gegenüber annimmt (man mag den nicht sagbaren Skandal aus den durchsichtigen Andeutungen der Brochüre errathen), erinnern denn doch ein bischen zu sehr an die neapolitanischen Studien seines Garibaldi-Feldzuges. Zuletzt darf Jeder doch nur so viel Achtung von Anderen verlangen, als er selbst vor sich hat. Die vernünftigste Person von allen Handelnden ist die Gräfin Hatzfeldt. Becker's Verdächtigungen gegen sie fallen durchaus ins Wasser. Es wird ihr Niemand verdenken dürfen, wenn sie über Lassalle's verliebten Paroxysmus nicht eben entzückt war, eine Perfidie aber wird ihr nicht nachgewiesen. Hätte sie nur nachher nicht den Mummenschanz mit dem Leichnam des großen Volksführers und Arbeiterheilandes aufgeführt! — Das deutsche Publicum ist neuerdings wieder einmal Zeuge von einer Inscenesetzung der „Arbeiterfrage" gewesen. Man hat dem Capital in allerlei Form den Krieg erklärt und das rothe Gespenst ist unter uns umgegangen am hellen Tage. Aber Niemand, nicht einmal die Polizei, hat sich nach ihm umgesehen. Warum auch? Eine Gesellschaft, wie die, in welche wir in diesen Enthüllungen einen Blick werfen, ist wohl dem Schaume vergleichbar, aber nicht dem, welchen die Windsbraut aus der dunklen Fluth emporwirbelt. Vor diesem Schaum refft man die Segel nicht, sondern man hält sich die Nase zu. Bernhard Becker und Seinesgleichen werden keine Revolution machen.

3. Spiegelbilder der Erinnerung. — Erlebtes, Erschautes, Erdachtes aus den Papieren eines Fünfzigers. — Von dem Verfasser der „Modernen Imperatoren". Leipzig. Heinrich Matthes. 1868.

Reizend erzählte, theils pikante, theils harmlos-naive Geschichten und Geschichtchen. Der Verfasser ist ein weitgereister, des Sinnes der Menschen und ihrer Städte und Länder kundiger Kämpfer und Dulder. Er ist in dem Berliner Hôtel-Garni zu Hause, wie im Londoner Traveller-Club und in den Salons der Pariser Geistes- und Geld-Fürsten. Ja, selbst in die Audienzsäle der Tuilerien hat er sich verirrt. Aber sein Herz ist in seiner ungarischen Heimat. Wir sagen seiner Heimat, trotz der Anonymität. Solche „Spiegelbilder", wie die „Zwanziger-Putzerin" und „Im Walde" wirft eben nur die eigene Jugend in die Seele des Mannes. Sie sind von jenem Dufte umzogen, den noch einmal wiederzusehen Odysseus höher schätzt, als die Gunst der Göttin im fremden Lande. Dabei ist von Gefühlsduselei keine Rede. Es ist Alles

frisch, klar und anspruchslos. Unser „Fünfziger" blickt, wenn auch ohne Illusionen, doch heiter und frei um sich von der Höhe des Lebens. Es wird uns freuen, ihm wieder zu begegnen und wir hoffen ihn zu erkennen, auch unter der Maske.

4. Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von Johann Peter Eckermann. Dritte Auflage. Thl. 1 — 3. Leipzig. Brockhaus. — 3 Bde.

Was hat man seit dreißig Jahren nicht über diese Gespräche räsonirt, geschwärmt und — gespottet! Jetzt ist ihr Inhalt in alle Literaturgeschichten übergegangen; sie haben dem von der Nachwelt bewahrten Bild des Meisters wesentliche Züge eingefügt, auch manche wunderliche Auffassung, manchen Irrthum veranlaßt. Sehr natürlich. Wenn Eckermann ein treffendes und nöthiges Wort gesprochen hat, so ist es die Stelle seiner ersten Vorrede: „Dasjenige, was man das Wahre nennt, selbst in Betreff eines einzigen Gegenstandes, ist keineswegs etwas Kleines, Enges, Beschränktes, vielmehr ist es, wenn auch etwas Einfaches, doch zugleich etwas Umfangreiches, das, gleich den mannichfaltigen Offenbarungen eines weit- und tiefgreifenden Naturgesetzes, nicht so leicht zu sagen ist. Es ist nicht abgethan durch Spruch, auch nicht durch Spruch und Spruch, auch nicht durch Spruch und Widerspruch, sondern man gelangt durch alles dieses zusammen erst zu Approximationen, geschweige zum Ziele selber." — Fast jedes Gespräch führt den Beweis dafür. Denn gerade die Sorgfalt und Treue, mit welcher Eckermann die Aeußerungen des Dichters aus frischer Erinnerung niederschrieb, nicht aber redigirte und systematisirte, geben den „Gesprächen" ihren eigenthümlichen Werth. Mag dabei hier und da ein scheinbarer oder wirklicher Widerspruch mit unterlaufen, mag auch einmal Unbedeutendes und Kleinliches neben dem Bedeutenden sich einschleichen: wir nehmen das gern in den Kauf mit den frischen Farben des Bildes, das vor uns sich ausbreitet, wie eine reiche, bunte, im milden Lichte der scheidenden Sonne gebadete Landschaft. Was uns diese Gespräche aber vor Allem lieb macht, das ist der Hauch jener echten, reinen Pietät, die sie durchweht. Eckermann erlaubt sich selten ein ausdrücklich lobendes oder bewunderndes Wort über Goethe. Aber aus jeder Seite athmet die innigste Freude und Hingebung, wie der Duft aus der Blume. Die scharfe Luft der Gegenwart ist dieser Blume bekanntlich nicht günstig. So lassen wir ihre Tradition wenigstens unter uns nicht erlöschen.

Fr. Kreyßig.

Paris und die Mode.

Paris, November 1868.

L'Empereur s'amuse: Vergnügungen in Compiègne. — Revolution überall: à bas le chignon! — Ueberall — sogar in Stuttgart. — Rossini und Auber. — Größe und Verfall der Pariser Theater. — Ein Lebenszeichen von Dumas fils. —

Der Winter rückt „per Vélocipède" an — ich kann nicht mehr sagen mit großen Schritten, das ist veralteter Styl. Der Hof befindet sich in Compiègne, wo er vier Serien zu je hundert Einladungen erläßt und dreihundert Pferde zur Disposition seiner Gäste hält. Man veranstaltet dort Jagden, ähnlich denen, die vor vier Tagen in den Wäldern von Marly stattfanden. Sie lieferten folgende Resultate: 1387 Stück erlegt. 39 Rehe, 636 Hasen, 468 Hähne.

Die Jäger haben untereinander das Vergnügen in folgender Weise vertheilt: Der Kaiser hat 234 Stück getödtet. Der Graf v. Nieuwerkerke 297, der Prinz von Moskowa 216, Herr Rouher 67, der Herzog v. Huescar 107, Herr Regnard v. St. Jean d'Angely 159, Herr Hepp 88, Herr Sequin 55, der Graf v. Rayneval 68, Herr Corvisart 99.

In der Redoute verhandelt man vorgeblich über die Arbeiterfrage der Frauen, im Vieux-chêne über Capital und Zinsen, im Pré au Clerc über Ehescheidung, auf dem Boulevard des Capucines über literarische Fragen, doch im Grunde taucht überall die Politik auf.

Der Vieux-chêne ist ein Ballsaal mitten in der Rue Mouffetard, den gewöhnlich die Lumpensammler besuchen und der heutigen Tages die Oekonomisten unter dem Vorsitz von Herrn Laboulaye, dem berühmten Verfasser von „Paris en Amérique" und „Prince Caniche", zusammenführt. Neulich wollte Herr Darimon, derselbe Deputirte, der früher einer von den Fünfen der Opposition war und der jetzt Bonapartist geworden, das Wort nehmen. Man rief ihm aber von allen Seiten zu: „Ziehen Sie Ihre Kniehosen an, gehen Sie nach den Tuilerien!" und der Lärm wurde so gewaltig, daß er den Saal verlassen mußte. Seitdem sind Herrn „Darimon's Hosen" die Fahne der Abtrünnigen geworden.

Doch eine andere, bei Weitem bedeutendere Revolution ist im Anmarsch, zu der die Conferenzen nur einfache Vorgänger sind. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um Modificirung der zu byzantinischen, zu imperialistischen Coiffüren der Damen, um Abschaffung — (darf ich wagen, es auszusprechen, ohne meine Leserinnen niederzuschmettern?) — um Abschaffung — (glauben Sie mir, ich zittere selbst bei dem Gedanken und wage ihn nicht aufkommen zu lassen) um Abschaffung des Chignon. Ja, diese phantastischen Coiffüren, die an die Gemälde von Véroneſe oder Titian erinnern, diese künstlerischen, oft kühnen Ver-

Digitized by Google

Digitized by Google

NEUESTE PARISER MODEN

Ausdrücklich für den Salon in Paris ausgeführt

Digitized by Google

Verschlingungen, die so schwung- und poesiereich sich entwickeln, diese langen Locken, die, gleich Löwenmähnen, uns das Ansehen von Amazonen geben, diese goldnen Kämme, Perlen und langen Ohrgehänge, die sich auf unsern Köpfen entfalten, Alles das soll durch anliegende Scheitel ersetzt werden, die uns gar das Ansehen von englischen Pensionairinnen geben könnten, wenn uns nicht ihre Porzellanaugen und ihre vollen Wangen fehlten. Ist das nicht entsetzlich? Ich seufze mit Ihnen darüber, um so mehr, wenn ich an die daraus als natürliche Folge hervorgehende vollständige Umwälzung der Kopfbedeckung denke, an die großen Hüte mit den unkleidsamen Falbeln, die Haarwuchs und Nacken verhüllen. Doch, was wollen Sie? man muß das Unvermeidliche mit Würde tragen, um so mehr, da der Zeitgeist es erheischt. Die puritanische Reaction folgt auf den imperialistischen Luxus und der demokratische Despotismus sucht den andern zu ersetzen. Doch dagegen opponire ich. Wie ich gegen die Extravaganzen der Toilette gesteuert habe, ebenso energisch widersetze ich mich jedem Versuch radicaler Reform.

In Stuttgart will man den Frauen Quäkertoiletten octroyiren. Ist das nicht geradezu lächerlich? Die Frau ist geschaffen, um zu gefallen, überall, selbst bei den Wilden, die sich mit Steinen, Knochen und Federn behängen, selbst bei den Lappländern, die mit Roth ihre häßlichen Thierfelle bemalen. Die weibliche Toilette, wie die Uniform eines Soldaten oder Eisenbahnbeamten reglementiren, heißt jedes weibliche Gefühl tödten: die Phantasie und Grazie, die Poesie und Freiheit! Ich hoffe niemals das Costüm der Stuttgarter Damen sehen zu müssen — oder ich wünsche vielmehr, daß sie fortfahren werden, der Mode von Paris zu huldigen, anstatt der von Pennsylvanien.

Wir thun am Klügsten, über diese große Revolution, mit der man uns bedroht, zu lachen. Doch *wie* wollen wir lachen? Das ist die Frage, die sich der andern von „Sein und Nichtsein" soeben an die Seite gestellt hat. Denn in Folge der durch das Horoskop aufgestellten Theorie giebt es so viele Arten des Lachens als Vocale im Alphabet.

Diejenigen, die auf A lachen, sind offen, lebhaft und lieben Abwechslung und fröhliches Treiben.

Das Lachen auf E ist den Phlegmatischen und Melancholischen eigen.

Das O verkündet edle Gefühle und Schwung in den Bewegungen, man hüte sich indeß davor, wenn man unserm Geschlecht angehört.

I, i, i ist das Lachen der Kinder und naiven Leute und verkündet eine gefällige, ergebene, aber schüchterne, unentschlossene Natur. Die Blondinen lachen auf I, was jedoch keineswegs sagen will, daß sie Alle wie die Kinder sind!

Fliehen Sie, meine Damen! fliehen Sie vor Allen, die auf U lachen; sie sind Geizhälse, Heuchler und Menschenfeinde. Für sie haben die Vergnügungen keinen Reiz mehr

Lassen sie uns einstweilen noch auf A lachen und während der herannahenden Wintersaison uns beeilen, besonders für Bälle und Soiréen,

Digitized by Google

dem Lockenchignon Ehre zu machen, der à la Ninon mit kleinen Löckchen auf der Stirn beginnt und in immer größer werdenden Locken auf den Nacken herabfällt. Dabei kann ich nicht unterlassen, der Annonce eines Haarkünstlers zu erwähnen, der in vielen hiesigen Zeitungen die Eröffnung seines „Salons“ ankündigte, seine Empfangsstunden von zwölf Uhr Mittags bis acht Uhr Abends festsetzte und für die Früh-

und späten Abendstunden sich bereit erklärte, sein schöpferisches Talent auswärts zur Disposition eines hochgeschätzten Damenpublicums zu stellen.

Eine reine Seele sieht mit heiterm Blick in das Leben und erfreut sich an den hellen, oft sogar grellen Farben der jungen Damentoiletten. Frühling gesellt sich zu Frühling und wenngleich die Schneeflocken heut' an unsere Fenster schlagen, so sehnen wir uns nach künstlichen Sonnenstrahlen in Ermangelung der wirklichen. Lassen wir also den Lebens-

Digitized by Google

müden und den Trübseligen, denen jede Freude zuwider ist, lassen wir ihnen die dunklen, grauen Farben, denen man prätentiös den Namen des „strengen Geschmackes“ beilegt. Neulich hatten einige junge Damen den Muth, mit rothem goldstickten und blauem silbergestickten Peplum die Boulevards entlang zu gehen, was für die Kunstverehrer ein Fest der Augen war. Lebhafte Farbenzusammenstellungen sieht man überall, sei es in carrirten und gestreiften Wollen- und Seidenstoffen, wie Peking des Pyrenées, oder in dem sehr beliebten Satin Montpensier, der einfarbig in den schönsten Nüancen zu finden ist und zu den geschmackvollsten Costüms als Promenaden- und Visitenanzug verwandt wird. Unsere Modebilder sprechen Ihnen davon in der beredtesten Weise. Zu Morgenanzügen empfehle ich Ihnen grünen Cachemir mit türkischen breiten Aufschlägen und offenen griechischen Aermeln.

Mit Recht überlassen wir den Unglücklichen die Waterproofs. Gestern kamen hier in diesen düstern Costümen die zweiunddreißig

Personen an, die den Hof der Exkönigin Isabella bilden. Man hätte sie für graue Nonnen und Mönche halten können, wenn nicht unter ihnen eine Menge Kinder gewesen wären.

„Wem gehören diese Kinder?“ fragte ein Zuschauer Jemanden aus dem Gefolge.

„Es sind die Kinder der Hoffräulein“, erwiederte der Gefragte.

Die Königin trug ein schwarzseidenes Kleid und ein Barett, der König einen braunen Ueberzieher und Pater Claret einen schwarzen Hut, wie Basilius im Barbier von Sevilla.

Beim Barbier fällt mir ein, daß Marfori sich den vollen Bart hatte abschneiden lassen und nur den Schnurrbart trug.

Gedenken wir gleichzeitig beim Barbier des liebenswürdigen Maestro Rossini, über den seit vierzehn Tagen seine Verehrer in Besorgniß schweben. Wird er noch leben, wenn Sie diesen Brief erhalten?*) Ich wünschte

*) Wir haben inzwischen leider seinen am 14. November erfolgten Tod zu verzeichnen! Die Red.

Digitized by Google

es von ganzem Herzen. Die großen Künstler und Künstlerinnen eilen zu ihm hin, um noch einmal das untergehende Gestirn zu begrüßen und aus ihm Licht und Größe zu schöpfen.

Als Meyerbeer starb, sagte Rossini:

„Jetzt kommt die Reihe an Auber."

Auber ist in der That noch älter als Rossini, doch nichts berechtigt zu der Befürchtung, daß wir Auber verlieren werden. Er arbeitet augenblicklich an einer neuen Oper, von der man sich gleichen Erfolg verspricht, wie vom „Premier jour de bonheur", und die einen ebenso anmuthig sentimentalen Namen haben wird. Zu einer Zeit, wo die Jungen so alt sind, darf man sich nicht wundern, daß die Alten jung bleiben. Auber ist der jüngste unter unseren jugendlichen Greisen.

Da wir dieses traurige Sterbethema einmal berühren, so will ich Ihnen von dem hiesigen Todtenfeste sprechen, das alljährlich am 2. November stattfindet, an welchem Tage die Pariser nach den Kirchhöfen des Père Lachaise, Montmartre oder Montparnasse wallfahrten und Jeder einen Blumenstrauß auf die Gräber seiner Verstorbenen, oder der berühmter Männer niederlegt, so daß diese Wallfahrt oft in eine politische Manifestation ausartet. Im vergangenen Jahre hatte sie Arrestationen zur Folge gehabt. Diesesmal unterblieben sie, nur wurden drei Journalisten angeklagt, weil sie auf dem Grabe Baudin's, des ehemaligen Volksvertreters, der auf den Barrikaden am 3. December den Tod fand, Reden gehalten.

Wir führen Ihnen in unserm Holzschnitte, um nicht zu grell von den Todten zu den Lebenden überzuspringen, mit Figur I die oben angeführte Toilette in schwarzem Tuchpaletot mit Goldstickerei und Goldfranzen vor. Rochefortfarbene Robe in der dunkelsten Nüance. Kleines Sammethütchen in derselben Farbe mit schwarzer Spitze und Goldagraffe.

Figur II eine anmuthige Schlittschuhläuferin in grünem Sammetcostüm mit großer Vehepalatine. Garnirung des Kleides, des grünen Sammethutes und der grünen Stiefelchen ebenfalls mit Vehe.

Unser colorirtes Modebild bringt Ihnen zunächst eine blaue Montpensier-Robe mit schmaler, ein Centimeter breiter, viermal gesetzter Bandgarnirung, die mit einem schmalen Volant endet. Kleine Rosetten und Knöpfe. Gleichfarbiger Paletot Madelon, eng anschließend mit Franzen garnirt und Fichukragen. — Gelbes schwerseidenes Kleid mit Knöpfen herunter. Schwarzer Sammetpaletot, Façon Régente, schräg offen, mit braunem Pelz besetzt. Weißer Spitzenhut mit schwarzen Sammetstreifen und gelben Taffetschleifen. Aigrette. — Kleines Mädchen mit braunrothem Sammetkleidchen und losem Paletot mit Schwanen besetzt. Das Hütchen ist aus gleichfarbigem Sammet mit Schwanen eingefaßt und weißer Feder. Sammetstiefelchen.

Lady Jane-Coiffüre aus schwarzem Sammet; Rüchen und Schleifen mit weißem Taffet gefüttert, der als äußerster Rand einen Millimeter breit vorsteht.

Toque aus bordeauxfarbenem Sammet mit schwarzer Astrachangarnirung. Barbe und Schleife von Spitzen und Sammet.

Die Salons werden allmälig geöffnet. Heute Abend empfängt die Marquise de Caux zum erstenmal im engeren Kreise. Die Patti wird die Gäste mit ihrem Gesange entzücken.

Die Theater, die wir während des Sommers vernachlässigt haben, überstürzen sich mit neuen Stücken. Im Chatelet bereitet man einen Theodoros von Theodor . . . von Barrière vor. Der Verfasser studirt selbst in Gemeinschaft mit dem Ober-Regisseur, der gegen die Künstlerinnen sehr streng sein soll, sein Stück ein.

„Er ist kein Regisseur, er ist eine Zwiebel", sagte eine der jungen Künstlerinnen von ihm.

„Warum eine Zwiebel?"

„Weil er nicht eine Bemerkung macht, ohne uns Thränen zu erpressen."

Das Theater von Cluny, ein bisher ganz unbedeutendes populäres Theater, das im Quartier Latin liegt, hat mit seinem neuen Stück „les Inutiles" so großen Erfolg gehabt, daß die Künstler nach Compiègne beordert sind, es dort zu spielen.

Im Odëon führt man „le drame de la rue de la Paix" von Herrn Belot auf. Da dieser bei dem Duell Rochefort's mit dem Sohne des Justizministers H. Baroche Letzterem secundirte, so befürchtete man bei der ersten Aufführung große Unruhen, doch die Studenten des Quartier Latin begnügten sich mit Pfeifen. Trotzdem hat das Stück gefallen. Die Intrigue desselben ist durchweg eine Criminalverhandlung. Ein reicher Herr, Namens Vidal, wird bei dem Eintritt in seine Wohnung in der Rue de la Paix meuchlings getödtet. Seine Frau macht dem Gericht davon Anzeige und man arretirt einen schönen, sehr eleganten, geistreichen jungen Mann, einen Freund des Hauses, den man indeß nicht der Schuld überführen kann. Er ist sehr erstaunt über den Verdacht, der sich gegen ihn erhoben, und als der Justizrath ihn fragt:

„Was thaten Sie am 20. October?" erwiedert der Angeklagte Savary:

„Was thaten Sie, mein Herr?"

Nur ein Polizeibeamter, Herr Vibert, der fest von der Schuld des jungen Mannes überzeugt ist, will die Klage nicht fallen lassen. Er sagt Frau Vidal, daß er durchaus den Mörder entlarven will und giebt ihr den Rath, zu versuchen, sich in das Herz des jungen Mannes einzuschmeicheln. Die Wittwe entschließt sich, die Rolle einer Coquetten zu spielen. Es glückt ihr, aber sie fällt zugleich in ihre eigene Schlinge, entdeckt bei Savary eine Menge edler Eigenschaften und glaubt nicht an seine Schuld, sondern erwiedert seine Liebe. Glücklicherweise hat Vibert, der selbst, ohne es einzugestehen, in sie verliebt ist, seine Verfolgung nicht aufgegeben. Eines Tages zeigte er der Wittwe bei Tisch, als alle Drei beisammen saßen, ein Messer, das, wie er sagt, eines Mörders Werkzeug gewesen. „Mit diesem Messer wurde Vidal getödtet!" ruft er in demselben Augenblick aus, wo Savary es in die Hand nimmt. Dieser wird

bestürzt, faßt sich aber schnell und entschuldigt seine Verwirrung mit der Anhänglichkeit an seinen verstorbenen Freund.

Doch endlich, von seiner Leidenschaft zu der jungen Frau hingerissen, gesteht er sein Verbrechen ein und stirbt.

So ist der Inhalt des Dramas, das wahrscheinlich bald auch über die deutsche Bühne gehen wird.

Das Theater beklagt den Verlust von Herrn Germain Delavigne, Bruder des Dichters Casimir Delavigne. Er war Scribe's Mitarbeiter bei „la Muette de Portici", „la Somnambule", „le Maçon", „Robert le Diable", „les Mystères d'Udolphe", „la Nonne sanglante" und schrieb „Karl V." mit seinem Bruder. Seit einigen Jahren hat man ihn vollständig vergessen.

Der Director des Théâtre de la Porte St. Martin, Herr Raphael Felix (Bruder der Rachel), hat mit „Cadio" von George Sand und Paul Meurice, dessen Hauptrolle Roger interpretirte, so schlechte Geschäfte gemacht, daß er gezwungen war, sich mit einer Summe von 80,000 Franken für banquerott zu erklären.

Diese Niederlage ist für Alle bedauernswerth, besonders aber für unsere große Schriftstellerin George Sand und unseren großen Sänger Roger. Doch, wenn man so große Romandichterin ist, weshalb dann so schlechte Bühnenschriftstellerin werden? Wenn man so großer Sänger ist, weshalb zu so schlechtem Schauspieler herabsinken?

In Erwartung eines neuen Directors spielt eine Künstlergesellschaft dort „Madame de Chamblay", von Alexander Dumas, dem Vater.

Was Dumas, den Sohn betrifft, so ist augenblicklich nichts von ihm auf dem Tapet. Er ruht auf seinen Lorbeeren aus. Ich erwähne schließlich noch einer Geschichte, die man sich von ihm erzählt. Bei einem großen Diner, zu dem der Verfasser der „Dame aux Camélias", eingeladen war, forderte ihn beim Dessert die Dame des Hauses im Namen der Gäste auf, etwas Geistreiches vorzutragen. Die Bitte war tactlos; auch that der berühmte Schriftsteller, als ob er sie nicht hörte. Doch hielt die Wirthin sich nicht für geschlagen und kam wieder mit derselben zum Vorschein.

„Bitte, Herr Dumas, sagen Sie uns etwas Geistreiches! Das schlägt ja in Ihr Fach, Sie thun es ja täglich."

„Freilich, wenn Sie es so nehmen", erwiederte Dumas fils, „so bin ich gern bereit, doch nur unter der Bedingung, daß Jeder aus der Gesellschaft etwas seinem Fache Entsprechendes vorführt."

Und sich zu seinem Nachbar zur Linken, einem Artillerie-Oberst, wendend, sagt er:

„Bitte, mein Herr, machen Sie den Anfang; ich folge Ihnen nach, sobald Sie den ersten Kanonenschuß gelöst haben!"

Eugénie de Marville.

Im Rauchzimmer.

Man kennt jenes Capitel aus Voltaire's „Candide, oder die beste der Welten", in welchem der Held der Erzählung in Venedig „mit sechs merkwürdigen Fremden" zusammen zu Abend speist. Fünf von den sechs Dienern dieser „sechs merkwürdigen Fremden", flüstern ihren Herren in's Ohr — aber laut genug, daß Candide es hören kann — der Eine, „das Schiff", der Andere „der Wagen ist bereit, und Eure Majestät können reisen, wenn es Ihnen beliebt!" Der sechste Diener jedoch sagt zu dem sechsten Herrn: „Wahrhaftig, Sire, man will jetzt weder Eurer Majestät noch mir länger Credit geben und wir können diese Nacht sehr wol alle Beide eingesperrt werden." Worauf dann Candide zu seinem äußersten Erstaunen erfährt, daß die „sechs merkwürdigen Fremden" sechs entthronte Fürsten sind, die zum Carneval nach Venedig gekommen; darunter ein türkischer Ex-Sultan, ein russischer Ex-Kaiser, der englische Prätendent Karl Stuart, zwei Ex-Könige von Polen und Theodor, Ex-König von Corsica. „In dem Augenblicke, als man sich von der Tafel erhob, stiegen in demselben Gasthause noch vier königliche Hoheiten ab, die vom Kriegsglück ebenfalls ihrer Erbstaaten beraubt worden waren und jetzt den Rest des Carnevals in Venedig zubringen wollten."

Die Tafel des Candide ist um eine Dame bereichert worden.

Wir brauchen nicht in das Jahrhundert Voltaire's zurückzusehen, unser eigenes hat uns an dieses Schauspiel von der Unsicherheit und dem Sturz menschlicher Größe gewöhnt. Und doch, so freudig wir auch der kräftigen und entschlossenen Erhebung der Nationen aus ohnmächtiger Zersplitterung oder schmählichem Druck zujauchzen: wir werden darum nicht aufhören, die Opfer, welche fallen mußten, zu beklagen, oder aus ihrem Beispiel zu lernen.

Weniger Sympathien indessen als Isabella II. hat wol niemals eine Monarchin gefunden, welche von den goldenen Höhen herabsteigen mußte. Nicht einmal die Satyre hat es der Mühe werth gehalten, einen Pfeil nach ihr abzuschießen und kaum noch die Neugier beschäftigt sich mit ihr.

Ein französischer Feuilletonist schildert den Tag ihrer Abreise von St. Sebastian folgendermaßen: Es war ein stürmischer Tag, Nachmittags vier Uhr. Zwei verschlossene Kaleschen, jede mit sechs schwarzen Maulthieren bespannt, fuhren bei dem königlichen Schloß vor. Der Prinz von Asturien und sein Gouverneur nahmen ihre Plätze in dem ersten Wagen. Der junge Infant war in Weiß gekleidet. Der Wind zerbrach seinen Regenschirm in dem Augenblick, wo er die Treppe des Schlosses herabstieg. Hinter ihm kamen die Gouvernanten, welche, mit den drei Infantinnen im Arme, den zweiten Wagen bestiegen. Die Trompete klang und die Soldaten salutirten vor den königlichen Kindern. Es hieß, daß sie nur einen kleinen Ausflug machen wollten, doch man bemerkte Reisetaschen und Päckereien in den Händen der Diener. Um sechs Uhr kam eine dritte Kalesche vorgefahren, mit einem Vorreiter und von verschiedenen Männern zu Pferd umgeben. Die Soldaten präsentirten das Gewehr und die Königin Isabella erschien auf der

Digitized by Google

obersten Stufe der Treppe, welche sie langsam herabstieg. Ihr Gemahl und verschiedene Herren vom Hofe folgten ihr. Die Augen der Königin waren geröthet, doch ihre Lippen lächelten, ihr Gesicht schön höchst aufgeregt und ihre Toilette machte den Eindruck der Vernachlässigung. Sie war in einen grauen Mantel gehüllt, trug keine Handschuhe und hatte auf dem Kopfe ein Strohkäppchen mit rother Feder. Der Gemahl der Königin war sehr bleich, und ohne Uniform. Von den Franzosen, die gegenwärtig waren, weit höflicher als von den spanischen Zuschauern begrüßt, setzte die Königin sich in den Wagen; der Gemahl folgte, die Suite nahm in zwei Miethswagen Platz; und während die spanische Flagge niedergelassen ward, und die Wachen ihre Waffen präsentirten, nahmen die Wagen ihren Weg in der Richtung der französischen Grenze . . .

Und, wie jeder von den „sechs merkwürdigen Fremden" in Voltaire's „besten der Welten" sagt: „Ich setze mein Vertrauen auf Gott und bin jetzt zum Carneval nach Venedig gekommen."

Wie sehr gleichen sich doch die Schicksale der Reiche, der Unterthanen und der Könige in den verschiedenen Jahrhunderten!

In Pau bewohnte die Königin, welche mit dem ersten Schritt über die Grenze aufgehört hatte, Königin zu sein, das Schloß, in welchem der erste der Bourbonen, Heinrich IV., sein etwas wüstes Jugendleben geführt. Dann ward in einem der großen Pariser Hôtels eine Wohnung gemiethet für die flüchtigen Gäste. Die strenge Etiquette des spanischen Hofes, welche nicht aufgegeben ist, nachdem die Krone verloren, schreibt vor, daß wenn ein König von Spanien die Gemächer der Königin zur Nachtzeit betreten will, er die Corridore entlang in Pantoffeln zu gehen hat, mit einem schwarzen Mantel um die Schulter geworfen, eine lederne Flasche unter dem Arm, eine schwarze Laterne in der einen Hand und ein nacktes Schwert in der andern. Welch eine Geistererscheinung droht den Fremden des Hôtel des Pavillon Roban, wenn sie, Nichts wissend von der Sitte des Escurial, in der Nacht, vielleicht heimkehrend von einem Souper der „Maison dorée", dem unglücklichen König von Spanien mit dem nackten Schwert und der ledernen Flasche begegnen! . . .

Inzwischen wendet sich unsere innigste Theilnahme den Bestrebungen des spanischen Volkes und seiner Führer zu, wie wenig man auch bisher Grund gehabt haben mag, an die Uneigennützigkeit der Einen, und die politische Reife der Andern zu glauben. Allein ein Ereigniß, wie diese spanische Revolution, ist wol im Stande, sowol die einzelnen Menschen, als die ganze Nation gleichsam über sich selbst hinauszutragen und in dem Zeitraum einiger Tage das Werk von Jahrzehnten zu vollbringen. Unsere Sympathie gehört jedem „Sklaven, der die Kette bricht"..

Der größte Vorwurf, welcher den Spaniern im Allgemeinen gemacht wird, ist ihre Genügsamkeit! Man sollte denken: eine Tugend! Denn die Zufriedenheit wird von den Philosophen als das größte der Güter gepriesen und es heißt im deutschen Liede:

Zufriedenheit, Du schöne Gabe!
Zufriedenheit, wenn ich Dich habe ꝛc.

Allein diese Tugend des Spaniers, weit entfernt ihm angeboren zu sein, oder in seinem Temperamente zu liegen, ist vielmehr die Frucht vielhundertjähriger Misregierung und grenzt an Erschlaffung. So sagt Béranger in seinen „dernières chansons":

Digitized by Google

De mon déclin naît la sagesse;
L'impuissance abonde en vertus.

Hören wir, nach einem neuern Berichterstatter, wie viel, oder wie wenig, ein Spanier braucht, um zu leben.

Der „Café y media tosdada" — ein nationales Gemisch aus Kaffee und Milch in einem Glase servirt, mit Butter und Brod — ist die Basis seiner Existenz. Man unterdrücke dieses Gericht und man wird die furchtbarste der Insurrectionen in Madrid ausbrechen sehen.

Und dennoch wie viele Pronunciamentos hat der „Café y media tosdada" nicht schon erblühen lassen? Der Mensch arbeitet, um zu leben, wiewol drei Viertel der Menschheit leben, um zu arbeiten. Aber wenn man von einer Cigarette als Frühstück und von fünfzig Centimen für das Mittagsessen leben kann, dann ist das Nichtsthun so süß und zugleich so leicht! In Madrid ist man niemals zu Hause, sondern lebt im Café. Der Madrilene tritt in ein Kaffeehaus, verlangt die Zeitungen und liest sie — oder steckt sie in seine Tasche (denn so lautet das spanische Sprüchwort: „Alles, was in Spanien ist, gehört allen Spaniern"), verbraucht Schwefelhölzchen, zuweilen sogar Tabak, leert in großen Zügen eine gute Anzahl Gläser frischen Wassers, und nachdem er drei Stunden lang alle diese verschiedenen Manöver und Vorbereitungen gemacht, fordert er zuletzt vom Kellner, den er dutzt, seinen „café y media tosdada". Um Mitternacht wird unser Mann noch da sitzen.

Wenn er wenig verzehrt, so spricht er desto mehr. Da Ferdinand VII., ein großer Liebhaber der Stiergefechte, aus Sparsamkeit die Schulen und die Universitäten schloß, um eine „escuela de tauromaquia" (Schule für Stierkämpfer) zu gründen: so kann der müßige Madrilene nicht wol von den Wissenschaften und Künsten sich unterhalten. Womit soll er sich beschäftigen? Wovon soll er sprechen? Von Politik? Unwissend über alle großen Ereignisse, ohne rechte Vorstellung von den socialen Revolutionen, die sich während eines Jahrhunderts in der Welt vollzogen haben, ist sein Leben, und wenn er sechzig Jahre alt wäre, immer noch zu kurz gewesen, um ihm zu gestatten, einen wenn auch noch so flüchtigen Blick auf die Reihe der Pronunciamentos zu werfen, welche den Schlaf seines Landes unterbrochen haben.

Mit dieser soliden Bildung bleibt seinem Genius nur eine Laufbahn offen: die politische! Haben nicht mehrere seiner Freunde, die Journalisten wurden, weil sie sonst Nichts anzufangen wußten, mit Einem Sprung die Stufen überflogen, die zur Macht führen? Warum soll er's nicht auch versuchen? Er fühlt ein Pronunciamento in seinem Leibe, so gut als irgend ein Anderer. Er aggregirt sich der „bohème" — und die bohème führt in Spanien zu Allem!...

Doch auch unser Kaffeehausbesucher wird ein Anderer geworden sein von dem Augenblick an, wo die Revolution in seine Hand, wie in die jedes seiner Mitbürger, einen Theil von seines Vaterlandes Geschicken niedergelegt hat.

Die Ersten, welche das freie Volk der Spanier und ihre provisorische Regierung anerkannt haben, sind die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika gewesen. Sie, da drüben überm Wasser, wissen, was es heißt, um die Freiheit und Selbstständigkeit eines nationalen Daseins ringen! Stehen sie doch jetzt mitten in einer Krise, von welcher man glücklicherweise mit Bestimmtheit voraussagen kann, daß sie zur Ehre der Nordamerikanischen Patrioten und zur besonderen Freude aller continentalen Besitzer von sechsprocentigen 82er

Digitized by Google

Bonds mit der Erwählung des Generals Grant, des famosen „Unconditional Surrender Grant" endigen wird.

„Unconditional Surrender" — unbedingte Uebergabe! Mit diesem Wort schlug der tapfere General die südlichen Rebellen und Sklavenhalter nieder, und diesen Beinamen hat er daher behalten. Grant ist ein großer Raucher, aber kein großer Redner; seine Cigarre scheint niemals aus seinem Mund zu kommen, außer wenn er sie entfernt, um einige jener kurzen Sätze zu äußern, für die er berühmt geworden.

Kurze Zeit nach dem Tage von Chattanooga kam er nach der Stadt St. Louis, um einen Sohn, der dort krank lag, zu besuchen, und schrieb sich in das Fremdenbuch des Hôtels ein als „U. S. Grant, Chattanooga". Er wurde sogleich erkannt, und zu einem öffentlichen Diner eingeladen, welches die Stadt dem lorbeergekrönten Führer der westlichen Armeen anbot. Der Enthusiasmus, mit dem man ihn begrüßte, war unbeschreiblich. Während des Diners, nachdem der Toast „auf unsern berühmten Gast, den General-Major Grant" ausgebracht worden war, erhob der General sich unter einem wahren Sturm von Applaus und sagte: „Gentlemen, — zur Antwort wird es unmöglich für mich sein mehr zu thun, als Ihnen zu danken!" Hierauf setzte er sich wieder nieder. Nach dem Diner ward dem General eine Serenade gebracht und als er auf dem Balcon erschien, begrüßten ihn endlose „Cheers" von einer Menge, die sich in der Zahl von vielen Tausenden auf dem Platz vor dem Hôtel und in den angrenzenden Straßen gesammelt hatte. Laut und immer lauter verlangte man, daß er eine Rede halten solle. Da das Geschrei nicht nachließ, so blieb ihm endlich zur Selbstvertheidigung Nichts weiter übrig, als seinen Hut abzunehmen, und unter tiefem Schweigen sprach er: — „Gentlemen, ich danke Ihnen für diese Ehre. Ich kann keine Rede halten. Es ist Etwas, was ich niemals gethan habe und niemals zu thun gedenke, und ich bitte, daß sie mich entschuldigen." — Unter lauten Cheers setzte der General seinen Hut wieder auf, nahm eine Cigarre aus der Tasche, zündete sie an, und stand auf dem Balcon, der Menge gegenüber, ganz gemüthlich seine Havannah schmauchend und den Raketen folgend, welche stiegen und in der Luft krachend zerplatzten. Aber auf's Neue schrie die Menge: „Reden! Reden!" und einige Herren, die neben dem General standen, baten ihn, ein paar Worte zu sagen, um die Menge zu beschwichtigen. Aber er lehnte es ab. Einer von den anwesenden Oberrichtern legte die Hand auf die Schulter des Generals und sprach: „Sagen Sie den Leuten doch, daß Sie für sie Schlachten liefern, aber nicht zu ihnen reden können — sagen Sie ihnen das doch!" — „Ich muß Jemanden anders haben, der das für mich sagt", erwiederte der General. Doch da der Volkshaufe nicht müde ward zu schreien: „Eine Rede! Eine Rede!" — lehnte sich Grant über das Gitter, blies eine Dampfwolke von seinen Lippen und sagte: „Gentlemen, Reden zu halten ist nicht mein Geschäft. Ich that es niemals in meinem Leben und werde es auch nicht. Ich danke Ihnen indessen für Ihr Erscheinen hier", und damit zog sich der General nun definitiv zurück.

Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Der Salon.

Die Stickerin von Treviso.

Von **Paul Heyse.**

Es regnete schon den dritten Tag, und die Garten- und Waldwege um das Landhaus herum waren in Bäche verwandelt. Am ersten und zweiten Tage hatte die Gesellschaft, die sich dort zusammengefunden, ihren Ehrgeiz darein gesetzt, so unerschöpflich an guter Laune zu sein, wie der Himmel an Wolken, und in dem großen fünffenstrigen Salon, vor dem die Oleander blühten, regneten die Scherze, rauschte das Gelächter und rieselten die witzigen Anspielungen so ununterbrochen, wie draußen die Tropfen auf die Terrasse niederprasselten. An diesem dritten Tage aber beschlich die Herzhaftesten in der Arche eine zaghafte Ahnung, daß die Sündflut einen längeren Athem haben möchte, als ihr Humor. Zwar wagte Niemand, das Gelübde, das man sich vorgestern gethan, nämlich, diese Heimsuchung gemeinsam zu überstehn, zu brechen und auf sein Zimmer zu schleichen, um dort auf eigene Hand verdrießlich zu sein. Aber das gemeinsame Gespräch, die Spiele und Belustigungen des Verstandes und Witzes waren ins Stocken gerathen, seit der Professor, der für einen großen Barometerkundigen galt, statt des verheißenen Umschlags der Witterung ein neues Sinken des Quecksilbers eingestehen mußte. Er hatte sich einen zweiten Barometer verschafft und forschte nun ernsthaft den Gründen nach, weshalb die beiden Propheten nicht ganz Einer Meinung waren. Seine Frau malte stumm schon die sechste Wasserrose mit Deckfarben auf graues Papier; an einem zweiten Tischchen stellte Frau Helene soeben die Schachfiguren zur siebenten Revanchepartie auf, im Winkel saß Frau Anna neben der Wiege ihres Säuglings, dem sie mit ihrem Fächer die Fliegen abwehrte, während sie in einem alten Volskalender auf ihrem Schooß die Räthsel und Charaden zu rathen suchte. Der junge Doctor, der mit Frau Heleue spielte, wollte die Pause benutzen, um eine plattdeutsche Anekdote zum Besten zu geben, brach aber plötzlich ab, da ihm einfiel, daß er sie schon gestern erzählt hatte. Frau Anna's Mann, eingedenk der weisen Behauptung des alten Shandy, daß sich alle Schmerzen und Bekümmernisse der Seele am leichtesten überstehen ließen, wenn der Leib sich in horizontaler Lage befinde, hatte sich seiner ganzen Länge nach auf ein altes Ledersopha ge-

Digitized by Google

streckt und blies den Rauch einer feuchtgewordenen Cigarre in trägen blauen Ringen gegen die niedrige Decke des Saals.

Unter diesen mehr oder weniger kümmerlichen Versuchen, sich in das Schicksal zu finden, mußte die sorglos heitere Miene auffallen, mit der ein Mann in mittleren Jahren, die Hände auf dem Rücken, schon seit einer halben Stunde langsam den Saal hinauf und hinunter ging. Zuweilen stand er einen Augenblick bei dem Schachtischchen still, oder sah der Malerin über die Schulter, oder fuhr im Vorbeigehen dem schlafenden Kindchen sacht über die kleine Stirn, schien sich aber bei alledem nichts zu denken, sondern in Betrachtungen versunken zu sein, die von der verregneten Gegenwart weit ab in irgend einem sonnigen Einst oder Künftig wurzelten.

„Was haben Sie nur, lieber Eminus?“ fragte Frau Eugenie, die eben von einem wirthschaftlichen Ausflug in Küche und Vorrathskammer wieder in den Saal zurückkehrte. „Wir andern alle machen Gesichter, wie sie zu dem abscheulichen Tage passen; auf Ihrem Gesicht dagegen ist gutes Wetter, sogar eine Art Sonnenschein, wie wenn Sie heimlich verlobt wären, oder heute die letzte Seite an einem Buch geschrieben hätten, oder Zahnweh, das Sie vierundzwanzig Stunden geplagt, abziehen fühlten. Geschwind beichten Sie, was es ist, oder wir haben Sie im Verdacht, daß es Nichts sei als die gottloseste Schadenfreude über uns Andern, die wir nicht wie Sie aufs Land gehen, um da erst recht im Zimmer hinter den Büchern festzusitzen.“

„Ich kann Sie beruhigen, beste Freundin“, lachte der Angeredete. „Diesmal ist keine Bosheit im Spiel, wenn ich mich wohl fühle, und Ihre andern Hypothesen sind Gottlob ebenso unbegründet, eine sogar entschieden unmöglich; denn ich würde schwerlich gute Miene dazu machen, wenn ich nach so langer Freiheit mich verpflichtet hätte, noch einmal den Pantoffel zu küssen, zumal sämmtliche hier anwesenden Pantöffelchen schon vergeben sind. Was mich trotz unserer betrübten Umstände im Gleichgewicht hält, ist nichts Anderes, als eine schöne Geschichte, auf die ich heute früh, als ich meine alten Papiere durchsah, zufällig wieder gestoßen bin, und die mir nun nachgeht, wie sich eine einschmeichelnde Melodie zuweilen im Ohr festhängt und uns beständig umklingt.“

„Eine Geschichte? und noch dazu eine schöne?“ sagte die Malerin. „Die müssen Sie uns gleich zum Besten geben, das versteht sich. Haben wir nicht, so lange der Regen dauert, Gütergemeinschaft eingeführt, und Sie wollten eine schöne Geschichte für sich behalten? Das wäre eine schöne Geschichte!“

„Vielleicht aber gefällt sie Ihnen gar nicht“, versetzte Eminus, indem er bei ihr stehen blieb und im Weitersprechen den langen Stengel einer Wasserrose in einen Knoten schlang. „Mir wenigstens gefallen so viele Geschichten nicht, die heute Glück machen, daß ich mir längst gesagt habe: du hast einen altmodigen Geschmack und bist mit der Zeit nicht fortgeschritten. Als Historiker kann ich mich am Ende darüber trösten. Wir

Digitized by Google

sind ja überhaupt nicht auf das Neueste angewiesen. Und vielleicht haben mir meine Quellen für die Geschichte auch den Geschmack an Geschichten, wie sie heute geschrieben und gelobt werden, verdorben. Der Abstand zwischen der Holzschnittmanier einer alten Städtechronik und der photographischen, stereoskopischen, ausgepinselten Zierlichkeit und Ausführlichkeit so einer modernen Novelle ist auch gar zu himmelweit. Dort Alles noch Rohstoff, selten die Blöcke nothdürftig behauen, die Fugen klaffend, das Material bunt übereinandergeschichtet, daß nur der Kenner oder Liebhaber sich das Seinige daraus zusammensuchen mag. Und in unserer kunstgewandten modernen Zeit Alles so glatt und blank, so bewußt und bedacht, so in lauter Stil und Form verwandelt, daß der Gegenstand einem oft ganz entschwindet, das Was vor dem Wie vergessen wird und wir vor lauter psychologischen Finessen des Erzählers uns fast nicht mehr um die Menschen bekümmern, an denen er seine Künste entfaltet. Ich dagegen stehe noch auf dem veralterten Standpunkt, daß mir in jeder Geschichte die Geschichte selbst die Hauptsache ist. Etwas besser, etwas schlechter erzählt, daran liegt mir nichts. Wenn das, was sich ereignet hat oder von einem Phantasten ersonnen ist, schon in der ungefügen, ungeschliffenen Fassung einer alten Chronik Eindruck auf mich macht, so mag ich am liebsten gar keine stilistischen Brimborien dabei, sondern lasse von meiner eigenen Phantasie das Fehlende hinzuthun. Aber ihr Modernen" — und dabei warf er einen sarkastischen Blick auf den Schachspieler und den Raucher — „ihr seid nicht zufrieden, eh ihr nicht einer Geschichte alles Erdenkliche an Putz und Schmuck umgehängt habt, wenn sie auch nackt, wie Gott sie geschaffen, am schönsten war."

„Jede Zeit hat ihre Kleiderordnung, und man muß wohl oder übel die Mode mitmachen", versetzte der auf dem Sopha Liegende, ohne sich aus seiner Ruhe stören zu lassen.

„Und jede Zeit erlebt und erzählt ihre Geschichten", warf der Schachspieler ein. „So lange das Faustrecht noch galt, waren die Geschichten freilich handgreiflicher, von Achilles bis auf den edlen Ritter aus der Mancha. Seitdem ist etwas mehr Seele in das Leben gekommen, und wenn die Ereignisse innerlicher sind, wird man sie auch nicht so äußerlich mit groben Grundstrichen aufzeichnen können, wie eine mittelalterliche Dolch- und Degennovelle. Umrisse und etwas Licht und Schatten thun es nicht mehr; wir wollen das ganze Farbenspiel sehen, die leisesten Halbtöne und allen Reiz des Helldunkels, und da wir selbst mehr Gemüthsmenschen geworden sind, ist uns auch der Gemüthsantheil, den der Erzähler an seinen Leuten nimmt, nicht mehr gleichgiltig."

„Ich weiß schon", spottete Eminus, „wenig Fleisch, sehr viel Gemüth, das ist heutzutage die Loosung, und ich habe nichts dagegen. Aber ich bin eben ein Mann des ungemüthlichen Mittelalters, wenn auch nicht im Sinne der Romantik, und darum will ich meine Geschichte lieber für mich behalten; denn sie fügt sich in keiner Beziehung in die heutige Kleiderordnung, und während die anwesenden Poeten über die sehr bescheidene altväterische Form die Nase rümpfen werden, fürchte ich mit

Digitized by Google

dem Inhalt bei den Damen anzustoßen, obwohl ich ihn durchaus sittlich finde."

„Da Sie selbst uns sittlich genug sind", sagte Frau Eugenie, „so können wir nach dieser Versicherung wohl auch Ihrer Geschichte unbedenklich Gehör geben."

„Zumal da kein unconfirmirtes Fräulein zugegen ist", ergänzte Frau Helene.

„Mit Ausnahme der kleinen Unschuld hier in der Wiege", sagte Frau Anna, „die aber hoffentlich noch die Augen darüber zudrückt."

„Darauf hin ließe sich's wagen", sagte Eminus. „Aber nun wird mir plötzlich selber bange, daß mein Liebling, der mir unter vier Augen sehr gefallen hat, sich unvortheilhaft und linkisch ausnehmen möchte, wenn ich ihn in so verwöhnte Gesellschaft bringe. Manchem ist es mit einem heimlich angebeteten Schätzchen nicht besser gegangen. Und mein alter Chronist, dem ich die wenigen Blätter ganz ohne Prätension nur zu meinem eigenen Vergnügen nachschrieb, war allerdings kein Dichter wie Boccaccio und Genossen, obwohl er es an dieser Geschichte ums Haar geworden wäre."

„Lassen Sie uns nicht länger bei der Vorrede verweilen", sagte jetzt der Professor. „Das Schlimmste, was Ihrer Geschichte begegnen kann, ist, daß die Poeten sie nur als einen Stoff ansehen und, wenn es noch vierzehn Tage regnet, ein Trauerspiel oder Lustspiel daraus machen, das den Bühnen gegenüber Maculatur bleibt."

„In Gottes Namen denn!" seufzte der von allen Seiten in die Enge Getriebene und ging, sein Manuscript zu holen.

Bald kam er zurück, eine Mappe unter dem Arm, aus der er ein beschriebenes Heft hervorzog. „Die Schrift ist zwanzig Jahre alt", sagte er, sich ans Fenster setzend und das Heft auf seinen Knieen entfaltend. „Ich machte damals Studien zu einer Geschichte der lombardischen Städte und war auch nach Treviso gekommen, wo ich im städtischen Archiv und in den Klosterbibliotheken Ausbeute zu finden hoffte, die mir leider nicht zu Theil wurde. Nur bei den Dominicanern in S. Niccolo stöberte ich eine merkwürdige Chronik aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts auf, die ich den guten Patres gern mit Gold aufgewogen hätte. Aber Alles, was ich erlangte, war die Erlaubniß, unter den Augen des Bruder Antonio im kühlen Refectorium mir auszuschreiben, was mir von Wichtigkeit war. Dieses Heft trägt noch die Spuren eines weihrauchduftigen, dunkelrothen Klosterweins, mit dem ich den Chronikstaub dann und wann niederschlug, bis ich nach mancherlei trocknen Notizen auf die

Geschichte von der blonden Giovanna

stieß, die mich wie eine Quelle im dürren Hochlande plötzlich mehr als Wein erquickte."

„Zu der Zeit nämlich" — es ist vom ersten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts die Rede — „entbrannte eine heftige Fehde zwischen der Stadt Treviso und dem benachbarten Vicenza, aus geringen offenbaren

Digitized by Google

Urſachen, denen die verſteckte Eiferſucht der einen auf die andere Stadt, wie die unſichtbare Luft einem ſchwachen Feuerbrande, Nahrung zuwehte. Die Vicentiner riefen die Venediger zu Hülfe und brachten es durch deren Zuzug dahin, daß ſie ſich mit einem raſchen Handſtreich erſt des Caſtels San Salvatore di Collalto, dann ſogar der Stadt Treviſo ſelbſt bemächtigten und erſt nach ſchimpflicher Demüthigung und Auferlegung einer anſehnlichen Schatzung mit Geiſeln und Beute beſchwert wieder abzogen.

Als dieſe Dinge ruchbar wurden und die Kunde bis nach Mailand drang, ergrimmte darüber Niemand mehr, als ein edler Jüngling aus unſerer übel heimgeſuchten Stadt, Attilio Buonfigli mit Namen, Sohn eines der angeſehenſten Trevisaner Bürger und Neffe des Gonfalonier Marco Buonfigli, der ſeit ſeinem Knabenalter in Mailand, im Hauſe des Herrn Matteo Visconti, als ein Edelknappe aufgewachſen, damals etwa fünfundzwanzig Jahre alt und in allen ritterlichen Künſten trefflich unterwieſen und geübt war. Sobald er von dem Unglück ſeiner theuren Vaterſtadt vernahm, that er ein Gelübde, nicht eher ohne Panzerhemd zu ſchlafen, bis er die Schmach gerächt habe, erbat ſich Urlaub von ſeinem Herrn und ritt mit einigen ſeiner Freunde, alle ſchmuck in Waffen und ſtreitbar gleich ihm ſelbſt, aus Mailands Thoren. Und da er in den Fehden der Visconti ſich, ſo jung er war, einen großen Namen gemacht, ſo ſtrömte ihm, ſobald ſein Vorhaben bekannt wurde, von allen Seiten rüſtige und abenteuerliche Jugend zu, ihm als ihrem Condottiere Treue ſchwörend, gegen welchen Feind immer er ſie führen würde. Als er nun Mannſchaft genug beiſammen hatte, um allenfalls auch allein den Venedigern die Spitze zu bieten, entſandte er einen heimlichen Boten nach Treviſo, ſeinem Oheim und Vater anzuzeigen, an dem und dem Tage werde er vor den Thoren Vicenza's eintreffen, Sühne für die erlittene Unbill zu fordern. Dann möchten ſie bereit ſein, zu ihm zu ſtoßen und mit der Hülfe Gottes ihren Feinden den Fuß auf den Nacken zu ſetzen.

Und ſo geſchah es auch und wurde Alles ſo klug und eifrig ins Werk geſetzt, daß es Denen von Treviſo gelang, die abziehenden Bundtruppen auf dem Heimwege nach Venedig zu überfallen und ihnen Beute und Geiſeln wieder abzunehmen, während an demſelben Tage der junge Attilio in einer heißen Feldſchlacht am Flüßchen Bacchilione den Vicentinern den Meiſter zeigte. Da hatte ſich das Blatt gewendet, und es war nun ebenſo großer Jubel in Treviſo, als wenige Monate vorher Vicenza von Siegesherrlichkeit trunken geweſen war. Nur Eines trübte die Freude unſerer guten Stadt. Der junge Sieger nämlich lag ſchwer danieder an einer tiefen Halswunde, die ihm ein Vicentiner Schwerthieb beigebracht hatte, und viele Tage hindurch hing ſein Leben nur an einem dünnen Faden. Sein eigner Vater nebſt ſeiner edlen Mutter pflegten ihn im beſten Hauſe der unterworfenen Stadt, das einem der anſehnlichſten Bürger gehörte, Herrn Tullio Scarpa, deſſen älteſter Sohn, Lorenzaccio genannt, ſtets unter den erbittertſten Feinden der Trevisaner

Digitized by Google

gewesen war, auch, so lange der verwundete Sieger in seinem väterlichen Hause verpflegt wurde, die Schwelle desselben mit keinem Fuße betrat. Desto freundlicher ward Attilio, obwohl er ein Feind ihrer Vaterstadt war, von des Lorenzaccio einziger Schwester, der jungen Emilia, angeblickt, also daß die Väter und Mütter es gewahr wurden und Hoffnungen darauf zu bauen anfingen, wie daß nämlich durch eine Versippung zweier so bedeutender Familien aus beiden Städten der jahrelange Groll erstickt und Eifersucht in freundnachbarliche Gutwilligkeit verwandelt werden möchte. Das wurde, da es sich mit der Wunde besserte, in einer vertraulichen Stunde dem Attilio von seiner lieben Mutter beigebracht, der auch nichts dagegen einwandte, da sein Herz noch vollkommen frei und die junge Vicentinerin eine gar anmuthige Jungfrau war. Heimlich aber war es ihm zuwider, eine Tochter aus dieser Stadt zum Weibe nehmen zu sollen, hielt sich daher auch nach geschehenem Verlöbniß in ziemlicher Entfernung von dem Mägdlein und hätte am liebsten den Handel wieder abgebrochen, wenn er nicht gefürchtet hätte, zwischen die eben aufkeimende Saat des Friedens neuen Haß auszusäen.

Darüber waren vier oder sechs Wochen vergangen und der Wundarzt erklärte, es sei dem Genesenen nunmehr ohne Gefahr verstattet, sein Roß zu besteigen und Schild und Lanze zu führen, wenn er auch den Druck der stählernen Halsberge noch eine Weile zu meiden hätte. Also ward beschlossen, aufzubrechen und nach Treviso zu ziehen, wohin in wenigen Wochen die Braut mit ihren Eltern folgen sollte, da es sich die gerettete Stadt nicht wollte nehmen lassen, ihrem edlen Sohne und Befreier die Hochzeit mit allem Glanze auszurichten. Hatten doch die guten Bürger auch die Zeit während des Siechenlagers nicht verloren, sondern dem theuren, jungen Helden, dessen Namen auf allen Lippen war, einen Einzug bereitet, wie er glänzender noch keinem Fürsten zu Theil geworden war.

Unter den andern Ehrengaben, die ihm die Stadt entgegenbringen wollte, war ein Banner, das ihm sein eigner Ohm im Namen des gesammten Rathes überreichen sollte, ein wahres Wunder an Stoff und kunstfertiger Arbeit. Der zehn Fuß hohe Schaft von feinem Eichenholz ganz mit silbernen Buckeln beschlagen, am Griff mit Rubinen besetzt, die Spitze vergoldet, daß man die Augen wenden mußte, wenn sie in der Sonne blitzte. An diesem Schaft hing der schwere Wimpel von Silberbrocat, auf dem ein goldner Greif, das Wappenthier der Buonfigli, mit der Mauerkrone von Treviso gekrönt, eine rothe Schlange in der Luft erwürgte, so natürlich geringelt und mit feinen Goldschuppen überdeckt, daß man einen leibhaftigen Wurm sich krümmen zu sehen meinte. Darüber stand in geflammten Lettern die Inschrift auf Latein: „Fürchte dich nicht, denn ich werde dich erretten.“

Dieses Wunderwerk einer kunstreichen Nadel war während der sechs Wochen, die Attilio an seiner Schwertwunde daniederlag, aus den Händen einer einzigen Jungfrau hervorgegangen, deren Geschicklichkeit in solchem Bildwerk aus Gold-, Silber- und Seidenfäden weit und breit

Digitized by Google

gerühmt wurde. Man nannte sie Gianna, das ist Giovanna, die Blonde, da sie Haare hatte wie gesponnenes rothes Gold, so daß sie eine Kirchenfahne für die allerheiligste Jungfrau in der Capella di San Sebastiano hatte bloß mit ihrem eignen Haar sticken können. Sie hatte es sich aber abgeschnitten vor übergroßer Betrübniß, als ihr Verlobter, welcher Sebastian hieß, ein schöner und wackerer Jüngling aus der Nachbarschaft, wenige Wochen vor der Hochzeit an den Blattern gestorben war. Damals war sie erst achtzehn Jahr alt und für so Viele in der Stadt das Ziel heimlicher Wünsche und offener Bewerbungen, daß sie oft die Prophezeiung hören mußte: ehe ihr die Haare wieder gewachsen wären, würde ihr Bräutigam wieder einen Nachfolger haben, nach dem Sprichwort: „Lange Haare, kurzer Sinn". Auf solche Reden pflegte sie Nichts zu erwiedern, weder Ja noch Nein, sondern ruhig auf ihre Stickerei niederzublicken, wie ein Mensch, dessen Ohr und Gemüth gegen die losen Reden der Welt verschlossen sind. Und wirklich machte sie alle Weissagungen zu Schanden, indem sie fortlebte, als habe sie sich mit der Weihgabe ihrer Haare der Madonna zu ewiger Jungfräulichkeit verlobt und sollte keine Männerhand jemals die Flechten, die sich wieder um ihr Haupt geschlungen, in liebkosendem Spiel auflösen und das weiche Gold sich durch die Finger rollen lassen. Viele glaubten, daß sie in ein Kloster gehen würde, zumal sie am liebsten geistliche Festgewande, Paramente und Altardecken stickte und sich von öffentlichen Lustbarkeiten fern hielt. Aber auch diese Meinung täuschte sie, wurde vielmehr mit der Zeit wieder heiter, wenn auch immer mehr zuhörend, als redend, und bezog nach dem frühen Tod ihrer Eltern ein kleines Haus, das in die Stadtmauer gebaut aus einem Thürmchen eine lachende Aussicht hatte über die fruchtbaren Auen, die von den Flüßchen Piavesella und Rotteniga durchströmt werden. Da hauf'te sie mit einer alten tauben Magd, ihrer Amme, unbescholten und unbeschrieen über zehn Jahre, und Niemand betrat ihr Haus, als dann und wann eine Nachbarin, oder eine von den vornehmen Damen der Stadt, die sie aufsuchten, um ihr eine Arbeit zu übertragen. Manchmal sah man auch einen der geistlichen Väter der Stadt den Klopfer an ihrer Thür bewegen. Dann rief sie immer die Amme in das Gemach, wo sie den Besuch empfing, und wußte auf diese Art jede üble Nachrede von sich fern zu halten. Obwohl sie aber die Nadel nur an Feiertagen ruhen ließ und auch sonst nicht viel an sich wandte, hielt sich ihre Schönheit doch so unversehrt, daß, wenn sie an einem Sonntage in der Abendkühle auf den Wällen der Stadt oder in dem nahen Wäldchen mit ihrer alten Dienerin lustwandelte, Jedermann, den ihre großen schwarzen Augen unter den blonden Wimpern hervor nur mit einem gleichgiltigen Blicke streiften, wie verzaubert stehen blieb, ihr nachzuschauen, und auch von Fremden und vornehmen Herren, die ihre Sinnesart nicht kannten und den Berichten über sie nicht glauben wollten, Anträge genug an sie kamen, sie ihrem ledigen Stande abtrünnig zu machen. Sie aber gab Allen die gleiche Antwort: das Leben, das sie führe, sei ihr zu lieb und gewohnt, um es mit einem andern zu vertauschen.

Digitized by Google

So war sie schon in ihr zweiunddreißigstes Jahr getreten, als die Fehde zwischen den beiden Nachbarstädten ausbrach, und da sie eine getreue Tochter ihrer Vaterstadt war, empfand sie alles Weh und Ungemach, das diese betraf, eben so bitter in ihrem Herzen, wie ihr die Rettung durch den tapferen Arm ihres jungen Landsmannes, den sie nie mit Augen gesehen, als eine himmlische Botschaft und der Retter selbst als ein Engel mit dem Flammenschwert erschien. Niemals hatte sie eine Arbeit freudiger übernommen und mit mehr Fleiß und Kunst ausgeführt, als jenes Banner, das die Stadt ihrem siegreichen Sohne bei seinem Einzuge überreichen wollte; und als der festliche Tag gekommen war und Alles in Treviso, was nicht auf dem Siechbette lag, auf Markt und Gassen, vor dem Thor, an den Fenstern, ja bis auf die Dächer der Häuser hinauf sich ein Plätzchen suchte, Attilio Buonfigli mit Blumen und jubelndem Zuruf zu überschütten, litt es auch die blonde Gianna nicht in ihrem engen Hause, obwohl sie aus dem Thurmfenster gar wohl den von Vicenza herannahenden Zug überblicken konnte. Sie verschaffte sich auf einer mit Teppichen geschmückten Tribüne vor dem Stadthause einen Platz, um den Helden recht aus der Nähe zu betrachten, und legte ihr bestes Gewand an, ein Mieder von Silberstoff mit blauem Sammet besetzt, dazu einen Rock von feiner lichtblauer Wolle, das Haar nach der Sitte der Zeit reich durchflochten mit Bänderschmuck, so daß es schon eine Stunde vor dem Einzug in den Straßen einen Auflauf und manchen Ausruf des Staunens gab, als sie so angethan an der Seite einer Nachbarin ihrem Platz auf dem Schaugerüste zuschritt. Bald aber wandten sich die Augen der Menge wieder von ihr ab und spähten in großer Ungeduld die Straße hinunter, durch die der Held heranreiten sollte. Ein Theil des Raths war ihm wohl eine halöe Miglie weit vor das Thor entgegengeritten, ihn sammt seinen Eltern ehrenvoll zu bewillkommnen. Sein Oheim, der Gonfaloniere, harrte mit den Uebrigen auf der Treppe des Stadthauses, die ganz mit kostbarem rothem Tuch belegt war, von welchem auch ein breiter Streifen über den Marktplatz bis an das Portal der Kathedrale lief, wie man sonst nur gesalbten und geweihten Personen den Weg zu bahnen pflegt.

Wer aber beschreibt den wahrhaft wundervollen und überschwänglich festlichen Anblick, als Attilio endlich, all' seinem Geleit voran, die Straße herangeritten kam, auf seinem rostbraunen, rothaufgezäumten Streitrosse, er selbst in schlichtem Aufzuge, ein Panzerhemd aus feinen Stahlringen über den Waffenrock geworfen, übrigens waffenlos, bis auf das Schwert, das ihm am Gurte hing, das Haupt nur im Schmuck der krausen dunkelbraunen Locken. Kinn und Wangen waren von leichtem Bart umschattet, durch den an der linken Seite hochroth die breite Narbe seiner Halswunde hinlief. Auch war, während er in aller Kraft sein starkes Pferd regierte, eine leichte Blässe auf seinen Wangen noch nicht verschwunden, die nur dann und wann von einem bescheidenen Roth überflogen wurde, wenn er umblickend und nach allen Seiten grüßend weiße Häupter bemerkte, die sich ehrfürchtig vor seiner siegreichen

Digitized by Google

Jugend verneigten, oder Mütter, die ihre Kinder in die Höhe hoben, damit sie den Befreier der Stadt besser sehen könnten. Was aber das Ganze krönte, war der Blumenregen, der aus allen Fenstern und von allen Dächern in unerschöpflicher Fülle auf den Helden herabrauschte, sodaß seine Gestalt zuweilen förmlich verschwand, wie unter einem vielfarbigen Schleier, und sein gutes Pferd, das in der Schlacht an andere Wurfgeschosse gewöhnt war, Nüstern und Ohren sträubte und in das Jubelgeschrei und das Läuten aller Glocken sein helles Wiehern mischte.

Als nun der Zug vor dem Stadthause angekommen war, sprang Attilio aus dem Sattel und eilte die Stufen hinauf, vor seinem edlen Oheim niederzuknieen, das Banner aus seiner Hand zu empfangen und diese Hand zu küssen, die ihn mit so reichen Ehren überschüttete. Als er sich aber jetzt von den Knieen wieder erhob und eben die Stufen hinunterschreiten wollte, um den Kirchgang anzutreten, stutzte er wie in plötzlicher Lähmung des Leibes oder der Seele und brauchte wohl drei Minuten, bis er sich besinnen konnte, wo er war und daß so viel tausend Augen auf ihn gerichtet waren. Er hatte nämlich auf der Tribüne zur Rechten ein Gesicht gesehen, das ihn wie eine Erscheinung aus himmlischen Gefilden plötzlich dem Irdischen entrückte, und da auch die großen schwarzen Augen unter den blonden Wimpern mit einem unbeschreiblichen, halb süßen, halb schwermüthigen Ausdruck auf ihn gerichtet waren, schoß ihm plötzlich alles Blut nach dem Herzen, er verfärbte sich, wie wenn er einen Pfeilschuß mitten in die Brust empfangen hätte, und wäre nicht das Banner in seiner Hand gewesen, auf das er sich stützen konnte, so hätte er zum zweitenmale, diesmal aber wider seinen Willen, in die Kniee sinken müssen. Die ihm zunächst standen und sein Schwanken gewahrten, gaben seiner Halswunde und der Ermüdung durch den langen Ritt am heißen Tage die Schuld, und Niemand ahnte die wahre Ursache, zumal Attilio sich alsbald faßte, die Blicke mit Gewalt von dem reizenden Antlitz losmachte und, ohne noch einmal das Haupt nach den Frauen umzuwenden, den Weg in die Kathedrale antrat.

Ihm nach strömte alles Volk, und auch die Tribünen leerten sich eilig. Die Letzte, die sich erhob, und zwar erst auf die Ermunterung ihrer Nachbarin, war Gianna die Blonde, die wie in einen Traum verzückt, oder wie man am Himmel der Spur eines fallenden Sternes nachstarrt, den Jüngling mit den Augen begleitete, bis die dunkle Tiefe des Portals seine hohe Gestalt verschlungen hatte. Die Nachbarin schickte sich an den Uebrigen zu folgen, um dem Hochamt beizuwohnen. Gianna dagegen schützte ein Unwohlsein vor, da sie zu lange in der Sonne gesessen habe, und ging gesenkten Hauptes einsam durch die Stadt zurück ihrem Hause zu. Eine von den Blumen, mit denen die Straße hoch übersäet war, hob sie auf, um sie zum Andenken heimzutragen, eine rothe Nelke, von einem Pferdehuf zertreten. Die stellte sie zu Hause in ein Glas mit Wasser und dachte sich dies und das dabei, was es bedeuten sollte, wenn sie noch einmal aufblühte. Ihre alte Magd, die den Zug aus einer Schießscharte des Stadtthores mit angesehen hatte, floß über von Loben

und Rühmen Attilio's, und wie beſcheiden er um ſich geblickt habe, in ſo jungen Jahren ſchon ein unſterblicher Held, und was er noch an Ruhm und Ehre künftig hinzugewinnen werde, den Namen ſeiner Vaterſtadt groß zu machen unter allen Städten Italiens, vielleicht ſogar größer als Florenz und Rom. Dann auch ſprach ſie von ſeiner Verlobten, die alle Frauen beneiden müßten, und ob ſie wohl ſeiner werth ſei und nicht vielmehr ihrem Bruder, dem Herrn Lorenzaccino gliche, der bei den Trevisanern und zumal den Frauen im ſchlimmſten Andenken ſtand. Auf all dieſe Reden erwiederte die Blonde nichts oder doch nicht viel, ſetzte ſich vielmehr, zum großen Erſtaunen der Alten, an ihren Stickrahmen, nicht anders, als ob ein Werktag wäre, und hob nur dann und wann die Augen, um nach der Blume im Glaſe zu ſehen. Auch als der Nachmittag kam und mit ihm die übrigen Luſtbarkeiten, das Carouſſel und die Luftſpringer und das künſtliche Feuerwerk, blieb ſie ſtill an ihrem Platz, während die Alte fortging, ihr Theil an der allgemeinen Feſtfreude zu erhaſchen. Erſt am ſpäten Abend kam die Getreue wieder, todtmüde und ganz mit Staub bedeckt, konnte aber nicht genug erzählen und ihre Herrin bedauern, daß das böſe Kopfweh ſie zu Hauſe gehalten habe. Die blonde Giovanna hörte das Alles mit einem ſtillen Geſicht, nicht froh, nicht traurig, mit an, als ob es ſie gar nichts anginge. Sie hatte indeſſen ein großes Stück an einer Dalmatica fertig geſtickt und, wie es ſchien ſich nicht vom Fleck gerührt. Die Nelke aber im Glaſe war voll aufgeblüht. — Darüber wurde es völlig Nacht, und nachdem die Frauen ihr ſchweigſames Nachtmahl verzehrt hatten, ging die alte Catalina, deren ſechzigjährige Glieder ſich heute genug getummelt hatten, in die Küche, um zu ſchlafen. Ihre Herrin blieb noch auf und ſah den Mond über der breiten Ebene heraufſteigen und die Wellen der Rotteniga verſilbern, und ſtatt des ſummenden Feſtlärms aus der Stadt, der nach und nach ſtiller wurde, fing eine Nachtigall, die im Gebüſch unter ihrem Fenſter niſtete, einen ſo ſüßen und ſehnſüchtigen Geſang an, daß dem einſamen ſchönen Mädchen unter dem Lauſchen die Thränen in die Augen traten. Es wurde ihr ſo eng und heiß um die Bruſt, daß ſie aufſtand, das Licht löſchte und einen dunklen Mantel über ihr leichtes Hauskleid warf. So ſtieg ſie die ausgeſchliffenen Stufen der ſchmalen Steintreppe hinunter, öffnete die Hausthür und trat in die menſchenleere Gaſſe hinaus, um noch ein paar Schritte in der Nachtkühle zu thun und ihr heißes Blut zu beruhigen. Sie hatte aber, in ihre Gedanken vertieft, vergeſſen, den Mantel übers Haupt zu ſchlagen, ſo daß ſie, obwol der Mond nicht in die Gaſſen drang, von jedem Vorübergehenden leicht erkannt werden mußte. Und nun traf es ſich durch eine Fügung, die wohl wie alles Irdiſche einem höheren Wink gehorchte, daß gerade Der des Weges kam, um den ihre Gedanken den ganzen Tag wie Motten um ein Licht gekreiſ't hatten.

Attilio nämlich, aller Ehren längſt müde und vom Saus und Braus des Feſtes mehr als vom Getümmel einer Feldſchlacht erſchöpft, hatte ſich, ſeine Wunde vorſchützend, vom Bankett weggeſchlichen, um

allein und unerkannt die alten Orte wieder aufzusuchen, wo er als Knabe gespielt hatte. Mehr aber noch trieb ihn das Verlangen, ob er jenen Augen nicht wieder begegnen möchte, deren Blick ihm noch immer im Herzen nachloderte. Er hatte von einem der Bürger durch kluges Fragen erkundet, daß jene blonde Schönheit zugleich die Künstlerin sei, die das Banner verfertigt habe, und gedachte am andern Tage unter dem Vorwande, ihr seinen Dank zu sagen, sie ohne Weiteres in ihrem Hause aufzusuchen. Nun kam ihm eben, da er in schwermüthiger Sorge an Alles dachte, was geschehen war und noch werden sollte, die halb verhüllte Gestalt entgegen, als hätte sie ihn erwartet. Beiden, wie sie sich plötzlich gegenüberstanden, versagte die Rede. Aber Attilio faßte sich zuerst. „Ich kenne Euch wohl, Madonna", sagte er, indem er mit höflichem Verneigen auf sie zutrat. „Ihr seid Gianna la Bionda." — „Und ich kenne Euch auch, Attilio Buonfigli", erwiederte die Schöne. „Wer in Treviso sollte Euch nicht kennen!" — Hierauf schwiegen sie wieder, und Jedes benutzte die Dunkelheit der schattigen Gasse, das Andere so nahe wie noch nie zuvor nach Herzenslust zu betrachten, und dem Jüngling schien, ihre Schönheit glänze in diesem Zwielicht noch tausendmal herrlicher als am Tage, und ihr kam es vor, als leuchteten seine Augen noch ganz anders, da er zu ihr sprach, als er am Morgen sie stumm von ferne angeblickt hatte. — „Verzeiht, Madonna", hub nun der Jüngling wieder an, „daß ich Euch hier in der Gasse bei nächtlicher Zeit wie ein Wegelagerer entgegentrete. Meine Absicht war, Euch morgen in Eurem Hause aufzusuchen, Euch für die große Mühe und wundersame Kunst zu danken, die Ihr auf die Stickerei meines Banners verwendet habt. Wenn Ihr nicht zürnen wollt, so erlaubt, daß ich Euch, da Ihr allein seid, das Geleit gebe bis zu Eurem Hause. In der That, ich wollte, ich wüßte einen schwereren Ritterdienst, den ich Euch leisten könnte, Euch zu beweisen, wie sehr ich Euch ergeben bin." — Worauf die Schöne, ob sie gleich sonst die Worte wohl zu setzen verstand, nichts zu antworten wußte, als: „Meine Wohnung ist nur sechs Schritte weit entfernt und zu bescheiden, als daß ich Euch einladen könnte, sie zu betreten." — „Redet nicht also", versetzte Attilio. „Vielmehr, wenn Ihr eine Fürstin wärt und ich um eine Gnade zu bitten hätte, würde ich es als die höchste Gunst erkennen, wenn Ihr mir erlaubtet, bei Euch einzutreten und ein Viertelstündchen zu rasten; denn wahrlich, ich bin des Herumschweifens herzlich müde, und ein Trunk Wasser thäte mir wohl." — Darauf erwiederte die Schöne, obzwar nicht ohne einiges Zögern und Erröthen: „Wer dürfte dem Sieger vom Bacchilione am Tage seines Einzuges in die befreite Stadt einen Trunk Wasser versagen, um den er so höflich bittet? Tretet ein, Herr Attilio. Mein schlechtes Haus und Alles, was es enthält, steht Euch zu Diensten." — So schloß sie die kleine Pforte auf, ließ ihn eintreten, und nachdem sie den Riegel wieder vorgeschoben, weil viel loses Gesindel an Festtagen sich herumtreibt, um im Trüben zu fischen, leitete sie ihren Gast, ihn freundlich an der Hand fassend, sich nach, die völlig dunkle Schneckenstiege hinauf, daß er schier

geblendet ſtand, als ſie oben die Thür zu ihrem Gemach öffnete und der helle weiße Mondſchein ihm entgegenquoll. — „Nehmet ein wenig Platz“, ſagte ſie, „bis ich Euch das Waſſer bringe. Oder wollt Ihr nicht mit einem Becher ſchlechten Weins vorlieb nehmen, wie wir ihn ſelber trinken?“ — Er aber, dem das Herz mächtig pochte, ſchüttelte nur ſtumm den Kopf und trat zu dem Seſſel am Fenſter, auf dem ihre Stickerei lag, dieſe betrachtend, als hätte er ſie abzeichnen ſollen. Da ließ ſie ihn allein und ging in die Küche, wo die Amme in feſtem Schlaf auf einer Decke lag, die ſie über die ſteinernen Flieſen gebreitet hatte, der Kühle wegen. „O Amme“, ſagte ſie halblaut, „wenn du wüßteſt, wer gekommen iſt!“ — Dann, indem ſie aus dem großen Steinkrug neben dem Herde einen Becher füllte, blieb ſie einen Augenblick ſtehen, drückte die beiden kalten Hände gegen ihre heißen Wangen und ſprach vor ſich hin: „Heilige Mutter unſeres Herrn, beſchütze mein Herz vor troſtloſen Wünſchen!“ — Darauf wurde ihr beſſer, und nachdem ſie noch ein Brödchen auf einen zinnernen Teller gelegt hatte, trug ſie das und den Becher wieder zu Herrn Attilio hinein, der inzwiſchen ſich auf den Seſſel geſetzt und in das offene Land hinausgeſtiert hatte. „Ich ſchäme mich“, ſagte ſie, „daß ich Euch Gefängnißkoſt bringe, Waſſer und Brod. Aber wenn Ihr nur den Arm zum Fenſter hinausſtrecken wollt, es ſteht ein alter Feigenbaum unten zwiſchen Mauer und Graben, der mit ſeinem Wipfel voll ſüßer Früchte bis herauf reicht.“ — „Gianna“, antwortete der Jüngling und nahm ihr den Becher aus der Hand, „ich begehrte mir nie einen anderen Trunk, wenn ich hier auf ewig Euer Gefangener ſein dürfte.“ — Und ſie, indem ſie ſich zu lächeln bemühte: „Ihr würdet bald Langeweile haben, während Euch draußen in der Welt und an der Seite Eurer jungen Gemahlin tauſendfache Kurzweil, Glück und Ehren aller Art erwarten.“ — „Woran mahnſt du mich!“ rief er, und ſeine Stirn wurde finſter. „Wiſſe, daß jenes Verlöbniß, von dem du mir einen Himmel auf Erden verſprichſt, mir die Hölle bedeutet. Da ich noch matt war vom Wundfieber und meiner ſelbſt nicht wohl mächtig, habe ich mich in dieſes verhaßte Netz verlocken laſſen, in dem ich mich nun winde, wie ein gefangener Fiſch auf dem heißen Strande. Wehe meinen jungen Jahren! Warum ſind mir die Augen erſt aufgegangen, da es zu ſpät war! Warum habe ich mich ſelbſt erſt kennen lernen, nachdem ich mich wie ein Thor an eine unſelige Pflicht verkauft hatte!“ — Damit ſprang er vom Sitz empor und ging mit hallenden Schritten durch die mondhelle Kammer im Kreiſe herum, nicht anders, als ein junger Panther, den man in einer Fallgrube gefangen und in einen Käfich mit Eiſengittern geſteckt hat. — Die Blonde aber, die ſehr erſchrak über den Ungeſtüm ſeines ſeltſamen Bekenntniſſes, that dennoch nicht dergleichen, ſondern ſagte, die Blätter der rothen Nelke mit ihrem weißen Finger ſtreichelnd: „Ihr macht mich ſtaunen, Herr Attilio! Iſt denn die Braut nicht jung und ſchön und in allen Tugenden aufgewachſen, daß Ihr es als eine Verdammniß betrachtet, ihr Gemahl zu werden?“ — „Und wäre ſie ein Engel vom Throne Gottes“, rief er und blieb plötzlich vor

ihr stehen, „die Blume da, die deine Hand berührt hat, wäre mir ein köstlicheres Geschenk, als ihre ganze Person mit all ihren Gaben und Tugenden! O warum hast du mir das gethan, Gianna? Wer nie die Sonne gesehen hat, der mag wohl in der Dämmerung hinleben und sich begnügen. Aber seit heute früh mein Auge dem deinen begegnet ist, weiß ich, daß nur Ein Weib auf Erden lebt, um dessen Liebe und Gunst ich Alles wagen und Leib und Seele in die Schanze schlagen könnte, und dieses Weib bist du, Gianna la Bionda, und nun wollte ich, die ewige Nacht verschlänge mich, statt daß ich in die Dämmerung zurückschleichen soll, um frierend und elend von meiner Sonne zu träumen!“

Er hatte ihre beiden Hände gefaßt, als wollte er sich an ihnen anklammern, um nicht in den Abgrund zu stürzen, ließ sie aber wieder fahren, als ihr Gesicht unbeweglich blieb, und trat an das offene Fenster. Darauf war es eine Weile ganz still, und nur die Nachtigall unten im Busch hörte nicht auf zu schmettern und zu schlagen. Auf einmal aber, wie von einem plötzlichen Entschluß durchzuckt, wandte sich der Jüngling wieder um und sagte: „Und wenn ich und Alle darüber zu Grunde gehen sollten, ich thue es nicht, ich erdulde diese Ketten und Banden nicht! Morgen in aller Frühe sende ich Briefe nach Vicenza, mein Wort zurückzufordern, und dann will ich hintreten vor beide Städte und Jeden auf Schwert und Lanze herausfordern, der es zu leugnen wagt, daß Gianna la Bionda die Königin aller Frauen ist!“ — „Das werdet Ihr nicht thun, Attilio“, sagte jetzt die Schöne und sah mit einem ruhig ernsten Blicke an ihm vorbei gegen den Nachthimmel. „Daß Ihr mir so plötzlich geneigt worden seid und mir Euer Herz so unumschränkt ergeben wollt, erkenne ich als eine überschwänglich hohe Gabe, für die ich, ob ich auch ihrer unwerth bin, Euch Zeit meines Lebens danken werde. Aber sie annehmen kann ich nicht, ohne uns Beide ins Verderben zu stürzen. Bedenkt, mein Freund, wie mächtig die kaum erstickte Feindschaft zwischen beiden Städten wieder entbrennen würde, wenn Ihr dem Hause der Scarpa und mit ihm der gesammten Stadt den Schimpf anthätet, die Euch anverlobte Braut zu verschmähen, da Ihr sie doch keines Fehls oder Verschuldung gegen Euch zeihen könnt, einzig und allein, weil ein anderes Gesicht Euch mehr gefallen. Und dieses Gesicht selbst, gesetzt, es verdiente heute noch all das übermäßige Lob und die Leidenschaft, die es Euch erregt hat, wer weiß, ob nicht schon über ein Jahr aller Reiz von ihm abgewelkt ist, daß Ihr Euch wundernd fragt, wie es möglich war, so heftig dafür zu entbrennen? Sehen wir es nicht oft an der Neige des Sommers, daß über Nacht ein früher Herbst einbricht und den Baum, der gestern noch mit allen Zweigen grünte, plötzlich gelb und häßlich macht? Ich habe mein einunddreißigstes Jahr überschritten; Ihr, mein Freund, steht in der Fülle der Jugend und schreitet den Berg noch hinan, auf dessen Gipfel ich angelangt bin. Lasset mich darum als die Aeltere auch die Weisere sein und Vernunft für uns Beide haben. Und darum erkläre ich Euch meinen festen Willen, auch wenn ich sehen sollte, daß

Digitized by Google

Eure Neigung mehr wäre, als eine flüchtige Laune, und daß alle widrigen Umstände sich durch ein Wunder Eurem Wunsche fügten: Eure Gattin zu sein würde ich niemals einwilligen, und wenn Eure Eltern in Person zu mir kämen, ihr Fürwort für Eure Werbung bei mir anzubringen!"

Erst nachdem sie geendet, wandte sie die Augen wieder zu ihm und da sie sah, wie er erblaßt war und seine schönen Augen wie in Verzweiflung umherirren ließ, hätte sie um ein Haar aus Liebe und Mitleid Alles widerrufen, was sie soeben mit unsäglicher Standhaftigkeit sich abgezwungen. „Gute Nacht, Madonna", versetzte er traurig und schien gehen zu wollen, blieb aber wieder stehen und sah zu Boden. — „Ihr zürnt mir, Attilio", sagte sie. — „Nein, bei Gott, Gianna. Aber gebt mir Urlaub, zu gehen, denn wahrlich, ich bin schon zu lange geblieben und habe geredet wie ein Wahnsinniger, ohne zu bedenken, daß das, was ich Euch angetragen, für Euch vielleicht so werthlos ist, daß Ihr nicht einmal die Hand darnach ausstrecken mögt, geschweige Kampf und Mühsal darum ertragen. So trage ich denn die gerechte Beschämung hinweg, und es ist Niemandes Schuld, als meine eigene, wenn dieser mein Ehrentag, der so festlich begonnen, so kläglich endet. Lebet wohl, Giovanna! Die Fahne, die Ihr gestickt, und die mir heute morgen das theuerste Kleinod schien, nun werde ich sie in eine Kapelle stiften, um nicht durch ihren Anblick an die Hand erinnert zu werden, die sich so kalt mir versagen konnte." —

Damit neigte er sich und nahete schon der Schwelle, als er noch einmal seinen Namen rufen hörte. Gianna's Herz, längst schon gegen seine Bande tobend, hatte sie jetzt gesprengt und trat auf die Lippen. „Attilio", sagte die Erröthende, die sich selbst nicht mehr besaß, „ich kann Euch nicht so fortgehen sehen, wenn ich noch leben soll. Was ich Euch gesagt habe, bleibt bestehen und Ihr werdet kein Jota daran verändern, denn es ist zu Eurem Heil, das mir theurer ist, als das meine. Aber ich habe Euch noch nicht Alles gesagt. Wisset denn, seit mein Bräutigam gestorben ist, nun vor zwölf Jahren, habe ich nie den Gedanken oder Wunsch gehabt, je einem Manne anzugehören, und wenn ich den Schatz meiner Ehre rein bewahrt habe, wahrlich, es hat mich weder Kampf noch Bedauern gekostet. Denn ich denke nicht gering von mir, nicht sowohl um der armen und unbeständigen Schönheit willen, als weil ich weiß, daß ich eine freie und starke Seele habe, die ich nicht in die Gewalt eines Schlechteren oder Schwächeren so gehorsam ergeben wollen, wie es doch in der Ehe das Weib dem Manne thun soll. Und so Viele um mich geworben, nie habe ich Einen gefunden, dem zu dienen mir nicht als eine Knechtschaft und Herabwürdigung erschienen wäre. Heute zuerst, als ich Euch einreiten sah in die Stadt, der Ihr Ehre und Freiheit wiedergegeben, und sah, wie edel bescheiden Ihr Euer Haupt unter so großem Glück in so großer Jugend neigtet und weder eitel noch trutzig, sondern mit der Miene eines Gesandten Gottes den Dank der von Euch Erlösten hinnahmt, da sagte ich bei mir selbst: „Warum bist du nicht

Digitized by Google

mehr jung, die Liebe dieses Jünglings zu verdienen?“ Und wie ich die flammende Narbe an Eurem Halse sah, dachte ich: „Barfuß bis an das heilige Grab wollt' ich pilgern, wenn mir das Glück zu Theil würde, nur einmal meine Lippen auf diese heilige Wunde drücken zu dürfen.“ Und als ich dann heimging und wohl wußte, was mir geschehen, habe ich eine Blume von der Straße aufgelesen, diese da, bloß weil der Huf Eures Pferdes sie zertreten, und dachte, sie mir unter das Kissen legen zu lassen, wenn man mich einst hinaustrüge zum letzten Schlaf. Und jetzt, da ich dir das gesagt, Attilio, jetzt wiederhole, wenn du das Herz hast, deine bösen Worte, daß diese Hand sich kalt dir entzogen habe!“

Da breitete sie die Arme nach ihm aus, der wie ein Verurtheilter, dem auf der Richtstätte Gnade verkündigt ward, in sprachloser Betäubung vor ihr stand, und zog sein Haupt an ihre Brust und beugte sich zu seinem Halse, die Narbe zu küssen, nach der ihre Lippen geschmachtet hatten. Dann aber entwand sie sich ihm wieder und sagte: „Was ich thue, mein Freund, thue ich mit völliger Klarheit und wohlbewußt, und keinerlei Reue wird mich je anwandeln, wenn ich auch weiß, daß Viele mein Betragen schelten und verdammen würden, wenn sie es erführen. Ich schenke Euch das einzige Kleinod, das ich besitze, und das ich bisher theurer als mein Leben gehütet habe. Denn sehet, hier auf der Stelle, wo ihr steht, stand Euer künftiger Schwäher, Herr Lorenzaccio, und bestürmte mich mit Bitten und Versprechungen, die Seine zu werden und wollte mich als seine Gemahlin nach Vicenza führen. Was ich ihm, der ein Feind meiner Stadt und ihr Unterdrücker war, geweigert habe — und mit diesem Dolch habe ich ihn bedrohen müssen, ehe er von seinem wilden Werben abließ, und er trägt noch die Narbe davon an der rechten Hand —: Euch, als dem Retter meiner Stadt, schenke ich es zum Siegespreis und begehre nichts zum Lohn dafür, als daß Ihr mich wieder vergesset, wenn Ihr zum Altar tretet, einer Anderen Treue zu geloben. Und kümmert Euch nichts darum, was dann aus mir werden mag. Mein Geschick ist selig in allem Entsagen und neidenswerth in aller Trübsal, da ich mit der freien Gabe meiner Ehre den besten Mann beschenkt habe, den meine Augen je gesehen, und ehe der Winter der Jahre diese blonde Scheitel unter seinem Schnee begräbt, einen späten Frühling genossen habe, so schön, wie ich ihn nicht mehr träumen konnte Diese Augen und Lippen sind dein, Attilio, und dieser unberührte Leib ist dein, und dein ist dieses Herz, das, wenn du von mir geschieden sein wirst, nichts von allem Süßen dieser Welt mehr begehren, sondern wie das Herz einer Wittwe nur noch von dem vergangenen Glück zehren wird, bis es stille steht.“

Darauf führte sie ihn zu dem Sessel, der am Fenster stand, und knieete vor ihm nieder, und er nahm ihr Haupt in beide Hände und wurde nicht satt, sie anzuschauen und Mund und Stirn und Wangen zu küssen, und der Mond war längst untergegangen, als sie noch in tausend Freuden bei einander waren. Als aber fern über das Feld der

Digitized by Google

erſte Hahnenſchrei erwachte, drängte ſie ihn ſelbſt, aus ihren Armen zu ſcheiden, damit er im Hauſe ſeiner Eltern nicht vermißt würde. Sie hatten verabredet, daß er die nächſte Nacht und alle folgenden wiederkommen ſollte, und die Zeichen, auf die ſie ihm die Thür öffnen würde, und ſo nahm er Abſchied wie ein Trunkener vom Gelage, und im Uebermuth ſeines Glückes verſchmähte er es, die Wendelſteige hinabzugehen, obwohl die Gaſſe noch menſchenleer war, ſondern ſchwang ſich ins Fenſter und klomm, auf die Zweige des Feigenbaumes den Fuß ſtützend, draußen an der Mauer hinab, unten noch verweilend, um ihr tauſend Liebesworte hinaufzurufen und Blumen, die am Rande des Stadtgrabens wuchſen, in einen Strauß gebunden, dem geliebten Weibe ins Fenſter zu werfen, bis ſie, das Auge eines Spähers fürchtend, vom Geſims zurücktrat. Da riß er ſich von der Stätte los und ſtrich ſo behutſam an der Stadtmauer hin, daß er unbemerkt an das Thor gelangte. Die ſchlaftrunkenen Wächter erkannten ihn nicht, und Niemand zu Hauſe hatte ihn vermißt, alſo daß er frohlockend in ſeine Kammer trat und ſich auf ſein Lager warf, um den verſäumten Schlaf dieſer Nacht durch eine kurze Morgenruhe nachzuholen.

Mit gleicher Klugheit und Heimlichkeit wußten ſie es auch die folgenden Nächte anzuſtellen, alſo daß Niemand in der ganzen Stadt eine Ahnung von ihrem Verſtändniß hatte, bis auf die Amme, die Catalina, die aber ſo wenig plauderte, wie der Feigenbaum am Fenſter. Denn das Glück und die Ehre ihrer Herrin lag ihr über Alles am Herzen und nicht die härteſten Folterqualen hätten ihr den Namen des Jünglings von der Zunge geriſſen. Eines aber bekümmerte ſie ſchwer, daß ihre Gebieterin feſt bei ihrem Sinne blieb: es müſſe Alles aus und vorbei ſein, ſobald die Braut, Emilia Scarpa, mit Attilio den Ring gewechſelt hätte. „Was bildet Ihr Euch nur ein?“ ſagte ſie. „Meint Ihr, daß Ihr es ruhig werdet mit anſehen können, wenn ſich nun eine Andere mit der Blume ſchmückt, die Ihr an der Bruſt getragen? So wahr ich Euch liebe, Frau, mehr als die Frucht meines eigenen Leibes, Ihr geht darüber zu Grunde; das Herz bricht Euch auseinander, wie ein Apfel, den man mit einem Meſſer in der Mitte durchſchneidet.“ — „Amme“, ſagte die Blonde, „Du könnteſt Recht behalten. Aber was liegt daran? Beſſer, ich gehe zu Grunde, als der, den ich liebe, und dieſe theure Stadt, die unſer Beider Mutter iſt.“ — „Was Ihr nur für Thorheit redet!“ verſetzte die Alte. „Wenn er Euch ſo liebt, wie er ſagt und Ihr glaubt, ſo kann auch er es nicht überleben, und ſo bringt Ihr mit Eurem Starrſinn zwei Menſchen ins Elend. Die Stadt aber, jetzt, da ein ſolcher Held ſie beſchützt, würde die Feindſchaft von drei Städten herausfordern können, die noch mächtiger wären, als Vicenza.“ — Solches und Aehnliches ſagte auch Attilio, und ſagte es immer eindringlicher, je näher die Zeit heranrückte, wo er auf ewig Abſchied nehmen ſollte von den geliebteſten Augen. Er hoffte noch immer, wie er vom erſten Tage an gehofft hatte, ihren Widerſtand gegen ſeine Wünſche zu beſiegen, und war entſchloſſen, ihr Alles zum Opfer zu bringen.

Digitized by Google

Gianna dagegen, der bitterer als Tod und Trennung der Gedanke war, daß ihres Geliebten Herz gegen sie erkalten und er es dereinst bereuen könnte, sein junges Leben an ihr welkes geknüpft zu haben, suchte, so oft er mit neuen Bitten in sie drang, durch einen Scherz über ihr Alter und den Wankelmuth der Männer seinen Ungestüm zu beschwichtigen und die gegenwärtige Stunde ihm so süß zu machen, daß er alles Herbe der Zukunft darüber vergaß.

Mittlerweile wurden in beiden Häusern, der Buonsigli wie der Scarpa, die Vorbereitungen zur Hochzeit eifrig betrieben, und in der neunten Woche nach dem ersten festlichen Empfang des Bräutigams fand die nicht minder glänzende Einholung der Braut von Seiten der Trevisaner statt. Wenn aber unter den Zuschauern, wegen der nunmehr besiegelten und verbrieften Eintracht zwischen den Nachbarstädten, die Freude vielleicht noch größer war, auch erhöht durch den Anblick der jungen reichgeschmückten Braut und ihres Geleites von sechzehn Brautjungfern, alle auf weißen Zeltern und in den köstlichsten Gewändern, so waren Zwei in dem Festzuge, denen es schwer wurde, Grimm und Gram zu verbergen; und der Eine war der Bräutigam selbst, der lieber eine Schlange angerührt hätte, als seine Braut, der Andere Herr Lorenzaccio, sein künftiger Schwäher, der heimlich knirschte, wenn er bedachte, daß er jetzt neben dem jüngeren Rivalen eine demüthige Figur spielen und dazu lächeln sollte, und der den Schwäher und seine ganze Sippschaft am liebsten mit den Zähnen geküßt hätte. Und noch ein drittes Herz blieb für die Festfreude dieses Tages verschlossen, das schlug in dem Busen der blonden Giovanna; denn sie wußte, die Nacht, die diesem Tage folgte, würde die letzte ihres Glückes sein. Auch hatte sie sich nicht, wie bei jenem ersten Einzuge, bemüht, einen Sitz auf der Tribüne vor dem Stadthause zu erlangen, sondern war zu Hause geblieben, als Attilio an der Seite der Fremden durch die Straße ritt und wieder ein Blumenregen über das Paar herniederrauschte. Am Nachmittag aber, während alles Volk hinausströmte nach der Wiese vor der Stadt, wo in prächtig geschmückten Schranken ein Lanzenrennen sollte abgehalten werden, saß sie zu Hause in schweren Gedanken und die Thränen stürzten ihr so häufig aus den Augen, daß sie vom hellen Tage nichts mehr sah. „O mein armes Herz!“ seufzte sie. „Nun ist die Zeit da, wo du zeigen solltest, daß du stark genug seiest, deinem einzigen Glück zu entsagen, und nun bist du so schwach, daß du hinschmelzen möchtest in deinen Thränen. Du hast etwas übernommen, was du nicht ausführen kannst! Du wußtest freilich damals noch nicht, daß Liebe ein Wein ist, der immer durstiger macht, je mehr man davon trinkt. Nun wird dir der Becher deiner Seligkeit zu Gift, das dich langsam aufzehrt, und kein Arzt der Welt und nicht die Hülfe aller Heiligen können dich erretten!“ — Indem so kam die Catalina herein und redete ihr zu, mit hinaus zu gehen, um wenigstens, wenn sie wirklich von ihrem Freunde scheiden wolle, ihn noch einmal im Glanze seiner ritterlichen Kraft und Schönheit und als Sieger über alle Männer zu bewundern. Denn heimlich hoffte sie

noch immer, es werde sich ein Wunder begeben und ihre Herrin anderen Sinnes machen. Also kleidete sie die Trauernde, die mit sich machen ließ, wie ein Kind, mit aller Sorgfalt an und führte sie, die kein Wort sprach, zum Hause hinaus nach dem Blachfeld, das schon von Menschen wimmelte und vom Gewieher der Rosse und Trompetenklang erdröhnte. Da sahen sie, unter der Menge stehend, oben auf dem Gerüste zwischen ihrem Vater und dem Oheim ihres Bräutigams die Braut sitzen und hörten, was die Leute von ihr redeten, und Einigen gefiel sie über die Maßen, Andere fanden dies und das an ihr zu tadeln, wie denn Jeder sein Wohlgefallen auf etwas Anderes richtet. Die blonde Giovanna sagte kein Wort, und was sie sich dachte, hat Niemand je erfahren. Nur daß sie einmal von hoher Röthe übergossen wurde, als zwei junge Bursche, da sie eben vorbeiwandelte, laut genug zu einander sagten: „Zehn Emilia's gäbe ich hin für Eine Gianna la Bionda!" — und dann der Andere; „Treviso behält den Preis auch in Frauenschöne, wie in den Waffen!" — und dabei richteten sich Vieler Augen auf die schöne Stickerin, deren Glut aber plötzlich in ein tödtliches Blaß sich verwandelte. Denn eben ritt Herr Attilio in die Schranken, ganz in Waffen, nur den Hals, statt mit eherner Halsberge, die die Franzosen Barbière nennen, mit einem leichten ledernen Umhang geschützt, der an dem Turnierhelm befestigt war. Das Visir war zurückgeschlagen, also daß Alle sahen, wie bleich er war und mit wie ernsten Blicken er in die Runde schaute; und Viele wunderten sich darob, da er doch ein so freudiger junger Held war und noch dazu ein Bräutigam. Er ritt aber an das Gerüst heran, auf dem seine Verlobte saß, neigte das Haupt vor ihr und ließ sich eine Schärpe, die sie trug, an den Helm knüpfen, zum Zeichen, daß er ihr Ritter sein wollte. Da bliesen die Trompeter, und von der andern Seite ritt Herr Lorenzaccio in die Schranken, schon mit geschlossenem Visir, aber Alle erkannten ihn an seinem Feldzeichen und der Rüstung und wünschten von Herzen, ihn durch den starken Arm seines Schwähers in den Sand gestreckt zu sehen. Es war aber anders beschlossen im Rathe der Vorsehung. Denn kaum hatten die Herolde mit ihren Stäben das Zeichen gegeben und die Trompeter Fanfare geblasen, so sprengten die beiden Ritter gegen einander mit eingelegten Lanzen und ihre Rosse wirbelten eine so gewaltige Staubwolke in die Höhe, daß den Zuschauern der Anblick des ersten Zusammenstoßes entzogen ward. Man hörte nur den Schall der ehernen Lanzenspitzen auf Schild und Panzer, und dann war eine plötzliche Stille. Als aber die Staubwolke verflog, sah man mit Entsetzen Attilio noch in den Bügeln, aber auf den Sattel seines guten Rosses, das unbeweglich stand, rücklings hingestreckt, und ein Blutstrom quoll aus seinem Halse, dessen wehrlose Blöße der tückischen Waffe seines Feindes ein willkommenes Ziel gewesen war. Der Sieger hielt ihm gegenüber, hatte das Visir aufgeschlagen, als wollte er deutlicher sehen, ob sein Rachewerk vollbracht sei, und nachdem er den Gegner mit einem hämischen Abschiedsblick gemessen hatte, schloß er den Helm wieder, gab seinem Roß die Sporen und ritt in langsamem Trabe,

Niemand grüßend, aus den Schranken hinaus durch das von Entsetzen versteinerte Volk, das noch nicht seinen Augen trauen wollte. — Inzwischen waren Attilio's Knappen und die Turnierwärtel hinzugeeilt, hatten den schwer Stöhnenden vom Sattel gehoben und mitten im Sande auf eine Decke hingelegt. Und da sie alsbald ein lautes Jammern erhoben, löste sich rings jegliche Ordnung; das Volk stieg ungestüm über die Schranken herein; die auf der Tribüne saßen, verließen in Hast ihre Plätze, und kaum vermochten die Herolde durch Schelten und Stoßen mit ihren Stäben so viel Raum um den Sterbenden zu schaffen, daß seine Eltern und Angehörigen und die Braut selbst zu ihm hingelangen konnten. Er aber lag still, mit geschlossenen Augen, und während Einige wehklagten, Andere die Tücke des Lorenzaccio verwünschten, Andere nach einem Wundarzt und wieder Andere nach einem Priester riefen, um dem verscheidenden Helden den letzten Trost mit auf die Fahrt zu geben, kam von seinen blassen Lippen kein Laut des Schmerzes oder Bedauerns, daß er so früh den himmlischen Heerschaaren hinzugesellt werden sollte. Vielmehr schien ihm dieses herbe Loos als eine Erlösung aus verhaßten Banden willkommen zu sein, und als er seinen Namen rufen hörte und die Stimme seiner Braut erkannte, versuchte er das Haupt zu schütteln, wie um zu sagen, daß er seinen letzten Athem ohne eine Lüge verhauchen wolle. Auf einmal aber wich das Volk, das im engen Kreise diese Jammerscene umstand, mit staunendem Gemurmel auseinander; denn man sah die blonde Giovanna, bleich wie ein Gespenst, aber mit einem Anstande, als ob sie so eben mit der Dornenkrone des Schmerzes zur Königin über alle Weiber gekrönt worden wäre, durch die Menge heranschreiten und in den Kreis eintreten. „Gehet hier fort", sagte sie, den Arm gegen die Braut ausstreckend; „dieser Sterbende gehört mir, und wie ich mit Leib und Seele die Seine war, so will ich auch im Tode bei ihm sein, und keine Fremde soll mir nur einen Hauch von ihm entwenden!" — Darauf knieete sie bei ihrem Geliebten nieder und hob sein gebrochenes Haupt sanft in ihren Schooß, daß das Blut ihr Festgewand überströmte. „Attilio", sagte sie, „erkennst du mich?" — Alsbald öffnete er die Augen und seufzte: „O, meine Gianna, es ist vorbei. Der Tod hat nicht gewollt, daß ich einer Anderen meine Treue gelobte, die doch nur dir gehörte. Ich sterbe, mein Weib. Küsse mich mit dem letzten Kusse und nimm meine Seele hin in deinen Armen." — Da neigte sie sich zu seinen Lippen herab, und als sie seinen Mund berührt hatte, brach ihm das Auge und sein Haupt sank zurück in ihren Schooß. Es war aber das Mitleid mit dem edlen Paar so übermächtig bei Allen, die diese Scene umstanden, daß Niemand, auch nicht von den Scarpa's, sich getraute, den Abschied der Liebenden zu stören. Vielmehr, als man sich nun anschickte, auf einer Bahre den entseelten Leib des jungen Helden in die Stadt zu tragen, theilte sich das Volk, und die Einen gingen hinter dem Todten, die Anderen folgten dem Zuge, der seine Geliebte in ihr Haus trug; denn sie war in Ohnmacht umgesunken neben ihrem todten Freunde. Und nur die junge Emilia mit ihrer Mutter kehrte

Digitized by Google

noch in derselbigen Nacht nach Vicenza zurück. Ihr Vater, Herr Tullio Scarpa, blieb im Hause der Buonfigli, um der Bestattung Attilio's beizuwohnen, zwiefach trauernd, über das Unglück der Tochter und die Schmach des Sohnes. Als man aber am dritten Tage den theuren Todten zu Grabe trug, in der Kapelle der Madonna degli Angeli, da sah man dicht hinter dem Sarge, vor allen Verwandten, die hohe Gestalt der Giovanna schreiten, im Wittwenschleier und ganz schwarzen Gewändern. Als sie den Schleier zurückschlug, um die Stirn des Todten zu küssen, zeigte sich mit Staunen alles Volk das Wunder, das geschehen war. Denn das Gold ihres Haares, das weithin zu leuchten pflegte, war in wenigen Nächten ein fahles Silber geworden und ihre Züge welk und verblichen, wie die einer Greisin.

Und Viele meinten, sie werde nun auch das Leben nicht lange mehr ertragen, sondern ihrem Geliebten nachsterben. Dennoch lebte sie noch drei Jahre, während deren sie die Wittwentracht nicht ablegte, auch nirgend gesehen wurde, wo es laut oder festlich zuging. Im Stillen aber war sie fleißig an einem Werk, das sie in die Kapelle der Madonna degli Angeli gelobt hatte, einer großen Fahne, auf der der Erzengel Michael abgebildet war, in einer weißen Rüstung, wie er den Drachen erlegt. Und man sagt, das Panzerhemd des Engels habe sie mit ihren eigenen weißen Haaren gestickt. Und diese Fahne wurde neben jenem ersten Banner in der Kapelle aufgestellt, wo das Grab Attilio's war. Das vollbracht, währte es nicht mehr lange, so trug man auch die Stickerin zur Ruhe und gewährte ihre letzte Bitte, zu Füßen ihres Geliebten bestattet zu werden. Dahin wandelten noch lange Einheimische und Fremde und betrachteten die kunstreiche Arbeit der beiden Fahnen und erzählten sich die Geschichte von Gianna la Bionda, die ihrem Geliebten Alles was sie besaß, mit in die Gruft gab, auch ihre Ehre, obwol es ihr ein Leichtes gewesen wäre, sie unangetastet zu erhalten, wenn sie geschwiegen hätte." — —

Als der Vorleser geendet hatte, blieb es noch eine Weile still in dem Gartensaal, und der Regen, dessen leises Rauschen die ganze Erzählung melancholisch begleitet hatte, behielt allein das Wort.

Endlich sagte der junge Doctor am Schachtisch: „Die Geschichte hat etwas von dem Goldton der venezianischen Schule. Das bringen die Palettenkünste der Modernen nicht mehr zu Stande. Obwohl es mir hier und da vorgekommen ist, als ob der Copist stark hineingemalt hätte."

„Der Copist?" rief Der auf dem Sopha und warf seine Cigarre weg. „Man sieht, daß du Eminus noch nicht kennst. Er hat uns nur zum Besten gehabt und nichts Anderes beabsichtigt, als einmal ein Bild mit ganzen Farben neben unsere gebrochenen Färbchen zu stellen. Was gilt die Wette, daß diese Chronik aus San Niccolo noch weit jünger ist, als der berüchtigte Ossian des Macpherson?"

Eminus schien diese Reden ganz zu überhören. „Und was halten

Digitized by Google

Sie von der Sittlichkeit dieser Geschichte?“ fragte er, zu Frau Eugenie gewendet.

Die Angeredete sann einen Augenblick nach, dann sagte sie: „Ich weiß nicht, ob man überhaupt davon reden kann, einen so merkwürdigen Fall als Muster und Vorbild aufzustellen. Und haben nicht auch andere Zeiten andere Sitten und andere Völker ein anderes Gemüth? Ich gestehe, daß eine leidenschaftliche Hingabe, die nicht auf ewige Treue rechnet, mir immer gegen das Gefühl gehen wird, und daß ich erst durch das tragische Ende mit dem befremdlichen Anfang ausgesöhnt worden bin. Und doch, wenn diese blonde Giovanna meine Schwester gewesen wäre, ich würde mich nicht besonnen haben, in dem Leichenzuge Hand in Hand mit ihr hinter Attilio's Sarge herzugehen.“

„Ein besseres Sittenzeugniß konnten Sie ihr nicht ausstellen“, erwiederte der Erzähler. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen dafür die Hand küsse.“

Digitized by Google

Das Kastanienwäldchen in Berlin.

Von **Karl Gutzkow.**

(Schluß)

Die Geschichtswissenschaft gehörte noch zumeist Raumern an. Es war Raumer's beste Zeit. Heine's Spott: „Wat jehen denn Ihnen die jrinen Beeme an —!“ konnte ein Gelehrter belächeln, der allerdings zu den Lustwandlern unter den Kastanien wenig gehörte, nicht zu den Beschaulichen, Ermüdeten oder Träumern — im Gegentheil, Raumer war von einer quecksilbernen Rührigkeit — der aber den damals noch gefeiertsten poetischen Erscheinungen, Tieck, und den Vertretern der Aesthetik, dem noch nicht lange verstorbenen Solger zumal, unmittelbar nahe stand. Mit der Julirevolution gehörte Raumern damals Frankreich und die ganze neue Politik. Ihm gehörte England mit seinem System der Selbstregierung, Holland mit seinen Dorfcolonieen, Amerika mit seiner Strafgesetzgebung, er war der Ueberall des Tages und jeder Zeitfrage. Was er schrieb oder vortrug, Alles hatte dabei eine Zuspitzung auf Preußen, wie es war, sein oder nicht sein sollte. Einen seiner pragmatischen Geschichtsvorträge wollte ich mir bis zum Schluß meines Trienniums aufsparen. Bei alledem waren die liberalen Wünsche des bei Hofe angeschwärzten Demagogen doch so gemäßigt, die Zugeständnisse, die seine beredten Lippen dem Geist der neuen Zeit machten, an so viele Bedingungen geknüpft, daß ich bei ihm vom „Neuen“ viel zu wenig fand, wie wiederum beim Professor der Rechte, Eduard Gans, dem eigentlichen Vorkämpfer constitutioneller und neuzeitlicher Ideen in Berlin, der für einige Publica, die er las, den Zulauf der ganzen Stadt, sogar der Beamten und Officiere hatte, vom Neuen zu viel.

Gans war eine frische, liebenswürdige Kraft. Er gehörte der jüdischen Welt an, die damals für Kunst und Wissenschaft immer mehr Apostel zu entsenden anfing. Er hatte die Einführung der Hegel'schen Philosophie in die Jurisprudenz übernommen und lehrte Erbrecht „auf weltgeschichtlicher Grundlage“, wie man damals mit so großen Worten um sich zu werfen anfing. Das Erbrecht war ihm die der Geschichte immanente absolute Persönlichkeit; es läßt den Menschen als Person nicht untergehen und vertritt außerdem noch mehre andere wichtige Paragraphen der Hegel'schen Logik. Für diese Orthodoxie ging ihm dann seine constitutionelle Ketzerei, ein leichtsinniges Liebäugeln mit den Franzosen, mit Maugnin, Odillon Barrot, die schon damals genannt wurden, gnädigst hin. Machte er doch auch zur Beruhigung Kamptzen's die langen Haare der Turner und Deutschthümler, die Ideen von Görres und seines

Digitized by Google

„eignen Freundes" Leo in Halle lächerlich. Er wohnte an der Ecke der Behrenstraße, wo sich jetzt das Hôtel des Princes befindet. Seidene Vorhänge, elegante Möbel konnte man schon von der Straße aus im Parterre des Garçons unterscheiden. Hätte Gans eine Hausfrau gehabt, er würde den „Salon" in Berlin eingeführt haben nach dem Zuschnitt des neuen Paris. Denn der „Salon" bei den Mendelssohn's, bei Frau Beer, bei Fräulein Wolmar, beim alten Hitzig, das war noch ein Begriff aus dem Zeitalter Récamier. Eduard Gans war Heinrich Heine, wenn Letzterer, um mit seinem Oheim Salomon Heine zu reden, „etwas gelernt gehabt hätte". Er sprach ein Deutsch, das sich schon von Hause aus so einrichtete, bequem in's Französische übersetzt zu werden. Auf der Straße sah man ihn nur im eleganten schwarzen Frack, immer bereit, wie die Professoren der Sorbonne, den Katheder zu besteigen. Dabei sprach er mit seinen Begleitern dermaßen laut, daß die Vorübergehenden still standen und sogleich wußten, was die Tagesordnung war. Ob auf dem Katheder, wenn er sprach, auch bereits das Zuckerwasser stand, dieser Vorbote eines noch empfindlich fehlenden berechtigten constitutionellen Lebens, kann ich nicht für bestimmt versichern. Er las an derselben Stelle, wo der Neander'sche — Mäander floß. Zwei jüdische Convertiten — wie ungleich im Aeußern und Innern! Dennoch mochte ich diese bewunderten Gans'schen Vorträge nicht, so sehr auch die Hörer bis auf den Corridor hinaus angesammelt standen, so daß sich der wohlbeleibte Redner anstrengen mußte, zur Tribüne zu gelangen. Zur Tribüne — es mochte ihm oft auf dem Katheder wie einem Mirabeau zu Muthe gewesen sein. Und zuweilen unterbrach auch ein neuestes Zeitungsblatt, das er aus der Tasche zog, seinen Vortrag. Das war eine Zeit — man wird es kaum glauben — wo schon in dem öffentlich vor fünfhundert Menschen ausgesprochenen Worte: „Journal des Débats" für die patriarchalisch stillen Zustände und die nächste sonntägliche Kirchenparade soviel unmittelbare Bedrohung zu liegen schien, daß darüber eine Staatsrathssitzung abgehalten werden konnte. Hatte sich dann Gans mit seinen pariser Reminiscenzen zu sehr vergallopirt und wol gar das damals geradezu wie eine Aufforderung zum Consigniren der Truppen in den Kasernen klingende Wort „Constitution" mit einer von olympischer Ruhe begleiteten Sicherheit fallen lassen, so lenkte er wieder in Hegel's Phänomenologie ein, gab einige An sich's, Für sich's, An und für Sich's zum Besten, verspottete die deutschen Kaiserideen und Burschenschaftsträume und gelangte wieder zum ruhigen Genuß zurück von Kunst, Oper, Concert, Schauspiel, wo ebenfalls seine laute Rede im Parket, Büffet, zuweilen sogar in der „Staatszeitung", den Ton angab. Streiche ich achtunddreißig Jahre zwischen Sonst und Jetzt und das frühe, allgemein beklagte Grab des liebenswürdigen Mannes, so ist mir, als müßte ich ihn jetzt auf den Bänken des Reichstages in der Nähe einiger eleganten und zum sofortigen Eintritt in's Ministerium oder zu einer Hofaudienz immer frisirten, gantirten und parfümirten Nationalliberalen suchen.

Ein junger Pflegling hoher Gnaden war Leopold Ranke. Diesen

Digitized by Google

damals noch jugendlichen Mann, klein von Gestalt und noch von mäßigem Anklang in seinem, dem Raumer'schen gerade gegenübergelegenen Auditorium, hatte man von einem Gymnasium herübergenommen. Sein Buch „Südeuropäische Staaten und Völker" hatte durch staatsmännische Geschichtsauffassung, Sinn für Citate aus Archiven und Gesandtschaftsberichten und eine Vorliebe für die Welt des grünen Tisches überrascht. Man hatte es merkwürdig gefunden, wie da ein junger Oberlehrer in Frankfurt an der Oder von Herzog Alba sprechen konnte, ohne ihn sogleich ein Ungeheuer zu nennen. Das gefiel in der Behrenstraße, wo Fürst Wittgenstein, in der Wilhelmsstraße, wo Kamptz wohnte. Niemals hat es Varnhagen von Ense Ranken vergeben können, daß dieser dem Verdienst so wenig Rechnung getragen hätte, das sich jener in Bezug auf Empfehlung eines so merkwürdigen Buches an die maßgebenden Mächte erworben haben wollte. Varnhagen war damals noch nicht auf dem Standtpunkt seines Briefwechsels mit Humboldt. Er brannte vor Sehnsucht, wieder zum activen Dienst zurückberufen zu werden, drängte noch seine grollenden Stimmungen in den Hintergrund und theilte durchaus selbst die Sympathie, die er Anderen einflößen wollte, für einen jungen Autor, der in Alba kein Ungeheuer sah. So oft ich Varnhagen in späteren Jahren gesprochen habe, immer kam er auf seine Verdienste um Ranke zurück. „Ich bin die Ursache seines Glücks; ich habe Wittgen- und Altenstein auf ihn aufmerksam gemacht; durch mich ist er von den Schulbänken in Frankfurt an der Oder erlöst worden —!" Ob dann Ranke geneigt war, den Voraussetzungen seiner Gönner zu entsprechen und die mit dem Jahr 1830 immer mehr umsichgreifende freimüthige Geschichtsauffassung zu bekämpfen — scheint zweifelhaft. Aber es wurde zu ähnlichem Zweck eine Zeitschrift begründet, die Ranke fast allein schrieb, ohne in den Ton der Ultras, der Jarke und Phillips, zu verfallen. Dieser schien indessen den maßgebenden Mächten, den königlichen und prinzlichen Flügel-Adjutanten, willkommner zu sein, als die maßvolle Zurückhaltung eines Historikers, der sich bei aller Vermeidung dessen, was die Gegenwart wünscht und betreibt, doch zu jenen Entstellungen der Geschichte nicht hergegeben hat, die damals eine unverbesserliche, machtbegabte Inquisitorenclique wünschte. Einem Tzschoppe, dieser spätern rechten Hand des Ministers Fürsten von Wittgenstein und eines Herzog Karl's von Mecklenburg, Chefs des Staatsraths, würde es durchaus genehm gewesen sein, wenn Ranke in seinem Buch über die deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation in irgend einer Weise Luthern als Urheber des Geistes der Neuerungen und der politischen Anzweiflungen halb und halb hätte fallen lassen.

Nachgerade fing ausschließlich nur noch die Philosophie an, mich an die Universität zu fesseln. Die ganze Nachbarschaft des Kastanienwäldchens förderte die ideale Richtung. Das Treiben der Stadt, das Gewühl der Königs-, die Lebhaftigkeit der Friedrichsstraße war hier verhallt. Wohin man blickte von dem Gitter aus, das den Vorgarten des mächtigen Gebäudes vom Opernplatz trennt, überall nahm

das Auge Eindrücke des Schönen wahr, die Linden, die Akademie, die Bibliothek mit ihrem Nutrimentum spiritus, der Apollotempel des Opernhauses, zur Linken das ehrwürdige Schloß, das ruhmgekrönte Zeughaus und so vieles Andere, das damals erst im Werden begriffen war. Man findet diesen Platz in der Welt nicht wieder, selbst in Paris und Rom nicht. Der Blick vom Capitol erhebt keineswegs, er beleidigt. Die ganze Zeit damals, die Jugend wurde ideal gestimmt. Polen erhob sich und führte einen Heldenkampf durch. In Deutschland war die politische Bewegung zwar bald unterdrückt, aber die Philosophie wurde die Wissenschaft des Tages. Das Alter suchte in ihr Vergessenheit und Sammlung, die Jugend Befreiung vom Schul- und Lebenszwang. Die sinnigsten Köpfe bewährten sich im Ergründen der alten Philosophie, im Anwenden der neuen Auffassungen auf die noch ungelösten Probleme der meisten Disciplinen. Daß sich, um mit Goethe zu reden, da, wo Begriffe fehlten, Worte eingestellt hatten, wurde von den Gegnern des Real-Idealismus in Leipzig, Jena, Göttingen scharf genug hervorgehoben. Es entzündete sich aber ein Streit, der in die Herzen der Jugend begeisternde Flammen warf. Die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" machten Epoche. Selbst die schöne Literatur, die sich allerorten mit neuen Trieben zu regen angefangen hatte, knüpfte an Hegel's Philosophie an. Karl Werder sang die Hegel'schen Kategorieen, übersetzt in die Sprache der Braminen. Weder die nordische Tanne, noch den Palmenbaum und die Lotosblume hatte Heinrich Heine damals allein entdeckt. Die letztere gehörte weit früher den Naturphilosophen, die am Ganges die Vorahnungen des Jordan gefunden haben wollten. Als ich die Materialien meiner Concurrenzschrift über die Schicksalsgottheiten beisammen hatte und an Sichtung und Gruppirung derselben ging, erlebte ich für mich selbst eine Art Damascuswunder solcher philosophirenden Verzückung. Es war ein schöner Wintertag. Der Thiergarten lag hart gefroren. Durch die kahlen Bäume schimmerte ein malerisches Abendroth. Um zu meditiren, streifte ich durch die Alleen über alle „Rondeels" hinweg, an allen „Floraplätzen" und „Rousseauinseln" vorüber. Ein Lichtglanz umgab mich. Ich sah die Zeiten durch die prismatische Beleuchtung des Satzes: „Was ist, ist vernünftig." Was heißt heidnisches Alterthum —? grübelte ich. Gewiß, den einigen Gott kannte es nicht, den dreieinigen noch weniger. Wer aber darf den Stab brechen über die einzelnen Erscheinungen jener ewigen Triebkraft der Geschichte, die zum Lichte drängt —? Hat nicht Zeus Kronion, den die Hellenen, als ihn Phidias schuf, nicht mit Marmor, nicht mit Elfenbein, sondern nur mit Gold, mit ausgerollten massiven Tareiken bekleidet sehen wollten, wirklich gelebt? Er hat gelebt, so gut wie Jehova, er hat beseligt so gut wie der Gott der Christen, der ja auch nur eine höhere Stufe zum Gott Spinoza's ist. Laßt doch nicht die Mythen, die wie Opferblumen den Namen des Zeus umgeben, wie Spenden der Huldigung und Verehrung, den Begriff des Zeus selbst entgelten —! Diese antike Welt, durch die Theologie so verurtheilt, mußte ja so sein,

Digitized by Google

wie sie war. Sie war keine Abirrung vom Gottesbegriff, sondern eine Entwickelung innerhalb desselben, ein nothwendiges Stadium seiner irdischen Darstellung. Gott darzustellen, ihn hervorzubringen, ihn, den Schöpfer, als das Resultat der Geschichte der Schöpfung, so zu sagen sichtbar hervorzulocken, das schien mir der Zweck alles Lebens, der Zweck der Geschichte. Jeder Schritt vorwärts auf der Bahn des Lichtes und der Tugend, jeder Sieg der heiligen Sache der Vernunft und Aufklärung erschien mir ein Schritt näher zum allmäligen Offenbarwerden der Gottheit — Gott wird einst sichtbar werden aus uns selbst und aus der Welt heraus. Die Zeit bis dahin ist lang, aber, also dachte ich, der Tag wird kommen, wo Faust vor dem Erdgeist nicht mehr erschrickt und ausruft: Wehe mir! Mein Aug' vermag dich nicht anzuschauen, schreckliches Gesicht —! Nein, der Anblick der Gottheit wird uns dann beglücken, unsere Wimper wird vor dem Bilde der Größe, zu dem wir selbst gehören, nicht mehr zucken. Und in diesem Augenblick, wo mir die alten Götter nicht im Mindesten unvernünftig, sondern vollberechtigt, und die Mythologie, zumal in ihren Lehren über ein ewiges, selbst die Götter beherrschendes Fatum, tief und gedankenreich erschien hatte ich eine geistige und zugleich wunderbar physische Kraft gewonnen. „Ich hätte mich anheischig machen können, junge Eichen auszureißen und forstzufrevelu.

Wie man dann die Wahl hat, durch das „Brandenburger Thor" in die rauschende Stadt durch mehrere Säulengruppen, ein Geh-, ein Fahr-, ein Reitthor wieder zurückzugelangen, so boten sich mir auch für die Philosophie mehrere Eingänge, die ich jedoch alle zugleich beschritt. Schon damals las Schopenhauer, d. h. er war in Italien und ließ mit consequenter Hartnäckigkeit Jahre lang im Lections-Catalog ankündigen: ex itinere redux lectiones indicabit. Sonst lasen außer Hegel und seinen Schülern auch noch Heinrich Ritter, der Historiker der Philosophie, und jener unglückliche Beneke, den man einige zwanzig Jahre später in einem Canal ertränkt fand. Ich hörte sie alle, diese Gegner Hegel's und gleich im Beginn meiner Studienzeit. Heinrich Ritter war eine kräftige, untersetzte, mehr kleine Gestalt mit eindringlicher, klarverständlicher Rede. Man bekam aus seinen Vorträgen ein Heft. Wesentliches vom Unwesentlichen unterscheidend, hob er Dasjenige hervor, worauf man allenfalls examinirt werden konnte. Er würde ganz ein Mann nach dem Herzen der akademischen Jugend gewesen sein, wenn nicht die damalige Zeit mehr als die jetzige das Glänzende, Poetische, Interessante gesucht hätte. Eine gewisse Nüchternheit schied den ausgezeichneten Forscher vom Geist der Zeit. Er ging nach Göttingen. Beneke war ein geborener Berliner, Schwager jenes Pfarrers Wilmsen, aus dessen „Brandenburgischem Kinderfreund" die damalige preußische Jugend buchstabiren, lesen, denken und empfinden gelernt hatte. „Dies — ist — ein — Buch — und — dieses Buch — ist — mein —" so begann seine Kinderfibel. Beneke war eine Zeitlang Docent in Göttingen. Er hatte dort etwas Englisches angenommen,

Digitized by Google

das auch Schopenhauer von Göttingen mitbrachte. Ohnehin begründete sich Beneke's Philosophie auf ein gründliches Studium der Engländer. So arm der Bewohner einer Dachstube im Pfarrhause seines Schwagers war, man sah Beneke immer à quatre épingles, in Frack und weißer Halsbinde. Letztere stach grell von seinem Haupt ab, dessen Färbung fast zu urgermanisch erschien. Sein kurzgeschornes Haar war ziegelroth. Die „Parochialkirche", in deren Pfarrhause er wohnte, hat ein holländisches Glockenspiel. Jede Viertelstunde quälte ihn ein: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr —!" von zusammenklappenden Eisenstäben. Es gehörte dazu Geduld und in dieser übte sich denn auch wie ein Märtyrer dieser ewige Privatdocent, den zuerst die Hegel'sche Richtung des Ministeriums Altenstein, dann die frömmelnde seiner Nachfolger elend untergehen ließ. Er trug Psychologie, Logik und Metaphysik vor, mit hartnäckig behauptetem altkantischen Standpunkt, der über die „Kritik der reinen Vernunft" nicht hinausgehen und nichts vom Idealismus der späteren Schulen wissen wollte. Beneke's patent sein wollende, aber doch nur pedantische Haltung — sein Wuchs war schmächtig, mager, mehr groß als klein — untersagte ihm jede auffallende Polemik. Er ging mit Locke, Hume, Jeremy Bentham. Letzterer vertrat die Anwendung der Philosophie auf praktische Fragen der Neuzeit. Einem Mann wie Gans fehlte es für diese Richtung nicht an dem ablehnenden Schlagwort: „Amerikanismus". Das sollte die „Sackgasse" sein, in welcher sich die Erneuerung der alten Theorie des Zweifels und der Nuranerkennung dessen, was in den Sinnen liegt, „verrannt" hätte. Wie dem sei, die Richtung dieser Schule auf die Psychologie war eine ersprießliche. Völker- und Sittenkunde, Seelenlehre, die Lehre von den Geistesstörungen, die Erziehung wurden die Gebiete, in welche Beneke sein Häuflein Zuhörer mit einem unerschöpflichen Citaten- und Beispielsreichthum einführte. Seine „Angelegtheiten", wie er die Abdrücke der Erfahrung auf der Silberplatte der Seele (die „Daguerreotypie" war damals noch nicht erfunden) nannte, das latente Fortleben dieser Ansammlungen, das Hervorbrechen derselben durch irgend eine zur „stillen Musik" der Seele wohllautenden Accord gebende Zufälligkeit — die Erklärung dieser Vorgänge trug etwas vom Gepräge der späteren Demonstrationen aus der Lehre von „Kraft und Stoff", war jedoch überzeugend und mehrte die Neigung für Erfahrungswahrheiten und gewissenhafte Prüfung.

Völlig entgegengesetzt zur Vortragsweise aller der berühmten Männer, die wir bisher geschildert haben, war diejenige Hegel's, der noch in voller Kraft stand und nicht ahnte, daß eine damals noch in Asien weilende Seuche, die Cholera, und einige nach einem Souper leichtsinnig verzehrte Melonenschnitte seinem Leben so bald ein Ende machen sollten. Die einzige Weise Schleiermacher's kam dem Charakter nach dem Vortrag Hegel's gleich, falls man nicht sofort eine Ungehörigkeit darin finden will, die große Virtuosität im Vortrage Schleiermachers mit dem lahmen, schleppenden, von ewigen Wiederholungen

und zur Sache nicht gehörenden Flickwörtern unterbrochenen Vortrage Hegel's zu vergleichen. Die Gleichartigkeit liegt darin, daß bei Beiden die Redeweise den Charakter der Improvisation trug, Beide gleichsam ein Herausspinnen des Vortrags aus einer erst im Moment vor den Augen der Hörer thätigen Denkoperation gaben. Die Andern gaben fertige Ergebnisse vorangegangener Meditation. Schleiermacher sowol wie Hegel erneuerten, um dies oder jenes Resultat zu gewinnen, den Denkproceß, Hegel vollends wie eine Spinne, die in der Ecke ihres Netzes verborgen liegt und ihre Fäden, nach außen immer weiter hinaus, nach innen immer enger zusammen zu ziehen sucht. Die Weise, wie in einem meiner Jugendversuche „Nero" unter den daselbst auftretenden Sophisten der dritte seinen Schülern Sein und Denken parallelisirt, ist wörtlich die Copie der Hegel'schen Vortragsweise mit ihren mehrmaligen Wiederholungen des eben Gesprochenen und einem stereotypen „also" nach jedem dritten Wort. Der Gedankengang schiebt sich langsam vorwärts, geht immer wieder einen halben Schritt zurück. Dabei lag der Kopf der proportionirten, männlich gereiften Erscheinung dicht auf dem Pult des Katheders und ließ die Augen, die sich gleichsam von innen mit Flören bedeckten, unsicher und ausdruckslos im Kreise seiner etwa achtzig bis hundert zählenden Zuhörer umirren. Es waren die scheinbar ausdruckslosen Denkeraugen, die eben nach innen leuchten.

Im Wesentlichen war Hegel's Aeußere immer noch nach der Weise eines schwäbischen Magisters. Ottilie Wildermuth würde ihn für ihre schwäbischen „Pfarrhäuser" haben brauchen können. Oft erzählte mir später eine Schwester Wilhelm Hauff's, des schwäbischen Dichters, daß sie im Kloster Schönthal vor „des Hegels" Cynismus, seinem Verschmähen aller Sauberkeit, Ordnung und Seife ein „Horreur" gehabt hätte. Gleiches berichtete man aus Frankfurt über den Kaufmann Gogel'schen Hauslehrer am Eck des Roßmarkts und der Weißadlergasse, wo Hegel in die elegante Sphäre des Romans seines Landsmannes Hölderlin kam. Und daheim, in seiner am Kupfergraben gelegenen Wohnung, den damals noch nicht existirenden Museen gegenüber, trug er eine runde breitrandige Sammetmütze, wie ein „Mayster der freien Künste" aus den Tagen des Mittelalters. Er behielt im Sprechen immer eine gleich mürrische, abgespannte Miene. Ich höre ihn noch, wie er mich beim Testirenlassen einer bei ihm gehörten Vorlesung mit den Worten schwäbischen Accents anredete:

„Ich glaube Ihren Namen schon da und dort gelesen zu haben — Sie schriftstellern schon —?"

Allerdings hatte ich schon damals diesen Becher voll Nektar und Gift an die Lippen gesetzt. Ich hatte zwei Autoren gefunden, die mir unter allen Namen und Richtungen, die sich damals als Träger des Zeitgeistes zu erkennen geben wollten, unter den reinen Belletristen, wie Tieck, Hoffmann, den Romantikern und Doctrinärs, wie Steffens, Görres, Johannes Weitzel (ein zu wenig gewürdigter Publicist jener Tage), vollends unter dem Schwarm der Almanachspoeten, Abend-

zeitungsnovelliſten, Leipziger Journaliſten für die Elegante Welt u. ſ. w., die meiſte Befriedigung und Erhebung gewährten, Wolfgang Menzel und Ludwig Börne. Bei dieſen Beiden hatte ich die Beibehaltung desjenigen vom Alten gefunden, das mir wohlthat, bei Menzel die romantiſche Schule, bei Börne Jean Paul, und doch bei Beiden die volle Zuthat vom Neuen. Ich hatte bei ihnen die Literatur unter dem Geſichtspunkt des Zeit- und Volksgeiſtes, vollends die Poeſie in ihrem Zuſammenhang mit dem Bedürfniß der Erneuerung auf dem Gebiet aller Disciplinen, jedenfalls mit den Bedürfniſſen des nationalen Lebens, unſerer Erziehung, Geſelligkeit. Mächtig ergriff mich der Drang zur Antheilnahme am Kampf für die gute Sache der Schönheit, Freiheit und Wahrheit. Das Nächſte in dem, was mich umgab, war mir verdächtig geworden. Nicht einen Officier, nicht einen Geiſtlichen, keinen mit dem Ordensband im Knopfloch Geſchmückten konnte ich ſehen, ohne mich im Bruch zu fühlen mit Allem, woran ſich die gegebene Welt lehnte. Ueberall nur ſah ich freiwillige Knechtſchaft, Entäußerung beſſerer Erkenntniß, Heuchelei im Feſthalten von Inſtitutionen, die ſich überlebt hatten. Auf dem literariſchen Gebiet erſchien mir alles Unſelbſtſtändigkeit, Nachahmung, affectirte, in Berlin durch beſondere Geſellſchaften geförderte Vergötterung unſrer claſſiſchen Periode. Dort aber, wo noch neue Blüthen getrieben erſchienen, wo noch etwas wie friſche Farbe und Duft herauskam, ſah ich innerlich leere Vegetationen des Sumpfes, grünſchillernde Decken ſtehender Gewäſſer. Zeitungslectüre muß man in Berlin in den Conditoreien ſuchen. Die Ausbeute jedes Beſuchs derſelben war eine Anſammlung grimmigen Zorns und polemiſcher Gelüſte. Noch Student, wollte ich ſchon eine Zeitſchrift herausgeben, vierteljährlich ein Heft, „Forum der Journalliteratur" wollte ich ſie nennen. Die Conceſſion dafür zu erlangen konnte eine Sache der reinen Unmöglichkeit erſcheinen, wie damals die Dinge ſtanden. Aber ſiehe —! Auf meine desfallſige Vernehmung bei einem Rath des Polizeiminiſteriums, nach einem Examen, wer ich wäre, was ich wollte, woher ich die Mittel zur Beſtreitung der Koſten meines Unternehmens zu erlangen hoffte —? empfing ich ein für jene Zeit märchenhaftes Privilegium. Mein „Forum" durfte ſich, natürlich unter Cenſur (des Kammergerichtsraths Bardua), auf Alles und Jedes erſtrecken, ſogar auf Politik. Hätte ich gewollt, es ſtand mir frei, die Herren vom Politiſchen Wochenblatt oder die hiſtoriſch-politiſche Zeitſchrift Ranke's an guter Geſinnung zu überflügeln. Eine glühende Kohle, die ich nicht anzufaſſen wagte. Die blaue Tinte meines Cenſors ſtrich ſchon genug in den Ergüſſen meiner Feder gegen die neueſten Almanache. Ich merkte die noch nicht ganz erkaltete Gunſt des Großinquiſitors, der ohne Zweifel gut für mich geſagt hatte, obſchon ich ihn ſeit lange nicht mehr in den Staatsrath begleitete oder unter ſeinen Auſpicien auf die Freiredouten ging.

In Bezug auf dieſe Thätigkeit, die ſich eines Anklangs von etwas über ſiebzig Abonnenten im deutſchen Vaterlande zu erfreuen hatte und meine Finanzen ruinirte, äußerte Hegel in ſeiner mürriſchen Weiſe:

Digitized by Google

„Wie kann man sich an diesen Wolfgang Menzel anschließen —!"

„Meine Ueberzeugung das —!" sagte ich ebenso brummisch.

Es hätte mich mehr gefördert, wenn ich trotz meiner neunzehn Jahre als Enthusiast für den Real-Idealismus aufgetreten wäre.

Aber der Wahrheit gemäß, bekenne ich, daß sich in Hegel's Vorträgen jenes Damascuswunder (ich möchte es ein umgekehrtes nennen, die Bekehrung vom theologischen Paulus zum philosophirenden Saulus), das mir im winterlichen Thiergarten begegnet war, stündlich wiederholte. Jede der Hegel'schen Beweisführungen hatte eine praktische Perspective. Am Ende einer langen, allerdings höchst monotonen und langweiligen Allee von Begriffsspaltungen sah man immer einen Erfahrungssatz, der bestätigt, oder einen Traditionssatz, der umgestoßen werden sollte. Der logische Proceß, das Sein und Werden, das Ansich und Fürsich, war allerdings ein Becherspiel unter der Hand eines Jongleurs, der sein Spielzeug so lange betreibt, bis er uns das Auge verwirrt und erst durch Aufhebung eines der blanken Gefäße wieder zur Besinnung bringt. Hob Hegel den Becher auf, so lag gewöhnlich ein Unerwartetes aufgedeckt, ein Wort von Goethe oder Spinoza, eine mystische Stelle Taulers oder Jakob Böhme's, eine Etymologie von Grimm, ein politisches Wort Montesquieu's, ein Vorkommniß der Geschichte. Man mußte staunen und bewundern. Die schärfste Polemik nach links und rechts, die absolute Verachtung der „abstracten", „endlichen", „flachrationalistischen" „Wahrnehmungen" begleitete durchweg den Vortrag und erkräftigte den Geist, erfüllte ihn allerdings auch mit Hochmuth. Man sah nur Denk-Parias um sich, während man sich selbst, mit seiner Mappe unterm Arm, als Bramine herauszutreten schien aus dem Hörsaal — war es nicht Nr. 6? Die Hegel'sche Philosophie der Geschichte, deren Gefahren ich erst später erkennen lernte, war in der That jenes Webermeisterstück, wovon Mephisto im Faust spricht. Die Fäden gingen auf und nieder, jeder Tritt war sicher und berechnet, die Welt wurde dem Schöpfer nachconstruirt, das Geheimniß der Parzen, ihr System, wonach sie die Verhängnisse bestimmten, schien enträthselt. Die Art, wie aus jedem Volk gleichsam die Wurzel seines Seins gezogen wurde, von jedem Zeitabschnitt die Blüthe seiner gesammten Tendenzen und Strebungen gepflückt, erfüllte den jugendlichen Hörer mit andächtigen Schauern.

Und dennoch konnte ich über die eine Klippe nicht hinweg, daß das Denken gleich sein sollte dem realen Sein! Ich bewunderte einige leidenschaftliche Adepten der neuen Lehre, wie ihnen diese Fähigkeit so vollkommen inne zu wohnen schien. Sie konnten das Nichts ordentlich festhalten, das Sein und Werden mit Fingern greifen. Sie konnten sich die Welt, das Stein-, das Mineralreich, die preußische Wachtparade mit den himmelhohen Haarbüscheln an den damaligen „Czakos" der Garde, die lange Friedrichsstraße ebenso wie die Milchstraße am Himmel alles rein aus puren Ideen zusammengesetzt denken. Ich gehörte nicht zu ihnen. War ich sonst doch Keiner von den Massiv- und Grobkörnigen, die nur Das begriffen, was sie, wie Marheinecke gesagt hatte, „in ihren Leib

Digitized by Google

hineinfraßen" — ich bekämpfte im Gegentheil eifrigst mein Behagen an der Erscheinungswelt, aber den Augenblick begriff ich nicht, wo der Logos plötzlich das Wort war und das Wort die sichtbare Welt. Um mich zum abstracten Denken, zur süddeutschen Ekstase und Idealität reifer zu machen, besuchte ich ab und zu einige der wenigen damals auftauchenden Locale für — „fremdes Bier". Ich sprach aus mächtigen Pokalgläsern lediglich dem Erlanger und Nürnberger zu, das amalgamirt mit den gepfeffertsten und gezwiebeltsten Beefsteaks (ebenfalls einer Neuerung für Berlin) dem Menschen eine himmelstürmende Elasticität zu geben vermag und aus dem Vaterland Hegel's, dem poesievollen Süden kam — aber umsonst, die verbesserte Nahrung wirkte lediglich auf die Vermehrung der Thatkraft und brachte wiederum die Wälle von Spandau in Gefahr. Entbehrung hätte für die Ideen Plato's besser gewirkt. Aber die Ideen Plato's kannte ich als Schattenbilder, als bloße Abdrücke der Wesenheiten in einem sonnenverklärten Jenseits. Zuletzt besuchte ich, um mich durchaus im Denken des Absoluten zu erkräftigen, noch die Vorträge zweier Schüler Hegel's, des braven Michelet, der sich aus Hegel's Logik eine liberale Weltanschauung zu construiren im Begriff war, und des äußerlich coulanten und gefälligen Herrn Leopold von Henning, dem dieselbe Logik das Material zur Unterstützung Jarke's und Phillips' bot, jener Ultraconservativen, die bald ihre Confession wechseln, katholisch werden und nach Oesterreich übersiedeln sollten. Aber ich kam über den Moment, wo auch diesen braven Männern das Denken gleich Sein war, nicht hinweg. Ich sah in der Welt nur Betrachtende und Betrachtetes. Meine Röcke und Stiefel kosteten ein „reelles" Geld — eine schwarze Pikesche mit kunstvollen Schnüren und zierlich übersponnenen Knöpfen machte mich auf ein halbes Jahr zum Schuldner meines Schneiders, der sich die Zahlung in Monatsraten gefallen ließ — wie ich aber diese so kostspielige materielle Welt rein aus meinen Gedanken heraus ableiten und Gläubiger mit Ideen zufriedenstellen sollte, ich habe es nie begriffen, so lebhaften Theil ich auch an einem Disputatorium nahm, das Leopold von Henning ein ehemaliger Officier und auch noch damals Lehrer an der Kriegsschule, förmlich als eine Art Hegel'schen Exercierplatzes errichtet hatte. Der große, hagere Herr Baron konnte für unsern Flügelmann gelten. Wir waren einige Zwanzig und machten Rechts schwenkt! Augen links! In Zügen! In Colonnen! Alles mit ihm durch, legten Hinterhalt mit Trugschlüssen, schossen Beweisführungen, avancirten und retirirten, alles nach den Regeln der Dialectik, aber mein Denken und — das alte zerschnittene Pult vor mir mit den eingekerbten Namen und schwarzen Tintenflecken erhob sich nicht zur absoluten Identität, so sehr ich geneigt war, anzunehmen, daß allerdings anfangs Alles Gott und Gottes war, daß sich Gott in seinem Bestreben, einmal aus dem Ansich herausspazieren zu gehen, einer, so zu sagen, elektrischen Strömung im All bedient haben konnte, woraus die Materie entstand. Denn man hatte ja Beispiele, so stärkte ich meinen Glauben, daß aus einem Gewitter, also

aus reinen Luftphänomenen, helle, schwere Steine gefallen waren. Mit Meteorsteinen und aus gewissen räthselhaften Vorgängen, namentlich der Generatio aequivoqua, suchte ich mir die Möglichkeit des Nichts — Etwas zu erklären. Ich Unglücklicher, wenn ich schon damals hätte erfahren müssen, daß die Generatio aequivoqua auch nur auf Täuschung beruhte und alles, was entsteht, Virchow'sche Eier voraus setzt!

In diesem Kampf zwischen Glauben und Zweifel war ich eines Tages aus Henning's Disputatorium unter die herbstlich gefärbten Kastanienwipfel getreten, um frische Luft zu schöpfen und mich an einem mir sympathischeren Sein und Wesen der Dinge, am blauen Himmel, an den Kastanien, die von den Bäumen fielen, am Rascheln des Laubes zu erfreuen, als mich einer der Mitdisputanten, unverkennbar ein Israelit (am Jordan selbst konnte er geboren sein, so gelb war seine Haut, so orientalisch gezeichnet seine Physiognomie), einholte und mit den Worten anredete:

„Werden Sie denn auch noch länger diesen Hegel'schen Unsinn aushalten können?"

Ich sah den Sprecher, den ich schon öfters bemerkt hatte, groß an. Seine Kritik der Hegel'schen Philosophie schien ihm vom Herzen gekommen. Sein Auge verrieth eine dunkle Zornesgluth. Die blassen Lippen waren trotzig aufgeworfen. Der gebückt getragene Kopf machte eine Seitenbewegung der absolutesten Verachtung auf das im Schatten liegende graue Universitätsgebäude.

Mit der scharfen, namentlich den Diphthong „ei" schneidend hervorhebenden Sprechweise, die in Königsberg, Kant's Geburts- und Wirkensstätte, heimisch ist, griff er zunächst Henning als einen bloßen Nachbeter an, die Disputanten, die sich mit ihm in allerlei Wortklaubereien ergingen, nannte er eitle Bursche, die sich nur einen Namen machen wollten; die ganze Philosophie Hegel's war ihm ein Wortgefecht.

„Ich habe Sie schon öfters beobachtet", fuhr er fort, „schon als Sie die Schicksalsgottheiten überwunden hatten und Ihnen Ihr ehemaliger Rector, Ribbeck, im Hofe der Universität drüben Glück wünschte. Auch Ihr „Forum" lese ich. Ich will Ihnen aber einen Vorschlag machen, wir wollen Hegel's Encyclopädie für uns selbst vornehmen und Paragraph für Paragraph durchgehen und uns selbst überzeugen, was daran Sinn oder Unsinn ist."

Auge, Gestalt des Mundes, die ganze mürrische Miene und nachlässige Haltung des Körpers blieb während dieser Worte dieselbe. Weder daß ein Lächeln über seine Züge glitt, noch eine besondere äußere Bezeugung des doch in seinen Worten liegenden Wohlwollens sichtbar wurde. Sein mürrischer Ernst, seine kurze, schneidende Redeweise änderte sich nicht, auch als ich mich bereit erklärte, auf seinen Vorschlag einzugehen und noch einige von meinen Genossen mitbringen zu wollen, falls ihm die Erweiterung unserer kritischen Lectüre zu einem regelmäßigen philosophischen „Thee" oder „Kaffee" oder sonstigem Kneipen oder aber zu einer in jeder Beziehung trockenen Gesellschaft genehm wäre.

Digitized by Google

Als ich seinen Namen erfuhr, erkannte ich einen literarischen Collegen. Auch er hatte schon die fragwürdigen Reize der Oeffentlichkeit gekostet. Es war jener Joel Jakoby, der einige Jahre später eine merkwürdige Rolle spielen sollte, eben noch „Klagen eines Juden" geschrieben hatte, unmittelbar darauf Christ, sogar Katholik wurde, die besondere Protection der maßgebenden politischen Kreise Berlins genoß, seltsame, aufsehenmachende Artikel mit dem Zeichen „Halle an der Saale" für die Allgemeine Zeitung schrieb, eine mysteriöse Reise nach der Schweiz unternahm, wo man damals als politischer Spion irgendwo mit drei Dolchen in der Brust in einem Busch aufgefunden werden konnte, deßhalb schleunigst nach Berlin zurückkehrte, allwo er vor einigen Jahren als „Lector" beim berliner Polizeiamt mit dem Titel eines Kanzleiraths und nicht ohne Orden gestorben ist.

Diese wahrlich in sich zerrissene Natur, heute im Ton der Psalmen das moderne Leid der Juden singend, jenen damals mit Bendemann's „Trauernden Juden" und dem Emancipationsbegehren aufgekommenen sogenannten „Judenschmerz", und morgen von den Weiden am Bach Kidron direct nach Dresden reisend, um sich in der katholischen Hofkirche statt Joel (Jehova ist Gott) Franz Maria taufen zu lassen, wußte sich den Schein völliger Einigkeit mit sich selbst zu geben. In raschem, monotonen Absprechen erledigte er jede Schwierigkeit. Er entbehrte durchaus jenen Verehrungssinn, der seinem Stamm sonst eigen zu sein pflegt. Ihm war alles menschliche Streben durchaus menschlich, höchst endlich, der größte Geist unter Umständen nur ein Dummkopf. Aber auch jeder Minister, jeder Fürst erschien ihm durch die allgemeinen Bedingungen alles Daseins eine leicht auszunutzende Gewöhnlichkeit. Ihm imponirten die Dinge und Menschen nur so lange, bis er ihnen eine Phrase für sein sprachlich nicht geringes Talent abgewonnen hatte. Der volle Pendant zu dem damals immer mehr die Oberhand gewinnenden Heinrich Heine. Nur daß Jakoby im Grunde seines Wesens eine Natur war, die das Verständniß der Pietät besaß aus dem gemeinschaftlichen jüdischen Ursprung her. Er hatte Sinn für die Tiefen des Gemüths und die heiligen Schauer der Religion, der Sitte, des häuslichen Lebens. Dennoch machte er ihn nicht geltend. Ueber den jedenfalls vorhanden gewesenen Zwiespalt seines Innern und nagende Gewissensbisse soll ihm zuletzt die Wiederaufnahme von Reminiscenzen aus den Zeiten Ludwig Devrient's und E. T. A. Hoffmann's bei Lutter und Wegener in Berlin, ein tägliches Desipere in loco, hinweggeholfen haben.

Es wurde also wirklich ein regelmäßiger, hyperboräisch-norddeutscher Thee unter vier bis fünf Criminalinquisitoren der Hegel'schen Philosophie in Joel Jakoby's Behausung, in der Nähe der Werder'schen Kirche, an derselben Stelle, wo sich gegenwärtig das schöne Hotel d'Angleterre erhebt. Die Paragraphen der Encyclopädie wurden jede Woche einige Mal durchgenommen und über den Sinn oder Unsinn derselben die verschiedenen Meinungen abgehört. Es stellte sich dabei zunächst heraus, daß Joel Jakoby's mürrischer Ernst nur die Maske eines Be-

Digitized by Google

strebens war, durch komische Schlagwörter Lachen hervorzurufen. Sein eigenes behagliches Lächeln über Etwas, das gezündet hatte, blitzte, wenn auch nur verstohlen, hinterher über den gelben, egyptischen Teint seiner eigenen Gesichtszüge verrätherisch nach.

Mitten in diese philosophischen Abende hinein brach bald eine Schreckenszeit, die nicht nur uns, sondern die ganze damalige Welt an die Endschaft aller idealen Träume und Gott sich gleich und verwandt fühlenden Stimmungen erinnerte. Die Cholera, der „asiatische Gast", wie sie hieß, die „Seuche", wie sie auf den Kanzeln genannt wurde, besuchte Europa zum ersten Male. Sie war das Schreckbild der Menschheit. Auf einem dürren Kosackenklepper schien sie zu kommen, die sieben Plagen als siebensträhnige Knute in der Hand, die asiatische Giftmischerin, die in alle Brunnen, alle Ströme, in jede Nahrung den Keim des Todes warf. Ein hageres, fahles Weib mit zerzaustem Haar — Schmutz an ihren Kleidern — das personificirte — Erbrechen —! Das war ein Gegensatz zur — Idealitätsphilosophie! Die Welt des Lichtes, der Ahnung und Schönheit in unserer Brust und nun diese Choleraprāservative, diese wollenen Leibbinden, diese mit dunklem Wachstuch überzogenen Todtenkörbe, diese besonderen, der Ansteckung wehrenden Anzüge der Wärter, diese Tafeln, die an die Häuser geheftet werden sollten, diese Cholerastationen in jedem Stadtviertel! Man glaubte an die Ansteckung und an Einschleppung. Man hatte auch Recht. Denn sie war ja auf der Wanderschaft von Indien her, über den Ural, durch die Steppen Rußlands gekommen. Rußlands Freundschaft für uns, die heilige Allianz, die soeben den polnischen Aufstand niedergeworfen hatte, schien uns damit ein Geschenk des Dankes machen zu wollen. Das Volk hatte von dem Elend, das zu erwarten stand, entsetzliche Vorstellungen. Es fürchtete die Brunnen vergiftet, glaubte die Reichen von den Krallen der Harpye verschont und sah ein Strafgericht Gottes verhängt über die Welt für die Sünden, die sich seit dem durch Gottes Gnade verhängten Sturz Napoleon's so bedenklich gemehrt hätten, und für den Unglauben. Die Denker litten nicht minder. Sie standen unter dem Einfluß ihrer Phantasie und Gelehrsamkeit. Die Seuche kam aus Indien, dem Lande der freiwilligen Selbstvernichtung. Es wurden Scenen des Entsetzens, der Verzweiflung, des Aufruhrs berichtet, die ganze Städte ergriffen haben sollten, andrerseits wieder Scenen des absoluten Gleichmuths, der dumpfen Ergebung in Leben und Tod, wo sich die Bande der Freundschaft und Liebe lockerten, die Mutter die Kinder vergaß, der Gatte die Gattin. Die Bilder der Pest, des „englischen Schweißes", des „Flagellantismus" entrollte unseren Gelehrten des Kastanienwäldchens Professor Hecker, der Historiker der Medicin. Für die Philologen, für Schleiermacher, Boeckh entrollten sich die Blätter des Thucydides, die Bilder der Pest, die einen Denker, wie Anaxagoras, hatte bestimmen können, den freiwilligen Hungertod, das gräßlichste Sterbenwollen dem noch gräßlicheren Sterbenmüssen vorzuziehen, der Pest, die einen Perikles, die göttliche Gestalt, als sie selbst schon von den Pfeilen des erzürnten Helios geritzt war, über die Opfer des Krieges

und der Pest seine berühmte Trauerrede halten ließ, in welcher sich auch nicht Ein Hauch der Hoffnung auf ein jenseitiges Wiedersehen und nur lediglich die Vertröstung durch irdische Unsterblichkeit findet —! Mit trüben Ahnungen gingen diese Männer. Schleiermacher predigte Liebe und Geduld; er beschwor seine Gemeinde um die Bewährung christlicher Tugend. Wie eben Berlin ist, so suchte es auch im Witz eine Hülfe der Zerstreuung. Man sprach von Boccaz, der sein Dekamerone für die Pest geschrieben hätte. Man verspottete den Chef des Medicinalwesens, Professor Rust, der eine absolute hermetische „Sperre" nach Osten angeordnet hatte, und ließ eine Carricatur erscheinen, einen Vogel mit dem Kopfe Rust's und der Unterschrift: „Passer rusticus. Gemeiner Landsperling." Aber die Cholera-Stationen Thorn, Danzig, Frankfurt an der Oder kamen immer näher und die Gebete in den Kirchen, sogar Schleiermacher's Thränen (denn damals hat Schleiermacher, diese kalte Natur, am Schluß jeder seiner Predigten geweint) halfen nichts. Ich sah wiederum am Kastanienwäldchen die ersten sicheren Zeichen, daß — „sie" da war. So sprach man von ihr, wie jetzt vom „Er". Am Ende der Dorotheenstraße, im letzten Hause am kleinen Arm der Spree, die noch lange kein Eis ansetzen und eine Anti-Cholera-Temperatur einleiten wollte, lag das „Klinicum", ein bescheidener Anfang jener großen Schmerzensstätten, die jetzt der wundärztlichen Kunst in anderen Gegenden der Stadt aufgeschlagen sind. Auch dort war eine Cholerastation. Schon wurden mit fieberhafter Eile durch das welke Kastanienlaub die langen Cholerakörbe von Männern, die an die Todtenbrüderschaft Roms erinnerten, getragen. Wen die gespenstische Giftmischerin nicht mit ihrer Geißel unmittelbar berührte, den ergriff ihr moralischer Einfluß, die Furcht, die Vorstellung. Die Krankheit sprang wirklich aus der Phantasie in den Unterleib. Das war eine satanische Ironie des Denkens = Sein! Die Raben krächzten in den Wipfeln. Kein jugendlicher Nachwuchs baute noch Laubhütten unter den alten Bäumen oder sammelte ihre braunen, glänzenden Früchte, um sie zu Kränzen aufzureihen, die über die Schultern geworfen wurden. Alles schoß angstvoll aneinander vorüber und stand unter dem Druck der neuesten Nachrichten, die in den Morgens erscheinenden Zeitungen gestanden hatten über die Progression der Zahl der Erkrankten und Gestorbenen. Bald ging diese in die Tausende. Saphir schickte den Berlinern von München aus, wohin er gegangen war, den „Witz": Man sagte nicht mehr: „Wie geht's Ihnen?" sondern „Wie schwitzen Sie?"

Es war ein naßkalter Novemberabend. Am westlichen Himmel zeigte sich jenes Gelbroth, womit die untergehende Sonne nur Sturm und Regen verheißt. In einem Winkel des Kastanienwäldchens, dort, wo sich die froheste Jugendlust getummelt hatte, sprach ich einem treuen, lieben Freunde, einem Nachkommen Bürger's, trauernd die Worte:

Was mir das graue Palais dort drüben bieten kann, das hab' ich nun wol hinweg! Ich halte nicht eine einzige Vorlesung mehr bis zu

Digitized by Google

Ende aus, ich schreibe keine Hefte mehr nach, die Bücher, die ich zu Hause studire, haben mich weiter gefördert, als sämmtliche Vorträge. Das ganze Leben in Preußen, und in Berlin zumal, wird unerträglich. Wo ich hinsehe — Vorurtheil und Tyrannei! Kein Hauch der neuen Zeit darf über diese Grenzen kommen und sie verstehen es wirklich, diese Gensdarmen und die Männer mit dem rothen Kragen am Rock und den Orden im Knopfloch die Luft abzusperren, die geistige Luft, den Zeitgeist —! Und überall draußen treibt und drängt eine andere Welt zum Licht! Ich will mit den Polen ziehen, die auch jetzt ihr Vaterland verlassen. Durch Berlin dürfen sie nicht kommen. Sie folgen einer Zwangsroute, die sie an den großen Städten vorüberführt, nach Frankreich hin, wohin sie übersiedeln, die neuen Enkel des Ahasver. Ich schließe mich ihnen an. In Süddeutschland, im poetischen Schwabenland will ich Schiller's Fußstapfen aufsuchen, um mich zu erheben, zu kräftigen im Kampf für Schönheit und Freiheit. Hier erliege ich. Zum examenbereiten Candidaten der Theologie oder Philologie kann ich mich nicht mehr schulen. Ich lerne sie nie die Sprache, die hier allein verstanden, gehört und belohnt wird!

Es war mein zweiter Versuch, Berlin zu entfliehen. Den ersten hatte ich schon einmal mit dem Hallenser besprochen im Walde an der Spree hinter Treptow, dort, wo ich in meinen „Rittern vom Geist" den Schlurck habe sterben lassen — eine Waldgegend, damals von lichtschimmernden Buchen und ehrwürdigen Eichstämmen so gut bestanden, wie nur der Landschaftsmaler eine solche an den Bergesabhängen des Südens sucht, wenn auch der Name: „Am Eierhäuschen" lächerlich niedlich klingt. Dieser Ausflug scheiterte am Mitleid um die alten Eltern. Der neue sollte nur noch von einer aus Stuttgart erwarteten Zustimmung abhängen.

Diese traf ein, und so wurde denn — ein altes Felleisen mit meinen Habseligkeiten gepackt. Meine Reiselectüre war ein eben erschienenes Buch von Karl Rosenkranz: „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter." Im strömenden Regen und nach Abschieden, deren Schmerz auf anderem Gebiet zu suchen war, als auf dem welken Laub im Kastanienwäldchen (dem Capitel vom jungen Geist sollte sich in meinen „Lateinischen Jahren" eigentlich noch ein Capitel vom jungen Herzen anschließen dürfen*), rasselte ich aus der Stadt der Pest hinaus zum noch cholerafreien und überhaupt in Allem und Jedem freieren Süden. Man bedenke das feierliche Tempo dieses gewagten ersten Schrittes in die große Welt! Ich fuhr nicht einmal mit der „Schnell"-, sondern, meiner bemessenen Reisekasse wegen, mit der „Fahrpost" —! Zwei Nächte und einen ganzen Tag gönnte sich ein begnügteres Jahrhundert, um von Berlin nur allein — bis nach Halle zu kommen.

*) Der Leser wird mit uns übereinstimmen, wenn wir unserm berühmten Freund und Mitarbeiter auch für dieses „Capitel vom jungen Herzen" schon im Voraus ein herzliches Willkommen zurufen! Die Herausgeber des „Salon".

Digitized by Google

Johann, König von Sachsen.

(Philalethes.)

Philalethes,

König Johann von Sachsen.

Dem hochverehrten Manne, mit dessen Bildniß unser „Salon" sich heute schmückt, sind diese Zeilen bescheidentlich gewidmet. Nicht als ob wir auf ihn, der zu unserer Freude noch unter den Lebenden wandelt, eine Lobrede zu halten gedächten. Er bedarf unsers Lobes nicht. Nur anzudeuten, was er ist und wie er es geworden, was er geleistet in Wissenschaft, Kunst und Staatsleben, sei uns vergönnt. So entwerfen wir mit leichtem Griffel eine biographische Skizze, die dem Bilde gleichsam als Rahmen dienen soll, nichts weiter.

König Friedrich August I. von Sachsen, der nach einer fast sechzigjährigen Regierung am 5. Mai 1827 mit Tode abging, hinterließ keine männlichen Leibeserben. Ihn überlebten, außer einer Tochter, der Prinzessin Auguste (geb. 1782), zwei Brüder, die Herzoge zu Sachsen Anton und Maximilian. Ersterer, der, 1755 geboren, von Staatsangelegenheiten sich seither ferngehalten und hauptsächlich nur mit Musik, genealogischen Studien und religiösen Uebungen beschäftigt hatte, sah sich nunmehr durch die Erbfolgeordnung genöthigt, den erledigten Thron zu besteigen. Seine erste Ehe war kinderlos geblieben und schon 1782 durch den Tod getrennt worden; die zweite Gattin, eine Tochter des Kaisers Leopold, ward ihm während der Huldigung in Leipzig am 7. November 1827 entrissen, nachdem ihre Kinder bereits in zartester Jugend ihr vorausgegangen waren. König Anton starb selber, hochbetagt, am 6. Juni 1836.

Herzog Maximilian hatte inzwischen, 1830, in Anbetracht seines hohen Alters (geb. 13. April 1759) und der bewegten Zeit, die eine frischere Kraft für die Leitung des Staates zu erfordern schien, ausdrücklich zu Gunsten seines ältesten Sohnes auf die Thronfolge verzichtet. Er war mit der Prinzessin Theresia, der Tochter des Herzogs Ferdinand von Parma, vermählt gewesen, aber schon am 8. März 1804 hatte auch diesen glücklichen Ehebund der Tod zerstört. Fünf Kinder waren so frühzeitig mutterlos geworden: zwei Töchter, Amalia und Maria, und drei Söhne, Friedrich August, Clemens und Johann; der Vater ließ ihnen allen aber auch eine um so sorgfältigere Erziehung angedeihen.

Die älteste Tochter, Prinzessin Amalia (geb. 10. August 1794) entwickelte bald aus ihrem ernstsinnigen Gemüthe ein schönes Talent dichterischer Gestaltung, besonders auf dem Gebiete der Dramatik. Schon im Jahre 1829 trat sie unter dem Namen „Amalie Heiter" mit

einem Schauspiele „Der Krönungstag“ hervor, das zunächst in Dresden bei Hofe, dann aber auch vor dem großen Publicum aufgeführt und mit großem Beifall aufgenommen ward. Diesem glücklichen Anfange entsprach die weitere Folge. Es entstand nach und nach eine Reihe von Dramen aus dem bürgerlichen Leben; einige davon, namentlich „Der Landwirth“, „Der Verlobungsring“, „Die Fürstenbraut“ und vor Allen „Der Oheim“, errangen sich eine mehr als zeitgeschichtliche Bedeutung in der dramatischen Literatur. Prinzessin Amalia ist unvermählt geblieben und steht jetzt im 75. Lebensjahre. Ihre Schwester, Prinzessin Maria (geb. 1796), vermählte sich am 6. Mai 1821 mit dem verwittweten Großherzog Ferdinand III. von Toscana, wurde indessen bereits nach drei Jahren selbst Wittwe und ist am 3. Januar 1865 zu Brandeis in Böhmen gestorben.

Des Herzogs Maximilian ältester Sohn, Prinz Friedrich August (geb. 18. Mai 1797), wurde im Jahre 1830, als sein Vater auf die Thronfolge verzichtet hatte, vom Oheim, dem König Anton, zum Mitregenten angenommen und am 6. Juni 1836 bestieg er als König den sächsischen Thron Wie alle seine Geschwister hatte er von Jugend auf ganz vortrefflichen Unterricht genossen und sich vielseitig ausgebildet. Sein Lieblingsstudium aber war die Botanik geworden; sie füllte fast alle seine Mußestunden, sie war der Zweck fast aller seiner Reisen. In Gemeinschaft mit Goethe hatte er früher schon die Pflanzen und Steinarten des Erzgebirges gesammelt und beschrieben; als „Flora Marienbadensis“ erschienen diese Studien 1837 zu Prag im Druck. Leider sollten diesem wohlmeinenden und mildherzigen Fürsten schwere Regierungssorgen, harte Prüfungen in sturmbewegter Zeit nicht erspart bleiben und am 5. August 1854 mußte ihn auf einer Reise durch Tyrol ein jäher Tod ereilen. Da weder seine erste, noch die zweite 1833 mit der Prinzessin Maria von Bayern (einer jüngeren Schwester der jetzigen Königin von Sachsen) geschlossene Ehe mit Nachkommen gesegnet worden und auch der jüngere Bruder Clemens bereits am 4. Januar 1822 gestorben war, so trat nunmehr des Herzogs Maximilian jüngster Sohn, Prinz Johann Nepomuk Maria Joseph, in die Thronfolge ein.

Diesem jüngsten Neffen des regierenden Kurfürsten Friedrich August I. war es wohl bei seiner Geburt, am 12. December 1801, nicht an der Wiege gesungen worden, daß er dereinst, nach einem halben Jahrhundert, die Würde einer Königskrone und die Bürde strenger Regentenpflicht werde auf sich nehmen müssen. Aber eine tiefernste Gestalt aus der Heimath der Mutter, der Geist Dante's, stand zu Häupten des Kindes und berührte seine Schläfe mit segnender Hand. Und also geschah es nach dem Segenswunsche des großen Dichters: gerechter, fester Sinn und mildes, versöhnliches Herz, tiefer Wissensdrang und strengste Wahrheitsliebe wurden dem jungen Prinzen zu eigen und gaben ihm die Weihe für's ganze Leben.

Trübe, stürmische Witterung ging durch die ersten Knabenjahre. Die Mutter starb: das erste, wenn auch vom Kindesherzen noch unver-

standene Leid. Dann kam der Krieg über das deutsche Vaterland; nach kummervoller, banger Zeit erst kehrte Sonnenschein und Friede wieder. Prinz Johann, dessen erste Erziehung der General v. Forell und Freiherr v. Wessenberg geleitet hatten, war noch nicht in sein fünfzehntes Lebensjahr eingetreten, als seine beiden Brüder aus den Feldzügen heimkehrten und er nunmehr an dem Unterricht Theil nehmen durfte, den sie, unter Leitung des Generals v. Watzdorf, von tüchtigen Lehrern, namentlich vom Hofrath Stübel, in Geschichte, Rechtskunde und Staatswissenschaften, genossen. So erwarb er sich gründliche Kenntnisse und klare Anschauungen; schon im neunzehnten Lebensjahre konnte er zu den Berathungen des geheimen Finanzcollegiums zugezogen werden. Indessen sollte er, bevor er sich dem Staatsdienst widmete, noch eine Reise nach Italien, in das Geburtsland seiner Mutter, unternehmen. Die schönen und herrlichen Eindrücke, die er dort empfing, wurden leider durch den Schmerz getrübt, daß sein Bruder Clemens, der ihn begleitete, zu Pisa starb. Heimgekehrt, vermählte er sich am 21. November 1822 mit der am 13. November 1801 geborenen Prinzessin Amalie Auguste, Tochter des Königs Maximilian Joseph von Bayern und Zwillingsschwester der nachmaligen Königin Elisabeth von Preußen. Das Rittergut Jahnishausen bei Riesa ward sein Eigenthum und gab ihm Gelegenheit, nicht nur in stiller Zurückgezogenheit seinen Lieblingsstudien nachzuhängen, sondern auch im praktischen Betriebe der Landwirthschaft sich zu bethätigen.

Wie regsam er alle wissenschaftlichen Bestrebungen zu fördern trachtete, zeigte sich darin, daß er im Jahre 1824 einen Verein für Alterthumskunde gründen half und als Präsident an die Spitze desselben trat. Am innigsten zugethan aber war er schon in jungen Jahren jenem großen Dichter, der gleichsam als der Genius seines Lebens bereits an seiner Wiege gestanden und ihm „den unbeschreiblichen Drang" in's Herz gelegt hatte, dem deutschen Volke ein Dolmetscher des hohen Liedes der Divina Commedia zu werden.

Dante's „Göttliche Komödie" war damals nicht mehr so ganz fremd auf deutschem Boden. Der romantische Cultus des Mittelalters hatte auch auf sie bewundernd die Augen gerichtet und in ihr, wie in dem gothischen Dom, die reinste Offenbarung christlicher Kunst gefunden. A. W. v. Schlegel, dem Meister der Verdeutschung, kommt der Ruhm zu, das tiefsinnige Gedicht, wenn auch nur bruchstückweise, zuerst in wohlklingende deutsche Verse übersetzt und damit seine Vorgänger (Bachenschwanz, Jagemann und Meinhard) vollständig in den Schatten gestellt zu haben. Die von ihm gebrochene Bahn hatten dann K. L. Kannegießer und K. Streckfuß muthig betreten und Beide, mit einander wetteifernd, die ganze Dichtung in strenger Terzinenform wiederzugeben gesucht.

Nun machte sich Prinz Johann „gewissermaßen aus einem unbewußten Drange" an dieselbe Arbeit. Dante war, wie er selbst sagte, seit langer Zeit einer seiner Lieblingsschriftsteller gewesen und hatte ihn

Digitized by Google

ſelbſt durch die Schwierigkeiten des Verſtändniſſes zu deſto eifrigerem Studium angeſpornt. „Das charakteriſtiſche Gepräge eines höchſt eigenthümlichen, bedeutenden Mannes in einer höchſt eigenthümlichen Zeit, aus der wir kein anderes ſo vollendetes Werk beſitzen, eine Sprache, die um ſo mehr den Geiſt des Dichters wiedergiebt, als er ſie ſelbſt erſt ſchaffen mußte, die hohe moraliſche Würde und der unendliche Fleiß der Ausführung“ zogen den Jüngling unwiderſtehlich an. Die Divina Commedia war ihm „ſtets vorgekommen, wie ein gothiſcher Dom, wo manche überladene Verzierungen unſerem geläuterten Geſchmacke anſtößig ſein können, während der erhabene ernſte Eindruck des Ganzen und die Vollendung und Mannichfaltigkeit der Einzelheiten unſer Gemüth mit Bewunderung erfüllen.“ Beide galten ihm als „lebendige Ergebniſſe jener reichbewegten Zeit, des nunmehr wieder zu Ehren gebrachten Mittelalters.“ Aus dieſer entſchiedenen Vorliebe für Dante mußte denn wohl der „unbeſchreibliche Drang“ erwachſen, die große Dichtung deutſch wiederzugeben, „und zwar mit möglichſter wörtlicher Treue, ſoweit es der Geiſt der deutſchen Sprache und nicht bloß deren Sprachlehre, erlaubt.“ So entſtand eine zwar genau dem Sylbenmaße des Originals angepaßte, aber reimfreie Ueberſetzung, die, was ſie auf der einen Seite an der Form hatte verloren geben müſſen, „auf der anderen durch größere Genauigkeit und Klarheit zu erſetzen“ trachtete.

Die erſten zehn Geſänge des Inferno wurden, in dieſer Verdeutſchung gedruckt, zunächſt nur an einen kleinen Kreis von Bekannten vertheilt. Da ſie dort beifällig aufgenommen worden waren, erſchien denn für das größere Publicum im Jahre 1828 die vollſtändige Ueberſetzung der „Hölle“ unter dem Schriftſtellernamen „Philalethes“. Immerhin eine „Jugendarbeit“, war ſie auch ein ehrenvolles Zeugniß für den wahrheitsliebenden Forſcherernſt ihres Verfaſſers. Zwanzig Jahre ſpäter lag die ganze „Göttliche Komödie“ von Philalethes metriſch übertragen und mit kritiſchen und hiſtoriſchen Erläuterungen verſehen, in drei Prachtbänden vollſtändig vor. Es waren darin die Ergebniſſe gründlichſter Studien in einer ſolchen Fülle und doch auch wieder in ſolcher Klarheit ausgebreitet, daß man wol ſagen durfte, ein beſſerer Commentar zur Divina Commedia ſei bisher noch nicht geſchrieben worden.

Seine Hauptanſicht über die ganze Dichtung Dante's faßte Philalethes damals dahin zuſammen: „Die Viſion des Dichters ſtellt die verſchiedenen inneren Seelenzuſtände des Menſchen gleichſam nach Außen gekehrt und in äußeren Zuſtänden ſymboliſirt dar. Daher bedeutet die Hölle den Zuſtand der mit Gott zerfallenen Seelen, wo der Menſch die Gnade Gottes verloren hat oder ſich im Zorne Gottes befindet. Das Paradies dagegen iſt der Zuſtand der vollendeten Gerechtigkeit, verbunden mit dem ſeligen Anſchauen Gottes. Das Purgatorium iſt der Uebergang von dem einen Zuſtande in den anderen, welcher durch die Rechtfertigung gebildet und durch die Gnade Gottes unter Mitwirkung des freien Willens vermittelt wird.“ In dieſer Auffaſſung der „Göttlichen Komödie“ war er weſentlich beſtärkt worden durch ein tieferes Eingehen

in die Philosophie des Mittelalters, vorzugsweise in die Schriften des berühmtesten aller Scholastiker, des Thomas von Aquino, dessen theologisch-philosophische Weltanschauung sich ja auch Dante vollständig angeeignet hatte.

In diesem moral-theologischen Sinne ist bekanntlich die große Allegorie der Commedia von allen älteren Erklärern Jahrhunderte lang ausgedeutet worden. In neuerer Zeit haben Einige weniger das Allgemein-Menschliche, als des Dichters selbsteigene Seelengeschichte darin erkennen wollen. Philalethes will nun keineswegs diese neuere Auffassung als unzulässig ausgeschlossen wissen, ihm scheint aber doch „jene objective Deutung die höhere und höchste." Gegen die „historisch-politische Auslegung" verhält er sich abwehrend, weil sie nach seiner Ansicht „die hohe Bedeutung des Werkes offenbar auf einen geringeren Standpunkt herabsetze"; gleichwol meint er, daß „ihr alle Berechtigung nicht abgesprochen werden könne", da ja unleugbar ein bedeutendes politisches Element durch die ganze Commedia gehe, nämlich die Lehre vom Gleichgewicht der kaiserlichen und der päpstlichen Macht, sowie die Klage über das Vorwalten der letzteren auf fremdem Gebiete und über die weltliche Herrschaft der Päpste insgemein. Wenn also Dante auch vielfach auf eine „Reform der menschlichen Gesellschaft und auf die Wiederherstellung des richtigen Verhältnisses zwischen den beiden Mächten" hingedeutet habe, so sei dies doch nur nebenbei geschehen und der eigentliche Zweck seines großen Werkes „die Besserung und Entsündigung des einzelnen Menschen."

Neben diesen religionsphilosophischen Studien versäumte Prinz Johann keineswegs seinen staatsmännischen Beruf. Namentlich der Rechtswissenschaft und den damit verwandten Disciplinen widmete er sich mit unermüdlichem Fleiße. Bereits im Jahre 1825 war er zum Vicepräsidenten des geheimen Finanzcollegiums und zum Director einer Abtheilung desselben ernannt worden. Im Jahre 1830 ward er Mitglied des geheimen Rathes, Vorsitzender der Commission zur Wahrung der durch die damaligen Zeitereignisse bedrohten öffentlichen Ruhe und Chef aller Communalgarden des Landes. Im Jahre darauf übernahm er den Vorsitz in dem neugegründeten Staatsrath und war in dieser wichtigen Stellung ganz besonders thätig, die neue Verfassung zu Stande zu bringen. Als Mitglied der Ersten Kammer nahm er an allen Verhandlungen dieses Staatskörpers auf das Gewissenhafteste Theil und wußte dabei seine umfassenden, gründlichen Kenntnisse zum Wohle des Landes reichlich zu verwerthen. Namentlich leistete er in der Gesetzgebungscommission durch seinen juristischen Scharfblick ganz unschätzbare Dienste, wie er denn z. B. im Jahre 1837 den äußerst schwierigen Bericht über das Strafgesetzbuch mit hohem staatsmännischen Geiste und zugleich mit mildem, versöhnlichem Sinne verfaßte. Am 3. Januar 1838, bei dem Tode seines Vaters, des Herzogs Maximilian, trat er in die Secundogenitur ein und da die Ehe seines königlichen Bruders ohne Nachkommen zu bleiben schien, galt er fortan als der muthmaßliche Erbe

Digitized by Google

des Thrones. Daß ihm dazu auch die militärische Begabung nicht mangele, hatte er bereits, wenn auch nicht auf dem Schlachtfelde, hinreichend an den Tag gelegt, so daß er, als im Jahre 1841 zum ersten Male eine allgemeine Besichtigung sämmtlicher Contingente der deutschen Bundesarmee vorgenommen werden sollte, zu einem der Bundesinspectoren ernannt wurde.

Leider sollte der politische und religiöse Zwiespalt, der damals Sachsen heimzusuchen begann, ihn nicht unangetastet lassen. Für unbefangene Leute unterlag es nicht dem mindesten Zweifel, daß ein so geistvoller Mann bei aller Gewissenstreue gegen die Religion, die er von Jugend auf bekannt, nicht anders als duldsam gegen andere Glaubensrichtungen sein und in der Entscheidung praktischer Fragen auf diesem Gebiete sich nur durch sein strenges Rechtsgefühl würde leiten lassen können. Nur die erhitzte Parteileidenschaft mochte ihn mißkennen und die inneren Beweggründe seines unzweideutigen Wesens und Handelns verdächtigen. Lassen wir den Schleier, den die mildernde Zeit seitdem über jene Tage und namentlich über den 12. August 1845 gebreitet, ruhen! Die damals begangene und erlittene Unbill ist längst bereut und verziehen.

Am 9. August 1854 bestieg Prinz Johann als König den sächsischen Thron. Mit der vollen Ausdauer eines an unermüdliche Geistesthätigkeit gewöhnten Mannes widmete er sich den Staatsgeschäften, namentlich den sehr dringlich gewordenen Reformen der Gesetzgebung. Schon im Winter berief er einen außerordentlichen Landtag und legte demselben verschiedene höchst wichtige Gesetzentwürfe zur Berathung vor. Die Abschaffung der Patrimonialgerichtsbarkeit und die vollständige Umgestaltung des längst veralteten, den Forderungen der Gegenwart nicht mehr entsprechenden Strafwesens, die Reform des Criminalprocesses und die Einführung eines neu redigirten Civilgesetzbuches: das waren die Thaten, mit denen König Johann den Beginn seiner Regierung bezeichnete. Und so ist er seitdem nach bestem Ermessen unausgesetzt bestrebt gewesen, die Wohlfahrt seines Landes zu fördern.

Seinen Dante-Studien ist er, obschon seine Zeit von Regierungsgeschäften so vielfach in Anspruch genommen worden, stetig treu geblieben. Als das sechshundertjährige Jubiläum des großen Dichters herannahte, veranstaltete er eine neue, im Text der Uebersetzung wenig veränderte, aber in den kritischen Noten nochmals gründlich durchgesehene Ausgabe seiner „Jugendarbeit". Am 14. September 1865 versammelte sich um ihn zu Dresden ein Kreis von deutschen Gelehrten und er übernahm das Protectorat der an jenem Tage gegründeten Deutschen Dante-Gesellschaft, an deren Spitze der Altmeister der Commedia-Forscher, Karl Witte in Halle, steht. Ganz neuerdings ist wiederum eine neue (billigere) Ausgabe der von Philalethes übersetzten und erläuterten „Göttlichen Komödie" (Leipzig bei B. G. Teubner) im Druck erschienen und es steht zu hoffen, daß dieselbe bei Allen, die sich mit Dante ernsthaft und nicht blos in dilettantischer Lectüre beschäftigen wollen, allgemeinen Eingang finden

Digitized by Google

wird. Man mag nun mit der Auffassung, zu welcher Philalethes sich bekennt, vollkommen einverstanden sein oder aber einem anderen Verständniß der großen Allegorie sich zuneigen und z. B., wie der Verfasser dieser Zeilen es thut, annehmen, daß gerade das politische Element nichts Nebensächliches, sondern, mit dem allgemein moralischen Element eng verschmolzen und von demselben ganz untrennbar, die Grundidee des bewundernswürdigen Gedichtes ist: in allen Fällen bleibt dies königliche Werk ein hochschätzbarer Rathgeber und Pfadweiser durch die verschiedenen dunklen und räthselreichen Visionen des Dichters.

Und so schließe denn diese Skizze mit dem Hinweis auf das Motto, welches Philalethes dem Vorwort zu seiner früheren Ausgabe der „Hölle" vorangestellt hat:

O degli altri poeti onore e lume,
Vagliami il lungo studio e il grande amore,
Che m' ha fatto cercar lo tuo volume.
Tu se' lo mio maestro e il mio autore,
Tu se' solo colui, da cui io tolsi
Lo bello stile, che m' ha fatto onore.

Diese Verse, die im deutschen Text (Hölle I, 82 — 87) also übersetzt lauten:

O Du, der andern Dichter Licht und Ehre,
Der lange Fleiß sei und die große Liebe,
Mit der nach Deinem Buch ich griff, mir günstig.
Du bist mein Meister, mein erhab'nes Muster,
Du bist's allein, aus dem ich sie geschöpfet
Die schöne Schreibart, die mir Ruhm erworben —

richtet Dante an seinen Freund und Führer Virgil und dieser stellt ihm auf dem Gipfel des Läuterungsberges (Fegefeuer XXVII, 140 — 142) das Zeugniß aus:

Libero, dritto e sano è tuo arbitrio,
E fallo fora non fare a suo senno;
Perch' io te sopra te corono e mitrio.

Während wir hierbei dem Sänger der Divina Commedia in's tiefernste Antlitz und darneben auf das Bildniß seines treuesten deutschen Interpreten blicken, klingt uns unwillkürlich der Wahrspruch durch die Seele:

Mit diesem Dichter soll der König gehen;
Denn Beide wandeln auf der Menschheit Höhen.

Hermann Grieben.

Digitized by Google

Douglas Home.

Vom Verfasser der „Spiegelbilder der Erinnerung".*)

Man entsinnt sich, wie viel vor sechs bis acht Jahren über dies „bisher stärkste Medium der europäischen Christenheit!" — in Amerika freilich soll man noch weitaus erstaunlichere Exemplare haben! — in Paris gescherzt, geflüstert, gelacht, betheuert, geschrieben und disputirt worden ist; — alle Journale der „beiden Welten" waren voll davon. In der That aber giebt es vielleicht kaum ein paar hundert Personen in Paris, Homburg oder Rom, welche wirklich gegenwärtig waren, „wenn's mit Home losging", obgleich Tausende seine persönliche Bekanntschaft machten, und er sehr wenig spröde that, sich in zahllose Salons einladen zu lassen, um die fieberisch aufgeregten Neugierigen durch die unglaubliche Langweiligkeit und Leerheit seines ganzen Wesens, sowie durch das

*) Indem wir dem obigen Artikel unsere Spalten öffnen, können wir nicht umhin, um möglichen Einwendungen im Voraus zu begegnen, an einen Artikel verwandten Stoffes zu erinnern, welchen das „Cornhill Magazine" im Jahre 1860 veröffentlichte, also zu der Zeit, wo der unvergeßliche Thackeray noch die Redaction desselben führte. Der eminente Skeptiker und Verfasser von „Vanity Fair" begleitete jenen Artikel („Stronger than Fiction", The Cornhill Mag. vol. II. p. 211) mit folgender Notiz: „Als Herausgeber dieses Magazins kann ich bürgen für die Glaubwürdigkeit und den ehrbaren Charakter unseres Correspondenten, eines Freundes, den ich seit fünfundzwanzig Jahren kenne, aber da der Verfasser der obigen erstaunlichen Erzählung einräumt, daß „er sich weigern würde, solche Dinge auf das Zeugniß von anderer Leute Augen hin zu glauben", so steht es natürlich seinen Lesern frei, ihm Glauben zu schenken oder nicht." — Trotz dieser Bemerkung machte jener „Bericht eines Augenzeugen" in England ein so außerordentliches und peinliches Aufsehen, daß noch lange Zeit nach seinem Erscheinen der Verfasser eines Artikels über „Spiritualismus" in demselben Magazine (The Cornhill Mag. vol. VII. p. 706) sich veranlaßt sah, mit folgenden Zeilen zu beginnen: „Vor drei Jahren ward ein Artikel in diesem Magazin unter dem Titel „Wunderbarer als Erfindung" publicirt, welcher einen Bericht des Verfassers über eine von Mr. Home's Sitzungen, der er persönlich beiwohnte, enthielt und welcher an einigen Orten die merkwürdige Meinung hervorgerufen hat, als ob das Cornhill Magazine ein Organ für Gespenster sei .... Ein respectabler und im Allgemeinen glaubwürdiger Zeuge wünscht dem Publicum mitzutheilen, daß er gewisse höchst seltsame Dinge unter Umständen sah, welche ihm volle Gelegenheit gaben, genau zu beobachten. Ein Magazin, dessen Zweck ist, das Publicum zu unterhalten und zu belehren, druckt seinen Bericht von Dem, was er sah und hörte, ohne Commentar ab — ergo, muß der Redacteur nicht nur an die Glaubwürdigkeit seines Berichterstatters, sondern auch an die Hauptperson, die darin figurirt, glauben, und, mit Einem Wort, zu der Gemeinde der Gläubigen gehören ꝛc. . . . Aber dieser Schluß ist durchaus falsch . . . ꝛc. ꝛc." — Wir wünschen durch diese Zeilen, welche Alles ausdrücken, was wir selber etwa nachträglich zu sagen haben könnten, jeder Mißdeutung zuvorzukommen, jede Controverse abzuschneiden und fügen nur noch hinzu, daß wir allerdings nicht die Ehre haben, unsern „Geisterseher" fünfundzwanzig Jahre lang zu kennen, wie Thackeray den seinigen, daß aber für den einzigen Umstand, auf welchen es für uns ankommt, nämlich seine Glaubwürdigkeit, uns Folgendes bürgt: erstens, daß Alfred Meißner sein Buch, „Spiegelbilder der Erinnerung", in's Publicum eingeführt, und zweitens: unser verehrter Mitarbeiter, Hr. Dr. Fr. Kreyßig, es in seiner letzten literarischen Rundschau dem Publicum empfohlen hat. Die Redaction des „Salon".

Digitized by Google

Nichtssagende seiner Persönlichkeit zu ennuyiren, zuletzt zu empören, wenn er in seinem horriblen Französisch phlegmatisch fortbehauptete, er „spüre" nichts, die „Kraft" komme nicht über ihn, die verehrten Anwesenden seien insgesammt keine sympathischen Leiter! Und um so empörter wurde man, wenn einige Tage darnach das Gerücht colportirt worden, in der oder jener Gesellschaft habe Home wieder einmal außerordentliche Wunder spielen lassen, und die dabei Anwesenden seien seitdem mit ihrer eigenen Vernunft in aufregenden Conflict gerathen. So war's hauptsächlich zwischen den Tuilerien und dem Palais Royal. Der Kaiser und die Kaiserin und einige Wenige ihrer Intimsten waren schrankenlos Schauende, in deren Gegenwart sich die tiefsten Geheimnisse erschlossen, die erschütterndsten Scenen in Erscheinung traten und welche mit einer weihevollen Scheu und bangen Bewunderung von „Unglaublichem, Unbegreifbaren, Nichtwiedererzählbaren" sprachen. Dagegen der Prinz Napoleon und die Prinzeß Mathilde waren die Voltairianer, weil Jedermann wußte, daß sie bei dieser Frage die „Elefanten" spielten, die überall hin schauten und durchaus nichts merken sollten, deren bloße Gegenwart genügte, plötzlich allen Spuk, und wenn er eben auch im vollsten Zuge war, wie ein Glockenspiel verstummen und verflüchten zu machen, der aber sofort wieder begann, sobald jene „Antipathischen" den Rücken gekehrt, den Salon verlassen hatten. Plon-Plon war nach und nach über diese dreiste Fopperei des „Farceur" derart in stillverbissene Wuth gerathen, daß er Home zuletzt zu Leibe ging und ihn in einem Tone, aus dem man den Schwung der Reitpeitsche heraushörte, aufforderte, seine „Vorstellungen" auch einmal im Palais Royal zu geben. Der amerikanische Irländer betheuerte, sogar der bloße Versuch sei unnütz, er wisse das im Voraus; werde aber kommen. Er kam denn auch eines Abends und blieb zwei Stunden lang in all' der ihm fremden Gesellschaft so hartnäckig und langweilig, daß nur die Prinzeß-Klotilde ihren ungestümen Gemahl so weit beruhigte, daß er wenigstens den blödblickenden Zauberer nicht durch die Lakaien hinauswerfen ließ. Vielleicht war ihm selber hernach auch ganz lieb, sich gemäßigt zu haben; denn er erinnerte sich, was der Kaiser dem jungen Murat im Tone eines Todesurtheils, langsam, deutlich und vibrirend geantwortet hatte, als dieser glaubenslose Gamin beim Eintritt Home's sich das sträfliche Wort: „Voilà le farceur!" erlaubte. „Comment, mon ami?" sagte die Sphinx unserer Zeit, „il ne faut pas se môquer de choses, qui sont un peu trôp hautes pour votre intelligence!"

— — — Aber aufrichtig gestanden, ich habe kaum den Muth, diesen Artikel fortzusetzen, da er ein Thema berührt, auf das man überhaupt nur die Sprache bringen kann, wenn man zuvor ein ganzes Buch über das Gebiet des Wunders oder des Schwindels vom „Hereinragen der Geisterwelt in die der Sinne", wie mein alter Freund Justinus Kerner sich ausdrückte, schreiben kann. Da ich jedoch dieses Buch zu schreiben nicht beabsichtige, so muß ich mich, indem ich von Home spreche, darauf beschränken, trocken und gewissenhaft zu erzählen, was

Digitized by Google

ich wirklich gesehen habe, nicht, was ich mir dabei dachte, was ich jetzt darüber denke, oder was der verehrte Leser, noch mehr die verehrte Leserin, sich darüber zu denken haben.

Douglas Home ist ein in Amerika geborener Irländer, der jetzt etwa vierzig Jahre alt sein mag, kaum darüber. Er ist eine hagere, mittelgroße, dabei physiognomielose Persönlichkeit, einer jener „Dutzendengländer" vom Schlage der „Snobs". Aber er sieht leidend aus und behauptet selbst, brustkrank zu sein. Er ist dabei nichts weniger als eine Zierpuppe, sondern im Gegentheil mehr als anspruchslos in Anzug und Benehmen, kleidet sich aber englisch conventionell. Er ist Katholik und zwar so bigott als abergläubisch; unterm Hemd auf bloßer Brust trägt er allerlei geweihte Amulets, Heiligenmedaillen und Kreuze. Seine Intelligenz hat keinen besonderen Umfang; im Gespräch banal, beschränkt er sich auf die gewöhnlichsten Phrasen, ein eingehendes Gespräch über irgend ein ernstes Thema ist mit ihm durchaus nicht möglich. Er hat für Nichts tieferes Interesse oder besonderes Verständniß und am allerwenigsten könnte man über den Spiritualismus oder über irgend eine naturwissenschaftliche oder philosophische Frage sich mit ihm unterhalten. Im Gegentheil, er giebt sich, wie er selbst behauptet, alle Mühe, nicht an die Sache zu denken, noch unnöthig von ihr zu sprechen, denn sie ist ihm, wie er vorgiebt, eine Qual, kein Genuß, eine Last, kein Vortheil, eine schmerzliche und ihn erschöpfende Krankheit, ein frevler Mißbrauch seiner Existenz, seiner Persönlichkeit. Er ist eben Medium, willenloses Werkzeug einer ihm selbst unbekannten Geisterwelt, die durch ihn hindurchzieht, seine Glieder wie geistigen Facultäten willkürlich gebraucht gleich Mühlenflügeln oder Sprachröhren, und die mit ihm selbst in solch' gefühllosem Uebermuth umgeht und hantirt, wie dies eben nur Geisterschemen zuzutrauen ist, welche nicht mehr menschlich fühlen, aber — wie Justinus Kerner zu sagen pflegte — „auch jenseits bleiben, was sie hier waren. Man kann von der Seele eines Kutschers nicht erwarten, daß sie nach dem Tode höflicher geworden, als sie vorher war, noch von der eines boshaften Lumpen, daß sie, körperlos, sogleich sich veredelt habe; denn", pflegte der Alte eifrig hinzuzufügen, „die Geisterwelt, die noch im Umkreis unserer Erde existirt, ist nur ein erster Uebergangszustand, und wie man hier im Leben sich allmälig bildet, veredelt, bessert, so dann auch als Schemen, die immer höher, erdentrückter schweben, je mehr sie selbst sich durch Reue und guten Willen läutern." — Home nun behauptet von sich selbst solch ein willenloses, durch die Geisterwelt willkürlich malträtirtes Medium zu sein, das sich für seinen Theil den Teufel um alle Geisterwelt kümmert, vielmehr gut katholisch ist und bleiben will, aber leider diese unglückliche Organisation hat, welche die Geisterwelt zu ihrem Tummelplatz wählte. Daher denn auch, daß Home nicht immer, und nicht seinem eigenen Willen nach, die „Kraft" hat. Oft verläßt sie ihn auf Monate, d. h. die Geisterwelt treibt sich in irgend einem andern Medium umher. Aber plötzlich überfällt sie ihn wieder, um ihn Tag und Nacht zu peinigen, seine Einsamkeit zur Hölle

machend, während sie sich, will er gerade „Vorstellung" geben, spröd, scheu, oder schadenfroh zurückzieht und sein stundenlanges Harren dann nichts nützt: er bleibt „leer", und die Gesellschaft dito — das heißt ennuyirt sich. Auch vermag er nicht zu bestimmen, in wessen Gegenwart die Geisterwelt sich willig zeigen wird, oder nicht; das hängt vom Versuche ab, daher Home vorneweg selten Jemandem die Bitte abschlägt, bei einer Sitzung gegenwärtig sein zu dürfen, aber sobald diese beginnen soll und nicht beginnt, bezeichnet er Den oder Jenen als Hinderniß, und ersucht ihn, sich zu entfernen.

Um die Charakteristik der socialen Persönlichkeit Home's zu vollenden, habe ich noch hinzuzufügen, daß man von ihm als Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft nicht eben viel Schmeichelhaftes sagt. Er hat kein Vermögen und ist oft sehr in Verlegenheit. Um sich aufzuhelfen, heirathete er eine junge Russin, die aber im Kindbette starb, deren Reichthum ein illusorischer war, und mit deren Familie er noch processirt. Als er Europa betrat, fiel er, noch in London, zwei sehr reichen Polen in die Hände. Wir wollen sie Balniczky nennen. Graf Josef ist unbedingt Glaubender, dagegen Graf Xaver der Skeptiker. Deren Schwester, die Gräfin Franziska, schwärmt für Home, aber nicht entfernt für den Menschen, sondern für das Medium. Diese Polen sind natürlich erzkatholisch. In ihrer Familie lebte Home jahrelang, bis er heirathete, und jetzt lebt er wieder bei ihnen in Rom. Graf Xaver erzählt Jedermann, er trage schon seit Jahren, seit Home in ihrem Hause sei, geheim eine sogenannte „Skutika", einen gewundenen Kuhschweif, in der hinteren Rocktasche, um im Momente, in dem er endlich den Betrug entdecken werde, seinen Freund Home zu züchtigen für Alles, was er verübt. Aber Graf Xaver lebt nun schon an zehn Jahre mit dem Iren, schlief früher mit ihm in derselben Stube, belauschte ihn oft Nachts stundenlang, durchsuchte geheim alle seine Habe, forschte hinter jeden Kasten, durch den es klopft, ließ schon wiederholt Wände durchbrechen, um zu sehen, ob sie etwa hohl seien, und wohnte selbstverständlich allen „Séances" scharf prüfend bei, und je verblüffender ein Experiment ausfällt, je verbissener flüstert der Graf allen Anwesenden zu: „Schwindel! Gaukelei! aber nur Geduld! Der Augenblick wird kommen und wenn er kommt . . . .!" Graf Xaver vollendet den Satz nicht; aber er greift in seine Rocktaschen und seine Freunde wissen, was sich darin verbirgt.

Vielfach in pecuniären Nöthen, hat Home niemals viel Scrupel gehabt, sich von seinen Freunden Geld zu borgen, welches er denselben niemals wieder erstattet. Um so auffallender ist es, daß Home nicht um eine Welt zu bewegen ist, für seine Rolle als Medium irgend welche Vergütung anzunehmen, ja auch jedes geringste Geschenk in dieser Richtung zurückweist. Dabei gesteht er ganz naiv ein, daß das nicht etwa aus übertriebener Ehrlichkeit oder Stolz geschehe, sondern weil, sobald er nur einen Centime Geld oder anderen irdischen Vortheil entgegennehme, sogleich die Kraft versiegt, dagegen ihm die ärgste Pein von den „Unsichtbaren" angethan werde. So wies er bis jetzt nicht nur standhaft die

Digitized by Google

überreichen Gaben des Kaisers und der Kaiserin zurück, so jeden Versuch, ihm eine Pension zu geben: sondern weigerte sich sogar auch seinen Freunden, obgenannten polnischen Grafen, da sie 1863 mit Home in Bad Homburg waren, an der Roulette Nummern zu sagen, die herauskommen müssen, sobald sie um Geld spielen wollten. Dagegen als sie, um ihn zu prüfen, sich bereit erklärten, mit Erbsen zu spielen, und die Croupiers, selbst auf's Höchste neugierig, einige solcher Versuche gewährten, kam jede Zahl mathematisch sicher heraus, die Home früher angegeben hatte! Und als er einmal bettlägerig war und der Curé der Madelaine ihn besuchte, um ihm geistlichen Zuspruch zu gewähren, die Klopferei aber an allen Ecken und Enden der Stube fortdauerte, worauf der Pfarrer ihn entrüstet ermahnte, in so ernster Stunde die frivole Spielerei auszusetzen, erwiederte der Kranke mit hellen Thränen in den Augen: „Ach, ach! das ist ja eben mein Unglück und meine Krankheit, daß ich diesen Spuk nicht bannen kann!"

Ich hatte Home — den die Engländer „Juhm" auszusprechen pflegen — schon längst persönlich, und auf ganz anderen Wegen, als den des „Mediums", kennen gelernt. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als mir dieser langweilige Mensch im Hause des Grafen Balniczky eben als jene Berühmtheit vorgestellt wurde, zu deren Soirée mich Graf Xaver geladen hatte. Home nahm aber kaum Notiz von mir; er fühlte sich schon schwach und nahe dem Ereignisse; denn es war bereits 8 Uhr Abends. Ich übergehe alle übrigen Zwischenscenen, und beginne nun ganz objectiv, was ich mit meinen eigenen Augen, und in Gegenwart von elf bis zwölf anderen Personen, gesehen habe, zu erzählen.

Wir befanden uns in einem der im Halbbogen gebauten Häuser der Place Vendôme, wo vor Jahren Victor Hugo gewohnt, und wo im Hôtel du Rhin Louis Napoleon 1848 als Präsidentschaftscandidat abgestiegen war. Die Stube war die letzte einer Flur von prächtigen Zimmern, hatte nur Ein Fenster nach der Place, dagegen nahm die rechte Wand ein großer, weißmarmorner Kamin ein, in dem Kohlenfeuer brannte — es war im Januar 1863 — und über dem Kamin erhob sich ein riesiges Trumeau von belgischem Spiegelglase, vor dem zwei fünfarmige Leuchter standen. Alle zehn Kerzen waren angezündet. Sonst ergab sich an dieser rechten Wand keine weitere Oeffnung, sondern sie bot die breite dunkelgrüne Tapetenfläche. Vor dem beschriebenen Kamin zog sich ein langer ovaler Theetisch hin, auf dem keine Decke lag, sondern blos zwei Lichter brannten, eine Handglocke und eine Ziehharmonika standen. Um diesen Tisch saßen wir unser acht Personen, darunter eine Dame, Engländerin, und da man in französischer Gesellschaft nie gegenseitig vorgestellt wird, so erfuhr ich die Namen der Mitgenossen erst im Verlauf der übrigen Tage, als ich mit dem Einen oder dem Anderen wieder zusammentraf und wir von dem seltsamen Abend zu sprechen begannen. Der mir zunächst gesessen hatte, war ein reicher jüdischer Bankier aus Odessa, der sich später als sehr geistreich und durchaus skeptisch ergab. Neben ihm rechts hatte sich ein französischer Vicomte,

Digitized by Google

alter Militair, befunden, und mit dem Rücken der Cheminée zugekehrt, die englische Wittwe. Dieser zunächst saß ein dänischer Kammerherr, den ich später in Brüssel wiederfand, und der ein Schüler Oerstedt's gewesen. Weiter, mit dem Rücken dem Fenster zugekehrt, befand sich ein deutscher Rentier, der für Spiritismus schwärmte, und neben ihm ein Landsmann, ein deutscher Rechtsgelehrter, der die Welt mit den Augen eines Criminalisten ansieht, daher steif und fest bei der Annahme von „Betrug" blieb. Der Letzte, der geradeaus in den Spiegel sehen konnte, war ein Amerikaner der englischen Besitzungen, der gar kein Wort sprach; und meine Wenigkeit hatte den Platz am untern Oval eingenommen. An der Wand links zogen sich der ganzen Länge nach hohe Bücherschränke hin, und mit dem Rücken an diese gelehnt, im Halbdunkel, saß in einem Fauteuil, eingesunken und leidend, Home, ihm zu Füßen auf einem Tabouret Gräfin Franziska, des Leidenden beide Hände haltend. Graf Josef saß im gleichen Halbdunkel links neben dem Fauteuil, während Graf Xaver, die Hände auf dem Rücken, hinter uns in der Stube stand, und bei den folgenden Experimenten stets heiser murmelte: „nur Geduld!"

Von meinem Platze aus konnte ich Alles übersehen; vor mir die Tischfläche, und unterm Tisch die Füße der Anwesenden, da ich meinen Stuhl etwas zurückgerückt hatte. Rechts waren mir die dort Sitzenden im Auge, sowie der Kamin, und ich sah im Spiegel den Reflex der Bougiesflammen. Nach links hatte ich Home am Besten in Sicht, der gut sechs Fuß von unserem Tische absaß, also nach demselben nicht langen konnte, und zum Ueberflusse, so oft er in leise Convulsionen gerieth und die Glieder bewegte, setzte Gräfin Franziska ihr kleines Füßchen ihm auf die Spitze seines Fußes, als wollte sie ihn hindern, mit diesem irgend eine Action zu machen.

Es herrschte Todtenstille, man hörte nur Home langsam und schwer athmen. Die Stube war hell und angenehm warm. Niemand rührte sich. Plötzlich begannen die beiden Armleuchter mit den zehn brennenden Kerzen auf dem Kamin leise zu zittern — man sah es deutlich im Spiegel — und bevor wir diesen Beginn noch recht ins Auge fassen konnten, standen beide Armleuchter zugleich, über den Köpfen der am Kamin Sitzenden hinweg, auf dem ovalen Tische — eine Distanz von etwa drei Fuß. In der Luft hatten die brennenden Lichter geflackert, aber auf dem Tische brannten sie sogleich ruhig weiter, in Gesellschaft der Bougies, welche bereits dort gestanden. Aber die Armleuchter waren nicht etwa von dem Kamin wie eigenmächtig durch die Luft herabgesprungen, sondern es sah ihre Ortsveränderung ganz deutlich so aus, als hätte eine unsichtbare Hand sie beide zugleich fest erfaßt und, ohne ihren Willen, sie gewandt auf den Tisch hingestellt.

„Vieille farce!" murmelte Graf Xaver; „mais patience! patience!"

Wir saßen fünf Minuten in allgemeiner Spannung.

Home sagte in seinem schlechten Französisch, einer der Herren möge die metallene kleine Handglocke zwischen die Finger der Rechten

Digitized by Google

nehmen und sie hoch, doch fest, in der Luft halten, aber nicht über den Tisch, sondern über dessen Rand hinaus. Da sie mir zunächst stand, nahm ich die Glocke und hielt sie nach Vorschrift und ließ sie zugleich aus Vorsicht leise klingeln. Plötzlich verstummte dieser Silberton, ich spürte genau, wie etwas den Schwengel nach abwärts zog, und so fest ich auch hielt, eine unsichtbare Kraft zog sie mir kräftigst aus den Fingern und die Glocke verschwand zu meinen Füßen unterm Tisch, ohne daß ich sie jedoch am Fußboden hätte auffallen hören. Und in nächster Minute bereits war dem deutschen Rentier mir gegenüber, der mir eifrig zugeschaut und dabei den Kopf auf die hohle Hand gestützt hatte, sich auf den Tisch auflehnend, die Glocke in eben jene hohle Hand eingeschoben, als hätte eine unsichtbare Person sie ihm hineingedrückt. Er ließ im ersten Schreck der Ueberraschung die Glocke auf den Tisch fallen, daß sie laut klingelte, nahm sie dann aber zwischen die Finger und hielt sie ebenfalls nach Vorschrift in der Luft. Derselbe Erfolg; und im nächsten Momente war die Glocke dem rechten Nachbar neben mir auf dem Schooße, dem Odessaer Bankier, der sie lächelnd aufhob und achselzuckend auf den Tisch stellte. Und unterdeß hatten allerlei Klopfereien begonnen, auf der Tischplatte, unter derselben, auf der Rücklehne meine Stuhles und der der Anderen, an den Wänden, hinter den Bücherschränken, sogar auf dem Fußboden, wo er frei vom Laufteppich war. Drei Klopfer bedeuten: Nein! ein einziger kurzer: Ja! Ihr Ton war theils so, als klopfte man mit dem gebogenen Finger, theils aber auch als klopfte man mit einem Stäbchen oder kleinem Hammer. Doch Home that keine Fragen — wenigstens an jenem ersten Abend nicht — und so artete das Klopfen allmälig in einen Charakter aus, als geschehe es aus Aerger oder Bosheit, und drohte in einen Charivari überzugehen, als plötzlich all der Spuk verstummte.

Die Harmonika auf dem Tische war leise in Bewegung gerathen. Sie stand aber fest auf der Tischplatte, als wär' ihr Boden angeleimt, dagegen das Ziehleder kam allmälig so in Bewegung, als versuche eine unsichtbare Hand es emporzuziehen, anfangs zögernd und langsam, bis leiser Ton sich ergab, dann immer regelmäßiger und stärker, und zuletzt gingen die einzelnen Klappen auf, die andern zu, als spielten sie unsichtbare Finger, und deutlich ertönte ein ganz triviales Lied der Drehorgel, aber gespielt wie etwa von einem Dilettanten.

Home sagte nun mit halber Stimme den Namen der englischen Dame; im selben Momente verstummte das Spiel, die Harmonika rutschte nicht etwa auf der Tischfläche dahin, sondern wurde, als hätte sie eine unsichtbare Hand ergriffen, nach links unter den Tisch gezogen, also gerade entgegengesetzt vom Ort, wo die Dame saß. Trotzdem tauchte die Harmonika rasch bei der Engländerin empor; fast bis in Höhe von deren Busen, daß wir sie Alle deutlich sahen; doch als die Dame danach haschen wollte, flog die Harmonika dem alten französischen Colonel in den Schooß, nicht wie ein Vogel fliegt, sondern wie ein todter Gegenstand, den Jemand nach dahin geworfen.

Digitized by Google

Der Colonel rief ein „Parbleu, c'est trôp fort!" der Ueberraſchung aus. Er erklärte uns nämlich ſogleich, daß, als er die Harmonika gegen die Bruſt der Dame gehalten ſah, er plötzlich und mit der ganzen Energie ſeiner moraliſchen Willenskraft geheim wünſchte, das Inſtrument möge zu ihm kommen, „denn", ſagte er, „ich wollte erproben, ob wirklich die Willenskraft Einfluß auf dieſen Spuk hat." Und ſiehe da, in ſelber Secunde, als jener Proceß der Seele im Oberſten vor ſich ging, kam die Harmonika in's Schwanken und ward ihm wie ärgerlich in den Schooß geſchleudert.

Da ich ſpäter noch ſolch einen Abend, eben wieder in gleicher Stube, aber in etwas zahlreicherer Geſellſchaft verlebte, ſeitdem aber von den dort erworbenen Bekannten mir wiederholt und wiederholt neue Stücklein von unſerem Home erzählt und geſchrieben worden, — z. B. wie er die öffentliche Uhr am Spielhauſe zu Homburg um eine Viertelſtunde voraus ſetzte und unverſehens auch aller Anweſenden Taſchenuhren die gleiche Zeit aufwieſen: ſo würden zehn ſolcher Artikel nicht ausreichen, all' dieſe Gaukeleien einzeln zu beſchreiben. Ich will alſo ſchließlich nur noch von der Hauptſcene des zweiten Abends erzählen

Es war ſchon ſpät, gegen elf Uhr, wir Publicum, trotz aller Spannung, doch ſchon etwas ermüdet. Auch Home ließ an jenem Abend die Sachen mehr gehen, als er ſie betrieb; er ſchien ſelbſt gelangweilt und war offenbar noch mehr ermüdet und leidend als ſonſt. Gräfin Franziska ſaß wieder zu Fuß ſeines Fauteuils, Graf Joſef ihm zur Linken, während Graf Xaver wie ein Gefängnißwärter daſtand, der in den Händen am Rücken bereits die Stricke, Ketten und die Peitſche bereit hält.

Da gerieth plötzlich der wie im Schlummer daliegende Home in eigenthümliche Convulſionen. Er athmete hoch auf, fuhr faſt erſchreckt im Fauteuil empor, an deſſen Lehnen er ſich krampfhaft mit den Armen hielt, und indem er ſtier in die leere Luft blickte, begann er in mir gänzlich unverſtändlichem, iriſchen Patois, ſehr heftig erregt, ſich überſtürzend, aber doch nur aphoriſtiſch, entweder zu monologiſiren, oder mit irgend etwas Unſichtbarem zu ſprechen. Auch in all' der kommenden Scene hatte er ſein horribles Franzöſiſch vergeſſen, ſprach im Jargon ſeines Stammes und dazwiſchen einige Brocken gutes Engliſch.

Wir Alle hatten uns erſtaunt und fiebriſch erwartungsvoll Home zugewandt. Die Beleuchtung in der Stube war die gewohnt helle der zwölf Bougies; in der Cheminée glimmten die Kohlen. Da war's plötzlich, als wär' uns im Rücken die flache grüne Tapetenwand, an der ſich keine Oeffnung befand, als blos im Winkel dem Fenſter zu, der Kamin — weggehoben und eine feuchtkühle modrige Atmoſphäre füllte die Stube; die Kerzen auf dem Tiſch flackerten wie bei einem Luftzuge, aber die auf der Cheminée brannten ruhig fort. Home ſtand nun ganz aufrecht, in erwartungsvoll vibrirender Stellung, mit eingehaltenem Athem, die Arme wie nach Etwas ausſtreckend — und in dieſem Momente erſchienen deutlich und lebenswarm mitten in leerer Luft, aber

Digitized by Google

fast knapp vor seinem Munde, zwei kleine, weiße, magere, offenbar Frauenhände, und herabhängend hingehalten wie zum Kusse. Home aber ergriff mit röchelndem Aufschrei jene beiden Hände in der Luft, bedeckte sie mit Küssen, und indem ihm die hellen Thränen über die Wange liefen, rief er: „Oh my mother, my dearest mother!“ All das war das Werk eines Augenblicks, doch lange und deutlich genug, daß Gräfin Franziska im gleichen Momente im Schemel emporschoß, und schwärmerisch auch nach den Händen langen, und wahrscheinlich gleichfalls sie küssen wollte. Aber sie griff bereits in leere Luft, die Erscheinung war verschwunden, die Luft in der Stube wieder die normale, warme, die Kerzen auf dem Tisch brannten ruhig, Home war entkräftet, wie sterbend in das Fauteuil zurückgesunken, die Arme schlaff herabhängen lassend und still fortweinend. Graf Josef aber sagte: „Schnell bringen wir Home zu Bette; er bekomut gewiß wieder seine Brustkrämpfe!“ — „Oder simulirt sie“, erwiederte Graf Xaver; „doch nur Geduld!“ Wir entfernten uns Alle, wie verabredet, stillschweigend, mit sonderbaren, nicht sehr angenehmen Gefühlen. Mir war's beinahe, als empfände ich die Richtigkeit von Napoleon III. Ausruf, als dieser einer solchen Scene beigewohnt hatte, und ihm seine Mutter Hortense erschienen war: „Cela m'a bouleversé mon cerveau!“

Im Frühjahre 1864 traf ich wieder mit Home „auf anderen Wegen“ zusammen. Es war im Hôtel de Louvre, wo er damals wohnte, nicht mehr bei den Balniczkys, mit denen er übrigens das Jahr vorher auch noch in Bad Homburg gewesen war Er gab sich nun noch langweiliger und nüchterner als sonst, behauptete, schon seit Monaten die „Kraft“ gänzlich verloren zu haben, und er sei in neuer Geldklemme. Als er mir die Hand zum Abschied reichte, war sie krampfhaft naßkalt.

Seitdem ging er mit den Balniczkys nach Rom, wo er — wie ich aus den Zeitungen ersah — auch seinen Geisterspuk forttrieb, vom Papste aber ernstlich ermahnt wurde, ein für allemal den „unchristlichen Frevel“ sein zu lassen; ja, der heilige Vater drohte ihm mit Ausweisung aus der ewigen Stadt. Seitdem hörte man nichts mehr von seinen „Teufeleien“.

Wie gesagt, Home war nie zu bewegen, irgend Etwas vom Kaiser anzunehmen. Als er aber der Kaiserin erzählte, er habe in Amerika noch eine Schwester, ein sechs- bis achtjähriges Kind und das sei ein noch hundertmal stärkeres „Medium“, als er selbst, gab er endlich dem Drängen der hohen Frau nach, die Schwester auf Kosten der Kaiserin nach Paris kommen zu lassen, wo sie in der That schon seit 1862 in einem Pensionat erzogen wird. Aber er machte es zur ausdrücklichen Bedingniß, daß das Mädchen vor völlig erlangter, körperlicher Reife nicht „mißbraucht“ werde. Also steht uns vielleicht in ein paar Jahren ein neues, noch überraschenderes „Medium“ in Aussicht — während Graf Xaver, wir wollen es hoffen, nicht aufhört, die Hand fest an der heimlich verborgenen Peitsche zu halten!

Digitized by Google

Die letzten Tage König Karl's.

Von Julius Rodenberg.

I. Die Osterwoche.

Es dunkelte bereits nach einem kühlen und feuchten Tage, wie sie zu London im April noch häufig zu sein pflegen.

Denn wir sind in London, im Hause des Juden Abraham in der City. Hier, nach den vielen Drangsalen des bürgerlichen Krieges, welcher das einst so glückliche Land seit mehreren Jahren erschüttert und an den Rand des Verderbens gebracht, hatte er nebst seiner Familie zuletzt ein Asyl gefunden. Er, ein Fremder und ein Ausgestoßener, ohne Recht an diesem mit Blut getränkten Boden, hatte nicht am Wenigsten zu leiden gehabt in der allgemeinen Verwirrung, welche sogar zwischen Brüdern die Bande der natürlichen Liebe löste. Die Ereignisse, welche während friedlicher Zeiten der Mensch nur selten beherrscht, und von welchen in stürmischen die Meisten beherrscht werden, hatten ihn lange hin- und hergeworfen, ohne daß er auch nur einmal daran gedacht hätte, denselben gegenüber eine feste Stellung zu nehmen. Denn der Jude war in jenem traurigen Jahrhunderte des Wahns und der Verfolgung, durch die Weise, wie sogar das Gesetz ihn behandelte, zu sehr daran gewöhnt worden, sich als eine Sache zu betrachten, und er fühlte vielleicht nur im Schooße seiner Familie sich als Person, als Mensch, mit einem Herzen, welches liebte, litt oder sich freute, ganz gleich den anderen, mehr begnadeten Menschen. Was konnte denn auch ihn es kümmern, ob die Fürsten und die Völker sich entzweit, ob der Staat und die Kirche mit einander haderten? Man sprach von Freiheit, vom Gewissen, vom Recht und von der Verfassung. Ach! — für ihn, den Heimatlosen, den Verfolgten mehr als eines Jahrtausends gab es keine Freiheit, kein Recht. Die Willkür, gegen welche die Besten und Edelsten der Nationen unter die Waffen traten: er mußte sie stillschweigend ertragen; ihm konnte der Ausgang des Kampfes gleichgiltig sein, denn von ihm war niemals die Rede. Ja, die gewaltigste Stimme des Zeitalters, deren eherner Klang hingereicht hatte, gleich den Drommeten von Jericho, in die Mauer des Papstthums eine Bresche zu reißen, welche zu erweitern alle folgenden Jahrhunderte gearbeitet: sie hatte, was ihn, den Juden, betrifft, das blinde Vorurtheil durch das Gewicht ihrer Autorität erst eigentlich sanctionirt und seine Lage dadurch verschlimmert. Kein Wunder daher,

Digitized by Google

wenn die Vorgänge des öffentlichen Lebens, die Schlachtrufe der Parteien an seinem Ohr vorüberrauschten, wie leerer Schall. Ob das Reich gewann oder der Landesfürst, die Stadt oder der benachbarte Graf: er war herrenloses Gut und ward die Beute des Siegers. Er wußte, daß er in der Verbannung lebte, und vergaß niemals in seinem Gebete zu sagen: „Das kommende Jahr in Jerusalem!" Seine Heimat war in den schönen Ländern der Bibel und seine ganze Welt umschloß ihm das Haus.

So wenigstens war es in Deutschland gewesen, in der Pfalz, in der Stadt Worms, welche — wir haben es früher erzählt — Abraham auf Wunsch seines sehr gnädigen Landesherrn, des damaligen Kurfürsten, vor nunmehr fast achtzehn Jahren verlassen hatte, dem König Karl in England seine Dienste, das heißt sein Geld zu widmen. Er hatte kein gutes Geschäft gemacht. Sein Vermögen ging verloren, und mit Beginn des Bürgerkrieges, wider seinen Willen in den Strudel der sich bekämpfenden Parteien hineingerissen, sah er bald, daß auch seine Sicherheit bedroht sei. Denn England, dieses in einer der großartigsten Revolutionen um seine Freiheit ringende England, stand darin sogar hinter Deutschland zurück: es duldete nicht einmal die Juden. Seit vierhundert Jahren, durch feierliches Decret und nach den furchtbarsten Greuelscenen daraus verbannt, durfte kein Jude mehr den glorreichen Boden dieser Insel betreten. Der ausnahmsweise und in der That auch ungesetzliche Schutz, den Seine Majestät (wir wissen zu welchem Zweck!) ihm verliehen, hatte nur dazu gedient, den Haß der Bevölkerung gegen Abraham zu steigern, indem er, einfacher Handelsmann, der er war, ihr dadurch obendrein noch verdächtig geworden, wiewol er sich niemals in Politik gemischt. Von den Royalisten geplündert und von den bigotten Presbyterianern verfolgt, sah er sich und seine Familie schmählichem Untergang ausgesetzt.

Da war er dem General der Rebellenarmee, dessen Name Oliver Cromwell, begegnet. In den Händen dieses Mannes lag sein Schicksal. Aber statt grausamer Härte, die er erwartet, fand er theilnehmendes Gehör und einen sympathischen Blick. Statt des verdammenden Urtheils, welches ihn und die Seinen zerschmettert haben würde, hörte er aus dem Munde dieses Mannes, vor welchem Europa schon zu zittern begann, das Wort: Toleranz!

Da begann es in der Seele des armen Juden zu dämmern. Dieses Wort wirkte Wunder in ihm. Er fing an zu denken. „Wie!" rief er aus, „sollte es möglich sein, daß man dem Juden bewilligt, zu leben, wie andere Menschen leben, ohne Spott zu dulden und Haß zu ertragen; daß man ihm erlaubt, offen zu seinem Gott — gelobt sei Er! — zu beten und das Land zu lieben, in dem er seine Todten bestattet? Sollte es möglich sein, daß der Buchstabe der Offenbarung in einem anderen Sinne zu deuten und der Fluch, mit welchem der Jude hinausgestoßen, gelöst, die Heimat wieder gefunden wäre, wenn das fremde Volk ihm sagte: „Sei Du ein Gleicher unter Gleichen! Hier baue Dein Haus! Hier bestelle Deinen Acker! Hier treibe Kunst und Handwerk, Wissen-

Digitized by Google

schaft und Handel, wie wir. Theile Glück mit uns und Unglück, unser Recht und unsere Pflicht seien auch die Deinigen!"

Eine neue Welt war vor ihm aufgegangen. Die Erlösung seines Volkes stand nicht mehr in jener unbestimmten Ferne, welche die Seele nur im Gebete sucht. Sie war kein Traum mehr, sondern eine Aufgabe, an der mitzuarbeiten ein Jeglicher von ihnen, auch er, berufen war. Dieser Gedanke aber gab ihm Kraft und Vertrauen. Denn wenn der Mensch thätig sein darf, so gehört ihm bereits ein Stück der Zukunft. Seit dem Augenblick, wo Cromwell sich in solchem Sinne ausgesprochen, war dieser Gedanke ganz klar in ihm geworden. Abraham sah nun in Cromwell den Mann der neuen Ideen, der, wenn er siegen würde, für die Juden Großes zu thun im Stande. Mit Juda, dem Makkabäer, verglich er ihn in seiner Heldenkraft und Größe. Sein Glaube an die göttliche Sendung dieses Mannes ward immer fester und er sah mit Bestimmtheit zwei Dinge voraus: daß Cromwell, wenn seine Sache triumphirte, den Juden in England eine neue Heimat geben und daß das Wort „Toleranz", von ihm zum erstenmal auf die Verstoßenen Zions angewandt, über ganz Europa hin ein mächtiges Echo finden würde. Denn es ist der Zauber solcher Worte, daß sie, einmal ausgesprochen, nicht gänzlich mehr verhallen können, sondern hier und dort, in die Seele eines Denkers oder Dichters fallend, als etwas Unsterbliches der Nachwelt vermacht werden. Der Sieg Cromwell's, welcher von so großer Bedeutung werden mußte für das fernere Schicksal der Juden, konnte daher auch Abraham nicht mehr gleichgiltig sein; und das Land, welches vielleicht bestimmt war, in nicht mehr fernen Zeiten der Sitz reicher und hochangesehener Glaubensgenossen zu werden und für Immer allen anderen Ländern das Beispiel der Freiheit und Toleranz zu geben, erschien ihm nun unter einem neuen und warmen Lichte — dem Lichte der Heimat.

Abraham's Haus in der City, welches jahrelang, während es unter Sequester gelegen, der Luft und dem Licht verschlossen und nur von Ratten und Mäusen bewohnt gewesen, war ihm in einem höchst verwahrlosten Zustand übergeben worden, und auch das noch unter vielen Schwierigkeiten. Trotzig nur gehorchte die Commune von London dem Befehle des Generals und der von ihm Beschützte war in ihren Augen nicht besser als ein Eindringling, dessen man sich gern bei der ersten Gelegenheit wieder entledigt hätte. Böser Wille und Unfreundlichkeit begegneten ihm von allen Seiten, und es wiederholte sich, wie früher, daß er gegen das Vorurtheil jedes Einzelnen ringen mußte und Gunst nur fand bei den Wenigen, denen er im täglichen Verkehr näher trat und die gerecht genug waren, um einen rechtschaffenen Charakter und natürlichen Verstand auch bei dem Andersgläubigen anzuerkennen. Es würde sehr lange dauern, wollte man auf diese Weise, Schritt vor Schritt, die Welt erobern; aber so wird in den Kämpfen des Fortschrittes, deren große Resultate man in der Geschichte nach Jahrhunderten erst bemerkt, der Anfang immer gewesen sein. Einige Männer, welche dieselbe kleine Citystraße bewohnten, sagten schon nach kurzer Zeit, daß

Digitized by Google

Abraham, der Jude, ganz ein so guter Nachbar sei, als irgend ein anderer, christlicher; und Einer unter ihnen, ein gewisser Herr Edward Nicholas, ein Gentleman, war ihm ganz besonders zugethan. Herr Eduard Nicholas war einer von den Geheimschreibern des Generals Cromwell, ein Mann von guten Kenntnissen, vor Allem in der Gottesgelehrsamkeit, derjenigen Wissenschaft, welche, der Richtung der Zeit gemäß, damals des höchsten Ansehens genoß. Er wußte so viel Hebräisch, als in Oxford gelehrt ward, und es reichte hin, um ihm mit einiger Mühe den Urtext des Alten Testamentes verständlich zu machen, diese gewaltige Rüstkammer für die theologischen Streitigkeiten des Jahrhunderts, welche, von den Kanzeln herab und aus den Studirstuben heraus, nicht minder leidenschaftlich geführt wurden, als die Schlachten auf offenem Felde. Wie jede Wissenschaft so zu sagen eine theologische Färbung annahm, so verschmähte die Theologie wiederum die Hülfe keiner anderen, und groß war daher die Freude des Herrn Nicholas, als er durch die Bekanntschaft mit Abraham auf neue Gebiete menschlichen Wissens und Scharfsinns eingeführt ward, welche von einem seiner Zeit- und Streitgenossen niemals zuvor betreten worden waren. Abraham war, wie jeder gebildete Jude seines Zeitalters, ein feiner Talmudist und erstaunt lauschte sein christlicher Zuhörer auf die Sprüche voll tiefen Sinnes, die jenem Wunderbuch entstammten, das der Talmud heißt. Bilder voll bunter Farbenherrlichkeit zogen seinen Augen vorüber; Sagen, Legenden und Gedichte, wie er niemals schönere vernommen zu haben meinte, wechselten mit juristischen Spitzfindigkeiten, deren elegante Beweisführung ihn zur Bewunderung hinriß.

Ihm war, als ob er vor einem jener morgenländischen Paläste stünde, von denen er in den Reisebeschreibungen gelesen; da waren luftige Corridore, feines Schnitzwerk, von Farben und Goldschrift strahlend, bunte Säulen, mit Arabesken bemalt, mit phantastischen Hieroglyphen beschrieben — Höfe mit Springbrunnen und großen seltsamen Blumen, in denen sich Vögel wiegten — dämmerige Gemächer, voll berauschenden Parfüms, voll Vergessenheit und Stille — mit Ottomanen auf einem Fußboden, in welchem edle Steine funkelten; mit verschleierten Pforten und kostbaren Wänden, an welchen, wie aus weiten, weiten Fernen, ein zauberisches Licht spielte ... War es die sterbende Flamme der Altäre? Der blutige Schimmer der Scheiterhaufen? Der letzte Glanz der Griechenwelt? Die Pracht des untergehenden Roms? Das erste Morgenroth des jungen Christenthums? ....

Ordentlich ein Schauer überlief den ehrbaren Herrn Edward Nicholas, als Abraham zum ersten Mal einen dieser mächtigen Bände vor ihm aufschlug und aus den krausen und kleinen Schriftzeichen, wohin er auch blicken mochte, geistvolle Wendungen, Reichthümer von Citaten entzifferte und jede Behauptung des Gesetzes oder der Moral mit einer bald ernsten, bald heiteren Geschichte bestätigte. Herr Nicholas begriff bald, welchen ungemeinen Vortheil er aus dieser unbekannten Quelle ziehen könnte, wenn er sich mit dem Beistand seines Freundes Abraham des glänzenden

und ungebrauchten Materials in den Streitschriften bediente, die er gegen die Presbyterianer richtete. Wie leuchteten bereits vor seinem Geiste diese Waffen, mit denen er seine Widersacher zuerst blenden und dann schlagen würde — diese Hinweisungen auf Schriftsteller, die sie niemals gelesen, auf weite Goldfelder der Weisheit, die ihnen unzugänglich, und auf das Buch endlich, den Talmud, von dem sie so viel gehört, vor dem sie einen so großen Respect hegten, und welches sie doch niemals gesehen — ja, welches ihnen, selbst wenn sie es sehen sollten, doch unverständlich bleiben mußte! Herr Nicholas betrachtete daher seinen Nachbar, sobald er die wichtige Entdeckung gemacht, ungefähr so, wie der Geizhals seinen verborgenen Schatz, oder noch besser, wie der Schatzgräber seine Wünschelruthe betrachten mag.

Doch wir würden dem achtbaren Mann, welchen wir in diesem Capitel unseren Lesern zuerst vorzustellen die Ehre haben, Unrecht thun, wenn wir hinzuzufügen vergäßen, daß die Freude an der Sache sehr bald den Gedanken an den Vortheil überwältigte. Denn es würde schlimm um die Sache oder schlimm um den Mann stehen, wenn es anders gewesen; und Beide, wir können es unseren Lesern versichern, sind gut. Immer mehr fesselten ihn der Witz und die Poesie, die Klarheit und der Mysticismus dieser für ein Menschenleben unergründlichen Sammlung. Abende lang konnte er neben Abraham sitzen, welcher aus dem einen oder andern vor ihm aufgeschlagenen Bande seinen Gast unterhielt, bald eine schöne Parabel vortrug, bald aus einer mitgetheilten Thatsache die Moral oder aus streitigem Falle den Schluß zog, dessen einzelne Folgerungen Muster von Dialectik genannt werden mußten. Da Herr Nicholas ein Liebhaber der Studien, und von Natur nicht nur einen lernbegierigen Geist, sondern auch Gemüth besaß, so mußten diese langen und vertraulichen Zusammenkünfte die Wirkung haben, daß die Achtung, welche er von Anfang an vor Abraham gehegt, allmälig zur Freundschaft ward, und die Beschäftigung mit den heiligen Schriften der Juden ihn zum Interesse am Judenthum selber führte. Er sah nun täglich mehr, wie falsch die Beschuldigungen seien, welche von den Theologen seiner Zeit gegen dasselbe vorgebracht und von ihren Politikern eifrig aufgegriffen wurden; er lernte die reine Moral und den einfachen Gottesbegriff kennen, auf welchen es gegründet ist. Als Independent sah er in der Duldung fremder Religionsbekenntnisse Nichts, was seinem eigenen zuwiderlief, und als denkender Mann mißbilligte er die Weise, wie man bisher mit dem Judenthum verfahren, welches man nicht dulden wollte und doch nicht ausrotten konnte. Denn die Lebenskraft, welche diesem zerstreuten Häuflein innewohnte, schien unzerstörbar. Jahrhunderte lang hatte man mit allen Mitteln der Barbarei getrachtet, es zu zertreten. Vergeblich. Aus jeder noch so blutigen Verfolgung hob die verachtete Race sich gleichsam neugeboren. Mehr noch. Durch ihr Capital, durch ihre Verbindungen unter einander und mit der Handelswelt, durch ihre Geschicklichkeit in der neuen Art von Geschäften, welche jetzt eben an Europa's Börsen aufkamen, waren sie schon unentbehrlich ge-

Digitized by Google

worden. Wie sollte man diesen widerspenstigen, diesen grandiosen Rest einer untergegangenen Welt, der überall in die moderne Cultur hineinragte, bändigen, wie sollte man ihn besiegen? Es gab nur einen Weg: ihn anzuerkennen! So träumte beim Beginn, und gleichsam auf der Schwelle der neuen Zeit, die vielgeschmähte Secte der Independenten den Traum, an dessen Verwirklichung unser eigenes Jahrhundert uns in voller Arbeit sieht.

Herr Nicholas bekümmerte sich auch angelegentlich um die mannigfachen Ceremonien und Gebräuche seiner neuen Bekannten; er wollte Alles erfahren, was sich darauf bezog. Das war auch der Grund, weswegen er heute Abend früher gekommen, als sonst seine Gewohnheit war. Denn das Osterfest der Juden war nahe und man weiß, daß das für sie stets eine sehr wichtige und geschäftige Zeit ist. Das ganze Haus muß gereinigt werden, jedes Krümchen Brodes entfernt. Die Geräthschaften in Keller und Küche werden mit anderen vertauscht, die nur für dieses Fest dienen, ja man durchsucht jedes Winkelchen, damit nichts „Gesäuertes" im Hause zurückbleibe und ißt während acht Tagen jene dünnen, harten, weißen Fladen ohne Sauerteig, von welchen schon — ich weiß nicht vor wie viel Jahrtausenden — die Kinder Israels gegessen haben sollen, als sie beim Auszug aus Egyptenland nicht Zeit und Muße hatten, ihren Brodteig gehörig gähren zu lassen. So erzählt die Tradition und so erzählte Abraham seinem Freunde.

Herr Nicholas, ein Mann in seinen besten Jahren, von vierschrötiger, gedrungener Figur und einem rothen, ehrlichen Gesicht, folgte den Worten Abraham's mit großer und aufrichtiger Lernbegier. Er ließ sich Nichts entgehen; über Alles, was ihm auffiel, befragte er den erfahrenen Juden, der die Gelehrsamkeit eines Rabbi mit der Urbanität eines Weltmannes verband, und über Alles gab dieser ihm Auskunft. „Vor allen Dingen lerne", sagte dieser mit dem Talmud; „ob Du es thust der Gelehrsamkeit willen, oder aus irgend einem andern Grund: lerne."

Herr Nicholas, wir fürchten, dachte in diesem Falle mehr an den „andern Grund"; doch das war um so ehrenvoller für ihn, Fabelhafte Dinge waren über das Osterfest der Juden in der Welt verbreitet worden; in mehr als einem sehr dicken und sehr ernsthaften Buche war gesagt worden: daß sie Christenblut zu der Feier desselben gebrauchten. Er schämte sich jetzt fast, daß er jemals an so Etwas auch nur einen Augenblick geglaubt.

Im Gegentheil; das Einzige, was er außer dem ganz offen und klar schon in der Bibel Gebotenen wahrnahm, war die punktiliösteste Reinlichkeit. Alle Stuben, alle Kammern waren gescheuert, jede Decke gefegt, jedes Fenster geputzt worden; und das Erste, was dem guten Mann bei dem Eintritt durch Abraham's Thür entgegenwehte, war jener frische, feuchte Geruch, den die Hausfrauen mehr lieben, als die Männer und den er — um die Wahrheit zu sagen — in seiner Studirstube niemals würde geduldet haben. Denn Staub und Unordnung waren ihm dort, unter seinen Büchern, Bedürfniß; ein Wedel und ein Eimer Wasser

würden ihn unglücklich gemacht haben. Doch war er gerecht genug, um bei Anderen zu schätzen, was er für seine Person verabscheute.

Die Frauen haben deswegen, in der jüdischen Osterwoche, sehr viel zu thun — alle Hände voll, mehr als die Männer; und müde nach des Tages Arbeit und nicht gerade in Gesellschaftstoilette fand auch Herr Nicholas die weiblichen Mitglieder von Abraham's Haushalt.

„Guten Abend", sprach er, indem er der Gattin Abraham's die Hand reichte, einer stattlichen Frau von etwa fünfzig Jahren, immer noch schön und ansehnlich, von angenehmer Körperfülle, und gleichsam frisch wieder aufgeblüht in ihrer eigenen neugesicherten Häuslichkeit. Dann gab er der Tochter und dann Manuella, der Fremden, die Hand zum guten Abend.

Denn er war mit Allen gut bekannt und nahm den herzlichsten Antheil an ihnen.

Die Tochter Abraham's war seit Anfang des Jahres verheirathet und zwar mit einem der portugiesischen Juden aus Amsterdam, Namens Leon del Blanco, welchen sie während der Belagerung von Bristol und inmitten der Drangsale, die derselben folgten, kennen gelernt hatte. Die Liebe der Beiden, welche sich unter so verhängnißvollen Umständen begegnet, war augenblicklich und tief gewesen, und sie hatte bereits die schwersten Prüfungen zu bestehen gehabt, noch bevor sie sich erklärt. Als seine Landsleute, die Genossen seiner Leiden, auf Cromwell's Befehl sich in London einschifften, um die alte Heimat wiederzugewinnen, da war Leon zurückgeblieben, nachdem er dem Vater Sarah's sein Herz offenbart und um die Hand der Tochter angehalten. Zwei Dinge waren dabei zu bedenken. Erstens der lange Zwiespalt, welcher die beiden Zweige des Judenthums einander gänzlich entfremdet hatte. Sarah war eines deutschen Juden Kind und Leon del Blanco gehörte zu der portugiesischen Synagoge, welche sich seit undenklicher Zeit für reiner, vornehmer und adliger gehalten, und darum jede Verbindung mit den deutschen Glaubensbrüdern verschmäht haben würde. Niemals war von einer Gemeinschaft dieser Schulen gehört worden, von denen die eine, die sich zu der Lehre Schamai's bekannte, den Süden Europa's, die andere, die der Lehre Hillel's folgte, den Norden bewohnt hatte. Das Uebergewicht, welches während des Mittelalters die romanischen Völker durch ein reicheres Culturleben ausgeübt, hatte sich auch auf die Juden übertragen, die unter ihnen wohnten und von ihnen lernten; ja, die Scheidewand blieb noch bestehen, als die germanischen Nationen in voller Jugendkraft das Joch zerbrachen, das so lange auf ihnen gelastet, und die Vertreibung der Juden aus Spanien und Portugal diese selbst unter ihre nördlicher wohnenden Brüder zerstreut hatte. Das orthodoxe Gemüth in beiden Synagogen widerstrebte daher in jener Zeit jeder Annäherung, etwa so, wie damals ein Katholik sich gesträubt haben würde, eine Protestantin zu heirathen, oder umgekehrt. Allein in Abraham's Brust klangen die Worte nach, welche Cromwell gesprochen. Sie waren wie Keime hineingefallen, welche reiche Ernte verhießen. „Ihr sollt selber arbeiten an

Digitized by Google

Eurer Befreiung", hatte Cromwell gesagt, in jener denkwürdigen Stunde, wo er gleichsam mit dem prophetischen Blicke seines Auges die Zukunft beleuchtete. „Jede Erlösung kommt von Innen heraus. Wie könnt Ihr die Vorurtheile der Andern besiegen, wenn Ihr die eigenen festhaltet? Gebt uns das Beispiel der Versöhnung und Gerechtigkeit unter einander, bevor Ihr Gerechtigkeit und Gleichstellung von uns fordert. Der Kampf um die Freiheit ist eine ernste, schwere Arbeit. Arbeitet denn! Legt Hand an's Werk! Zeigt uns, daß Ihr der höchsten Güte werth seid!" — So wirkten die Mächte, welche die schönsten und edelsten im Menschenleben sind — in Abraham's Seele die Macht der Idee, und in Leon del Blanco's Herzen die Macht der Liebe — zusammen, um eines jener Vorurtheile zu überwinden, die — gleich allen anderen der Willkür, dieser bitteren Feindin der Freiheit, entsprungenen — den Menschen vom Menschen trennen. Das Uebrige lag in Cromwell's Händen.

Denn wiewol Abraham für seine Person und seine Familie von Cromwell die Erlaubniß erhalten, in London wohnen zu dürfen, so war es doch etwas Anderes mit Leon del Blanco. Kein Jude, seit dem Statut 18. Eduardi I., durfte sich in England nur einmal vorübergehend aufhalten, geschweige denn dort Haus, Boden oder sonstigen Besitz erwerben. Seit mehr als vierhundert Jahren war dieses Statut in Kraft gewesen, und es bestand auch heute noch, wo König und Parlament sich in unversöhnlicher Fehde befanden. Zu tief im Volke war der Haß eingewurzelt, von Unwissenheit beständig vergrößert; denn selbst den Besseren unter ihnen hatte die Gelegenheit gefehlt, sich durch eigene Prüfung über die wahren oder eingebildeten Ursachen desselben zu unterrichten. Jetzt herrschte der Ausnahmezustand im Königreich und es hing allein vom Ermessen des Generals ab, welchen Personen er Schutz gewähren oder verweigern wolle. Die Frage war, ob dieser sich für stark und die Sache für bedeutend genug hielt, um dem Widerwillen, der nun einmal allgemein in der Masse verbreitet war, Trotz zu bieten

Allein für Cromwell gab es kein zweites Bedenken, und wenn er sich für einen Weg entschieden hatte, kein Ablenken von demselben, keine Halbheit. Er befragte treulich die Stimme des Volkes in des Volkes Angelegenheiten; aber er hatte den Muth, nur die Stimme Gottes zu hören, die laut in seinem Innern sprach, wenn es sich um die Angelegenheiten Gottes handelte. Wie! — er hatte dem König den Krieg erklärt, weil er ihn als einen ungerechten, gleich Saul von Gott verworfenen König erkannt hatte, und er sollte den Frieden verweigern diesen armen Juden, welche der Haß des Volkes ungerecht verfolgte? Was war das Statut Eduard's ihm, der dem König Karl im Schlosse von Childerley gesagt: „Duldung und Ehrlichkeit allein werden im Stande sein, Ew. Majestät die Krone zu erhalten"? . . .

Herr Nicholas, Cromwell's Geheimschreiber, wie wir gemeldet, hatte diesmal die Rolle des Vermittlers übernommen. Es war der erste Dienst, den er seinem Freunde zurückgeben konnte, zugleich der erste Beweis der hohen Achtung, die er vor seiner Person, und der erleuchte-

Digitized by Google

ten Gesinnung, die er in Bezug auf sein Volk hegte. Er brachte das Patent, welches, ausgefertigt vom Höchstcommandirenden der Armee, dem Juden Leon del Blanco für unbestimmte Zeit das Recht gab, in der City von London zu wohnen, ein Haus zu haben und ein Geschäft zu betreiben — dies Alles natürlich sehr zum Verdruß Seiner Herrlichkeit des Lord Mayors und der Aldermen, die sich jedoch, dem Kriegsrecht gemäß, zu fügen hatten.

Darauf hatte die Hochzeit stattgefunden, an einem der letzten Tage des „Lichterfestes", welches die Juden zum Andenken an die kühnen, unvergeßlichen Thaten der Makkabäer im Winter feiern. Ein frohes Fest, ein Kinderfest — wiewol noch in Abraham's Hause die Kinder fehlten. Doch er dachte mit dankbarer Seele, daß sie dereinst da sein würden, um über die Lichter zu springen, Nüsse zu knacken und mit dem Kreißel zu spielen, wie er selbst einst in seiner fernen Jugend und Heimat gethan. Und andächtig, während er die Flämmchen eins nach dem andern anzündete, sprach er die Worte: „Diese Lichter zünden wir an wegen der vielfachen Rettung, der Zeichen und Wunder, die Du ausgeführt hast für unsere Väter." Und dann, als die Lichtfunken auf den silbernen Becken funkelten und die ganze Stube festlich davon glänzte, war er auf- und abgegangen und hatte, indem er sich vergnügt die Hände rieb, halb leise, halb laut ein ur-uraltes Lied mit einer ur-uralten Melodie gesungen.

An der Stelle des Liedes, wo dasselbe der „Zeiten der Hasmonäer" gedenkt, dachte Abraham an Cromwell — und in den Lichterschimmer hinein strahlte das glückliche Gesicht der Braut, das heitere vertrauensvolle des Bräutigams. Am andern Morgen fand die Trauung statt in der kleinen Betstube, welche Abraham im obern Stock seines Hauses, nach dem Hofe zu gelegen, eingerichtet hatte.

Unnöthig zu sagen, daß Herr Nicholas Zeuge der feierlichen Handlung in der kleinen Betstube sowol, als ein geehrter Gast bei dem frohen Mittagsmahle war, welches die beiden Familien nebst deren Angehörigen in den unteren Räumen von Abraham's Wohnung vereinigte.

Damals war er auch viel aufgeräumter, offener und ungezwungener gewesen, als an diesem Abend, wo der Leser ihn in Abraham's Hause zuerst erblickt. Eine Wolke lagerte auf seiner sonst so ruhigen Stirn. Das bemerkten auch gleich Alle.

„Wollt Ihr Euer Pfeifchen nicht anzünden?" sagte Frau Rebecca, die Gattin Abraham's. Denn sie wußte wohl, daß dem geehrten Herrn Nachbar sein Pfeifchen, mit Ausnahme der beiden anderen Dinge, die wir genannt haben, über Alles ging. Staub, Unordnung und Tabak — Ihr müßt mich nicht mißverstehen: Alles mit Maß und Ziel! — das gehörte nun einmal dazu, den alten Stubengelehrten glücklich zu machen.

Herr Nicholas blickte sich um, fast schüchtern. „Es ist hier Alles so blank und frisch und ordentlich" — (er fürchtete sich beinahe, das Wort auszusprechen) „daß ich . . ."

Doch Frau Rebecca fiel ihm in die Rede. „Du großer Gott!" reif

Digitized by Google

sie, „noch nicht zur Hälfte, noch nicht zum dritten Theil! Morgen solltet Ihr wiederkommen, Herr Nicholas — in acht Tagen! Wir sind ja erst am Anfang der Osterwoche!“

Herr Nicholas bekam einen Schrecken. Er fühlte ordentlich das Wasser unter seinen Füßen dahinrieseln; er war ein rechter Feind des Wassers — in Gläsern, das mochte noch hingehen; aber in Eimern! . . . Unterdessen hatte Abraham ihm die zinnerne Tabakskapsel hingereicht, und selbst begonnen, ein thönernes Pfeifchen zu füllen. Nichts reizt so sehr zur Nachahmung, als diese Vorbereitungen des Rauchers. Das erste Wölkchen, das sich aus einer frischgestopften Pfeife hebt, ist für den Freund des Tabaks unwiderstehlich.

„Na“, rief der Herr Secretarius, „wenn's denn einmal so sein soll“ . . . (diese gewöhnliche Ausrede der Rauchenden!) und zog dabei aus der Tasche sein Pfeifchen hervor, welches aber kein thönernes war, sondern aus schönem braunen Holz, und mit Silber beschlagen — und alt — großer Gott! und inwendig so schwarz!

Nichts konnte der Geschicklichkeit gleichkommen, mit welcher er jetzt, indem er zwei Finger seiner rechten Hand, den Daumen und den Zeigefinger, in Bewegung setzte, den Maserkopf stopfte; es war das Werk eines Augenblicks.

„Ach!“ rief er, als er den ersten Zug gethan, und sog den aufsteigenden Geruch ein. Dann betrachtete er mit der Zärtlichkeit eines Liebenden und der Miene eines Kenners den ruhig glimmenden Brand. Hierauf that er den zweiten Zug.

Es war aber auch ein guter Tabak und einer obendrein, der in London selten genug vorkam. Dort mußte man sich entweder mit dem ziemlich groben Kraut der Colonien, wie der Soldat und gemeine Mann es schmauchte, oder dem Fabrikat der Holländer begnügen. Dieses aber war der echte spanische Tabak, welchen Leon del Blanco direct bezog.

Denn das Geschäft, welches er in der City etablirt, handelte fast ausschließlich mit Spanien, beides Import und Export. Während die deutschen Juden, in einer noch weniger gebildeten Umgebung, gedrückt und überall beschränkt, sich nur in den niedrigsten Sphären der Speculation bewegen konnten, brachten diejenigen des Südens überall, wohin sie kamen, von den Ufern des Tajo, Geschmack am Bankgeschäft und die Gewohnheit überseeischen Verkehrs mit Zahlreiche Verbindungen in der Heimat seiner Väter kamen Leon del Blanco dabei zu Gute. Denn es war in Spanien schließlich wie überall: man haßte die Juden, verjagte sie sogar, hatte aber Nichts dagegen, von ihren Capitalien und ihrer unleugbaren Handelsroutine den besten Nutzen zu ziehen. Von seinen Anverwandten in Holland kräftig unterstützt, blühte Del Blanco's junge Firma bald auf und Abraham ward der Partner derselben. Er schoß den Rest eines ehemals sehr großen Vermögens ein und betheiligte sich — was mehr war — mit seiner inzwischen immer reifer gewordenen Erfahrung und seinem vielerprobten Rathe. Schiffe, welche das Haus befrachtete, gingen aus den englischen Häfen nach den spanischen Küsten-

ſtädten und kamen für daſſelbe, von Spanien befrachtet, zurück; neben den koſtbaren Gütern, die es brachte, befand ſich dann auch zuweilen ein Kiſtchen Tabak, von welchem übrigens Niemand einen größeren Genuß hatte, als der ehrenwerthe Herr Nicholas.

Der angenehme Geruch des Tabaks und der blaue Dampf, der in zierlichen Ringeln aufſtieg, übten einen beſänftigenden Einfluß auf den guten Mann. Er nahm Platz in einem breiten Lehnſtuhl, der vor dem Kaminfeuer ſtand, und Herr Abraham ſetzte ſich neben ihn.

„Was Ihr nur haben mögt, Herr Nicholas", ſagte er, als ſie ſaßen. „Ich müßte Euch ſchlecht kennen, wenn ich's nicht Eurem Geſicht anſähe, daß Euch Etwas auf dem Herzen liegt, mögt Ihr Euch noch ſo viel Mühe geben, es zu verbergen. Ehrlichen Leuten gelingt es nun einmal nicht, Andere zu täuſchen."

„Es mag wol ſein", erwiederte der Angeredete, heftiger ſchmauchend, „daß ich mich nur wenig für einen Diplomaten eigne, wiewol Se. Excellenz mir die Ehre erweiſt, mich als einen ſeiner Geheimſchreiber zu beſchäftigen. Seht, das iſt's ja eben, daß ich in der letzten Zeit keine rechte Ruhe mehr habe, weder bei Tag, noch bei Nacht."

„Was giebt's denn in aller Welt?"

„Das ich's wüßte!" rief Herr Nicholas. „Niemals ſah ich den General ſorgenvoller. Ein Gewitter zieht ſich in der Luft zuſammen. Man ſagt, daß die Royaliſten ſich rühren und daß ſie mit den Presbyterianern im Bunde ſeien. Großer Gott! wann endlich wirſt Du dieſem gequälten Lande den Frieden wieder ſchenken —"

Abraham drückte die Hände feſt zuſammen, wie er beim Gebete zu thun pflegte. Doch Herr Nicholas fuhr fort:

„Den Frieden, der einem Jeden erlaubt, zu ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen zurückzukehren, — dem Bauer zu ſeinem Pflug und Spaten, dem Kaufmann zu ſeinem Laden, und mir, mir zu meinen Büchern?"

Er ſeufzte tief und ſtieß eine mächtige Tabakswolke vor ſich hin.

„Nicht daß ich mich weigern möchte, meinem Vaterlande zu dienen", ſetzte er ſogleich hinzu. „Doch meinem friedlichen Herzen, das die Wiſſenſchaft und die feinen Citate liebt, thut es weh, die Feder gleichſam in Blut tauchen zu müſſen! Glaubt mir, es thut weh! Und wenn wir noch einen Ausweg all' dieſer Verwirrungen abſehen könnten! Der Winter und der Sommer hat ein Ende, jeder gute, ſowie jeder böſe Tag hat ein Ende. Doch dieſer traurige Zuſtand der Unſicherheit wird kein Ende haben, bis . . . bis . . ."

Herr Nicholas, der trotz ſeiner independentiſchen Geſinnungen ein Mann von milder Gemüthsart war, ſchwieg.

„Fahrt doch fort", bat ihn Abraham.

„Was ſoll ich es Euch noch viel ſagen? Ihr wißt es ſo gut als ich, daß die Quelle des Uebels der König und der Mittelpunkt all' unſerer Befürchtungen das Schloß zu Carrisbrook iſt, in welchem man ihn jetzt endlich als den erklärten Gefangenen der Armee feſtgeſetzt. Daran iſt nun kein Zweifel mehr."

Abraham nickte traurig mit dem Kopfe. „Und dennoch ist er von Natur ein guter Mann gewesen . . .", sagte er.

„Ich glaube gar", rief Herr Nicholas unwillig aus, „daß Ihr Mitleiden mit ihm habt!"

„Nicht mit ihm", versetzte Abraham; „aber mit seinem Unglück."

„Schämt Euch des Wortes", entgegnete Herr Nicholas; „wenn er unglücklich ist, so hat er es verdient. Ihr habt nicht viel Gutes von ihm erfahren. Er ist ein Undankbarer, der seine Freunde stets zuerst geopfert. Er hat Euch an den Bettelstab gebracht."

„Soll ich es ihm nachtragen?" erwiederte Abraham. „Ihr seht, der Ewige — gelobt sei Er! — hat es mir reichlich ersetzt. Und wie sagt der Talmud? — Alles ist auf Bürgschaft gegeben und ein Netz gebreitet über alles Leben. Der Laden ist offen, der Kaufherr giebt auf Borg, das Schuldbuch ist aufgeschlagen und die Hand schreibt."

Die Citate hatten eine große Macht über unseren würdigen Freund; sowie er Andere damit schlug, ließ er es sich auch gefallen, von denselben geschlagen zu werden. Zumal stand, seit seiner ersten Bekanntschaft mit diesem geheimnißvollen Buch, der Talmud in hoher Achtung bei ihm. Doch er war heute in der Laune, selbst gegen eine solche Autorität ganz bescheiden sich aufzulehnen.

„So!" rief er aus; „so, so! Wenn ich Euch recht verstanden habe, würdet Ihr wol gar Partei nehmen für den Feind, der Euch verachtet und mißbraucht hat, gegen die Freunde, welche Euch stets wohlwollend gesinnt waren!?"

„Partei nehmen!" sagte Abraham mit einem ruhigen Tone, der fast wie Resignation klang. „Der arme Jude, welcher nur ein Wanderer ist, hat kein Recht, Partei zu nehmen. Denn so sagen unsere Väter: „Sei Du Der, der verflucht wird, nicht Der, welcher flucht. Sei von Denen, die verfolgt werden, nicht von Denen, welche verfolgen." — Und ferner sagt Ihr, daß Karl I. mein Feind gewesen. Es ist wahr, daß ich viel durch ihn gelitten habe, Manches, was er verschuldet und Manches, was er nicht verschuldet. Aber was folgt daraus? Ich müßte die ganze Welt als meinen Feind betrachten und hassen. Denn er hat nicht mehr gethan, als sie. Nein; ich kann nicht frohlocken über den Sturz meines Widersachers. Es könnte der Ewige es sehen und es mißfiele ihm."

Herr Nicholas ward verstimmt. „Und doch", sprach er, „sehnt Ihr Euch nach Befreiung, hofft auf Erlösung und wisset so gut als ich es weiß, daß der Sieg der Independenten, an deren Spitze Cromwell steht, auch Euch zu Gute kommen wird!"

„Ich weiß es!" erwiederte Abraham, „und flehe den Segen des Höchsten — gelobt sei Er! — auf ihn herab. Aber was folgt daraus? Ist es denn nothwendig, daß wir unsere Feinde hassen, um unsere Wohlthäter zu lieben?"

Abraham war ein logischer Kopf und er führte seine Beweise stets mit mathematischer Schärfe; doch blieb ihm diesmal Herr Nicholas die Antwort nicht schuldig.

Digitized by Google

„Wie der Kampf jetzt steht", sagte er mit großer Festigkeit, „so kann die Frage nur noch zwischen Beiden sein. Einer muß fallen; entweder Karl oder Cromwell. Nun wählt."

„Nicht ich", sagte Abraham; „sondern der Heilige, gelobt sei Er!"

„Das Urtheil Gottes ist gesprochen; es liegt nur an den Menschen, dasselbe zu vollstrecken", versetzte mit feierlichem Tone Herr Nicholas, in welchem allmälig der Independent zum vollen Bewußtsein erwacht war. „Ihr kennt die Einzelheiten so genau wie ich. Ihr wißt, daß von dem Eintritt des Königs in die Armee bis zu diesem Augenblick all' sein Handeln und Thun eine lange Kette von Lüge, Falschheit und Verrath gewesen. Ihr wißt, daß die Führer des Heeres ihn freundlich aufgenommen, daß sie ihn nach dem Schlosse von Hampton Court geführt, daß sie jede Freiheit ihm gestattet, seine Kinder mit ihm vereinigt, seine pfäffischen Geistlichen sogar ihm bewilligt haben. Was thut er dafür? Oeffentlich verhandelt er mit Cromwell und dem Parlament; heimlich aber mit den Schotten und den schottischen Presbyterianern, dem Herzog von Hamilton, dem Grafen von Lauderdale, den Feinden von Englands Freiheit. Emissaire der Königin kommen und gehen; Papisten und Emigranten landen haufenweis in den Häfen. Und endlich — Ihr kennt sie ja, die Geschichte vom blauen Eber! Dort in der schmutzigen Spelunke findet man in einen Sattel eingenäht, einen Brief des Königs an die Königin. Der Reiter, ein Spion in der Königin Diensten, sollte den Brief auf diese Weise nach Frankreich bringen. Darin hieß es, die Königin solle doch ja nicht glauben, daß es ihm — dem König — Ernst sei um diese Unterhandlungen mit Cromwell! Es komme nur darauf an, die Sache hinzuziehen und Zeit zu gewinnen, bis die schottische Invasionsarmee auf den Beinen sei. Mit dieser Armee wolle Hamilton und Lauderdale nach England marschiren und er, der König, wolle sich sofort an ihre Spitze stellen, um dies rebellische Land endlich zur Ordnung zu bringen und die Rädelsführer gebührend zu züchtigen. Und was Cromwell, diesen Buben betreffe, so solle sie nur ganz ruhig sein. Er habe ihm zwar, im Schlosse zu Childerley, den Hosenbandorden versprochen, aber er meine, daß er statt dessen zu gelegener Zeit ihm den hänfernen Strick bewilligen werde . . . ."

Herr Nicholas schwieg. — „Mir war", wandte er sich plötzlich in einem Tone des Schreckens an Abraham, „als ob man meinen Namen gerufen. Habt Ihr nichts gehört?"

„Nein", versetzte Abraham, „keine Sylbe."

Alles war still in der Stube; man hörte das Ticken der Pendule auf dem Kaminsims. — „So muß ich mich wol getäuscht haben", fuhr Herr Nicholas darauf fort. — „Also dieser Brief aus dem blauen Eber, anstatt an die Königin zu kommen, kam an Cromwell." — Abermals unterbrach sich der Erzähler. „Wozu sag' ich Euch das Alles?" sprach er mehr für sich, als für seine Zuhörer. — „Ihr wißt Euch des Vorfalles ja noch gut genug zu erinnern. Es sind kaum fünf Monate seitdem. Doch die Menschen vergessen so leicht! — Also nun wußte Cromwell,

Digitized by Google

mit wem er es zu thun habe, ließ demgemäß, wie sich's gebührte, die Grenzen etwas enger ziehen, die Wachen etwas näher treten und weder einen Grafen oder Herzog aus Schottland, noch einen Spion aus Frankreich durch das Thor von Hampton Court herein. Aber was geschieht? — Eines Morgens ist der Käfig leer, der Vogel entflohen. — Der König war fort, hatte die Flucht ergriffen. Da war die Bestürzung groß in England, mehrere Tage lang hatte man keine Kunde von dem Flüchtling. Man prophezeite den Wiederausbruch des gräßlichsten Bürgerkriegs. Man sagte, daß der König nach Frankreich gegangen, und von dort mit einer fremden Armee landen, die sich mit der schottischen vereinigen und dies arme Land in seinem Blut ersticken würde! — Doch Nichts von alle Dem; am dritten oder vierten Tag kommt endlich die Kunde, daß der König sich nach der Insel Wight gewandt, sich dort dem Commandanten des Schlosses von Carrisbrook gestellt und von demselben verlangt habe, daß dieser zum Deserteur werde und sich für die Contrerevolution entscheiden solle. Die Absicht war, die Insel Wight zu einem Waffenplatz gegen England und das Parlament zu machen. Aber der wackere Commandant wich und wankte nicht in seiner beschworenen Pflicht. Er erklärte den König, bis er die Befehle des Höchstcommandirenden eingeholt, für seinen Gefangenen. Der Höchstcommandirende bestätigte einfach diesen Act seines Untergebenen und verstärkte die Garnison des Schlosses, in welchem der König seitdem ist, was er zu sein verdient: ein Staatsgefangener! Endlich hat man Ernst gemacht und Gott gebe, daß man auch nicht zu lange mehr mit dem Processe warte, der endlich wieder Licht in diese Finsterniß und Frieden in dieses Reich zurückbringen wird. Denn wie strenge man ihn immer auch bewahren möge: ein Stuart ist um die Mittel niemals verlegen. Er wählt unterirdische Gänge, in denen das Auge eines rechtschaffenen Mannes ihm gar nicht folgen kann. Von Carrisbrook aus, trotz Postenchainen und doppelt cernirten Wällen, setzt er Himmel und Hölle, das Inland und das Ausland in Bewegung. Das schottische Heer steht gerüstet an den Grenzen. Die Parteien regen sich. Ueberall gährt es. Dumpfe Gerüchte kommen aus Wales und Kent, aus den Mittellandgrafschaften, aus Norden und Süden; man ist der Flotte nicht recht mehr sicher. Wie ich gesagt habe: ein Gewitter ist im Anzug."

„Und Cromwell?" sagte Abraham.

„Niemals sah ich ihn größer. Es ist, als ob die Gefahr, welche Andere schreckt, für ihn nur dazu diente, neue Kraft und neues Vertrauen ihm zu verleihen. Ich sage, daß er dasteht, wie eine Säule von Erz, und daß die Hoffnung auf ihm scheint, wenn sie die Meisten längst schon verlassen."

„So kenn' ich ihn", sagte Abraham; „so hab' auch ich ihn einmal gesehen!"

Abermals stockte Herr Nicholas. — „Jetzt aber hat man mich wirklich gerufen", sprach er. — Und in der That! — „Herr Nicholas!

Digitized by G

Herr Nicholas! Sir! Sir!" klang es ganz deutlich durch die Stille der kleinen Straße

Jetzt konnten es Alle, die in der Stube waren, deutlich hören.

Herr Nicholas kannte die Stimme, und tapferer Mann, der er sonst war, vor dieser Stimme drohte sein Muth ihn immer zu verlassen. Es war die Stimme seiner Haushälterin Nancy. Diese brave Dame führte das Scepter in seinem kleinen Hauswesen — wer kann es sagen? — nun schon über zwanzig Jahre; und sie machte keine Miene, es bald niederzulegen, so lieb es auch dem Herrn Nicholas gewesen wäre. Herr Nicholas war ein unverheiratheter Mann. Aber oft in den Augenblicken seiner bittersten Verzweiflung hatte er daran gedacht, diesen Schritt zu thun, nur um sich von Nancy zu befreien. Allein welches weibliche Wesen hätte Herr Nicholas, mit Nancy's Erlaubniß, zu seiner Gemahlin wählen dürfen, außer Nancy selber? Und Etwas ohne ihre Erlaubniß zu thun, das war so zu sagen nicht möglich.

Herr Nicholas war zuerst sehr erschrocken, er fuhr ordentlich zusammen, als er ihre Stimme hörte; dann aber ward er ärgerlich. Denn er wagte zuweilen, wenn er nicht gerade vor ihrem Angesicht stand, zornig über Nancy zu werden.

„Ja!" rief er, indem er an's Fenster trat; „was wird's auch sein? Ich komme sogleich, sogleich!"

Er war es nämlich gewohnt, daß um der geringsten Kleinigkeit willen ihn Nancy störte, wenn er bei seinem Freund Abraham war. Die würdige Dame liebte diese zu langen und zu häufigen Abwesenheiten ihres Herrn nicht. Sie war eifersüchtig auf Jeden, den ihr Herr besuchte; sie war es mehr, als je zuvor, auf Abraham, der ihren Herrn ganz behext zu haben schien. Sie hatte das dem guten Herrn Nicholas auch mehrmals gesagt; sie hatte ihn gewarnt, und ihm neuerdings das Leben recht sauer gemacht Aber in seinem Busen kämpften diese beiden Mächte mit einander: Furcht vor Nancy und Liebe zur Wissenschaft; ein Held, so lange ihn die letztere mit ihren schützenden Mauern, nämlich den Büchern und Handschriften, umgab, ward er die Beute der anderen, sobald er über diese Demarcationslinie hinaustrat. Ach, wenn die Menschen es nur wüßten, unter welchen Leiden und Mühseligkeiten oft ein Werk der Gelehrsamkeit zur Welt kommt.

„Ach", sagte der würdige Mann, indem er seinen Pfeifenkopf ausklopfte und durch eine halbgeöffnete Thür einen schmerzlichen Blick warf in ein kleines, schwacherleuchtetes Zimmer, an dessen Wänden sich die von ihm so hochgeschätzten Bände zeigten. „Seht, mein lieber Freund und Nachbar, das ist mein Kummer, daß ich bei der Arbeit nicht bleiben kann, die ich mir vorgesetzt habe. Bald ist es ein Staatsgeschäft und bald ist es Nancy. Großer Gott — wann wird endlich Friede sein in der Welt und . . . in meinem Hause?" Diese letzten Worte sprach er zögernd aus und mit gedämpfter Stimme, als ob er sich fürchte, daß irgend ein verrätherischer Hauch der Luft sie hinuntertragen könne zu der Tyrannin seiner Wirthschaft. — „Denn daß ich's Euch nur sage",

Digitized by Google

fuhr er fort, während in seinem Innern jene beiden Mächte gegeneinander stritten, wie Ormuzd und Ahriman in der persischen Legende — er machte beständig Anstalt zu gehen und blieb dennoch: „daß ich's Euch nur sage, seit einigen Abenden habe ich das Werk begonnen, von welchem ich hoffe, daß es meinen Namen auf die Nachwelt tragen wird, und auf welches ich daher allen Eifer, allen Fleiß und alle Zeit verwenden will . . ."

Da ließ sich die Stimme von der Straße wieder vernehmen, näher als zuvor und viel schriller; Frau Nancy mußte jetzt wirklich unter dem Fenster stehen, als sie rief: „Herr Nicholas! Herr Nicholas!"

„Nun seht Ihr's", sagte der unglückliche Gelehrte, „wie soll man da doch einen Gedanken fassen, geschweige denn richtig ausführen können?" Und er steckte sein Pfeifchen in die Tasche, hing seinen Mantel um und nahm seinen Hut vom Stuhle. „Doch ich habe mir's einmal vorgenommen, Euch heute davon zu sprechen und Ihr sollt es wissen, bevor ich gehe, daß ich meine Schrift zu Gunsten der Juden begonnen habe."

Der Ruf unter dem Fenster wiederholte sich. Doch es war, als ob Herr Nicholas, dem Beispiel des edlen Odysseus folgend, sich die Ohren mit Wachs verstopft hätte; oder als ob die Erinnerung an das Buch, welches er zu schreiben angefangen, ihn gleichsam mit einem Panzer umgeben, oder als ob die Geschichten der Märtyrer, welche er zu dem Behufe studirte, ihn selber bereits zum Märtyrer gemacht hätten. Seine Hand auf den Arm Abraham's legend, als ob es auf dieser Welt niemals eine Nancy gegeben, sagte er: „Ich werde in dieser Schrift den unzweifelhaften Beweis führen, daß wir ein großes Unrecht gegen Eure Nation zu sühnen haben. Ich habe Alles gelesen und Alles erwogen, was über diese Sache geschrieben worden ist, und ich sage: die Könige von England haben sich gegen Euch versündigt, das Parlament hat daher die Pflicht, es wieder gut zu machen! Wer weiß denn auch, ob die gegenwärtige Zerrissenheit nicht eine Strafe dafür ist, welche der Zorn Gottes über uns verhängt? O, merkwürdige Dinge werden in meiner Schrift zu Tage kommen. Wie lautete doch die Geschichte, die Ihr mir gestern aus dem Talmud vorgelesen habt? . . . Wartet nur! Ich werde sie schon an die rechte Stelle setzen. — Als der König Salomo den Tempel in Jerusalem baute, da ward verordnet, daß das Holz und der Stein im Libanon gezimmert und behauen werden solle, damit der Lärm von Hammer und Säge nicht gehört werde bei der Errichtung des glorreichen Hauses von Gott. — Was bedeutet nun dieser Tumult unseres Bürgerkrieges, das Blutvergießen und der Hader? Der Herr wird sein eigenes Werk auf seinem eigenen Weg und durch seine eigene Macht vollbringen; was wir gehört haben, war nur das Hauen und Arbeiten im Libanon."

„Es ist eine schöne Deutung, die Ihr der talmudischen Parabel gegeben", sagte Abraham; „möge der Herr Euch bei dieser Arbeit unterstützen, denn es ist ein gottgefälliges Werk."

„Und seid nicht Ihr es", versetzte der ehrenwerthe Mann, „dem

Digitized by Google

ich sowol den ersten Anstoß als die werthvollsten Materialien dazu verdanke? — Ja, mein Freund, ich werde es vollbringen! Nichts soll mich abhalten, Nichts mich abschrecken. Ich werde muthig vorwärts gehen."

In seinem Geiste musterte er unerschrocken den Widerstand, dem er mit einer Schrift von solchem, in England bisher unerhörten und verpönten Ideen begegnen würde. Doch war er in seinen Ueberzeugungen ein fester Mann, und er fürchtete sich, außer vor Nancy, vor Niemandem auf der Welt.

Der Mahnruf der Genannten war inzwischen verstummt. Nur vereinzelte dumpfe Schritte ließen sich von unten herauf noch vernehmen. „Um so besser", dachte Herr Nicholas, „so wird sie nach Haus gegangen sein." Und noch einmal kehrte er zu dem Thema zurück, welches ihn jetzt fast ausschließlich beschäftigte. „Ich verspreche mir eine bedeutende Wirkung von der Schrift. Ich werde sie dem Parlament überreichen. Der General wird sie lesen — und was wird", setzte er hinzu, indem er sich an Manuella d'Acosta wandte, „was wird Menasseh ben Israel sagen, der Weise von Amsterdam?"

Manuella hatte bisher, dem Gespräche der beiden Männer eifrig folgend, in der Nähe derselben gestanden. Jetzt aber wich sie erschrocken zurück. Das Blut schoß ihr in's Gesicht. Das Wort des Herrn Nicholas hatte sie in's Herz getroffen.

Aber Herr Nicholas, in Bezug auf weibliche Physiognomik kein besonderer Kenner, fuhr ganz unbekümmert fort: „Habt Ihr ihm nicht vor einiger Zeit geschrieben, einen so langen und so schönen Brief? ..."

Manuella senkte das Haupt und in ihre großen schwermüthigen Augen traten Thränen. „Aber er hat mir nicht geantwortet", sagte sie.

Der würdige Mann fand nicht Zeit, das Mädchen zu trösten. Denn bevor er noch ein Wort entgegnen konnte, ließ sich die Stimme Nancy's wieder vernehmen. Nancy war also nicht gegangen. Aber diesmal war es nicht ihre harmlose Mahnung, zum Nachtessen zu kommen, sondern ein gar klägliches Geschrei: „Hülfe! Hülfe!"

Wenn es in den Straßen und Nachbarschaften Londons zu damaliger Zeit noch so kleinstädtisch herging, daß eine Wirthschafterin, die mit dem Nachtessen auf ihren Principal wartete, sich einfach vor die Thür pflanzen und von Haus zu Haus hinüber rufen konnte, so waren doch auch, namentlich zur Nachtzeit, jene Straßen noch weit von der Sicherheit entfernt, welche heute darin herrscht. Zu jener Zeit brannten nur wenig Laternen in den Straßen von London, in den kleineren kaum eine oder zwei; und es gab natürlich auch keine Constabler. Dafür aber gab es Romantik in allen Gestalten von Raub, Einbruch, nächtlichen Ueberfällen und so weiter; und man kann sich daher den Schrecken des guten Herrn Nicholas denken, als er seine Haushälterin in ihren höchsten Kehllauten „Hülfe! Hülfe!" schreien und dazu das brutale Gelächter von unbekannten Stimmen hörte. Er, der allein vor Nancy zitterte, besann sich keinen Augenblick, zu ihrer Rettung zu eilen, da sie bedroht ward. „Um Gotteswillen!" schrie er, „was mag es sein?" Und ohne

Digitized by Google

sich von den Anwesenden zu verabschieden, stülpte er den Hut auf den Kopf, zog den Mantel fester und stürzte hinaus, die Treppe hinab und vor die Thür. Abraham folgte dem Freunde, denn er wollte denselben in der Gefahr, der er entgegenging, nicht ohne seinen Beistand lassen. In höchster Besorgniß blieben die Frauen im Zimmer zurück.

II. Der Cavalier und sein Begleiter.

Die Scene, die sich den beiden Männern darbot, nachdem sie auf die Straße hinausgetreten, war weniger herzzereißend, als sie erwartet hatten; sie war, mit aller Achtung vor Nancy sei es gesagt, eigentlich nur komisch.

Zwei Männer waren die kleine Straße — Duke-Street war ihr Name, damit darüber kein Zweifel sei — herabgekommen. Der Stand der Beleuchtung, deren Londons kleine Straßen damals im Allgemeinen, und Duke-Street sich im Besondern erfreute, ließ es nicht zu, die beiden nächtlichen Wanderer auf den ersten Blick zu unterscheiden. Größere Straßen, in welche diese kleinen mittels verschiedener anderen Quergassen mündeten, lagen in einiger Entfernung nach der Stadtseite hin; Straßen wie Fenchurch-Street und Leadenhall-Street und Cornhill, deren Namen noch heute berühmt sind, weil die großen Geschäfte dort ihren Sitz haben, vor zweihundert Jahren aber wurden sie von den Handelsherren selbst, den Goldschmieden und anderen angesehenen Leuten in sehr schönen, umfangreichen und fast fürstlichen Häusern bewohnt. Hier mag es bei Nacht denn wol auch etwas heller gewesen sein; was jedoch unsere kleine Straße betrifft, so war es, wie wir gesagt. Denn die eine der beiden Laternen, welche durch eine gütige Vorsehung dieser Straße beschieden, hing an dem einen Ende derselben, wo sie sich gegen Duke's Place erweiterte, so daß man leicht hätte behaupten können, sie hänge gar nicht in der Straße, sondern noch auf dem Platz. Dieser Platz, welcher dazumal noch im Entstehen war (heute sieht er so verräuchert aus, daß man es kaum glauben sollte!), verdankte seinen vornehmen Namen irgend einem Herzog, der sein Stadthaus oder seinen Palast hier gehabt, an dessen Stelle nun gute, bürgerliche Häuser errichtet worden waren, mit kleinen Gärten und Rasenflecken dazwischen, welche Raum für noch mehr Häuser gaben. Mit der zweiten Laterne, von der wir gesprochen, und welche für das andere Straßenende bestimmt war, ging es aber noch schlimmer; sie stand nur in den Rechnungsbüchern der Bezirksverwaltung von Aldgate und fehlte in der Wirklichkeit. Die kleine Straße nämlich, in der Nähe von Duke's Place, heut, ich weiß nicht mit wie viel Meilen Backstein und Mörtel zur Rechten und zur Linken, gen Norden und gen Osten, lag damals am äußersten Rande der City, stieß hart an die Stadtmauer von London und führte geradenweges zu dem „alten Thor" oder „Aldgate", dem östlichen Thore, welches sich in der Stadtmauer befand und dem Bezirke den Namen gab. Dahinter lag eine Kirche

Digitized by Google

und ein Kirchhof und eine Strecke wüsten Landes, aus dem sich eben jene Quartiere zu erheben begannen, deren Namen: Houndsditch und Pettycoat Lane, für das Ohr des modernen Londoners einen solchen Wohlklang haben; links war die Landstraße von Whitechapel, in deren einsamen Häusern nur Fuhrleute herbergten, und rechts die Minories, mit dem Tower, der Themse, den Schiffen und den Matrosenschenken. Diese Nachbarschaft, welche nicht dazu diente, die Sicherheit der kleinen, an Duke's Place grenzenden Straßen zu erhöhen, gab doch den Vätern der Gemeinde von Aldgate den Vorwand, mit den Gemeinden jenseits der Stadtmauer und des Stadtgrabens über Mancherlei, besonders aber darüber zu streiten, wem die Unterhaltung der mehrerwähnten Laterne zufalle? Die Folge davon war, daß sie Niemand unterhielt, und daß die kleine Straße, deren Namen wir genannt haben, obwol sie mittlerweile durch den erweiterten Duke's Platz absorbirt worden ist, von den beiden Laternen, die von Rechtswegen ihr zukamen, nicht eine besaß.

Wenn es aber bei dem geschilderten Sachverhalt unmöglich war, die beiden, anscheinend vom Platze gekommenen Männer ordentlich zu sehen, so sorgten sie dafür, daß man sie hören könne. Der Eine lachte fortwährend und prahlte und betheuerte mit mehr als einem Fluche, daß er — goddam! so lustig wie heute gar lange nicht gewesen, daß der Wein des Grafen von Lauderdale ausgezeichnet sei und sein Koch die Speisen famos gepfeffert habe. Daß er — goddam! — nach der Schüssel mit Seekrebsen einen gehörigen Durst bekommen und daß er — auf die Ehre eines Cavaliers! — jetzt erst die rechte Lust verspüre, zu trinken. Namentlich sei der spanische Wein, der von Xeres, und der französische aus den Südprovinzen das wahre Getränk für einen Cavalier — und Spanien und Frankreich seien brave Länder — und darum ein Hoch für den König Karl und ein Hoch für Spanien und Frankreich, die einem christlichen Monarchen schon helfen würden und seinen Cavalieren unterdessen den guten Wein zu trinken gäben!

Der Andere der Beiden, offenbar ein Mann von gesetztern Alter, suchte seinen jüngeren Gefährten in eindringlicher, wiewol sehr unterthäniger Weise, zur Ruhe zu reden. Wer sich auf dergleichen Unterschiede verstand, hätte sogleich aus der Eigenthümlichkeit seiner Stimme vernehmen können, daß er zu der Partei der Presbyterianer gehöre, welche sich nicht nur bei Gebet und Predigt, sondern auch in den Gesprächen des profanen Leben einen frömmelnden, näselnden Ton angewöhnt hatten: eine Wahrnehmung, die bei diesem Manne übrigens durch den Inhalt seiner Worte bestätigt ward. „Ihr solltet nicht so laut schreien, Mylord", rief er; „denn Verräther könnten nahe sein und wenn das auch nicht der Fall, so hört uns doch das Ohr, und das Auge Gottes, welcher Völlerei nicht liebt, sieht uns!"

„Ha, ha!" lachte der Andere. „Auch in dieser Stockfinsterniß?"

„Mylord, Ihr solltet bedenken, daß Ihr versprochen habt — Ihr und die andern Lords — den Covenant zu nehmen und daß nur gottesfürchtige Männer Theil nehmen an diesem feierlichen Bunde."

Digitized by Google

„So gönne mir meine Freiheit bis dahin, Bruder", sagte der Cavalier, indem er sich bemühte, durch die Nase zu sprechen, wie sein frommer Begleiter, was ihm indessen so schlecht gelang, daß er selber darüber in ein herzliches Gelächter ausbrach.

„Spottet nicht", entgegnete der Puritaner; „Ihr wisset, daß der Covenant allein Euren König noch retten kann. Der Herzog von Hamilton, der Graf von Lauderdale, die Führer des schottischen Heeres haben den Covenant bereits beschworen und nur unter dieser Bedingung werden sich auch mein Glaubensbrüder mit den Herren Cavalieren von England verbinden. Denn so steht geschrieben: Wohl dem, der nicht wandelt im Rathe der Gottlosen, noch tritt . . ."

„Bruder! Bruder!" rief der junge Cavalier, — „ich will beschwören, was Du willst, — aber Deine Predigten langweilen mich; und wenn ich nicht wüßte, daß Deine Schlauheit noch größer wäre, als Deine Gottesfurcht, so will ich verdammt sein, wenn . . ."

„Mylord", fiel ihm der Presbyterianer ins Wort, „Ihr dürft nicht fluchen!"

„Bruder", versetzte der Cavalier, „wenn Du mich nur wolltest ausreden lassen! Aber Du fällst mir immer in die Rede, und — bei der Tugend meiner Mutter! ich will wetten . . ."

„Ihr dürft nicht wetten, Mylord", unterbrach ihn der Presbyterianer.

„Auch nicht bei der Tugend meiner Mutter? Das ist eine Beleidigung gegen meinen Vater, Gott sei seiner Seele gnädig! Ich habe ihn nicht mehr gekannt, denn das Messer eines verruchten Mörders von Deiner Secte saß tief in seiner Brust, bevor ich noch lallen konnte. Doch ich wollte lieber mein ganzes Vermögen, alle meine Schlösser und sämmtliche Ländereien auf einen Würfel oder eine Karte setzen . . ."

„Ihr dürft nicht würfeln und nicht Karte spielen", sagte der Presbyterianer.

„Ich sehe, daß ich viele schlechte Gewohnheiten ablegen muß", sagte der Jüngling mit verstelltem Hohn, „um Deiner Gesellschaft würdig zu werden. Und es soll auch geschehen, wenn, wie Du sagst: der König auf keine andere Weise mehr gerettet werden kann. Aber Du hast die Zeit für Deinen Vortrag nicht passend gewählt, Bruder! Weißt Du nicht, daß ich bei dem Grafen von Lauderdale stark gegessen und sehr viel dazu getrunken habe . ."

„Mylord", sagte der Presbyterianer, „Ihr dürft nicht so viel trinken; denn es steht geschrieben: „der Wein macht lose Buben und starkes Getränk macht wild . . ."

Mitten in der Bibelstelle waren die beiden Männer aus Duke's Place nach Duke-Street eingebogen und alsbald bemerkte der Cavalier bei dem spärlichen Schimmer der dort aufgehängten Laterne, der weit genug reichte, die Umrisse der dunklen Masse zu zeigen, aber nicht hell genug war, um ihre sonstige Beschaffenheit erkennen zu lassen, eine Frauengestalt mitten auf der Straße. Kaum hatte der Cavalier dieses weibliche Wesen wahrgenommen, als er sich auch eilends von seinem

Digitized by Google

Gefährten losriß, auf den Zehen zu der Gestalt hinschlich, die Unglückliche, noch ehe sie ihn gehört oder gesehen haben konnte, von Hinten umfaßte, und, während sie Zeter und Mordio schrie, mit ihr lustig im Kreise herumzutanzen begann.

Der Presbyterianer war inzwischen auch in seinen schweren Nagelschuhen herangekommen. „Mylord! Mylord!" rief er, „Du sollst keine Lust haben am Fleische!"

Dieser aber, unbekümmert um die Warnung seines ernsten Gefährten, und in seiner jovialsten Laune, hatte seine Beute, während die arme Person immer lauter „Hülfe! Hülfe!" rief und er immer mit ihr rund tanzte, bis unter die Laterne von Duke's Place gezogen, um zu recognosciren. In dem Augenblick, wo sie dort angekommen, öffnete sich die Thür von Abraham's Haus.

„So", rief der Presbyterianer, dessen salbungsvolle Rede bei der nahenden Gefahr nun plötzlich in eine ganz andere Tonart umschlug, „nun habt Ihr etwas Schönes angerichtet. Nun werden sie uns greifen, und was soll nun aus der wichtigen Commission werden, die Ihr für heut Abend übernommen habt? Ja — und Du grundgütiger Gott im Himmel, was soll erst aus mir werden?"

Der Cavalier hatte sich in seinem Vergnügen indessen nicht stören lassen. „Komm, mein Täubchen", sagte er, indem er die in viele Tücher gewickelte Masse in das rechte Licht dirigirte, „nun wollen wir sehen, was wir gefangen haben! Mein Engel, sträube Dich doch nicht! Ich würde Dich auf den Händen getragen haben, allein ich glaube, daß Du zu schwer dazu bist! Süßes Kind! Zeige mir das Licht Deiner Augen — entschleiere mir Dein reizendes Angesicht . . ."

Und er hatte bei diesen Worten der Widerstrebenden das Kopftuch abgerissen, welches sie bei dem Ueberfall fest um sich zusammengezogen. Doch kaum war diese letzte Hülle gefallen, als der Cavalier „Brrr!..." machte und sich am ganzen Leibe schüttelte.

Dieses ebenso unzweideutige, als — um bei der Wahrheit zu bleiben — fast unwillkürliche Zeichen des Mißfallens von Seiten des Cavaliers gab der bisher vom Schreck sprachlosen Dame die Besinnung und ihrer Zunge die Geläufigkeit wieder. Ein Kuß würde sie nicht halb so sehr gekränkt haben, als dieses „Brrr!"

„Was!" rief sie, „Du liederlicher Bengel! Was unterstehst Du Dich, ehrbare Frauenzimmer mit Deinen schlechten und verwerflichen Absichten zu überfallen . . ."

„Dame!" versetzte der Cavalier, den dieser Vorfall immer mehr zu ergötzen schien, „meine Absicht war gut . . ."

Aber ohne ihn zu Worte kommen zu lassen, fuhr die tief Beleidigte fort: „Versucht es nun auch noch zu läugnen! Eure Absicht war, mich zu entführen."

„Dame! Dame!" sagte der Cavalier im Tone erheuchelten Vorwurfs, „bedenkt, welch schweren Verdacht Ihr auf das Haupt eines Unschuldigen häuft."

Digitized by Google

„Ach was!“ rief sie, „Nichts will ich bedenken! Ihr seid ein Ruchloser, welcher der Tugend nachstellt! Aber — Gott sei Dank! — ich bin ein ehrbares Frauenzimmer.“

„Man braucht Euch nur anzusehen“, versetzte der Cavalier, „um es Euch auf's Wort zu glauben.“

„Und ich werde meine Ehre schon zu vertheidigen wissen!“

„Seid ruhig, gute Dame“, war die Antwort des Cavaliers; „Ihr braucht Euch nur zu zeigen und jeder Angreifer wird zurückschrecken!“

Das war zu viel für die Dame, deren Langmuth schon von Natur nicht eben sehr groß war.

„Warte!“ rief sie in der höchsten Wuth, „jetzt will ich Dir die Augen auskratzen“, und sie streckte wirklich die Hände aus, als ob sie der Drohung die That auf den Fersen folgen lassen wollte. Dabei fiel ihr das große Tuch, in welches sie emballirt gewesen, plötzlich von den Schultern und sie stand nun da in ihrer Originaltracht, dem vollendetsten Negligée, wie es ihr Herr und Meister, der ehrsame Herr Edward Nicholas nur in seinen besten Stunden gesehen hatte. Denn daß es Frau Nancy war, brauchen wir unsern Lesern nicht erst zu sagen. Eine Kattunhaube mit breiten Falten umschloß ihr rundes, feistes Gesicht, die wohlgenährten Wangen, die vor Zorn glühten, und die kleinen unter der schmalen Stirn liegenden Augen, die auf ihren Gegner giftige Pfeile schossen. Eine gestrickte Jacke, vorsorglich so lang gemacht, daß ihre Figur von dem Hals bis über die Taille davon verhüllt ward, und ein Friesrock, durch manche Wäsche so zusammengelaufen, daß man in riesigen Filzpantoffeln darunter die mächtigen Stützen ihrer Person unterscheiden konnte, vollendeten den Anzug von Frau Nancy. Mit der größten Galanterie beeilte der Cavalier sich, ihr den Mantel, der ihr entsunken war, wieder umzuhängen, wobei er jedoch nicht unterlassen konnte, zu rufen: „Frau Potiphar! Frau Potiphar! Jetzt werdet Ihr mich gewiß bei dem König Pharao verklagen!“ — eine Wendung, die dem in einiger Entfernung davon lauschenden Presbyterianer nicht übel gefiel, insofern er daraus ersah, daß seine beständigen Hinweisungen auf die Bibel bei dem jungen Cavalier doch nicht ganz fruchtlos geblieben seien. Hierauf nahm er, wiewol Frau Nancy sich noch viel aufgebrachter gebehrdete, ihren rechten Arm unter seinen linken, ergriff ihre linke Hand mit seiner Rechten und führte sie dann, indem er sie höflich fragte: „Frau Potiphar! Schöne Dame, wenn's gefällig ist — Eure Wohnung?“ nach Duke-Street hinein.

Sie hatten erst wenige Schritte gemacht, als ihnen die beiden Männer begegneten, welche zur Rettung Nancy's ausgezogen waren. Herr Edward Nicholas war fest in seinen Mantel gehüllt und Abraham trug ein Handlaternchen, welches er in Anbetracht der mangelhaften Beleuchtung von Duke-Street mitgenommen hatte.

„Frau Nancy!“ rief Meister Nicholas, welcher in der Bedrängniß seines Herzens seinem Freunde stets um mehrere Schritte voraus war — „Frau Nancy! Was hat sich zugetragen! Sprecht! Sprecht!“

Digitized by Google

Jetzt war auch Abraham angelangt und jetzt kam so zu sagen Licht in die Gruppe.

„Verzeiht", nahm der Cavalier das Wort und zwang sein Opfer, welches er gleichsam an beiden Händen gefesselt hielt, zu schweigen; „aus der Art Eurer Anrede", wandte er sich an Herrn Nicholas, glaube ich schließen zu dürfen, daß Ihr in näherem Verhältniß zu dieser Dame steht — vielleicht sogar der Glückliche seid, welcher sie besitzt . . ."

„Wie man's nehmen will", erwiederte Herr Nicholas; „doch was thut das zur Sache?"

„Nun hört. Diese Dame ward von einem erbärmlichen Schurken angegriffen — einem Presbyterianer . . ." Der Cavalier blickte sich um, zurück in den Schatten von Duke's Place und sah, wie dort sich eine Figur, die er sofort für die seines gottesfürchtigen Begleiters erkannte, hart an den Häusern fortstahl. Schwer ward es ihm bei diesem Anblick, das Lachen zu unterdrücken; doch er unterdrückte es und er unterdrückte zugleich, im buchstäblichen Sinne des Wortes, einen erneuten Zornausbruch der Dame, welcher ihn Lügen zu strafen drohte. — „Dieser Presbyterianer", fuhr der Cavalier fort, „dieser Schuft, der bei Tag in der Bibel liest und am Abend, wie Ihr seht, den ehrbaren Frauenzimmern, der wehrlosen Tugend nachstellt . . . um Verzeihung, meine Herren! Ich weiß nicht, ob ich Eure Symphathien verletze . . . doch Ihr seht mir Beide nicht wie Presbyterianer aus . . . und, um es kurz zu machen: ich war so glücklich, dieses arme Wesen, welches ohne meine Dazwischenkunft verloren gewesen wäre, dieses Opfer der Bosheit zu entreißen und habe nun die Absicht, sie ihrem Heim und Haus und Herd unverletzt zurückzugeben."

„So habt Ihr mich in der That zu großem Danke verpflichtet, mein Herr", sagte Meister Nicholas; „denn aufrichtig gesagt, ich würde Jedem, der sich an ihr zu vergreifen wagt, den Schädel eingeschlagen haben!"

„Um Gotteswillen!" rief der Cavalier und gab seiner Dame durch einen unzweifelhaften Druck der Hand zu verstehen, daß er sie noch immer nicht freigelassen; „um Gotteswillen, wenn Ihr ein solcher Mann der Gewalt seid, dann ist es ja doppelt gut, daß meine Dazwischenkunft ein Blutbad verhindert hat! Aber ein Dienst ist des andern werth, wie man zu sagen pflegt. Ihr würdet mich deswegen sehr verbinden, wenn Ihr mir behülflich sein wolltet ein gewisses Haus in dieser Straße zu finden, welches ich suchte, als der Zufall es so gewollt, daß ich dieser Dame hier zur Hülfe eilen konnte."

„Welches Haus sucht Ihr?" fragte Nicholas.

„Das Haus des Juden Abraham."

„So seid Ihr nicht weit davon", nahm nun Abraham das Wort; „und was, mit Eurer Erlaubniß, wünscht Ihr in diesem Hause?"

„Mit dem Juden zu reden."

„Unerwarteter Besuch", murmelte Abraham. „Doch wie komm'

Digitized by Google

ich zu der Ehre? Denn daß ich's Euch nur gleich sage: ich bin es selber, den Ihr sucht!"

Der Cavalier neigte, zum Zeichen des Grußes, sein Haupt. „Da mein Auftrag an Euch allein ist, mein guter Mann Abraham, so werdet Ihr nicht wünschen, daß ich ihn auf offener Straße hier ausrichte."

Herr Nicholas hatte dem Cavalier angeboten, ihm die Sorge für Frau Nancy abzunehmen; doch dieser wollte davon Nichts hören. Erst an der Thüre verabschiedete er sich mit allen Zeichen der Hochachtung von dem Einem und von der Andern; und zum Glück für ihn sank Frau Nancy, sobald sie die Schwelle des Zimmers überschritten hatte, in eine Ohnmacht, aus welcher sie erst spät in der Nacht wieder erwachte.

Abraham war indessen, dem Cavalier voran, über die Gasse geschritten und blieb unter der Thür seines Hauses stehen.

Er schien unschlüssig „Ihr werdet begreifen", sprach er zögernd, „daß ein Mann, der die Sicherheit seines Hauses und seiner Familie zu bedenken hat, in diesen unruhigen Zeiten einen Fremden, einen Unbekannten und zu so später Stunde nur ungern bei sich einläßt. Nicht als ob ich den geringsten Argwohn oder Verdacht hegte gegen Eure Person", setzte er höflich hinzu, indem er die Figur des Cavaliers musterte, die, von dem Licht in Abraham's Händen nur eben berührt, in feinen und eleganten Umrissen aus der Dunkelheit hervortrat; „allein ich kenne Euch nicht. Und das wird mich entschuldigen, wenn ich zuvor bitte, mir zu sagen wer Ihr seid?"

„Es handelt sich hierbei nicht um meine Person", erwiederte der Cavalier, „sondern um ein Geschäft von der äußersten Wichtigkeit."

„Um so schlimmer", versetzte Abraham. „Wenn Euer Geschäft den Tag nicht zu scheuen hat, warum seid Ihr nicht bei Tage gekommen? Ihr könnt es einem Schwergeprüften nicht übel deuten, wenn er nicht nur den Verdacht, sondern selbst den Schein eines Verdachtes zu vermeiden wünscht; und ich kann daher nicht gestatten, daß Ihr über diese Schwelle schreitet, bevor Ihr mir gesagt, welcher Art Euer Geschäft, wen es betrifft und in wessen Namen Ihr gekommen?"

Da nahm der Cavalier seinen Hut ab und indem die langen Locken herab fielen und, vom Nachtwind leise bewegt, um das edle Oval seines Gesichtes spielten, sprach er, entblößten Hauptes: „Im Namen des Königs!"

Diese Worte, von dem Cavalier langsam und feierlich gesprochen, machten auf Abraham einen niederschmetternden Eindruck. Für eine Weile schien der klare Blick, der sonst so rasch unterschied, ihn verlassen zu haben.

„Ihr schweigt?" sagte der Cavalier; „Ihr beeilt Euch nicht, nach dem, was Ihr gehört, mich willkommen zu heißen?"

„Was kann der König von mir noch wollen?" sagte der unglückliche Mann; er sah sich von jenem Conflict zwischen frommer Pietät und gebieterischer Pflicht bedroht, welche zu kämpfen für Menschen von Gemüth so hart ist.

„Ihr sollt es sogleich erfahren", erwiederte der Unbekannte; „doch ist nicht hier auf offener Straße der Ort für dergleichen Mittheilungen."

„Bedenkt, in welche Gefahr Ihr mich unnützer Weise bringt", widersprach Abraham, „denn erwartet Nichts von mir, was gegen mein Gewissen ist!"

„Guter Mann", sagte der Cavalier, „würdet Ihr vor zehn, ja noch vor fünf Jahren Euch besonnen haben, dem König zu öffnen, wenn er Eintritt begehrt hätte? Dámals hatte er die Macht und konnte befehlen. Heut ist er ein Gefangener und steht als Bittender vor dieser Thür!"

„Wer seid Ihr — im Namen des Allmächtigen, wer seid Ihr?" rief Abraham mit dem Ausdruck des Schmerzes, „daß Ihr mich daran erinnert?" . . . Denn er gedachte der Stelle der Schrift, wo gesagt ist, daß man einen Bittenden nicht abweisen oder ungehört entlassen soll, und sprach: „Tretet ein!"

Ueber den dunklen Flur und eine kleine Treppe hinan folgte der Cavalier nun dem Hausherrn in jenes Stübchen neben dem Wohnzimmer, durch dessen noch halb offene Thür Herr Edward Nicholas vorhin seine sehnsüchtigen Blicke geworfen. Denn dies war Abraham's Studirstübchen. Hier standen seine Bücher und hier, früh am Morgen, wenn die Hausgenossen noch nicht aufgestanden, und spät in der Nacht, wenn sie längst schon zur Ruhe gegangen, pflegte er zu „lernen", das heißt in der Sprache dieses Volkes, sich mit der heiligen Schrift und ihren mannigfachen Auslegungen zu beschäftigen. Abraham verschloß sogleich die Thür des Wohnzimmers, in welchem sich noch die Personen befanden, die wir früher darin zurückgelassen haben. Mit ängstlicher Spannung waren die Frauen dem Vorgange auf der Straße gefolgt, von welchem sie jedoch nur so viel vernahmen, als allenfalls dazu dienen konnte, sie zu beruhigen; denn Frau Nancys Hülferufe waren bald verstummt, dann hatte man die Männer mit einander reden hören, dann war die Thür von Herrn Nicholas' Haus geöffnet und wieder geschlossen worden und endlich war der Vater mit einem Fremden zurückgekehrt, den er artig in sein Studirstübchen einlud. Das Alles hatte freilich etwas Ungewöhnliches, allein es hatte Nichts, um sie besorgt zu machen. Sie verhielten sich demgemäß still und erwarteten den Aufschluß später.

„Sagt mir leise, was Ihr mir zu sagen habt", redete indessen Abraham seinen späten Gast an, indem er ihm einen Sessel anbot, „man könnte Euch sonst im Nebenzimmer hören."

Es war ziemlich kalt und unbehaglich in der kleinen Stube; denn kein Feuer brannte im Kamin und das Lämpchen, welches Abraham auf den Tisch gestellt, verbreitete nur einen schwachen Schimmer, der die großen Folianten und die dunklen Wände trübe beleuchtete.

Der Cavalier setzte sich. Sein Mantel war ein wenig zurückgesunken, und auf seinen Knieen lag der Hut, an welchem mittels einer Agraffe von Edelsteinen weiße Federn befestigt waren. Wiewol das Licht des trübe brennenden Lämpchens eine genauere Betrachtung nicht zuließ,

Digitized by Google

konnte doch Abraham's Augen die Noblesse des Jünglings so wenig entgehen als der auffallende Reichthum, ja die verschwenderische Pracht seiner Kleidung. Ueberall, wohin er blickte, blitzten ihm Diamanten entgegen, deren Feuer um so lebhafter sprühte, als sie nur einzelne Strahlen auffingen und ringsumher Schatten lag. Große Brillanten hielten das Wamms von lilafarbenem Sammet über der Brust geschlossen; unter dem Mantel hervor schossen die sternartigen Spitzen eines Ordens Flammen bald von grünem und bald von blauem Licht. Breite Manschetten von kostbaren flandrischen Spitzen bedeckten zum Theil die feine Hand, welche sich auf die Lehne des Sessels stützte, und ein Kragen aus feiner Leinwand von Cambray, zeichnete sich mit seinen kunstreichen Zackenausschnitten auf dem dunkleren Grunde des Gewandes. Der Jüngling mochte zwanzig oder einundzwanzig Jahr zählen; doch sein Antlitz, lang, oval und etwas gebräunt von Natur, vereinte mit dem Reiz der ersten Jugend bereits einen bestimmten Charakter männlicher Reife. Seine Augen waren glänzend und träumerisch, die Stirn stark gewölbt, die Nase zierlich gebogen, der Mund entzückend geformt und ein sorgfältig gepflegtes, sehr kurzes schwarzes Bärtchen beschattete die obere Lippe. Man hätte das Ideal eines Jünglings vor sich zu sehen gemeint, eine jener Gestalten von hoher herzgewinnender Schönheit und Kraft, wie die Antike mit ihren weichsten Linien auf den Gemmen zu schneiden liebte — wenn nicht Etwas um seinen Mund gespielt hätte, ein Ausdruck, den zu beherrschen er keine Gewalt besaß — ein Zug, der sich bald dem Spott und bald der ernsthaften Betheuerung zu leihen, für die bestrickende Schmeichelei sowol, als den leidenschaftlichsten Zornausbruch geschickt schien, und der, indem er rasch von dem Einen zum Andern wechselte, dem aufmerksamen Beobachter wol zeigen konnte, daß die Seele, die sich in diesem Zuge verrieth, nicht weniger leicht, flüchtig, schattenhaft und wandelbar sei. Doch sprach sich der Adel der Geburt zwanglos in jeder seiner Bewegungen aus und wenn er wollte, das Bewußtsein des überlegenen Standes in jedem seiner Worte.

Dieser aristokratischen und noch im Zwielicht, das ihn umgab, blendenden Erscheinung saß Abraham gegenüber, bekleidet mit einem schwarzen Leibrock von seidenem Stoff, der weit bis über die Kniee herabreichte, das schon ergrauende Haar mit einem Käppchen von schwarzem Sammet bedeckt, das er über der hohen, gefurchten Stirn zurückzuschieben pflegte. Bescheiden aber sicher trat dieser Mann auf, seine Gestalt war groß und von einer gewissen Körperfülle, sein Benehmen weder unterwürfig noch anmaßend, sein Gesicht, wiewol den orientalischen Typus nicht verleugnend, doch auch nicht scharf oder grob, sondern ernst und mild, patriarchenhaft, und ein langer Bart, der in Locken endend über sein Gewand bis auf die kräftige Brust herabhing, vermehrte noch das Ehrwürdige seines Aeußern. Sein Organ war von einem besonderen Wollaut, und wenn er niemals sehr laut sprach, so sprach er heute noch leiser als je.

„Wir sind allein", wandte er sich an den Cavalier, „und ich bin bereit, Euch zu hören."

Digitized by Google

„Ich habe mir's gedacht", erwiederte der Angeredete, „daß Abraham, wie sehr auch der Schein gegen ihn zeugen mag, im Herzen doch kein Verräther an unserer Sache geworden ist!"

„Mylord", unterbrach ihn Abraham — „oder was immer Euer Titel sein mag — verzeiht! aber ich weiß ihn nicht! . . . Mylord, Ihr werdet mich zwingen, wenn Ihr in dieser Weise fortfahrt, dem Gespräch ein Ende zu machen, bevor es begonnen . . ."

„Wozu die Verstellung", rief der Cavalier, indem jenes höhnische Lächeln um seine Mundwinkel zuckte. „Doch Ihr habt Recht! Ihr seid ein kluger Mann und darum auf Eurer Hut! Denn wer bürgt Euch auch dafür, daß Ihr mir trauen dürft? Ich muß Eure Vorsicht loben, um so mehr, als ich im Stande bin, Euch, was diesen Punkt betrifft, die vollste Sicherheit zu gewähren."

Er griff mit der Rechten in eine verborgene Tasche seines Wammses; der Mantel sank dabei noch weiter zurück und auf seiner Brust funkelte nun der Stern des Ordens vom heiligen Georg in zahlreichen kleinen Lichtern, die, wie er sich selber bewegte, gleichfalls zu flimmern begannen. Er nahm ein Portfeuille von parfümirtem Saffian heraus, öffnete dasselbe und suchte zwischen verschiedenen Papieren, bis er ein großes, in Form eines Briefes zusammengefaltetes Blatt fand. Nachdem er es auseinandergeschlagen, gab er es Abraham, welcher nun in jener Handschrift, die er so gut kannte, in jenen großen und eleganten, aber etwas unsicheren Buchstaben, ihm aus früheren Zeiten erinnerlich, Folgendes las:

„An Unseren treuen und wolgeliebten Unterthan, den Juden Abraham, genannt zum grünen Schild, in der City von London; dieses:

„Wir grüßen Euch. Ihr dürft Demjenigen, der diese Zeilen Euch überbringt, volles Vertrauen schenken. Was Ihr ihm sagt, das sagt Ihr Uns, und was er Euch verspricht, das wird erfüllen

Euer wolmeinender
Karl, Rex.

„Gegeben auf Unserem Schloß zu Carrisbrooke, diesen Ersten des April, A. D. 1648."

Aufmerksam betrachtete der Jude das Blatt, dann ruhig, wie seine Weise war, legte er es vor sich auf den Tisch und sah den Cavalier mit einem langen und forschenden Blicke an.

„Ich hoffe", sagte dieser, „daß Ihr an der Echtheit des Schriftstückes nicht zweifelt?"

„Wie sollte ich!" war die Antwort; „Jahre sind gewesen, wo selten ein Tag verging, ohne daß ich einen Befehl erhielt, von derselben Hand unterzeichnet; und manch' ein Papier ist mir aus jener Zeit geblieben, auf welchem sich das Königliche Wort mir verpfändet hat."

„Wir haben Eurer Dienste nicht vergessen, Abraham, mein Freund", sagte der Cavalier. „Der König hat ein Auge auf Euch. Denn wiewol diese Rebellen, die zur einen Hälfte Schurken und zur größeren Tölpel sind, sich einbilden, daß sie Seine Majestät in engem Gewahrsam hielten, so wird er in diesem Punkte doch gut genug bedient. Ver-

Digitized by Google

laßt Euch darauf, Abraham! Er kennt die Gesinnung und beobachtet das Verhalten eines jeden seiner Unterthanen in diesen drei Königreichen und der Tag ist nicht mehr fern, wo er wiederkehren wird, um die Einen zu belohnen und die Andern zu züchtigen, wie sie es verdienen."

Abraham sah mit einem traurigen Lächeln vor sich nieder. Er hatte die beiden Hände ineinandergefügt und ließ unaufhörlich den einen Daumen um den andern spielen.

„Ihr wißt es so gut, als ich es weiß", fuhr der Cavalier fort, „daß die Befreiung des Königs nur eine Frage der Zeit, oder vielmehr des Augenblicks ist, den man als den dafür günstigen erkennen wird. Es kann morgen, es kann übermorgen sein; es liegt wenig daran, denn wir rechnen nur noch nach Tagen. Da der König Euch sein Vertrauen geschenkt, so will auch ich kein Geheimniß vor Euch haben. Die Flotte rüstet sich zum Abfall vom Parlamente; nur noch des letzen Signals bedarf es und sie wird fortsegeln aus den englischen Gewässern, um in Frankreich dem Prinzen von Wales zu huldigen. Dann werden die Ruchlosen, die jetzt England tyranniſiren, ohne den Schutz jener hölzernen Mauern sein, auf welche sie bisher allein getrotzt haben. Die braven Seeleute von England werden uns unsern König und unsere Freiheit wiedergeben! Mit dem Prinzen werden sie zurückkehren, zugleich rücken die Schotten in der Stärke von 40,000 Mann, geführt von dem berühmten Hamilton, dem edlen Lauderdale von Norden heran. Die Presbyterianer vereinigen sich mit uns, den Royalisten, die Gentry ist für uns, das Landvolk folgt der Gentry — und in weniger, als einer Woche wird der Gefangene von Carrisbrooke seinen Widersachern den Fuß auf den Nacken setzen."

Abraham blickte den Cavalier, welcher eine Pause machte, von unten herauf forschend an. — „Und was folgt daraus?" fragte er zuletzt.

„Daß Ihr ein Thor wäret, Abraham, mein Freund, wenn Ihr die Gelegenheit nicht benutzen wolltet!"

„Verzeiht", wandte Abraham ein, indem er mit einer unerschütterlichen Ruhe nach dem Handschreiben auf den Tisch deutete. „Mir ist Eins aufgefallen. Der König erweist mir die Ehre, mich seinen Unterthan zu nennen. Hat der König denn vergessen, daß ich nur ein armer Jude bin, der hier in England, nach den Gesetzen, nicht einmal wohnen darf?"

„Ha, ha!" lachte nun der Cavalier; „Ihr seid ein schlauer Mann, Freund Abraham! Ich sehe nun wol, daß der König Euch nicht mit Unrecht seines allerhöchsten Vertrauen gewürdigt. Ihr denkt an Euren Vortheil. Das ist nicht mehr, als billig. Doch ist auch dafür gesorgt. Was hindert Seine Majestät, dem Beispiel seines Kaiserlichen Vetters im Reiche zu folgen? Hat nicht Kaiser Ferdinand seinen Hofjuden Bassewi für die besonderen Dienste, die er während des Krieges dem Kaiserhause erwiesen, in den Adelsstand erhoben?..."

Eine dunkle Zornesröthe färbte für einen Augenblick die sonst so

klare Stirn des Juden. Seine Lippen bebten. Er dachte an das hänferne Band für Cromwell! Er hätte gern gesprochen. Doch verbot ihm die Rücksicht, die er für den König noch immer hegte, dieses Briefes aus dem blauen Eber Erwähnung zu thun; und die Ehrfurcht, die er für Cromwell hegte, sich mit diesem zu vergleichen. Er schwieg deswegen.

„Seid Ihr zufrieden?" wiederholte der Fremdling noch einmal.

„Und was verlangt der König für sein Angebot?" fragte Abraham, anscheinend ganz ruhig, wie ein Geschäftsmann, welcher rechnet, während sein Inneres kochte vom edelsten Grimme, von Schmerz und Beschämung.

„Ihr kommt nun zu dem Punkte, mein Freund", sagte der Cavalier. „Es ist dem König nicht unbekannt geblieben, daß Ihr in letzterer Zeit, seit der schmählichen Uebergabe von Bristol, in einigen Verkehr mit unseren Feinden getreten. O, lasset mich ausreden, mein Freund! Der König tadelt Euch nicht deswegen. Im Gegentheil, er denkt den besten Nutzen daraus zu ziehen. Ihr habt Geschäfte gemacht mit diesem Bierbrauer von St. Ives, diesem Pächter von Ely, der sich jetzt für einen Feldherrn ausgiebt . . ."

„Ihr meinet, wenn ich Euch recht verstanden habe, Seine Excellenz den General-Lieutenant Oliver Cromwell", warf Abraham ein, der all' seine Fassung wiedergewonnen hatte.

„Ganz recht, ganz recht", fuhr der Cavalier fort, „so läßt er sich ja wol tituliren. Ihr habt, wenn Ihr wollt, freien Zutritt zu diesem Erzschelm, der allerdings, man mag sagen was man will, so listig ist, daß es schwer fällt, ihn zu überlisten. Aber wenn man's nun doch möglich machen könnte? Das wäre ein Spaß! Abraham, mein Freund! Cromwell zu fangen in seiner eigenen Schlinge — seine Geheimnisse zu erfahren, seine Pläne zu wissen und am Ende das Garn über seinem Kopfe zusammenzuziehen?"

„Das heißt", versetzte Araham, ohne nur mit den Augen zu zucken, „daß ich den Dienst eines Spions für Euch thun sollte?"

„Ganz recht, mein Freund", entgegnete der Andere, „wenn Ihr es so nennen wollt. Was liegt auch am Namen?"

„Sehr wenig", sagte Abraham, indem er mit dem Haupte schüttelte. „Doch sagt mir", fuhr er dann fort, „wenn nun Eure Voraussetzung nicht einträfe? Man muß alle Möglichkeiten erwägen. Wenn nun der König nicht aus der Gefangenschaft befreit würde? Wollet nun auch mich nicht mißverstehen, Mylord. Ich wünsche dem König alles Gute — doch es könnte möglich sein — ich setze den Fall. Wenn die Flotte nun nicht revoltirte, oder, nachdem sie revoltirt, wieder zum Gehorsam zurückgebracht würde? Wenn die Schotten geschlagen würden? Wenn Cromwell siegte? . . ."

„Mann!" rief nun der Cavalier, — „Dergleichen nur zu denken, streift schon an Hochverrath! Ich sage Dir, Cromwell wird fallen und der König wird siegen . . ."

Jetzt erhob sich Abraham. „Und so sage ich Euch denn, Mylord, daß ich lieber mit Cromwell fallen, als mit dem König siegen möchte!"

Digitized by Google

„Jude!“ schrie nun der Cavalier, indem er gleichfalls von seinem Sitze aufsprang, daß ihm die Sporen klirrten.

„Ich habe Euch gesagt, daß Ihr leise reden sollt, wenn Ihr nicht wollt, daß man Euch im Nebenzimmer höre!“

Doch der Cavalier mäßigte weder seine Stimme, noch sein Betragen. „Schurke!“ rief er, „lässest Du nun die Maske fallen! So brauchen auch wir keine Nachsicht mit Dir länger zu üben. Erfahre denn, daß uns von Deinem elenden Thun Nichts verborgen geblieben ist. Wir wissen Alles, wissen daß Du schändlichen Wucher treibst mit dem Golde dieses Räubers, den die Natur selber gekennzeichnet, indem sie den Schnabel eines Geiers ihm statt einer Nase gab — dieses Blutgierigen, der unbarmherzig mit seinen von Gott verfluchten Krallen in Englands Eingeweiden wühlt und dessen Gesicht wie ein Komet ist, der Unheil verkündet — dieses reißenden Thieres, dem man die Taufe gab in einem Kalkofen und den der Teufel bald genug holen wird in die flammende Tiefe! . . . Heraus mit dem Golde, sag' ich, heraus mit den Schätzen, Jude, die Ihr zusammen den getreuen Unterthanen Seiner Majestät abgepreßt habt. Denn ich weiß, daß Ihr gemeine Sache mit einander macht und daß Du sein Verwalter bist, der Zins auf Zins häuft — heraus damit, heraus! Oder — beim heiligen Georg von England, es geht Dir an den Kragen!“

Je mehr die rohe Wuth des Cavaliers sich steigerte, desto größer schien der Gleichmuth des Juden zu werden. „Das ist die Manier“, sprach er mit einem überlegenen Lächeln, „wie diese großen Herren und Cavaliere mit uns umgehen! Gott! Gerechter! wie schlecht diese großen Herren und Cavaliere zu rechnen verstehen! Fünfhundert Jahr, tausend Jahr haben sie uns geschmeichelt und gute Worte gegeben und große Dinge versprochen, wenn sie uns brauchten, und uns angespieen und getreten und geschlagen, wenn sie uns nicht mehr brauchten — Gott! Gerechter! — denn dafür sind wir in der Verbannung! Aber wenn wir in der langen Zeit klüger geworden sind, so hättet auch Ihr gelernt haben sollen, Mylord! Daß Ihr ein Geschäft mit mir machen wollt, ist recht“, und er bog dabei mit der rechten Hand den kleinen Finger der Linken ein, wie er zu thun pflegte, wenn er calculirte; „daß Ihr mich zum Baron machen wollt, ist recht“ — er bog den zweiten Finger ein — „und daß ich dafür Euer Spion sein soll, ist auch recht“ — er hatte den dritten Finger eingebogen. „Aber wo bleiben die Schätze? Seht Euch um, Mylord, und sagt mir: wo sind die Schätze?“

Abraham hatte fast in einem scherzenden Tone gesprochen. Allein das reizte den Aerger des jungen Cavaliers mehr, als der leidenschaftlichste Protest gethan haben würde. Seine Wuth kannte keine Grenzen mehr. Er glaubte sich verhöhnt, verspottet, gekränkt zu sehen in seiner persönlichen Ehre. „Hund von einem Juden“, schrie er, ganz außer sich und sprang auf Abraham, um ihn am Barte zu zausen.

Doch jetzt ward Abraham plötzlich sehr ernst. Er hob sich empor zu seiner ganzen Höhe. „Fort!“ sprach er, mit einer Stimme, welche

bebte wie das Erz einer Glocke, bevor sie den vollen Klang gefunden — „fort! Noch steht Ihr im Namen eines Mannes vor mir, mit dessen, wiewol verdientem Schicksal, ich stets das größte Mitleid gefühlt. Noch liegt jenes Papier zwischen uns. Aber es muß ein Ende haben."

Und er nahm das Papier, hielt es an das Licht und warf es brennend auf den Boden, von wo es mit seinem rothen Flackerschein das Gemach unheimlich grell beleuchtete, dann große Schatten warf, die hin- und herzuhuschen schienen, bis es endlich zu Asche fiel und Alles wieder in die vorige Dämmerung begraben war.

Bestürzt war der Cavalier den Worten und der Handlung des Juden gefolgt. Er fühlte sich beinahe gelähmt, sprachlos. Doch bald erwachte der Ingrimm in ihm stärker, als zuvor. „Ha!" schrie er — „Jude! Was hast Du gethan? Du hast den Brief des Königs verbrannt? Dieser Schimpf fordert blutige Rache — bei dem Stern des heiligen Georg auf meiner Brust!" — Und er zog seinen Degen und drang mit der Spitze desselben auf den Juden ein, der wehrlos dastand.

Aber in diesem Augenblick wurde die Thür des Nebenzimmers aufgerissen und mit dem Schrei: „Vater! Vater!" warfen sich Sarah und Rebecca an des geliebten Mannes Brust.

Volle Helligkeit strömte nun aus dem andern Gemach in dieses.

„Ihr hättet leiser sprechen sollen", wandte Abraham sich an den jungen Cavalier; „ich habe es Euch vorausgesagt!"

Doch dieser war bleich geworden. Mitten in seiner heftigsten Wallung wie von einem Schlage getroffen, taumelte er zurück — dann blieb er wieder stehen, legte die Hand vor die Augen, wie wenn er geblendet sei . . . und blickte dann, als ob ein Traum, ein Zauber ihn binde, nach der Thür.

Dort, auf der Schwelle, von dem Licht umflossen und in ihrer ganzen Lieblichkeit stand Manuella. Doch war in ihrem sonst so beweglichen Gesicht, dessen lebhaftes Mienenspiel jeder Regung der Seele zum verschönernden Spiegel diente, etwas Steinernes, Hartes, und in ihrer weichen Stimme etwas Strenges, Verurtheilendes. Sie erhob den Arm und indem sie mit fester Hand auf den Cavalier deutete, sagte sie:

„Vater! — Das ist der Herzog von Buckingham!"

Diese Stimme, so lange nicht gehört, gab dem Herzog das Leben wieder. Aus dem Traum erwachend, plötzlich ein ganz Anderer, rief er in den weichsten Tönen, die der Liebe nur zu Gebote stehen: „Manuella! Manuella d'Acosta!"

Durch den Wechsel der Leidenschaften, die in ihm getobt hatten, belebter, schöner, verführerischer als je, — das dunkle Auge strahlend von Sehnsucht und Verlangen, — die ganze Figur getragen, gehoben, beflügelt gleichsam von einem Gedanken, einem Gefühl — blitzend und schimmernd in seiner edelmännischen Tracht, deren Reichthum nun in dem vollen Lichte glänzte, das durch die Thür hereinfiel: so stand er

Digitized by Google

da, die Arme dem Mädchen entgegenstreckend und bereit, zu ihren Füßen hinzusinken.

Doch Manuella schritt ihm entgegen, mit der Hand ihn zurückwehrend.

„Versuchet nicht, Herr Herzog, Euch ein zweites Mal mir zu nähern", sprach sie; „denn es könnte tödtlich für Euch sein!"

Hierauf beugte sie sich nieder, nahm den Degen vom Boden, der dem Herzog entsunken, und reichte ihm denselben zurück.

Der Herzog war verwirrt. Seine gewöhnliche Kaltblütigkeit und Siegeszuversicht den Frauen gegenüber hatte ihn verlassen.

„Es ist gut", sagte nun Abraham, aus der Umarmung der Frauen sich lösend, „daß ich Euren Namen erfahren; ich kann Eure Gnaden also mit dem rechten Titel nennen, Herr Herzog! und ich glaube, daß auch unser Geschäft geschlossen ist . . ."

„Geschlossen!" knirschte der Herzog zwischen den Zähnen, indem er jetzt zu dem ganzen Umfang der kläglichen Rolle, die er hier gespielt, erwachte. „Geschlossen!" rief er, „und Du, Jude! sollst es bezahlen!"

Mit dieser Drohung ging er; doch in das Chaos von Demüthigung, gekränktem Stolz und verschmähter Liebe, fiel heller als jemals ein Hoffnungsschimmer. „An dem Alten Rache!" murmelte er, indem er die Hand auf seinen Degen preßte — „und Manuella! Wenn sie der Stimme der Zärtlichkeit kein Gehör schenken will, so muß es Gewalt thun! Beim heiligen Georg von England! — zum zweitenmal wird sie mir nicht entgehen!"

So langte er unten auf der Straße wieder an. Hier erwartete ihn sein Begleiter, der — nachdem er sich so lange an den Häusern hergedrückt hatte, bis er alle Gefahr für sich vorüber glaubte, — auf seinen Posten zurückgekehrt war.

„Es war nicht schön von Euch", murmelte er, „mich vorhin in solch' übler Weise zu verleumden . . ." Doch der Herzog lachte laut auf Er war wieder in der besten Laune. Die Freude, nun nach so langer Zeit wieder zu wissen, wo Manuella sei, hatte zuletzt jedes andere Gefühl in ihm verdrängt.

„Bruder!" sagte er, ohne auf den Vorwurf zu antworten; „Alles geht vortrefflich! Vortrefflich, sag' ich Dir! Bruder! — den alten Juden werden wir hängen, oder viertheilen, oder rädern, oder was Du willst, seine Tonnen Goldes zwischen uns theilen und sein hübsches Mädel entführen — Hurrah!"

Und dabei zog er seinen Gefährten, ehe dieser noch mit einem Wort sein Erstaunen oder seinen Unwillen hätte ausdrücken können, mit sich fort, durch die ganze Straße, bis zu dem dunklen Thor am Ausgang derselben, unter dessen massiven Bogen endlich wieder eine Laterne zum Vorschein kam. Hier blieb er stehen, und während er seinem Begleiter Zeit gönnte, wieder Athem zu schöpfen, zog er seine Saffiantasche, die wir schon früher gesehen, aus seinem Wamms, riß ein Blatt heraus und kritzelte mit einem Crayon folgende Worte darauf:

Digitized by Go

„Ich habe sie wieder! Ich habe sie wieder! Und Eurer Herrlichkeit Rath und Einsicht wird mir beistehen, daß sie mir nicht ein zweites Mal verloren geht! Rechnet dafür auf die Dankbarkeit und Ergebenheit bis in den Tod Eures

George Villiers."

Dann gab er das Blatt dem Puritaner und sagte: „Trag' es zur Gräfin! Aber eile Dich, eile Dich, guter Bruder! Du weißt, wo Du mich nachher zu suchen hast! In der Matrosenschenke „zum grünen Drachen", in Eastcheap. Hurrah! Da giebt es Ale und Whiskey — und ich bin durstig, Bruder, durstig, durstig! Dort wollen wir ein lustiges Spiel verabreden für den andern Sonntag und rufen: „Gott für Altengland und König Karl!"

Mit diesen Worten verschwand er jenseits des dunklen Thorbogens.

Der Puritaner, sobald er sich allein sah, schöpfte noch einmal tief Athem, tiefer als zuvor, als ob ihm eine Last vom Herzen gefallen. Dann trat er näher unter die Laterne heran, las die Worte, welche Buckingham auf das Papier geworfen und ein Zug höhnischer Schadenfreude glitt über sein heuchlerisches Gesicht. „Ha, ha, ha!" grinste er dann, indem er das Blatt wieder einsteckte, „hab' ich Dich nun so weit, als ich Dich haben will? Ha, ha, ha! jetzt seid Ihr Beide in meine Hand gegeben — und verlaßt Euch darauf, Ihr sollt mir nicht wieder daraus entwischen. Großer Gott, was habe ich nicht Alles von ihnen erdulden müssen! Aber so steht geschrieben von den Heiligen des Höchsten: sie werden in seine Hand gegeben werden eine Zeit und etliche Zeiten und eine halbe Zeit, danach wird das Gericht gehalten werden! Ihr glaubt mich als Euer Werkzeug benutzen zu können; ich aber will Euch zeigen, daß Ihr nur mein Werkzeug seid — so wahr mein Name Zedekiah Pickerling ist! . . Doch nun zur Gräfin!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Dachshunde.

Von W. Br. Warburg.

Der beliebteste und wohl auch recht eigentlich der bedeutendste Volksdichter deutscher Nation nennt:

„Die Jagd ein Gleichniß der Schlachten,
Des ernsten Kriegsgotts lustige Braut!"

und hierin liegt in der That eine vortreffliche Charakteristik ihrer Bedeutsamkeit für die Männer, absonderlich für deutsche Männer, welche von Alters her ebensowohl in dem Rufe kühner Recken, als leidenschaftlicher Jäger vor dem Herrn standen. Zwar war Nimrod, der erste Sportsman, kein Deutscher; es sind ihm außerdem auch noch andere Schlechtigkeiten nacherzählt worden; so soll, unter diesen, auch irgend Jemand irgendwo von ihm behauptet haben: „der erste Jäger sei der erste Räuber gewesen!" was, wenn es damals schon Staatsanwälte gegeben hätte, leichtlich zu einer Anklage wegen Anregung von Haß und Verachtung gegen einen ganzen Stand hätte Anlaß geben können. Wir, unserer Seits, erblicken jedoch durch unsere grün gefärbten Brillengläser in vornerwähntem Urjäger Nimrod eine äußerst achtungswerthe Persönlichkeit, der wir zur höchsten Admiration und zu steter Dankbarkeit verpflichtet sind. Seine Erfindung, die Jagd — und diese darf sich rühmen: „Ich bin der Liebe Sohn, und nenne mich nach ihr!" — hat gar viel dazu gethan, an Ertragung von Beschwerden zu gewöhnen, für Widerwärtigkeiten abzuhärten und zur Geringschätzung von Gefahren zu erziehen; sie erzeugte Kraft und stählte, gleichsam in Vorbereitung auf den ernsteren Bräutigam, den deutschen Mannesmuth; einerseits Nothwehr, war sie noch öfter Ernährer und Erhalter; und erst in letzter Reihe wollen wir der frohen Tage Erwähnung thun, welche unter Berufung auf Nimrod's Namen in dessen Domainen verlebt worden sind; jener geselligen Vereinigungen sicherlich nicht zu vergessen, welche von jeher ruhmreichen Jagden zu folgen pflegten. Freilich, zur Würze der Letzteren trugen auch die physisch wie culturhistorisch wichtigsten und nützlichsten Erfindungen aller Zeitalter, welche füglich doch nicht als Jagd-Attribute aufgeführt werden können, das Ihrige bei; der kreisende Becher, das würzige Mahl und ein frohes Lied bewegten, gerade wie heute, schon zu Olim's Periode, so berichtet uns unser alterthümlicher Referent, der Jäger Herzen in Freude und Lust, und: Ehre, dem Ehre gebührt! allen vollen Humpen, jedem lustigen Trarah auf grüner Haide, vor Allem, jedem Jägersmann zu Roß und zu Fuß, zu Wasser und zu Lande rufen wir aus voller Brust ein herzliches: Waidmannsheil! entgegen.

Digitized

Eine Bachsjagd.

Gezeichnet von E. Deicker. *Gestochen von E. Brend'amour*

Digitized by Google

Digitized by Google

Nach dieſer Einleitung wird man im „Salon“, in welchem die Wirthe auch dem „Sportsman“ liebenswürdigerweiſe ein fröhliches Wort mitzureden vergönnen, auf eine fulminate oratio pro domo — für die Jagd gefaßt ſein, und doch wollen wir in Wahrheit nur von den ſteten Begleitern der Jäger bei derſelben, von den jagdbaren Hunden, wie die Süddeutſchen ſich ausdrücken, „ſchwätze“, und zwar zuerſt von der kleinſten Race derſelben, von den Dachshunden oder Teckeln, dem canis familiaris vertagus der Naturgeſchichte. —

Fragt man nach der Urſache, warum wir gerade mit dieſen anſcheinend unbedeutendſten Vertretern der ganzen Hundegeſellſchaft beginnen, ſo antworten wir hierauf mit dem logiſchen Refrain des bekannten Couplets: „Mit dem Kleinen fängt man an und mit dem Großen hört man auf!“ woraus der Leſer wiederum folgern kann, daß wir ſpäter, mit Reſpect zu vermelden, auch von den anderen Species der jagdbaren Hunde unſeren Faden weiter ſpinnen wollen.

Wir verläugnen es auch durchaus nicht, dieſen kleinſten Kötern unſere ganz beſondere Gunſt zugewendet zu haben, weil dieſe Duodezweſen zu den treuſten und ſicher tapferſten unter allen ihren ſchätzbaren Berufsgenoſſen zählen. Mit dem vollſten Rechte rühmt man allen Hunden Treue gegen ihre Pfleger, die Menſchen, nach; nannten wir die Dachshunde die treuſten und erwächſt uns hieraus die Verpflichtung, dieſe Behauptung zu begründen, ſo haben wir nur nöthig, auf die Ergebenheit hinzuweiſen, welche die Teckel — unter Beobachtung ſonſtiger ſtrengſter Excluviſität gegen andere Perſönlichkeiten — ihrem Herrn zeigen; auf Schritt und Tritt folgen ſie der Fährte deſſelben, die Naſe feſt auf ſeine Hacken geheftet und ihre Wachſamkeit kann gar leicht höchſt unbequem werden; freilich wird der Eindruck, welchen ſie zu ihren Gunſten hervorbringen, durch die winzige und poſſirliche Statur auf das Erfolgreichſte unterſtützt.

Die Anhänglichkeit der Hunde, in ihren mannigfachen Arten und in ihren nicht zu zählenden Miſchlingsformen, an die Menſchen, bildet für uns in der That ein pſychologiſches Räthſel; es iſt oft behauptet worden, die Furcht ſei das wirkſame Bindemittel, aber wir erheben gegen dieſes Verläugnen aller edleren Motive, wie gegen eine beleidigende Inſinuation energiſchen Proteſt.

Buffon führt als die erſte Kunſt der Menſchen ihre Abrichtung der Hunde an; die Eroberung und den ruhigen Beſitz des ganzen Erdballs nennt er eine glückliche Folge dieſer Kunſt; den Hunden legt er die meiſte Bereitwilligkeit unter allen Thieren bei, ſich an die Menſchen zu gewöhnen und ihnen zu gehorchen.

Cuvier in ſeinem berühmten „Regne animal“ nennt die ganze Gattung der Hunde ein Eigenthum der Menſchen; jedes Individuum gehört ſeinem Herrn gänzlich, richtet ſich nach ſeinen Gebräuchen, vertheidigt ſein Eigenthum und bleibt ihm treu bis zum Tode; und das Alles nicht aus Noth oder Furcht, ſondern aus reiner Erkenntlichkeit und wahrer Freundſchaft. Der Hund iſt dem Menſchen über den ganzen Erdball gefolgt!

Unzählige Male haben wir selbst es beobachtet, wie bei eben jung gewordenen Hündchen mit der ersten Fähigkeit zu unterscheiden, auch sofort das Bedürfniß eintrat, sich dem Menschen mit einem großen Aufwand von drolliger Freude und Zärtlichkeit zu nähern, wo doch von Furcht nicht die leiseste Rede sein kann; dem Hunde wohnt von der Geburt an die Bereitwilligkeit inne, sich an den Menschen zu gewöhnen und ihm zu gehorchen; in gleichem Maße, wie andere Thiere die Menschen fliehen, nähert sich ihnen der Hund, so daß diese sich häufig seiner erwehren müssen; weist der Mensch den Hund zurück, so erfüllt das aber den Letzteren mit offenbarer Trauer. Das Streben der Hunde, stets in der Umgebung der Menschen zu sein, ihre Sehnsucht, sich an diese anzuschmiegen, ihre Begierde, ihnen zu dienen und nützlich zu werden, verbürgt die Absicht der Natur, diese Thiere dem Menschen unter allen anderen am Nächsten zu stellen; ohne alle Uebertreibung kann ihre Treue eine grenzenlose genannt werden. So nur ist es erklärlich, daß die ersten Lebenszeichen junger Hunde Liebesbezeugungen gegen die Menschen sind; die wedelnde Fahne der kleinen Köter, die merkwürdigen Querzüge, mit welchen sie ihren Hinterwagen nachfahren, dabei ihre ersten Versuche zu bellen und sich zur Geltung zu bringen, können lange Zeit unterhalten und müssen nothwendig, weil sie eben Merkmale einer wirklichen Zuneigung sind, jedes Herz erfreuen. Allen diesen Hundejünglingen und -Jungfrauen würde sich zunächst kein Hinderniß entgegengestellt haben, wenn sie, wie in den Straßen Constantinopels, sich zusammen rottirt, von der Sclaverei der Menschen emancipirt und einen Hundestaat, etwa eine Republik mit einem gehörigen Saupacker als Präsidenten an der Spitze, gebildet hätten; ihr Instinct aber verbietet den jungen Kötern solche Opposition und führt sie zum innigen Verkehr mit dem Menschen; und gerade diese freiwillige Unterordnung unter deren Führung erhebt sie zur Würde von Hausthieren. Uns erscheint es wie eine Lästerung vortrefflicher Qualitäten, wenn bei den Hunden die Freiheit ihrer Entschließung in Beziehung auf ihr Verhältniß zu den Menschen verdächtigt und auf die gemeine Basis einer Hundepeitsche herabgewürdigt werden soll.

Auch die Tapferkeit der Dachshunde muß relativ, unter Rucksicht auf ihre Körperverhältnisse und organischen Fähigkeiten, gewürdigt werden. Der eigentliche Gegner derselben ist — und das sagt schon der Name — der ursus meles der Naturgeschichte, der Dachs, und erst in zweiter Reihe folgt: der Fuchs; in dritter dann Marder, Iltis, Biber, Otter und derartige Creaturen bis herunter zur Ratte und zu den Mäusen. Der Dachs kommt dem Hunde an Tapferkeit gleich, während er ihm an körperlichen Kräften bei Weiten überlegen ist; das Champs de Mars für ihre Kämpfe, welche häufig nicht nach Stunden, sondern nach Tagesabschnitten zu berechnen sind, liegt aber tief unter der Erde; Wunden, Lebensgefahren werden dabei von beiden Parteien gering geachtet, und dem mit beispielloser Erbitterung geführten Minenkrieg dient das Keifen und Bellen der Teckel zur kriegerischen Instrumenta-

Digitized by Google

tion; wir werden uns bemühen, weiterhin dem Leſer ein lebendiges Bild des ſogenannten Dachsgrabens zu bieten.

Oftmals hat man geſagt: ein großer Feldherr, ein guter Reiter müſſe geboren werden; dieſe Eigenſchaft großer Capacitäten nehmen wir im vollſten Maaße für unſere Protegés, die Dachshunde, in Anſpruch; bei keiner Hunderace kommt es mehr auf natürliche Anlagen an, als gerade bei dieſer. Wo die Natur den Teckeln verſagte, was ſie zu ihrem Beruf brauchen, läßt ſich das Fehlende weder durch Erziehung noch durch Nachhülfe ergänzen; ſind ſie durch locale Einwirkungen, durch Verzärtelung degenerirt und zur Categorie von Stubenliegern herabgeſunken, ſo tragen ſie eben nur noch die Form der Vorältern, an deren Tugenden ſie jedoch keinen Theil mehr haben. Für die Dachshunde iſt ein wahrer Löwenmuth ganz allein der Probirſtein ihrer wirklichen Diſtinction und nur dieſer kann ſie vor dem Schimpf ſchützen, daß ſie aus der Art erlauchter Ahnen geſchlagen ſeien. Hat ein Dachshund, wenn er ein Mann geworden in des Wortes verwegenſter Bedeutung, conſequent keine Neigung zum Einfahren in den Bau, keinen Trieb zum Kriechen, ſo bleiben Kunſt und Lehre zwecklos; des Kampfes Drang iſt erloſchen, und die Corruption ſtabil geworden; nicht das ſtrömende Blut der Gegner begehrt er, ſeine Gedanken ſind frei von Mord, und nur auf gebratene Kartoffeln, gekochten Milchreis, Schweinebraten oder geröſtete Hammelpfoten geht ſeine Sehnſucht. Einem ſolchen Blaffköter ſollte ein Bengel um den Hals gelegt werden, damit er keine zahmen Hühner würgt oder den Leuten die Hoſen zerreißt; von der Gemeinſchaft jagdbarer Dachshunde muß er aber entſchieden fern gehalten werden, denn Dummheit und Feigheit gehen allezeit Hand in Hand mit Klopffechterei und Randalſchlagen; Nichtnutzigkeit iſt anſteckender als das Fleckfieber.

Der Jäger darf anderſeits aber auch nicht ſofort die Flinte ins Korn werfen und an ſeinem Zöglinge verzagen, wenn ein edelblütiger Teckelknabe nicht gleich von Anfang an kriecht; wir trafen vortreffliche Hunde, Gentlemen-Köter von Reputation, welche erſt nach vollendetem zweiten Lebensjahre ihren felſenfeſten Ruf begründeten, und bis dahin eine vollſtändige Agonie gegen den Bau gezeigt hatten. Auch hierbei läßt ſich Nichts verfrühen oder erzwingen; Strafen ſchaden geradezu bei Dachshunden und verderben ſie in den Grund hinein; ein Teckel vergißt dem, welcher ſeinem Stolze eine Kränkung zufügte, dieſe entweder gar nicht oder doch nur höchſt langſam. „Dieſe Drei-Käſehoch ſind die aller-krebſchten Canaillen und die eingebildetſten Narren von der ganzen Welt!“ ſagte ein alter, unter einem in der Jagdwelt von damals ſehr wohlklingenden Namen bekannt gewordener Oberförſter, als er mit den zärtlichen Blicken eines verliebten Seladons ſeinen ehrlichen „Baumann“ anblickte, welcher auf der Thürſchwelle kauerte und ihm ſeinen Revers zudrehte, weil er, als er beim Frühſtück jüngelte, ihm einen kleinen coup de pied verabfolgt hatte; alles Locken, das gemüthvollſte Zureden half dem alten Waidmann Nichts, Baumann blieb unempfindlich gegen alle Ver-

Digitized by Google

suche, seine Gunst wieder zu erlangen und ignorirte seinen Besitzer für diesen Tag vollständigst.

„Man muß den Charakter von die Dachshunde man blos kennen", so belehrte uns der alte Revierförster, welchem wir unsere ersten Jagd-Allüren verdanken, „denn das seind die verdrehtesten Gesellen von ganz Europa und Umgebungen; Tugend und Laster steckt bei diesen Erdgnomen in einem Sack. Von Natur aus sind es Zänker, Lärmmachers und Krakehler; mit den größten Hunden binden sie an und wundern sich nachher, wenn sie 'mal zu kurz kommen; waidelaut, naseweis ist ein Teckel immer, dabei aber ist er seinem Herrn zugethan über alle Möglichkeit und wachsam, trotz dem besten Nachtwächter; zu alledem auch reinlich, wie die heilige Genovefa, welche auf einer Hirschkuh spatzieren ritt! (eine offenbare Verläumdung Seitens des alten Jägers!) Aus allen diesen Gründen aber gehören die Teckel ins Haus hinein, alle anderen Hunde aber in den Zwinger oder Hundestall; einen Dachshund darf man nun einmal nicht einspunden, denn er hat eine poetische Natur."

So docirte der alte grüne Geselle! und seine enthusiastische Herzensergießung über seine „geliebtesten Gnomenkönige" wie er die Teckel nannte, trat uns mit frischer Lebendigkeit vor die Seele, als uns, jenseits der Atlantis ein in der ganzen Welt fährtenkundiger englischer Sportsman berichtete, die Japanesen schrieben den Affen die Fähigkeit zu, zu sprechen; diese aber hüteten sich wohl, dies zu thun, so lange die Menschen es hören könnten, weil sie wüßten, daß sie sonst arbeiten müßten und hierzu fühlten die Affen ganz und gar keinen Beruf.

Soll ein junger Hund, ohne daß er Gefahr läuft verdorben zu werden, für den praktischen Gebrauch herangebildet werden, so beschränke man sich lediglich darauf, die schlafende Passion in ihm wach zu rufen; unter Anleitung eines älteren, festen Hundes bringe man ihn vor einen Bau, in welchem nicht ein Dachs, sondern Füchse — womöglich junge Füchse — liegen und lasse den Lehrmeister hinein, während man sich, mit dem jungen Hund fest im Arm, vor die Röhre niederlegt. Will der Teckeljüngling hinein, so rede man ihm noch gut zu und überlasse ihn alsdann ganz einfach seinen kriegerischen Regungen; sträubt er sich dagegen, zeigt er keine Entschlossenheit zum Kampfe, so verschiebe man die Erstlinge seiner Tapferkeit auf angemessenere Zeit und nehme ihn — ohne ein tadelndes Wort zu verlieren mit nach Hause zurück; soll etwas aus ihm werden, so muß er aus eigener Intuition kriechen:

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Zeit!"

Die beste Zeit, günstig auf den Lehrling einzuwirken, ist die, wenn der alte Pionier in der Sappe laut wird und sich mit seinen Gegnern rahmt; ein heißblütiger Teckelsproß fährt bei solchen Schlachtenklängen wie der Blitz herunter und in den Bau hinein an die Seite des Kämpfenden. Ist der Hund von der Vorsehung zu Leistungen bestimmt, so wird sie ihn bei solch' einem erstem Rencontre vor schweren Blessuren und allzuherben Erfahrungen schützen, weil schmerzliche Folgen beim ersten

Digitized by Google

Waffengang sehr dazu geeignet sind, Anfänger einzuschüchtern oder wohl gar ganz zu verderben.

Dachshunde, welche für subterrestrischen Sport keine Verständniß zeigen, entwickeln häufig Talent für die Oberjagd; in der Regel haben sie gute Nasen und wiewol sie eigentlich damit aus ihrem Berufe heraustreten, läßt sich's doch nicht läugnen, daß eine Such- oder Treibjagd mit eifrigen, laut jagenden Teckeln ein wirkliches Gaudium ist. Die Hast, mit welcher die winzigen Kläffer der Spur des Hasen oder gar des Fuchses, zumal à vue folgen, die Purzelbäume, welche sie schlagen, wenn sie in die Sturzfahnen, Gräben oder Schneeschanzen hineinfallen und verschwinden, die Energie, mit welcher sie diese kleinen Fatalitäten ignoriren und sich aus ihren zahlreichen Unfällen, stets laut klaffend, zu frischer Verfolgung emporraffen, sind insgesammt höchst geeignet zu unterhalten; das nimmer rastende Element in diesen Miniaturhunden würde offenbar, wenn ihnen Unsterblichkeit gewährt wäre, die Erfindung eines perpetuum mobile überflüssig machen.

In Gemäßheit ihrer vorher gerühmten Nase werden die Teckel auch häufig als Schweiß- oder Spürhunde benutzt; wir erinnern uns, Dachshunden als Stöber vor den Windhunden begegnet zu sein, ja sogar haben wir Beispiele, daß sie, und zwar unter großem Ruhme, zur Sau- und Gemsenjagd benutzt wurden. Der Herzog Ernst von Gotha, ein Jägersmann par excellence sowohl von Zunft wegen, wie durch Leistung, benutzte bei seinen Gemsenjagden auf eigenem Jagdgrunde stets einen Teckel als Schweißhund; eines Tages blieb das bewährte Thier jedoch aus und unter großer Trauer mußte der hohe Herr sich an den Gedanken gewöhnen, daß sein langjähriger vortrefflicher Jagdgenosse bei allzu eifriger Verfolgung in einen Abgrund gestürzt und — für eine glorreiche Vergangenheit erbärmlich genug — umgekommen sei. In die Heimat zurückgekehrt, stand der Herzog im Begriff, seiner Gemahlin Kenntniß von dem erlittenen Verluste zu geben, als plötzlich der ehrliche krumbeinige Geschäfsfreund seinen Herrn ansprang und über seine bereits früher erfolgte Heimkehr Bericht erstattete, welche er überdies, wie sich erwies, in unglaublich kurzer Zeit bewirkt hatte. — Schwerlich möchte das Princip der Furcht, die Hundepeitsche, diese That in Scene gesetzt haben, und solcher Erlebnisse, welche von einer legitimen Größe der Teckeleigenschaften Zeugniß ablegen, könnten wir mehrere erzählen, wenn es uns nicht drängte, zur verheißenen Schilderung des Dachsgrabens zu gelangen. Entnehmen wir unserm alten Revierjäger eine Relation aus seinem „Jagd- und Schußkalender":

„Ende October war's! Der Herr Baron hatte Gäste aus der Residenz und diese sollten mit der Jagd unterhalten werden; ich empfing also Anweisung, die Gestelle abzuspüren, wo das Wild den Wechsel hält, und neu befährtete Pässe zu suchen, was bei der frischgefallenen Nässe keine Schwierigkeiten machte. Als ich am Abend dem gnädigen Herrn unter Anderm meldete, daß ich einen Dachs ausgespürt und gefunden habe, daß derselbe links von der breiten Wildbahn auf dem sogenannten

Weißdornen-Kamp zu Bau gegangen sei, wollte der Herr Lieutenant von den Husaren ganz närrisch vor Freuden werden, weil er noch niemals ein Dachsgraben erlebt habe; das veranlaßte denn den Herrn Baron, zu befehlen, daß der Dachs am andern Morgen ausgegraben werden solle, wiewohl er, wie er zu sagen beliebte, meine Aversion dagegen sehr wohl kenne. „Allerdings", so entgegnete ich ihm, „mein gnädiger Herr Baron, habe ich den Dachs lieber im Revier, als im Sack; der Ranzen, und wenn er nach dem Abschärfen auch noch so fette Schwarten überdeckt, entschädigt niemals für den Nutzen, welchen das Thier durch Vertilgung von Ungeziefer stiftet; darum aber soll dieser Bär dennoch mit aller Feierlichkeit gegraben werden, was auch gar nicht schwer fallen soll, da es kein Mutterbau ist. — Die jungen Hunde, gnädiger Herr, müssen auch einmal Gelegenheit haben, in ihrem Beruf beschäftigt zu werden!" — Mit dem Büchsenlicht brach ich denn auch andern Tages in Begleitung meiner Residenz-Herren auf; Mannschaften mit Spaten, Beil, Hakenstange und Sack nebst Zange waren in so genüglicher Zahl aufgeboten, daß das Eingehen in die Erde so schnell als thunlich gefördert werden konnte. Der alte Teckel: Vater Stift wandelte ehrwürdig auf meiner Fährte, während die Lehrburschen die jungen Köter an der Fangschnur einher führten. Diese sollten ganz zuletzt in den Bau eingelassen werden, um die Sache kennen zu lernen; den wirklichen Krieg jedoch sollte Stift allein führen. Er duldet nun einmal keinen andern Hund neben sich im Bau und damit hat er auch größtentheils Recht; zwei oder gar mehrere Hunde in einem Bau sind sich fast immer unter einander schädlich; der hinterste drängt den vordersten ohne Noth vor und keilt ihn zu dicht an den Bären heran; wegen Mangel an Raum kann der Hund sich alsdann nicht gehörig wehren und so wird er oft um Nichts und wieder Nichts zu Schanden gehauen.

Vor dem Baue spürte ich den Dachs frisch hinein und nirgends hinaus; eine Fehljagd stand also nicht zu befürchten, zumal ich die Nothröhren mit Brüchen verlegen ließ, damit Meister Ursus uns nicht ganz still, wie er es wohl gern zu thun pflegt, durch die Hinterthür entwische.

Die Haupteinfahrt in den Bau war durch Fichtennadeln, eingeschlepptes Moos und Laub kenntlich; breite Ballenränder, tief darauf eingedrückt, gaben die Gewißheit, daß dem alten Dachs die Schwarten faustthoch auf dem Rücken liegen mußten.

„Laßt Stiften los!" gebot ich meinem Lehrling; der Hund schnupperte auf der frischen Fährte herum und verschwand dann schnell in den Bau hinein; es währte jedoch nur einige Minuten, so war er wieder draußen und dieses Experiment wiederholte sich drei Mal hintereinander in ganz gleicher Weise. „Stift scheint nicht sehr kriegerisch gesinnt zu sein!" spöttelte einer von den Residenzlern, welchen ich allerdings vortrefflich hätte zum Dachsgraben verwenden können, weil er Nägel wie Schippen an seinen Fingern trug. „Mit Gunst, schöner junger Herr", belehrte ich ihn jedoch, „das ist so Teckel Brauch, wie Tell sagt: Schützen Art! Erst kriecht der alte Bursch drei bis vier Mal ein, um zu inspiciren und

Digitized by Google

seine Maßnahmen zu treffen; darauf löst er sich und dann erst beginnt die wirkliche Komödie!" Und, wie ich gesagt hatte, so kam es auch; eine ganz geraume Zeit dauerte es, bis es drinnen laut wurde, und auch hierdurch bewies mein alter prächtiger Kerl, wie durch und durch zuverlässig er war; was nämlich ein richtiger Dachshund ist, wird erst laut, wenn der Dachs dicht vor ihm, etwa zwei bis drei Fuß entfernt, liegt; dann aber bleibt er auch unausgesetzt laut, damit man draußen beständig höre, wo der Dachs sich befindet und zur rechten Stelle einschlagen und dem Kämpfer am Schnellsten zur Hülfe herbeieilen könne. Heuer war es schwer, anzugeben, wo der Kessel liege, denn — der alte Forstmann hatte sich recht gründlich geirrt: die Gesellschaft stand vor einem ganz gehörigen, wohlconditionirten Mutterbau und sonach vor einer voraussichtlich langen Jagd. Als ich mich endlich für orientirt hielt, ließ ich die Arbeiter mit einem Durchstich beginnen; in scharfen und glatten Wänden gehalten, konnten sie nur äußerst mühsam in den Boden eindringen, denn das Erdreich war bei der anhaltenden Dürre unter den Haidebäumen, welche den Weißdornen-Kamp bildeten, hart wie Eisen geworden und die Radehacke fand mehr Verwendung, als Karst und Spaten. Meine Herren aus der Stadt frühstückten und rauchten, und frühstückten dann wieder, und stauten gründliche Massen in sich hinein; aber dem Kessel näherten wir uns nur ganz peu à peu, so daß es schon spät am Nachmittag war, als die Arbeiter auf die Röhre durchschlugen, was sehr vorsichtig geschah, um Stift nicht etwa zu verletzen. Schon ließ ich mir die Zange reichen, um den Dachs, welcher in der That mit seiner Nase hart vor dem Hunde lag, damit abzufangen; da wurde es, als ich meine Waffe sorglich für ihren Zweck hergerichtet hatte, plötzlich in der zu Tage gelegten Röhre lebendig; Stift schrie vor rasendem Schmerz heulend auf und fuhr blutend — freilich nur für einen Augenblick — zurück, denn der Dachs war energisch auf ihn eingedrungen und hatte ihn bei diesem Ueberfall mächtig gehauen; als Stift mit verstärkter Wuth das Gefecht wieder aufnehmen und auf den Feind frisch eindringen wollte, hatte dieser sich jedoch die kurze Pause der ersten Bestürzung zu Nutzen gemacht, und war in den Bau zurück und — o Schrecken der Schrecken! — tiefer hineingeschlüpft. — Stift schoß sofort hinterdrein! Fort waren sie alle Beide und wir draußen hatten das Nachsehen! Todtenstille herrschte wieder in den Röhren, vor und unter uns!

„Was zum Henker ist denn das?" fragte der Husarenlieutenant. „Das will bedeuten, mein Herr Lieutenant", rapportirte ich ihm, indem ich meinen Aerger unter einer erheuchelten Ruhe verbarg, „daß andere Leute auf ihre alten Tage klüger, ich aber immer dümmer werde, und daß ich mich wieder geirrt habe. Der Dachs lag nicht vor seinem Kessel, sondern, wie ein alter, erfahrener Bursche, an einer Stelle seines Baues, wo er sich den Rücken frei wußte; jetzt nun wird er sich erst auf seinen wirklichen Kessel abgezogen und retirirt haben!" „Und nun bekommen wir ihn gar nicht!" brummte ein anderer Herr mit dem Tone getäuschter Erwartung. „Für heute ist die Jagd am Ende!" erklärte ich bestimmt,

Digitized by Google

„aber morgen Vormittag soll der Dachs aus seinem Baue, oder ich will nicht Karl Martin heißen!“ Meine Reverenz machte ich dabei den Herren, und — jetzt hörte ich Stift heiser, aber sehr eifrig tief drinnen anschlagen und fortdauernd bellen; mit dem Gehör legte ich mich auf die Erde und „hier wird eingeschlagen!“ befahl ich bestimmt; „gerade hier unter uns; freilich gewiß acht bis neun Fuß tief liegt der Kessel!“ Einen Gehülfen stellte ich, sowohl zur Ueberwachung der Arbeiter an, welche so weit durchstechen sollten, daß andern Tages die Röhre mit einigen Spatenstichen zu öffnen sei, als um den Bau und was darin und daran vorgehe, über Nacht zu beobachten; auch die Nothröhren wurden frisch verlegt und vergraben, bevor ich der Gesellschaft folgte. Nur der redliche Stift blieb im Bau zurück.

Andern Morgens wanderte die Gesellschaft wieder zum Schlehdornen-Kamp. Aus der Tiefe des Baues schallte das heisere Organ Stift's zur Höhe, jetzt ganz deutlich vernehmbar für die Herren oben an der Mündung des Trichters, da die Röhre, wie angeordnet, bis zum Durchstich frei gelegt war. Der Gehülfe berichtete mir, daß Stift fortgesetzt vorgelegen habe, ohne auch nur eine Minute draußen gewesen zu sein; zweiundzwanzig Stunden war er auf diese Weise engagirt! Inzwischen war für ihn eine prächtige Schüssel voll Knochenbrühe und Hammelpfoten zur Stelle geschafft worden, welche er fressen sollte während ich seine Nachkommenschaft in die Sappe brachte. Doch es kostete Mühe, Stift abzurufen; nur als ich mich selbst vor den Mund der Hauptröhre zur Erde niederlegte und ihn wiederholt abrief, erschien er endlich; wie ein Betrunkener schwankte er von einer Seite zur andern, in so hohem Grade hatte ihn seine Campagne angegriffen und aufgerieben. Mit wahrem Heißhunger fiel er über die Nahrung her; als aber kurz darauf die Klagetöne an sein Ohr drangen, welche der Dachs den frisch in die Röhren gesetzten beiden jungen Teckelhunden, welche mit großer Dreistigkeit gekrochen und angegriffen hatten, entlockte, stürzte er, die ihm aufgetischten Leckerbissen verläugnend, mit frischer Kampfbegierde in die Tranchéen und riß seine Nachkömmlinge, welche sich bereits auf der Rückzugslinie befanden, aufs Neue mit sich fort, so daß er erst in Gemeinschaft mit diesen als Sieger wieder zum Lichte der Sonne zurückkehrte, als kurze Zeit darauf der Kessel geöffnet und der Dachs abgefangen wurde. Als der Durchstich erfolgt war, lag der hart bedrängte Bär der Festung allerdings in seinem Kessel; Stift und seine Enkel dicht davor, was einen für Jägeraugen prächtigen Anblick gewährte. Offenbar hatte sich der Dachs in dem sehr geräumigen Kessel verklüften, d. h. vergraben wollen, um entweder so tief zu gehen, daß Hunde, wie Menschen die Jagd als erfolglos hätten aufgeben müssen, oder aber eine Nothröhre zu erreichen und durch diese dennoch seinen Gegnern zu entkommen. Hieran aber hatte ihn der vortreffliche Vater Stift verhindert, welcher jetzt, ohne den Dachs körperlich zu molestiren, mit seiner Descendenz ein Klaffconcert vom hellsten Geläute aufführte, auch hierin die echte und rein erhaltene Teckelrace seines Ge-

Digitized by Google

schlechtes bewährend. Gute Hunde fallen den Dachs nur dann an, wenn er Bewegungen zum Eingraben oder zum Scharren macht, sonst beschränken sie sich darauf, den Jägern durch ihr Geläute Avertissements zu geben, wo eingeschlagen werden soll.

Nachdem sich nun die Teckel-Jugend im hoffnungsvollsten Lichte gezeigt hatte, ließ ich den Meister Dachs mit der Zange erfassen und in den Sack stecken; daheim sollte er abgethan werden, nachdem, im geschlossenen Raume, die jungen Teckel noch einmal auf ihn angehetzt worden. Das ist wohl eine grausame Handlungsweise, wo aber sollen diese Schüler in aller Welt ihre praktische Belehrung empfangen? Operiren lernt der Arzt doch nur am Körper! Zu alledem werden die Dachse seltener und gar viele von ihnen liegen so tief in der Erde, daß man von vorn herein wohl daran thut, sie für gefeit zu erklären. Baue, allzu schwierig zu graben, mit großen Feldsteinen oder Wurzelausläufern verbarricadirt, sind eine Freistätte für den ursus meles, welchen wir, das wiederholen wir, gar nicht ausgerottet zu sehen wünschen.

Die Jagd war zu Ende. Am nicht zu entfernt liegenden Haidepfuhl ließ ich die jungen Köter reinigen, vor Allem Stifts ehrenvolle Wunden, seine Augen von Sand und Schmutz säubern, um schnelle Vernarbung zu ermöglichen; dann wurden sie unter allgemeiner Theilnahme und zu großer Belustigung der Residenzjägersleute zu den luculliſchen Genüssen herangeführt, welche sich in einer tiefen, braun gebrannten, irdenen Schüssel befanden, vor welcher der alte Stift eben sowohl Ordnung zu verwalten verstand, wie in der Sappe. Da plötzlich unterbrach ein kreischender Ton den allgemeinen Frohsinn, den ich — wäre ich noch in Amerika gewesen — für ein Zeichen gehalten haben würde, daß Rothhäute im Anzug seien. Der Jägerbursche, welchen ich entsendet hatte, um anzuordnen, daß der Dachs im Sack nach Hause gekarrt werde, war für dieses Mal der Urheber des Scandals.

„Herr Förster", rief er mit blassem Entsetzen, „der Dachs ist — pfutsch!" und sein Angesicht erglänzte wie das jenes Lohgerbers, welchem der Strom alle seine Felle verschwemmt hatte.

Die Sensation war allgemein; Alle stürzten auf den Platz zu, wo der leere Sack keinen Zweifel ließ an dem tragischen Factum.

Was half das Deliberiren? Der Dachs war fort und in eine andere noch nicht aufgedeckte Röhre seines Baues hinein entwichen; die ermüdete Gesellschaft gab eine fernere Verfolgung des Thieres auf und ich selbst stimmte damit völlig überein. Daß der Dachs diesen Bau verlassen müsse, das war mir klar; aber daß er bei mir blieb, in meinem Revier, dessen war ich auch sicher. — Vertreibt doch sogar der Fuchs oft den Dachs aus seinen Localitäten und zwar charakteristisch schlau, wie es in seiner Natur liegt. Unter Abwesenheit des Dachses verunreinigt er ihm sein Haus; so wie der Dachs sich dieses ordinaire Verfahren wiederholen sieht, räumt er gutwillig und zieht um! Wer da weiß, was ein Jäger unter dem Ausdruck versteht: „es riecht nach Fuchs!" wird ein solches Beginnen dem Dachs auch keines-

Digitized by Google

wegs verdenken. Die Gesellschaft trat den Heimweg an, nur halb befriedigt, wie man sich denken kann; allein mir war es, offen gesagt, so lieber. Um sie zu trösten, lud ich die Herren im Voraus auf das nächste Frühjahr zum Fuchsgraben ein, wiewol ich ihnen nicht verhehlte, daß besagter „Qualm" niemals ein „Salon"-Geruch werden könne.

Vor einem Fuchsbau sieht es nicht so sauber aus, wie vor dem Quartier des Dachses; dieser ist der Cavalier, jenes sind die Lumpen, die Proletarier, aber dabei komisches Zeug! Es sind zum Lachen drollige Grimassen, welche junge Füchse machen, wenn man sie aus der Entfernung vor ihrem Bau belauscht und ihnen zuschaut, wie sie sich sonnen, spielen und wie von den Alten für ihr Spitzbuben- und Taschendiebgeschäft angelernt werden; mächtig rumoren die Dinger vor den Röhren umher; Gänseflügel, Hasenläufe, Putenknöchel, Fasanenspiele, Hühnerschweife rings im unordentlichsten Kreise zerstreut, bilden gleichsamerweise die Firma, das Erkennungsschild der ganzen Sippschaft; man würde diese sicherlich nicht falsch taufen, wenn man sie Racker, Spitzbube, Mörder und Compagnie nennen möchte.

So ein Fuchsgraben ist lustiger und leichter als ein Dachsgraben, und wenn man die jungen Füchse lebendig bekommt und zu Hause aufzieht, gewähren sie zuweilen Unterhaltung, wiewohl sie nie ganz zahm werden und bei der ersten besten Gelegenheit ausbrechen. Ein solchergestalt entkommener Fuchs hat mich dereinst manches Stück Federvieh gekostet, bis ich ihn endlich todtschießen ließ. „Da giebt's ein altes Jägerlied vom Fuchsgraben", so wollte ich meinen Vortrag schließen mit dem Herbeten desselben, als die ganze Klerisei auf mich losstürmte und einstimmig verlangte, daß ich es singen solle.

„Meinetwegen", erklärte ich; ein Jägersmann, der fünfzig Jahre seine Forsten belief, wird sich nicht geniren. Und so sang ich mein Lied vom Anfang bis zum Ende.

„Die Hündchen kriechen baß,
Dachsel, faß, faß, faß!
Welch' Gezabber, welch' Gekeife,
Zankgejammer, Angstgepfeife!
Nicht zu hitzig! Teckel Zeug
Merkts Euch! schlecht bekommt es Euch!
Ist ein lustig toller Lärm!
Hei! die Hündin mag ich gern,
Hat schon weg die Teckelkniffe,
Kennt fürwahr die Kehlengriffe!
Fuchs ist zweimal größer noch
Und die Zule würgt ihn doch!"

Ich war fertig mit meinem harmonischen Liedervortrag! Der Vetter meines Herrn Baron schüttelte mir treuherzig die Hand und indem er mir auf die Schulter schlug, deutsch und kräftig sagte er:

„Schönen Dank, Herr Förster! und der brave Stift soll leben!"

„Hussah. Stift!" rief ich mit warmem Gegendank. „Alle Teckel sollen leben, hoch!"

Digitized by Google

Riego und die Riego-Hymne.

Die Plaza de la Cebada in Madrid ist eine Stelle blutiger Erinnerung. Hier wurde das Todesurtheil vollstreckt an Rafael del Riego, dessen Name in Spanien zum Symbol geworden, nicht so sehr für das, was er geleistet, wie gegen das, was er glühend gehaßt hat. Er war Chef des Bataillons Asturien, welches zu den Truppen gehörte, die, zur Expeditionsarmee gegen die aufständischen Colonien bestimmt, in Cadix länger als ein Jahr müßig auf die Einschiffung warten mußten. So fanden die Officiere Zeit, an Anderes zu denken, bildeten eine Verschwörung zur Herstellung der Verfassung und erwählten den excentrischen Riego, den ersten öffentlichen Anstoß zur Rebellion zu geben. In der Kirche des kleinen, auf der Isla de Leon gelegenen Ortes Las Cabezas de San Juan ließ Riego am 1. Januar 1820 durch seinen Adjutanten die Verfassung von 1812 verlesen und forderte die Truppen auf, den Eid der Treue darauf zu schwören. Die Soldaten leisteten jubelnd Folge, dem Bataillon Asturien schlossen sich noch andere an und sofort marschirten sie unter Riego's Führung nach Arcos de la Frontera, nahmen daselbst den alten Grafen von Calderon, Chef des Expeditionscorps, mit dem gesammten Generalstab gefangen! In Abwesenheit Quiroga's wurde Riego zum zweiten Commandanten der ersten Division erwählt. Auf die Kunde von diesem Pronunciamento schickte Ferdinand VII. seine besten Regimenter unter General Freyre gegen die Insurgenten, welche rings umstellt und blokirt wurden. Einige Wochen hindurch beschädigten beide Corps sich nur durch Proclamationen, bis Riego mit 1500 Mann einen Ausfall wagte und nach Algesiras vorrückte, um das Volk zur Theilnahme zu bewegen. Vergebens! Seine Reden blieben ungehört. Ebenso wurde seine Absicht, wieder nach Isla de Leon zurückzukehren, durch General Jose O'Donnell vereitelt, so daß er gezwungen war, längs der Küste sich hinzuziehen. In Malaga durchaus theilnahmlos empfangen, mußte er den Weg nach dem Gebirge im Norden einschlagen, verlor durch Desertion einen großen Theil seiner bisherigen Anhänger und wurde, noch ehe er Cordova erreichte, von O'Donnell's Uebermacht völlig geschlagen. Am 11. März schon sah er sich fast allein und konnte einzig auf persönliche Rettung Bedacht nehmen. Während dieses eben so kühnen wie unglücklichen Marsches von zwei Monaten war es, daß allgemeiner Angabe nach sein Kamerad, Oberst San Miguel, die Constitutions- oder später „Riego-Hymne" getauften Verse dichtete, welche gewöhnlich als spanische Marseillaise bezeichnet werden. Die Worte derselben lauteten:

Digitized by Google

En las Cabezas el proclamo	Zu Las Cabezas verkündet er
La suspirada Constitucion,	Die ersehnte Constitution,
Y en arbolando marcial pendon	Und das Kriegesbanner aufpflanzend
A los leales a caudillo.	Wird er der Loyalen Führer.
De Riego al nombre sea loor!	Riego's Namen sei Ruhm!
Viva de España el defensor!	Es lebe Spaniens Vertheidiger!

Während Riego durch Mißgeschick verfolgt wurde, hatte die von ihm ausgehende Bewegung in anderen Theilen des Königreiches mehr Erfolg gehabt und Ferdinand gezwungen, die Verfassung von 1812 anzunehmen. Die Expeditionsarmee in Cadix wurde aufgelöst, Riego nach Madrid berufen, von dem constitutionellen Ministerium mit Auszeichzeichnung, durch die geheimen Gesellschaften und Clubs mit überschwänglicher Begeisterung empfangen. Er erhielt das Generalcapitanat in Compostella, ihn traf jedoch bald Absetzung, weil man ihn der Theilnahme an verschiedenen Emeuten beschuldigte, und Verbannung nach seiner Vaterstadt Oviedo in Asturien. Hiermit wurde, namentlich in Cadix, das Signal zu neuen Unruhen gegeben, die den Kriegsminister veranlaßten, das Verbannungsdecret aufzuheben und Riego zum Generalcapitain in Arragonien zu ernennen. Auch von dort glaubte das Cabinet ihn entfernen zu müssen, da ihm mit Recht oder Unrecht aufrührerische Pläne zugeschrieben wurden, und schickte ihn nach Lerida. Bei der Eröffnung des Cortes am 7. Februar 1823 zum Präsidenten der Deputirten erwählt, erwies er sich wenig geschickt zur Leitung einer derartigen Versammlung. Bald überdies rückten die Franzosen im Sturmschritt, ohne Widerstand zu finden, in das Innere des Landes. Die Generale Ballesteros und Zayas schlossen mit denselben Separatverträge und traten auf Seite der Befreier. Da übernahm Riego den Oberbefehl in Malaga, ließ Zayas und eine Anzahl anderer Personen verhaften, wendete sich gegen Ballesteros, bat ihn um eine Zusammenkunft, und weil die Ueberredung desselben nicht gelang, wurde der General mit dem gesammten Generalstab zu Gefangenen gemacht. Indessen eilte General Balanzat mit französischen Truppen zum Entsatz herbei und erreichte schnell seinen Zweck. Riego ging nach Alcandete, von dort nach Jaen, erlitt daselbst eine vollständige Niederlage durch General Bonnemain, entkam aber nach Jodar. Tags darauf gelangte er, von nur vier Officieren begleitet, nach dem Dorfe Arquillos. Von Bauern erkannt und während des Schlafes überfallen, jedoch nicht, wie General de Miraflores möchte glauben machen, sich ergebend mit der Bitte um Gnade, war sein Loos entschieden. Wegen Hochverraths verurtheilt, ward er trotz der Verwendung des englischen Gesandten am 7. November 1823 in einen Sack eingenäht, durch einen Esel zur Richtstätte geschleift, überall von rasenden Verwünschungen des Volkes begleitet, auf der Plaza de la Cebada gehängt. Doch nicht genug, dem Todten wurde der Kopf abgeschlagen, der Körper geviertheilt und je eine der blutigen Trophäen auf Befehl des Vaters Isabella's II. nach Sevilla, Isla de Leon und Malaga gesendet. Madrid aber genoß des Vorzuges, das letzte Viertheil und den Kopf ausgestellt zu sehen. . . . .

Eugen Laur.

Digitized by Google

Digitized by Google

Morgengruss.

Von Carl Becker. Nach einer Photographie von Gustav Schauer.

Digitized by Google

Morgengruß.

Variationen zu des Malers Thema.

Das Mädchen.

Weit auf die Läden! — Mit voller Bruſt
Athm' ich den Morgen und trink' ich die Luſt,
Die mir im Luftſtrom entgegenquillt,
Die mir aus Blatt und Knospe ſchwillt.
O nach der langen, der bangen Nacht
Welche Wonne!
Guten Morgen, guten Morgen, Du ſchöner Tag!
Guten Morgen, Du ſchöne Sonne!

Der Philiſter.

So rief ein Mägdlein — halb rief es, halb ſang,
Und das Lädlein flog auf und der Riegel klang,
Und ich derweil unter'm Fliedergang
Spazierte, wie jeglichen Morgen,
Die Pfeife im Mund, um das Roſenbeet
Und die Villa, die hinter den Bäumen ſteht,
Vom hängenden Laube verborgen.

Das Mädchen.

O Du weite Welt, dort im Sonnenſchein!
Wie lockſt Du herauf und wie läd'ſt Du mich ein;
Wie ſchimmert die Wieſe, ſo perlend von Thau,
Wie locken die Berge ſo blau, ſo blau!
Dem Pfad, dort hinauf, o wie folgt ihm mein Aug'
So gerne!
Guten Morgen, guten Morgen, Du köſtlicher Hauch,
Guten Morgen, Du duftige Ferne!

Der Philiſter.

Und wie ſie ſtand, mit der rechten Hand
Den Flügel aufwerfend, und vorwärts gewandt,
Als wollte ſie über den marmornen Rand,

Daß faſt mir das Pfeifchen verglimme:
Da rief ich: Holderes haſt Du doch nicht,
O Frühling, als ſolch' ein liebes Geſicht,
Und ſolch' eine liebliche Stimme!

Das Mädchen.

O Frühling und Sonne und Blüthenzeit!
Euch öffn' ich die Thür und die Seele weit!
Ich trinke den Duft und ich athme den Hauch
Und ich denke an einen Entfernten auch ...
Was treu, wie wir, zueinander hält
Kann warten:
Guten Morgen, mein Lieb — in der weiten Welt,
Guten Morgen, ihr Roſen im Garten!

Der Philiſter.

Mein Pfeifchen iſt aus. — O fröhlicher Reim,
Erklingſt Du noch einmal aus fernem Heim,
Erweckſt Du noch einmal den Liederkeim,
Den faſt in der Bruſt ſchon erſtarrten?
Auch wir einſt ſangen, von Sehnſucht geſchwellt —
Nun, Jugend, nimm Du die Lieb' und die Welt,
Und laß uns die Roſen im Garten!

Julius Rodenberg.

Digitized by Google

Narciß.

Novelle von **Adolf Wilbrandt.**

II.

Myrtilos ſaß in ſeiner Kammer neben der Halle, in die er nach dem Abſchied der beiden Fremdlinge eingetreten war, gegen die Wand gelehnt und in unruhige Reiſegedanken verſunken. Eine thönerne Lampe brannte auf dem Tiſchchen neben ſeinem Bett, beleuchtete die gemalte Decke und die Arabesken an den Wänden, auf deren Farben er ſtarrte. In der großen Halle hörte er Praxilla ſich ſehr geſchäftig und geräuſchvoll bewegen, um den Wein und die Früchte wieder auszupacken, die ſie ſchon zur Mitreiſe nach Rom hergerichtet hatte. Sie ſprach dabei nach ihrer Art halblaut vor ſich hin; Erinna kam dazu, Myrtilos hörte ſie fragen, was geſchehen ſei. Er horchte, wie die Alte es erzählen, wie Erinna es aufnehmen werde. Ein banges Gefühl, gegen das er ſich vergebens zu wehren ſuchte, zog ihm durch die Bruſt. Es entging ihm nicht, in welchem ſchmerzlichen Ton das Mädchen aufſeufzte, als Praxilla ihr den plötzlichen Entſchluß dieſes Abends verkündigt hatte. Er hörte ſie die letzten Worte der Mutter langſam wiederholen und ſich dann leiſe entfernen. Myrtilos glaubte ihr blaſſes Geſicht zu ſehn und dachte an den Abſchied, der ihm noch bevorſtehe. Wie um ſich gegen ſeine peinlichen Empfindungen zu verhärten, ſtand er auf, dehnte ſeine ſchwer athmende Bruſt, ſuchte zu vergeſſen, wo er war und ſich in die Freuden der nächſten Zukunft zu verſenken.

Es gelang ihm nicht ganz, denn ſein Auge ward von Erinna's Bildniß feſtgehalten, das er in einer verliebten Stunde, in ſchlafloſer Nacht, auf die Wand neben ſeinem Bett in die farbigen Arabesken hinein gezeichnet hatte. Der ſchwarze, kunſtloſe Umriß rief ihm den Abend vor jener Nacht zurück — den Abend, an dem er dieſes Haus in traurigen Gefühlen als Verwaiſter betreten und Erinna ihren Gaſt in ſeine Kammer geleitet hatte. Er erinnerte ſich, wie ihn ihr herzliches Mitgefühl, ihre Trauer um ſeinen Vater gerührt, wie ihre Liebe ſich in plötzlichen Thränen verrathen und wie er ſie dann, in einer Miſchung von Freude und Schmerz, in ſeine Arme geſchloſſen. Wie es ihn fortgeriſſen, ihr zu ſagen, daß ihre Liebe ihn wieder glücklich mache, daß er ſie zu ſeiner Braut erwähle, daß ſie ihm alles Verlorene erſetzen ſolle. Er erſchrak, indem ihm dieſes Wort wieder vor die Seele trat. Er fühlte, wie wenig die Götter es erfüllt hatten. Mit einer unwillkürlichen Bewegung legte er die Hand an ſeine Bruſt, wie um es deutlich zu empfinden, daß da drinnen keine Liebe ſchlug, daß ſein Blut kühl und

ohne Wallungen floß. Ein flüchtiges Mitleid mit Erinna regte es auf und beklemmte ihn; dann klang ihm wieder Ariſtons Stimme im Ohr, er ſah Bajä auf den blauen Wellen ſchwimmen, ſah ſich als Adonis von bewundernden Männern und ſchönen Frauen umgeben. Bilder voll Heiterkeit tauchten vor ſeinen Augen auf und nieder, und wie von ſanften Händen geſtreichelt, überließ er ſich den angenehmſten Gefühlen.

Der Vorhang zwiſchen ſeiner Kammer und der Halle ging nach einer Weile zurück; Erinna erſchien auf der Schwelle. Sie hatte ihren Schleier abgelegt, ſo daß die braunen Locken ſie ganz frei umfloſſen, und trug einen Krug mit Waſſer in der Hand, den ſie ſchweigend auf dem Tiſchchen niederſetzte. Sie war bleich, doch ſchien ſie vollkommen ruhig zu ſein. „Hier iſt Dein Trunk für die Nacht, Myrtilos“, ſagte ſie endlich, da er gleichfalls ſchwieg; — „für die letzte Nacht in unſerm Hauſe. Mög' er Dir gedeihen!“

Myrtilos nickte ihr zu und nahm den Krug in die Hand, um gleichſam zum Dank einen Zug zu thun. „Das Waſſer iſt friſch!“ ſagte er dann mit etwas unſicherer Stimme. „Nach einem ſo warmen Tage thut es doppelt wohl!“ — Er ſtellte den Krug wieder hin, und da das Mädchen ſtill in die Flamme ſah, trat er zu ihr und legte einen Arm auf ihre Schulter. „Erinna! liebſt Du mich noch?“ fragte er mit künſtlich heiterer Miene.

Erinna fuhr bei der Berührung zuſammen. „Die Frage ſcheint mir überflüſſig!“ erwiederte ſie. „Du willſt mit dem Bildhauer nach Bajä gehen?“ fragte ſie zurück.

„Deine Mutter wird Dir Alles erzählt haben“, antwortete er.

Das Mädchen nickte vor ſich hin, ohne ihn anzuſehen. „Erinnerſt Du Dich noch, Myrtilos“, fing ſie nach einem kurzen Schweigen wieder an, „wie Du damals in dieſes Kämmerlein einzogſt, vor Sonnenuntergang? Heute — heute ſind es achtzig Tage ſeit damals. Eine lange Zeit! — In achtzig Tagen kann ſich Manches verändern.“

„Warum meinſt Du das“, murmelte Myrtilos.

„Ich meine nur“, erwiederte ſie. Mit einem halben Lächeln, das ſogleich wieder verſchwand, blickte ſie ihn an und ließ ihre kleinen Finger auf dem Tiſche ſpielen. „Weißt Du, was ich glaube, Myrtilos? Daß Lala Recht hat; — daß Du ſchon lange, lange ein anderer Menſch warſt, — daß ich nur damals zu blinde Augen hatte, um es zu bemerken.“

„Erinna!“ ſagte Myrtilos und richtete ſich auf. „Was haſt Du vor? Willſt Du mich auch beleidigen, wie mich Lala beleidigt hat?“ — Er runzelte die ſchöne Stirn und preßte die Lippen zuſammen.

„Ich bitte Dich, willſt Du mir noch eine Liebe thun und mich ruhig anhören?“ erwiederte ſie ſanft. Myrtilos ſah vor ſich nieder und ſchwieg.

„Ich will Dir ſagen, Myrtilos“, fuhr ſie ſcheinbar gelaſſen fort, „wie Alles gekommen iſt! Als Du im vorigen Herbſt aus Herculanum heimkehrteſt und Dein Vater Tage lang mit Dir durch Pompeji zog, damit Jedermann Dich ſehen ſollte, — und alle Reiſenden erzählten,

Digitized by Google

wie wunderbar herrlich der „Narciß“ geworden ſei und wie man Deine Schönheit in Herculanum angeſtaunt habe, — da merkt' ich ſchon, Myrtilos, daß Du nicht ſo warſt, wie ehedem. Du ſahſt uns Alle an, ohne uns zu ſehen; und Lala neckte Dich ſchon im Stillen und ſagte, Du ſeiſt eine wandelnde Bildſäule geworden mit beweglichen Augen, die man bald hier, bald da aufſtellen könne. Ich bitte Dich, Myrtilos, unterbrich mich nicht;“ — und indem ſie das ſprach, traten ihr plötzlich zwei Tropfen in die Augen und floſſen an ihren ſanften Wangen herab. „Ich wollte Dir nur ſagen, Myrtilos, — daß ich ſelber die Schuld trage! Denn damals wußte ich, wie wenn mir's Apollo offenbart hätte, daß Du ein Anderer geworden warſt, daß Du Keine von uns liebteſt, auch Erinna nicht. Und ich weiß noch, wie es mich ſchmerzte, das zu wiſſen. Aber im Stillen bildete ich mir doch wohl ein, es könne noch Alles ſich ändern. Und es kam dann das Feſt, das unglückſelige Feſt, wo ſie Dich den Narciß darſtellen ließen und Dich mit Roſen bekränzten, und Du ſo ſchön warſt, daß alles Volk vor Verwunderung zu murmeln anfing. Und wie dann Dein Vater ſtarb und Du mit Thränen im Auge zu uns kamſt, um es uns zu ſagen, und ich Dich zum erſten Male weinen ſah — —“

Die traurige Stimme verſagte ihr, und ihre innere Bewegung löſte ſich in einem Strom hervorbrechender Thränen. Sie blieb, ohne ſich zu rühren, mitten im Zimmer ſtehen, aber ein zitterndes Schluchzen erſchütterte ihre liebliche Geſtalt und veränderte die ſchwermüthigen Züge. Myrtilos betrachtete ſie faſſungslos, wollte ſich ihr nähern, blieb aber unſchlüſſig ſtehen. „Erinna, Erinna!“ ſagte er endlich mit halber Stimme.

„Ich bitte Dich, ſage mir nichts mehr“, unterbrach ſie ihn und trocknete ſich das überſtrömte Geſicht. „Es geſchieht ja doch Alles, wie die Götter es wollen! Sie haben nicht gewollt, Myrtilos, daß Du mich lieben ſollteſt. Sie haben Dich ſo ſchön gemacht, daß Du nichts mehr lieben kannſt, als Dich allein; und wenn ich mir einbildete, mich, Deine Erinna von früher, Deine alte Geſpielin, könnteſt Du doch noch lieb haben, ſo war es nur, weil mich Eros ſo blind und einfältig gemacht hatte. O nein, Myrtilos, widerſprich mir nicht; glaube mir, ich bin wieder ſehend geworden! Ich weiß, daß Du nur nach Bajä gehen willſt, weil Du in Dich verliebt biſt; weil ſie da neue Myrtiloſſe nach Dir machen und Dich verewigen werden wie die Götter, — und weil es Dir recht iſt, wenn ſie Dich vergöttern. Und das — das kann ich nicht. So unbegehrlich bin ich nicht, Myrtilos! Ich habe mir immer ſagen laſſen, daß Liebe und Gegenliebe Geſchwiſter ſind und ohne einander nicht gedeihen können; und ich will nicht eine Motte ſein, die in's Licht hineinfliegt, weil es ſo ſchön iſt; ich will mich an meinem Licht erwärmen, Myrtilos, aber nicht verbrennen.“

„Und wozu ſagſt Du mir das Alles?“ fragte Myrtilos und ſah dem ſo beredt gewordenen Mädchen erſtaunt in's Geſicht.

„Weil ich — — weil ich Dir noch etwas zu ſagen habe“, antwortete ſie, und zugleich traten ihr wieder Thränen in die großen Augen.

Digitized by Google

„Ich wollte Dir nur noch ſagen, Myrtilos, — daß ich Abſchied von Dir nehme. Ich bitte, höre mich an. Schon ſeit acht Tagen hab' ich mit mir gekämpft, ob ich nicht ein Ende machen ſollte. Aber es denkt ſich Manches leichter, als es ſich ſpricht! Und wenn Du nicht heute beſchloſſen hätteſt, mit dem Bildhauer zu gehen und Dich wieder anbeten zu laſſen. — — Doch nun, Myrtilos, — nun biſt Du frei. Geh, wohin Du willſt. Für einen Narciß ſchickt es ſich nicht, geliebt zu werden; und für mich ſchickt es ſich nicht, einen Verlobten zu haben, der nicht an mich denkt. Laß uns alſo Abſchied nehmen, Myrtilos! Es war ein rechter Irrthum, daß wir uns verlobten; aber er läßt — —", ihre Stimme drohte einen Augenblick in plötzlichem Schluchzen zu erſticken — „er läßt ſich ja wieder gut machen! Gieb mir noch einmal die Hand und laß mich gehen. Denn ich ſage Dir ſchon heute Lebewohl; morgen ſiehſt Du mich nicht mehr. Ich bleibe in meiner Kammer, wenn Du davongehſt, — und bis Du nach Bajä kommſt, wollen wir uns Beide vergeſſen."

Sie hielt ihm bei dieſen Worten die Hand entgegen und erwartete die ſeine mit betrübten, aber entſchloſſenen Augen. Myrtilos ſtand und ſeine Glieder waren wie verſteinert. Beſtürzung, Beſchämung und geheime Freude hatten ſich ſchon lange, in den verſchiedenſten Bewegungen, in ſeinen Zügen gemiſcht, und ſuchten ſich gegenſeitig zu erſticken. „Erinna!" wiederholte er nur, nach Worten ſuchend. „Erinna!" rief er endlich lebhafter aus und ergriff unwillkürlich ihre kleine Hand. „Was willſt Du thun?" — Sie gab ſie ihm ruhig, als geſchehe dieſe letzte Berührung, um ihren Bund zu löſen, und ließ den Ring in ſeine Hand gleiten, den ſie ſich unvermerkt vom Finger geſtreift hatte. „Es iſt gut ſo", ſagte ſie mit etwas bebender Stimme. „Sage mir nichts mehr. Du willſt mich noch mit irgend einem ſüßen Troſt zu täuſchen ſuchen, ich ſeh' es Dir an, aber ich bitte Dich, ſchweige. Es wäre mir zuwider, Myrtilos. Laß nun Alles vorbei ſein! Die Mutter wird mir glauben, daß es ſo beſſer war, und Du — Du wirſt morgen mit ſehr erleichtertem Herzen Deine Straße ziehen, wenn Du mir auch in dieſem Augenblick ſagen willſt, daß es Dir unmöglich ſei, von mir zu ſcheiden."

Indem ſie dies mit aller Bitterkeit ſprach, die ihr auf der Seele lag, trat ſie zurück und zog ihre Hand aus der ſeinen. Der Ring fiel zur Erde. „Er iſt Dein!" ſagte ſie und wandte ſich zur Thür. „Du kannſt den andern — Du kannſt ihn ja hier liegen laſſen, wenn Du gehſt!" — Sie ſchob den Teppich bei Seite. Aber da ſie nun Myrtilos hinter ſich ſeufzen hörte, in einem Ton, der ihr an die Seele drang, blieb ſie noch einmal ſtehen und wandte ſich halb zurück. „Hermes geleite Dich!" ſagte ſie weich. „Ich will die Götter bitten, Myrtilos, Dir alles Gute zu thun! Es gehe Dir wohl!" — Mit einem letzten heißen Blick, der ihn von der Seite traf, verrieth ſie ihm ihr Gefühl, und trat dann eilig hinaus. Myrtilos that ein paar Schritte dem Mädchen nach; ein lebhafter Schmerz bewegte ſeine Lippen. Dann blieb er wieder ſtehen. Der ſchmerzliche Ausdruck auf ſeinem Geſicht erſtarb und wie verwundert ſtarrte er vor ſich hin und hörte Erinna's weichen Schritt verhallen.

III.

Zwölf Tage nach diesem Abend saß Ariston der Bildhauer in seiner Werkstatt zu Bajä, auf dem Dreifuß, auf dem er von der Arbeit auszuruhen, oder das Entstandene mit prüfenden Augen zu betrachten pflegte, und verglich das angefangene Werk mit dem vollendeten Urbild. Durch die große fensterähnliche Oeffnung zu seiner Linken brach ein breiter Strom von Licht herein und beleuchtete die kleine Thonfigur, an der er soeben geknetet hatte, die bestaubten Büsten und Fragmente aller Art, die an den Wänden umherstanden, und den gegen einen Marmorblock gelehnten Myrtilos. Der Jüngling hatte sein Gewand bis zum Gürtel niedergleiten lassen. Die Brust war entblößt, und der schöne Arm auf den Felsblock aufgestützt, die Hand unter dem Kinn, stellte er Adonis dar, der von der Jagd ausruht und die Glieder anmuthig erschlaffen läßt. Indem der Bildhauer seinen ersten Entwurf betrachtete, schüttelte er unbefriedigt den Kopf. Dann führte er wieder sein Auge an den lebendigen Formen des Urbildes entlang und ließ ein Mal über das Andere ein bewunderndes Murmeln hören.

„Du wirst müde sein, mein Adonis", sagte Ariston nach einer Weile und winkte ihm freundlich, seine Stellung aufzugeben. „Setzen wir uns. Es ist ein heißer Tag, und mein innerer Dämon sagt mir, daß wir für heute genug gearbeitet haben."

„Du weißt, ich bin nicht müde", antwortete Myrtilos und blieb ruhig stehen.

„Es ist wahr, Du bist schwer zu ermüden!" fuhr der Bildhauer mit halb verstohlenem Lächeln fort. „Ich habe Dich schon gestern darum bewundert. Wer war es doch, der gesagt hat, daß der Ehrgeiz der Vater unserer Tugenden ist! Du hast einen mächtigen Ehrgeiz, die Gaben der Natur an Dir zur Geltung zu bringen; kein Athlet, glaube ich, würde Dich an Ausdauer übertreffen, wenn es sich darum handelte, sich verewigen zu lassen."

„Es freut mich, wenn ich Dir zu dienen vermag!" sagte Myrtilos.

Ariston erwiederte nichts. Er nickte zerstreut und horchte nach der Thür. Es war, als suchte er zu verbergen, daß er Jemand erwarte. Auf einmal ging die Thür im Hintergrunde, in Myrtilos Rücken, auf. Eine Frauengestalt erschien auf der Schwelle. Myrtilos hörte ein langes Gewand rauschen, wandte sich um, und bei dem Anblick dieser Dame, die ihn mit sichtbarer Ueberraschung betrachtete, erschrak er, sich nur halb bekleidet zu sehen. Mit den Augen suchte er nach irgend einer Umhüllung, bemühte sich, seine Tunica über die Schultern heraufzuziehen, und da er sich in sein enges Gewand verwickelte, trat er verlegen in die Dämmerung des nächsten Winkels zurück.

„Was für Bemühungen!" sagte Ariston lachend. „Diese edle Freundin hier" — und damit ging er der lächelnden Dame entgegen — „erschrickt über so einen Anblick nicht, und am wenigsten in dem Musentempel eines Bildhauers! Komm hervor, Adonis, daß ich Dich mit

Digitized by Google

dieſer Venus bekannt mache. Es iſt ein ſehr ehrenvolles Amt, der ſchönſten Römerin den ſchönſten Griechen vorzuſtellen; — meinen jungen Freund Myrtilos der edlen Sempronia, der es gegenwärtig beliebt, ſich in Bajä ſtatt in Rom anbeten zu laſſen. Ich danke Dir, meine theure Sempronia", ſetzte er hinzu, indem er ihre weiße Hand in die ſeine nahm, — „daß Du ſo freundlich biſt, mich aufzuſuchen! Eine Stunde ſpäter hätteſt Du mich in Deinem Hauſe geſehen, um Dir meine ſchuldige Verehrung darzubringen."

„Ungetreuer!" ſagte die Römerin und berührte Ariſton's Wange leicht mit den Pfauenfedern ihres Fächers. „Man hatte mir hinterbracht, daß Du nach Bajä zurück gekommen ſeiſt. Von Deinem Diener mußte ich es früher hören als von Dir! Wenn ich Dir verzeihe, ſo geſchieht es nur um Deines ſchönen Freundes willen, von dem mir Furius wirklich nicht zu Schönes geſagt hat."

Sie begleitete dieſe Schmeichelei mit einem Blick aus ihren etwas blinzelnden Augen, die den Jüngling in Verwirrung ſetzten. Dann wandte ſie den Kopf nach der Thür zurück, um ihren draußen wartenden Sklaven einen Wink zu geben. Die Sklaven — zwei Neger, nur mit glänzenden Linnenſchürzen bekleidet — ſchloſſen auf dieſen Wink die Thür und wurden unſichtbar. Mittlerweile faßte ſich Myrtilos und betrachtete die Römerin. Ihr Geſicht und die halbnackten Arme blendeten ihn faſt durch ihr leuchtendes Weiß. Das Haar, feurig blond wie bei den germaniſchen Frauen, war durch ein Diadem zuſammengehalten, das von Diamanten ſtrahlte. Von ihrem langen purpurfarbnen Gewand, das an der üppigen Geſtalt einfach herunterfloß, hob ſich das reiche Bruſtgeſchmeide und das mit Gold verzierte Gürtelband lebhaft ab; und ſelbſt die hellfarbigen Schuhe waren mit Perlen beſetzt. Myrtilos ſah einen Augenblick auf dieſe Perlen und dann wieder in ihr Geſicht, und geſtand ſich, daß ihm eine ſo glänzende Schönheit noch nie begegnet war. Die Lippen glühten aus der faſt übertriebenen Weiße des Geſichts wie dunkle Korallen hervor. Die Naſe, für ſein Gefühl ein wenig zu römiſch gebildet, hatte doch ſo fein gewölbte Flügel, daß er zu ſehen glaubte, wie ſie athmeten. Die Augenbrauen ſchien ein kunſtvoller Pinſel hingemalt zu haben. Doch mehr als Alles verwunderte ihn ihr goldblondes Haar, ein Anblick, den er noch nie geſehen hatte. Die ſchöne Sempronia ſchien nicht zu bemerken, wie lebhaft ſeine Blicke auf ihr verweilten. Sie trat an das kleine, unfertige Thonmodell heran, um es mit tiefſter Hingebung zu betrachten.

„Du wirſt Dein Meiſterſtück machen, Ariſton", ſagte ſie. „Von meiner armen Büſte wird nicht mehr die Rede ſein, wenn dieſe göttliche kleine Figur fertig ſein wird."

„Was für ein ſchwarzer Gedanke!" rief Ariſton aus. „Das hieße eben ſo viel, wie wenn von der Juno des Polyklet nicht mehr geſprochen werden dürfe, weil Phidias den großen Zeus gemacht hat! Aber Du ſagſt, was Du nicht denkſt, ſchöne Sempronia. Du biſt leider viel zu klug, um nicht zu wiſſen, daß man Dich durch nichts übertreffen kann,

Digitized by

und wie ſicher mir die Unſterblichkeit iſt, weil ich Deine Büſte gemacht habe."

„Ihr Männer ſeid alle Schmeichler!" erwiederte die ſchöne Sempronia mit ſcheinbar ungläubigem Lächeln, und blickte Myrtilos an.

„Was ich Dich noch fragen wollte, beſte Sempronia!" fuhr Ariſton fort. „Du ſagteſt vorhin, daß unſer Furius Dir von dem Adonis geſprochen habe. Ein Philoſoph könnte daraus ſchließen, daß Furius wieder hier iſt! Unterwegs in Stabiä hatte er uns Hals über Kopf verlaſſen, ohne zu ſagen, wohin. Er behauptete, daß ihm ſein Leben noch zu lieb ſei, um ſich in den kleinen campaniſchen Städten zu Tode zu langweilen, und eine Stunde darauf hatte er ſich wie ein Tibernebel verflüchtigt."

„Allerdings iſt er wieder hier", antwortete Sempronia leichthin. „Nachdem er ſich das Leben gerettet hat, ſucht er nun mich durch ſeine Liebe zu Tode zu langweilen! Aber Du weißt, ſein Herz iſt ſehr weitläufig angelegt, und wie er mir in ſeiner Plauderhaftigkeit verrathen hat, iſt er auch eigentlich nur entflohen, um in einer dieſer unzähligen kleinen Städte — in Pompeji, glaub' ich — ein angefangenes Abenteuer fortzuſetzen."

„Der Satyr!" murmelte Ariſton und blickte auf Myrtilos, der völlig ahnungslos, um was es ſich handle, nur mit halbem Ohr theilnahm. „Und was hat er Dir über den Erfolg verrathen?"

„Nichts; er ſchweigt. Doch ich ſchließe aus ſeiner ungewohnten Empfindſamkeit, daß ſeine kleine Pompejanerin nicht für gut befunden hat, ihn zu erhören, und daß nun ich ſo freundlich ſein ſoll, ihn dafür ſchadlos zu halten."

„Du ſprichſt ſehr herb über unſern Furius!" entgegnete der Bildhauer. „Faſt könnte man auch daraus einen Schluß ziehen — — doch ich merke, daß wir für dieſe Tageszeit viel zu ſcharfſinnig ſind. Laß uns lieber ſehen, was wir thun können, um dieſen Tag des Wiederſehens würdig zu feiern, meine ſchöne Sempronia! Wenn Du erlaubſt, daß ich unſern Koch befrage, was er für uns hergerichtet hat, und ob für einen ſo hohen Gaſt — — "

„Umgekehrt!" unterbrach ihn Sempronia. „Ich habe Dir die Ehre erweiſen wollen, Dich in eigener Perſon zu meinem heutigen Mittagsmahl einzuladen. Denn ein Menſch wie Du, ohne Glauben und Treue, iſt nicht anders zu faſſen, als wenn man ihn ſelbſt bei der Hand nimmt!" — und dabei drückte ſie ſeine Finger mit den ihren. „Ich habe Dich leider ſo ſehr verwöhnt, daß jede andere Frau ſich ſchämen würde, ihre Würde in dieſer Weiſe zu vergeſſen. Die natürliche Anziehungskraft einer Frau, die Du ſchön zu nennen beliebſt, iſt viel zu gering, um durch ſich ſelbſt zu wirken; man muß ſich viel vergeben, wenn man Dich haben will! Aber ich werde mich an Dir rächen, gieb Acht: dieſen ſchönen Jüngling werde ich ſo ſichtbar bevorzugen, daß Dir die Augen übergehen ſollen. Ich erwarte auch Dich!" ſetzte ſie, zu Myrtilos gewandt, mit ſchmeichelnder Stimme hinzu. „In einer Stunde erwarte

Digitized by Google

ich Euch Beide in meiner Villa: — ohne Widerrede. Ihr werdet Furius finden, und Rufus mit seinem Bruder, und weiter Niemand. Du wirst mir herzlich willkommen sein, Myrtilos, ganz besonders willkommen!" — Sie nahm seine Hand, drückte sie so warm mit ihren weichen Fingern, daß der Jüngling unwillkürlich erröthete, und sah ihn mit einem schmelzenden Blick in die schönen Augen. „Auf Wiedersehen also!" sagte sie dann in leichtem Ton und ging rasch hinaus.

Ariston sah ihr nach; trat darauf schweigend an ein kleines Marmorbecken an der Wand und wusch sich die Hände. Der aufgeregte Myrtilos starrte ihn an, gleichfalls ohne zu reden.

Endlich, als der Bildhauer seine Werkstatt-Tunica abwarf, um in ein anderes Hausgewand zu schlüpfen, besann sich auch Myrtilos, wo er war. Er zog sich seine Tunica vollends über die Schultern, und fragte so gleichgiltig wie möglich: „Du scheinst mit dieser Sempronia sehr befreundet zu sein?"

„Wir kennen uns schon lange!" antwortete Ariston mit zweideutigem Lächeln.

„Sie ist sehr vornehm, wie es scheint?"

„Ihre Urväter haben Hannibal besiegen helfen und führen sich bis auf den Raub der Sabinerinnen zurück, und insofern ist sie sehr vornehm! Aber laß uns gehen, um uns zu diesem Gastmahl anzukleiden."

„So schönes Haar und eine so weiße Gesichtsfarbe hab' ich noch nie gesehen!" fing Myrtilos nach einer Weile wieder an, als sie hinausgingen, um sich in ihre Ankleidezimmer zu begeben.

„Meinst Du!" sagte Ariston, von Neuem zweideutig lächelnd; erwiederte weiter nichts und ging durch die Halle seinem Zimmer zu.

Nach einer geraumen Zeit kamen sie Beide wieder hervor, mit hellen Feierkleidern angethan, das Haar gesalbt, von den Sklaven, die sie bedient hatten, begleitet. Myrtilos hatte in seiner Kammer ein kostbares, schönes Gewand gefunden, und einen Diener, der beauftragt war, es ihm im Namen seines Herrn zu überreichen. Die Farbe hob noch den Glanz seiner Erscheinung; Ariston betrachtete ihn mit dem äußersten Wohlgefallen. Indem er den Dank, den der Jüngling ihm aussprechen wollte, lebhaft unterbrach und ihm eine Hand auf den Mund legte, nahm er seinen Arm und führte ihn durch das Vorhaus auf die Straße hinaus. Die Luft war hier glühend warm; die Sonne strahlte von den geweißten Mauern wider, die rechts und links an der Straße hinliefen, von Zeit zu Zeit durch ein mächtiges Thor unterbrochen. Ueber die Mauern ragten Lorbeerzweige, Rosengebüsch oder Cypressen herüber, und spätsommerliche Düfte zogen durch die Luft. Indessen waren sie noch nicht weit gegangen, als Ariston schon an einem säulengetragenen Thor stehen blieb und mit einem kleinen Hammer pochte. „Wir sind fast Nachbarn, die blonde Sempronia und ich!" sagte er und trat ein, da die Thür sich aufthat.

Eine kurze Cypressen-Allee nahm sie auf und führte sie dem eigentlichen Eingang des Hauses zu. Rechts und links dehnten sich Blumen-

Digitized by Google

beete in künſtlich verſchlungenen Formen hin, von Hermen und ſteif zugeſchnittenen Gebüſchen eingefaßt, von Springbrunnen bewäſſert. Einige ſchwarze Sklaven empfingen ſie an der Hausthür und geleiteten ſie in einen großen Säulenhof, der einem rieſigen Feſtſaal glich. Der Boden war mit Marmorplatten bedeckt, mehrere zierliche Springbrunnen unterbrachen die Fläche. An den Wänden war ſo viel Pracht von Bildwerk, Malerei und Ornamenten verſchwendet, daß Myrtilos faſt außer Faſſung gerieth. Auch das leiſe Plätſchern des niederfallenden Waſſers, das gedämpfte Licht, das durch die verhangene Oeffnung herunterfiel, die ſtarken Wohlgerüche, die aus den Nebenzimmern hereindrangen, wirkten auf ihn ſo bezaubernd, daß er eine Weile die Augen ſchloß, um ſich auf ſich ſelbſt zu beſinnen. Als er ſie wieder öffnete, ſah er Sempronia, die an einer Säule lehnte und den Blick auf ihn geheftet hielt. Sie lächelte über ſeine ſichtbare Betäubung, ging auf ihn zu und nahm ihn bei der Hand.

„Sei mir gegrüßt!“ ſagte ſie liebenswürdig, indem ſie ihm wieder tief in die Augen ſah. „Ihr verſpätet Euch! Komm, mein Freund, daß ich Dich ſogleich zum Eſſen führe.“

Sie hielt ſeine Hand feſt und führte ihn ſo in den anſtoßenden, kleineren Speiſeſaal, deſſen Luft eine höchſt wohlthuende Kühle erfriſchte. In der Mite, wo ſich um einen runden, niedrigen Tiſch die halbkreisförmige Lagerſtatt für die Tafelgeſellſchaft hinzog, ſtanden Furius und zwei ſehr römiſch ausſehende Männer im Geſpräch und wandten ſich nun den anderen Gäſten zu. Eine unſichtbare Muſik begann bei deren Eintritt und die ſchwarzen Sklaven, die ihnen gefolgt waren, erſuchten ſie durch eine Art von Geſang, ſich ihrer Sandalen entledigen zu laſſen. „Ich ſage mich heut' von der Frauenſitte los“, ſagte Sempronia; „ich werde nicht am Tiſche ſitzen, ſondern mich lagern wie ihr! Dieſer ſchöne Freund“, indem ſie auf Myrtilos wies, „ſoll mein Nachbar zur Rechten ſein; Furius zur Linken. Ihr Beide Rufus und Mävius“ — und damit redete ſie die beiden Römer an, die, gleich fett, gleich kahlköpfig, mit gleich blanken Augen, ſich ſogleich als Brüder verriethen — „Ihr Beide mögt Ariſton in Eure Mitte nehmen: das queckſilberne Griechenland durch römiſche Waffen gebändigt! So iſt Alles in Ordnung und unſer Mahl kann beginnen.“

Sie ließ ſich auf ihrem Kiſſen nieder, die Gäſte folgten, und unter neuer Muſikbegleitung traten ſchön bekränzte Knaben auf, die die Gerichte auf ſilbernen Speiſebretern hereintrugen. Myrtilos, über Alles verwundert, ſtarrte die phantaſtiſch aufgeputzten Gerichte und dann wieder die ſchöne Wirthin an, die ihm gegen alle Sitte dieſen Ehrenplatz gegeben hatte. Erſt jetzt nahm er wahr, daß ſie ſtatt des Purpurkleides von vorhin ein anderes trug, das wellenartig in wechſelnden Farben ſpielte. Sie lächelte ihm zu und nöthigte ihn mit überaus freundlicher Stimme, zu eſſen. „Laß Dich durch Nichts verwirren!“ ſagte ſie mit leiſem Spott; „die Augen ſättigen nicht!“ — Dann wandte ſie ſich auf einmal, mit einer reizenden Biegung des Halſes, zu ihrem anderen

Digitized by Google

Nachbar und vertiefte sich in ein Gespräch, das sich in Flüstern verlor. Myrtilos horchte eine Weile; endlich verstand er nichts mehr und wandte sich nun seinerseits den Speisen zu. Die laute, scherzende Unterhaltung der Andern schwirrte um ihn her. Ariston schien in bester Laune und lachte viel; nur zuweilen betrachtete er Myrtilos und Sempronia und sah dann still vor sich hin.

Nach einer Weile begann eine neue leise, unsichtbare Musik, von besonders heiterem Charakter, und einige junge ägyptische Sklaven traten ein, mit einem vergoldeten Korb, in dem sechs Kränze von Myrthen und Rosen lagen. Die anderen Diener räumten die Tafel ab, und die jungen näherten sich im tanzenden Schritt und bekränzten die Gäste nach der Reihe. „Die Herrschaft des Nektar beginnt!“ sagte Ariston heiter. Myrtilos blickte auf und sah Sempronia an, die sich ihr Diadem vom Haupte nehmen und sich gleichfalls bekränzen ließ. Sie erschien nun noch viel schöner und strahlender als vorher. Doch die lebhafte Freude fiel ihm auf, mit der sie seinen langen Blick bemerkte und begierig einsog. Sie griff nach ihrem goldenen Kelch, der neben dem eben aufgestellten Mischkrug stand und sagte halblaut: „Dein Wohl!“ Dann setzte sie an und trank, indem sie über den Kelch zu ihm hinübersah.

Myrtilos lächelte glücklich. „Vielmehr das Deine!“ sagte er und leerte hastig seine eigene Schale. Ariston sah die Beiden an, verzog ein wenig die feinen Lippen und schwieg.

„Wir sollten ein Liedchen singen!“ rief der dicke Rufus nach einer Weile, der dem Myrtilos gegenüber lag und dessen behagliches Gesicht sich schon lebhaft geröthet hatte. „Wo so viel Schönheit beisammen ist, da sollte, mein' ich, auch die Muse nicht fehlen.“

„Alexandrinische Liedchen!“ rief Furius aus. „Der Wein macht Liebe und die Liebe Gesang!“ — Er richtete sich etwas auf; man sah ihm an, daß ihn der schneekühle Wein schon heiß gemacht. Indem er einen seiner dreisten Blicke auf Sempronia funkeln ließ, schien er unaufgefordert ohne Weiteres den Sänger machen zu wollen.

„Ein wenig Geduld, Freund Orpheus!“ sagte Ariston spöttisch und wehrte Furius' Stimme gleichsam mit den Händen ab. „Muß durchaus gesungen werden, dann geh' es der Reihe nach, und unser Schwan, unsere Sempronia beginne.“

Sempronia lächelte. „Hört diesen Ariston“, rief sie aus; „er möchte mich schon meinen Schwanengesang singen hören! Die Freude, mein Freund, mache ich Dir noch nicht. Doch, da auch dieser schöne Jüngling hier mich aufzufordern scheint“ —

Sie blickte Myrtilos an. Myrtilos, den der Wein belebte, nickte ihr eifrig zu. „Du hast mich Deine Schönheit sehen lassen“, sagte er; „laß mich sie nun auch hören, Sempronia.“

„Sehr artig!“ erwiederte sie, mit ihrem huldvollsten Lächeln. „Ich sehe, ich soll heute gegen jede Frauensitte verstoßen; aber was thut man nicht, wenn so liebe Gäste es verlangen! Gut, ich will heute ganz Euresgleichen sein“; — und sie erhob sich halb und rückte sich den Kranz auf

Digitized by Google

dem goldenen Haar zurecht. Dann fing sie an in griechischer Sprache zu singen, die Augen zuerst auf die Gäste ihr gegenüber, zuletzt nur noch auf Myrtilos gerichtet:

„Trink mit mir, sei jung mit mir,
Lieb' mit mir und kränze Dich;
Rase mit mir, derweil ich rase,
Mit Dir will ich dann nüchtern sein!"

Sie sah dem etwas verwirrten Jüngling mit verführerischer Heiterkeit an; dann ließ ihr dunkles Auge ihn plötzlich los und starrte in die Luft. Ein lebhaftes Beifallklatschen folgte ihrem Gesang. „Das ist die beste Philosophie von der Welt!" sagte Ariston lachend.

Der aufgeregte Rufus richtete sich in die Höhe. Er hatte Myrtilos schon oft mit unverhohlener Bewunderung angestarrt; jetzt gab er durch sehr lebhafte Bewegungen zu verstehen, daß er nun zu singen wünsche.

„Rundgesang!" rief er aus.

„Nur zu, runder Sänger!" sagte Ariston. „Beim Zeus, das wird eine umfangreiche Leistung werden."

Rufus, die kleinen blanken Augen auf Myrtilos geheftet, rundete seine Lippen und begann mit aller Zärtlichkeit, die ihm gegeben war, folgendes griechische Lied:

„Neulich einen Kranz mir windend,
Fand ich Eros in den Rosen.
Und ich faßt' ihn an den Flügeln,
Taucht' ihn in den vollen Becher,
Trank ihn alsobald hinab;
Und nun mit den Flügeln schlagend
Hier im Leibe kitzelt er!"

„Ein schwerverdaulicher Spaß!" sagte Sempronia, als Rufus geendet hatte, mit etwas spöttischem Lächeln. Sie hatte sehr wol bemerkt, daß diese Huldigung nicht ihr, sondern dem Jüngling galt. „Was für ein Liebesgott schwebt denn Dir auf der Zunge?" fragte sie, zu Furius gewendet.

Der junge Römer, mit schon verschobenem Kranz und weinglühenden Augen, setzte wieder sein Trinkhorn an den Mund und leerte es auf Einen raschen Zug. „Der Wein ist gut", sagte er vergnügt mit seiner kalten Stimme. Zugleich sah er Sempronia verliebt in's Gesicht, und sang etwas unsicher:

„Was ist schöner, als einhergehn,
Wo die blumigen Wiesen grünen,
Wo die süßest weichste Luft
Zephyr's duftiger Athem schickt?
Auf des Bacchos' Reben schauen,
Unter Bacchos' Laub sich ducken,
Und im Arm ein weich gerundet,
Liebe athmend Mägdelein?"

„Sieh da, sieh da! Ich kenne Dich, Römer!" rief Ariston lachend, doch mit fast drohender Betonung aus. „Die Gedanken hinter Deiner kleinen Stirn sind mir bekannt; sie fliegen zugleich nach Osten und nach Westen! — Ich warne Dich vor ihm, Sempronia!

Digitized by Google

Sempronia wandte ſich beleidigt ab. „Kehren wir zu den Grazien zurück“, ſagte ſie.

„Hier ſitzt ein junger Bruder der Grazien!“ ſagte Rufus zierlich, indem er auf Myrtilos zeigte. „Nur iſt er auffallend ſtumm. Ich glaube, wir dürfen verlangen, daß auch dieſer ſchöne Jüngling ein lyriſches Geſtändniß vernehmen läßt.“

„Sehr wahr, beim Jupiter!“ fiel Mävius, der Bruder des Rufus, ein. „Er ſoll uns in irgend einer lyriſchen Tonart zu erkennen geben, welchem Gegenſtand ſeine ſchöne Seele geweiht iſt.“

Furius lachte laut.

„Nun Myrtilos?“ fragte Sempronia und ſah ihn erwartungsvoll an. „Was werden wir hören?“

Myrtilos, durch dieſe Aufforderungen verwirrt, blickte auf ſeine Schale nieder. Er ſchämte ſich lebhaft, ſo verwirrt zu ſein, und doch beklemmte ihn ein Gefühl, das ihm die Lippen ſchloß.

„Was wirſt Du uns beichten, mein Freund?“ fragte Sempronia wieder.

„Nichts!“ antwortete er, nachdem er vergebens nach einer zierlichen Antwort geſucht hatte. „Ich habe nichts zu beichten. Ich liebe nicht.“

„Das iſt ſeltſam!“ ſagte Sempronia und gab ſich Mühe zu lächeln. „In Deinen Jahren, und ohne Herz! Haſt Du denn keine Augen für die Schönheit, Myrtilos?“

„O doch: für ſeine eigne!“ rief Furius mit ſchwerer Stimme und boshaftem Lachen aus. „Doch ich bitte Euch, traut ihm nicht. Er verleugnet Erinna, ſeine artige Braut.“

Sempronia horchte auf. Myrtilos ſah ihr beobachtendes Auge auf dem ſeinen ruhen, und verlor vollends die Faſſung.

„Du biſt im Irrthum“, ſtammelte er, zu Furius gewandt. „Erinna iſt nicht mehr meine Braut. Es war — es war etwas, was nicht mehr iſt.“

„Was nicht mehr iſt!“ wiederholte Furius. „Was nicht mehr iſt!“ — Er riß die Augen auf, kniff ſie dann wieder ein und betrachtete Myrtilos mit einem ſeltſam triumphirenden Lächeln. „Nun, ſo nehm' ich Dich beim Wort, Narciß!“ ſetzte er, faſt nur noch lallend, hinzu. „Du trittſt mir Erinna ab — Du trittſt ſie mir ab!“ — Und damit ließ er ſein Trinkhorn auf die Tafel niederklirren.

Sempronia fuhr bei dem Geräuſch zuſammen. Myrtilos aber richtete ſich mit einer haſtigen Bewegung auf, als müſſe er dem Römer für dieſes Wort an die Kehle fahren. „Beim Zeus!“ — rief er in plötzlicher Empörung aus. „Du — Du —“

„Sachte, ſachte!“ fiel ihm Ariſton in's Wort und winkte ihm mit einer gelaſſenen Handbewegung zur Ruhe. „Du hörſt, daß der Wein aus unſerm Furius ſcherzt.“

Rufus und Furius lachten.

Myrtilos ſetzte ſich und zwang ſich gleichfalls zu einem verächtlichen Lächeln. „Du wünſcheſt zu ſcherzen, Furius, ich nicht!“ ſagte er und wandte ſich von dem Halbtrunkenen ab. Eine flammende Röthe ſtieg nachträglich in ihm auf und durchglühte ſeine zarte Haut.

Digitized by Google

„Wie ſchön er iſt!“ murmelte der aufgeregte Rufus vor ſich hin, den dieſes Erröthen nur noch mehr entzückte. Er hielt ſeine munteren Augen faſt zärtlich auf Myrtilos geheftet. „Nun, beim Herkules!“ ſagte er endlich laut und richtete ſich auf; „wozu verlangt man auch, „daß dieſer Adonis lieben ſoll? Die Geſchichte erzählt uns, daß die ſchönſte Frau, die warmblütige und ſehr hochgeborene Venus, den Adonis liebte; aber ſie erzählt uns nicht, daß die ſchöne Frau Gegenliebe fand. Und ſo meine ich“ —

„Das iſt ein ſeltſamer Vergleich!“ unterbrach ihn Sempronia mit künſtlichem, gereizten Lächeln, indem ſie ihren ſchönen Kopf ſtolz in die Höhe hob. „Alſo Du willſt dieſem jungen Menſchen ſagen, daß er viel zu reizend iſt, um der ſchönſten Frau ſein Herz zu ſchenken?“

„Welche Läſterung!“ warf Ariſton behaglich ein. „Ich fürchte, unſer Rufus beginnt wieder zu ſchwärmen.“

„Das ſagte ich nicht!“ rief Rufus im Eifer aus und ſah ſich mit hochrothem Geſicht in der ganzen Verſammlung um. „Aber die Schönheit, weil ſie göttlich iſt, braucht nicht jede Verehrung zu erwiedern, die ihr entgegengebracht wird. Sie genügt ſich ſelbſt. Nur wo ſie Jemand findet, der ſie ganz verſteht“ —

„Einen Rufus zum Beiſpiel!“ ſagte Ariſton lachend. Sempronia ſpielte mit zitternden Fingern an ihrem Kelch und lachte ebenfalls.

„Ich danke den Göttern, daß ſie mir den Sinn für alles Schöne geſchenkt haben!“ erwiederte Rufus und nickte dem Myrtilos mit komiſcher Begeiſterung zu. Er nahm ſeinen gefüllten Becher in die Hand und hob ihn in die Höhe. „Dem Schönſten aller Schönen!“ rief er aus und ſetzte den Becher an die dicken Lippen.

„Wirklich!“ — ſagte Sempronia unwillkürlich und ließ ihren eigenen Kelch zur Erde fallen. Das goldene Gefäß ſprang auf dem Boden auf, dann rollte es über die Marmorplatten hin. Myrtilos richtete ſich erſchrocken in die Höhe. Er ſtarrte Sempronia an; ihre Stirn hinauf lief eine blaue Ader, die ihr einen äußerſt zornigen Ausdruck gab. Auf einmal wandte ſie das Geſicht von ihm weg, wie wenn ſein Anblick ſie beleidigte, und ſtand haſtig auf.

„Führe mich hinaus!“ ſagte ſie zu einem Sklaven, der hinter ihr ſtand, mit ſehr ſchwacher Stimme. „Ich weiß nicht, wie mir geſchieht!“ — Ihre Lippen entfärbten ſich, und ſowie ſich der dienſtfertige Furius neben ihr erhoben hatte, ſank ſie ihm in die Arme. Die Sinne ſchienen ſie zu verlaſſen.

Alles ſtand auf und ſprach und rief durch einander. Indeß nach einigen Augenblicken raffte ſie ſich wieder auf, entzog ſich dem Furius mit einem dankenden Blick und wankte, auf ihren Sklaven und den Mundſchenk geſtützt, hinaus. „Auf Wiederſehen!“ winkte ſie ſchwach zurück; ſie ſchien am Körper zu zittern. Rufus, noch ſeinen gefüllten Becher in der Hand, ſtarrte ihr mit offenem Munde nach, bis ſie in einer Seitenthür verſchwand. (Fortſetzung folgt.)

Büchertiſch des Salon.

1. Seelenbräute. Von W. Hepworth Dixon. — Deutſch von Julius Freſe. 2 Bände — Berlin, Franz Duncker, 1868.*)

Der berühmte Verfaſſer von „New-Amerika“ wandelt hier auf dunkeln Pfaden. Durch die innerſten Schachte und Gänge germaniſchen Gemüthslebens führt ihn ſein Grubenlicht, und die ihm folgen, werden wunderbare und lehrreiche Dinge erblicken. Es ſind mehr oder weniger Krankheitsgeſchichten, welche den Inhalt dieſer Bände bilden, aber wie man weiß, bietet der kranke Organismus dem Forſcher nicht weniger willkommenen Aufſchluß über die Geheimniſſe des Lebens, als deſſen normaler Verlauf. Die hier mit engliſcher Genauigkeit, actenmäßig zum erſtenmal öffentlich dargelegten Vorgänge gehören in ihrer Entſtehung ſämmtlich jenen merkwürdigen Jahrzehnten an, in welchen die germaniſche Welt, nach der Erſchöpfung des napoleoniſchen Weltkampfes, zu dem mächtigen Anlaufe ſich zu ſammeln begann, durch welchen ſie jetzt auf beiden Seiten des Oceans die Völker der Erde in Erſtaunen ſetzt. Die dreißiger und vierziger Jahre ſahen in Deutſchland die Anfänge des Verfaſſungslebens, den erneuten Aufſchwung des nationalen Gedankens, die Wendung der Wiſſenſchaft zur Kritik, Darſtellung und Beherrſchung der realen Welt; ſie ſahen in England den Anfang der großen Reformbewegung, welche bis jetzt den Handel befreit, die geſetzliche Gleichſtellung der Confeſſionen und der ſocialen Claſſen nahezu durchgeſetzt hat. In Amerika begründeten ſie unter den Segnungen und Verlockungen fabelhafter materieller Wohlfahrt den Bund der nördlichen Demokratie mit den Ariſtokraten des Südens und legten damit den Keim zu der Kriſis von 1861. Merkwürdig, wie auf allen drei großen Schauplätzen eine Unterſtrömung ſo zu ſagen, gegen den öffentlichen Geiſt in gleicher Richtung und unter ähnlich krankhaften Symptomen ſich fühlbar macht. In Deutſchland ſammelt der Pietismus ſeine Heerſchaaren, während die freie Wiſſenſchaft voreilig ihre Triumphe feiert. In England wirft Rom nicht ohne Erfolg ſeine Netze aus. In Amerika ſammeln die freiheitfeindlichſte Theokratie und das brutalſte Junkerthum ihre Phalangen unter dem Schutze einer in ihrem Glücke nur zu ſorgloſen Demokratie. Unſer Verfaſſer folgt dieſen Bewegungen mit dem Blick des geiſtesfreien Forſchers. Aber nicht mit ihren großen, kundbaren Symptomen hat er es zunächſt zu thun; vielmehr illuſtrirt er ſie durch Beleuchtung gewiſſer geheimniß-

*) Wir brachten bereits, unmittelbar nach ſeinem Erſcheinen, eine Anzeige des engliſchen Originals („Spiritual Wives“), nebſt Portrait und Biographie des Verfaſſers, im I. Bande des „Salon“, S. 673.

roller Nebenvorgänge, welche sie in merkwürdig ähnlichem Auftreten begleiten. In Deutschland beschäftigen ihn nicht Hengstenberg, Stahl und ihre mächtigen Schützer und Förderer, sondern die Königsberger „Mucker". In England faßt er nicht den Puseyismus ins Auge, sondern die Principien. In Amerika sind nicht die großen Parteien Gegenstand seiner Studien, sondern das wunderbare Gewirr mehr oder weniger antisocialer Secten, welches seit der großen „Erweckung" von 1832 an den Wurzeln der Gesellschaft zu wühlen nicht aufhört. Allen diesen Kundgebungen sind zwei Symptome gemeinsam: enthusiastische Ueberreizung des religiös-sittlichen Heilsbedürfnisses in der Richtung eines unklaren und leidenschaftlichen evangelischen Freiheitsgefühls, und — eine seltsame Richtung auf Umbildung der geschlechtlichen Beziehungen, die freilich weit leichter zu verspotten und zu verdammen, als richtig zu würdigen ist. In Königsberg verkündigt Ebel den an seinem Munde hängenden „Schwestern im Herrn" die Begründung eines höhern und endgiltigen Liebesbundes zwischen Gott und der befreiten und entsündigten Welt. Während er mit „der Braut des Lammes" und seinen himmlischen „Zeugen" mystische Küsse wechselt, zieht in England Prince, der Schüler vom St. Davis-College, in die grüne Einsamkeit seiner „Agapemone" ein, um im Kreise heilig-liebender Schwestern und Brüder die seligen Tage des tausendjährigen Reichs zu genießen. Es darf immerhin bemerkt werden, wenn auch nur als trockene Thatsache, daß beide Männer Gottes, oder vielmehr beide Incarnationen des göttlichen Geistes, ihre Geliebten nicht unter den Armen und Häßlichen wählten, sondern unter den Hübschen, Vornehmen und Reichen. Unterdessen erhebt sich in den Wäldern von New-York, Connecticut und Massachusetts aus dem Brande der großen „Erweckung" der Geist der „paulinischen Gemeinden", der Ruf nach „freier Liebe", nach „Erlösung von dem Gesetz", nach unmittelbarer, seliger Gemeinschaft mit dem Herrn und dem Reiche der Geister. Shaker-Brüder und Schwestern einen sich in heiliger Liebe und finden in unter ihrer pflegenden Hand erblühenden Paradiesen, in seliger Gemeinschaft mit Engeln und Geistern den Frieden, welchen die Welt nicht kennt; in Oneida-Creek setzt eine theokratisch regierte Genossenschaft mit unerhörter Kühnheit sich über alle Grundgesetze der Familie und des Staates hinweg, und in Nauvoo treibt der große Giftbaum des Mormonismus seine ersten Sprossen. Alles das und ähnliche Vorgänge (nur in Bezug auf die Mormonen ist auf „New-Amerika" zu verweisen), schildert Dixon mit der ganzen Frische des Beobachters oder doch des von den besten Zeugen wohlunterrichteten Forschers und mit dem freien, unbefangenen Sinne, welchen die gebildeten und begabteren Briten dem Bewußtsein ihrer festgegründeten, über jedes Attentat von Parteien und Coterien erhabenen Freiheit verdanken.

Aus der Seele gesprochen endlich sind uns die Schlußausführungen über den tiefen Zusammenhang selbst dieser Verirrungen, dieses ganzen mystischen „übersinnlich-sinnlichen Freierthums" mit der seelischen Innigkeit germanischer Liebe, mit dem Ernst germanischen Gottesbewußtseins,

Digitized by Google

mit dem tief poetischen Zuge der germanischen Art zu den Offenbarungen des Geistes. „Wol niemals", so schließt, er (II. p. 260) „seit unsere Vorfahren ihre Tannenwälder verließen und sich in die erste Reihe der Geschichte stellten, hat der germanische Stamm mehr edlen Strom und Drang entwickelt, als in der Gegenwart. Er zweifelt, kämpft, reißt nieder, baut auf, wandert aus, forscht, erfindet so mächtig und so aus dem Vollen, daß es in der Vergangenheit ohne Beispiel ist. Ueberall gewinnt er Boden. Hier gründet er ein Reich, dort dringt er in die Himmelsräume. Nichts entmuthigt ihn — Nichts hält ihn auf. Heute gestaltet er Mitteleuropa um durch eine einzige Schlacht, morgen entreißt er den Romanen Amerika durch eine Drohung. Auf socialem Gebiet ist er nicht weniger thätig als auf dem politischen . . . Aermer an Kunst, aber reicher an seelischer Begeisterung als viele ihrer Mitmenschen, scheinen die Germanen von der Natur mit allen Mitteln zur Ergründung alles Dessen ausgestattet zu sein, was die höchsten Interessen unseres Seelenlebens und unser gesellschaftlichen Ordnung angeht."

2. Herr von Bismarck, von Ludwig Bamberger, Mitglied des Zollparlaments. Aus dem Französischen übertragen von K. A. Breslau, 1868.

Bamberger wendet sich in erster Linie an die Franzosen*) (er lebt, wie bekannt, in Paris), sodann an die ehrlichen süddeutschen Gegner des großen Grafen. Den Einen zeigt er, daß Bismarck's Werk den Weltfrieden und die französische Ehre nicht gefährdet, den Anderen, daß es am letzten Ende unserer bürgerlichen Freiheit nicht weniger zu Gute kommen muß, als unserer nationalen Größe, und das Alles entwickelt er ohne unzeitiges Pathos, nicht declamirend, sondern in scharfer Analyse der Thatsachen. Bismarck wird nicht zum Fortschrittshelden gemacht, auch nicht zum patriotischen Idealisten. Desto schärfer und überzeugender treten die Züge des echten Staatsmannes hervor, der die Kraft fand, eine große nationale Idee über seine eigenen und seiner Freunde Standes- und Partei-Vorurtheile hinweg sich zu eigen zu machen und seiner schwierigen Doppelstellung zu den treibenden und den zurückhaltenden Kräften des Landes die Mittel zu ihrer Durchführung abzugewinnen. Anordnung und Sprache sind so klar, anziehend und künstlerisch wirksam, wie wir das bei Bamberger gewohnt sind.

3. Bibliothek ausländischer Classiker. — Hildburghausen. Bibliographisches Institut.

Diese vortreffliche Sammlung, seit vier Jahren von der Verlagshandlung überraschend schnell gefördert, umfaßt bereits in 81 Bänden aus der englischen Literatur: Chaucer, Shakespeare, Milton, Sterne, Burns, Byron, Shelley, Tennyson; aus der französischen: Molière, Labruyère, Lesage, Beaumarchais, St. Pierre, Staël, Chateaubriand, G. Sand, Töpfer; aus der italienischen

*) Das vor einigen Monaten erschienene französische Original: „Mr. de Bismarck" par L. Bamberger (Paris, Michel Lévy Frères 1868) haben wir bereits im II. Bande des „Salon" S. 381 angezeigt.

Digitized by Google

Dante, Leopardi, Manzoni; aus der spanischen: Gil Vicente, Lope de Rueda, Cervantes; aus der nordischen: Holberg, Tégner, Bjornson; aus der altclassischen: Homer und Sophokles; aus der indischen: Kalidasa. Die Uebersetzer sind ausnahmslos tüchtige Kräfte, zu großem Theile bewährte Meister. Wir nennen von den letzteren Wilhelm Jordan, Ludwig Seger, K. Simrock, Dingelstedt (Shakespeare), M. Hertzberg (Chaucer, ein rechtes Cabinetsstück der Sammlung), A. Strodtmann (Shelley, Tennyson), L. Schücking (Lesage), R. Prutz (Holberg) ꝛc. Die Ausstattung ist sehr gut, der Preis mäßig, z. B. Don Quixote, 4 Bde., 2 Thlr., Dante (von Edmund Zoller) 1 Thlr., die Odyssee 19 Ngr. Auf die Verdienste der einzelnen Uebertragungen kann hier selbstverständlich nicht eingegangen werden, doch mögen die Freunde gediegener Lectüre angelegentlichst auf den Schatz aufmerksam gemacht werden, der ihnen hier zugänglich gemacht wird. Seit unsere Classiker Gemeingut wurden, sehen wir unsern Buchhandel wetteifern, durch gute und spottbillige Ausgaben den Deutschen eine häßliche Erbsünde abzugewöhnen, nämlich ihre bekannte Vorliebe für entliehene Bücher. Die vorliegende Sammlung schließt sich diesen Bestrebungen löblichst an. Sie sollte in keiner leidlichen Hausbibliothek fehlen.

4. Fußtapfen im Sande. Von Adelheid v. Auer. 4 Bände. Berlin.

Durch und durch gesunde Lebensauffassung, gut gesehene und consequent gezeichnete Charaktere werden diesem Familienroman Freunde erwerben, zumal unter den Lesern, welche nicht strenge Kunstforderungen stellen. Das Thema ist sehr glücklich gewählt: die Unverträglichkeit eigenwilliger, wenn auch bestgemeinter und durch Pflichttreue entschuldigter Herrschsucht mit der Bestimmung des Weibes. Aus dem Beiwerk heben wir die hübschen landschaftlichen Bilder vom Ostseestrande hervor. Altpreußen werden an der drolligen Verwerthung des Elbinger Dialects ihren Spaß haben.

5 Modern. Von Adelheid v. Auer. 2 Bände. Internationale Bibliothek. Berlin. R. Lesser.

Hier ist die Verfasserin doch ganz anders auf ihrem Gebiete. Sie verzichtet auf spannende Abenteuer, auf bunte Scenerie, auf den ganzen Apparat des Sensations-Romans, und diese weise Beschränkung hat sich bestens belohnt. Diese einfache Familiengeschichte in Briefen ist unserer Ansicht nach geradezu ein Meisterstück nach Inhalt und Form. Das Büchlein sprudelt von echtem Humor, die Sprache ist ein Muster des anmuthigsten Briefstyls, und daß diese schönen Mittel in den Dienst einer durch und durch braven und edlen Gesinnung genommen sind, ist für uns keine Nebensache. Wir haben das Büchlein recht innerlich erquickt aus der Hand gelegt. Sein ästhetischer Werth sichert ihm dauernde Bedeutung. Für die Kreise, mit welchen es sich zunächst beschäftigt, die der besitzlosen, mit schwerem Herzen vornehm thuenden Beamtenaristokratie, hat es aber noch ein

Digitized by Google

ganz ernsteres Interesse, als das des Kunstwerks. Die neueste Zeit hat das „Proletariat im Frack" groß gezogen, eine traurige Species, die wahrlich um Nichts erquicklicher wird, wenn der Frack mit hohen Orden geziert ist. Gegen die Misère dieser hohlen Existenzen wird kein Budget helfen können, vielmehr einzig die Wiederherstellung genügsamer Häuslichkeit, nicht durch Rückkehr zur Unbildung, wie Bogumil Goltz zu meinen vorgiebt, sondern durch Steigerung der Halbbildung zu gediegener Geistescultur und durch Entlastung der Arbeit, zumal der weiblichen, von den Fesseln der Vornehmthuerei. Könnten dergleichen Dinge durch Bücher bewirkt werden, so wäre das vorliegende uns doppelt willkommen. Doch es wird wohl wahr bleiben: „Es bildet nur das Leben den Mann" — und die Frau erst recht.

6. Der Hallodri. Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich von August Silberstein. Berlin 1868.

Was ist ein Hallodri? „Den Hallodri nennen sie ihn, und das will so viel sagen, als der Sausebraus — der Nichtvielgut — der Obenhinaus und Untendurch — das leichte Tuch und der lockere Vogel, dessen Federn in aller Welt fliegen — der Kerl, leicht wie der Wind, wie Seifenblasen und Sommerfaden, zu heller Kurzweil — aber dagegen schwer wie das Blei, wie ein Grundklotz und Preßbalken, wenn's langes Ernsthalten gilt — dem Alles Hallo-Hallodri!" Solch' ein schmucker, lebensluftiger, tapferer, gutmüthiger, liebenswürdiger und bodenlos leichtsinniger Bursche steht hier als Hauptperson in der Mitte eines reichen und ergreifenden Bildes von echt süddeutschem Volksleben. Er steht — oder vielmehr er wächst aus dem Bilde heraus, macht die ganze Skala einer ab- und aufsteigenden Entwickelung durch, an deren lustigem Anfangspunkte ihm der Zuruf „Du Hallodri" von lieben Lippen wie der Ton eines güldenen Ehrentitels klingt, während er ihm in der hochtragischen Krisis in die Ohren tönt, wie das vernichtende Urtheil des Richters. Die Auflösung der Verwickelung ist wohlthuend und erfreulich, zeugt von Menschenkenntniß und einem gesunden tüchtigen Herzen. Eine sehr fein und tüchtig durchgeführte künstlerische Architektonik hält die Theile der Erzählung fest und straff zusammen und läßt das Interesse bis zum Schluß nicht ermatten, der Localton süddeutscher Gebirgs- und Waldnatur ist in Bezug auf Menschen und Dinge durchaus frisch und glücklich getroffen. Wenn wir einen Wunsch hätten aussprechen dürfen, so wäre er hier und da auf Abkürzung der Seelen- und Stimmungsgemälde gegangen. Gerade das sorgfältige psychologische Studium verführt hier leicht zu einem Uebermaß. Es kostet Selbstüberwindung, von einer ganzen Reihe feiner Wahrnehmungen und Erwägungen nur die bedeutungsvollsten Momente zu zeigen und den Gedanken und der Phantasie des Lesers auch Etwas zuzumuthen und zuzutrauen. Aber diese Selbstüberwindung lohnt sich reichlich. F. Kreyßig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Indiscrete.

Nach einem Bilde von W. Amberg. *Gestochen von Th. John.*

Digitized by Google

Paris und die Mode.

Paris, Mitte December 1868.

Der Todtentanz. — Eine Trauung in der Madeleine. — Viel Lärm um Nichts. — Die Läden. — Die Demoralisation der Puppen. — Die Theater und die Käsesuppe.

Am Anfang des Winters fällt das Laub, das ist der Gang der Natur; doch dieses Jahr scheint es, als ob die Lorbeeren ganz besonders von der alljährlichen Epidemie heimgesucht worden wären. Der Todtentanz der berühmten Männer ist eine wahre Modesache geworden und seitdem Rossini den Reigen eröffnet, sind die anderen Celebritäten ihm mit erschreckender Schnelligkeit nachgefolgt. Zunächst Rothschild, der König der Finanzen, dann Havin vom Siècle, der Vater des Journalistenthums, neuerdings Berryer, der letzte Vertheidiger der Bourbonen, und endlich Malfille, der gefeierte Dramaturg. Die Zeitungen haben sich in Lob- und Schmähreden, sowie in den verschiedensten Anekdoten, die man in einen interessanten Band zusammenfassen könnte, erschöpft, und jeder Journalist hat sein Scherflein beigetragn, um die Verstorbenen entweder zu verherrlichen oder ihre Schwächen nach dem Tode aufzudecken. Besonders unangenehm berührten mich die vielen Angriffe gegen Rossini's seit zwanzig Jahren versiegte Schöpfungskraft. Gehen wir stillschweigend über die letzte Zeit des Meisters hinweg, während welcher der alte Mann sich vielleicht zu sehr in materiellen Genüssen wiegte und gedenken wir allein der Schöpfungsperiode, die in sein Jünglingsalter fällt. Wer in so kurzer Zeit den Barbier, Wilhelm Tell und die vielen anderen Meisterwerke geschaffen, hat wol das Recht auszuruhen, wenn es ihm beliebt, ohne daß das Publicum sich hineinzumischen befugt ist.

Nachdem die Leiche des Maestro einbalsamirt und in der Madeleine beigesetzt worden, nachdem aus Italien eine Deputation angekommen, um den Schwan von Pesaro für seine Heimat zu reclamiren, nachdem über die Begräbnißfeier vielfach deliberirt worden, kam endlich eine großartige Messe in der Kirche der Trinité zu Stande, bei der wir neben Fräulein Nilsson und Frau Patti das Glück hatten wieder einmal die Stimme der leider schon lange für das Publicum verstummten Alboni zu hören. Es waren ergreifende Momente, die uns diese großen Künstler bereitet. Der Geist des genialen Schöpfers zog an uns vorüber und es durchschauerte uns ein niegeahntes Vorgefühl ewiger Harmonien

Digitized by Google

— Rossini ruht, trotz der drängenden Bitten der Italiener, seinem Wunsche zufolge, auf dem Père Lachaise.*)

Wollen wir von der Kunst zu den Finanzen übergehen, von dem melodischen Klang der Stimmen zu dem für Viele noch melodischeren des Metalls, und dem goldnen Kalb, vor dem Kaiser und Könige sich gebeugt, eine Lobrede halten? Hier verstumme ich unwillkürlich . . . Während der Ausstellung der Leiche sind nach dem Tode des Barons in dem Vorhofe seines Hôtels, wo die Diener in stummer Trauer mit Fackeln in der Hand in Reih und Glied standen, 200,000 Franken an die Armen ausgetheilt worden, je zu 20 Franken.

Doch die Todten reiten schnell! — Lassen wir sie einen nach dem andern auf dem dunkeln Wege verschwinden und wenden wir uns zum Licht und zur Freude.

Ich wohnte gestern der Trauung einer jungen Freundin, Tochter einer meiner Bekannten, der Baronin von B . . . bei; dieselbe fand in der Madeleine statt. Das junge Mädchen, eine schöne Brünette, hatte in Trouville, am Ende der Saison, die Bekanntschaft ihres Bräutigams, eines jungen Advocaten gemacht. Die Eltern fanden, daß die jungen Leute für einander paßten, vielmehr, daß die finanzielle Situation der beiden Häuser durch eine Allianz noch erhöht werde, das junge Paar mißfiel einander nicht und man feierte die Verlobung. Das beschleunigte die Rückreise beider Familien nach Paris, denn welch' geschäftiges Sorgen lag den Eltern ob, um der Ausstattung der Kinder Ehre zu machen! Die „Corbeille de mariage", die der Verlobte der Braut gewählt, gehört zu den reichsten, die ich je gesehn. Die Wäsche ist aus den Händen der Damen Doucet, rue de la Paix, hervorgegangen. Ich erwähne nur des Luxus in Taschentüchern, bei denen die Brüsseler Spitzen nicht gespart sind: sie allein betragen 10,000 Franken. Dem Brautschmuck aus Diamanten war ein Diadem beigefügt, an dem sich Sternblumen aneinander reihten.

Der Brautanzug bestand aus einer weißen Atlasrobe mit Schleppe, unten herum ein 30 Centimetres breiter Volant. Längs der glatten, hohen Corsage ging an Stelle der Knöpfe ein feiner Orangenblüthenzweig, der rechts sich um die Taille schlang und in einem langen Ende über die breite weiße Atlasschleife der Schärpe fiel. Die Coiffüre aus Orangenblüthen war vorn diademartig und hing in leichten Zweigen über dem Chignon. Der duftige Tüllschleier wallte bis zu den Füßen herab.

Es ist hier Sitte, daß die Braut von ihrem Vater in die Kirche geführt wird. Die Messe ist um so pomphafter, je reicher die Verlobten sind. Während bei der Trauung eines jungen Schiftstellers, der ich im vorigen Monat beiwohnte, die Chorknaben in schmutzigen Chorhemden ihren Dienst verrichteten und sogar, als der eine von ihnen — o Mißgeschick! den zweiten Vers des Liedes anstimmte, ihm sein Genosse einen

*) Der „Salon" ist in der glücklichen Lage, für das nächste Heft eine Reihe persönlicher Erinnerungen an Rossini" von Jemandem anzukündigen, der ihm im Leben mehrfach nahe getreten.

Wink gab, „es sei genug für das Geld“: waren gestern Goldtressen, Spitzen, Batistwäsche und auch weiße Handschuhe von Seiten der Kirche im Ueberfluß. Alle Kerzen auf dem Altare brannten, alle Räucherpfannen der Madeleine wurden geschwenkt und der ganze Chor sang die Messe.

Nachdem der Bräutigam die „Pièce de mariage“, eine einfache, von dem Geistlichen geweihte Medaille mit dem Namenszuge des jungen Paares sowie dem Datum des Tages, und die Braut den Trauring, zwei ineinander verschlungene Ringe, aus dessen Händen empfangen, ziehen sich nach der Ceremonie die Eltern und Trauzeugen mit dem Brautpaar in die Sakristei zurück, um sich dort in das Kirchenbuch einzuschreiben und von den Verwandten und Freunden beglückwünschen zu lassen.

So sind die Trauungen in Paris.

Für die Civilehe, die am Tage vorher in der Mairie stattgefunden, hatte die Braut eine blaue Sammettoilette mit Brillantknöpfen und ein leichtes weißes Spitzenhütchen mit einem großen Schmetterling vorn aus Pfauenfedern bestehend, dessen Fühlhörner zu einer Aigrette auslaufen. Die Verwandten hatten abwechselnd violette und grüne Sammettoiletten, unter ihnen mehrere kurze Costüme mit breiten gleichfarbigen Atlaspuffen unten. Als Typus der Pariser Eleganz empfehle ich Ihnen den Hut von der reizenden Frau v. R. Er bestand einfach aus schwarzem Sammet mit breiten Spitzenbarben und hatte vorn, statt jeder andern Garnirung, einen auf schwarzer Sammetrolle ruhenden, etwas hochliegenden verschlungenen Knoten aus goldgelbem Atlas, aus dem zur Seite eine gelbe Aigrette hervorkam. Ihre schwarze Sammetrobe und ihr enganschließender gleichfarbiger kurzer Sammetpaletot mit Zobelbesatz, dazu die breite schwarze Atlasschärpe vervollständigten die einfache Eleganz ihrer Toilette.

In aller Eile will ich Ihnen noch von dem glänzenden Balle sprechen, den die Gräfin N . . . dem Brautpaare zu Ehren gab, nicht der anderen Festlichkeiten zu gedenken, wie Diners und Soiréen, mit denen hier schon vierzehn Tage lang vor der Hochzeit die Verwandten das junge Paar fast erdrücken. Als eine der geschmackvollsten Toiletten führe ich Ihnen eine meergrüne Atlasrobe à queue an, darüber ein weißes Gazekleid, an beiden Seiten mit weißen Atlasrosetten aufgenommen und dreimal mit Atlasrollen, an die sich kleine Festons schließen, besetzt. Die Corsage hat dieselbe Garnirung, doch nur einmal; der Aermel ist durch sie gebildet. Die Coiffüre besteht aus einer weißen Wasserrose, von welcher lange Schilfblätter, mit Thautropfen übersä't, herabfallen. Die Braut trägt eine ponceau Atlasrobe mit einem prächtigen weißen Spitzenkleid darüber. Ihre Coiffüre besteht aus Granatblüthen mit leichten Gräsern umwallt. Nur die ganz jungen Mädchen haben Costüme, Genre Watteau, größtentheils aus Tarlatan mit Silberfäden oder Goldblumen durchwirkt, mit Taffetunterzügen, durch die Haare ein der Farbe ihrer Toilette entsprechendes Band geschlungen. — Gestatten Sie mir noch die Erwähnung eines Details in dem Schnitt der hohen Gesellschaftskleider.

Digitized by Google

Die glatten Taillen haben neuerdings einen tiefen, schrägen Ausschnitt und von jeder Achsel aus geht ein Faltenstück, das sich am Schluß des Ausschnittes kreuzt. Ein devant mit hochstehendem Kragen aus echten Spitzen gehört dazu. Sobald die Toilette Costüm ist und aus zwei Farben oder Stoffen, wie z. B. Sammet und Atlas, besteht, so werden zu dem Faltenstück auch beide Nüancen oder Stoffe gewählt.

Doch bei diesen Toiletteninteressen müssen wir uns nicht ganz fern von den Ereignissen des Tages halten. Der 3. December schien der Regierung gefahrdrohend zu sein, denn man hatte für ihn eine Manifestation auf dem Kirchhof Montmartre angekündigt. An dem Tage starb nämlich 1851 der Volksrepräsentant Baudin. Ich erzählte Ihnen schon in meinem letzten Bericht, daß bei dem diesjährigen Todtenfest

sein Name auf das Tapet gekommen ist. Seitdem dient er als Vorwand für Manifestationen gegen die Regierung und sogar orleanistische und legitimistische Zeitungen haben sich bei der Frage betheiligt. Also immer die Vereinigung der alten Parteien.

Hinter einer Barrikade postirend, forderte Baudin 1851 das Volk, das um ihn stand, auf, voran zu gehen. Als ihm ein Handwerker sagte: „Wir wollen uns nicht schlagen, um Ihre 25 Franken zu vertheidigen“ (die Abgeordneten bekamen damals täglich 25 Franken Diäten), antwortete ihm Baudin: „Nun gut, ich will Euch zeigen, wie man für 25 Franken stirbt.“ Er bestieg die Barrikade und sank, von einer Kugel getroffen, todt zu Boden.

Diesmal nun, am Jahrestage, schien die Polizei überzeugt, daß eine Manifestation stattfinden würde. Während also die Bürger ruhig ihren Geschäften nachgingen und die Börsencurse stiegen, während die Handwerker in ihren Werkstätten arbeiteten und die jungen Damen co-

quettirend auf dem Boulevard promenirten, war allein die Pariser Polizei und der Generalstab in großer Aufregung.

Schon früh um sechs Uhr hatte man die Bataillonschefs beordert, ihre Soldaten antreten zu lassen, die Infanterie stand marschfertig, die Pferde der Cavallerie waren gesattelt und zwölf Artilleriebatterien in Vincennes bespannt, um nöthigenfalls sofort in Paris einzuziehen. Um acht Uhr Morgens war das ehemalige Schuldgefängniß von Clichy mit Gardisten zu Fuß und zu Pferde besetzt. Gegen zehn Uhr trafen zweihundert Schutzmänner auf dem äußeren Boulevard zusammen und stationirten vor dem Elysée-Montmartre, der ganz nahe am Kirchhof liegt. Gegen ein Uhr war dort der Eintritt untersagt und zwar nicht nur der Menge, die durch das Hin- und Hergehen der Schutzmänner sich zusammengerottet hatte, sondern Denen, die allein hinkamen, um ihre Todten aufzusuchen.

Ein mir bekannter Herr, der dem Kirchhof zuging, wurde durch den Ruf: „Man passirt nicht!“ von einem Schutzmann angehalten.

Digitized by Google

„Ich will aber einen Kranz auf das Grab meiner Mutter legen."

„Das ist unmöglich, der Kirchhof ist geschlossen", lautete die Antwort.

Equipagen und Omnibusse, die dort vorbeifuhren, wurden angehalten, die Personen um den Zweck ihres Ausseins und um ihre Namen befragt und notirt.

Unterdeß strömten immer mehr Schutzmänner schaarenweise zu und mit ihnen wuchs die Anzahl der Neugierigen. Ein feiner Regen rieselte herab, die Regenschirme wurden geöffnet, und sie waren wol die einzige gefährliche Waffe, die das verdächtige Volk der Regierung entgegensetzte, Waffe, die, wie in dem Stück des kleinen Däumlings im Athénée nicht einmal geladen war. Doch die Polizei mußte pflichtschuldigst handeln und so schritt sie zu Arrestationen. Wie man sagt, steigt die Zahl der Arretirten auf dreihundert Personen, unter ihnen viele Kinder und Gymnasiasten und soll man sie auf die Polizeipräfectur geführt haben.

Indessen rückt das Neujahrsfest näher und der Hang nach Vergnügungen wächst. Mehr als je suchen die Läden sich in das Festgewand zu kleiden und die Schaufenster sind von den Vorübergehenden umlagert. An den Spielwaarenläden liegt noch immer das Spielzeug in der Mode, „Rochefort auf dem Vélocipède", zur Schau aus. Ihn können große und kleine Kinder nach Belieben hin- und herrollen. Die Puppen sind eleganter als je, ganz den Bedürfnissen des Augenblicks entsprechend. An ihnen allein können wir schon die verschiedenen Nüancen der pariser Gesellschaft studiren, von der distinguirten Dame bis zu der zweideutigen der Demi-monde mit ihrem impertinenten tapageusen Aussehen, vom einfachen Bébé bis zum schon blasirten, verzogenen Töchterchen, das, in schweren Sammet und Atlas gekleidet, dem Werth seiner Toilette entsprechend behandelt sein will. Neulich tritt in einen solchen Spielsachenladen eine Dame und verlangt eine angekleidete Puppe.

„Geben Sie mir", sagt sie, „eine Puppe mit einem Schleppkleid, einem Toquet und Stiefeln."

„Madame", erwiederte die Verkäuferin mit einem sehr spitzen Tone, „es giebt Häuser, welche dieses Genre von Waare führen; hier aber verkaufen wir nur anständige Puppen!"

Im Begriff, diesen Brief zu schließen, sehe ich, daß ich Ihnen noch nicht von den Theatern gesprochen habe. Allerdings ist augenblicklich kein großer Succès anzuführen: die „Perichole" von Offenbach in den Variétés mit der berü . . . hmten Schneider, der „Sacrilège" von Barrière im Ambigu mit Einlagen von Theresa und die anderen Novitäten sind kaum erwähnenswerth. Soll ich unter die Theater die Conferenzen des père Hyazinthe zählen, die mit dem ersten Adventssonntag begonnen haben? Der Unterschied ist nur der, daß man zu ihm am Tage und in das Theater des Abends geht. Von Ernest Renan kündigt man das baldige Erscheinen seines Sanct Paulus an, eine Fortsetzung der Apostel. Schwerlich wird er den Triumph des Leben Jesu feiern

Digitized by Go

doch jedenfalls wird das ſchöne Talent Renan's etwas Bedeutendes daraus machen.

Frau Miolan-Carvalho tritt in die große Oper. Dieſe bedeutende Sängerin, die man in Berlin nicht zu würdigen verſtand, iſt, nachdem ſie im Théâtre lyrique den größten Theil der Hauptrollen geſchaffen hat, zu ihren früheren Gefährtinnen, Saß und Nilsſon, zurückgekehrt.

Bei Frau Miolan fällt mir folgende Anekdote ein. Bekanntlich haben alle Schauſpieler die Gewohnheit, vor ihrem Auftreten etwas zu ihrer Stärkung zu eſſen oder zu trinken. Louis Devrient trank Champagner, die Malibran aß Hammelcotelettes reichlich mit Bordeaux begoſſen, die Patti ißt Roſinen und Datteln u. ſ. w., Frau Miolan giebt der Käſeſuppe den Vorzug.

Eines Tages ſchickt ihr der Reſtaurant des Theaters durch ſein Dienſtmädchen die Suppe, indem er dieſer gut einſchärft: „Du bringſt ſie Frau Miolan auf die Bühne.“

Das Mädchen kommt auf das Theater im Augenblick, wo die Sängerin den erſten Act aus Lucia mit Ravenwood beendet:

„Vers toi toujours s'envolera
Mon rêve d'espérance.“

Das Mädchen tritt vor, ſtellt die Suppe auf die Raſenbank neben der Fontaine, hebt den Deckel ab, ſteckt den Löffel ein und ſagt:

„Wenn die Herrſchaften fertig ſind, die Suppe iſt da!“

Eugénie de Marville.

Im Rauchzimmer.

Meine Herren! — zünden wir heute eine russische Cigarette an; Fabrik La Ferme, Marke „non plus ultra", St. Petersburg, Newsky Prospect, Maison Sontheim. Denn ich weiß, daß der verehrte Gast, den wir heute im Rauchzimmer zu bewillkommnen haben, keinen andern Tabak raucht, und daß er, gleich Ulysses Grant, dem Erwählten der Nordamerikanischen Republik, immer raucht, wenn er nicht in Activität ist. Beide große Eroberer, unterscheiden sie sich nur durch das Terrain, auf welchem, und die Mittel, mit welchen sie ihre Siege gefeiert haben: der Eine auf dem Schlachtfeld, der Andere im Concertsaal; der Eine mit dem Donner und Blitz der schweren Geschütze, der Andere mit den sieben oder acht Octaven eines Bechstein'schen Flügels. „Unconditional Surrender" ist das Losungswort von Beiden, und siehe da! — Ulysses Grant, der beständig Havannacigarren raucht, ist Präsident der Vereinigten Staaten, und Anton Rubinstein, der im Gegentheil die russische Cigarette vorzieht, ist der Held der musikalischen Saison geworden!

Es hilft Nichts, daß die Demokraten und Demagogen, diese gemüthlichen Nergler, welche statt Gold uns Papier und statt 6% nur 4% geben wollen — es hilft Nichts, daß sie an den gewaltigen Mann herumzerren und ihn zu verkleinern suchen. Er bleibt darum doch der Ulysses Grant.

Und es hilft auch nichts, daß unsere Schriftgelehrten und Pharisäer uns beweisen: unser Enthusiasmus sei schlecht angebracht; — wir thäten Unrecht, uns also in den Concertsal zu drängen; und nicht einmal, sondern zweimal, dreimal, viermal — immer in noch größeren Massen wiederzukommen. Er bleibt darum doch der Anton Rubinstein, und wenn er spielt, so machen die Equipagen Queue bis weit über die Linden hinaus, und der ehrwürdige Saal der Singakademie strahlt von Allem, was schön und jung und lebensfroh; von Allem, was distinguirt ist in dieser großen Hauptstadt durch Rang, Ruhm, Reichthum und Bildung. Ja, dieser ehrwürdige Raum, der sonst sich auszeichnet durch eine vornehme Ruhe, durch eine gemessene Würde, muß es erleben, daß die Zuhörermenge sich geberdet, als ob man gar nicht mehr in Berlin, sondern — was weiß ich? — in Paris oder Neapel wäre. So klatscht man, so glänzt jedes Gesicht vor Freude, so begeistert man sich und — unglaublich aber wahr — so hält man aus bis zum letzten Ton des letzten Stücks.

Anton Rubinstein hat, wie ein echter und rechter Eroberer, das norddeutsche Reich in seinem Herzen, in seiner Hauptstadt angegriffen; und da er es vollständig besiegt und in seiner Gewalt hat, so ist uns um die Provinzen nicht bange. Es sollte uns nicht wundern, wenn die französischen Blätter vom Schlage des „Pays" oder selbst unser Freund Emile de Girardin demnächst sagen, indem sie Rubinstein's Berliner Erfolge constatiren: Rußland hat in Preußen Posto gefaßt!

Wir wissen es ja nur zu sehr, daß die Preußen, an Allem Schuld sind, was jetzt geschieht, oder nicht geschieht. Die spanische Revolution ist ihr Werk. Das steht, zum Beispiel, ganz fest.

Das „Pays" sagt: Bismarck hat sie gemacht.

Der Kladderadatsch-Kalender sagt: der conservative Uhrmacher Haase aus Potsdam hat sie gemacht (s. daselbst, p. 61 ff.).

Digitized by Google

Die Pall-Mall-Gazette sagt: Offenbach hat sie gemacht.

Was ist der Unterschied? Bismarck, der conservative Uhrmacher Haase aus Potsdam und Offenbach sind alle drei Preußen.

Die Pall-Mall Gazette schreibt: Es ist in Paris jetzt eben höchst fashionabel spanisch zu sein. Offenbach's neues Werk, „la Périchole" ist spanisch; Fräulein Gabrielle de la Perrine, die neue Bouquetière des Jockeyclubs ist spanisch; die Ladenfenster und „Illustrirten Journale" sind voll von den Portraits der spanischen Insurrections-Helden. Dieser neue Einfluß Spaniens auf Frankreich ward gefühlt, bevor die Revolution ausbrach: — man denke nur an die spanischen Stiergefechte zu Havre und die Versammlung der spanischen Poeten und die ihnen zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten in Aix, in der Provence. Die Pariser aber lassen sich diesen Einfluß um so bereitwilliger gefallen, weil sie überzeugt sind, daß sie es waren, die durch ihren typischen Repräsentanten, Herrn Offenbach, die spanische Revolution zu Wege gebracht haben. Die „Großherzogin von Gerolstein" ward in Madrid wie in jeder andern Hauptstadt von Europa gespielt; und die Spanier, so scheint es, nahmen sich die Geschichte zu Herzen, schwuren, daß sie keine solchen Großherzoginnen mehr haben wollten, und daß die Großherzogin, welche augenblicklich den Thron noch inne hatte, sich mit ihrem Fritz sobald als möglich nach der französischen Grenze auf den Weg zu machen habe. Castigat canendo. —

Die Politik mischt sich jetzt in Alles, sogar in das edle Waidwerk. Man erinnert sich aus den Tagesblättern, wie scharf der Diable à quatre die letzten Jagdvergnügungen Sr. Majestät des Kaisers von Frankreich recensirt hat. Hier jedoch sind es nur die Jäger und die Zuschauer, von denen man in politischer Hinsicht reden kann; wer hätte jemals von gutgesinnten Wildschweinen oder von oppositionslustigen Rebhühnern gehört? Aber wenn man einmal auf das Gebiet der Jagdgeschichte kommt (es ist ja die Saison für „Alles, was auf Erden stolzirt in grüner Tracht!"), ich sage, wenn man ein Mal auf das Gebiet kommt, so giebt es Nichts Unmögliches mehr. So erzählt der Verfasser eines der jüngsten Bücher über „Sport" (natürlich ein Franzose — denn eine Jagdgeschichte von einem Franzosen erzählt, das ist die Quintessenz des Genres!) . . . Unser verehrter Mitarbeiter, Herr Baron Warburg citirt auf einer vorhergehenden Seite dieses Heftes den Ausspruch Schiller's, wo er die Jagd „ein Gleichniß der Schlachten" nennt. Was hindert unsern Franzosen, Beides zu vereinigen, die Jagd und die Schlacht? Er thut es. Er ist nämlich auch Veteran, und erzählte aus seinen Erinnerungen vom großen Kriege. „Wir standen bei Wagram. Viermalhunderttausend Mann, Franzosen und Oesterreicher bedeckten das Feld. Die ganze Ebene wimmelte von Hasen. Alle zehn Schritte war einer auf seinen Beinen. Unsere Flinten und Kanonen verursachten ihnen einen großen Schrecken und sie flohen natürlich schaarenweise vor uns her, um ihr Leben zu retten. Auf ihrer Flucht jedoch begegneten sie den zweimalhunderttausend Oesterreichern, welche sie wieder nach der entgegengesetzten Seite zu uns herüber jagten; und so liefen die armen Thiere den ganzen Tag zwischen den beiden Armeen hin und her. Ein Cavallerieangriff, der wahrscheinlich nicht ihnen galt, brachte sie in die größte Verwirrung. Sie durchbrachen die Reihen, liefen zwischen unseren Beinen her, wurden Dutzendweise getödtet und lebendig mit den Händen gefangen. Ach! — an jenem Tage sahen wir ein Gemetzel von Menschen und Hasen. Niemals wurden so viele zusammen gesehen, niemals so viele getödtet. An jenem Abend, nach der Schlacht und vor den Beiwachtfeuern schmausten Sieger und Besiegte zu-

gleich die gebratenen Hasen.“ Der Franzmann hat sich die Pointe entgehen lassen. Er hat vergessen hinzuzusetzen, daß die ausgezeichnetsten und die ehrgeizigsten von diesen Hasen zu den Franzosen gegangen sind. Denn unter dem schrecklichen Kreuzfeuer ihre Geistesgegenwart bewahrend, und da sie sahen, daß Rettung unmöglich sei, beschlossen sie, sich in das französische Hauptquartier zu begeben, weil sie wohl wußten, daß sie dort in die Hände der besseren Köche fallen und mit all der Distinction behandelt werden würden, die man Hasen schuldig ist, die — anstatt wegzulaufen — auf dem Felde der Ehre geblieben sind.

Parbleu! — Da fällt mir noch eine gute Jagdgeschichte ein, die aber wahr ist, meine Herren! Denn es ist nicht ein Franzose, der sie erzählt, sondern ein Franzose, von dem sie erzählt wird. Der Marquis von S. hatte einen deutschen Sportsmann in Paris kennen gelernt, und zur Jagd auf seine Güter eingeladen. Der Deutsche, ein gewaltiger Jäger von dem Herrn, machte sich sofort auf die Reise und kam auf den Gütern seines Jagdfreundes noch vor diesem an. Der Wildhüter empfängt ihn und als unser Landsmann ihn nach der Jagd frägt, antwortet dieser: „Um anzufangen, mein Herr, werden wir in den Weinbergen des Herrn Marquis jagen, wo wir ganz gewiß Drosseln finden werden.“ — „Was weiter?“ forscht unser Freund. „Eh bien — dann begeben wir uns auf die Ebene, wo wir ohne Zweifel eine Masse Lerchen finden werden. Hierauf werde ich dem Herrn ein paar wilde Hühner zeigen, die ich kenne; tichtre! wir werden sie attrapiren! Dort unten im Sumpf giebt es auch einen kleinen See, wo ich im vorigen Jahre eine wilde Ente gesehen habe. Wir werden sie suchen. Vielleicht ist sie noch da!“ — Dem deutschen Nimrod wird bänglich zu Muthe. „Und Rebhühner“, fragt er, „habt Ihr keine Rebhühner?“ — „Rebhühner! Mais oui! Ich glaube wohl! Er frägt, ob wir Rebhühner haben! Wir haben Rebhühner, aber das ist eine schlimme Geschichte mit den Rebhühnern! Wir hatten vier Rebhühner; aber im letzten Monat hat der Herr Marquis eins geschossen und ein anderes ernstlich verwundet. Das arme Thier ist noch nicht wieder hergestellt. Auf diese Weise haben wir eigentlich nur zwei Rebhühner. Wir wollen sie jagen, wenn es dem Herrn Vergnügen macht, sans doute; aber was sollen wir dann das nächste Jahr anfangen? Wenn der Herr vielleicht das verwundete Thier erlegen will — das ließe sich machen!“ — „Aber, ums Himmelswillen“, ruft der Deutsche, „habt Ihr denn hier keinen Wald? Kein ordentliches Wild? Keine Hasen?...“ „Hasen? Mais certeinement! Wir haben Hasen. Wir werden in den Forst gehen, ich werde meine Hunde holen und ich werde Ihnen schöne Hasen zeigen. Ich habe drei Hasen: Josephine, Alphons und den alten Adolph. Pour le moment Josephine est sacrée, elle est mère. Der kleine Alphonse hat sich mit ihr vermählt, und da er daher, wie gesagt, Hoffnung hat, bald Familienvater zu sein, so werden wir ihn schonen; nicht wahr, Monsieur? Aber den alten Adolph — den wollen wir tödten! Es ist endlich Zeit dazu, es sind jetzt fünf Jahre, daß ich schon Jagd auf ihn mache!...“

Es wird unseren Lesern angenehm sein, zu hören, daß der alte Adolph noch lebt. Denn unser deutscher Jäger hing sein Gewehr über die Schulter und kehrte, ohne auf die Ankunft des Marquis zu warten, mit dem nächsten Train nach Paris zurück.

Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten. — Druck von K. S. Pabne in Pendnitz bei Leipzig.

L'Abbattina.

Von Ludwig Passini. Nach einer Photographie von Gustav Schauer.

Digitized by Google

Vii

Digitized by Google

Der Salon.

Der Schatz der Todten.

Erzählung von **Feodor Wehl.**

So lange man den Tod kennt, eben so lange beschäftigt man sich auch wol mit der Frage, ob es darüber hinaus ein Fortleben und eine Beziehung der menschlichen Seele zu den Dingen dieser Erde giebt. Sie ist eben so oft bejaht, als verneint worden, diese Frage, aber selbstverständlich, ohne daß man jemals zu einem bestimmten Abschluß darüber gekommen, obschon sich unsere bevorzugtetsten sowol als erleuchtetsten Geister damit befaßt haben. Man weiß, daß schon die großen Schriftsteller und Philosophen des Alterthums, daß später Spinoza, dann Schiller und Goethe, Hegel, Schelling, daß neuerdings Carus, Daumer und eine lange Reihe anderer Gelehrten diesen Gegenstand erörtert und daß sich der mysteriöse Zug zum Spiritualismus gleichsam als rother Faden durch das ganze Gewebe der Weltgeschichte hinzieht

Wenn auch wir demselben hier in novellistischer Weise eine Art Zoll abtragen, so kann das also nicht Wunder nehmen. Wir folgen nur einem alten Beispiele, und indem wir es thun, sind wir weit davon entfernt, zu glauben, daß wir den mehr oder weniger wissenschaftlichen, unter allen Umständen interessanten Bestrebungen nach dieser Richtung hin irgend einen Austrag zu geben im Stande wären. Wir schmeicheln uns vielmehr mit nichts, als mit der bescheidenen Hoffnung, durch unseren Beitrag die Sache, die doch immer eine anziehende und spannende, veredelnd wirkende ist, gleichsam auf der Tagesordnung der Literatur zu erhalten, auf die sie doch wol auch entschieden und durchaus gehört.

Es mag und kann darum wol gern von jeder weitern Einleitung abgestanden und statt dessen sogleich auf die Vorfälle selbst eingegangen werden, die wir zu erzählen im Sinne haben. Sie umfassen die höchst eigenthümliche und seltsame Geschichte, die wir unter vorstehendem Titel nach uns gewordenen privaten Mittheilungen geben.

Im Jahre 1852 lebte zu Edinburg in Schottland ein ehemaliger Geistlicher, Thomas Bruce mit Namen, mit zwei lieblichen Töchtern, einem Zwillingspaar, in größester Abgeschiedenheit. Die Geburt desselben hatte 1834 der Mutter das Leben, dem Vater aber alle Freudigkeit und Lust am Dasein gekostet. Tief gebeugt und innerlich jeder Fassung

Digitized by Google

und Aufrichtung entbehrend, hatte Letzterer bald darauf das Kirchenamt seines Sprengels niedergelegt und sich mit den Kindern in trostlose Einsamkeit begraben. Eine Amme und eine alte Dienerin seiner heimgegangenen Gattin waren die einzigen Menschen, die er um sich litt, und auch von diesen wurde die Erstere entlassen, sobald die Mädchen derselben entbehren konnten. Von dieser Zeit ab blieben sie der Sorgfalt und Erziehung der Zweiten überlassen, die, eine echte Schottin, schwermüthigen und trübsinnigen Charakters, voll seltsamer Vorurtheile und Anschauungen war. Es gab sogar Menschen, welche behaupteten, daß sie die Gabe des Zweiten Gesichts besäße. Wenigstens wollte man von ihr Voraussagungen vernommen haben, die sich später genau erfüllt.

Thomas Bruce kümmerte sich um Dies und Anderes herzlich wenig. Er brachte die meiste Zeit in seinem Studirzimmer und über seinen Büchern zu, die er nur zu verlassen pflegte, um dann und wann gegen Abend einen Spaziergang durch die stillen Felder vor der Stadt zu machen oder um spät nach Mitternacht einer kurzen Ruhe zu pflegen. Besuche machte er weder, noch nahm er deren an. Mit keinem seiner Nachbarn sprach er; lachen oder auch nur lächeln hat ihn Niemand wieder gesehen. Alle Welt nannte ihn einen Sonderling und sicher hatte man Recht mit dieser Benennung. „Für diese Erde bin ich abgestorben", war von ihm an seinen Bruder, der sich in Indien befand, geschrieben worden; „ich lebe nur noch der, die meine Alice aufgenommen."

Seine Alice war der beständige Gedanke und Traum seines Lebens Ihr Stuhl, ihr Bett standen neben dem seinigen; für sie wurde auf dem Tische mit gedeckt; mit ihr unterhielt er sich; ihr erzählte und trug er Alles vor.

Nach den Kindern fragte er fast nicht. Er hörte ruhig zu, wenn die alte Mary kam und ihm von denselben sprach. Er ließ es geschehen, daß Kleider, Spielsachen, Geräthe für sie angeschafft wurden, daß sie den nöthigen Schulunterricht, die ihrem Stande angemessene Bildung erhielten. Aber er selbst befaßte sich selten mit ihnen. „Kann ich vergessen, daß sie mich meine Alice gekostet?" pflegte er zu seiner Entschuldigung zu sagen, wenn Mary ihm deshalb Vorwürfe machte. Und Mary senkte schweigend den Kopf, wenn sie diese Entgegnung vernahm. Auch sie hatte Alice geliebt, Alice, die sie auf den Armen getragen, gehegt und gepflegt.

Alice war von Jugend auf zart und kränklich gewesen. Von weißem, fast durchsichtigen Teint, hoch und schlank aufgeschossen, mit blonden, langen Locken und geisterhaft klaren, blauen Augen erschien sie beinahe wie eine Elfe, die sich aus der Welt des Oberon und der Titania unter die Menschen verirrt. Sie war auch immer wie nicht heimisch unter ihnen. In sich gekehrt und träumerisch, liebte sie nichts so sehr, als sich den Eingebungen der Dichter hinzugeben. Sie las mit Entzücken die herrliche Ballade „Auld Robin Gray", jenes reizende und tiefergreifende Miniaturbild des schottischen Volkslebens, das die Tochter des Grafen Balcares, Lady Anne Barnard, gedichtet, die Lieder von

Digitized by Google

John Lowe, John Skinner, Jane Elliot, Susanna Blamire und Alicia Cockburn, so wie endlich die Gesänge von Robert Burns und die gigantischen Waverley-Romane von Walter Scott. Das alltägliche Leben besaß wenig Reiz für sie. Ihr Anzug machte ihr nur geringe Sorge, Umgang und Gesellschaft suchte sie nicht; Feld und Wald waren ihre Lieblingsaufenthalte oder auch ein Boot, mit dem sie die dunklen Gebirgsseen ihrer Gegend befuhr. Sie konnte dem Allen ungestört nachgehen, denn ihr Vater, ein Witwer, war Landmann in der Grafschaft Caithneß, ein ernster, stiller Mann, dessen einziges Kind sie war und welchem nur selten Zeit blieb, sich mit diesem abzugeben.

Thomas Bruce lernte Alice Argile eines Sonntags früh am Rain eines Gerstenfeldes kennen. Er sollte in Linnark für einen erkrankten Collegen die Morgenpredigt halten und ging, dieselbe im Geist repetirend, gemessenen Ganges seines Wegs, als er plötzlich vor sich eine wunderliebliche Erscheinung gewahrte. Es war Alice, die einen Kornblumenkranz im blonden Haar, seitwärts am Rande eines Grabens im hochaufgeschossenen Grase mehr lag als saß und in einem Buche las

Ihre ätherische Schönheit frappirte ihn. Er hielt erstaunt im Gehen inne und sie mit weitgeöffneten Augen betrachtend, bot er ihr mit freundlicher Verneigung des Hauptes den heiligen Gruß des Herrn.

Da er, neben sie hingelangt, erfuhr, daß sie gleichfalls beabsichtige, den Kirchgang nach Linnark zu machen, trug er ihr auf diesem seine Begleitung an und wurde dabei von ihrem Wesen und ihrem Gespräch derart gefesselt, daß er gleich am andern Tag bei ihrem Vater um sie warb und da er ihr und dessen Jawort erhielt, binnen Kurzem sich ihr vermählte.

Bruce's Naturell und Charakter paßten ganz zu ihrem. Auch er liebte stille Sammlung, Lectüre, sinnigen Umgang mit der Natur Sie haben die glücklichste Ehe geführt, die sich denken läßt. Sie spazierten, lasen, philosophirten zusammen. An seinen Kanzelreden hatte sie so viel Antheil wie er selbst. Er entwarf sie, sie führte sie aus. Es waren Hymnen göttlicher Eingebung, religiöse Rhapsodien von hinreißendem Schwung und elegischem Inhalt. Man meinte, wenn man sie hörte, einen Apostel zu vernehmen, der mit Engelszungen sprach. Jedenfalls feierte Bruce ein Pfingsten seines Lebens, das über ein Jahr gedauert und erst mit dem Tode der Theuren geendet hat. Freilich endete damit auch, wie wir gesehen, die Erfüllung seines geistlichen Berufs, ja, sein Leben selbst. Er existirte ja kaum noch unter den Menschen; jenseits war all' sein Glück, sein Sehnen und Hoffen. Selbst seine armen Kinder fesselten ihn nicht, flößten ihm kein dauerndes und tieferes Interesse ein.

Kate und Margret blieben der alten, trübseligen Mary und sich selbst überlassen. So wuchsen sie auf, abgesondert von der Welt, einsam, in einer durchaus melancholischen Geistesatmosphäre, in einem Umgang, der gewissermaßen beständig vom Fittich des Todes beschattet blieb.

Digitized by Google

Daß die beiden Mädchen unter solchen Umständen eigengeartet und von einer Gemüthsverfassung wurden, wie sie bei Personen ihres Geschlechts und Alters nur selten vorkommen dürfte, kann nicht Wunder nehmen. An eine stille, trübselige Umgebung gewöhnt, in der ein lautes Wort ein Ereigniß, ein Lachen etwas Unerhörtes war, konnte es nicht fehlen, daß Kate und Margret wie unter dem Eindruck des Unglücks oder dem Himmelsstrich des heimlichen Leidens aufwuchsen. Sie kannten keine Spielgenossinnen, keine Kinderfreuden, keinen glücklichen Uebermuth der Jugend. Auf Alles, was sie thaten und trieben, blickte ein düsterer Ernst, der tiefe Schmerz des Lebens. So kam es, daß ihr Benehmen ängstlich und scheu wurde, daß sie schüchtern und mit einem unerklärbaren Ausdruck von Trauer unter langen, blonden Wimpern und aus dunkelblauen Augen um sich sahen, in ihrem Wesen etwas Verzagtes, Gedrücktes zeigten und kaum jemals anders als leise sprachen oder unter sich flüsterten.

Selbstverständlich waren sie unzertrennlich. Daß sie jemals verschiedener Meinung gewesen, sich veruneinigt oder die Eine der Andern ein böses Wort gesagt, dergleichen war niemals vorgekommen. Mit Recht konnte man von Kate und Margret behaupten, daß sie ein Herz und eine Seele seien.

Solcher Gestalt waren sie 1832 in's achtzehnte Jahr getreten, in ein Jahr, das kurz vor seinem Ausgang ihnen einen herben Verlust zuziehen sollte, indem sie in demselben ihren Vater verloren.

Thomas Bruce war nicht krank, nicht bettlägerig geworden. Er hatte gelebt, wie er in der letzten Zeit immer gelebt hatte, zurückgezogen, einsam, studirend, ausgehend, im Geiste beständig mit seiner hingeschiedenen Gattin verkehrend. Keine Klage war über seine Lippen, kein Arzt über die Schwelle seines Hauses gekommen.

Eines Decembertages gegen die Zeit der Dämmerung hin ließ er die Kinder zu sich kommen. Sie fanden ihn in seinem Armstuhl sitzend, eine Decke über den Füßen, das bleiche Gesicht zurückgelegt, die Augen seltsam leuchtend. Seine langen, weißen und mageren Hände griffen unruhig auf den gepolsterten Stuhllehnen herum, seine Brust arbeitete mühsam nach Athem.

„Hört mich, meine Töchter", sagte er mit schwerer Zunge. „Meine Stunde der Erlösung schlägt. Endlich hält mich der Herr für würdig, diese sterbliche Hülle abzuthun und Alice, meiner unvergeßlichen Gattin, Eurer Mutter, in die seligen Gefilde des Jenseits zu folgen. Seit langen Jahren habe ich darum gebeten, mich darauf vorbereitet. Noch heute werdet Ihr Waisen sein. Ach, Ihr seid es fast immer gewesen! Verzeiht mir, Kate, Margret, daß ich mich Euch nicht mehr gewidmet habe. Was Eure Mutter bei ihrem Hinscheiden von mir hier auf Erden zurückließ, war eigentlich nur der Schmerz über ihren Tod. Mein Herz, meine Seele nahm sie mit sich. Mit ihr bin ich gestorben, nur nicht begraben worden. Das wird nun jetzt geschehen. Trauert nicht, meine Lieben! Es ist der Anfang der Glückseligkeit für mich. Das Grab ist

die Pforte des ewigen Lebens, an der mich die Seele Alicen's erwartet. Ich sehe sie mir entgegen leuchten, mir winken. O, laßt mich ihr folgen. Haltet mich nicht mit Euren Thränen, Euren gefalteten Händen, Eurem Schluchzen zurück! Kate, Margret, alte, treue Mary, laßt mich ziehen, dahin, wohin Alice mich längst mitgenommen und eingebürgert hat. Ihr Todtenschein hier war mein Heimatschein für's Jenseits, dessen ganze Wohlthat ich nun genießen soll. Seid gefaßt, seid ruhig, Theure, die Ihr noch hier zurückbleibt. Vernehmt meine letzten Wünsche und Anordnungen. Kate, Margret! Liebt Euch unter einander! Seid Eine der Andern Schirm und Schutz; bewahrt, behütet Euch, daß Keine Leid erfahre und Schaden an ihrem ewigen Theil. Dies sei mein Segen; es ist der Segen Alicen's, Eurer Mutter, die über Euch wacht! .... Und nun zu Dir, gute Mary! Sorge, daß ich neben Alice bestattet werde. Bleibe bei den Kindern. Es sind Alicen's Kinder! Was ich sonst noch beschlossen, sagt mein aufgesetzter letzter Wille, der in meinem Schreibpult liegt ..... Lebt wohl, Es ist Zeit. Hosianna! Der Name des Herrn sei gelobt! ... Alice, ich komme!"

Mit diesem Ausruf verschied Thomas Bruce unter dem Weinen und Schluchzen seiner Kinder und der braven Mary.

Was er verlangte, geschah. Die alte Dienerin und seine Kinder führten selbst seine Leiche nach der Grafschaft Caithneß, wo sie auf dem Friedhof zu Linnark neben dem Grabe Alicen's zur Ruhe bestattet wurde. Nach Erfüllung dieses Liebeswerkes kehrten die Waisen und ihre Erzieherin nach Edinburg zurück, denn hier sollten nach des Hingeschiedenen Anordnung dieselben verbleiben, bis Robert Bruce, der jüngere Bruder von Thomas Bruce, aus Indien heimgekehrt, was im Laufe der zwei nächsten Jahre zu erwarten stand. Anderweitige Verwandte, denen die Mädchen etwa anzuvertrauen gewesen, waren nicht vorhanden.

Dies ungefähr ist die Vorgeschichte unserer Geschichte. Erst jetzt gelangen wir zu dieser selbst, die eine einigermaßen wunderbare und wol nur dann erst zu erklärende und zu verstehende ist, wenn man ihre Antecedentien kennt.

Kate und Margret, achtzehnjährig, lebten mit der alten Mary also wieder in Edinburg in einem alterthümlichen Hause in der Altstadt in der Nähe der Kathedrale St. Giles, welche mit ihrem hohen, seltsam gestalteten Thurm weit in die Gegend hinausragt. Es hatte sich wenig in ihren Gewohnheiten geändert. Ihr Vater war ihnen zu fern, zu fremd und abgeschlossen geblieben, hatte zu wenig vertrauten Umgang mit ihnen gehabt, als daß sein Tod, so schmerzlich und betrübend er ihnen war, ihrem Daheim eine tiefgreifende Umgestaltung hätte geben können. Die beiden Mädchen blieben nach wie vor auf einander angewiesen, arbeiteten, lasen, gingen zusammen aus, begleitet, beschützt, bewacht von ihrer alten Dienerin, die stundenlang traurig und in sich versenkt bleiben, vor sich hinstarren und zu Zeiten wie geistesabwesend mit sich selber sprechen konnte. Ein recht inniges und herzliches Verhältniß konnte sich auch hier nicht erzeugen. Mary war von allzu düsterer

Gemüthsstimmung. Sie hatte nach und nach Alles, was sie liebte, in's Grab sinken sehen: ihre eigenen Verwandten, ihre Gebieterin, ihren Herrn. Die finsteren Vorstellungen, welche sie von Jugend auf beherrscht, suchten sie jetzt noch viel öfterer und finsterer heim. Sie existirte wie in einer Welt von Schatten, die dunkel genug sich auch in das Dasein ihrer Pflegebefohlenen drängte.

Kate und Margret hatten die zarte Constitution ihrer Mutter geerbt, auch ihren Sinn für Poesie und die Neigung zum Lesen, Träumen und Fabuliren. Halbe Tage konnten sie vor Büchern sitzen und sich erzählen. Gern wären sie auch draußen im Freien, am Hafen, in den Buchten, auf den Höhen herumgeschweift. Aber sie wohnten tief in der Stadt und Mary vertrug das Steigen nicht. Sie mußten sich daher meist zu Hause halten und hierdurch das Krankhafte, Nervöse ihres Wesens noch verstärken und erhöhen. Besonders bei Margret war das der Fall, die, etwas aufgeschossener als Kate im Bau und bleicher von Farbe, vergeistigter, aber zugleich auch gereizter erschien. Sie selbst und Alle, welche die Mädchen kannten, hielten sie für die Aeltere, obschon dem nicht so war, denn Kate war zuerst zur Welt gekommen. Aber Kate, obschon gleichfalls schmächtig und von mattem Teint, zeigte einen rosigen Anhauch, etwas mehr Fülle und ein im Ganzen kindlicheres und mehr anschmiegendes Wesen.

Aus diesem Umstand geschah es, daß Margret so zu sagen Kate bemutterte, bestimmend und maßgebend auf sie einwirkte. Sie hauptsächlich war es, welche meinte, von dem sterbenden Vater beauftragt zu sein, über die Schwester zu wachen, sie zu leiten und zu führen und zu sorgen, daß sie nicht Schaden am Heil ihrer Seele nehme.

Zehn Mal des Tages konnte sie die Schwester umarmen und küssen, ihr die langen, blonden Locken zurecht streichen, ihren Anzug ordnen, sie vor Zugluft, vor Erkältung warnen, ihr altklug gute Regeln, weise Vorschriften geben und sie anflehen, dem Namen und Gedächtniß der Eltern Ehre zu machen. Sie war von einer beängstigenden Frühreife, das geborene Hausmütterchen, das seine Augen und Gedanken überall hatte, Alles in Obacht nahm, Alles beschickte und niemals die Hände müßig im Schooße hatte. Dabei war sie hektisch, immer fieberhaft erregt, unruhig, fliegend an Seele und Leib. Tiefer Blickende mußten bald und leicht erkennen, daß ihr schwächliches Wesen sich aufzehrte und sie den Keim eines frühen Todes in sich trug.

Schon im nächsten Herbst nach dem Hinscheiden des Vaters kränkelte sie; sie verlor die Kräfte, magerte ab, siechte hin. Ohne Schmerz zu empfinden, ohne zu klagen, beschränkte sie sich zuerst auf das Haus, dann auf das Zimmer, endlich auf den Stuhl und zuletzt auf das Bett. Ein herbeigerufener Arzt erkannte, daß nicht mehr zu helfen und die Schwindsucht unaufhaltbar war.

Vor ihm schon hatte es Margret selbst erkannt. Sie entsagte der „schönen Gewohnheit des Daseins" und der herrlichen Gotteswelt, wie man einem Traum entsagt. Und was waren ihr Gotteswelt und Da-

seinsgewohnheit auch viel Anderes gewesen? Was konnten sie ihr Anderes gewesen sein? Sie war von beiden gleichsam nur leise berührt, nur gestreift worden. Sie ging aus ihnen hinaus, noch ehe sie heimisch darin geworden. Nichts hielt, nichts fesselte sie daran, als ihre Schwester Kate, die nun stundenlang vor ihr sitzen, ihre warmen, weichen Hände unablässig in ihren eigenen kalten und feuchten lassen und sich versichern hören mußte, daß sie auch gestorben und hinübergeschieden in das Jenseits, doch ewig und immer über ihr wachen würde. „Unser Vater hat uns sterbend einander anvertraut", sagte sie oft, „hat, seinen letzten Segen uns gebend, verlangt, daß Eine von uns die Andere behüte. O Kate, was auch geschieht, was Dir auf Erden begegnen mag, sei versichert, ich bin bei Dir, schwebe über Dir, stehe zu Deiner Seite!"

So redend, schloß sie die weinende Schwester in die Arme, liebkoste, küßte und herzte sie, immer auf das Bestimmteste die Behauptung wiederholend, wie sie auch aus dem Grabe heraus immer um sie sein, jede Versuchung, jedes Unheil ihr fern halten, vor jedem Verderben, vor jedem Fehltritt sie warnen werde. Ihre letzte Freude war es: der Schwester recht anschaulich zu schildern und darzustellen, wie sie als Geist, als ganz ätherisches Wesen, abgelöst von aller Erdenschwere, allem Körperlichen und Gegenständlichen, eingehüllt in weiße, unsichtbare Gewänder, ein leichtes Gewölk, ein Hauch und Duft sie umgeben werde. „O", rief sie mit großen, leuchtenden, geisterhaft aufgethanen Augen zuweilen, „o, Kate, wenn ein säuselndes Lüftchen Deine Wange berührt, mit Deinem lieben, süßen, blonden Haar, einer Bandschleife Deines Busens, Deinem Schleier spielt, wenn Etwas sanft und leise Dich am Rocke zieht, Dich unsichtbar anfaßt, hält, o, Kate, erinnere Dich und glaube, daß ich es bin, die um Dich ist, die einen jeden Deiner Schritte und Gedanken verfolgt und begleitet!"

So hatte sie noch in ihrer letzten Stunde, so hatte sie noch mit dem Tode auf den Lippen gesprochen.

Kein Wunder, daß die in Schmerz aufgelöste, psychisch und physisch erregte Kate hierdurch in ihrem tiefsten Innern ergriffen, Margret wachend und träumend um sich sah, wie ihr Vater ihre Mutter um sich gesehen hatte. Mary hörte oft, wie sie in der Nacht die todte Schwester als weiße, luftige Gestalt, mit glänzend schimmernden Fittichen an den Schultern über sich schweben zu sehen meinte und sich zärtlich mit ihr unterhielt. Wenn am Tage irgend ein geheimnißvolles Geräusch sich vernehmen ließ, eine Thür von selbst aufging, ein Vorhang sich bewegte, irgend ein Geräth oder Hausstück einen Ton von sich gab, ein Luftzug Kate berührte, etwas vor den Fenstern sich regte, gleich immer sagte die arme Waise: „Das ist Margret gewesen! Margret ist bei mir." „Margret ist bei mir", sagte sie auch, wenn sie ein Schauer überlief, wenn ihr Kleid sich bauschte. „Das ist Margret's Hand", lächelte sie, wenn ihr Haar sich unversehens losnestelte oder eine Locke ihr am Nacken hinab auf den pochenden Busen fiel.

Margret wob um sie, wo sie ging und stand — das war und blieb

Digitized by Google

ihre feste, unverrückbare Ueberzeugung, eine Ueberzeugung, die zu erschüttern Niemand weniger im Stande war als Mary. Mary, die morsche, düstere Schottin, welche in den abergläubischen Vorstellungen ihres Volkes groß gewachsen und alt geworden, natürlich an gute und böse Geister glaubte, glaubte auch an die mystische Einwirkung Margret's auf Kate, und vollends nach mehreren, allerdings sehr auffallenden Ereignissen, deren Augenzeuge sie gewesen.

Kate hatte eines Tages mit Mary die St. Georgenkirche in der Neustadt besucht. Auf dem Heimwege wurden die beiden Frauen von einem heftigen Gewitter überrascht, so daß in der prächtigen Queens-Street Mary rieth, in einem stattlichen Hause in der Nähe von Waterloo-Place Schutz zu suchen. Mary war zuerst unter einen großen offenen Thorweg getreten; eben wollte Kate ihr folgen, als gerade vor ihr das Thor krachend zugeworfen wurde. Vom Regen überströmt und vor Kälte zitternd, machte es Kate eilig auf, aber nur, um Mary zuzurufen: „Das hat Margret gethan, die nicht will, daß wir hier bleiben sollen. Komm, laß uns gehen."

Mit diesen Worten war sie in dem Unwetter weiter geeilt. Mary, die wohl oder übel ihr folgen mußte, schickte sich eben an, ihrem Unwillen in lauten Vorwürfen Luft zu machen, als plötzlich unter furchtbarem Donnergekrach ein Blitz in das Haus herniederfuhr, das die Flüchtigen eben verlassen.

Ein ander Mal besichtigte man Holyrood, den alten Königspalast, den Kate zu betrachten gewünscht hatte. Sie hatte Walter Scott's Schilderungen gelesen und brannte darauf, die Kroninsignien zu sehen, die man bekanntlich 1818 aus der Verborgenheit gezogen und hier aufbewahrt, ebenso wie es sie reizte, die Räume in Augenschein zu nehmen, in denen Maria Stuart, der Prätendent Karl Eduard und nach der Schlacht von Culloden der Herzog von Cumberland gewohnt.

Eben hatte man den Darnleythurm verlassen und stand im Begriff, vom Führer geleitet, durch die Fallthür hinabzusteigen, durch welche der rothhaarige Günstling der Königin eingedrungen war, um den Sänger Rizzio ermorden zu lassen, als Kate erbleichend zurücktrat und es ablehnte, diesen Weg zu passiren. „Margret hat mich am Kleid gehalten", sagte sie zuversichtlich und blieb, indeß die Anderen, die zu der Besichtigungsgesellschaft gehörten, laut sich unterhaltend und sich scherzhafte Bemerkungen zurufend weiter in die dunklen Hallenräume hinabstiegen, aus denen indeß sehr kurz darauf ein lautes Gekrach und ängstliches Jammergeschrei herauf tönte.

Einige Stufentheile der morschen Wendeltreppe waren eingestürzt und mehrere der Besuchenden hinabgefallen. Einige kamen mit Contusionen, Schrammen und Beulen, eine junge, heitere Frau aber so unglücklich davon, daß sie Zeit ihres Lebens lahm geblieben ist.

Daß dergleichen Vorgänge Kate nur immer fester in ihrer Ueberzeugung und Mary mehr und mehr abergläubisch machen mußten, versteht sich von selbst.

Digitized by Google

So mochte ein Jahr vergangen sein, als Kate Robert Comyns kennen lernte, einen jungen, schön und interessant aussehenden Mann, dessen Erscheinung nicht ohne Eindruck auf sie blieb.

Robert Comyns hatte den ganzen Continent bereist, hatte Lord Byron nach Griechenland begleitet und dort für die Freiheit der Hellenen gekämpft. Als Maler nicht ohne Talent, verstand er es, von sich und seinen Bildern reden zu machen. Er kannte die Welt und fast alle Berühmtheiten derselben. Moore, Chateaubriand, Goethe war er persönlich nahe getreten. Er wußte viel von ihnen zu erzählen und selbst Briefe von ihnen zu zeigen, die sich rühmend über seine Werke ausließen. Durch Zufall war er mit Kate Bruce in einer Kunsthandlung zusammengetroffen, in die sie eingetreten war, sich Farben zu kaufen, denn sie malte selbst ein wenig. Comyns, den ihr Aussehen und Wesen frappirte, ging ihr unaufgefordert und etwas aufdringlich, dabei aber doch so gewandt und mit weltmännischem Benehmen zur Hand, daß es unmöglich ward, ihm deswegen gram zu sein. Er stellte sich ihr als College vor und schmeichelte sich so einnehmend bei dem jungen Mädchen ein, daß sie ihm die Vergünstigung zugestand, sie besuchen und beim Malen unterweisen zu dürfen.

Kate's eigenthümliches Naturell, ihre süße Unerfahrenheit, ihre keusche Jungfräulichkeit und übersinnliche Schönheit zogen ihn an und reizten ihn, sie zu besitzen. Sie zu gewinnen und zu bestricken war für den Lovelace keine große Aufgabe. Mary war stumpf und Kate arglos. Sie kannte so wenig Menschen und hatte fast gar keinen Umgang gepflegt. Comyns elegante Manieren, seine künstlerische Art und Weise, sein Schliff und Weltton rissen sie hin und ließen ihn rasch Gewalt über sie gewinnen, so sehr auch dann und wann etwas wie eine geheimnißvolle Mahnung und Warnung in ihr aufstieg. Wenn er sie mit seinem schmachtenden Blicken ansah, verwegen mit seiner Hand ihre Hand streifte, ihr verstohlen und leise hingehauchte Versicherungen seiner Liebe gab, ihr Bücher oder Zeichnungen, in denen sich Gedichte, von ihm selbst verfaßt, eingelegt vorfanden, heimlich zusteckte: immer war es ihr dann, als wenn Margret's Geist sich dazwischen werfe, sie zurückzöge und warnte. Wenn Comyns fern war, konnte sie halbe Tage und Nächte lang auf den Knieen liegen, beten und weinen, daß die Schwester sie hüte und wahre, konnte sie geloben, ihn nicht mehr zu sehen und zu sprechen; sobald er aber erschien, waren alle ihre Vorsätze vergessen.

Mehrere Monate hatte dieser Zustand gedauert, welcher dem scharfen Auge Comyn's nicht entgangen war. Er sah, daß Kate mit sich und ihrem eigenen Geschick rang und sich seinen Wünschen ab und zu neigte; er wollte ihr zum Widerstand keine Zeit lassen und als er sie daher einmal in einem unbewachten Augenblick überraschte, stürzte er sich ihr zu Füßen, indem er sie beschwor, die Seine zu werden und mit ihm zu fliehen, zu fliehen deswegen, weil in letzter Zeit der Oheim aus Indien seine demnächst erfolgende Rückkehr gemeldet und verheißen

Digitized by Google

hatte, die Nichte mit sich nach dem südlichen Frankreich zu nehmen, wohin ihn seine Aerzte verwiesen.

Comyns betheuerte, eine Trennung von der Geliebten nicht überleben zu können und erkannte die Verhinderung derselben nur in einer heimlichen Trauung, zu welcher er Kate mit dem ganzen Aufgebot seiner Redekünste zu veranlassen suchte.

Seine Thränen, seine bestürmenden Worte, die wilden Ausbrüche seiner Leidenschaft überwältigten Kate's Bedenken und Zweifel. Zögernd gab sie die Zustimmung.

Seines Sieges gewiß ging Robert Comyns daran, seine Vorbereitungen zu der angeblichen Flucht zu treffen. Ein liederlicher Kumpan, der den Priester spielen sollte, war bald gedungen, ebenso eine Fahrgelegenheit bis zur Küste. Nach Frankreich wollte der Elende das getäuschte, betrogene Mädchen verlocken, dort mit ihr die Honigmonate verleben und dann sie verlassen, wie und wo es ihm passend schien.

Unter diesen Vorbereitungen war der verabredete Abend gekommen. Es war im Herbst, dichte, schwere Nebel hingen über der romantischen Stadt; nur dämmernd und bleich rang sich zuweilen der Mond durch die Wolken.

Aber in ihrem Gemach lag Kate Bruce auf den Knieen und betete unter strömenden Thränen, indeß Mary nickend in ihrem Stuhle saß. „Margret, Margret!" stöhnte das unglückliche Mädchen, „komm und schütze mich, wenn ich in's Verderben gehe. Du hast es mir tausend Mal und zuletzt noch feierlich auf Deinem Sterbebett gelobt, mich zu warnen, wenn ich straucheln sollte. Höre das ängstliche Flehen meiner Seele. Mein Herz treibt mich zu ihm und in seine Arme. Thue ich Unrecht, so hindere, so halte mich. Margret! Margret, verlaß mich nicht!"

Nachdem sie so gebetet, stand sie auf. Sie horchte umher, sah in alle Winkel. Nichts Außergewöhnliches ließ sich erblicken, kein Laut sich vernehmen; nur die Uhr hörte sie gehen und Mary schlafen.

„Margret will es!" sagte Kate leise, indem sie sich den Schweiß von der Stirn trocknete, ein zurecht gelegtes Paket ergriff und geräuschlos zur Thür, die Treppe hinab und aus dem Hause schleichend, dem Orte zuflog, wo der Geliebte sie erwartete.

Der Geliebte hatte nicht gesäumt, alle nöthigen Anordnungen waren von ihm getroffen worden. Er hatte Gelder eingezogen, Plätze auf einem Fahrzeug genommen, einen Wagen in der Nähe aufgestellt. Seinen Freunden hatte er von einem Auftrag erzählt, den er von Frankreich her erhalten und welchem er Folge zu leisten sich entschlossen habe. Er war noch einmal mit ihnen zusammen gewesen, um Abschied von ihnen zu nehmen. Man hatte getrunken, gespielt, gelärmt. Erhitzt und ein wenig angerauscht, stand er nun, in einen Mantel gehüllt, an einer finstern Stelle des Moray-Place, um Kate's zu harren.

Zitternd vor Aufregung und Angst, weinend, Gebete vor sich hinmurmeln, kam sie in seine Arme geeilt. Er umschlang sie heiß und

Digitized by Google

fieberhaft. Das wilde Gelag, die leichtfertige Unterhaltung dabei, der schwere Wein ließen ihn weniger vorsichtig als sonst sein und mehr aus der Rolle seiner Verstellung fallen. Er küßte der Geliebten die Thränen aus den Augen und die Gebete von den Lippen; er redete ihr zu und tröstete sie mit Worten über ihre Lage und Das, was sie zu thun im Begriff stand, daß sie davon erkältete und erschrak. Sie stutzte und schwankte.

Robert Comyns erschien ihr ganz anders, als sonst. Seine Rede klang frivol, sein Blick traf sie verletzend. Kate zauderte und wich zurück. Es war ihr, als sähe sie Margret vor dem vermeintlichen Freunde stehen und sie von diesem hinwegdrängen. Sie erbebte und wollte fliehen. Aber Comyns verfolgte sie, drückte sie gewaltsam und ihr den Mund zuhaltend an sich, indem er sie zugleich eilend zu dem harrenden Wagen riß.

Kaum war er mit seiner Beute in diesen eingestiegen, als die Pferde das Pflaster mit ihren Hufen schlugen, daß die Funken stoben. Der Kutscher war bestochen und wußte, was es galt. Er ließ seine Thiere wild dahin rasen, indeß im Fond der Kutsche der Entführer seine ganze Gewalt aufbot, um Kate zu beruhigen.

Die Schwester Margret's saß wie betäubt. Sie fühlte immer etwas wie einen kalten Hauch über ihrem Gesicht, hörte immer etwas wie eine klagende Stimme, die ihr zurief und sie warnte.

Sie wußte nicht, was thun, was lassen; sie war sich wie selbst entnommen, sie meinte zu träumen.

Inzwischen ging die Fahrt weiter und weiter.

Um nach Leith am Ufer des Forthbusens an den Hafen zu kommen mußte man hinter dem Leith-Walk, der großen, mit prächtigen Häuserreihen geschmückten Verbindungsstraße mit dem Hafen, die man vorsichtig vermied, am St. Leonhardshill-Kirchhof vorüber, auf dem Margret beerdigt liegt. Als man hier angelangt war, bäumten plötzlich die Pferde wie von magischer Gewalt gescheucht empor, und da der Kutscher darüber erbost, auf sie einschlug, um sie weiter zu treiben, wichen sie plötzlich, wüthend gemacht, vom Wege ab und fuhren den Wagen mit gewaltigem Ruck am Friedhofsgitter fest.

Durch die wilde Bewegung der Pferde und den Stoß aufgeschreckt, fuhr Kate entsetzt und taumelnd empor und kaum nur hatte sie mit einem raschen Blick in die Gegend erkannt, wo man sich befand, als sie auch „sogleich vom Sitz und aus der Thür des Wagens mit dem lauten Ruf „Margret! Margret! Das ist Dein Werk!“ auf die Gräber hinübersprang und athemlos, in fliegender Hast, wie von Schrecken und Grausen verfolgt, den Weg hinauf zu Margret's Grabe lief, wo sie besinnungslos zusammensank.

Comyns, durch diesen Vorfall aus seinem Rausch gebracht, wüsten Geistes und fluchend über die Flucht der Geliebten, wollte diese einholen und zurückführen. Wüthend sprang er ihr nach, verlor dabei aber das

Digitized by Google

Gleichgewicht und fiel mit seinem Kopf gegen einen Leichenstein, daß er, augenblicklich in Blut gebadet, für todt auf dem Platze blieb.

Der draußen furchtsam an dem unheimlichen Orte diese erschreckenden Vorgänge mit ansehende Kutscher suchte zunächst seine schauernden Thiere einigermaßen zu beruhigen und nachdem dies geschehen, stieg er über das nicht zu eröffnende Kirchhofsthor hinweg, mit gesträubtem Haar und zitternden Knieen in die Gräberstadt hinein zu dem leblos daliegenden Comyns.

Kaum wissend, was er that, lud er zähneklappernd den Besinnungslosen auf seine Schultern, schleppte ihn keuchend und mühsam zurück, warf ihn auf den Sitz des Wagens und jagte spornstreichs, als wenn die Hölle dicht hinter ihm wäre, zur Stadt zurück.

Hier lenkte er die dampfenden, den Schaum weit weg schleudernden Rosse vor die Wohnung Comyns, pochte seine Wirthin heraus, hieß sie nach einem Arzt schicken und verschwand, noch ehe man eigentlich recht wußte, was geschehen, mit seinem Fuhrwerk in das Dunkel der Nacht.

Es dauerte lange, ehe Comyns zu sich kam. Als er aus seiner Erstarrung durch die Bemühungen des herbeigerufenen Doctors endlich wieder zu sich kam, blickte er lange starr um sich und phantasirte, bald betend, bald fluchend, bald weinend, die wunderlichsten Dinge durcheinander.

Ein heftiges Nervenfieber schüttelte ihn monatelang. Als er endlich außer Gefahr erklärt wurde, hatte er alles Haar verloren und sah einem Greise gleich. Von seinem Krankenlager erstehend und sich nach Kate erkundigend, erfuhr er, daß diese mit ihrem Oheim, Robert Bruce aus Indien, und Mary nach Frankreich abgereist sei.

Er hat sie nie wiedergesehen.

Kate Bruce hat später einen berühmten französischen Maler geheirathet, mit dem sie glücklich gelebt hat. Der Erzähler dieser Geschichte hat sie noch selbst in Paris 1846 gekannt, wo sie ihm Vorstehendes mitgetheilt. Sie fügte hinzu, daß sie erst nach geraumer Zeit auf dem Grabe der Schwester ihr Bewußtsein wieder erlangt haben müsse, denn als sie erwacht, habe der Tag bereits zu grauen begonnen. Nach brünstigen Dankgebeten, aus tiefstem Herzen zum Himmel gesendet, sei sie dann eilends nach Hause und dort mit dem Rufe in Mary's Arme geflogen: „Es ist Margret gewesen, die mich Dir und der Ehre erhalten."

Noch oft hat Kate den Einfluß und Schutz der Todten in ihrem Leben spüren wollen; bei vorgerückteren Jahren aber meist nur in Träumen und Ahnungen. Ob sie gegenwärtig noch lebt, ist unbekannt, doch wäre es leicht zu erfahren, wenn das für die Sache von weiterem Interesse wäre

Digitized by Google

Zu viel Musik!

Von **Ferdinand Hiller.**

Toujours perdrix!

Wohin soll sich ein armer geplagter Musikus vor der Musik retten, die ihn heutigen Tages wie eine zweite Atmosphäre Tag und Nacht umgiebt? -- — Früh steht er auf und freut sich der morgenlichen Frische; (die Alliteration ist zufällig entstanden) -- er tritt an das Fenster, um Luft und Einsamkeit einzuathmen: da erzittert in der Ferne leiser Trommelwirbel, — er kommt näher und näher, — Fanfaren ertönen und Schaaren stolzer Küraſſire, hoch zu Pferde, ziehen vorüber. Der Marsch, der geblasen wird, könnte viel schöner sein, aber gern folgt das Auge den jugendlichen Reitern und Gedanken mannigfacher Art erstehen, während jene dahinziehen und der Musikus sich an sein Pult setzt.

Er nimmt seinen Goethe und vertieft sich in unsere deutsche Odyssee, in Herrmann und Dorothea. Was ist das? Steht die Nachbarstochter auch so früh schon auf? Wahrhaftig, sie studirt die „Schule der Geläufigkeit". Das wackere Mädchen!

„Dieser sprach: „Ich tadle nicht gern, was immer dem Menschen
Für unschädliche Triebe die gute Mutter Natur gab."

Das Kind spielt aber doch sehr holperig.

„Denn was Verstand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft
Solch' ein glücklicher Hang, der unwiderstehlich uns leitet."

Das Mädel spielt aber gar zu falsch! „Solch' ein glücklicher Hang!" — der Pfarrer hat gut reden, — nein, das geht nicht zusammen — besser noch, man sieht zum Fenster hinaus!

Es ist lebendig geworden auf der Straße, sehr lebendig. Du mein Gott, kommt da nicht der Bursche mit dem Hut von Pappendeckel? Er ist's, er macht Halt, gerade gegenüber — die Drehorgelei beginnt, das Duett aus Norma wird abgewunden — „in mia mano alfin tu sei!" Ich bin in Deinen Händen! Unglückseliger, warum mußt Du auch Gewerbesteuer bezahlen? Welch' ein Gewerbe!

Alle Stimmung zur Arbeit ist vernichtet — es geht an die Geschäfte, die der Vormittag mit sich bringt und die Stunde der Mittagsmahlzeit kommt näher. Mit einem durchreisenden Collegen ist verabredet worden, in dem ersten Gasthofe an der Wirthstafel zu speisen. Vergnügt setzt man sich zusammen nieder. So Vieles hat man sich zu fragen, so Vieles zu erzählen, man ist so gemüthlich einsam inmitten aller jener fremden Gesichter. Aber die Rechnung ist ohne die Tafelmusik gemacht. Der Marsch aus dem Propheten bricht los und die große Trommel

Digitized by Google

bringt Einem bis in das Innerste des Magens. Als ob rennende Kellner, klirrende Teller, scheltende Gäste nicht vollkommen ausreichten, um jene erhöhte Stimmung hervorzubringen, in welcher wir Deutschen uns so behaglich fühlen! Nein, es gehört vor Allem dazu, daß man sein eigenes Wort nicht verstehe. Eilen wir fortzukommen!

Der Zug nach B. geht in einer Viertelstunde ab. Dort wollen die Freunde das Versäumte nachholen. Die paradiesische Aussicht, die herrliche Luft, die ländliche Ruhe: dafür erträgt man gern den Lärm der Eisenbahn. Eine Stunde ist ja schnell verraucht und der schönste Abend ist zu erhoffen. Aber schon beim Aussteigen wird der liebliche Traum wenn auch nicht zerstört, doch verkümmert. Blechmusik erschallt von der Höhe, wohin vor der sich flüchten?

Die Freunde geben den schönen ersehnten Platz auf und wenden sich nach dem Gehölz, um durch dieses auf eine reizende Anhöhe zu gelangen. Auch dort findet man einen guten Sitz und einen guten Schoppen. Da hören die Aermsten Schritte hinter sich — ein zerlumpter Junge naht, es ist ein verkleideter Apoll. Denn jetzt beginnt er seine Künste auf jenem Instrumente, einem der wunderbarsten Producte unserer wunderbaren Industrie, er läßt seine Ziehharmonika ertönen. Und er ist ein Gentleman, er läßt sich kein Almosen gefallen! Je reichlicher man ihn beschenkt, je toller wird sein Getöne. Mitten im Aerger lachen sich die Freunde selbst aus.

Zur Stadt zurückgekehrt (es ist recht spät worden), wollen die Gefährten vor der Trennung sich noch am Ufer des Flusses ergehen. Der Vollmond steht am Himmel, zahllose Sterne blinken, welch' eine Zaubernacht! Aber ihr Schicksal ist noch nicht erfüllt. Aus zwei Gärten dringen die Töne von zwei Orchestern, von zwei Musikstücken zu gleicher Zeit an ihre Ohren. O süße Macht der Harmonie, Du kannst den Menschen zur Verzweiflung bringen!

Ueberlassen wir die Freunde ihrem Verhängniß, sie werden sich nicht in's Wasser stürzen. Es ist ja auch ganz gleichgiltig, ob alle der Klingklang sie ennuyirt oder erfreut. Der Musiker ist für die Musik da, die Musik nicht für ihn. Aber eine Frage ist es, die man erörtern mag, wenn auch Nichts dabei herauskommt, in wie fern nämlich eine ersprießliche Wirkung auf ein verehrungswürdiges Publicum von diesem ewigen Getön zu erwarten sei. Wie lieben Sie's? wie lieben Sie's nicht? wo lieben Sie's? heißt es im Pfänderspiel — wir wollen hierauf antworten.

Sicherlich kann die Masse von Musik, die man gegenwärtig dem cultivirten Europa, vielleicht auch nur dem cultivirten Deutschland als Ohrenweide bietet, nicht dazu beitragen, die Freude an derselben zu erhöhen. Die Basis des Genusses, den die schöne Kunst der Töne den Menschen verschafft, ist der Ton und es ist nicht gut, wenn man gegen denselben abgestumpft wird. Welchen Eindruck Musik machen würde, wenn man selten welche hörte, ist zu unseren Zeiten kaum mehr zu ermessen. Annähernd mag man sich eine Vorstellung davon machen, wenn

Digitized by Google

man sich erinnert, welch' eine Wirkung im ersten Moment die ungewohnte Fülle und Pracht des Tonmaterials bei einem Musikfeste hervorbringt. Indeß, wäre es nur die Blasirtheit in Bezug auf den elementaren Reiz der Tonkunst, die wir zu constatiren haben, es wäre noch nicht so schlimm. Erst da, wo Geschmack, Geist und Gemüth ihre Rechnung dabei finden, fängt die Freude an der Kunst an und ein allzu großes Vergnügen am bloßen Klang würde beweisen, daß der Zuhörer auf einer Stufe steht, die ihm ein halbwegs höheres Verständniß unmöglich macht.

So übermäßig viel wird aber in unserer Zeit auf Schritt und Tritt, in öffentlichen Gärten und auf öffentlichen Plätzen und in öffentlichen Sälen den Leuten Musik geboten, daß sie fast aufhört, ihnen etwas mehr zu sein, als eine gewohnt gewordene Begleitung zum Essen und Trinken, Schwatzen und Flaniren, wenn sie nicht geradezu unbequem, ja störend wird. Die Wahrheit des Ausgesprochenen wird jeder unbefangene Beobachter bestätigen müssen. Man wird aber vielleicht einwenden, ich nähme die Sache zu ernst, zu eitel, als ein Künstler, der die eigene Würde in seiner Kunst beleidigt sähe — mit Nichten. Die Musik hat vielerlei Aufgaben und diejenigen, in welchen sie sich bis zu einem gewissen Grade unterordnet, sind nicht die untergeordnetsten. Wenn sie als Tanz, als Marsch rhythmischen Körperbewegungen ordnend dient, so erfüllt sie eine ihrer naturgemäßesten Bestimmungen. Ja, in so manchen Fällen, wo sie nur als ein Element, aber als ein unentbehrliches, benutzt wird, mag man sich's ruhig gefallen lassen — in ihrer Herabwürdigung liegt noch ein Beweis ihrer Macht. Aber sie wird mißbraucht und mißbraucht sich selbst, wenn sie selbstständig hervortritt und kaum Beachtung findet.

Wie weit nun diese populären Aufführungen Beachtung verdienen, ist eine zweite Frage und wenn man unbedingt sich gegen die Quantität dieser Productionen erklären muß, so ist gegen die Qualität auch gar Vieles einzuwenden, sowol in Betreff des Was? als des Wie?

Die Menschen (die Musiker ausgenommen) hören lieber Bekanntes als Neues. Der Musiker ist zwar „auch ein Mensch, so zu sagen" und er liebt auch die Werke, die er liebt, sich oft wieder vorzuführen oder vorführen zu lassen, aber das Neue hat einen eigenthümlichen Reiz für ihn, weil es seine Neugierde erregt und sein Auffassungsvermögen in höherem Grade in Anspruch nimmt. Das Publicum hingegen, in allen seinen Schichten, zieht vor, bequem zu genießen und man kann ihm kaum einen Vorwurf aus einem Triebe machen, der so tief in der menschlichen Natur begründet ist. Die schnellste und allgemeinste Verbreitung wird der Opernmusik zu Theil — kein Wunder daher, wenn man sie allüberall vorzugsweise den Leuten vorspielt. Das geschieht aber, wenn nicht immer, doch allzu oft in so geschmackloser, ja sinnloser Weise, daß es den allgemeinsten Widerwillen erregen müßte, wenn Sinn und Geschmack etwas mehr verbreitet wären, als es, trotz unserer gepriesenen Cultur, der Fall ist. Die Vorführung der greulichsten Trivia-

litäten, wenn sie im Musentempel Glück gemacht, ist wenigstens zweckentsprechend; Gartenconcerte sind keine pädagogischen Anstalten. Aber wie vielfach hört man nicht, wol ein paar stark accentuirter Melodieen wegen, Stücke, welche rein Scenisches, oder gar Recitativisches enthalten, was denn von der abgeschmacktesten Wirkung ist. Der höchste Grad verletzender Sinnlosigkeit, man darf sagen unmoralischer Kitzelei, wird aber erreicht im allgemein verbreiteten sogenannten Quodlibet.

Einen faulen Topf (un pot-pourri) nannte man vor nicht lange entschwundener Zeit eine Zusammenstellung beliebter Melodieen, aus welchen man, vermittelst einiger Variationen, einiger mehr oder weniger flachen Durchführungen, eine Art von musikalischem Ganzen herzustellen sich bemühte. Unter dem höchst unrechtmäßigen Namen von Phantasie wurde die Form später von großen Virtuosen benutzt, welche darin Gelegenheit fanden, neben gefälligem Allbekannten Unerhörtes zu bringen und durch die Macht des Contrastes doppelt zu wirken. Man würde aber den geringsten Bearbeitern dieser Gattung von Stücken schweres Unrecht thun, wenn man ihre Machwerke vergleichen wollte mit jenen „Was man mag-Producten."

Eine Melodie erklingt — kaum erfaßt, wird sie unterbrochen, um dem Anfang einer anderen Platz zu machen, und so wird Anfang an Anfang gereiht, bis es doch einmal — endlich — aufhört. Es giebt keinen Vergleich für den Mißbrauch, der hier mit den reizendsten Eingebungen des Genies getrieben wird. Das bei der älteren Generation in jungen Jahren beliebte Kaleidoskop gewährte einen hohen künstlerischen Genuß im Verhältniß zu diesem musikalischen Bilderwechsel; man mochte noch so schnell drehen, das Auge erfaßte doch immer ein Ganzes — aber hier hält man eine Revue über ein Bataillon lahmer, hinkender, einbeiniger, stelzfüßiger Gesänge. Die Quälerei der Nerven, die freilich im gesprochenen und gesungenen Drama, im Roman und im Tageblatt heutigen Tages eine bedeutende Rolle spielt, macht sich hier mit der flachsten Bequemlichkeit breit — man nennt das an- und aufregende Wirkung. Oder soll es eine Memorirübung für die musikalisch belesenen Hörer sein? Denn freilich ist der Ausruf „wo ist das her? und dies und das?" der einzige, zu dem der Eine oder Andere veranlaßt wird. Die Locken des Gedächtnisses, wenn diese kühne Metapher gelten kann, werden gezogen, gezupft, gerupft, — man muß dabei stille halten — und das soll eine Freude sein? — Es ist schnöde Verunglimpfung der Kunst und des Hörers. Das gesungene Quodlibet in seiner Possenhaftigkeit ist lange nicht so schlimm, — denn in diesem spielt das Wort die Hauptrolle und der schlechte Witz, der ja sehr amüsant sein kann, gehört dem Worte an. Aber die reine Musik, die Instrumentalmusik, ist eben so ungeeignet zur Posse, als zur Philosophie.

Unsere moderne Instrumentation, die so klebig zu sein weiß, als sie fein und raffinirt ist, macht sich bei diesen populären Aufführungen oft in fatalster Weise geltend. Da es vor allen Dingen dem Rhythmus gilt, so wird dieser Einem, nach dem Sprüchwort, „was man nicht im Kopfe

hat, muß man in den Beinen haben", nicht allein eingepaukt, sondern auch eingetrommelt. Die in mancher Beziehung sehr problematische Vervollkommnung der Blechinstrumente bringt betäubende, aber auch burleske Erscheinungen zu Tage. Die hervortretendste, man ist sie aber schon ganz gewohnt worden, ist die des sentimentalen Trompeters.

Der sentimentale Trompeter ist vielleicht auch bei Volksversammlungen, Schützenfesten, in hohen und niederen Parlamenten zu finden — hier aber haben wir es mit diesem nicht zu thun. Von jenem nur ist die Rede, der sich mit der ganzen Tiefe seines Gemüthes und der ganzen Süßigkeit seines Bleches der Cantilene widmet. Wie hat er sein stolzes, kriegerisches Instrument zu zähmen gewußt! Als ein wahrer Thierbändiger steht er da, der mit dem Löwen wie mit einem Pudel spielt. Die Trompete schmachtet, klagt, zittert unter seinen Lippen. Die schmelzendsten Ritartandos der italienischen Sängerin, ihr Hinsterben und Aufraffen, nichts läßt er unversucht; — der zum deutschen Liebeslied umgeschaffene Jodler erschreckt ihn nicht. Alle Accente der Empfindung und Leidenschaft weiß er sich anzueignen. Er bebt und säuselt — er schmettert Coloratur — er trillert Sehnsucht — wie der Bär tanzt.

Daß es bedeutende Componisten waren, die ihn zu der Erkenntniß der ihm innewohnenden Kraft geführt haben, mag zu seiner Entschuldigung dienen — sie hätten es vielleicht unterlassen, wenn sie geahnt hätten, zu welchen Verirrungen sie die erste Veranlassung gaben.

Es ist höchst bemerkenswerth, wie viele Musiker es zu unserer Zeit giebt, die mit dem Orchester zu schalten und zu walten wissen. Wie im vorigen Jahrhundert der geringste Organist eine Dosis gesunden Contrapunkts inne hatte, so verstehen jetzt die meisten Regimentskapellmeister auf eine aufführbare und oft wirkungsvolle Weise zu instrumentiren. Man findet unter ihnen sehr tüchtige Leute, die mit ihren Mitteln trefflich zu hantieren wissen, aber wie bei Allem in der Welt bilden doch die Mittelmäßigen die Majorität. Da es aber, nach Goethe, „keinen Fiedler giebt, der nicht lieber eigene Melodieen spielte", so legt auch in diesen Kreisen Jeder die Hand an's Werk, wenn auch nur um die Melodieen Anderer für sein Orchester zu setzen. Und da kommen denn oft, da eine tiefere harmonische Ausbildung fehlt, trübselige Sachen zum Vorschein. Es ist haarsträubend, um ein Beispiel zu geben, mit welchen Accorden versehen man oft unser herrliches englisch-preußisch-sächsisches Volkslied „God save im Siegerkranz" zu hören bekömmt. Gute, reine Bearbeitungen solcher und ähnlicher Gesänge müßten allgemein angenommen und nicht immer neu versucht werden. Eine starke musikalische Polizei thäte noth gegen alles Polizeiwidrige, womit man verfolgt wird.

Warum hört man bei uns in Norddeutschland so selten schöne Tänze an öffentlichen Orten spielen? Um einen Walzer von Strauß gäbe man gern ein halb Dutzend Opernfinales. An den Wiener Tanzmelodieen würde sich der fanatischste Anhänger Bismarck's erlaben und die Suprematie Oesterreichs auf diesem Gebiete willig anerkennen. Wenn

denn überhaupt unter jedem Baum und Strauch, zu Lande und zu Wasser, auf den Bergen und in den Thälern musicirt werden soll, so mache man es frisch und fröhlich, und lasse die Decorationsmusik dort, wo sie hingehört — inmitten der Decorationen.

Vor Allem aber gebe man uns Musik in homöopathischen Dosen bei feierlichen Mahlzeiten — loyalen, nationalen Banquets u. dgl. Etwas Instrumentalgeräusch zum Anfang und zum Ende — ein paar lustige Lieder in der Mitte — das Mehr ist wahrlich vom Uebel. Man macht uns Deutschen ohnedies seit Jahrhunderten den Vorwurf, wir äßen zu viel und tränken viel zu viel. Wie soll man sich aber den Magen nicht verderben, wenn das Gespräch mit dem nächsten Nachbar zu einer demosthenischen Lungenübung wird? Wie viele geistreiche Gedanken sind bei solchen Gelegenheiten von Verdi verschlungen, Meyerbeer zum Opfer gebracht worden? Und wie viel Katzenjammer hat Offenbach auf dem Gewissen? Seien wir ein wenig weniger musikalisch und wir werden musikalischer werden.

Boccaccio hat eine Novelle, die man fast wieder erzählen darf. Sie spielt auf religiösem Gebiete. Ein Christ habe einen Juden zum Freunde gehabt (im 14. Jahrhundert) und habe Nichts sehnlicher gewünscht, als ihn zu bekehren. Der Jude wollte lange Zeit davon Nichts wissen (im 14. Jahrhundert) — endlich aber habe er sich, zur großen Beunruhigung seines Freundes, entschlossen, nach Rom zu pilgern, um dort das Christenthum an der Quelle kennen zu lernen. Angstvoll erwartet der Freund während sechs langer Monate seine Rückkehr — endlich erscheint er, glücklich, bekehrt, getauft. „Ist's möglich?" ruft der Christ aus. Der Convertit erwiedert: „Wenn trotz der tollen Wirthschaft, die ich in Rom gefunden (im 14. Jahrhundert), die christliche Religion die weltbeherrschende ist, so muß sie auch die wahre sein."

Und wenn unsere edle Tonkunst trotz allem Unfuge, der mit ihr getrieben wird, nicht aufhört, erhebend und beseligend zu wirken, so beweist auch sie ihre tiefe und ewige Herrlichkeit.

Mit der Liebe ist es auch nicht anders!

Digitized by Google

Vertrauliche Mittheilungen aus dem Leben König Ludwig's I. von Bayern.*)

„On doit des égards aux vivants, on ne doit aux morts, que la verité", sagt Voltaire so richtig in seinem ersten Briefe über Oedipus, als stricten Gegensatz zu dem banalen „de mortuis nil nisi bene", welches alle Geschichtsschreibung der Menschheit aufheben würde.

Versucht man über den vor kaum Jahresfrist dahingeschiedenen greisen Monarchen die Wahrheit offen und unumwunden auszusprechen, so läßt sich kaum etwas Treffenderes sagen, als seinerzeit die Kölnische Zeitung in ihrem Nekrologe gesagt hat: „Seine Schwächen und Fehler gehörten ihm selbst an, und höchstens hatte während seiner Regierung Bayern darunter zu leiden; seine patriotischen Tugenden, sein Vaterlandsgefühl, sein Kunstsinn, seine Wohlthätigkeit haben nicht blos viele Einzelne gefördert, sondern haben, man darf sagen: das deutsche Nationalgefühl gehoben."

Er haschte keineswegs nach Popularität, er war von Natur aus volksgemein, d. h. er sprach Jedermann ohne vorhergegangenen Gruß direct und möglichst im Dialect an, aber selten theilnahmsvoll oder wohlwollend, sondern meist kurz und sarkastisch, mehr seine eigenen Gedanken, die ihm eben durch's Hirn gingen, an den Mann bringend, als sich um den Angesprochenen kümmernd, und dann, ohne die Antwort abzuwarten, weiter trollend. Wenn er zudem im Hofgarten den Gassenjungen drohend nachlief, welche die Kastanien von den Bäumen schlugen, im Hofbrauhause erschien, und selber sein „Krügel" ausschwenkte und über den Köpfen der Uebrigen es der Kellnerin ungeduldig hinhielt; wenn er gern im Gebirge sich allein herumtrieb und vor kleinen Abenteuern nicht zurückschreckte, die ihn manchmal in Gefahr brachten; wenn er in der Stadt, in jeder Straße, jeglich Bürgermädchen wohlgefällig

*) Unter dem Titel „Vertrauliche Mittheilungen aus München" ist uns, von verläßlicher Hand empfohlen, ein ziemlich umfangreiches Manuscript zur Verfügung gestellt worden. Was wir in unserem Texte geben, ist nur ein höchst fragmentarischer Auszug, da wir die Zeit, das Ganze bekannt zu machen, noch nicht für gekommen erachten. Zu viele der in diesen „Vertraulichen Mittheilungen" genannten Persönlichkeiten dürften unangenehm davon berührt werden, und wir wünschen nicht, uns irgend einer Indiscretion gegen sie schuldig zu machen, wiewol nicht zu leugnen ist, daß manch' ein neues und überraschendes Streiflicht auf Verhältnisse geworfen werden würde, die gerade in den letzten Monaten wieder in weiteren Kreisen von sich haben reden machen. Indem wir uns vorbehalten, nach Zeit und Umständen auf diese „Memorabilien" zurückzukommen, fügen wir nur noch hinzu, daß der Verfasser, dessen Standpunkt übrigens aus dem Mitgetheilten erhellt, uns als ein Ausländer bezeichnet wird, welcher lange in München gelebt hat.

Die Red. des „Salon".

Digitized by Google

ansprach — so trug all' Das zusammen keineswegs dazu bei, den König als Vater des Volks in Bayern selbst populär und beliebt zu machen. Es schien vielmehr, als ob man Dergleichen niemals für rechten und gutgemeinten Ernst gelten lassen wolle, sondern eigentlich nur an seinen Sarkasmus glaube

Solcher, oft wahrhaft witziger, oft sehr boshafter und nur selten harmloser Sarkasmen entsinnt man sich in München zu Tausenden und erzählt sie lachend den Fremden.

Noch unter Max Josef waren zwei Naturforscher auf königliche Kosten nach Brasilien geschickt worden, sollen aber mit reicherer Ausbeute für sich selbst, als für den Staat heimgekehrt sein, und zählten also zu den Parasiten des früheren Hofes. Wir wollen sie „Manz" und „Stunz" nennen. Als König Ludwig den Thron bestiegen, konnte er diese Frage freilich nicht mehr gerichtlich untersuchen lassen, da kein Gesetz eine rückwirkende Kraft hat; aber er bereitete sich eine Privatrache vor, die er Jahre lang mit ebenso viel Witz als Behagen durchführte. So oft er nämlich Manz begegnete, streckte er ihm beide Hände entgegen, und begrüßte ihn: „Lieber Stunz, wie geht's?" Wenn der verwechselt Angeredete dann sagte: „Eure Majestät, ich bin Manz", so erwiederte der König, seine Taubheit vorschützend: „Ja wol, ich weiß, Sie sind Stunz, Sie sind ein Ehrenmann, lieber Professor; aber der verfluchte Manz, der hat den Staat bestohlen, schade, daß ich ihn nicht mehr fassen kann! Adieu, lieber braver Stunz!" Und genau dieselbe Scene der Verwechslung spielte er mit Stunz, wenn er diesem begegnete, nannte ihn seinen guten ehrlichen Manz, schimpfte aber um so heilloser über Stunz, dem er eben das Alles — mit der Miene höchster Naivetät — direct in's Gesicht sagte.

Einige Tage, nachdem Schelling am 20. August 1854 in der Schweiz verstorben war, und das Gerücht hierüber sich in München verbreitete, welcher Hochschule der Philosoph auch noch nach Uebersiedlung nach Berlin angehört hatte, begegnete ein allerdings nicht sehr berühmter Professor der Malerschule dem damals schon längst pensionirten König und sprach ihn mit den Worten an: „Welch' ein Verlust für Münchens Gelehrtenruhm! Wissen Eure Majestät schon von Schelling's Tod?" — „Weiß, lieber A.", erwiederte der König; „ja, ja alle bedeutenden Leute sterben mir weg, und nur die Dummköpfe bleiben noch in München! Adieu, lieber A.!"

Oft waren seine Witze gerechte Geißelungen, sogar mit sittlichem Ernst und wie aus demokratischer Gesinnung. Beim Prinzen Adalbert spielten die Hofdamen öfters Privattheater, der Prinz zog aber manchmal auch eine k. Hofschauspielerin in's Spiel, um der Darstellung mehr Sicherheit zu verleihen. So war auch einmal eine der allerbeliebtesten und bestberufenen Künstlerinnen zu solcher Aushulfe gebeten worden und hatte freundlichst zugesagt. Als sie jedoch im Damencercle erschien und die Prinzeß sie vorstellte, legte eine der Damen sofort ihre Rolle nieder, denn sie spiele mit keinem „Theatervolk"! Alles war empört, doch ließ

Digitized by Google

sich nicht gut sofort Etwas erwiedern. Aber der Prinz Adalbert erzählte diesen Affront seinem Vater. Einige Tage darnach sah dieser jene Gräfin auf der Straße gehen. Er lief ihr nach, sie laut beim Namen rufend, und holte sie auch richtig ein, indem er sie laut und lachend ansprach, während all' die Fußgänger stehen blieben und zuhörten: „Habe gehört, liebe Gräfin! Sehr recht gethan! Nicht mit Hofschauspielerinnen agiren wollen! Man muß auf seine Geburt halten!' Ihr Großvater selig war Kutscher bei Napoleon, Sie sind aber Gräfin! Das ja nie vergessen! Kutschersenkelin darf sich nicht encanailliren mit Hofschauspielerin! Adieu, liebe Gräfin!"

Man würde die Absicht dieser Mittheilungen völlig verkennen, klagte man sie dahin an, das Andenken an diese jedenfalls bedeutend angelegte Natur zu trüben. Es ist wahr, das bayerische Volk wird dem König Ludwig kaum sehr dankbare Erinnerung bewahren, ja nicht einmal die Münchner, die er mit so viel Stiftungen bedachte, und an deren Arme er Millionen von Almosen vertheilte. Aber Deutschland, die Welt, die Kunstgeschichte werden es wol in Erinnerung behalten, daß ein kleiner deutscher König, und zwar in einer Zeitperiode allgemeinster Stagnation, allein in den siebzehn Jahren seiner Regierung der monumentalen Kunst 10,589,878 Gulden opferte, und nach der Abdication noch bis an seinen Tod alljährlich 200,000 Gulden. Dafür fand man denn aber auch kein, wie trotzdem allgemein erwartet worden, großes Privatvermögen vor, ja kaum ein königliches, und diese Enttäuschung trug noch mehr bei, das engherzige particularistische Urtheil der prosaischen Gemüther (und diese bilden überall — selbst in Bayern die Mehrzahl!) zu befestigen, daß dieser König ein Verschwender gewesen und für müßige Spielerei Alles vertrödelt, dem Lande aber nichts genützt habe.

So kam es denn, daß der, in mancher Beziehung geniale Fürst während der siebzehn Jahre seiner Regierung beim bayrischen Volke sich mehr Vorwürfe als Dank erwarb, und während der zwanzig Jahre seiner Abdication als kaum mehr beachteter Privatmann in München umherwanderte, brodelnd und sarkastisch Monologe murmelnd, oder sie als Ansprachen ohne Antwort den Leuten an den Kopf werfend. Es kümmerte sich Niemand mehr um ihn, und während seine zahlreichen, originell stylisirten und glühenden Liebesbriefe an Lola Montez noch viele Jahre darnach bei allen Bric-à-Brac-Händlern in Genf und Lausanne als curiose Autographe ziemlich wohlfeil den Engländern ausgeboten wurden — die Gräfin Landsberg selbst hatte sie 1849 an den Ufern des Léman verkauft, um ihre Hôtelrechnung zu bezahlen — konnten dann, als die Nachricht ihres jämmerlichen Absterbens 1861 zu Newyork nach Europa kam, die meisten bayrischen Journale diesen Nekrolog mit den anzüglichsten Rückblicken bringen und ausführlich erzählen, wie die Tänzerin endlich fromm geworden sei, für den letzten Rest ihrer geringen Habe sich bei einer frommen Yankeefrau in Pension eingekauft habe, von dieser aber direct halb zu Tode geprügelt und gepeinigt worden sei. So verschmachtete am 17. Januar 1861, eine Art weiblichen Kaspar Hausers, diese

einst so berauschende Orchidee, und ihr einstiger Anbeter in Europa ärgerte sich nicht wenig, als er in seinem Style und Participiumversbau eine Nänie auf sie im Kladderadatsch las, übrigens wüthender über den Mißbrauch seiner Dictionsform, als über den sonstigen Spott. König Ludwig konnte nämlich — und das ist wieder charakteristisch — Grobheiten ganz gut ertragen, ja, waren sie witzig, behaglich über sie lachen. So fand er ein besonderes Vergnügen im persönlichen Umgange mit dem, seiner oft wahrhaft shakespearisch kühn erdachten, aber erschreckend vulgären und unsauberen Antworten wegen berühmten und volksthümlichen Münchner Pferdehändler Fränkel, der das Jahr vor seinem königlichen Freunde verstarb, aber bis zuletzt von diesem im Vorbeigehen besucht wurde. Diese Antworten lassen sich nicht einmal niederschreiben, geschweige drucken, und die allergelindeste war jene, die er dem König mit unvergleichlicher Trockenheit gab, als dieser ihn „aufziehen" wollte, und ihm rieth, zu einem Kupferschmied zu gehen, um seine rothe Nase zu verkaufen; denn die sei doch offenbar echtes Kupfer. „O nein!" rief der Pferdetauscher, „i war schon beim Kupferschmied, da man mir das schon öfters rieth; der Mann sagte aber: „Na, das muaß a rechter Esel sein, der glaubt, daß das a Kupfer is!" Und derlei Bonmots erzählte dann der König behaglichst und trocken allen Leuten auf der Straße wieder.

Dagegen — und das ist der ideale Zug im Widerspruche seines Charakters — was ihm für edel, schön und heilig galt, darüber vertrug er, wenigstens so lange er für eine Sache warm fühlte, nicht einmal eine nüchterne Vorstellung. Solche Gemüthsheiligthümer waren ihm sein Begriff von der gottähnlichen Hoheit des Königs, wo dieser als solcher, nicht als Mensch und Privatperson, in Erscheinung trat. Daher diese raffinirte Entwürdigung, vor seinem Bilde Abbitte thun zu lassen, und jenes Donnergrollen, mit dem er einst einem Recruten, der auf Posten stand und den König nicht sofort erkannte, sein „Der König!" zurief, während er im Paletot, so zu sagen „außer Dienst", mit dem Stock in der Hand den Buben im Hofgarten nachlief. Solche Gemüthsheiligthümer waren ihm ferner sein Haß gegen Napoleon I.; seine Begeisterung für die sogenannten Befreiungskriege; die Poesie seiner römischen Künstlertage; sein Cultus der Schönheit in der Kunst wie in der Natur; seine schöpferische Protectorneigung; sein Kunstverständniß und, in nicht geringem Grade, sein Talent als deutscher Dichter. In letzterem Punkte war er besonders irritable, sowie, entgegengesetzt, sehr der Schmeichelei zugänglich. Wer von ihm seine drei Bände Gedichte erbat, dem schenkte er von da ab besonderes Vertrauen. Und doch machte er sehr genauen Unterschied, an wen er diese gereimten und ungereimten Monologe seiner Privatstunden vertheilte; gegenüber von Bauern, Spießbürgern, geringen Beamten ließ er sich von diesem Talente nichts merken. Dagegen war er nicht wenig stolz darauf, daß er fast in alle Sprachen Europa's übersetzt wurde. Natürlich nur aus gewinnsüchtiger Speculation von Seiten der Uebersetzer; denn wer sollte diese Gedichte gar noch übersetzt lesen, die schon im Originale nicht zu verdauen waren, und übertragen noch mehr ihre

Digitized by Google

Gedankenarmuth aufwiesen? König Ludwig gab sich übrigens selbst nie für einen eigentlichen Dichter aus, vielmehr war der Königsbegriff derart in seiner Seele dominirend, daß er all' derlei Talente als angeborene Attribute desselben voraussetzte. Daher dieser besonders komische Timbre, den die meisten seiner Dichtungen tragen, indem sie nicht den Eindruck von Gefühlsäußerungen poetischer Stimmung machen, sondern vielmehr den unbeholfen scandirter königlicher Rescripte im gedrungenen Lapidarstyle des souveränen Befehls. Diesem Triebe entsprechend liebte er auch am meisten die Form der Distichen, der Apostrophe, der Inschrift; und da er noch dazu Schöpfer so vieler Monumentalbauten war, so fühlte er den doppelten Drang, all' seinen Werken dieses poetische Privatsiegel aufzudrücken, den in der That alle Landschaften Rottmann's im Hofgarten, die meisten der Monumente, und die Genossen in der Walhalla in so unvergleichlichem Lakonismus tragen. Die Reimereien des Buchbinders Graff in den Münchner „Fliegenden Blättern" haben diesen königlichen Styl durch ganz Deutschland populär und unsterblich gemacht. Die Ironisirung seines poetischen Talents trat dem König sehr früh entgegen, als er noch regierte, und nach seiner Abdication schrankenlos ungenirt. Diese Entheiligung seiner edelsten, keuschesten, königlichsten Gefühle wurmte den alten Herrn am meisten, er fühlte sich dadurch ebenso in seinem fürstlichen wie individuellen Bewußtsein verletzt, und nichts konnte ihn verbissener machen, als wenn er irgendwo auf die freche Verhunzung seines classischen Verses stieß:

„Wenn der Muth in der Brust seine Spannkraft übt",

welcher in folgender Inversion durch Bayern, ja ganz Deutschland zum „geflügelten Worte" geworden ist:

„Wenn der Mops mit der Wurst über'n Senfnapf springt,
Und der Storch in der Luft den Frosch verschlingt."

Daß, so lange der König noch selber regierte, nicht einmal der Name Heinrich Heine's genannt werden durfte, versteht sich von selbst; aber als Privatmann konnte er es nicht verhindern, daß jene berüchtigten Gedichte Heine's auf ihn allgemein handschriftlich circulirten, jetzt sogar in der neuen Gesammtausgabe, in Berlin wie München, unbehindert figuriren. Viel Verdruß machte dem pensionirten König auch jenes handschriftlich allgemein verbreitete Poem: „Das Fest der Zwanglosen", einem der Redacteure der Augsburger Allg. Ztg. zugeschrieben, darin die Strophen vorkommen:

„Was Gemeinsames, o Himmel, hat mit Platen dies Geschlecht?
Nein, ein andrer Geist wohl mochte durch den dichten Festsaal schweben,
Jener Geist, der weiland, sagt man, solchen Reichsbefehl gegeben:
Welcher meiner Unterthanen diese Verse mir skandirt,
Sei mit des Civilverdienstes Orden heut' noch decorirt."

Etwa im Herbste 1859 befand sich ein Fremder im Atelier Wilhelm's von Kaulbach und ging vor all' den Cartons und Oelbildern bewundernd umher. Der Director der Münchner Akademie hatte damals jenes große Directorialatelier im ersten Stocke inne, in das man durch

Digitized by Google

eine dunkle Nebentreppe gelangt, wenn man an den Ateliers von Moritz von Schwind und Schraudolph vorbei passirt. Es ist ein hoher Saal aus dem früheren Jahrhundert, der blos Licht durch die hohen der Straße zugehenden Fenster und verschiebbare Vorhänge hat, um es zu moderiren. Dieser Fensterwand gegenüber stand damals der Riesencarton der „Amazonenschlacht", bestimmt für's Maximiliansäum, und vor neun Jahren schon in schwarzer Kreide fertig. Ueber diesem Carton hingen bis zum Plafond hinauf an jener Hauptwand alte Gobelins, die Loggien Rafael's aufweisend. Rechts neben dem großen Carton standen allerlei andere Cartons und Oelbilder zusammengehäuft; dagegen links von ihm waren die lebensgroßen Portraits, Oelbilder, eines ungarischen Magnaten, das von Franz Liszt und das der jungen russischen Fürstin Wittgenstein — jetzigen Fürstin Hohenlohe in Wien — also im Halbkreise aufgestellt, daß sie eine spanische Wand bildeten, die gegen den Zug schützte, der entstand, wenn sich die dahinter befindliche große Flügelthür öffnete. Wer zu Besuch eintrat, konnte eben dieser Verdeckung wegen nicht gesehen werden, bevor er nicht hinter ihr hervorkam in den großen leeren Mittelraum, dessen Boden übrigens voll bedeckt war von Todtenmasken in Gypsabgüssen, einzelnen abgeformten Gliedmaßen, aufgerollten Zeichnungen, hingeworfenen Skizzen, zahlreich aufgehäuften Büchern und umherstehenden kleineren Staffeleien, sowie Stühlen aus allerlei Zeit und Styl. In diesem Chaos saß der große Meister — den Rücken den Fenstern zugekehrt, gegenüber seiner „Schlacht von Salamis" — und kreidete und wischte an einem erst halb skizzirten kleineren Carton auf besonderer Staffelei. Wie gewöhnlich trug er sein abgestepptes Künstlerhabit aus schwarzer Seide, auf dem Haupte eine alte Sammetkappe, die Brillen vor dem Auge und die nie ausgehende Cigarrenspitze im Munde, die er alle paar Minuten wieder anzündete, um etwas Zerstreuung zu haben. Dabei wird emsig fortgezeichnet, werden all' die herumliegenden Studien beständig zu Rathe gezogen, und doch stockt das Gespräch nicht, wenn sich eben Besuch im Atelier befindet. Kaulbach ist berühmt kaustisch, wie mit dem Stift, so auch im Gespräche, und wer bei solchen Gesprächen unsichtbar gegenwärtig wäre, würde daraus leicht den geistreichsten Commentar zu des großen Künstlers eigenen Schöpfungen finden.

Auch an jenem Morgen war der Meister doppelt sarkastisch, da er — nachdem er die letzte Zeit über mit so viel Liebe und Freude an den durch Albert's meisterliche Photographien nun weltberühmt gewordenen Frauengestalten aus Goethe's Dichtung und Leben gezeichnet hatte — diese Schöpfungen plötzlich sistiren mußte, indem ihm aus Berlin der Bescheid zugekommen war, man habe sich endlich, endlich über das Sujet des sechsten Wandgemäldes für das Treppenhaus im Neuen Museum entschieden, und zwar die symbolische Darstellung der „Reformation" gewählt.

Um allerlei Bedenken, künstlerischer sowol als philosophischer Natur, welche dieser Auftrag in ihm wach rief, drehte sich das Gespräch, mit dem der gedankentiefste Künstler modern deutscher Zeit seinen Gast

Digitized by Google

beehrte. Schon hatte der geniale Illustrator des Reinecke mit der ihm eigenen Energie sich an die ersten Entwürfe der neuen Aufgabe gemacht, und suchte das spröde Sujet dramatisch lebhaft zu bewältigen, nachdem die Woche vorher lange Conferenzen über die historischen Fragen mit den Professoren v. Sybel und Bluntschli gehalten, und aus langen Namenslisten die entsprechendste Auswahl getroffen worden war.

Während Kaulbach also vor diesem ersten Entwurfe, auf dem kaum erst die Architektur des Schauplatzes und einige Hauptgruppen leichthin skizzirt waren, saß und kreidete, wischte, schabte und fleißig fortrauchte, dabei gleichmäßig und stetig mit dem Fremden sprechend, der nicht müde wurde, die größeren Cartons und Bilder zu bewundern: hörte man hinter der Wand, welche letztere bilden, die hohe Flügelthür sich öffnen und dann nicht eben allzusanft sofort wieder zuschlagen.

Da die Person des Besuchers hinter jenen Bildern nicht hervorkam, man vielmehr nur hastig und schlurfend dort umhertrippeln und sich trocken räuspern hörte, bemerkte der große Meister, indem er die Rechte auf dem Carton behielt, mit der Linken aber die Brille emporschob, um zur Seite der Staffelei auszulugen: „Nun, wer wird denn das sein?" Im selben Momente aber erschien in der Oeffnung, welche das lebensgroße Bild Liszt's den Fenstern zu frei ließ, ein ziemlich großer hagerer alter Herr in grauem Flause, und einen breiträndrigen grauen Filzhute höchst ungenirt auf dem Haupte, und sagte, Liszt's Portrait durch eine Lupe musternd, dagegen der Staffelei und dem Künstler den Rücken zuwendend, mit charakteristisch lauter und rascher Fistelstimme: „Guten Morgen, Kaulbach!"

Der Angeredete grüßte, duckte sich dann aber wieder rasch auf die Staffelei nieder, kreidete nun doppelt emsig am Carton weiter und bemerkte dem Fremden: „König Ludwig!"

Und während inzwischen das Gespräch zwischen dem Fremden und Kaulbach ganz ungenirt fortgesetzt wurde, ging der König den Saal seiner ganzen Länge nach ab, als wär' er völlig allein, beschaute mit seiner Lupe all' die schon längst ihm bekannten Cartons und Bilder, hielt Monologe, trat bald zurück, bald näher an die Gegenstände, hob manch' ein Blatt eines Entwurfs vom Boden auf, zog einige Rahmen vor, oder drehte sie um, wenn sie an die Wand gelehnt waren.

Endlich kam der greise König bei diesem seinen Rundgang, aber stets zickzack, hastig und wie unsicher auf den Beinen schreitend, wieder zurück zu Kaulbach's Staffelei, setzte sein Binocle auf und sah dem Meister, der sich durchaus nicht rührte, über die Schultern, höchst aufmerksam die in ihrem Sujet noch schwer erkennbare Zeichnung betrachtend.

Plötzlich, als blitzte ihm ein Gedanke durch den Kopf, rief der König in erstauntem Tone: „Was machen Sie denn da, lieber Kaulbach?"

„Den Entwurf zum Reformationsbilde, Eure Majestät! Als sechstes Wandgemälde nach Berlin bestimmt", erwiederte der Künstler sehr laut, um gehört zu werden, drehte sich aber auch jetzt nicht um, sondern rauchte und kreidete weiter.

Digitized by Google

Als hätte den alten Herrn ein kalter Wasserstrahl unversehens getroffen, so fuhr der König bei diesen Worten empor, und schrie mit vibrirender Stimme: „Was? Die Reformation? Und nun also doch? Wer hat denn das entschieden?“

„Befehl aus Berlin“, lautete die Antwort des ruhig fortkreidenden Künstlers.

„Die Reformation?“ schrie der alte Herr noch lauter. „Und für Berlin? Und ein so großer Meister wie Kaulbach giebt sich dazu her? Das ist das Aergste, was ich erlebe!“

Rasch drehte sich der große Künstler um, erhob sich in ganzer Figur vom Schemel, auf dem er saß, schob die Brille in die Höhe und die Sammetmütze nach rechts, und sagte laut und mit ruhiger Bestimmtheit: „Majestät vergessen, daß ich selbst Protestant bin.“

König Ludwig, in höchster Aufregung die rechten Worte zu finden, um sich begreiflich zu machen, fiel dem Künstler in die Rede: „Nein, Sie mißverstehen mich, Kaulbach! Ich will nicht auf die confessionelle Seite der Frage anspielen, in meinem Lande waren die Protestanten stets frei, und ich habe doch auch Luther in die Walhalla gestellt! Nein, meine Entrüstung gilt der künstlerischen Aufgabe. Wie wollen Sie denn einen Gedanken malen, eine geistige Meinung plastisch darstellen? Es ist unwürdig eines so großen Künstlers, sich zu solch' einer artistischen Verirrung herzugeben.“ Und der König redete sich so in Eifer, daß er im Atelier hinab und hinauf lief, mehrmals ärgerlich aufstampfte und allerlei unverständliche Ausrufe that, während Kaulbach längst schon wieder ruhig weiter kreidete. Endlich ergriff der alte Herr einen alterthümlichen Stuhl, der in der Nähe der Staffelei stand, und eiferte laut fort, wie im Selbstgespräch: „Die Reformation malen! Und gar noch für Berlin! Wissen Sie, und damit Sie sehen, wie unparteiisch und objectiv ich bin: ich habe dem Großherzog von Weimar gerathen, die Reformation und ihre Zeit auf der Wartburg zu verherrlichen; dorthin gehört ihre Glorification, dort hat sie doch wenigstens historischen Boden, von dort ist sie ausgegangen. Aber was will man mit der Reformation in Berlin? Wie kommen diese historischen Parvenus zur Reformation? Wie unterstehen sie sich, deren geistige Bedeutung *sich* anzueignen, um ihrem Militairstaat auch *diesen* Nimbus zu verleihen? Und dazu giebt sich ein Kaulbach her! Auf die Wartburg gehört die Reformation, auf die Wartburg, oder auch nach Wittenberg meinetwegen .... aber nach Berlin! ....“

Und der greise König war in so unglaubliche Erregung gekommen, daß er den Stuhl mit beiden Händen an der Lehne faßte und ihn so heftig zu Boden stieß, daß er krachte und fast in Trümmer ging.

Dann machte er plötzlich halb rechts, zog sich den Hut in's Gesicht und ging, ohne weiter zu grüßen, mit hastigen Schritten davon. Man sah ihn hinter den Bildern verschwinden und hörte noch, wie er die Flügelthür heftig hinter sich zuwarf.

Momentan herrschte lautlose Stille ....

Digitized by Google

Die Romane von Edmund Yates.

Von **Julian Schmidt.**

Das Publicum ſtellt an den Kritiker, wie ich glaube mit Recht, vor Allem die Frage: hat der Gegenſtand der Beſprechung überhaupt einen Werth? Was der Autor im Einzelnen gefehlt, kommt erſt in zweiter Linie in Betracht; die Hauptſache iſt, ob der Gegenſtand es lohnt, ſich mit ihm zu beſchäftigen. Im vorliegenden Fall kann ich die Frage bejahen. Bei allen Ausſtellungen, zu denen die Romane von Edmund Hodgſon Yates Veranlaſſung bieten, ſteckt etwas darin; man wird durch die Lectüre bereichert.

Es war, wie es bei der unüberſehbaren Fluth der modernen Belletriſtik leicht vorkommt, ein Zufall, der mir einen dieſer Romane in die Hände ſpielte. Er erregte meine Aufmerkſamkeit und veranlaßte mich, die übrigen drei, die in der Tauchnitz'ſchen Sammlung enthalten ſind, gleichfalls zu leſen. Der Dichter hat, wie ich ſeitdem erfahren habe, noch einige andere geſchrieben, außerdem verſchiedene Zeitſchriften redigirt, und iſt mit anderen Schriftſtellern, namentlich mit Thackeray, in vielfache Streitigkeiten verwickelt geweſen. Er iſt jetzt ſiebenunddreißig bis achtunddreißig Jahre alt, verheirathet (einer ſeiner Romane mit dem bezeichnenden Titel „Land at last" iſt ſeiner Frau gewidmet) und wie man ſagt ein echter Lebemann, was auch bereits ſeine Romane verrathen.

Sein nächſter Vorzug iſt der gemeinſame aller engliſchen Roman-Schriftſteller, ſoweit ſie überhaupt in Betracht kommen. Er beſitzt eine mannigfaltige Anſchauung aus allen Sphären des Lebens, die er nicht blos oberflächlich, ſondern ſehr gründlich kennt, und die er mit allen charakteriſtiſchen Zügen dem Leſer vorzuführen weiß. So lange überhaupt der engliſche Roman blüht, und das iſt bereits ſeit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, hat er dieſe Richtung auf die Fülle des Details und auf die imitative Form. Daniel Defoe, Fielding, Smollet, bis zu einem gewiſſen Grade auch Richardſon: man wird förmlich überſchüttet mit einer Fülle originaler Menſchen, die man ſo genau kennen lernt, als wenn man mit ihnen perſönlich verkehrte Es liegt darin ein ſtarker Gegenſatz gegen die franzöſiſchen Novelliſten. Die Franzoſen, wo ſie ihrer eigenſten Natur treu bleiben, haben einen beſtimmten Gegenſtand, in der Regel eine Paſſion, die ſie Schritt vor Schritt mit dramatiſcher Steigerung entwickeln, bis es endlich zur Kataſtrophe kommt, die nicht ſelten an eine epigrammatiſche Pointe erinnert. Die Figuren charakteriſiren ſie nur ſo weit, als es zum Verſtändniß der Handlung nothwendig iſt; das Uebrige wird in ganz flüchtigen Umriſſen hingeworfen. In der Aus-

Digitized by Google

malung der Leidenschaft sind sie sehr beredt, sie hören sich selbst mit einem gewissen Behagen zu, und in der Regel geht ihnen der Held ganz in seiner Leidenschaft auf: was er nebenbei treibt und ist, scheint ihnen von weniger Belang. Das Streben nach Gleichstellung der Menschen ist bei ihnen nicht erst eine Errungenschaft von 1789; es ist auch nicht blos politischer Art: es liegt in der Stärke des Abstractionsvermögens, das ihrem Stamm eigen ist.

Unstreitig ist für den deutschen Leser die Lectüre einer französischen Novelle im Durchschnitt bequemer, als die einer englischen. Man bleibt immer bei der Sache, die Phantasie wird nicht auf Abwege geführt; was der Dichter bezweckt, tritt sehr deutlich hervor, und man kann ihm gegenüber eine bestimmte Position nehmen; man kann, gleichviel ob mit der Empfindung oder mit dem Verstand, nachrechnen, ob die Gleichung stimmt oder nicht. Die Engländer machen es dem Leser nicht so leicht: sie haben eine so unbefangene Freude an den einzelnen Personen, die sie vorführen, daß sie oft gar nicht überlegen, was sie aus ihnen machen sollen. In die Handlung treten so viel retardirende Momente ein, daß man sich einigermaßen zusammennehmen muß, um ihr mit Interesse zu folgen. Manche Romane, auch von den namhaftesten Dichtern, könnten noch viele Bände hindurch fortgesetzt oder auch in der Mitte abgebrochen werden, ohne daß es etwas änderte. Die lose Composition der „Pickwickier" ist nicht individuell für Dickens, sie ist echt englisch; und wo die Engländer sich zu einer concentrirten, gewissermaßen nach Reih' und Glied geordneten Handlung verstehen, wird man in der Regel französische Einflüsse wahrnehmen.

Es ist im Theater nicht anders: der Gegensatz zwischen Shakespeare und Racine besteht noch heute, selbst in der geringsten Gattung der Komödie. Im französischen Lustspiel wird man mit einigem Kunstverstand stets ermitteln können, warum die eine oder die andere Figur gerade an diese oder jene Stelle zu stehen kommt; im englischen Lustspiel wird das selten möglich sein. Bei einem gewaltigen Geist wie Shakespeare freilich fügen sich auch die disparatesten Elemente dem großen Zuge seiner Inspiration; aber bei seinen Zeitgenossen, Nebenbuhlern und Nachfolgern sieht man sehr deutlich, was für Bedenken die schrankenlose Freiheit hat.

Nun wird man allerdings sehr reichlich entschädigt durch den neuen Stoff, den man bei den Engländern gewinnt. Es scheint die Eigenthümlichkeit der romanischen Nation überhaupt zu sein, daß sie in der Kunst gern geprägte Münzen ausgeben; ihre Schriftsteller werden für die Nachwelt insofern historisches Interesse haben, als man ihre Weltanschauung im Ganzen untersucht. Bei den Engländern dagegen muß jedes einzelne Werk von der Beobachtung und Reflexion ausgehen, es muß sich auf eigene Füße stellen, die sittlichen Begriffe wie die Charakterformen, mit denen es hantirt, werden immer auf die Goldwage gelegt. Darum behalten diese Romane auch in späterer Zeit, wo der Geschmack eine andere Richtung genommen hat und wo sie nicht mehr zur Unter-

haltungslectüre gehören, hiſtoriſchen Werth. Aus Sterne, Fielding, Smollet, Goldſmith erfährt man noch heute ganz genau, wie im Anfang oder der Mitte des vorigen Jahrhunderts Gelehrte, Künſtler, Landedelleute, Apotheker, Aerzte, Reitknechte, Tagediebe u. ſ. w. ſich gehabt, wie ſie geredet, wie ſie gedacht und empfunden haben; man lernt ihre Lebensbeziehungen, ihren Glauben und ihre Vorurtheile kennen und empfängt ein reales Sittengemälde. Der Realismus iſt nicht eine Erfindung von heute oder geſtern, er iſt in der engliſchen Poeſie ausgeprägt, ſo lange ſie überhaupt beſteht.

Nun ſtelle man neben jene engliſchen Romane das Werk eines Dichters, der wahrlich an poetiſcher Kraft nicht hinter ihnen zurückſteht, deſſen Einfluß auf ſeine Zeit viel durchgreifender war, Rouſſeau's „Neue Heloiſe“: was lernt man daraus über die Sitten des Jahres 1762? — Unmittelbar gar nichts, denn alle die Leidenſchaften und Conflicte, von denen es handelt, ſowie die Charaktere, welche bei der Gelegenheit zum Vorſchein kommen, tragen die Farbe der Subjectivität des Dichters, und ſind nur inſofern charakteriſtiſch für die Zeit, in der ſie ſpielen, als die Subjectivität des Dichters charakteriſtiſch für dieſe Zeit iſt. Sollte man aber dieſen Vergleich ablehnen, weil es ja Rouſſeau durchweg mehr auf Erörterung moraliſcher Probleme, als auf Darſtellung von Zuſtänden ankam, und weil das Medium, durch das er die Welt anſchaute, ein getrübtes war, ſo nehme man ein beliebiges von den frivolen Büchern ſeiner Periode, den „Faublas“ oder die „Liaisons dangereuses“: hier kommen zwar Sitten vor, die in einer anderen Zeit undenkbar wären; aber einmal beſchränkt ſich dieſe Sittenſchilderung ganz einſeitig auf den engen Kreis, dem der Verfaſſer angehört, und dann ſind die Sitten unfähig, volle, runde und eigene Charaktere zu bilden. Die liederlichen Herren und Damen ſehen einander zum Verwechſeln ähnlich, ſie ſind dem Grade, aber nicht der Art nach von einander verſchieden, ſie ſind eigentlich nur die an ſich unweſentlichen Träger der Sittlichkeit oder Unſittlichkeit, die den Gegenſtand des Buchs ausmacht.

Nun haben ſich freilich in neueſter Zeit, bei der großen Erleichterung des Weltverkehrs, die Gegenſätze etwas ausgeglichen. Namentlich Balzac hat ſehr viel von der engliſchen Art in die franzöſiſche Literatur eingeführt, und man bemüht ſich, bei den Romanfiguren noch etwas Anderes hervortreten zu laſſen, als das allgemein Menſchliche und Leidenſchaftliche. Andererſeits ſtreben auch die Engländer einer beſtimmten Kunſtform zu: ſie flechten die einzelnen Scenen nicht willkürlich in einander, ſondern ſie ſuchen eine Gliederung und Gruppirung, die den Geſchmack befriedigen ſoll. Nach dieſer Seite hin liegt das zweite Verdienſt von Yates. Er iſt ein wirklicher Artiſt, und wenn auch die Fülle ſeiner Figuren den eigenen Gehalt der Handlung zuweilen überwuchert, ſo bemüht er ſich doch, und zwar mit Erfolg, ſie ſo zu ſtellen, daß jede in ihr rechtes Licht kommt und das nöthige Relief gewinnt. Er hat ſehr viel von Dickens gelernt, in dem langen Athem leidenſchaftlicher Sce-

nen, in der Durchgeistigung der Natur mit den seelischen Stimmungen, um die es sich augenblicklich handelt; aber er sucht sich von seinen Unarten und Willkürlichkeiten frei zu halten. Seine Geschichten sind, nach den Gesetzen der Symmetrie und des Contrastes, architektonisch gruppirt, zuweilen so streng, daß man zu sehr die Absicht merkt; sie machen, um ein Bild aus einer anderen Kunst zu entlehnen, abgesehen von ihrem Inhalt, einen angenehmen Farbeneindruck. Mit dieser Verbannung der Willkür aus der Composition hängt noch ein anderer Vorzug zusammen. Yates läßt sich bei der Zeichnung seiner Figuren nicht von der Stimmung und dem Reiz des Augenblicks überwältigen, wie das bei Dickens sehr häufig geschieht, so daß die Grundstimmung des Charakters verloren geht; sondern er hat sie so sorgfältig und gründlich nach allen Seiten hin durchdacht, und beherrscht sie so weit, daß sie in der Regel ihrer Natur treu bleiben. Fehler kommen natürlich auch hier vor. Ferner verräth es einen entschieden künstlerischen Sinn, daß er die sogenannten Chargen vermeidet. Figuren wie Pecksniff kommen bei ihm nicht vor. Figuren, die eigentlich nichts anderes sind, als geistreiche und witzige Variationen über ein bestimmtes Thema, Figuren, die kein eigenes Leben haben, sondern die nur eine Maske sind, durch welche der Autor mit seinem Publicum Scherz treibt. Auch die beliebten Romanhelden, die einen hoffnungsvollen jungen Menschen im Allgemeinen ohne weitere Bestimmtheit repräsentiren, kennt Yates nicht, für jede seiner Figuren sucht er vielmehr die geheime Feder auf, welche ihnen unbewußt die Association ihrer Vorstellungen und demgemäß ihrer Handlungen beherrscht, und sie dadurch von anderen Individuen unterscheidet. Daß er zuweilen durch Randglossen den Leser auf diese individuelle Triebfeder aufmerksam macht, ist künstlerisch ein Mangel, aber es erleichtert sehr die Lectüre: denn über das, was er will, kann man sich nicht täuschen.

So reich er ist in der Erfindung von Aeußerlichkeiten der Charaktere, so ist freilich die Zahl der wirklichen Charaktertypen bei ihm eng bemessen. Die Grundformen kehren in der Regel wieder und er weiß nur durch Nüancen zu entschädigen. Aber alle diese Formen, gleichviel ob bedeutend oder unbedeutend, sind ehrlich empfunden und ausgeführt, und die Conflicte, in die sie durch ihre Natur mit sich selbst und mit den sittlichen Gesetzen gerathen, sind sehr ernst genommen. Dies ist sein dritter Hauptvorzug: jeder seiner Romane behandelt ein sittliches Problem, d. h. er sucht in dem individuellen Fall und aus der individuellen Voraussetzung heraus das Naturgesetz des sittlichen Lebens nachzuweisen. Und zwar drehen sich die mir bekannten Romane sämmtlich um ein *soziales* Problem, die Ehe.

In früheren Zeiten, als eine gewisse Prüderie die Stelle der Moral vertrat, war die Ehe aus dem Bereich der Dichtung ausgeschlossen. Es setzte harte Kämpfe, ehe der brave junge Mann die von der Vorsehung ihm bestimmte Braut fand und erwarb: aber wenn sie vor den Altar getreten waren, fiel der Vorhang; höchstens trat noch ein Epilog heraus, um dem Publicum mitzutheilen, daß sie eine Masse Kinder hätten und

sehr glücklich zusammen lebten. Neuerdings ist man zu der Ueberzeugung gekommen, daß mit der Ehe vielmehr der rechte Kampf des Lebens erst beginne, und der Roman fängt in Folge dessen nicht selten mit der Hochzeit an. Aber namentlich bei den Franzosen ist gewöhnlich die Darstellung dieser Beziehungen sehr frivol gehalten, es ist mehr der Ehebruch als die Ehe, was den Vorwurf der Handlung bildet, und die Conflicte und die daran sich knüpfenden Ereignisse verlieren sich wieder mehr in's Aeußerliche: Furcht vor Entdeckung, Wechsel der Liebesbeziehungen u. s. w. Yates faßt das wirkliche innere Verhältniß der Gatten zu einander in's Auge, er sucht das Gesetz dieser Beziehungen durch individuelle Erfahrungen zu bereichern und an ihnen zu prüfen. In der Regel ist er auch hier wie in der Zeichnung der Charaktere von künstlerischer Ehrlichkeit. Nur begegnet es ihm zuweilen, daß er am Ende das Problem abschwächt und durch äußerliche Mittel die innere Krankheit beseitigt; auf der anderen Seite, daß er es zu paradox zuspitzt und dadurch aus dem Reich der Wirklichkeit in das der Chimäre geräth. Das soll nun im Einzelnen nachgewiesen werden.

Land at last. — Die Eröffnung der Scene ist ganz Dickens. Wir sind in den Straßen Londons, die durch unaufhörlichen Regen mit tiefem Schmutz überzogen sind — man erstaunt bei der Gelegenheit zu erfahren, einen wie unendlichen Reichthum das englische Vocabularium für die Synonyme von Dreck besitzt. — Durch dieses Wetter wandert mühsam ein Mädchen in schlechten Kleidern; wenn sie irgendwo längere Zeit ein Obdach sucht, wird sie von den Polizeibeamten weggewiesen. So wandert sie ruhelos weiter, bis sie endlich nicht mehr kann, und sich in eine Straßenecke hinlegt, um zu sterben.

Hier findet sie ein Maler, Geoffrey Ludlow, der, obgleich schon vierzig Jahre alt, eben zum erstenmal in seinem Leben mit einem Gemälde einen Erfolg erzielt hat. Alle Helden von Yates sind achtunddreißig bis vierzig Jahre alt: wir scheinen in der Entwickelung unendlich viel langsamer zu sein, als unsere Vorväter; W. Scott's Helden sind fast niemals älter als achtzehn bis dreiundzwanzig Jahre, und wenn gar ein Mädchen die Zwanzig erreicht hat, wird sie in's alte Register geschoben. Ludlow leidet bei seinem entschiedenen Talent, künstlerisch wie im wirklichen Leben, an einer gewissen Charakterschwäche, die mit seinem herkulischen Körperbau wenig in Einklang steht: er ist schüchtern, befangen und unschlüssig, und auch in seinen Arbeiten geneigt, fremden Einflüssen zu folgen. Von den Bilderhändlern wird er ausgebeutet, von seinen Collegen als ein guter Kerl, der kein Spielverderber ist, hochgeschätzt. Die Art, wie diese Leute mit einander verkehren, ist mit äußerster Anschaulichkeit und offenbar völlig naturgetreu dargestellt; einige Charakterköpfe zeigen ein wirkliches Studium.

Geoffrey Ludlow nimmt sich des kranken Mädchens an und sorgt für ihre Genesung. Sobald sie einigermaßen hergestellt ist, entwickelt sie eine große Schönheit ergreifender, wenn auch eigener Art: sie hat

Digitized by Google

prächtige, brennend rothe Haare, tiefe Veilchenaugen, und ihre blassen Züge zeigen Charakter. Margaret Dacre ist, wie sie ihrem Retter nach einiger Zeit selbst erzählt, von einem Wüstling verführt worden, den sie leidenschaftlich liebte, erst weil er dem Bürgermädchen einer kleinen Stadt durch seine aristokratischen Manieren imponirte, dann, weil er sie zu bändigen verstand. Er hat mit ihr in Saus und Braus gelebt, in London und in verschiedenen Ländern des Continents; nun hat er sie im Stich gelassen und ist, weil er wegen schwerer Vergehungen sich auch mit seiner Familie überworfen hat, nach Australien ausgewandert. Es ist die alte Geschichte von Leone Leoni.

Ludlow faßt gleich zu Anfang eine starke Neigung zu dem schönen Mädchen, das er mit künstlerischem Auge ansieht und in seinen Gemälden verherrlicht. Sie merkt die Neigung schnell und veranlaßt ihn in nicht zu langer Zeit zu einer Erklärung. Ihrerseits hat sie nicht die geringste Neigung für ihn, ihr an sich kaltes Herz hat alle Empfindungen, deren es fähig war, an das eine Idol ausgegeben, aber sie durchschaut bei Ludlow das treue, ehrliche Gemüth, die tiefe, durch und durch wahre Empfindung, und hofft in ihm Ruhe zu finden: Ruhe und ein sicheres Obdach vor dem schrecklichen Regen ist das Einzige, nach dem sie sich im Augenblick sehnt. Auch Ludlow's Charakterschwäche durchschaut sie, aber gerade das hat für sie einen eigenen Reiz.

So werden sie Mann und Weib, ohne daß er über ihre früheren Beziehungen irgend etwas Näheres wüßte. Die Freunde sehen mit Besorgniß zu, aber Margaret hat im Anfang den besten Willen, sich in die neue Lage zu schicken; sie versucht sogar, mit der Mutter und Schwester ihres Mannes, die in sehr engen bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen sind, sich leidlich zu verständigen. Indeß bald wird ihr die Aufgabe immer schwerer. An die Aufregungen eines ausschweifenden Lebens gewöhnt, empfindet sie in der Einsamkeit ihres Haushalts immer drückendere Langeweile. Ihr Mann trägt sie auf den Händen, er theilt ihr bis auf's Kleinste Alles mit, was sein Herz und sein Talent beschäftigt, sie könnte ihn unbedingt beherrschen. Aber sie hat kein Interesse dafür, sie kann sich nicht zwingen, an seinen Hoffnungen und Idealen Theil zu nehmen, sie empfindet eine entsetzliche Leere und ist nicht sparsam in Aeußerungen dieser Empfindung. Die Besorgniß der Freunde wird immer größer, und zwischen Ludlow und seinem alten Umgangskreise tritt völlige Entfremdung ein.

Man hofft, daß das Verhältniß sich zum Bessern gestalten wird, als Margaret Mutter wird. Aber das Gegentheil findet statt. Sie hat für dergleichen Empfindungen kein Herz; früher hatte sie wenigstens Ruhe, jetzt soll sie in einem engen Raum ein schreiendes Kind versorgen. Es wird ihr unbequem und sie betrachtet es fast mit Abneigung.

Immer noch hatte sie der Schatten ihres alten Geliebten umschwebt, nun sieht sie einmal zufällig seine Photographie, erfahrt, was sie bisher nicht wußte, daß er aus einem vornehmen Hause ist, bald darauf, daß

er unter geordneteren Verhältnissen aus Australien wieder zurückkehrt, und beschließt, es zur Katastrophe zu bringen.

Ludlow ist durch die beständige Unzufriedenheit und üble Laune seiner Frau, die ihm nicht entgehen konnte, obgleich er sich vergebens bemühte, für sie einen Grund zu finden, höchst unglücklich gewesen; man hatte ihm zugeredet, er solle endlich die Sache zur Sprache bringen. So treten sich die Beiden entgegen. Sie erklärt ihm rund und nett, sie hätte ihn nie geliebt, ihre Heirath sei eine Thorheit gewesen, und sie wolle ihn nun verlassen und zu ihrem alten Geliebten zurückkehren. Sie erklärt ihm das mit der kältesten Härte, und wird durch seine Bitten und seine Verzweiflung nicht im mindesten gerührt; in der Hitze steigert sie sich sogar bis zum Hohn, auch als er sie an ihre Pflichten gegen ihr Kind erinnert. Er fällt in Convulsionen nieder und sie geht wirklich fort. Was zu erwarten war, erfolgt: der Wüstling, zu dem sie zurückkehrt, ein ganz roher Mensch, behandelt sie mit demselben Hohn, wie sie ihren Mann behandelt hat, und weist ihr endlich die Thür. Sie stirbt im Lazareth an zu starken Dosen Opium, die sie wegen ihrer Schlaflosigkeit genommen. Dabei hängt ihre Seele noch immer an dem abscheulichen Menschen, wie die Seele ihres verlassenen Mannes an ihr.

Bis dahin kann man dem Erzähler vollkommen folgen. Was er darstellt, ist nicht sehr erbaulich, man kann den handelnden Personen und ihren Beweggründen keinen Beifall schenken, aber sie sind mit so kräftigen Strichen dargestellt, daß man sie wenigstens versteht. Selbst für die rothhaarige Schönheit mit ihrer katzenartigen Natur empfindet man einiges Mitleid: die Schläfrigkeit und Eintönigkeit des Lebens, in das sie eingeengt ist, drängt sich der Phantasie gar zu lebhaft auf, und in der Steigernng ihrer Seelenzustände ist dramatisches Leben.

Nun kommt aber der Punkt, wo der Verfasser seine Paradoxie zu scharf zuspitzt, und aus dem Gebiet des wirklichen Lebens in das der Chimäre übergeht. Schon im Anfang jener wilden Unterredung hatte Margaret ihrem Manne gedroht, er solle sie nicht reizen, sie wisse etwas, das ihn in's Herz stoßen würde, und sie möchte ihn gern schonen. Als er ihr nun zuruft, er könne als ihr rechtmäßiger Gemahl doch unmöglich zugeben, daß sie ihr altes Leben der Schande auf der Straße von Neuem anfinge, antwortet sie ihm zornig: „Mein Leben der Schande fing erst an, als ich unter Dein Dach kam! Ich bin nicht Deine Frau, sondern Deine Maitresse gewesen, denn wisse, ich bin nicht von der vertrauenden Art, mich verführen zu lassen: mein Geliebter mußte mich heirathen, ich bin sein rechtmäßig angetrautes Weib, und Du kannst mich nicht hindern, zu meinem Gatten zurückzukehren.“ Ihm wird ganz irre zu Muth, und er stammelt etwas von seinem Kinde, worauf sie ihm den höhnischen Bescheid giebt, über die Legitimität seines Kindes wolle sie ihn seinem weiteren Nachdenken überlassen, und damit abgeht.

Die Eröffnung kommt auch für den Leser so völlig unvorbereitet, daß er im Anfang glaubt, es sei eben nur eine freche Redensart und es stecke nichts dahinter. Mit großer Ueberraschung wird man nachher

Digitized by Google

gewahr, daß die Sache doch ihre Richtigkeit hat, obgleich sie freilich ohne Folgen bleibt. Ihr Verführer, der eine Andere heirathen will, droth ihr, wenn sie von ihren Ansprüchen nicht zurücktrete, so werde er ihre Vergangenheit untersuchen lassen und die Scheidung durchsetzen — was beiläufig nach dem englischen Gesetz seine großen Schwierigkeiten hat.

Durch diese Uebertreibung wird die ganze Geschichte in Verwirrung gebracht. Einmal häufen sich die inneren und äußeren Unwahrscheinlichkeiten, dann aber werden auch die Charaktere in ein falsches Licht gestellt. Daß Margaret, um Schutz vor dem Regen, vor der Unstetigkeit eines heimatlosen Lebens zu finden, einem ungeliebten Manne ihre Hand gab, obgleich sie noch eine fremde Liebe im Herzen trug, daß sie nur an ihr Glück dachte, nicht an seines, das war nicht zu loben, aber zu begreifen. Aber daß sie ohne allen Drang innerer Nothwendigkeit sich in Bigamie einließ, sich selber dem Zuchthaus und ihren Mann der Unehre aussetzte, das ist nicht mehr Leichtsinn, das wäre Verworfenheit, und das stimmt nicht zur sonstigen Anlage der ganzen Figur. Daß ferner Ludlow, obgleich sie ihn freventlich beleidigt und verlassen, dennoch die Liebe zu ihr nicht unterdrücken kann, daß er Versöhnung und Wiedervereinigung wünscht, mag, wie es auch von seinen Freunden geschieht, als liebenswürdige Schwäche entschuldigt werden; daß er aber bereit ist, der frechen Dirne, die ihn von Anfang an betrogen, ihn auf eine Art betrogen, die seine Ehre schädigt, wieder die Hand zu reichen, das ist nicht mehr Schwäche, das ist Niederträchtigkeit.

Diese Schwäche des Romans wird noch gesteigert durch eine andere, daß der Dichter nicht am richtigen Punkt ein Ende zu machen weiß. Das Interesse an der Handlung war zu Ende, als Margaret ihren Mann verlassen hatte und von ihrem Liebhaber fortgeschickt war; der Verfasser hält aber nicht blos für nöthig, uns von der weiteren Krankheitsgeschichte der beiden Gatten ausführlich zu unterrichten, sondern auch die Genesung des Einen zu schildern. Ludlow findet ein ebenso vortreffliches als reiches Mädchen, gerade so tugendhaft und phlegmatisch wie Copperfields' zweite Frau, die ihn zum Schluß heirathet. Darauf bezieht sich der Titel. Wenn Yates seinen Helden unter die Haube bringen wollte, so hätte es kurz angedeutet werden sollen; nach den Aufregungen der vorhergehenden Scenen hat man nicht mehr die Geduld, sich für die neue, etwas nüchterne Liebesgeschichte zu interessiren, um derentwillen auch in den Anfang der Geschichte manche Motive aufgenommen sind, die ebenso gut hätten wegbleiben können.

Broken to harness. — Das Thema ist wieder das nämliche, aber diesmal sind es zwei kräftigere Figuren, die in's Spiel kommen. Miß Barbara Lexdon hat in früher Jugend, da ihr Vater eine unebenbürtige Ehe einging, in drückender Armuth gelebt. Sie ist dann nach dem Tode ihrer Mutter von einer reichen Tante aufgenommen, ist selbst bei Hofe vorgestellt und hat als Königin der Mode die Gesellschaft beherrscht. Sie ist sehr stolz und sehr coquett, hat eine Menge Anbeter,

mit denen sie spielt, und kann nicht gut ertragen, wenn Jemand in ihrer Nähe existirt, ohne sie anzubeten. Sie ist stattlich von Gestalt, hat „schläfrige grün-graue Augen mit lang herabfallenden Wimpern und auf der Stirn zwei tiefe Furchen, die durch ihre Gewohnheit entstanden sind, im Erstaunen die Augenbrauen in die Höhe zu ziehen." Sie ist gerade in der Stimmung, sich über die vornehme Gesellschaft, die ihr huldigt, herzlich zu langweilen. Nur Zwei sind darunter, die sie begünstigt, die hübsche unbedeutende Alice Townshend, und Capitain Frederic Lyster, der als reicher Mann etwas blasirt geworden ist und sich kaum bewegen mag, weil Alles ihn angreift. So ist er z. B. entschlossen, niemals einem Photographen zu sitzen, wenn er nicht vorher chloroformirt ist, weil es ihn sonst zu sehr angreifen würde; übrigens bei aller Blasirtheit, wie Pelham, nicht blos brav, sondern auch ungemein feinfühlend. Er liebt Alice und ist Freund von Barbara.

In dieser Umgebung nun und in dieser Stimmung trifft Barbara den Professor Frank Churchill, den Redacteur eines politischen Journals, achtunddreißig Jahre alt, in bürgerlichen Verhältnissen, die ziemlich große Aehnlichkeit mit denen Ludlow's haben. Aber sein Charakter ist anders. Er ist nach dem Ausdruck des Verfassers „kein liebesiecher Knabe, sich in zärtlicher Verzweiflung zu verzehren und an Sehnsucht zu kranken, sondern ein starker gesunder Mann mit einer untadeligen Verdauung, einem ernsten Willen und einem klaren Gewissen." Im Gegensatz zu Ludlow hat er den Fehler, zu voreilig und gewaltsam in seinen Entschließungen zu sein.

Frank und Barbara nehmen sofort Interesse an einander, sie imponiren sich, und in wenig Tagen tritt schon die Neigung hervor. Churchill ist so verständig, das Unpassende einzusehen, eine stolze, glänzende, gefeierte Schönheit in seinen beschränkten Kreis einzuführen, aber die Vorschnelligkeit seines Charakters verleitet ihn, bei einer Gelegenheit, die sie ihm giebt, sich gleichsam wider seinen Willen zu erklären, und sie nimmt seine Werbung ohne Weiteres an. Sie liebt ihn wirklich, aber es ist auch viel Caprice dabei. Alle ihre Umgebungen schlagen die Hände über dem Kopf zusammen, wie man einen Journalisten heirathen könne; sie will ihnen zeigen, daß es geht. Ihre Tante enterbt sie; sie will ihr Trotz bieten. Die Bedenken, deren Churchill sich doch nicht erwehren kann, lacht sie aus. So kommt es wirklich zur Heirath.

Gleich wie er sie in das neue Haus einführt, fängt sie an zu weinen: so hätte sie es sich doch nicht gedacht! Sie war darauf gefaßt, keine großen Gesellschaften geben zu können, aber sie konnte doch in Gesellschaften gehen. Nun muß sie aber hören, daß es weitläufige Rechnungen giebt, wenn sie, um anständig zu erscheinen, eine Spitzenmantille oder feinste Pariser Handschuhe haben will: und sie ruft verzweifelt: „Diese abscheulichen Menschen haben mit ihrer Warnung doch Recht gehabt!" Da sie nicht im alten Glanz auftreten kann, zieht sie sich von der Gesellschaft zurück, und lebt wie Margaret in völliger Einsamkeit. Nur Einen empfängt sie häufig, den alten blasirten Freund, Sir

Digitized by Google

Frederic Lyster. Er kommt regelmäßig, wenn der Mann nicht zu Haus ist. Das giebt Gerede. Churchill macht ihr Vorstellungen, sie antwortet höhnisch, und da er sich verführen läßt, laut zu werden, kehrt sie dem Plebejer gegenüber die vornehme Dame heraus. Der Verdruß über ihre bürgerlichen Umgebungen, ihre Schwiegermutter, ihre Colleginnen und die sonstigen Nachbarn, wird allmälig so groß, daß sie anfängt, ihren Mann zu hassen, der doch zu dem allen die Veranlassung ist. Auch er ist immer tiefer verstimmt, und seine Freunde rathen ihm, die Zügel etwas straffer anzuziehen. So liegt die Sache beim Eintritt der Katastrophe.

Barbara glaubt Grund zur Eifersucht zu haben. Sie tritt eines Tages mit dem Couvert eines an ihren Gatten gerichteten Briefes zu ihm ein und verlangt gebieterisch Aufklärung; er antwortet barsch und abfertigend; sie droht ihm, fortzugehen, und als er noch kälter und trotziger wird, führt sie ihre Drohung aus. Sie schickt ihm einen kurzen Scheidebrief und läßt ihre Sachen abholen. Die Stimmung, in der er zurück bleibt, und wie die Sache von seiner Mutter und seinen Freunden aufgefaßt und besprochen wird, ist vortrefflich geschildert. Nicht so weich wie Ludlow, obgleich innerlich auf's Tiefste gekränkt und niedergedrückt, rafft er seinen Mannesstolz zusammen und beschließt, seinerseits keinen Schritt zu thun. Barbara ist zu seiner Freundin Alice gegangen, die mittlerweile einen ältern Mann, einen reichen, übrigens sehr ehrenwerthen Banquier geheirathet hat. Auch hier hat sich ein Hausfreund eingefunden, der den Frieden des Hauses zu stören droht, und Barbara sowol wie Lyster sind aus allen Kräften bemüht, den Störenfried zu entfernen und Alice auf ihre Pflicht gegen den Gatten aufmerksam zu machen. Das Hochkomische dieser Situation hat der Dichter gar nicht recht empfunden.

Ein Zufall führt die beiden getrennten Gatten wieder zusammen. Bei dieser Gelegenheit entdeckt Barbara, daß ihre Eifersucht ungegründet war. Es ist das eine ziemlich verwickelte Geschichte, deren Vorbereitungen einen großen Theil des Romans ausfüllen. Die Dame, welche Barbara in Verdacht hatte, Kate Mellon, eine Amazone, die Unterricht im Reiten giebt und die zu Churchill in einem wunderlichen, nur freundschaftlichen Verhältniß stand, ist durch die Tücke desselben Mannes, der Alice's häuslichen Frieden bedroht, vom Pferde gestürzt und liegt im Sterben. Barbara giebt ihrem Mann die Erklärung, daß sie sich geirrt. Nun ist aber dieser wieder trotzig und die Beiden prallen von Neuem hart an einander, bis eine plötzliche Wendung erfolgt. Durch die Nähe der Sterbenden heftig erschüttert, wirft sich Barbara ihrem Gatten um den Hals, und sie versöhnen sich. Auch diese Scene ist dramatisch vortrefflich durchgeführt.

Nun aber — wie wird es weiter in der Ehe gehen? Die Ursachen des früheren Conflicts sind geblieben, sollen die Wirkungen anders werden? Yates weiß sich keinen andern Rath, als daß er Churchill eine Erbschaft machen und eine gut situirte Stelle erhalten läßt; Barbara kann wieder

Digitized by Google

Equipage halten und in Gesellschaften feinste pariser Handschuhe und eine Spitzenmantille tragen. Da ist es denn keine Kunst, tugendhaft zu sein.

Forlorn hope. — Dr. Chudleigh Wilmot, achtunddreißig Jahre, seit vier Jahren verheirathet, hat sich durch energischen Willen und Talent aus sehr beschränkten Verhältnissen zu einer reichen und angesehenen ärztlichen Praxis aufgeschwungen. Ganz seinen Studien hingegeben, hat er geheirathet, ohne gerade ein stärkeres Liebesbedürfniß zu empfinden; Frauen haben ihn überhaupt wenig interessirt, als insofern sie Gegenstände seiner wissenschaftlichen Untersuchung wurden. Er behandelt seine Frau sehr gut, aber Mabel vermißt schmerzlich bei ihm die tiefere Neigung, die sie selbst empfindet. Er merkt wohl, daß sie öfters verstimmt ist, aber er schiebt das auf ihr launenhaftes Temperament, und bildet sich nicht wenig darauf ein, daß er diese Laune immer mit gleichmüthiger Toleranz aufnimmt. „So wenig", sagt der Verfasser, „verstand dieser weise Mann die Frauen, daß er wirklich glaubte, diese Gleichgiltigkeit gegen die Stimmungen seiner Frau sei eine Freundlichkeit, die sie dankbar würdigen werde. Sie verstand ihn nur zu gut."

Während er sie also für sehr glücklich hält, ist sie broken-hearted; sie ist zu stolz, um ihm irgend etwas von ihrem Innern zu zeigen. Dagegen hat sie eine Vertraute, eine Wittwe, Henriette Prendergast, die eine wunderliche Stellung zwischen ihnen einnimmt. Sie hatte eigentlich Wilmot heirathen wollen, und hat Anfangs einen Haß auf Mabel geworfen; dann aber haßt sie ihn, weil er seine Frau ihrer Meinung nach nicht gut genug behandelt.

Eine zufällige Ferienreise in's Hochland bringt ihn auf den Landsitz eines Edelmanns, dessen Tochter Madeleine am Scharlachfieber darnieder liegt, und die er ärztlich behandelt. Dieser transparenten hektischen Schönheit gegenüber lernt er zum erstenmal das wirkliche Gefühl der Liebe kennen. Als er einige Wochen dort ist, kommt ein Telegramm seiner Frau an, er möge sogleich zurückkehren, ein alter Freund bedürfe seines ärztlichen Beistandes. Er erwiedert, daß er noch nicht kommen könne, weil er sich gegen die Familie verpflichtet habe, und was die Krankheit seines alten Freundes betrifft, so kenne er dieselbe und es habe nichts auf sich. Beides ist vollkommen wahrheitsgemäß, und es ist auch zwischen ihm und Madeleine nichts vorgefallen, was Anstoß hätte geben können. So bleibt er noch einige Wochen, bis das Scharlachfieber vorüber ist, kehrt dann nach Hause zurück und findet seine Frau todt.

Sie hatte in den letzten Wochen nichts von sich hören lassen. Sie ist krank gewesen, hat aber ihren Mann nicht davon unterrichten wollen; aus Trotz, daß er, der geschickte Arzt, es bei ihr nicht selber erkannt; sie hat sogar den Bericht eines andern Arztes an ihren Mann unterdrückt. In der Zeit ist sie aber gegen ihre Freundin Henriette sehr offen mit Klagen und Vorwürfen gegen ihren Mann gewesen.

Die Stimmung Wilmot's bei diesem unerwarteten Fall wird mit Wärme und Feinheit geschildert. „Der Gedanke an ihr todtes Gesicht

hatte Schrecken und Bedauern für ihn, aber nicht jenes Entsetzen der Trennung, welches gewissermaßen Körper und Seele auseinander reißt, und den Gedanken an die Möglichkeit des Fortlebens dem wahrhaft Trauernden eben so grausam wie unbegreiflich macht." Der Gedanke, was hätte sein können, befängt ihn schmerzlich. Er sucht sich der Züge seiner verstorbenen Gattin zu erinnern und der allgemeine Ausdruck eines ruhigen ununterbrochenen Leidens, nur zuweilen durch einen plötzlichen Blick der Ungeduld unterbrochen, war das Einzige, an das er sich erinnern konnte. Henriette läßt ihn nicht lange im Dunkeln, sie giebt ihm von der Geschichte Mabel's einen harten und ausführlichen Bericht. „Sie liebten sie niemals, und kümmerten sich niemals darum, was ihr Leben war; Sie suchten nie tiefer zu blicken, als auf die Oberfläche ihres Lebens, und mit ihrem Stolz wußte sie diese Oberfläche glatt und eben zu erhalten." Anfangs ebenso erstaunt als erschüttert, ruft er sich dann die Vergangenheit zurück, und die neuerwachte Liebe zu einer Anderen giebt ihm die Schlüssel zum Seelenleben seiner Frau, er versteht sie und bemitleidet sie. Jetzt erst wird ihm überhaupt klar, daß er Madeleine liebt.

So weit ist der Eindruck ein durchaus rührender; nun tritt die Chimäre ein. Wilmot hat die Ahnung, daß noch etwas Ungesehenes im Hintergrunde lauert, und diese Ahnung erfüllt sich nur zu bald. Als er einmal seinen geheimen Schrank untersucht, findet er denselben erbrochen, eine der darin befindlichen Giftflaschen halb leer, und daneben den Siegelring seiner Frau. Ein weiteres Verhör mit Henriette, die selber von nichts weiß, überzeugt ihn vollständig, daß Mabel sich vergiftet hat.

Warum hat sie das gethan? — Es lag nichts weiter vor, als jener Brief, der den Aufschub seiner Rückkehr meldete, und den Mabel verordnet hat, zu ihrer Rechtfertigung ihr in den Sarg zu legen, und die Nachricht, daß die Kranke, die ihr Mann behandelte, ein schönes Mädchen war. Weiter liegt nichts vor, weder als Vermuthung noch als Thatsache. Und darum Selbstmord? — Wilmot ist es denn doch zu stark, und er kann es sich erst erklären, als er sich überlegt, daß Mabel schwanger war, und daß, wie seine Erfahrung ihn lehrt, in solchen Fällen zuweilen Geistesabwesenheit eintritt. In einer solchen Geistesabwesenheit hat Mabel ihre That begangen.

Ist man so schon in ein Gebiet gerathen, das zu durchwandern weder erfreulich noch belehrend ist, so führt der Abweg noch weiter. Moralisch ist er von Mabel's Selbstmord überzeugt, aber um zur physischen Gewißheit zu gelangen, müßte er ihre Leiche ausgraben und untersuchen lassen. Er leistet darauf Verzicht und betrachtet die halbe Ungewißheit, in der er bleibt, als seine Strafe

Und warum leistet er darauf Verzicht? Der Dichter, der es doch wissen muß, erklärt es uns mit dürren Worten: weil der Skandal, den die Sache erregen würde, ihm die Möglichkeit zu einer Heirath mit Madeleine für immer verschließen würde. Denn um ihre Hand zu werben ist er nun völlig entschlossen.

Es ist ganz unglaublich, was für eine Masse von Indelicatessen des Gefühls sich in diesem kurzen Raum zusammendrängen. So hat z. B. auch Henriette, da ihre Freundin kaum noch begraben ist, sofort den Vorsatz gefaßt, ihn zu heirathen. Noch sind wir nicht auf der Hälfte der Erzählung. Das eigentliche Interesse hört völlig auf; dafür werden wir in Begriffe und Vorstellungen der britischen Aristokratie eingeführt, die uns stets vor den Kopf stoßen, wenn der englische Roman sich aus dem Gemüthlichen in die harte Wirklichkeit verliert.

Von Madeleine's Verwandten wird Wilmot, ehe er sich noch erklärt hat, in sehr hochfahrender Weise deutlich gemacht, daß gar nicht daran zu denken sei: wie kann ein Doctor ein Fräulein heirathen? Ein Doctor, der Bezahlung nimmt, und wenn er gerufen wird, in's fremde Haus kommen muß, ist in den Augen eines vollkommenen Gentleman ein Lump, oder, wenn man sich so stark nicht ausdrücken will, jedenfalls nicht heirathsfähig. Diese Sentenz hört der arme Doctor gesenkten Hauptes und ehrerbietig an, er findet sie vollkommen in der Ordnung, giebt seine Hoffnungen auf und geht in's Ausland — er hält sich z. B. in einer schläfrigen kleinen Stadt, in Berlin auf. Hier aber trifft ihn die Nachricht einer sehr reichen Erbschaft. Nun fühlt er sich plötzlich ein anderer Mann. Er, der leidenschaftliche Arzt und Forscher, hat gar keinen anderen Gedanken, als sofort das unanständige Gewerbe niederzulegen und nur für medicinische Zeitschriften zu arbeiten. Für Zeitschriften zu arbeiten, ist dem Gentleman erlaubt, es ist selbst von Lords geschehen. Als Gentleman kehrt er nun nach England zurück, um seine Werbung anzubringen. Aber es ist zu spät. Madeleine ist durch die Intriguen ihrer Stiefmutter, Lady Muriel, einer sehr interessant geschilderten Frau, die selber eine gewisse Inclination für den geistreichen Doctor hat, und ihn zwar nicht zum Mann aber zum treuen Hausfreund haben will, an einen Andern verheirathet, und stirbt an der Schwindsucht, von Wilmot gepflegt. Die Schwindsucht ist nicht etwa aus Liebesgram entstanden, Madeleine hat sich vielmehr über ihr Gefühl zu Wilmot noch gar nicht klar gemacht; sondern Wilmot hatte bereits, als er sie zuerst im Scharlachfieber untersuchte, Tuberkeln in ihrer Lunge gefunden. Für einen Roman riecht diese letzte Geschichte etwas zu sehr nach der Medicinflasche, und für eine wissenschaftliche Belehrung läßt sie ebenso an Deutlichkeit vermissen, als der entscheidende Umstand bei Mabel's Selbstmord.

Black Sheep. — Dieser neueste Roman führt uns in die Verbrecherwelt, er behandelt einen Criminalfall, einen Raubmord, dessen Veranlassung und dessen Entdeckung. Die Vorliebe für diese Gattung bei den modernen Novellisten sämmtlicher Völker rührt nicht ausschließlich von der Lust her, im Schmutz zu wühlen, obgleich diese auch das Ihre dazu beiträgt; sie hängt mit der Kunstform zusammen. Es ist ähnlich wie im König Oedipus: die Furcht vor etwas, das geschehen sein könnte, ist intensiver, als die Furcht vor dem, was noch kommen soll,

Digitized by Google

und sie läßt sich besser dramatisch gliedern. Namentlich die Engländer, bei ihrer Neigung, in jedem Roman eine große Masse von Figuren und Incidenzpunkten zusammen zu häufen, bedürfen eines recht strammen Bandes, das diese Mannigfaltigkeit aneinander knüpft. Dazu eignet sich eine Criminalgeschichte ganz vorzüglich. Hier ergiebt sich das Endresultat aus der Combination zahlreicher an sich unbedeutender Vorfälle, auf die man daher die äußerste Aufmerksamkeit zu verwenden hat; jeden einzelnen Umstand muß man genau von allen Seiten prüfen und ihn an die rechte Stelle bringen, damit er sich zum Ganzen fügt. Außerdem bieten sowol die Veranlassungen zum Verbrechen und die Vorbereitungen dazu, als der innere und äußere Kampf des Verbrechers gegen die immer näher drohende Entdeckung Gelegenheit zu einer Masse interessanter psychologischer Beobachtungen, wie sie im gewöhnlichen Leben doch nur selten vorkommen. Yates entwickelt in dem Verfahren großen Scharfsinn, und zeichnet sich auch dadurch aus, daß er melodramatische Mittel nur wenig oder gar nicht anwendet.

Stuart Ruth, ein starker entschlossener Mann mit guten Anlagen, ist durch frühe Neigung zum Spiel mehr und mehr zum Laster und zu hazardirten Unternehmungen verführt worden, die endlich in's Gebiet der Criminaljustiz führen. Er hat eine Frau, Harriet, die mit tiefer Leidenschaft ihm ergeben ist, ja, deren ganze leidenschaftliche Natur sich in dies einzige Gefühl concentrirt. Sie ist seine Vertraute bei allen Unternehmungen gewesen, und stärker, entschlossener und intelligenter als er, giebt sie in allen Fällen der Noth den Ausschlag. Nach außen hin im Krieg mit aller Welt, lebt dies Paar unter sich anscheinend in inniger Gemeinschaft des Denkens und Empfindens, und namentlich von ihrer Seite treten dabei von Zeit zu Zeit immer noch bessere Züge hervor.

Das Verhältniß ändert sich, als er einen Mord begeht. Zwar ist es vorzüglich ihre Geistesgegenwart, welche ihn zuerst vor der Entdeckung rettet, aber nun fängt er an, sie zu scheuen; er wird durch ihre Blicke immer an das, was er gethan, erinnert. Er ist eigentlich eine oberflächliche Natur, und möchte das widerliche Bild des Geschehenen gern los sein. Sie, die ernster in den Zusammenhang des Lebens blickt, drängt ihn immer wieder auf die Nothwendigkeit, sich zusammenzuraffen, um der drohenden Gefahr in's Auge zu sehen. Seine frühere Neigung schlägt in das Gegentheil über. Wie die unerhörte geistige Anstrengung und Spannung sie immer mehr müde macht, wie sie immer mehr und mehr unter der Last zusammenbricht, die auf ihr liegt, das ist mit ergreifender Wahrheit erzählt. Endlich tritt für sie das Schlimmste ein. Er wird von einer tollen Leidenschaft zu einem schönen aber oberflächlichen coquetten Weibe ergriffen, und der Leichtsinn, mit dem er das neue Verhältniß betreibt, bringt ihn in die äußerste Gefahr, die Harriet, in der sich Haß, Verachtung und Liebe auf eine wunderbare Weise mischen, nur dadurch abwenden zu können glaubt, daß sie ihre Nebenbuhlerin aufsucht und sie beschwört, ihn, indem sie selber voran geht, in's Ausland zu locken. Der Versuch kommt zu spät. Ein geheimer Beobachter, ein Straßenjunge, der aller-

Digitized by Google

dings sehr aus Dickens copirt ist, hat den Verbrecher auf Schritt und Tritt belauert, und giebt ihn an. Harriet bringt ihm noch Gift in's Gefängniß, um bis zum letzten Augenblick seinem Willen gehorsam zu sein, und stirbt dann selbst an der Schwelle seines Kerkers.

Das Bild dieses Weibes springt in kräftigen Farben aus der Leinwand hervor. Die Zwischengeschichte, die, wie gewöhnlich bei Yates, in die Hauptgeschichte so verwebt ist, daß die eine den Zettel, die andere den Einschlag bildet, bietet weniger Interesse. Doch ist noch ein gut geschilderter Charakterkopf darin, ein junger Mann aus Stuart Ruth's Schule, George Dallas, ein Müßiggänger und Träumer, der immer die besten Vorsätze faßt, aber sie immer auf morgen aufschiebt. Auf ihn wollte Ruth den Verdacht des Mordes leiten. Er wird aber gerettet und glücklich, schreibt vortreffliche Novellen für ein Journal, heirathet eine schöne und reiche Frau und versöhnt sich endlich mit seinem Stiefvater, der ihn zuerst als black Sheep, d. h. als verlorenen Sohn, aus der Familie ausstoßen wollte. Diesen respectablen, wenn auch uninteressanten Gatten liebte seine Frau, wie der Verfasser erzählt, „zwar nicht leidenschaftlich, was kaum zu erwarten war, aber aufrichtig, und schätzte ihn nach Art der Frauen beträchtlich über seinen Werth. Alle Frauen mögen ihre Ehemänner gern, mit Ausnahme derer, die es notorisch nicht thun." — Das scheint das letzte Wort des Verfassers in Bezug auf die Naturgeschichte der Ehe zu sein.

Ich habe bei Besprechung seiner Werke manche schwache und selbst faule Punkte berühren müssen, aber ich kann zum Schluß nur wiederholen, daß es sich doch sehr empfiehlt, ihn kennen zu lernen. Er gehört nicht in die erste Classe der Schriftsteller, aber er nimmt in der zweiten einen sehr anständigen Platz ein.

Digitized by Google

Narciß.

Novelle von **Adolf Wilbrandt.**

IV.

Am nächsten Morgen saß Myrtilos in Ariston's Werkstatt auf dem Dreifuß, den Meister erwartend, indem er das begonnene Modell betrachtete. Er suchte sich vorzustellen, wie schön, wie bewunderungswürdig der Adonis-Myrtilos aus diesem Haufen Thon hervortreten werde; empfand endlich, da Ariston nicht kam, ein Gefühl von Langeweile und machte sich selber daran, aus daliegendem feuchten Thon ein Gefäß-Ornament, doch ohne Hingebung zu kneten. Nach einer langen Stunde erschien zuletzt einer von den Hausſklaven und meldete dem überraschten Myrtilos, daß sein Herr in aller Frühe Bajä in einem geschlossenen Reisewagen verlassen habe. Zugleich überreichte er einen Brief, der sorgfältig versiegelt war, und der ihm beim Abschied sei übergeben worden. Darauf verschwand er wieder und ließ den Jüngling allein.

Myrtilos sah den Brief befremdet an, öffnete ihn und las:

„Ariston seinem Myrtilos. Die Götter veranlassen mich, plötzlich davonzugehen, ohne daß ich Dir sagen kann, warum und wohin. Wenn mich nicht Alles trügt, so handelt es sich um einen großen Streich, der mich entweder mitten durchschneidet oder verdoppelt. Erspare Dir die Mühe, dieses Sphinx-Räthsel zu lösen! In einigen Tagen löst es sich von selbst. Bis zu meiner Rückkehr betrachte Dich als den Herrn meines Hauses; nur hat Sempronia in gewissem Sinne über Dich verfügt, indem sie auf's Dringendste verlangt, Dich täglich zur letzten Mahlzeit als ihren Gast bei sich zu sehen. Es scheint, — daß sie Dich liebt. Nutze Dein Glück und habe gute Tage. Lebewohl."

Der verwunderte Myrtilos las den Brief von Neuem, las ihn zum dritten Mal und wußte noch immer nicht, was er denken sollte. Was hatte Ariston so plötzlich über Nacht davongetrieben? Wie kam es, daß Sempronia ihn so auffallend an sich zog, sie, die er gestern so beleidigt gesehen hatte? die hernach gar nicht mehr zu ihren Gästen zurückgekehrt war? — Er las noch einmal die Stelle: „Es scheint, daß sie Dich liebt." Mit einem ungläubigen Lächeln schüttelte er den Kopf; dann überkam ihn plötzlich eine zitternde Freude. Es schmeichelte ihn so sehr, diese vornehme, verwöhnte Frau für sich erwärmt zu haben, daß es ihm unmöglich fiel, nicht daran zu glauben. Er träumte sich ihr gegenüber und ließ ihre Augen bewundernd und verführerisch auf sich verweilen. Eine dumpfe Begierde wachte in ihm auf. Endlich steckte er den Brief in den Busen seines Oberkleides und überließ sich der glücklichen Unruhe, die in seinem erhitzten Blut auf und nieder zog.

Digitized by Google

Der frische Trunk.

Von A. A. Oberlaender. Gestochen von Th. John.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein riesiger, brauner Sklave in einer rothen Tunica öffnete die Thür, verneigte sich mit asiatischem Gruß und ersuchte ihn in schlechtem Römisch, ihm zu seiner Herrin, der edlen Sempronia, zu folgen. Auf die stumme Frage, die in Myrtilos' erstauntem Gesichte lag, erwiederte der Kappadocier, daß er den Auftrag erhalten habe, ihn in einer Sänfte abzuholen, daß seine Herrin ihn sogleich zu sehen wünsche.

Myrtilos erwiederte in seiner Aufregung nichts. Er suchte den Triumpf, der ihm durch die Brust fuhr, zu unterdrücken, machte sich schweigend bereit und folgte dem Sklaven vor die Thür hinaus. Draußen erwartete ihn eine bedeckte Sänfte und ein zweiter Sklave. Myrtilos stieg ein und es dauerte kaum ein paar Minuten, bis sie den Thorweg zu Sempronia's Villa erreicht und den Garten quer durchmessen hatten. Als sie niedersetzten, hörte er das Meer in nächster Nähe leise heraufrauschen und sah sich einer kleinen Säulenhalle gegenüber. Die Sklaven zeigten ihm eine Pforte und traten zurück. Myrtilos durchschritt die Halle, öffnete rechts die Thür und stand in einem mittelgroßen, dämmerigen Gemach und erblickte Sempronia.

Die schöne Frau saß an einem offenen Fenster; das Meer blaute herein und plätscherte unmittelbar an die hinausgebaute felsige Terrasse, auf der dieses Zimmer stand. Wie von dem marmornen Fensterrahmen eingefaßt, leuchtete die kleine bergige Insel Nesis über das Meer herüber; dahinter das ferne Festland des neapolitanischen Golfs. Sempronia hatte neben sich ein ehernes Gefäß mit Wasser stehn. In der Hand hielt sie eine Angelruthe, deren Schnur sie in's Meer hinunterhängen ließ. In dem Augenblick, als der Jüngling eintrat, zuckte sie die Angel in die Höhe. Doch sie schien sich getäuscht zu haben, der Angelhaken war leer. Nun bemerkte sie, daß Myrtilos hinter ihr stand und ließ die Schnur wieder zurückfallen.

Sie lächelte ihm zu, betrachtete ihn mit einem eigenthümlich prüfenden Blick von oben bis unten und reichte ihm, da er näher trat, die Hand. „Sei mir willkommen!" sagte sie. „Ich wollte Dich bitten, von jetzt an dieses Haus als das Deinige anzusehen. Ariston wird Dir gesagt haben, daß ich für die Zeit Deiner Einsamkeit Dir Alles, was mein ist, zur Verfügung stelle."

„Ich weiß nicht, womit ich so viel Güte verdiene!" antwortete Myrtilos.

„Was heißt auf dieser Welt „verdienen"?" sagte sie mit reizender Heiterkeit. „Nur in der Unterwelt wird Jedem sein Verdienst, — wie uns wenigstens die Mythologen versichern. Ich bin nun einmal in der Laune, Dich als meinen Freund zu behandeln! Setze Dich mir gegenüber, Myrtilos. Laß uns die Angelruthe nun in Ruhe setzen"; — und damit hängte sie sie in eine Schlinge, die an dem Fensterrahmen niederhing. „Wie gefällt es Dir bei uns in Bajä?" setzte sie nachlässig hinzu.

Myrtilos betrachtete eben ihren schönen, etwas bleichen Hals und das meerfarbene Morgenkleid, das ihn einfaßte. „Doppelt gut, schöne

Sempronia, erwiederte er, „da ich Dich von dem gestrigen Unfall genesen sehe.“

„Ich danke Dir für Deine Theilnahme“, sagte sie und lächelte vor sich hin. Sie hatte sich gegen die Fensterwand gelehnt, spielte mit ihrer Halskette und ließ ihn ihre schönen Arme betrachten. „Was denkst Du von mir, Myrtilos?“ fragte sie auf einmal und sah ihn durchdringend an.

„Was ich von Dir denke?“

„Von mir, wie ich da bin“.

„Nun — daß Du schön bist“, sagte Myrtilos leichtfertig.

„Du scheinst Ariston's sehr gelehriger Schüler zu sein!“ erwiederte sie mit einem kurzen Lachen. „Danach fragte ich eigentlich nicht. Was Du von meinem Leben und Treiben denkst, von meiner Art, zu sein.“

„Eine seltsame Frage!“ sagte er verwirrt.

„Seltsam oder nicht! — Wofür hältst Du mich?“

Myrtilos sah ihr in das Auge und suchte nach einer Antwort. Die schöne Frau blinzelte ein wenig, wie sie zu thun pflegte, und zeigte ihm lachend ihre glänzenden Zähne. „Wie allerliebst Du schweigst!“ sagte sie. „Laß Dir etwas sagen, mein Freund: Du kennst mich nicht und wirst mich niemals kennen. Glaube mir das. Was die Außenseite betrifft, so magst Du denken, daß ich eine freie, ledige Wittwe bin und zu viel Verstand habe, um mit Frauen im Frauengemach zu leben. Ich kann nicht finden, daß die Männer schöner sind als wir, aber ich kann nicht umhin, sie unterhaltend zu finden.“

„Meinst Du!“ erwiederte er mit künstlicher Heiterkeit. Dann verstummte er.

„Nun, nun, es scheint, Du möchtest eine Ausnahme von der Regel sein!“ fuhr sie nach einer kleinen Pause scherzend fort. „Nicht so unterhaltend, aber schöner! Errath' ich Dich, Myrtilos? Nicht wahr, mein Freund, Du bist in Deinem Herzen sehr geneigt, Dich für schöner als alle Frauen zu halten?“

„Warum glaubst Du das?“ stammelte er überrascht. Er meinte zu fühlen, daß sie mit ihm spielte.

„Nun, nun!“ sagte sie, stand auf und fuhr sich mit der flachen Hand über die Stirn und das lose aufgebundene Haar. Das Band löste sich wie von Ungefähr und ihre feuergoldnen Haare ergossen sich wie ein entfesselter Wasserfall über den Nacken hinab. Myrtilos entfuhr ein unwillkürlicher Ausruf der Verwunderung. Sempronia stand halb von ihm abgewandt, er konnte die goldne Welle in ihrer vollen Schönheit fließen sehen. „Was giebts?“ fragte sie gleichgiltig und wandte den Kopf zu ihm.

Sie sah die Verwirrung in seinen bezauberten Augen und ein flüchtiger Glanz des Triumphes leuchtete in den ihren auf. „Du hast mir meine Frage noch nicht beantwortet!“ sagte sie mit einem leisen Zucken ihrer Lippen. „Sieh da, welch ein schöner Fisch“, setzte sie auf einmal hinzu, indem sie durch's Fenster in's Meer hinuntersah. Ein bläulicher, am Rücken silbern glänzender Fisch schwamm in der Nähe

des Angelhakens hin, der noch im Waſſer lag, und ſchien ſich ihm lüſtern zu nähern. Mit einer raſchen Bewegung griff Sempronia nach der Angelruthe, zog ſie aus der Schlinge und riß ſie in die Höhe. Der Gefangene zappelte am Hacken. „So fängt man Euch, Ihr ſchönen Fiſche!“ ſagte ſie mit ſeltſamem Lachen, ſchwenkte die Angelſchnur in's Zimmer herein und warf ihre Beute in den Waſſereimer. „Warum nahmſt Du Dich nicht in Acht, mein Freund; da liegſt Du nun mir zu Füßen!“ — Sie ſah auf den Fiſch herunter und ein kurzer Blick aus ihrem Auge ſtreifte Myrtilos. Den Jüngling überlief es ſonderbar. Plötzlich fühlte er ein ſeltſames Gefühl, mit dieſer ſchönen Frau allein zu ſein, ihren aufgelöſten Haaren und weißen Armen ſo nahe. Ihre Reden verwirrten ihn, ein leiſer Taumel faßte ſeine Sinne. Er war vorhin aufgeſtanden, um ſie den Fiſch fangen zu ſehen, nun ſetzte er ſich wieder hin.

„Ehe ich Dich entlaſſen muß, um mich anzukleiden“, fing ſie wieder an, indem ſie nachläſſig im Fenſter ſtand, „willſt Du mir nicht noch ein wenig von Dir erzählen? Du biſt aus Pompeji, wie mir Ariſton geſagt hat?“

„Ein halber Lesbier, ein halber Pompejaner!“ erwiederte er.

„Macht zuſammen einen ganzen Myrtilos!“ ſagte ſie, indem ſie ſcherzhaft an den Fingern rechnete. „Und wer iſt Erinna?“

Er ſah den plötzlich forſchenden Blick, den die Frage begleitete. „Verzeih mir!“ antwortete er ein wenig verſtört. „Erlaß mir, davon zu reden.“

„Warum?“

„Du weißt, man läßt gern die Todten ruhen. Und dieſe Erinna, nach der Du fragſt —“

„Ich verſtehe; Ihr ſeid für einander todt. Gut, ſo ſchweigen wir von ihr! — Iſt ſie ſchön?“

„Nicht ſo ſchön wie Du“, erwiederte Myrtilos.

„Nicht einmal? Dann iſt ſie zu beklagen, die arme Erinna! — Und doch haſt Du ſie geliebt?“

„Ich bitte Dich —!“ ſtammelte er.

Sempronia ſah ſeine Beklommenheit, doch ſchien ſie nichts zu bemerken. „Sagteſt Du nicht geſtern, daß ſie Deine Braut geweſen ſei?“ fuhr ſie harmlos fort. „Oder war ſie nur Deine Braut, ohne daß Du ſie liebteſt?“

„Sempronia —!“ ſagte er verfinſtert.

„Verzeih! Ich verletze Dich. Ich wollte nur fragen: weißt Du, was Liebe iſt?“

„Es ſcheint, daß ich vor einer Prieſterin der Göttermutter ſtehe, die mir feierliche Fragen ſtellt, um mich in die Myſterien einzuweihen.“

„Es könnte ſein!“ erwiederte ſie mit einem ernſthaften Lächeln. Sie ſah ihm, zum erſten Mal an dieſem Morgen, mit einem ſchmelzenden Blick in die Augen und wiederholte: „Weißt Du, was Liebe iſt?“

„Wollteſt Du ſie mich lehren?“ fragte er.

Digitized by Google

„Myrtilos! könntest Du Dich einer schönen Frau, die Dir gefällt, wie ein Sklave zu Füßen werfen?“

Myrtilos steifte unwillkührlich die Kniee. „Ich hab' es noch nie gethan“, erwiederte er.

„Könntest Du Dir wehe thun, um einem Anderen Deine Liebe zu zeigen? um sein Mitgefühl für Dich aufzuregen?“ — Sie nahm ein silbernes Messer, das hinter ihr auf einem Tischchen lag und hielt ihren linken Arm vor sich hin. Ein leichter Flor bedeckte ihn, sie schob ihn zurück und stieß die Messerspitze in den entblößten Arm. Das rothe Blut quoll sogleich hervor und lief über die weiße Haut und zum Boden hinab. „Um aller Götter willen!“ rief Myrtilos aus.

„Ihr Männer rühmt Euch Eurer Tapferkeit!“ sagte Sempronia mit einem aufgeregt triumphirenden Lächeln; „aber so Manches thätet ihr nicht, was Frauen thun! Sieh diesen schönen Arm — wie er leiden muß, weil seine eitle Herrin Dir zu gefallen wünscht!“

Myrtilos blickte auf das fließende Blut. Dann griff er in der Bestürzung nach seinem Schweißtuch, tauchte es in das Gefäß, in dem der Fisch umherschwamm, und legte es auf die Wunde. Sein Herz schlug heftig, von einer Freude, die er noch nie empfunden hatte. Als er Sempronia wieder anzublicken wagte, sah er ihre Augen mit fast fieberndem Glanz auf sich geheftet.

„Sempronia!“ sagte er aufgeregt.

„Genug davon!“ unterbrach sie ihn mit einer leichten Handbewegung; „ich wollte nichts, als Dir zeigen, was eine Frau vermag!“ — Sie wischte das Blut ab und tauchte den ganzen Unterarm in das Wasser. Die rothen Tropfen hörten bald auf zu fließen. Myrtilos sah ihr zu und staunte, wie elfenbeinern die schöne Rundung ihres Armes aus dem feuchten Element hervorschimmerte. „Wie konntest Du Dir das anthun, Sempronia!“ sagte er. Ohne zu antworten, zog sie den Arm wieder hervor und fing an, mit ihrem eigenen Tuch ihn abzutrocknen. Alsbald nahm er ihr das Tuch aus der Hand. „Erlaube mir, daß ich Dich bediene!“ — Sie ließ es ruhig geschehen. Er bemühte sich, jeden Tropfen mit der zartesten Berührung wegzuwischen. Endlich zuckte sie ungeduldig zurück. „Es ist genug!“ — Myrtilos hielt ihren Arm noch in seiner heißen Hand und von allerlei Gefühlen fortgerissen drückte er seine Lippen auf die Wunde.

„Beim Herkules, Du bist dreist!“ sagte sie und entzog sich ihm mit einer raschen Bewegung. „So war es nicht gemeint!“ — Mit einem strafenden Blick auf den Mund, der diese Kühnheit gehabt hatte, nahm sie ihm das Tuch aus der Hand und trat zurück. „Siehst Du, die Wunde fängt wieder zu fließen an! Du hast das Blut aus seiner Ruhe aufgeschreckt!“ — Sie schlang sich das Tuch um den Arm, um das Blut zu stillen. In diesem Augenblick erschien eine Dienerin in der Thür und öffnete die Lippen, wie um etwas zu melden. „Ich komme, ich komme!“ sagte Sempronia hastig und ging zur Thür. „Auf Wiedersehen heute Abend, Myrtilos! Ich erwarte Dich!“ — Sie warf

Digitized by Google

ihm noch einen Blick zu, der voll Empfindung lächelte, und ſchwebte hinaus.

Myrtilos ſtand und ſah ihr nach; endlich ging auch er. Seine Sinne waren noch außer Faſſung. Die verworrenſten Gefühle und Vorſtellungen begleiteten ihn, als er durch den Cypreſſengang zum Gartenthor ſchwankte und auf die Straße trat. In ſeinen Adern war keine Ruhe mehr. Ohne auf die hohe Sonne zu achten, ging er an den Gärten entlang dem Hafen zu. Er ſog begierig die friſchere Meerluft ein, ſtarrte auf die blaue Waſſerfläche, nach dem ferne rauchenden Veſuv hinüber und dachte dem wunderſamen Schickſal nach, das ihn aus ſeinem ſtillen Pompeji in dieſe Welt der Aufregungen entführt hatte. „Sempronia!“ ſeufzte er und ſah nach ihrem Hauſe zurück. Rechts und links wuchſen die Villen auf weißen Dämmen in's Meer hinaus. Luſtſchiffe und Gondeln aller Art lagen angekettet in kleinen künſtlichen Buchten, oder dämmerten unter Schutzdächern hervor. Das Meer ſchlief und ſchien nur, indem es leiſe an's Ufer klatſchte, im Traume zu athmen. Der ganze Golf lag wie ſchlafend da, nur ein paar glänzende Segel bewegten ſich in der Ferne über die Fläche hin, und über den Säulen, die aus den Cypreſſen der vornehmen Gärten hervorleuchteten, ſtieg hier und da ein leichter Rauch langſam in die Höhe. Myrtilos ſah ihm nach und ſeufzte tief. Er freute ſich, wie ſtill und ſchön Alles war, und fühlte ſich in ſonderbarer Schwermuth allein; in einem Gefühl, das er ſeit Jahren nicht empfunden hatte.

Ein Schiffer, der neben ihm in ſeiner angebundenen Gondel ſchlief, hielt ihm das Geſicht zugekehrt; Myrtilos betrachtete ihn und ward auf einmal lebhaft an Erinna's Bruder erinnert. Erinna ſelber trat ihm wieder vor Augen; die beiden Geſchwiſter glichen ſich ſo ſehr. Er ſah ſie in der Halle ihres kleinen Hauſes, in ſeinem Zimmer, an der Stelle, wo ſie jenen traurigen Abſchied von ihm genommen hatte. Die betrübten Augen ſchienen ihn anzublicken und ihre zierliche Geſtalt über dem Waſſer zu ſchweben. Plötzlich trat dann Sempronia neben ſie, die ſchöne, üppige Frau, deren weißen Arm er vor einer Stunde geküßt hatte. Er ſah wieder ihre Haare niederwallen, ihr helles Blut fließen und ihre Augen blitzen. Eine dumpfe Empfindung ſagte ihm, daß ſie nichts wolle, als ihm ſeine Ruhe rauben. Er fühlte, wie ſehr ſie ihn ſchon darum gebracht hatte. Von der Sonne noch heißer aufgeregt, ging er dem Schatten und ſeiner Wohnung zu und gelobte ſich unterwegs, dieſe goldhaarige Sirene nicht wiederzuſehen. Zu Hauſe trieb er ſich ruhelos umher, aus einem Zimmer in's andere, mit Nichts und Allem beſchäftigt. Endlich kam die Stunde, zu der ihn Sempronia zu ſich beſchieden hatte. Sein Gelübde war vergeſſen und wie ein Fiſchchen von Eiſen, dem man den Magnet entgegenhält, ſteuerte er ihrem Hauſe zu.

Es verdroß ihn, daß er ſie nicht allein fand: Rufus und Mävius waren wieder ihre Tafelgäſte, ein häßlicher Zwerg in phantaſtiſcher Kleidung kauerte neben ihr auf einer Fußbank und bemühte ſich, die Geſellſchaft durch ſeine Narrenſpäße zu unterhalten. Sempronia war

ein wenig blaß, aber ausgelassen heiter. Sie trug das Purpurkleid, in dem er sie zuerst gesehen hatte, und milesische Rosen im aufgebundenen Haar. Es machte ihr großes Vergnügen, Rufus geistreich und übermüthig zu necken; jede Absicht auf Myrtilos schien sie aufgegeben zu haben. Nur von Zeit zu Zeit richtete sie an ihn ein unbedeutendes Wort. Der Jüngling saß in schwerer Beklemmung da. Er suchte sich lebhaft in die Unterhaltung zu mischen. Zuweilen warf ihm Rufus wieder einen seiner bewundernden Blicke zu; Myrtilos sah sie, aber heute zum ersten Mal, ohne Freude darüber zu empfinden.

„Bewundert mich", sagte Sempronia auf einmal, „daß ich so fröhlich sein kann, obwol mein Furius mich wieder verlassen hat! An diesem Nachmittag ist er abgereist, ohne zu sagen, wohin." — Sie betonte das „mein" und blickte flüchtig zu Myrtilos hinüber.

„Wie ich höre", antwortete Rufus, „weil er ein Feuerwerk zu sehen wünscht: denn man sagt, der Vesuv drohe mit einem Ausbruch. Die Brunnen bei Herculanum und Pompeji sollen versiegen und Furius ist nicht der Mann, so ein seltenes Schauspiel sich entgehen zu lassen."

Myrtilos fuhr aufgeregt in die Höhe.

„Nicht doch", warf Mävius ein. „Beruhige Dich, junger Pompejaner! Der Vesuv raucht noch harmlos fort, die Erde ist ruhig und ich fürchte sehr, Freund Furius wird seine Neugier durch irgend ein anderes Abenteuer entschädigen müssen."

„Erdbeben oder Herzbeben!" sagte Sempronia lachend. Mit einer plötzlichen Bewegung beugte sie sich dann über den Tisch, an dem sie saß — denn sie hatte sich nicht gelegt — stützte die beiden Arme auf und sagte zu Rufus:

„Da Du gestern so beredt von der Schönheit sprachst, mein gelehrter Freund, — willst Du mir nicht eine Frage beantworten?

„Frage, ich antworte", erwiederte Rufus.

„Schönheit! Was ist Schönheit? Woran erkennen wir, welche die größere ist? Durch die Mathematik, Rufus, oder durch das Gefühl."

„Nichts ohne das Gefühl", entgegnete Rufus. „Nichts ohne das Gefühl."

Mävius nickte.

„Also wenn es zwischen zwei Geschöpfen unentschieden wäre, welches schöner ist, so würde der Sieg dem zufallen dem das Gefühl des andern sich gefangen giebt?"

„Beim Jupiter, allerdings! man sollte es meinen!" sagte Rufus und sah die schöne Frau etwas verwundert an. „Wie kommt Dir diese philosophische Frage?"

„Aus Laune!" antwortete sie und lachte wieder. Ein paar junge Flötenbläser erschienen eben im Hintergrunde des Saals, lehnten sich gegen zwei Säulen und unterbrachen das Gespräch durch eine äußerst liebliche, sanfte Melodie. Sempronia bog sich in ihren Sessel zurück und blickte während des Spiels Myrtilos fast beständig mit ruhigen

Digitized by Google

Augen an. Das Benehmen dieſer räthſelhaften Frau brachte den Jüngling völlig außer Faſſung. Die Roſen auf ihrem Kopf hatten ſich verſchoben und indem er in dieſe leuchtende Unordnung ſtarrte, um ihren Augenſternen auszuweichen und ſich von der ſchmeichelnden Muſik einwiegen ließ, fühlte er, wie ſonderbar Alles in ihm ſich auflöſte. Er glaubte den Sinn von Sempronia's Fragen zu verſtehn und ſuchte ſich mit ſtolzer Gelaſſenheit gegen ſie zu waffnen, aber in einem traumhaften Zuſtande ſchmolz ſeine letzte Gelaſſenheit hinweg. Zuletzt ſchloß er die Augen. Als die Muſik endete und er die langen Wimpern wieder aufhob, ſtand Sempronia vor ihm und ſah ihm mit einem reizend höhniſchen Lächeln in's Geſicht. „Woran denkſt Du, Adonis?“ fragte ſie.

„An das Nichts“, antwortete er.

„An nichts? Nicht einmal an Dich ſelbſt? — Leb' wohl, mein Adonis; verzeih mir, daß ich Dich für heute verlaſſe. Doch Du bleibſt ja in der beſten Geſellſchaft, die man Dir wünſchen könnte. Auf Wiederſehen morgen, mein Freund! Schlaf' unterdeſſen den Schlaf eines Philoſophen; gute Nacht.“

Damit gab ſie ihm die Hand und ging. Er glaubte ſie im Gehen leiſe lachen zu hören. Dann war' es ihm wieder, als habe er ſich getäuſcht. Noch wie im Traum, nahm er haſtigen, zerſtreuten Abſchied von den anderen Gäſten und ſchlich nach Hauſe. Bald hatte er ſich auf ſeinem Lager gebettet, ſchlief aber erſt nach langen Stunden ein. Sempronia und Erinna erſchienen wiederholt in ſeinen Träumen; Sempronia traurig, Erinna lachend — bis er aufwachte und ſich mit tiefer Bangigkeit beſann, daß es umgekehrt ſei. Er wünſchte Ariſton mit Sehnſucht zu ſich zurück. Am frühen Morgen ging er in deſſen Werkſtatt und riegelte ſich ein, um ſich in dieſer künſtleriſchen Luft wieder auf ſich ſelbſt zu beſinnen. Der Anblick des angefangenen Adonis wollte ihm heute keine Freude machen. Er verſuchte zu arbeiten, ein ſchönes Prunkgefäß zu zeichnen und zu formen. Aber Sempronia ſchien ihm bei der Arbeit zuzuſehen und ihn in ihre weißen, ſchön mit Blut gefärbten Arme zu locken. Dann glaubte er wieder ihre ſpöttiſche Stimme hinter ſeinem Nacken zu hören, und ſein Selbſtgefühl fuhr wie beleidigt in die Höhe.

So kam endlich die Zeit heran, zu ihr zu gehen Er kleidete ſich an, und während er ſich in ſeinem ſilbernen Spiegel ſah, gab er ſich das Wort, ihr gelaſſen und kühl zu begegnen, über ihre Eitelkeit zu triumphiren. Doch als er in dem großen Säulenhof erſchien, kam ihm der Speiſemeiſter entgegen, um ihn zu ſeiner lebhaften Ueberraſchung zu melden, daß Sempronia heute verhindert ſei, ihn zu ſehen. Ein leichtes Unwohlſein halte ſie an ihre Zimmer gefeſſelt. Sie kleide ſich jedoch an und hoffe noch während des Eſſens auf einige Augenblicke zu erſcheinen.

Die Tafel war angerichtet; Mävius geſellte ſich als zweiter Tiſchgaſt hinzu, auch der Zwerg erſchien wieder. Myrtilos ſeufzte verſtört, legte ſich auf ſein Kiſſen und bemühte ſich faſt vergebens, ſeinen Verdruß zu verbergen. Die Unterhalung warf ſich wieder auf den Veſuv; Mävius

legte in aller Umständlichkeit dar, daß auch jetzt noch ein Ausbruch nicht zu erwarten sei, wenn auch Einige schon ein unterirdisches Brausen gehört haben wollten. Der zerstreute Myrtilos nickte, ohne recht zu hören, was der Andere sprach. Er sah Mävius' Glatze an und verglich sie in Gedanken mit dem flammenden Haar, das er über Sempronia's Schultern hatte hinfließen sehen. Dazwischen horchte er auf ihren Schritt. Doch das ganze Mahl ging vorüber, ohne daß die Hausfrau erschien. Endlich trat wieder ein Diener auf die Schwelle und meldete, seine Herrin leide von Neuem an Kopfweh und bedaure von Herzen, so ungesellig zu sein. Sie lasse ihren Gästen die allerfreundlichste Nacht wünschen.

Myrtilos erhob sich sogleich, rief nach seinem Sklaven und ließ Mävius mit den wieder auftretenden Flötenbläsern allein. Es faßte ihn eine Art von Zorn auf Sempronia. Er schickte den Sklaven heim, durchirrte die Stadt, die Hafengegend bis in die tiefe Nacht; dann lag er schlaflos auf seinem Lager da. Die Sehnsucht folterte ihn, Sempronia wiederzusehen, um sie durch seine Kälte, seinen Stolz zu bezwingen; ihr zu zeigen, daß sie *ihn* nicht unterwerfen könne. Der helle Tag erlöste ihn endlich von den verworrensten Phantasien. Er stand auf, flüchtete sich in's Freie, stieg auf der staubbedeckten Landstraße zu einer Anhöhe über den Hafen von Misenum empor. Die römische Kriegsflotte lag zu seinen Füßen, im fernen Duft glaubte er einen weißen Schimmer von Pompeji zu entdecken. Es fiel ihm auf, daß der Vesuv nicht rauchte. Nie hatte er ihn ohne seine Rauchwolke gesehen. Er erinnerte sich an Mävius' gelehrte Erklärungen und wie bedrohlich dieses Anzeichen sei. Dann blickte er nach Bajä zurück, das hinter ihm halb sichtbar an der blauesten Fluth hingebreitet lag, dachte an Sempronia, und den Vesuv vergessend kehrte er um, ihrer Villa zu.

Sempronia wandelte in ihrem Säulenhofe zwischen den Springbrunnen auf und ab, allein und, wie es schien, in Träumereien verloren. Als sie ihn erblickte, kam sie ihm mit ungewöhnlich sanfter Freude entgegen. „Du siehst eine ganz Genesene", sagte sie und drückte seine Hand. „Alle diese ungesunden Geister, Myrtilos, verweilen nicht lange in meiner Nähe! — Auch ist es gut", setzte sie mit melancholischem Lächeln hinzu, „wenn wir nicht lange in's Krankenzimmer verbannt werden, denn nichts ist so leicht, als die Abwesenden zu vergessen."

Sie sah ihn an, als wolle sie die Antwort von seinen Augen ablesen. „Wie kann Sempronia glauben, daß man sie vergißt?" erwiederte Myrtilos.

„So hast Du an mich gedacht, mein Freund? Hast Du mich vermißt?"

„Wie unhöflich müßte ich sein, Dir das Gegentheil zu versichern!" sagte Myrtilos kühl, indem er sich plötzlich wieder auf seine Rolle besann.

Sempronia schlug sich leise in die Hand und wandte sich auf die Seite.

Nach einem kurzen Verstummen sah sie ihn wieder an, faßte ihn beim Arm und zog ihn durch den Speisesaal und einige andere Räume

Digitized by Google

dem hinteren Garten zu. „Komm", sagte sie, „laß uns eine Weile zu jenen Cypressen gehen! Es sind die ältesten Bäume dieser Gegend; mehrere berühmte Männer in der Unterwelt streiten sich um die Ehre, sie gepflanzt zu haben. Lassen wir sie streiten, Myrtilos, und begnügen wir uns, den Schatten dieser schönen Riesen zu genießen."

Sie sagte das mit einer weichen, schmelzenden, harmlosen Heiterkeit, die ihrer etwas scharfen Stimme sonst nicht eigen war, und trat, indem sie weiterplauderte, in den Garten hinaus. Eine mächtige Cypressengruppe ragte in geringer Entfernung auf, wie eine Gesellschaft lebendiger Obelisken, deren sammetgrüne Gipfel sich im Mittagswinde bewegten. In ihrer Mitte lag ein kleiner Weiher, oder vielmehr ein in Marmor eingefaßtes Wasserbecken von ungewöhnlicher Größe und Tiefe, in dem nur Gold- und Silberfische zu schwimmen schienen. Einige Pfauen wandelten in der Nähe umher. Sempronia lockte einen von ihnen heran und als nun das zahme Thier, offenbar auf irgend einen Leckerbissen wartend, neben ihr stand, schien sie in ihrer stolzen Ueppigkeit die Göttin Juno mit ihrem Vogel zu sein. „Wie findest Du uns Beide?" sagte sie lächelnd.

„Ich sehe ein gefährliches Symbol an Deiner Seite", antwortete er trocken. „Du weißt, was man den Pfauen nachsagt."

„Den Pfauen und den Frauen!" erwiederte sie und warf die Lippen verächtlich auf. Mit einer kalten Handbewegung scheuchte sie plötzlich den Pfau von sich hinweg und trat an den Weiher. „Hier ist Schatten", sagte sie. „Komm, und laß uns zugleich die kühle Wasserluft trinken."

Sie stand in ihrem crokusfarbenen Kleid, einen weißen Schleier über dem leuchtenden Haar, in der Schattendämmerung da und Myrtilos konnte nicht umhin, sie zu betrachten. Er hatte sie noch nicht so schön gesehen, wie in dieser Stunde. Ein ungewöhnlicher, fiebernder Schimmer glänzte aus den großen dunklen Augen. Ihre weiße Haut schien noch weißer als sonst, — nicht natürlich, aber verführerisch. Die Gestalt, von den schönsten Füßen in goldgeschmückten Sandalen getragen, hob sich bei jeder Bewegung aus dem leichten Gewand hervor. Sempronia trug heute wenig Schmuck, aber die freie Luft im Grünen schien sie mehr als je zu beleben. Myrtilos stieg das heiße Blut in die Augen, er wußte nicht mehr, wie er sich dieser Frau erwehren sollte.

„Wollen wir die Fischlein füttern?" sagte sie und griff in ein Körbchen, das auf dem marmornen Rand des Beckens stand und noch halb mit Brodkrumen gefüllt war. Sie gab ihm von den Krumen in die Hand und warf selber eine nach der andern in's Wasser. Bald hatte sich eine Schaar der hurtigen schimmernden Geschöpfe unter ihnen gesammelt und haschten nach dem Futter. Sempronia sah ihnen zu, wie sie sich mit den dummen kleinen Mäulern die Beute gegenseitig wegzuschnappen suchten, und lachte.

„Wie man euch fangen könnte, wenn man wollte!" sagte sie vor sich hin.

Auf einmal hielt sie mit dem Hinstreuen des Futters ein, nahm

Myrtilos die letzten Krumen aus der Hand und blickte stumm hinunter. Der Wasserspiegel, von den unruhigen Fischen getrübt, glättete sich wieder, und das Bild der beiden Menschen, die da oben neben einander standen, erschien auf der Fläche. „Sieh uns an, Myrtilos!“ sagte sie noch in heitrem Tone. „Ein großer Spiegel für große eitle Kinder; — ein ganzes Dutzend Narcisse könnten sich hier bewundern.“

Das Wort „Narcisse“ rief Myrtilos aus seinen begehrlichen Gedanken zu sich selbst zurück. Er starrte gleichfalls hinab und sah überrascht ihr gemeinsames Spiegelbild. Eine schöne lächelnde Frau und ein schöner ernsthafter Jüngling blickten ihm, mit noch leise schwankenden Umrissen, entgegen. „O Zeus —!“ sagte er mit selbstgefälliger Verwunderung.

„Wie schön so ein Menschenpaar sein kann!“ scherzte sie aufgeregt.

Das Wasser ward völlig still und Myrtilos sah, wie seine braunen Ringeln, vom leisen Luftzug bewegt, seine Stirn umspielten. Es fiel ihm ein, wie jener Bildhauer in Herculanum ihm so oft bewundernd erklärt, daß er das plastischeste Haar der Welt habe. Ruhig wie eine Bildsäule stand er da und betrachtete diese plastischen Locken.

Sempronia ward ernst. Sie bemerkte, wie er in sich versank und biß sich auf die Lippen. „Venus und Adonis!“ murmelte sie plötzlich in Gedanken.

„Was sagtest Du?“ fragte er zerstreut.

„Nichts!“ antwortete sie.

Nach einer Weile suchte sie wieder zu lächeln. „Wenn ich wirklich so da unten läge, Myrtilos, wie Du mich siehst, — würdest Du mir nachspringen, um mich heraufzuholen?“

„Ich schwimme wie Leander!“ antwortete er und betrachtete sein Bild.

Sie sah es, und mit einer zornigen Bewegung warf sie auf einmal alle Brodkrummen in ihrer Hand hinunter. Das Wasser fuhr in verwirrten Kreisen auseinander und die beiden Gestalten verschwanden. Myrtilos sah zu Sempronia auf. Es überraschte ihn ein wenig, wie ihre fiebernden Augen funkelten, als ob sie ihn niederblitzen wollten. ‚Warum thatest Du das?“ fragte er gedankenlos erstaunt.

„Ich weiß nicht!“ antwortete sie.

Er kehrte sein Gesicht wieder dem Wasser zu, das sich zu beruhigen anfing. Sempronia's Antlitz da unten hatte einen bösen, gefährlichen Ausdruck angenommen; doch er bemerkte es nicht, weil er nur auf sein eignes sah. Wie mit magischer Gewalt zog es ihn diesem schönen Anblick zu. Er berauschte sich wieder in dem Gefühl seines Selbst, er schien Sempronia völlig zu vergessen.

„Nein, bei der Juno —!“ sagte sie auf einmal halblaut vor sich hin. Sie schüttelte heftig ihre Haare. Dann fragte sie spöttisch: „Was giebt es da unten zu sehen, Myrtilos?“

„Wie?“ fragte er zerstreut zurück.

„Wie?“ — Sie sprach ihm dieses „Wie“ nach und sah vor Auf-

Digitized by Google

regung zitternd in die ſtille Fluth. „Biſt Du mit Deinen Unterſuchungen bald zu Ende, Myrtilos? — Wollen wir gehen?“

Myrtilos antwortete nicht: Er hatte gehört, aber nicht verſtanden, was ſie ſagte; träumeriſch ſtarrte er den Jüngling da unten an. Die ſchöne Frau verlor ihre letzte Faſſung. Auf ihrer Stirn erſchien wieder die bläuliche Ader; ein leidenſchaftlicher, faſt irrer Blick fuhr unter den Wimpern hervor. Plötzlich hob ſie die Arme und ſprang in's Waſſer hinab.

„Heilige Götter!“ rief Myrtilos aus. Er ſah erſchrocken, wie ihre Geſtalt hinunterſank und die Fluth über ihrem Kopf zuſammenſchlug. Im nächſten Augenblick ſprang er ihr nach. Das Becken war ſo tief, daß ſeine Füße beim Niedergehen kaum den Boden berührten. Als er dann wieder in die Höhe kam, hatte er ſchon ihren rechten Arm gefaßt, umſchlang ſie und ſchwamm mit ihr einer kleinen Marmortreppe zu, die vom Rand hinabführte. „Sempronia!“ ſagte er, ſich das Waſſer von den Lippen blaſend und blickte ſie aufgeregt von der Seite an. „Wie geſchah das, Sempronia?“ — Sie erwiederte nichts, ſondern ſchloß die Augen. Ihr Haar war im Waſſer wieder losgegangen und die langen goldnen Fäden ſchwammen ihr nach. „Sempronia!“ wiederholte er zärtlich, als er die Treppe erreicht hatte, ließ ſie auf die unterſte Stufe treten, ſtellte ſich neben ſie und hielt ſie feſter im Arm. Es überſchauerte ihn plötzlich das Bewußtſein, daß er dieſe Frau umſchlungen halte. Alle ſeine Sinne waren wieder entflammt. Ihr naſſes Gewand legte ſich eng an die ſchönen Glieder, er fühlte ſie, und ſah, was er fühlte. Das Waſſer war nicht kalt; nur eine gelinde Kühle flog ihm über die Haut. „Sempronia!“ ſagte er zum dritten Mal und drückte ſie verwegen an ſeine Bruſt.

„Laß mich hinauf!“ erwiederte ſie raſch. Nur ein kurzer feuriger Blick flog ihm zu, ihn für ihre Rettung zu belohnen. Sie entzog ſich ihm und ſtieg die Treppe hinauf. Seine Augen folgten der verführeriſchen Geſtalt, bis ſie oben war. Dann trat ſie vom Rand zurück und lehnte ſich, wie von einer Schwäche angefallen, gegen die nächſte Cypreſſe. „Sempronia“, ſagte er und eilte ihr nach, „ſoll ich Dich in's Haus führen? Soll ich die Sklaven herbei rufen?“

„Ich danke Dir!“ gab ſie ſanft zur Antwort. „Dort kommt ſchon Jemand, dort vom Garten her. Ich danke Dir, Myrtilos.“

„Wie konnte das nur geſchehn? Woher fielſt Du auf einmal?“

„Ich glitt aus und fiel. Komm, laß uns nach Hauſe gehen!“ — Sie ſchenkte ihm noch einen warmen Blick, dann winkte ſie ihm, daß er ſie führen ſolle. Inzwiſchen eilten ſchon die Sklaven herbei, die das feuchte Kleid ihrer Herrin hatten glänzen ſehen. Sempronia lehnte ſich auf Myrtilos' Schulter und ging langſam dem Hauſe zu, indeß ſie den Dienern befahl, ihren Gaſt in ein beſonderes Gemach zu führen und ihm aus Ariſton's Haus einen anderen Anzug zu holen. „Es geht mir gut!“ ſagte ſie auf Myrtilos' zärtliche Frage, wie ſie ſich befinde. „Auf Wiederſehen in trocknen Kleidern!“ ſetzte ſie hinzu, als ſie den Garten-

saal erreicht hatten und drückte ihm die Hand. Sie trat in eine Seitenthür und verschwand in ihre Gemächer.

Myrtilos ging hinter dem Sklaven her, der ihn in ein zierliches Fremdenzimmer führte, ließ sich entkleiden und stierte vor sich hin. Sein Blut war in der ungestümsten Wallung; die feuchte Gestalt der Sempronia stand ihm beständig vor Augen. Der Diener rieb ihn mit feinen, duftenden Tüchern; dann kam ein anderer, der ihm Gewänder und Sandalen brachte. Er kleidete sich an und wartete ungeduldig, bis Sempronia ihn werde rufen lassen. Seine Glieder fühlten sich neu erwärmt und belebt; ein leidenschaftliches Verlangen zog ihn in ihre Arme, an ihre Lippen. Endlich erschien ein Knabe, der ihn einlud, zu der Herrin zu kommen. Durch einen langen Gang in ein halbdunkles Zimmer geleitet, folgte er einer Stimme, die ihn weiterrief, und sah sich im nächsten Raum mit Sempronia allein.

Sie lag auf einem Ruhebett, in eine purpurne Decke eingehüllt, das Haar noch in seiner nereidenhaft wallenden Auflösung. „Ich begrüße meinen Retter!“ sagte sie, ihm freundlich mit der Hand entgegenwinkend. Dann bat sie ihn durch eine Geberde, auf dem Sessel neben ihr Platz zu nehmen. Die bezauberndste Heiterkeit lag auf ihren Zügen.

„Sempronia!“ sagte er und blieb neben dem Sessel stehen. Ein Flor legte sich ihm über die Augen; er hielt es so nicht mehr aus. „Sempronia! Wenn Du Deinen Retter belohnen wolltest.“

„Womit?“ fragte sie.

Er hielt einen Augenblick inne. „Was willst Du von mir, Myrtilos?“ setzte sie ruhig hinzu.

„Dich selbst“, antwortete er.

„Das ist viel verlangt!“ sagte sie, ohne einen Zug in ihrem Gesicht zu verändern. „Du weißt: Ich gegen Ich! Wer nehmen will, muß auch geben.“

„Ich liebe Dich, Sempronia“, erwiederte er mit sichtbar zitternden Lippen.

Es war ihr unmöglich, bei diesem Bekenntniß ein flüchtiges Aufleuchten des Triumphs zu unterdrücken. Doch sie faßte sich schnell. Indem sie ihn wieder ruhig ansah, als wäre nichts geschehen, fragte sie: „Womit willst Du mir beweisen, Myrtilos, daß dem so ist?“

„Wie anders beweisen?“ sagte er verwirrt. „Auf Deinen Lippen, in Deinen Armen laß mich Dir's beweisen.“

„Gemach! gemach!“ fiel sie ein, da er ihr seine zitternden Arme schon entgegenstreckte. „So schnell erhört man die Liebe nicht. Auf Deinen Knieen mußt Du mich um Erhörung bitten.“

„O Sempronia!“ sagte er und warf sich aufgelöst vor ihr auf die Kniee.

„Sieh da, sieh da! Adonis kniet vor der Venus!“ sagte sie mit einem unheimlich zufriedenen Lächeln. „Hab' ich Dich so weit? Beugst Du Dich vor mir, „schönster aller Schönen“?“

„Laß mich an Deine Lippen!“ flüsterte er, noch besinnungslos, ohne

Digitized by Google

auf ihre triumphirenden Worte zu hören. „Laß mich nicht zu Deinen Füßen sterben."

„Sterben nicht — aber ein wenig sich winden!" erwiederte sie mit übermüthigem Lachen und richtete sich auf. „Wer hat nun gesiegt, eitler Myrtilos? — Wozu kniest Du noch? Was denkst Du, daß nun noch geschehen wird, da ich erreicht habe, was ich wollte?"

„Sempronia!" rief er plötzlich erwachend aus. Er sprang wieder auf. Seine starren, entsetzten Augen schienen Sempronia einen Augenblick zu erschrecken. „Zurück!" sagte sie und wehrte ihn unwillkürlich ab. „Begreifst Du nun, mein Freund, wer Du bist? Ein Narciß, ein thörichter Narciß, der diese Frau sich unterwerfen wollte und seine Meisterin fand. Du großes Kind! Wer der Schönste sein will, muß auch der Klügste sein. Du dachtest Dich mir so gradeswegs in die Arme zu stürzen, mich durch Deine huldvolle Liebe zu beglücken; — sieh, sieh, wie ich Dich auslache!"

„O Zeus!" stammelte er.

„Armer Narr! Du kamst an Eine, die noch mehr auf sich hält, als Du. Ich hatte ein Gelübde zu Juno gethan, mein Freund, Dich mir zu Füßen zu legen, Dir zu zeigen, was für ein gebrechlicher Narr Du bist. Siehst Du, mein Gelübde ist eingelöst, — ich bin zufrieden."

Sie hatte sich von ihrem Ruhebett völlig erhoben, hielt sich die Decke um die Schulter fest, da sie herabfallen wollte, und trat an die nächste Thür zurück. Myrtilos stand völlig vernichtet, wie zu Stein und Eis erfroren da. Es trat ihm nicht ein einziges Wort auf die Lippen. „Uebrigens bleiben wir Freunde, wie ich denke!" setzte Sempronia, als sie schon auf der Schwelle stand, noch mit vornehmem Lächeln hinzu. „Du wirst mir zu jeder Stunde, wie bisher, willkommen sein, Myrtilos; zur Mahlzeit erwart' ich Dich. Auf Wiedersehen!"

Damit ging sie in der Haltung einer Kaiserin hinaus und ließ den verstörtesten aller Menschen allein.

V.

Myrtilos kam eine Stunde später nach Hause, mit etwas verwildertem Haar und blassen Lippen. Er fragte den Thürsteher, ob Ariston schon von sich habe hören lassen, nickte gedankenlos auf dessen verneinende Antwort und zog sich dann, wie gewöhnlich, in die Werkstatt zurück. Seine lange verhaltenen Empfindungen — denn nach jenem Abschied von Sempronia war er durch die Straßen umhergerannt — brachen nun in der Einsamkeit hervor und vor Wuth und Scham fing er zu weinen an. Er sah sich so grenzenlos erniedrigt, daß ihm jedes Gefühl des Widerstands versagte. Sein ganzes Selbst schien ihm vernichtet zu sein. Sempronia's Seele sah er nun in ihrer ganzen nackten Eitelkeit, bis zur Unmenschlichkeit verzerrt; ein Haß erbitterte ihn, der auf sein eigenes eitles Ich zurückfiel. Die traurigste Selbstverachtung drückte ihn zu Boden. In seiner jugendlich maßlosen Heftigkeit warf er sich auf die Erde, zerrte an seinem Haar, um in irgend einer sichtbaren Weise

Digitized by Google

gegen sich zu wüthen. Das Leben war ihm verleidet, jedes Verlangen in ihm ausgelöscht. Er empfand nichts mehr als den Wunsch, sich vor den Menschen auf immer zu verbergen.

Lange Stunden mochte er so gelegen haben, als ein Geräusch in der Vorhalle ihn in die verabscheute Wirklichkeit zurückrief. Ariston's lebhafte, helle Stimme rief einen der Sklaven an und fragte, ob Myrtilos daheim sei. Der Sklave schien die Frage zu verneinen. Myrtilos sprang auf, da er die Unfähigkeit fühlte, sich seinem Freund in dieser Verfassung zu zeigen. Eben sah er sich um, wohin er flüchten könne, um nicht bemerkt zu werden, als noch eine dritte Stimme sich hören ließ, die er gleichfalls erkannte. Es war Furius, der von draußen einzutreten schien. „Gut, daß Du kommst!" sagte Ariston und ging mit lautem Schritt auf die Thür der Werkstatt zu. Darüber gerieth Myrtilos vollends außer sich. Er trat zurück und duckte sich im Winkel hinter einen roh behauenen Marmorblock, den Ariston für die Statue des Adonis hatte kommen lassen.

Die beiden Männer traten mit einander ein. „Du hattest nach mir geschickt", sagte Furius und blieb noch an der Schwelle stehen. „Du siehst, ich habe mir nicht einmal die Zeit genommen, die Reisekleider zu wechseln."

„Ich danke Dir" sagte Ariston kalt. „Um es kurz zu machen, Furius: ich hatte mir erlauben wollen, Dich zu fragen, was Du in Pompeji beabsichtigst."

„Wie?"

„Was Du mit der kleinen Erinna vor hast; warum Du ihr die Ehre erweisest, ihr schon zum zweiten Male nachzustellen?"

„Eine höchst treuherzige Frage!" sagte Furius mit kurzem Lachen. „Ist Dir das Alles auf einmal so räthselhaft? Wie kommt es Dir überhaupt, mich wegen dieser kleinen Pompejanerin zur Rede zu stellen?"

„Weil sie mir zu gut scheint, um Dir als Eintagsfliege zu dienen, die einmal genossen wird und dann stirbt. Weil ich sie beschütze."

„Sieh da! Ariston als Tugendwächter! — Mein Freund, willst Du Deinen Spott mit mir treiben? Du hast die Güte, Erinna gegen mich zu beschützen, während ich bemerkt zu haben glaube, daß Du selbst ihrer kleinen Freundin —"

„Ich bitte Dich, verwechsle die Fälle nicht!" unterbrach ihn Ariston hastig. „Ich bin nicht nach Pompeji gefahren, um ein Abenteuer zu suchen, sondern um eine ernste Herzensangelegenheit auszumachen. Warum lachst Du so spöttisch auf? Weil ich Dir das sage? Es geschieht auch nur zur Selbstvertheidigung, sonst wüßte ich nicht, wie mir einfallen sollte, in diesem Augenblick davon zu reden. Du weißt, ich bin „Plebejer" und halte mich nicht zu gut, mir eine Plebejerin zum Weib zu nehmen. Du, als Patricier, denkst vornehmer. Und darum ersuche ich Dich, Furius, von dieser kleinen Erinna abzulassen."

„Wirklich!"

„Wirklich, Furius. Es scheint, daß Du sehr eigenthümliche Mittel

Digitized by Google

anwendeſt, um ſie Dir zu gewinnen. Ich hatte leider keine Zeit, um noch den Ausgang einer ſeltſamen Comödie abzuwarten, von der man mir erzählte — —"

Myrtilos ſtand athemlos, halb gebeugt, hinter ſeinem Block und wußte ſeine Aufregung kaum mehr zu zähmen. Er hörte Furius wieder mit einer künſtlichen Heiterkeit auflachen, die ihm alles Blut in die Schläfe trieb. „Du alſo warſt der gute Freund", rief der Römer aus, „dem ich dieſen ungeahnten Ausgang verdanke! der die Kleine warnte, ſodaß ſtatt ihrer ein hitzköpfiger Narr von Bruder erſchien! Nun, ſo muß ich Dir ſagen, guter Freund, daß ich auch auf Dich die Verantwortung ſchiebe, wenn dieſem Narren ſein Einfall ſchlecht bekommen iſt. Daß ſie ſich bei Dir bedanken mögen —"

„Was iſt dem Bruder geſchehen?" unterbrach ihn Ariſton.

„Ich wünſche mich hier nicht verhören zu laſſen", antwortete Furius hochmüthig. „Alles, was ich Dir noch zu ſagen habe, iſt, daß ich Dein Benehmen erſtaunlich freundſchaftlich finde."

„Wie es Dir beliebt! Ich erkläre Dir, Furius, daß ich fortfahren werde, dieſes Mädchen gegen jeden Verführer zu beſchützen."

„Und ich erkläre Dir", erwiederte Furius, „daß ich fortfahren werde, ſie jedem Tugendwächter zum Trotz —"

Er ſprach nicht aus; denn der vor Zorn verwilderte Myrtilos ſprang aus ſeinem Verſteck hervor und trat mit erhobenen Fäuſten und feuerſprühenden Augen vor ihn hin. „Das wirſt Du nicht!" rief der Jüngling leidenſchaftlich aus. „Das wirſt Du nicht, oder ich erwürge Dich auf der Stelle!" — Er war außer ſich. Mit einer plötzlichen Bewegung fuhr er dem blaß gewordenen Römer an die Bruſt und griff nach ſeiner Kehle.

„Beim Herkules — biſt Du wahnſinnig?" ſagte Furius mit halb erſtickter Stimme. „Willſt Du ſo gut ſein, Deine plebejiſchen Hände von meinem Halſe zu laſſen?"

Der überraſchte Ariſton faßte Myrtilos am Arm und zog ihn zurück. „Willſt Du ihn ermorden?" ſagte er haſtig. „Menſch, wie kommſt Du hierher?"

„Er ſoll nie wieder einen Finger nach ihr ausſtrecken", rief Myrtilos, „oder mit dieſen plebejiſchen Händen will ich ihn zerreißen!"

Furius blickte ihm mit ſichtbarer Beſorgniß in's Geſicht. „Was hab' ich mit Dir zu ſchaffen, junger Mann?" ſagte er, indem er ſich zu faſſen ſuchte, und zupfte ſeine Toga wieder zurecht. „Du haſt auf dieſes Mädchen verzichtet, und willſt noch Anderen verwehren, die Hand nach ihr auszuſtrecken?"

„Jedem, der ſie mit unreinen Händen berühren will!" rief Myrtilos, noch an allen Gliedern zitternd, aus.

Furius lächelte höhniſch. „Junger Cato!" ſagte er und blickte vornehm auf den Jüngling herunter; „unterſcheideſt Du die Hände ſo genau? Wer war es denn, der heute Mittag vor einer ſchönen Frau auf

Digitized by Google

den Knieen lag und sie um jeden Preis erobern wollte? Bist Du der Mann dazu, mir Tugend zu predigen?"

Myrtilos ließ seine Arme niedersinken und erglühte bis an die Stirnlocken. Er erwiederte keine Silbe.

„Ich hatte soeben das Vergnügen, mein Freund, Sempronia zu sehen!" nahm Furius mit vollkommener Ueberlegenheit wieder das Wort. „Ich komme grade von ihr. Es thut mir leid, daß ich von Deiner Belehrung keinen Gebrauch machen kann, so viel Nachdruck Du ihr auch zu geben suchtest. Ein ander Mal besinne Dich ein wenig, junger Mann, eh Du Dir herausnimmst, mit den Fäusten Sitte lehren zu wollen."

Myrtilos stand still und ließ den Römer, der seine Toga stolz über die Schulter warf, sich ruhig entfernen. Das Feuer in seinen Augen war wieder wie ausgelöscht. Er hielt den Kopf ein wenig gesenkt und athmete schwer.

Ariston betrachtete ihn stumm. Dann that er einige langsame Schritte auf und ab. Nach einer Weile blieb er neben der kleinen Adonisfigur stehen und sah sie gedankenvoll an. Myrtilos rührte sich noch nicht. „Nun, mein Freund?" sagte Ariston endlich leichthin. „Diese grausame Sempronia hat Dich liegen lassen?"

„Ich bitte Dich", erwiederte Myrtilos, ohne aufzusehen, „frage mich nicht danach."

„Wie Du wünschest", sagte Ariston ruhig. „Kränkt es Dich, so schweigen wir davon. Nur wenn es Dein Herz erleichtern könnte, sich gegen einen Freund auszuschütten, der die Welt ein wenig zu kennen glaubt — nur dann bitt' ich Dich, mir meinen Antheil an Deinem Schicksal zu gönnen."

„Du bist allzu freundlich!" murmelte Myrtilos.

„Ich habe Dich lieb, das ist Alles!" erwiederte der Bildhauer und legte sein Obergewand auf den Tisch, um sich's behaglich zu machen. „Ich glaube, Lieber, Du kanntest Sempronia nicht."

Myrtilos schüttelte heftig seine Locken. „Nein, ich kannte sie nicht", sagte er mit gedrückter Stimme.

Er vermied es noch immer, Ariston anzusehen; aber er setzte sich auf einen Sessel, der hinter ihm stand, und bewegte die Lippen, ohne daß er sich schon entschließen konnte, zu reden. Ariston bemerkte es, hielt sich aber still.

„Ich kann es Dir erzählen", murmelte Myrtilos nach einer Weile. Indem er auf den Mosaikboden niedersah und Ariston hinter ihm sich gegen den Tisch lehnte, fing er an zu beichten. Er berichtete, wiewol etwas durcheinander, Alles, von seiner ersten Empfindung für Sempronia, bis zu der unbarmherzigen, schmachvollen Enttäuschung. „Du weißt nun Alles!" sagte er endlich und stand mit glühenden Wangen und laut und tief athmend auf. „Ich wollte Dir nichts verbergen. Es ist aus mit mir; ich kann nicht mehr leben, Ariston!"

„Nun, nun!" sagte der Bildhauer mit einem gutmüthigen Lächeln, das der Jüngling nicht sah; „darüber laß die Parze sich noch ein wenig

Digitized by Google

beſinnen!“ — Er hatte die ganze mühſame Beichte ſchweigend angehört, nur dann und wann, wenn ſie in's Stocken gerieth, durch eine gelaſſene Frage nachgeholfen. Auch lehnte er noch immer gegen den Tiſch, nur daß er in ſeiner lebhaften Art zuweilen die Arme bewegte. „Das iſt freilich ein Ausgang, wie man ihn nicht wünſcht!“ ſetzte er nach einer kleinen Gedankenpauſe hinzu. „Es ſcheint, lieber Myrtilos, daß Du einen gewiſſen Dämon noch nicht kannteſt.“

„Welchen Dämon?“ fragte Myrtilos und ſah auf.

„Er ſteckt in Sempronia — und umſchwebt uns Alle. Bei dem Einen dringt er in die Schale, beim Andern bis in den Kern. Die Philoſophen, Myrtilos, kennen keinen größeren Gegenſatz als Liebe und Haß; und doch iſt ein andrer mindeſtens ebenſo groß: Liebe und Eitelkeit.“

Myrtilos ſchlug überraſcht die Augen nieder, und wieder lief es wie Feuer über ſeine Wangen.

„Ich kenne Sempronia lange!“ fuhr der Bildhauer ruhig fort. „Wir haben einander auch einmal zu lieben geglaubt. Aber ſie liebte meine Schmeicheleien, und ich ihre Empfänglichkeit dafür; unſere unſterblichen Seelen waren nicht betheiligt. Als ich endlich merkte, daß jener Dämon ſie daran verhinderte, zu lieben, ſo zog ich mich aus dieſem Wellenſchlag der Leidenſchaft auf das feſte Land der guten Freundſchaft zurück, auf dem wir uns heut noch befinden. Es ging nicht ohne einige Narben ab; aber ſie ſchmerzen nicht mehr. Mein guter Freund — hinter ſo einer ſchönen weißen Stirnhaut liegen mehr Räthſel bei einander, als ein neunzehnjähriger Jüngling in drei Tagen errathen kann! Ich hatte gleichfalls die Ehre, mich länger als gut war in der ſchönen Sempronia zu irren. Als ich ſie kennen lernte, war ſie noch in ihrer erſten Jugend; ihre Haut ſo friſch wie Morgenthau, ihr Geiſt voll Grazie. Ich dachte, es müſſe eine Frau aus ihr werden, wie das alte Rom noch keine geſehen hätte. Aber der Dämon! — Der Dämon der Eitelkeit ſetzte ſich ihr in den Kern. Ihre einfältigen Eltern hatten ihn von früh auf gehätſchelt, alle ihre Freunde trugen ihm Futter zu. Er gedieh und wuchs und dehnte ſich aus, bis er ſo groß war, wie Sempronia ſelbſt. Alle anderen Leidenſchaften in ihr, gute und böſe, wurden von dieſem einen Dämon aufgeſogen. Man ſah dem zu, Myrtilos, wie einer wachſenden Krankheit, und konnte es nicht ändern! Ihr Witz, ihr Geiſt, ihre Seelenſtärke, ihr Feuer, Alles ward zum Werkzeug dieſes einen Herrn. Für einen kleinen Triumph ihrer Eitelkeit konnte ſie thun, was Andere kaum dem höchſten Zweck zum Opfer bringen. Sie wäre ein Weib wie Arria geworden, ohne dieſen Wahnſinn! Aber in der kleinen Welt unſeres Gehirns geht es oft anders zu, als im Reich der Fiſche. Das Kleine verzehrt das Große und das Höhere muß dem Niederen dienen. — Was iſt Dir, Myrtilos?“ ſetzte er auf einmal hinzu, als er den Jüngling in's Auge faßte. Myrtilos hatte den Kopf in die aufgeſtützte Hand gelegt, die ſchöne Geſtalt mit der ganzen Anmuth des Schmerzes vorgebeugt und zerfloß in Thränen, ohne es durch einen Laut zu verrathen. Nur die ſanfte Wölbung ſeiner Bruſt hob und ſenkte ſich tief-

Digitized by Google

Die Lippen, sonst in fast mädchenhafter Lieblichkeit wie ein Kuß aneinandergelegt, waren herb geschlossen, als wollten sie den Schmerz nicht hinauslassen, der nun im Blick und im Athem sich verströmte. Ariston war zu sehr Künstler, um nicht zunächst an dem Zauber dieses Anblicks zu haften. Es war ihm, als sähe er den schönen Jüngling Achilleus, der am Meerstrand sitzt, um über seine Beschimpfung durch die Atriden zu weinen. Eine Weile sah er ihm schweigend, mit innerer Freude, zu. Endlich wiederholte er herzlich: „Mein Freund, was ist Dir?"

Myrtilos sprang auf und die so lange verhaltene Heftigkeit seines Schmerzes machte sich in leidenschaftlichen Bewegungen Raum. „Du schilderst mich selbst!" rief er aus. „Ich bin Sempronia, sie ist Myrtilos! So wie Du sie schilderst, hab' auch ich mich verloren!"

„Fasse Dich, fasse Dich", sagte Ariston in der freundlichsten Gelassenheit und nahm ihn am Arm. „Wessen klagst Du Dich an?"

Der Jüngling machte sich los; die Berührung schien ihn noch heftiger aufzuregen. „Laß mich!" sagte er. „Ich weiß, wie Du über mich denkst — wie Du mich verachtest. Ich bin nichts mehr als ein eitler Mensch, den eine eitle Frau nach Verdienst beschämt hat! — So, ganz so, wie es ihr gegangen ist, so ist's auch mit mir geschehen. Ich hatte Ehrgeiz, Fröhlichkeit, Liebe zu den Menschen; Alles ist dahin! Dieser Dämon — — Mein Vater — —" Er brach in Schluchzen aus, das ihm die Stimme nahm, und lehnte sich wie ein Verzweifelnder gegen die Wand.

„Du bist außer Dir, Lieber!" sagte Ariston mit Zärtlichkeit, während zugleich eine geheime freudige Genugthuung seine Lippen umspielte „Es würde Dir gut thun, wenn Du Dich fassen wolltest."

„Wozu? — Mit mir ist es aus. Ich sehe, ich bin ein Mensch geworden, den Jeder verachten muß. Mein Vater — — Doch er ist todt, ich will ihn nicht verklagen. Sie thaten Alles, Ariston, um mich zu einem Narciß zu machen! Sie dachten an nichts, als wie sie meine Schönheit könnten leuchten lassen. Wenn ich mich in meinen Gedanken freute, einmal ein Künstler zu werden, dem seiner Hände Arbeit Ehre mache, so kamen sie und sagten mir, daß ich ein göttliches Wunder sei, und zeigten mich den Leuten. Und doch hielt ich's lange aus. Doch als dann dieser unglückselige römische Bildhauer kam und mein Vater vor Freude wie närrisch ward, daß sein Name durch meine Schönheit so berühmt werden sollte — und als ich nun zu nichts mehr da war, als „der Kunst zu dienen", wie sie sagten, und mich von Gelehrten und Ungelehrten bewundern zu lassen — da kam diese Krankheit über mich, Ariston, von der Du sagtest. Ich weiß nun, wie Alles kam! Ich dachte nur noch an mich. Keine Arbeit wollte mir mehr Freude machen, mein Ehrgeiz war hin. Ich hatte kein Herz mehr zu den Menschen; sie sollten nichts, als mich schön finden. Vater und Mutter, Freunde und Erinna — Alles, Alles fiel mir aus dem Herzen! — Ich war ein Narr, ein Narr!" rief er mit verdoppelter Leidenschaftlichkeit aus. „Alles hab' ich

Digitized by Google

verscherzt und kann nichts mehr, als die Götter verwünschen, die mir meine Schönheit geschenkt haben!"

„Nicht doch, nicht doch!" sagte Ariston ernst. „Das Geschenk ist gut, nur muß man nicht über der einen Gabe die andern vergessen! — Die Götter haben nicht unfreundlich gegen Dich gehandelt, Myrtilos; sie haben Dir in Deiner Wohlgestalt auch eine Seele gegeben. In diesem Augenblick bekennst Du sie am stärksten, indem Du aus Zerknirschung sie verleugnest. Fasse Dich, Myrtilos! Laß uns sagen, daß Dein edleres Ich nur ein wenig verschleiert war. Du bist nicht dem Dämon verfallen wie Sempronia, dazu bist Du zu gut. Auf diesem Tische da sah ich vorhin eine Zeichnung liegen und sehe dort, frisch aus Thon geknetet, einen reizenden Mischkrug stehen; — ich müßte mich lebhaft betrügen, wenn Du ihn nicht mit denselben Händen geknetet hättest, die sich nach Sempronia's Nacken sehnten! — Das da ist Dein Beruf. In ihm wirst Du den Narciß vergessen. Du hast Griechenblut: das will schaffen und leben, nicht zwecklos im Sand verrinnen. Und wenn Du auch eine Seele verscherzt hast, die Dich liebte — die Welt ist groß, und wer nur Menschen suchen kann, der wird sie finden."

„O Erinna! Erinna!" seufzte der Jüngling tiefgequält vor sich hin.

Ariston richtete sich auf, ging im Zimmer umher, betrachtete Myrtilos mit einem ungewissen Ausdruck aus der Ferne. Endlich kam er zurück, trotz seines ernsten Blicks ein wenig lächelnd. „Wirst Du mir etwas verzeihen, mein Freund?" fragte er mit einem Gemisch von feiner Ironie und heiterer Verlegenheit."

„Was?" fragte Myrtilos und sah ihn an.

„Daß ich mir ein wenig mit Dir zu spielen erlaubt habe! — Ich hatte vom ersten Augenblick eine Theilnahme für Dich, Myrtilos, die die Weisen durch geheime Anziehungskräfte erklären. Wie dem nun auch sein mag — als ich Dich beredete, mit mir nach Bajä zu gehen, hatte ich einen offenen und einen geheimen Gedanken. Den offenen, mich an Dir zu begeistern, und den geheimen, Dich durch Sempronia über Dich aufzuklären. Ich sah die große Gefahr, in der Du schwebtest. Und wie ich durch den Zustand Deiner Seele sogleich an Sempronia erinnert ward, so rührte sich auch der Wunsch in mir, Dich vor ihrem Schicksal zu bewahren. Ich hoffte Dir in dieser Frau einen Spiegel zu zeigen, der Dir nicht wie die anderen Deine Schönheit, sondern — wie sag' ich nur — Dein Zerrbild vorhielte. Irgend ein guter Geist, mein Freund, ist uns zu Hülfe gekommen! Du hast Dich in diesem Spiegel schneller erkannt, als ich hoffen durfte. Laß Dich diese schmerzhafte Erfahrung nicht bekümmern; es ist ein gutes griechisches Dichterwort: „Wer nicht gezüchtigt wir, wird nicht erzogen!" Denke Dir, Du habest das Alles in einem Buch gelesen, bis zu voller Sinnentäuschung es mit erlebt. Das Buch ist aus, die Täuschung verfliegt, aber die Wirkung bleibt."

Myrtilos antwortete nichts und sah starr vor sich hin.

„Liebst Du Sempronia noch?" fragte Ariston nach einer Weile.

Digitized by Google

„Ob ich sie liebe!“ fuhr der Jüngling auf und die ganze Wildheit seines beleidigten Gefühls ward wieder lebendig. „Frage mich, ob ich sie von ganzem Herzen hasse und verachte!“

„So viel bedarf es nicht“, antwortete Ariston mit feinem Lächeln. „Laß in Deinem Herzen noch eine Möglichkeit des Bedauerns übrig. Denn sie ist bedauernswerther, als Du denkst. Ihr Leben, das wie ein schönes, magisches Farbenspiel begann, ist zu einem Gewinde von Nichtigkeiten zusammengeschrumpft. Die Kraft von drei Frauenseelen verbraucht sie, um der Netzhaut der Menschen zu gefallen! — Mein Freund, Du hast ihr Phöbus-Haar und ihr weißes Gesicht bewundert; denkst Du, daß diese Farbenstimmung keine Mühe kostet? Sempronia ist mit dem nicht zufrieden, was die Natur ihr gegeben. Sie färbt ihr Haar, schminkt ihre Haut, malt ihre Brauen; wenn sie durchaus siegen will, nimmt sie Gift, um ihre Augen glänzender zu machen — und ihre Gesundheit zu untergraben. Wo ist die Grenze für die Eitelkeit? An welchem Punkt der Selbstzerstörung will man inne halten, wenn man sich diesem Dämon einmal hingegeben hat? — — Versinke nicht in Deinen Kummer, Myrtilos. Die Götter haben Dich zu rechter Zeit durch einen Freund gewarnt, durch eine sonderbare Erfahrung aufgeweckt; und während Du Dir noch die Augen reibst, entsinnt sich eben Dein Freund, daß er seit dem frühesten Morgen unterwegs war und daß es trotz aller Gemüthsbewegungen Zeit ist, zum Abendessen zu schreiten.“

VI.

Die Nacht war über Gesprächen aller Art hereingebrochen; Myrtilos lag auf seinem Bett, mit den gequälten Gedanken in Pompeji, ganz in seine Jugendzeit, in die Tage der ersten kindlichen Zuneigung zu Erinna, in das traurige Gefühl seiner Verarmung versunken. Als er endlich aus kurzem Schlaf gegen Morgen erwachte, stand der Entschluß in ihm fest, Bajä zu verlassen. Er empfand die Unmöglichkeit, Sempronia wieder zu begegnen; er fühlte sich von einem undeutlichen, mächtigen Triebe nach Pompeji gezogen. Von da dann weiter — nach Rom, in die große Welt. Es that ihm nicht wohl, über das Nächste hinaus zu denken. Mochte mit ihm geschehen, was da wollte — nur aus dem Dunstkreis fort, in dem Sempronia's Athem ging. Er stand endlich auf, als die Sterne verblaßten, fand ein Schreibtäfelchen in einem Wandschrank und schrieb an Ariston einen hastigen Abschiedsbrief. Er möge ihm verzeihen, daß er fliehe. Sobald die Götter ihm die Kraft dazu gäben, komme er zurück. Es dränge ihn, noch einmal seiner Eltern Grabstätte zu sehen, ehe er diese Gegend auf immer verlasse. Mehr wußte er nicht zu sagen, denn in ihm selbst stieß ein Chaos von Wünschen und Gedanken durch einander. Er legte das Täfelchen auf sein Bett, sagte dem Thürhüter, daß er einen Gang an den Hafen zu machen habe und schlich halb erleichtert, halb in Schwermuth und Unruhe davon.

Im Hafen suchte er einen Schiffer auf und ließ sich über den Golf nach Puteoli übersetzen; von da wanderte er zu Fuß die große Heerstraße

Digitized by Google

entlang, Neapolis zu. Als er am Pausilypon auf die Höhe kam, sah er, daß der Vesuv auch heut nicht räuchte. Der neapolitanische Golf war mit Schiffen aller Art bedeckt, auf der Straße rollte ein Wagen nach dem andern an ihm vorbei; Myrtilos hörte von Wanderern, die ihn einholten, daß man einen baldigen Ausbruch des Vesuv erwarte und die vornehme Welt von Bajä sich aufmache, um an diesem Schauspiel aus der Nähe theilzunehmen. Zuweilen glaubte man ein dumpfes unterirdisches Getöse zu hören. Andere kamen wieder dazu und versicherten, daß nur ein kleines Erdbeben zu erwarten stehe, wie man deren in Campanien so oft erlebe, ohne daß der Vulkan damit zu schaffen habe. Die Luft ward schon vor Mittag so heiß, daß der ermattete Myrtilos im Wirthshaus zu Neapolis liegen blieb, sich eine Kammer anweisen ließ und bald in einen tiefen Schlummer fiel, aus dem er erst in der Nacht erwachte. Er sah nach den Sternen, legte sich schlaftrunken wieder hin und schlief von Neuem, bis die Hähne auf den benachbarten Höfen ihn endlich wach krähten.

Im ersten Morgengrauen wanderte er weiter, nach Herculanum und Pompeji zu. Bald trieb ihn die innere Unruhe, schneller zu gehen, bald mäßigte er seinen Schritt, als komme er immer noch zu früh, den Menschen daheim wieder in die Augen zu blicken. Während er auf der sonnigen Straße dahinzog, immer das Meer zur Rechten, zur Linken den unheimlich ruhigen Vesuv, dem der Athem wie einem Todten ausgegangen schien, fragte er sich, was er eigentlich in Pompeji wolle, ob er es über sich gewinnen werde, Erinna wiederzusehen. Doch als er den weiten Weg zurückgelegt und das Stadtthor erreicht hatte, zog es ihn ohne weiteres Widerstreben der Straße zu, die er vor ein paar Wochen verlassen. Er ging über das Forum und bog links um die Ecke. Schon erkannte er das kleine Haus, darin er mit Erinna gewohnt hatte. Aber ein plötzlicher Schreck faßte ihn; denn eine Cypresse, das Zeichen, daß drinnen ein Todter war, stand vor der Thür.

Hastig trat er näher, sah den Thürhüter, der in seiner kleinen Zelle saß, und die angstvolle Frage lag ihm schon auf der Lippe, ob Erinna gestorben sei. Doch ein Blick in die dämmerige Halle zeigte ihm, was geschehen. Auf einem durch Blumen und Gewinde belebten Todtenbett lag, von dem oben hereinschauenden Himmel beleuchtet, Erinna's Bruder, nach der Landessitte mitten im Atrium zur Schau gestellt. Seine Augen waren geschlossen, das Haar gesalbt und mit einem Kranz geschmückt. Durch die Leichenfarbe seiner stummen Züge schien die geschwisterliche Aehnlichkeit mit der lieblichen Erinna wie durch einen Schleier hervor. Eine Räucherpfanne stand neben dem Ruhebett und es duftete stark. Sonst war kein Zeichen des Lebens in der Halle; das Herdfeuer nach dem heiligen Gebrauch erloschen. Myrtilos blieb erschüttert auf der Schwelle stehen. „Bei allen Göttern, was bedeutet das!“ brachte er erst nach tiefem Schweigen hervor, indem er den Thürhüter ansah.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Kurzer Proceß mit Ehemännern.

Ein Criminalfall aus dem heutigen Frankreich.

(Für den „Salon" bearbeitet von einem Preußischen Staats-Anwalt.)

Es ist keine sogenannte spannende Criminalgeschichte mit wunderbarer, durch besondere Verkettung von Umständen oder hervorragenden Scharfsinn kluger Beamter herbeigeführter Enthüllung dunkler Thaten, die wir unseren Lesern bieten, denn die Entdeckung des Verbrechens und die der Thäter gehen Hand in Hand, und der Kampf der Gerechtigkeit gegen die Letzteren ist ein leichter und kurzer. Nicht einmal die unwillige Theilnahme, die wir der wilden Verwegenheit des Räubers, der überlegenen, oft humoristischen Schlauheit des Diebes und Betrügers zu schenken leicht verleitet werden, vermögen die Elenden zu erregen, die vom dritten bis zum achten December 1868 vor den Schranken des Schwurgerichtshofes zu Aix in der Provence standen; ja kaum, daß Eine oder die Andere der Betheiligten des Mitleids würdig erscheint. Aber wenn andere Criminalfälle die psychologisch oft höchst interessante Verirrung eines Einzelnen zum Gegenstande haben, so entrollt dieser Fall ein Bild des stumpfsinnigsten Aberglaubens, der frivolsten Gleichgiltigkeit gegen Menschenleben in ganz verschiedenen Volksschichten einer der größten Städte, das dem tiefsten Mittelalter entlehnt scheinen würde, wenn uns nicht als eigentlich treibendes Princip die ganze Sittenverderbniß des modernen Frankreich entgegenträte, wie fast dessen ganze neuere Romanliteratur sie wiederspiegelt. Darin liegt die culturgeschichtliche Bedeutung des Falles; deshalb hat er, wie der Staatsanwalt zu Aix richtig sagt, diesseits wie jenseits der französischen Grenzen so großes Aufsehen erregt, und deshalb glauben wir unseren Lesern eine kurze Darstellung desselben nicht vorenthalten zu dürfen.

Im Februar 1867 kam ein ehemaliger Bäckergesell, Jean François Joye, von Toulon nach Marseille, bestand noch in demselben Jahre eine Prüfung in der Pflanzenkunde und erhielt in Folge dessen die Concession zum Kräuterhandel. Er eröffnete einen Laden in der Pannier-Straße, in einem der ältesten, finstersten Stadttheile; es wurde aber bald bekannt, daß er, durch frühere Bestrafungen wegen Betrugs nicht gebessert, neben dem Handel mit Kräutern und Droguen noch verschiedene lichtscheue Künste, als da sind Kartenlegen, Geisterbannen und Heilung geheimer Krankheiten, betrieb. Er hatte zu diesem Zweck ein besonderes Zimmer in der Straße St. Antoine gemiethet, welches dem Tageslichte

sorgfältig verschlossen und mit wunderbarem kabbalistischen Apparate ausstaffirt war. Dort „rief er Geister aus der wüsten Tiefe", dort befand sich seine kleine, aber ausgewählte Bibliothek, enthaltend den „Schlüssel Salomonis", „Die schwarze Magie", „Papst Honorius' Zauberbuch" und die uns leider nicht zugängliche Zeitschrift: „Der Teufel, Journal der Hölle", und dort hatte er reichen Zuspruch von Mädchen und Frauen, keineswegs nur aus den untersten Ständen. Von kleinem, gedrungenen Körperbau, mit niedriger Stirn, hervorstehenden Backenknochen, großem Munde und fast affenartigem Gesichtsausdruck, soll er lebhaft an die Neger erinnert haben, die in den französischen Colonien als Zauberer und Schlangenbändiger umherziehen.

In demselben Stadtviertel wohnte Frau Lamberte Fanny Capello, gewöhnlich Frau Lambert genannt, eine hübsche, nur etwas boshaft aussehende Frau von vierunddreißig Jahren, von ihrem Manne längst getrennt, die ganz dieselben Geschäfte betrieb als Joye. Auch sie verkaufte Kräuter, wenngleich ohne Concession, auch sie wahrsagte, heilte Krankheiten und hatte ebenfalls eine nicht unbedeutende Kundschaft.

So besuchte eine Schuhmacherfrau Armand mit ihrer siebzehnjährigen Tochter zuerst Frau Lambert, um zu erfahren, ob der Liebhaber ihrer Tochter, der ihr untreu geworden war, zurückkehren würde; die Zauberin versprach, dies gegen eine Belohnung von 20 Fr. zu bewirken, hat aber nicht Wort gehalten. Von da begab sich die Mutter zu Joye, mit der Bitte, sie selbst mit ihrem Geliebten zu versöhnen, und erhielt die Weisung, Nachts zwischen elf und zwölf Uhr bestimmte Gebete an den Mond zu richten und auf ihrem Kamin eine von Joye geweihte Kerze zu verbrennen; vom Erfolge haben wir nichts erfahren. Die Frau des Kochs Vital ließ sich von Joye die Karten legen. Es kam eine Karte zum Vorschein, welche den Teufel vorstellte. „Halt", rief Joye — „ich sehe, Ihr Mann hat Sie geschlagen." Frau Vital mußte staunend die Richtigkeit der Thatsache anerkennen. „Wenn Sie wollen", fuhr Joye fort, „will ich ihn verwandeln. Ich werde Ihnen vom Kirchhofe einen Knochen von einem todten Mann verschaffen, den müssen Sie zu Pulver brennen; damit kann ich Ihren Mann bezaubern, und dann ist er in meiner Gewalt." Frau Vital erinnerte sich glücklicher Weise, daß behexte Menschen sehr dumm werden, und lehnte den Vorschlag ab. Einer Schneiderin, der jungen hübschen Frau Auribeau, welche, wie er aus den Karten ersah, mit ihrem Manne nicht besonders glücklich war, bot er geradezu an, sie zur Wittwe zu machen. Sie sollte dem Zauberer Alter und Vornamen ihres Mannes angeben; dann sollte sie vom Kirchhof einen Sargnagel holen, in die Erde stecken und dabei sprechen: „Nagel, ich bitte Dich, laß meinen Mann sterben"; schließlich würde er ihr dann etwas geben, das die Sache zu Ende brächte. Er wollte ihr Credit bewilligen, sie brauchte erst nach ihres Mannes Tode zu bezahlen. Frau Auribeau liebte, wie sie sagt, ihren Mann nicht eben sehr; aber sie haßte ihn auch nicht so, um ihm den Tod zu wünschen. Sie wies das Anerbieten des Zauberers also ebenfalls zurück.

Digitized by Google

Leider sollte es nicht immer auf so ungünstigen Boden fallen. —

Der Porzellanhändler Antoine Ville zu Marseille lebte seit zwanzig Jahren mit seiner Frau, Maria geb. Autrand, soweit ihm selbst bekannt war, in glücklicher und zufriedener Ehe. Er war in guten Vermögensverhältnissen und ein harmloser, stiller Mann, der seine zwölf Jahre jüngere Frau zärtlich liebte und ihr unbeschränkt vertraute, aber — behauptet diese wenigstens — er war selten zu Hause; er begab sich des Morgens nach dem Frühstück und des Nachmittags nach der Mahlzeit in seinen Club, ohne daran zu denken, wie seine Gattin sich in ihrer Einsamkeit trösten sollte. Madame Ville indessen, eine vierzigjährige, aber noch immer ziemlich hübsche Dame, knüpfte zunächst ein Verhältniß mit einem Garde-Gendarmen an, und wies, nachdem dieses sich gelöst hatte, die Mittheilung ihrer treuen Dienerin Rosine Margeillan, daß ein Kamerad ihres Geliebten, des Maurers Curet, dringend wünsche, die Bekanntschaft der Frau Ville zu machen, keineswegs von der Hand. Curet benachrichtigte nun seinen Freund, den Maurer Marino Barthelemy, in geschäftsmäßigster Form: „Ich weiß eine Stelle für einen Liebhaber!“ „Das paßt mir“, entgegnete Marino, und war kurze Zeit darauf der Geliebte der Frau Ville, welche ihn mit Kleidern und Schmucksachen reichlich beschenkte, ja ihm, wenn er ihretwegen die Arbeit versäumt hatte, den Arbeitslohn ersetzte, damit er seiner Frau — denn auch er war verheirathet — Geld nach Hause bringen könne.

In den ersten Monaten des Jahres 1868 erkrankte Herr Ville, und die Krankheit nahm ungeachtet der Behandlung durch zwei Aerzte, welche sie für den Typhus hielten, und der sorgfältigsten Pflege seiner Frau einen immer bedenklicheren Charakter an, bis sie am 20. Mai mit dem Tode endete. Frau Ville beweinte ihren Gatten pflichtgemäß, miethete aber gleichzeitig ein Landhaus vor der Stadt, in welchem sie täglich mit Marino zusammentraf.

Eines Tages im August begegnete Letzterer zufällig auf der Straße der Frau Lambert. Sie redete ihn an: „Ich weiß, daß Sie der Geliebte der Frau Ville sind. Hätten Sie vielleicht die Güte, ihr zu sagen, sie möge mir etwas Geld für den Mann geben, der für sie gearbeitet hat.“ „Was geht das mich an?“ entgegnete Marino; „hat Jemand für sie gearbeitet, mag er sich von ihr bezahlen lassen.“ — „Wissen Sie denn nicht“, fuhr die Lambert fort, „daß sie den Mann benutzt hat, um ihren Gatten loszuwerden?“ Marino erwiederte, wenn er das glaubte, würde er sie dem Staatsanwalt anzeigen, und ging nach Hause, wo er seine Frau in Thränen fand. Frau Lambert hatte ihr nämlich durch eine junge Blumenhändlerin, Angelica Jourdan, eine seltsame Bestellung machen lassen. „Sage der Frau Marino, sie solle sich hüten! Frau Ville, die Geliebte ihres Mannes, will sie bei langsamem Feuer sterben lassen, in drei Monaten soll sie fertig sein. Der Kräuterhändler auf der Pannier-Straße hat ihr Pulver dazu gegeben.“ Frau Marino war darauf sofort zur Wittwe Ville gegangen, um sie zu bitten, das Verhältniß zu Marino abzubrechen. „Ich werde ihn niemals aufgeben“,

Digitized by Google

entgegnete Jene. — „Aber Sie werden Ihrer Tochter einen schlechten Ruf hinterlassen!“ — „Gut; mag sie sich einen besseren verschaffen.“ — „Ich beschwöre Sie im Namen Gottes!“ — „Gott bekümmert sich nicht um mich und ich mich nicht um ihn.“ Frau Marino entfernt sich mit der Drohung, wenn sie Frau Ville und ihren Gatten zusammen träfe, werde sie Beide tödten — und alles dieses erfuhr Marino, als er nach Hause kam. Die Sache wurde ernst, er mußte Partei nehmen, und entschloß sich zu einem Verfahren, welches, ohne seinem Herzen gerade besondere Ehre zu machen, doch vielleicht viel Unheil verhütet hat. Lassen wir ihn selbst erzählen.

„Ich fragte erst Frau Ville geradezu: „Du willst meine Frau vergiften?“ erhielt aber keine bestimmte Antwort, und ebensowenig konnte ich von der Lambert etwas erfahren. Ich ging also zu Joye und sagte: „Ich bin der Geliebte der Wittwe Ville.“ — „Ach“, entgegnete er, „sie hat von Ihnen gesprochen.“ — „Ich weiß Alles“, fuhr ich fort, „die Ville hat keine Geheimnisse vor mir.“ Er wollte mit der Sprache nicht recht heraus: hinter der Sache stecke eine Betrügerin, die Lambert, sagte er, die fähig sei, meiner Frau Alles zu verrathen. „Was geht das mich an“, sagte ich endlich, „ich kümmere mich nicht um Weibergeschwätz; die Sache ist einfach die: ich kann ohne die Ville nicht leben und meine Frau ist mir im Wege — Sie verstehen mich!“ — Joye fixirte mich: „Sind Sie ein Mann?“ — „Nun, wenn ich so mit Ihnen spreche!“ — „Mein Gott, was Sie wünschen, ist nicht unmöglich!“ — „Ja, aber meine Frau soll sich nicht so lange quälen, als Herr Ville.“ — „Das hat nur die Betrügerin, die Lambert, mit ihren schlechten Mitteln so gemacht. In vierundzwanzig Stunden kann Alles zu Ende sein.“ — „Gut, sprechen wir morgen Abend bei Frau Ville weiter davon, und bringen Sie die Pulver mit!“ — Ich kehrte nun zur Ville zurück: „Ich weiß Alles, Du willst mich von meiner Frau befreien; o, ich bin nicht böse deshalb!“ Sie fing an zu weinen und gestand mir, daß sie ihren Mann vergiftet habe. Als ich nachher von der Gefahr der Entdeckung sprach, entgegnete sie: „Wie einfältig! Andere machen's ja ebenso! Kennst Du die hübsche Weinhändlerin von der Fontaine d'Armeny? Die hat sich eben jetzt ihren Mann vom Halse geschafft, und Frau Salvago auch. Hier vergiftet jetzt alle Welt ihre Ehemänner!“

Am nächsten Tage erhielt Marino von Joye, der ihn bei Frau Ville aufsuchte, ein Fläschchen mit weißem Pulver und ein Packet Kräuter nebst genauer Gebrauchsanweisung, und nun theilte er der Polizei seine Entdeckungen mit. Der ganze unheimliche Apparat eines solchen Processes — Verhaftungen, Haussuchungen, Ausgrabung und chemische Untersuchung von Leichen — wurde in Bewegung gesetzt, und am 3. December begannen vor dem Schwurgerichtshofe zu Aix die Verhandlungen gegen Joye, die Lambert und fünf Frauen, von denen drei angeklagt waren, ihre Ehemänner vergiftet zu haben.

Am offensten trat vor Gericht die Wittwe Rosine Salvago, eine dreißigjährige kräftige Frau italienischer Abstammung, auf. Sie wurde

Digitized by Google

seit mehreren Jahren als Packträgerin von der Postverwaltung beschäftigt und hatte eine verhältnißmäßig reichliche Einnahme, doch mußte sie damit ihren trunksüchtigen und arbeitsscheuen Mann unterhalten, der sie zum Dank dafür mißhandelte. Eines Tages im Januar, als Salvago in Folge seiner Ausschweifungen erkrankt war, traf seine Gattin auf der Straße mit Frau Lambert zusammen, die sie von früher her kannte. „Ihr Mann macht sie unglücklich und gesund kann er auch nicht werden; wollen Sie nicht ein Pulver haben, um ihn los zu werden?" so redete die Lambert sie an, und fuhr, als Jene sich weigerte, fort: „Wie gut Sie sind! Nun, heute Nachmittag bringe ich das Pulver!" Frau Salvago willigte schließlich ein, erhielt eine Quantität Arsenik und eine Abkochung von Belladonna, und verabreichte von Beidem abwechselnd ihrem Manne, der am 20. Februar starb. Sie zahlte darauf der Frau Lambert 10 Fr.

Frau Ville ging, ebenfalls im Januar, zur Lambert, um sich durch sie aus den Karten belehren zu lassen, ob Marino sie liebe. Frau Lambert beruhigte sie hierüber, und fragte sie dann, ob sie ihren Mann, der doch zu alt für sie sei, nicht los zu werden wünsche? Nach kurzem Widerstreben willigte sie ein, erhielt dieselben Gifte und gab sie ihrem arglosen Manne in kleinen Dosen ein; sie will jedoch diese Stoffe anfangs nicht für Gift gehalten, sondern geglaubt haben, die Lambert werde ihren Gatten durch Zauberei aus dem Wege räumen, und die Tropfen und Pülverchen seien Zaubermittel. Damit stimmen aber die Angaben der Frau Salvago nicht recht überein. Diese ging nämlich eines Tages im Januar bei dem Laden der Frau Ville vorüber, und wurde von ihr hereingerufen und gefragt, wie es ihrem Manne gehe. „Es ist immer noch beim Alten", entgegnete die Salvago. Frau Ville fuhr fort: „Ich gebe meinem Manne eben etwas, damit er abfährt" — sie brauchte einen noch widerlicheren Ausdruck — „was geben Sie denn Ihrem?" — „Weißes Pulver von der Lambert", versetzte die Salvago. Die Ville zeigte ihr ein Fläschchen voll weißen Pulvers mit den Worten: „Ich denke, daran wird der Meinige wol genug haben!"

Sie zahlte der Lambert jedesmal, wenn sie ihr neuen Vorrath an Gift brachte, was diese für sich und für Joye, von dem sie ihre Vorräthe zu beziehen erklärt hatte, forderte — 30 Fr., 40 Fr., ja einmal 200 Fr.; im Ganzen will sie ihr etwa 4000 Fr. bezahlt haben, „so daß mir nichts bleibt, als die Schande und das Gefängniß!" Auch Joye selber forderte und erhielt einmal 30 Fr.

Eine andere Gruppe von Angeklagten bilden die Wittwe Josephine Gabriel, eine zwanzigjährige zierlich gebaute Frau mit schönen, aber nichtssagenden Gesichtszügen, — jolie jusqu'à la bêtise nennt sie ein Berichterstatter — deren Mutter, die Maurersfrau Baptistina Dye, und ihre Cousine, Frau Flayol.

Josephine war lange vor der Verheirathung ihrer Mutter geboren und von dieser in ein Findelhaus gebracht, nach Jahresfrist aber von einem braven kinderlosen Ehepaare, den Fabrikant Simon'schen Eheleu-

ten, an Kindesstatt angenommen und erzogen worden, bis sie sich in ihrem siebzehnten Jahre mit dem Mechanikus Gabriel verheirathete. Kurz zuvor hatte sie von der Verwaltung des Findelhauses einen Tugendpreis von 3500 Fr. erhalten. Ihre Ehe war eine durchaus glückliche, bis Gabriel auf den unseligen Gedanken gerieth, eine Weinstube anzulegen, in der seine Gattin die Wirthin zu machen hatte. Der dort auf sie eindringenden Versuchung war ihre preisgekrönte Tugend nicht gewachsen; dem Gerichtshofe wird eine ganze Reihe begünstigter Liebhaber der schönen Weinhändlerin vorgeführt. Der Letzte unter ihnen, Oberkellner Jeremias Caduſſeau, erklärt geradezu, er sei keineswegs der Verführer, sondern der Verführte gewesen, und die Wittwe Gabriel wagt dies nicht zu bestreiten.

Sie ging eines Tages zu Joye, um aus den Karten zu erfahren, ob Jeremias ihr treu bleiben würde. Joye versicherte, Letzterer liebe sie mehr als ihr Mann, und erbot sich, diesen aus dem Wege zu räumen. Sie willigte ein, erhielt Arsenik und Belladonna, verabfolgte ihrem Gatten vom 29. Juli ab beides nach Vorschrift, veranlaßte ihn am 5. August ein Testament zu ihren Gunsten zu machen, und wurde am 8. August Wittwe. Joye verlangte 800 Fr.; sie stellte zwei Wechsel über je 400 Fr. aus, die bei ihm später vorgefunden wurden. Alles dies gesteht sie zu, und behauptet nur, von ihrer Mutter, der Frau Dye, verführt worden zu sein. Diese kam nach ihrer Angabe häufig zu ihr und sprach stets schlecht von Gabriel: er sei zu alt, sei häßlich, ungeschickt, sie würde sie ganz anders verheirathet haben. Ihre Liebschaften kannte und billigte ihre Mutter; endlich war sie zugegen, als Joye ihr das Gift gab und redete ihr zu, davon schleunigst Gebrauch zu machen, ja, sie hatte mit Joye schon verabredet, wenn Gabriel todt sein würde, wolle auch sie ihren Ehemann vergiften. Frau Flayol aber besorgte ihre Correspondenz mit Jeremias Caduſſeau, — so behauptet die Wittwe Gabriel weiter — war mit ihr bei Joye, als der Plan der Vergiftung besprochen wurde, holte später von ihm das Gift und schlug ihr, als sie Furcht entdeckt zu werden, äußerte, vor, der Mutter Gottes eine Kerze zu weihen, damit diese sie vor Entdeckung behüte, kaufte auch die Kerze und brachte sie der Madonna dar. Frau Dye stellt dies Alles natürlich in Abrede und räumt nur ein, einmal mit ihrer Tochter bei Joye gewesen zu sein, um sich Malven zu kaufen; Frau Flayol will ebensowenig von der beabsichtigten Vergiftung etwas geahnt haben, gesteht aber zu, die Vermittlerin zwischen ihrer Cousine und Caduſſeau gespielt zu haben und einmal mit ihr zu Joye gegangen zu sein, der eine Geistererscheinung in Scene setzte. Diese schildert er selbst, und zwar mit unverwüstlichem Ernst: „Kaum hatte ich die Geister gerufen, so erschienen deren zwei und sagten: „Nimm Dich in Acht, diese Frauen haben Geliebte, sie werden Dir Dummheiten machen!“ Die Geister lieben nämlich solche Frauen nicht. „O“, sagten die Damen, „in Betreff der Geliebten haben die Geister Recht, wir haben deren sogar mehrere, aber darum handelt es sich nicht; fragen Sie nur, ob Jeremias Josephine liebt.“ Darauf sag-

Digitized by Google

ten beide Geister: „Eine der Frauen liebt einen Mann, aber er will nichts von ihr wissen.“ „Ach, Ihre Geister sind garstig“, riefen die Damen und gingen fort.“

Joye will von Ville's und Salvago's Ermordung nichts gewußt, gesteht aber, der Gabriel zur Vergiftung ihres Mannes und Marino zur Vergiftung seiner Frau Gift gegeben zu haben. Frau Dye und Frau Flayol waren mit der Gabriel bei ihm, „mit einem Worte, ich wurde von einem Haufen Weiber verfolgt.“ Frau Lambert verwickelt sich in Widersprüche; sie hat der Frau Ville etwas überbracht, das sie von Joye erhalten, auch der Salvago etwas davon abgegeben, aber nicht gewußt, daß dies Gift sei, und noch weniger eine der Beiden zum Mord verleitet, „denn man soll seinen Mitmenschen nicht nach dem Leben trachten.“ Befragt, warum sie Frau Marino gewarnt habe, entgegnet sie: „um eine Mutter ihren Kindern zu erhalten.“ — „Nein“, wirft Joye dazwischen, „sie war neidisch, weil sie bei dieser Angelegenheit nichts zu thun haben sollte.“ Beide kennen einander: Joye hat in der Voruntersuchung geäußert: „Die Lambert hat noch ganz andere Sachen gemacht; während der Cholera war es leicht, da genügte etwas Vitriol!“ und sie ruft ihm bei einer Confrontation zu: „Hätte man Sie nicht verhaftet, in zehn Jahren würden Sie ganz Marseille vergiftet haben!“ —

Der Beweisaufnahme können wir nur mit wenigen Worten gedenken. Die Sachverständigen haben in den Ueberresten Gabriel's und Salvago's, nicht in denen Ville's, Arsenik entdeckt, bezweifeln aber nicht, daß alle Drei an den Folgen der Vergiftung gestorben sind. Doch gewinnt hiernach die Angabe der Wittwe Ville an Wahrscheinlichkeit, daß sie in den letzten Wochen vor ihres Gatten Tode, von Reue ergriffen, mit der Beibringung von Gift aufgehört habe. Dr. Martin, welcher Ville in seiner letzten Krankheit ärztlich behandelt hat, erklärt die Verbindung von Arsenik und Belladonna für sehr geeignet, die Aerzte irre zu führen, da die Wirkungen beider Gifte gerade die entgegengesetzten sind.

Das Auftreten Marino's bringt die ganze Leidenschaftlichkeit der Wittwe Ville zum Ausbruch. „Zu denken, daß dieser Mensch mich verrathen hat, für den ich so viel gethan, dem ich die Kleider meines verstorbenen Gatten geschenkt, den ich so geliebt habe, daß ich seinetwegen meine einzige Tochter auf Stroh gebettet hätte!“ Sie fällt in Ohnmacht; Marino entgegnet sehr kaltblütig: „Hätte ich Sie nicht denuncirt, so wäre ich zu Grunde gegangen!“

Die gute alte Frau Simon, die Pflegemutter der Gabriel, giebt dieser das beste Zeugniß; erst in der Weinstube sei sie verdorben worden. Herrn Gabriel hatte sie aus freien Stücken geheirathet; „ich sehe mehr auf's Gesicht, als auf den Charakter“, pflegte sie zu sagen. Als Frau Simon sie einmal im Gefängniß besuchte, äußerte sie: „Baptistine (ihre Mutter) hat Alles gewußt. Dye ist noch gerade eben davon gekommen; acht Tage später und auch er würde vergiftet worden sein.“ — Einer Jugendfreundin der Gabriel klagte diese längere Zeit nach ihrer Verheirathung: sie liebe einen Mann, der von ihr nichts wissen wolle: „ach“.

Digitized by Google

fügte sie hinzu, „ein schlechter Ehemann ist immer noch besser als der beste Liebhaber.“ — „An dem Tage hatte sie gute Gedanken“, bemerkt der Vorsitzende hierzu.

Der Maurer Marius Dye, dem seine Frau zehn Kinder geboren hat, von denen noch fünf am Leben sind, hat von seinen Kindern erfahren, daß seine Gattin zärtliche Zusammenkünfte mit einem Unbekannten abhielt, und einmal eine Unterhaltung belauscht, bei welcher ein fremder Mann seine Frau fragte: „Bist Du ihn noch nicht los?“ Sie aber antwortete: „Noch nicht, aber sei ruhig, er ist höllisch herunter, er wird's nicht lange mehr machen!“ Da konnte er sich nicht mehr halten, er trat vor und rief: „Altes Kameel, zehn Kinder hast Du gehabt und unterstehst Dich, noch Liebhaber zu haben!“ und verließ sie zur selbigen Stunde. Als er darauf erfuhr, daß und weshalb sie verhaftet worden, dachte er: „Das war gerade noch zu rechter Zeit!“ —

Der Staatsanwalt beantragte in langer und glänzender Rede das Schuldig gegen alle Angeklagte, will aber Allen, außer Joye und der Lambert, mildernde Umstände zugestehen, und geräth in Betreff dieser Beiden auf einen seltsamen Gedanken. „Wenn Frau Lambert in jüngeren Jahren Joye kennen gelernt, wenn sie sich verbunden hätten, das hätte eine Musterehe abgegeben! Welche entsetzliche Nachkommenschaft würden sie zu Tage gefördert haben! Nero soll gesagt haben: „Agrippina und ich konnten nur ein Ungeheuer erzeugen.“ Ich überlasse es Ihnen, meine Herren Geschworenen, sich das Ungeheuer auszumalen, dem jene Beiden das Leben gegeben haben würden.“ Es klingt fast ein leises criminalistisches Bedauern durch, daß der Welt dieser Musterverbrecher vorenthalten worden ist! Der Vertheidiger der Frau Ville hält nicht für erwiesen, daß Ville an Gift gestorben ist, der der Frau Salvago bittet nur um Annahme mildernder Umstände und ebenso ruft Frau Gabriel's Advocat das Mitleid der Geschworenen in so rührender Rede an, daß ein Berichterstatter erklärt: „Wenn Herr Bessat zu Gott so fleht, als zur Jury, so ist ihm das Heil gewiß!“ Frau Lambert's Vertheidiger kommt auf den von ihr selbst kaum noch aufrecht erhaltenen Einwand zurück, sie habe nicht gewußt, daß die ihr von Joye übergebenen Stoffe Gift seien, und da für Joye in der That nicht viel zu sagen ist, beschränkt sich dessen Advocat auf eine Rede gegen die Todesstrafe. Leichteres Spiel hat die Vertheidigung in Betreff der Frauen Dye und Flayol, denn diese sind fast nur durch die Angaben von Mitangeklagten belastet, in deren Interesse es liegt, sich als verführt darzustellen. Die Geschworenen erklären denn auch diese Beiden für nicht schuldig, sprechen gegen die Uebrigen das Schuldig, nehmen aber zu Gunsten Aller mildernde Umstände an, Dank der soeben gehörten Rede gegen die Todesstrafe, aber sehr gegen die Wünsche und Ansichten des Publicums. Der Gerichtshof verurtheilt Frau Salvago zu zwanzigjähriger, alle Anderen zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe. —

Seltsamer Weise wird der überreiche Stoff zu moralischen Betrachtungen, den dieser Fall bietet, von fast allen französischen Blättern nur

Digitized by Google

zu Abhandlungen über die Gefahren des Aberglaubens, der alles Unheil verschuldet habe, benutzt. Aber Frau Ville und Frau Gabriel knüpften nicht aus Aberglauben ehebrecherische Verbindungen an, sondern weil sie sie geknüpft hatten, ließen sie sich die Karten legen, eine ziemlich harmlose Thorheit, zu der verliebte Weiber jederzeit und überall sehr geneigt gewesen sind, und als sie ihre Gatten aus dem Wege geräumt wünschten, nahmen sie nicht zum Todtbeten, nicht zu Sargnägeln und gebrannten Menschengebeinen, sondern zu verzweifelt reellen Mitteln, zu Arsenik und Belladonna ihre Zuflucht!

Wozu aber überhaupt ernste Betrachtungen? Die Direction des Alcazar, des berühmten Vergnügungslocals zu Marseille, weiß besser, was dem Publicum frommt, und kaum eine Woche, nachdem der Schwurgerichtshof zu Aix sein Urtel gesprochen, prangte folgender Anschlag an den Straßenecken von Marseille:

Alcazar.

Heute Abend die erste Vorstellung von:

„Die Giftmischerinnen",

„mimische Darstellung von Herrn Debureau und seiner Gesellschaft. Der berühmte Debureau wird den Kräuterhändler, Frl. N.N. die Kartenlegerin, die Damen N.N. werden die anderen Rollen spielen. Die Preise der Plätze sind nicht erhöht, doch werden bei den außerordentlichen Kosten, welche die Inscenesetzung des Schauspiels verursacht hat, zweimal während jedes Theiles Erfrischungen entnommen werden müssen u. s. w."

Wird Jeremias Cadusseau, der Oberkellner des Alcazar, der letzte Geliebte der schönen Gabriel, eine Rolle übernehmen? wird Marino engagirt sein oder sich nur unter den Zuschauern befinden? Schade für das Stück, daß kein Todesurtel gesprochen ist; wie drollig würde der berühmte Komiker Debureau bei den Vorbereitungen zur Hinrichtung gewesen sein! So etwa commentirt die „Indépendance belge" in gerechter Entrüstung den von ihr mitgetheilten Theaterzettel. Wir aber schließen mit dem Wunsche, daß das Stück nicht bald einer durchgreifenden Umarbeitung bedürfen möge, denn sowohl Joye, als Frau Lambert sollen nach ihrer Verurtheilung noch viel umfassendere anderweite Enthüllungen gemacht haben!

Digitized by Google

Prof. E. Meyerheim.

Paul Meyerheim. Franz Meyerheim.

Digitized by Google

Eine Familie von Malern.

Es ist in der Kunstgeschichte eine nicht seltene Erscheinung, daß die Kunstbegabung durch mehrere Generationen in einer Familie erblich ist und daß unter dem gemeinsamen Schilde des einen berühmten Namens der Nachwelt eine Fülle von Werken hinterbleibt, deren Vertheilung unter die einzelnen Träger dieses Namens eine der schwierigsten und kämpfereichsten Aufgaben der nachgeborenen Historiker ist. Es werden Väter und Söhne erfunden, Brüder und Neffen constatirt, wieder vernichtet und des Zweifels ist kein Ende. Es darf uns diese Erscheinung kaum befremden, wenn sie bei Künstlern auftritt, deren Zeit eine weniger schreiblustige war, als die unsere, deren Documente unter dem Schutt vieler Jahrhunderte vergraben, ja deren Werke selbst nur theilweise und halb zerstört erhalten oder von denen die Kunde nur in unbestimmten Hinweisen und Andeutungen auf uns gekommen ist.

Aber dieselben Zweifel über Identität, dieselbe Unklarheit über das Verhältniß verschiedener Träger desselben Namens tritt in belustigender Weise sogar bei jetzt schaffenden, in unseren Mauern lebenden Künstlern zu Tage und zwar nicht nur in den weiteren Kreisen des Publicums, welches gewohnheitsmäßig alle zwei Jahre einmal diejenigen Künstlerbedürfnisse empfindet, die in der Ausstellung der Akademie für den civilen Preis von fünf Silbergroschen befriedigt werden; nein, auch in unseren Zeitungen, in unseren ausführlichen Kunstberichten, welche einstmals die gläubige Nachwelt für authentische Quellen ansehen wird, treten derartige Irrthümer zu Tage. Es bedurfte wol nur der Ueberschrift dieses Artikels, um in Verbindung mit dieser Erwägung den Namen „Meyerheim" in Jedem aufsteigen zu lassen, der die beharrlich wachsende Zahl der Maler dieses Namens in unseren Ausstellungscatalogen verfolgt. Lange Jahre hindurch war der Name „Meyerheim" ein Collectivbegriff für liebenswürdige Genredarstellungen und erst als in neuester Zeit auch Thierbilder, Reiterstücke und Architekturen unter diesem Namen die Ausstellungssäle schmückten, trat das Bedürfniß ein, bestimmtere Unterscheidungsmerkmale zu gewinnen.

Der Gründer dieser Familie von Malern ist der noch jetzt in rüstiger Kraft weiter schaffende Eduard Meyerheim, der eigentliche Schöpfer desjenigen Genres deutscher Kunst, dessen Vorstellung in uns Allen untrennbar mit seinem Namen verknüpft ist. Er ist im Jahre 1808 in Danzig geboren, wo sein Vater Zimmer- und Decorationsmaler war, derselbe, von welchem Eduard Hildebrandt als dem Meister-Altermann des Danziger Maler-Gewerks zum Gesellen geschlagen wurde. Eduard Meyerheim's früheste Arbeiten waren auf Stein gezeichnete Ansichten

Digitized by Google

der alten Danziger Gebäude und auch als er 1830 nach Berlin übersiedelte, blieb er der Architekturmalerei getreu und gab mit Streck zusammen Städteansichten der Altmark heraus. Die mit vielem Geschick gezeichneten figürlichen Staffagen dieser Blätter machten seine Freunde auf das eigenthümliche Talent des jungen Mannes aufmerksam und nun begann er derartige Gruppen des täglichen Lebens, welche in jener Zeit der hohen Romantik, eben nur als Staffage verwendbar, aber durchaus nicht als zünftig innerhalb der wirklichen Malerei gegolten hatten, zu selbstständigen Bildern zu gestalten. So entstanden die beiden ersten Bilder, welche seinen Ruhm begründeten, „Das Kegelschieben" und „Das ländliche Scheibenschießen",— letzteres Bild von dem Consul Wagner seiner Sammlung einverleibt und somit der künftigen Nationalgalerie erhalten worden — und von da an in stetiger Folge jene reizenden kleinen Bilder, welche von Jahr zu Jahr die Freude und der Stolz unserer Ausstellungen waren. Meyerheim hatte es gewagt, die gespreizten Schleppenkleider der Romantik abzulegen und frei von allen Schulregeln hineinzugreifen in das frische und warme Menschenleben unserer Tage. Er suchte nicht nach tendenziös pikanten Stoffen, nicht nach rührseligen Scenen mit geheimnißvoller Perspective in eine novellenhafte Weiterentwickelung: er führte mit schlichtem Geiste hinein in das Leben der Familie, die stillbeglückte Liebe der Mutter zu ihren Kindern, das friedliche Behagen des Hauses, die Ruhe nach der Arbeit, die heiteren Spiele der Kinder, das war und ist die Welt, in der sich seine Werke bewegen. Wer kennt sie nicht jene wolthuend anheimelnden Bilder, die Großmutter in dem sonnig durchleuchteten Giebelstübchen, die ihre Enkelin stricken lehrt; der Hausvater, der über die Halbthür des Hauses gelehnt die Kinder mit den Kätzchen spielen sieht; die Heimkehr aus der Schule; des Großvaters Liebling; die Kinder im Walde; des Vaters Abschied; die Harzer Bäuerinnen, und alle die anderen, die wie keines zweiten Künstlers Werke Eigenthum des ganzen Volkes geworden und sich im Sturm alle Herzen erobert. Meyerheim hat es verstanden, den tiefgemüthlichen Zug des deutschen Volksgeistes in lautrer, allgemein verständlicher Sprache darzustellen, und licht und rein wie seine Empfindung ist auch seine Darstellungsweise. Er befreit die Erscheinung von dem anhaftenden Staub des Alltagsdaseins, in sonntäglich sauberem Gewand erscheint auch die ärmste Hütte, liebevoll geschmückt und geglättet das dürftigste Geräth. Trotz aller Schwankungen, denen die deutsche Kunst seit den dreißiger Jahren unterworfen, trotz aller Erweiterungen der technischen Behandlung und Darstellungsweise, die sie seitdem erfahren, ist Eduard Meyerheim's Eigenart unverändert geblieben in ihrer einfachen Frische, unverändert in der allgemeinen Liebe und Anerkennung des Volkes.

Unter der strengen künstlerischen Leitung dieses Vaters, der eine Schwester des Bildhauers Drake zur Gattin hat, sind zwei Söhne erwachsen, welche den gefeierten Namen in rühmlichster Weise fortführen.

Der ältere, Franz Meyerheim, geboren 1838, hat seit 1858

Digitized by Google

eine Reihe trefflicher Bilder gemalt, welche sich in dem von seinem Vater beherrschten Kreise bewegen. Kinder mit Katzen, eine spinnende alte Frau und Aehnliches ist hierher zu zählen. Von wiederholten Reisen nach Hessen und in das Passeyer Thal hat er eine Reihe ländlicher Genrebilder mitgebracht, welche sich durch zartes geistiges Leben und äußerst zierliche Ausführung sehr vortheilhaft auszeichnen. Neben diesen Darstellungen hat er sich aber immer von Zeit zu Zeit dem Mittelalter zugewendet und das lebhafte Interesse, welches er für das Zeitalter der Ritter, für die Waffen und Geräthe jener Periode besitzt, hat eine Anzahl sehr tüchtiger Bilder entstehen lassen. Schon sein erstes ausgeführtes Bild war ein Page und ein Knappe; eine Mutter mit dem Kind an der Brust in mittelalterlichem Costüm, ein Cardinal lesend mit einem wartenden Pagen, eine Dame in reichem, mittelalterlichen Gemach und andere sind schöne Probestücke dieser Richtung. Auf der letzten Ausstellung hatte er außer dem reizenden gemüthvollen Bilde einer Tyrolerin mit ihrem Kinde, welches der „Salon" in Heft XII reproducirt hat, auch eine Genrescene aus dem vorigen Jahrhundert „Die Liebeskranke" gebracht.

Eduard Meyerheim's zweiter Sohn ist Paul Meyerheim, geboren 1842. Wie kein anderer unserer jungen Künstler ist Paul Meyerheim in kurzer Zeit der erklärte Liebling des Berliner Publicums geworden. Zuerst nur als Thiermaler bekannt und von dem schnellfertigen Publicum bereits als solcher in die Kategorie der modernen Maler einrangirt, ist er auf der Aquarellausstellung und der großen Ausstellung des Jahres 1868 mit einer Reihe der geistvollsten, liebenswürdigsten Werke landschaftlichen und genrehaften Charakters aufgetreten, um überall die glänzendsten Erfolge zu erringen. Paul Meyerheim hat die Berliner Akademie sehr früh verlassen und sich in dem Atelier seines Vaters und in fortwährendem Studium der Natur selbstständig fortgebildet. Seine Studien im zoologischen Garten, zu dessen Affenhaus ihn eine besondere Vorliebe zog, verwerthete er in seinem ersten ausgeführten Bilde, Hund und Affe nach Tische, 1860. Aus einer Studienreise in den Harz und späteren Reisen in Tyrol brachte er reiche Mappen voll Skizzen zurück; aber das eigentliche Gebiet seiner landschaftlichen Studien blieb doch die Umgegend Berlins, deren Feldern und Haiden er in wunderbarer Weise ihre eigenthümliche Poesie abzulauschen weiß. Schon im Jahre 1862 konnte er sein epochemachendes Bild, „Die Menagerie", ausstellen, für welches er in Berlin die Medaille bekommen hätte, wenn er nicht — zu jung gewesen wäre, ein Fehler, an dem man 1866 in Paris keinen Anstoß nahm, indem er für dasselbe Bild im Salon die Medaille erhielt. Längere Studienreisen führten ihn nach Süddeutschland, an die Nordsee, nach Belgien und Holland, zuletzt nach Paris, wo er die „Savoyarden auf der Weide" und die „Kunstreiter" malte, welche wir auf der letzten Ausstellung gesehen. Die schöpferische Thätigkeit, welche er in den letzten Jahren entfaltet, ist eine ganz überraschende; außer den vielen ausgestellten Stücken, dem Scheerenschleifer, der Ziegenheerde, den Affen-

und Menageriebildern, den Holzfällern und der Kohlernte hat er eine Menge von Einzelbildern und außerdem eine große Reihe von decorativen Bildern für Wände, Decken und Surporten gemalt, von denen die beiden vom Fuchs und Storch auf der letzten Ausstellung als Probe angeführt sein mögen.

Lebendiges, naives Erfassen der Natur, die lautere Freude an der wirklichen Erscheinung, die scheinbar spielende Leichtigkeit der Ausführung geben seinen Bildern einen malerischen Reiz, der durch eine tiefgemüthliche, von liebenswürdigem Humor gesättigte Anschauung des Lebens einen festen Kern erhält, an dessen urwüchsiger Gesundheit sich alle Welt mit gleicher Freude erlabt.

Von dem Wirken dieser drei Künstler sind hier nur einige Notizen gegeben worden, da man ihre Bilder als allgemein bekannt ansehen darf. Während der Vater ruhig in seiner anmuthigen Weise weiter schafft, stehen die beiden Söhne noch innerhalb eines rüstigen Vorwärtsschreitens, dessen Resultate von allen Freunden der Kunst mit dem lebhaftesten Antheil verfolgt werden. Mag es noch zum Schluß erwähnt werden, daß die Akademie dem allgemeinen Interesse an den Werken der drei Meyerheims dadurch einen treffenden Ausdruck gegeben, daß sie zugleich Jedem einen Auftrag zu einem Bild für die Nationalgalerie ertheilt hat.

Julius Lessing.

Digitized by Google

Die letzten Tage König Karl's.

Von Julius Rodenberg.

III. „Gott für Altengland und König Karl!"

(Schlachtruf der Royalisten.)

Am folgenden Sonntag ging es hoch her in Moorfields, einem freien Platz außerhalb der Stadtmauer, und wenn auch auf einer andern Seite derselben und vor einem andern Thor, doch nicht mehr als tausend Schritte von der Gegend, die wir geschildert. Denn damals war London noch lange nicht die Stadt, die London heut ist; eine Mauer, von der gegenwärtig zur Erinnerung nur noch einer kleinen Straßenstrecke der Name „London Wall" geblieben ist, umschloß die City, gleich jeder andern mittelalterlichen Stadt in England, Deutschland und Frankreich, wie mit einem steinernen Gürtel, in welchem die zahlreichen und wolbefestigten Thore die Glieder bildeten.

Die Sonne schien hell und die Vögel sangen an jenem Sonntagsmorgen im April. Denn Moorfields, heute mit Häusern bedeckt, zwischen deren rußgeschwärzten Wänden und Schornsteinen kein Vogel mehr singen mag und die Sonne selbst ihren Glanz verliert, war damals ein offener Wiesenplan, von Gräben durchschnitten, mit Hecken besetzt und mit Bäumen bepflanzt; solch' ein Lieblingsort für die Londoner in früheren Zeiten, wenn sie nach des Tages Last und Mühe spazieren gehen, die frische Luft schöpfen, im Frühling Ball schlagen oder im Herbst die Drachen steigen lassen wollten. Gar genügsame Leute damals, welche sich freuten, wenn sie, die behäbige Gemahlin an einem Arm, die Kinder auf dem andern, durch die Felder lustwandelten; oder wenn sie, mit diesem Glück noch nicht gesegnet, den hübschen Fräuleins nachsehen konnten, die, mit niedergeschlagenem Blick und in züchtigem Gewande, zur Seite der Eltern schritten. Jenseits der Gräben hatten die Wäscherinnen ihr Wesen, bleichten das Linnen, begossen die weißen Stücke, sangen ihr Lied dazu, wo heute nur Rauch und Ruß zu sehen, nur Rädergeroll und Marktlärm zu hören ist.

So war es und so blieb es noch lange auf dem grünen Rasen von Moorfields. Doch dieser Sonntagsmorgen, von dem wir reden, glich keinem andern, den man bisher in Moorfields erlebt.

Die Kirchenglocken läuteten; es war die Stunde des Gebets und der Predigt in dem damals so frommen London. Man weiß, was die Sonntagsfeier in London heut bedeuten will; doch das war noch gar Nichts gegen die Sonntagsfeier von damals, wo der strenge Puritanergeist selbst am Alltag das harmlose Spiel, das unschuldige Vergnügen,

den Tanz, den Theaterbesuch, den Gesang, wenn er nicht auf einen geistlichen Text ging, und zuletzt sogar Alles verboten und mit Strafe bedroht hatte, was die Menschenseele von religiösen Betrachtungen abziehen und auf den Genuß irdischer Freuden hinlenken konnte.

Weit entfernt, das finstere und ascetische Regiment der Männer von Damals mißzuverstehen oder gar zu verspotten, sind wir gleichwol im Stande, die tiefste Sympathie zu hegen mit jener bedauerlichen Classe von „jungen Leuten", welche, wie Shakspeare sagt: „doch auch leben wollen", mit den Lehrlingen, Gesellen und anderm Volk insgemein, die nun schon seit vollen sechs Jahren keine Tanzmusik mehr gehört, keinen Maibaum mehr gesehen, keine Märtinsgans mehr gegessen und keinen Weihnachtspudding mehr geschmeckt, zum Ersatz dafür aber Predigten ohne Ende und Festtage ohne Zahl bekommen hatten.

Es ist wahr, diese Lehrjungen von London, damals ein gar furchtbares Corps, wenn man den Berichten der alten Geschichtsbücher Glauben schenken darf, hatten seit den sechs Jahren vielfachen Lärm in der City gemacht und waren mehr als einmal sogar nach Westminster gezogen, um dort den populären Namen des Tages ein Hoch und Vivat, oder den unpopulären ein Pereat zu bringen. Sie waren immer im Train der öffentlichen Meinung marschirt, diese wackeren Burschen, hatten ihren Nachtrab vermehren helfen und in Folge davon manch' einen Mann, indem er aus der Thür des Parlamentshauses heraustrat, mit faulen Aepfeln, wenn nicht mit Aergerem beworfen, den sie sechs Jahre früher auf ihren Schultern getragen. Sie hatten sich auf diese Weise von der Wandelbarkeit der öffentlichen Meinung überzeugt und gaben sich keine große Mühe, besser und beständiger zu sein, als jene. Sie hatten den fünf Mitgliedern zugejauchzt, als diese, vor dem Tyrannen Karl flüchtend, Schutz gesucht hinter den Mauern der City — sie hatten Denzil Hollis vergöttert — und sie hatten ihn nun vor wenig Monaten in die Verbannung gehen sehen! Umgekehrt sahen sie den König, welcher damals von einem Fenster seines Palastes in Whitehall mit düsterm Blick auf sie herabgeschaut, in der Gefangenschaft von Carrisbrook. Der Sieger und der Besiegte waren nun gleich hülflos; zwischen ihnen lag das Meer und darüber hin und her hätten sich der Monarch und der Rebell von ehedem vielleicht gern verständigt, wenn es möglich gewesen wäre.

Betrachtungen dieser und ähnlicher Art hörten die tapfern, jungen Leute bei der Arbeit, in den Werkstätten und im Haus ihrer ehrbaren Meister mehrfach anstellen. Sie hörten dieselben, wenn sie nachbarlich zusammenkamen oder am Feierabend sich besprachen, ganz unverhohlen erklären, daß es für den Staat nur noch eine Rettung gäbe, wenn nämlich die presbyterianisch Gesinnten sich mit den königlich Gesinnten verbinden wollten, freilich unter der Bedingung, daß Jene, mit dem König an der Spitze, den Covenant beschwören. „Den Staat zu retten!" — wie das im Munde dieser dickköpfigen Männer klang, wenn sie, mit dem Daumen ihrer Hand im Schurzfell, ganz gemächlich vor den Haus-

Digitized by Google

thüren standen! Und welchen Eindruck das erst auf ihre Lehrjungen machte, wenn diese, mit schlauen und neugierigen Gesichtern hinhorchend, durch die Fensterbarren, zwischen dem Sägen, Feilen und Hämmern das Wort vernahmen: „den Staat zu retten!"

Kein Wunder daher, daß sie sich höchst aufgelegt fanden, als an gewissen Abenden in der ersten Aprilwoche dieses Jahres die Parole: „Moorfields" ausgegeben ward — „Moorfields, Sonntag früh, wenn die Kirchenglocken läuten!"

„Moorfields" — das war für sie der Spaziergang, der Ausflug in's Freie, das Vergnügen, die Fröhlichkeit; und „Sonntags früh" — das war der Ungehorsam, der Trotz gegen die Obrigkeit, die Auflehnung, die Revolte — die unbeschreiblich lockende Aussicht, daß es „Etwas geben" werde.

Frühe schon, noch lange bevor die ersten Glocken erklangen, füllte sich der grüne Rasen, der nach der kühlen Frühlingsnacht noch von Feuchtigkeit schimmerte. Die Sonne drang durch die Nebel und beleuchtete das Schauspiel.

Als die Lehrjungen kamen, waren die Matrosen schon versammelt — Seeleute jeden Grades, vom Schiffsjungen an, vom Hafen, aus den Schenken und den Schiffen, die auf der Themse ankerten. Mit lautem Hurrah begrüßten sich diese beiden Fractionen der Jugend von England; die Landratten und die Seeratten machten fröhliche Gemeinschaft. Es fehlte nicht an Getränken und Tabak. Woher das Alles kam? Es wußte Niemand. Doch es war da. Bälle waren da, Kugeln — versteht sich, aus Holz, und nur, um damit zu spielen; die Lehrjungen hatten dicke Knüttel mitgebracht, natürlich, um den Ball zu schlagen, und die Schiffsjungen hatten ihre großen Messer bei sich, um die Kreise zu ziehen. Es war einzig auf ein Spiel abgesehen, sowol mit den Knütteln, als mit den Messern, und lustig flog der Ball und munter die Scherzrede hinüber und herüber und ringsum begannen die Kirchenglocken ihr feierliches Geläut.

Da verbreitete sich in dem muntern Haufen, der inzwischen immer mehr gewachsen war, bis er die ganze Wiese bedeckte, die Nachricht, daß nebenan in Finsbury sich Soldaten zeigten.

„Laßt Sie nur kommen!" rief ein junger Bursch von ausnehmend elegantem Wuchs und feinem Aeußern, welches mit der groben Matrosenjacke, die er trug, gar auffällig contrastirte. „Laßt sie nur kommen, wie gesagt! Wir wollen sie hier erwarten! Schlagt unterdessen den Ball! Hier, mein Junge, hast Du zu trinken!"

Und der jugendliche Seemann gab einem Burschen vom Handwerkerstand, der kaum viel jünger sein konnte, als er war, ein Fläschchen, das er aus seinem blauen Frieswamms zog. Er hatte eine überlegene Miene, wenn er sprach, als ob er über seines Gleichen befehlen könnte, und doch wiederum etwas Gewinnendes, was die Lehrjungen für ihn einnahm, die ihn übrigens heut zum ersten Mal sahen. Es mochten meistens Burschen von zwanzig, einundzwanzig Jahren und darüber

Digitized by Google

sein; denn damals, in jenen Tagen der Gründlichkeit, fing die Lehrzeit früher an und dauerte länger, als jetzt der Fall zu sein pflegt, und manch' Einer unter ihnen war mit dem Bürgerkrieg und der Revolution aufgewachsen und begleitete die großen Ereignisse derselben treulich als Lehrling von London.

Das Fläschlein des Matrosen, welches mit Whiskey gefüllt war, that gute Wirkung; denn man sagt, daß Whiskey, am frühen Morgen getrunken und auf einen noch halbwegs nüchternen Magen gesetzt, das Blut ganz besonders warm mache. Auch war es bald leer und der Matrose, der es so zurückbekam, wandte sich an einen seiner Nebenmänner, der, den Hemdkragen breit über die Jacke geschlagen, mit entblößter Brust im scharfen Morgenwind dastand. „Kamerad", sagte er, „der beständige Warwick hat, hoffe ich, für Vorrath gesorgt!"

Derjenige, der von dem Andern als Kamerad angeredet, ein Mann von stämmiger Natur und gedrungenem Wuchs, vom Wetter gebräunt und vom Sturm gehärtet, solch' ein Mann, wie er furchtlos wol in mancher schweren Nacht, wenn die See hoch ging, in den obersten Strickleitern des Topmastes gesessen: er ward, man sah es ihm an, ordentlich verwirrt von dem traulichen Wort, mit welchem Jener sich an ihn gewendet, und wenig hätte gefehlt, so würde er den Hut von Wachsleinwand gezogen haben, an welchem ein blauseidenes Bändchen flatterte mit der Inschrift in Goldbuchstaben: „The Constant Warwick."

Er war ein ordinärer Matrose von dem Schiffe, welches seinen Namen: „Der beständige Warwick" mit solchem Rechte führte, weil es das erste wär, unter dessen Mannschaft der Geist der Empörung gährte, und nicht lange hernach das erste, welches offen vom Parlament abfiel und sich für den König erklärte.

„Mylord'" stotterte er, „ja, Mylord, ja!"

„Nichts davon", sagte sein Kamerad, indem er ihm mit der flachen Hand seinen Wachstuchhut tiefer in's Gesicht drückte, so daß Alle darüber lachen mußten; „Deine Flasche will ich haben; denn diese guten Jungen vom Lande sind durstig."

Doch die Mühe, die er sich gab, das unbedächtige Wort des Seemanns vom „beständigen Warwick" zu unterdrücken, war vergeblich. Denn die Jungen hatten es gehört, und sie waren nicht böse darüber. Hatten sie so lange auf die Lords geschimpft und geschmäht, so war es ihnen heute ganz recht, daß ein Lord unter ihnen war.

Sie riefen darum im Jubel ihres Herzens, indem sie die vollen Whiskeyflaschen an ihren Mund setzten und die leeren in die Luft warfen: „Es lebe der Lord! Es lebe der Lord!"

Der Seemann, der sich in seinem Incognito verrathen sah, fand sich in die Sache leidlich und mit Geschick. „Gut!" rief er, „wir brauchen auch kein Geheimniß daraus zu machen, weder ich, noch mein Bruder!" Und bei diesen Worten umschlang er mit dem Arm einen blühenden, anmuthigen Jüngling, der gleichfalls in Matrosentracht neben ihm stand. „Wenn's Euch denn Vergnügen macht, meine guten Kameraden, so will

Digitized by Google

ich's Euch gerad heraus sagen und meinen Bruder hier Euch vorstellen als Seine Lordschaft Mylord Francis Villiers, und mich als Euren wolgeneigten, auf Tod und Leben Euch verbundenen und sehr zugethanen Diener, George Villiers, Herzog von Buckingham!"

Kaum hatte er seinen Namen genannt, als sich ein Freudengeschrei von allen Seiten erhob und der Ruf: „Hoch lebe der Herzog von Buckingham! Alle Villiers hoch!" über die weite Fläche von Moorfields hallte. Die verschiedenen Gruppen, die bisher hier und dort zerstreut gestanden, hatten sich nun um den jungen Herzog geschaart, der immer mehr der Mittelpunkt ihres Enthusiasmus ward. Viele von ihnen, zumal von der Flotte, waren dabei gewesen, als sein Vater unter dem blutigen Stahl jenes Fanatikers zusammensank, der gleichsam das erste, noch entfernte Signal der Revolution gegeben; und Alle hatten bisher den Namen mit Flüchen beladen und für das Elend des Bürgerkriegs, noch in seinem Grabe, verantwortlich gemacht, den sie jetzt mit solchem Lärm proclamirten, daß der Schall der Orgel und des Gesanges, der eben in den benachbarten Kirchen begann, weit davon übertönt ward. So sind die Lehrjungen und so die Revolutionen!

„Kameraden", sagte der Herzog von Buckingham, der mit dem einen Arm den Bruder noch umschlungen hielt und mit dem andern den Matrosenhut schwenkte, „bessere Tage werden jetzt kommen, als diejenigen, die gewesen sind. Die vornehmen Leute schließen jetzt einen Bund mit den geringen und drücken sich die Hand. Kamerad, gieb mir Dein Fläschchen, um zu trinken auf die braven Jungen von London und die Marine von England! Es giebt jetzt keinen Unterschied mehr zwischen Hoch und Niedrig; Alle sind Eines Sinnes. Ihr seht, die Lords und die Herzöge ziehen sich die Matrosenjacken an, um Jemanden zu dienen, der allein uns helfen kann. Ich nenne keinen Namen, aber Ihr versteht mich. Denn so viel steht fest: es muß anders werden . . ."

„Er hat Recht, er hat Recht!" murrten die Haufen, die den Sprechenden jetzt dicht umgaben; „der Herzog hat Recht, es muß anders werden!"

„Sind wir freie Männer und dürfen uns nicht rühren! Dürfen nicht thun, was wir wollen, und nicht sagen, was wir denken! Jedes Wort wird belauscht, hinterbracht; wir sind von Spionen umgeben. Es muß anders werden, sage ich. Nieder mit der verhaßten Tyrannei!"

„Ja, ja", ging es durch die Menge; „der Herzog hat ganz Recht. „Nieder mit der Tyrannei!"

„Mißt man uns nicht den Tropfen zu, den wir trinken dürfen? Paßt man nicht auf, wenn wir in's Wirthshaus gehen? Verbietet man uns nicht, ein fröhliches Lied zu singen, und sagt man uns nicht, daß Soldaten in Finsbury sind, weil wir uns hier versammelt haben, um Ball zu spielen? Ist es eine Sünde Ball zu spielen? Hier hab' ich Euch einen Schriftgelehrten mitgebracht, einen feinen Mann, der berühmt ist wegen seiner Frömmigkeit! Der wird's Euch sagen, ob es eine Sünde ist!"

Und dabei schlug er einem Mann von hagerer und armseliger Gestalt auf die Schulter, der vergebens sich in den Haufen zurückzuziehen versuchte.

„Du mußt es wissen, Bruder", sagte der Herzog, indem er mit seiner kräftigen Faust den schmächtigen Gesellen vorschob. Da war kein Widerstand möglich. Der Herzog hielt ihn und der Unglückliche mochte sich wenden, so viel er wollte, er konnte nicht zurück. Es war Zedekiah Pickerling.

Er räusperte sich, hustete und suchte nach Worten. Eine Pause entstand. Man hörte nun deutlich den Gesang aus der Kirche herüberschallen. Nicht drei Jahre waren vergangen, da hatte Zedekiah Pickerling den Aufruhr gegen seinen eignen Schloßherrn gepredigt, weil dieser sich erlaubt, das Errichten eines Maibaums zu vertheidigen; und heute stand er hier, um am heiligen Sonntag, während die Orgel ging und die Glocken läuteten, zu beweisen, daß die Schändung des Sabbaths keine Sünde sei!

Ein einziger düsterer Rachegedanke beherrschte die Seele dieses Menschen. Er war eine jener gehässigen Naturen, die mit bitterm Groll den geregelten Lauf der Welt und der Dinge betrachten; die, vielleicht wegen einer fehlgeschlagenen Hoffnung, jeden Erfolg Anderer beneiden, und zu ehrgeizig, um sich Denen unterzuordnen, welche die Situation beherrschen, sich vielmehr aus freier Wahl den Unterdrückten anschließen, welche jenen durch Glück und Verdienst Bevorzugten die Existenz verbittern. Sie befriedigt der Sieg keiner Partei; mit ihren sogenannten Principien und Grundsätzen beständig auf der Wanderung, wird man sie stets auf Seiten der Minorität finden, alle Unzufriedenen sind ihre Freunde.

„Ihr seid gekommen, um Ball zu spielen", begann der Unglückliche seinen Sermon. „Ich besinne mich nicht, daß die Bibel dergleichen verbietet. Warum sollt Ihr nicht Ball spielen?"

„Hurrah!" riefen die Lehrjungen und Matrosen, „hurrah der Prediger! Warum sollen wir nicht Ball spielen?"

„Freilich ist es Sonntag", fuhr Zedekiah fort, „und es steht geschrieben: Gedenke des Sabathtages, daß Du ihn heiligest, und wenn ich die Wahrheit sagen soll, so weiß ich nicht, ob mit dem Ball zu spielen etwas Heiliges sei. Aber, frag' ich mich und so frag' ich Euch: seid Ihr hier zusammengekommen, um dem Vergnügen zu fröhnen, welches etwas Unheiliges und Unchristliches sein würde? Nein; sondern ich sage: daß Ihr gekommen seid, um jener Obrigkeit, welche nicht von Gott eingesetzt worden, den Gehorsam zu verweigern und zu trotzen jenen Uebermüthigen, welcher gleich ist dem langen Mann, von welchem geschrieben steht: Der hatte sechs Finger an seinen Händen und sechs Zehen an seinen Füßen, das ist vierundzwanzig an der Zahl —"

Diese Schriftstelle rief einen außerordentlichen Jubel bei den Zuhörern Zedekiah's hervor; der lange Mann mit den sechs Fingern gefiel ihnen ungeheuer und sie riefen: „Der lange Mann soll leben!"

„Nein, nein!" überbot sie jetzt Zedekiah; das gerade Gegentheil!

Digitized by Google

Ihr versteht mich nicht — mein Gleichniß geht auf den Frevler an den Heiligen des Herrn — auf den heimtückischen Gewaltsmann, der Diejenigen unterdrückt, die ihm so hoch hinauf geholfen haben, und der jetzt seine Wohnung genommen gerade gegenüber dem alten Königsschloß von Whitehall!" . . .

Ein Pfeifen und Toben und Geheul folgte diesen Worten. „Er meint Cromwell", riefen die Matrosen. „Nieder mit Cromwell, dem Verräther des Königs!"

„Ihr müßt das nicht so laut ausschreien", sagte Zedekiah Pickerling, indem er ängstlich nach der Seite des Stadtthors hinsah. „Habt Ihr nicht gehört, daß in Finsbury Soldaten sind? Zwar steht geschrieben: Mit Dir kann ich Kriegsvolk zerschmeißen und mit meinem Gott über die Mauer springen; — allein Ihr müßt dennoch nicht so laut schreien."

Die verschiedenen Citate Zedekiah's ergötzten sein Auditorium über alle Maßen; sie klatschten ihm Beifall, fingen an zu tanzen, ordentlich im Tact seiner Sentenzen, ließen die Schnapsflaschen freigebig circuliren und holten die Tabakspfeifen heraus.

„Ihr habt mich verstanden, liebe Brüder", fuhr Zedekiah fort, „ich habe Euch Alles gesagt, was über diesen Punkt zu sagen war. Doch Eines dürft Ihr nicht vergessen — Eines, worauf diese Sache gegründet ist, mit welchem sie steht und fällt — das Grundgesetz zwischen Gott und seinen Heiligen, den Bund, den sie beschworen, und welchen jener ruhmräthige Mann zu zerreißen droht — den Covenant!"

Doch dem Herzog ward es zu viel mit der Beredsamkeit Zedekiah's. „Du hast gut gesprochen, Bruder", sagte er; „doch es ist nun genug. Du wirst uns ein andermal vom Covenant unterhalten. Denn es ist Zeit, daß wir unser Spiel wieder aufnehmen. Siehst Du nicht, daß sie sich unter dem Thor schon zu rühren anfangen?"

Er wies dabei nach der Richtung des Stadtthors, aus dessen dunklem Bogen ein langer und dichter Zug von Menschen und Pferden hervorquoll, über deren Köpfen Piken, Bayonette und Flintenläufe in der Sonne blitzten. Dieser Anblick reichte hin, um Zedekiah's Eifer für den Covenant plötzlich verstummen zu lassen; ohne noch etwas Weiteres abzuwarten, zog er sich in den Haufen zurück, aus dem er vorhin aufgetaucht, suchte jenseits desselben den Theil der Wiese zu gewinnen, wo das Linnen auf der Bleiche lag, und machte sich hinter der Wäsche, die dort aufgehängt war, den Freunden wie den Feinden unsichtbar. Der Herzog aber rief: „Nun, Jungens, heran! Haltet Eure Knüttel bereit. An wem ist die Reihe? So; stellt Euch zu beiden Seiten auf. Die Matrosen vom „beständigen Warwick" schlagen den Ball, Ihr von der City fangt ihn — und wer sich unterfteht, uns dabei zu stören, den empfange der Ruf: Gott für Altengland und König Karl!"

Die Truppe, die man vorher unter dem Thor gesehen, hatte inzwischen ihren Weg fortgesetzt und glaubte den Raum von der Stadtmauer bis zu der Wiese gesichert, indem sie überall kleinere Reiterpiquets oder Infanterieposten vertheilte. Nur ein Zug von ungefähr

Digitized by Google

fünfundzwanzig Mann zu Pferde, mit dem Trompeter an der Spitze, rückte näher und hatte gerade den Rand des sogenannten Moorgrabens erreicht, als ihnen der Ruf von Moorfields laut und drohend entgegendonnerte: „Gott für Altengland und König Karl!"

Der Trompeter blies; er gab dreimal sein Signal. Doch es half zu Nichts; das Geschrei wurde nur noch stärker. Endlich ritt ein höherer Officier, Cavalleriſt, von Obriſtenrange, mit dem Säbel aus der Scheide, vor und bis dicht an die Brücke, welche von der Chauſſee über den Graben nach der Wieſe führte.

Kaum hatte der Herzog den Obriſten geſehen, als er ſich zu ſeinem Bruder Francis umwandte. „Du", ſagte er, „es iſt unſer Vetter Frank, der Herbert, weißt Du! Muß der Teufel gerade Den herführen! Ich bin ſicher, daß er mich erkennt, wenn er mich ſieht, trotz meiner Matroſenjacke! Wir haben einander nie ſehr geliebt, und ich möcht' es ihm wol einbrocken, daß er zu den Rebellen gegangen iſt — er, unſer Vetter von mütterlicher Seite!"

„Doch ſollteſt Du's vermeiden, gerade jetzt mit ihm anzubinden, George", ſagte der jüngere Bruder. „Die Gelegenheit wird ſich ein andermal ſchon geben. Du ſiehſt, es wird zu einem Crawall kommen, und es wäre doch Schade, wenn wir unſer Leben nicht für beſſere Kameradſchaft ſparen ſollten, als dieſe Lumpen hier ſind."

„Du haſt Recht, Francis — aber es wurmt mich, ihn in dieſer rothen Uniform zu ſehen und mit dieſem vielen Gold an den Epauletten und Fangſchnüren. Wie hochmüthig er da zu Pferde ſitzt! Und was iſt er denn viel? Der Sohn eines jüngern Sohnes — mit Nichts als ein paar Quadratfuß Erde in Huntingdonſhire — das wird's freilich ſein, weswegen er unter die Rebellen gegangen — er, der nach demſelben Großvater mütterlicher Seite genannt iſt, wie Du, Francis."

Wiewol widerſtrebend, gab der Herzog zuletzt doch dem vernünftigen Zureden ſeines Bruders nach und zog ſich mit dieſem tiefer in den Haufen zurück, wo er weniger Gefahr lief, von dem Vetter geſehen zu werden, und mehr Gelegenheit hatte, die von Whiskey ſchon ſtark entflammten Gemüther ſeiner Spießgeſellen noch heftiger anzuſpornen.

Der Obriſt, in welchem auch wir Frank Herbert wieder erkennen, überblickte den Raſenplatz und die verſammelte Volksmenge. Es war der ruhige Blick von ehedem, nur etwas trüber; es war das männlich ſchöne Geſicht, nur der innere Kampf hatte ſeine Spuren darauf zurückgelaſſen, es war die noble Geſtalt, die ſich feſt wieder aufgerichtet hatte, entſchloſſen, dem Sturm noch eine Weile zu trotzen.

„Männer!" ſagte er, mit ſeiner klaren und ſtarken Stimme, nachdem der Trompeter noch einmal zur Ruhe gemahnt, „im Namen des Geſetzes fordere ich Euch auf . . ."

Mehr vernahmen ſelbſt Diejenigen nicht, die ihm zunächſt ſtanden; denn das Gebrüll: „Gott für Altengland und König Karl!" begrub jedes folgende Wort. Als er dennoch ſtehen blieb und mit Hülfe des Trompeters abermals verſuchte, ſich Gehör zu verſchaffen, flog ihm ein Hagel

Digitized by Google

von Steinen, von Erdwürfen, von leeren Schnapsflaschen, von Schimpf- und Drohreden entgegen.

Der Wachtposten von Moorgate (dies war das nächste Thor) hatte offenbar die Zusammenrottungen auf Moorfields unterschätzt; und Frank Herbert sah auf der Stelle, daß das Häuflein, welches er commandirte, den Aufwieglern nicht gewachsen sei, sobald diese Miene machten, ernsthaften Widerstand zu leisten. Zwar war es zusammengelaufenes Gesindel, junge Buben die Meisten von ihnen, und ihre Bewaffnung mit Knütteln und Messern höchst erbärmlich; allein ihre Menge war so groß, daß Frank keine Möglichkeit sah, den Platz ohne das fürchterlichste Blutbad zu säubern, während er Befehl hatte, weder feuern, noch scharf einhauen zu lassen. Zu einem bloßen Vorgehen aber, um die Menge dadurch auseinander zu treiben, reichte seine Mannschaft nicht aus; man war, wie gesagt, über den Umfang des Zusammenlaufes nur schlecht unterrichtet worden, und Frank gestand sich daher, mitten unter den pöbelhaften Angriffen, denen er ausgesetzt war, daß Nichts übrig blieb, als sich zurückzuziehen, mehr Truppen zu requiriren und freiere Vollmacht für sein Handeln zu verlangen.

Jeder Rückzug, auch wenn es der ehrenhafteste oder nothwendigste wäre, ist für den tapfern Soldaten schmerzlich. Dieser aber, obgleich einzig angeordnet aus dem Grund, Blutvergießen zu verhindern, ward von der tobenden Menge, zu deren Schonung er geschah, für den größten Triumph gehalten. Kaum sahen sie, daß der Obrist vor ihren Steinwürfen zurückwich, sein Pferd wenden ließ und dem Trompeter ein Zeichen gab, zur Retraite zu blasen: als sie auch schon glaubten, einen ungeheuren Sieg davongetragen zu haben. Ihr Ungestüm wuchs und muthig rückten sie vor, über die Brücke, den Moorgraben, das Fußvolk und die Reiterei vor sich hertreibend, welche bald unter dem Thorweg von Moorgate verschwanden. Das Terrain gehörte nun ihnen. Jauchzend drangen sie durch das Thor, fielen über die Bürgerwehr her, die dort, alter Sitte gemäß, den Eingang zur City hütete — eine klägliche Sorte von Miliz, Familienväter, die das Vaterland lieben, aber das Leben noch mehr, und schlimmsten Falles Prügel einer scharfen Ladung vorziehen. Prügel gab's denn auch, ordentliche; mit den Söhnen der Stadt rauften sich die Väter, Blut floß nicht, aber die Letzteren rissen aus, ab und an sich noch einmal umkehrend, nicht aber, um den Kampf zu erneuern, sondern um zu schimpfen, und zwar aus immer weiteren Entfernungen: „Atheisten! Gotteslästerliches Volk! Leugner der Schrift! Verspötter der Religion! Sabbathschänder! Schwörer! Flucher! Trunkenbolde! Besucher von Bierhäusern und Tavernen! . . . ."

Diejenigen, welchen diese Fluth von „schmückenden Beiworten" galt, lachten und jubelten desto mehr, ergriffen Besitz von dem Blockhaus, welches Jene verlassen, nahmen die Trommeln und die Fahnen heraus, fanden sogar einige alte Musketen, schlugen die ersteren, schwenkten die letzteren und probirten die Musketen — leider waren keine Schüsse darin! — und machten einen solch' unheiligen Lärm am Tage

des Herrn, daß man hätte glauben sollen, der böse Feind mit seinen Heerschaaren sei bei Moorgate in die Stadt gezogen. Alsdann, die Trommeln und Fahnen voran, setzten sie sich in Bewegung und attackirten einige benachbarte Kirchen; die Predigt verstummte, die Orgel schwieg, die Gemeine stob erschreckt auseinander. Zum Glück waren einige Tavernen auf dem Wege der glorreichen Armee. Die Schenkenthüren waren zwar, wegen des Sonntags, geschlossen; allein das war kein Hinderniß für die Tapfern, welche vielmehr dachten, daß sie nur für Das zu bezahlen brauchten, was man ihnen gebe, nicht aber für Das, was sie sich nähmen. Sie erbrachen demgemäß die Thüren, schlugen die Fenster einstiegen in die Keller hinunter, zapften die dicken Fässer an, Bier, Wein, Schnaps, wie's eben kam, und tranken es desgleichen. Die Wirthe jammerten und die Wirthinnen rauften sich die Haare aus; aber um so fideler ward das junge Pack, und da sie fühlten, daß sie an diesem denkwürdigen Morgen bereits mehr getrunken als gegessen hatten, so forcirten sie nun auch die Speisekammern und holten die fetten Schinken heraus, die guten Würste, Brod, Butter und was sonst noch darin war. Dabei rasselte das Kalbsfell unaufhörlich durch die Gassen, die Fahnen der Bürgerwehr flatterten lustig über den Köpfen der ungerathenen Jugend und das Contingent der Missethäter war beständig im Zunehmen. Denn da ihre Operationen, die mit Ballspiel begonnen, immer mehr den Charakter eines Feldzugs gegen Bierfässer und Vorrathskammern annahm, so kann man sich denken, wie viele Freiwillige zu ihren Fahnen stießen. Konnte man den Haufen von Moorfields auf höchstens achthundert bis tausend Mann schätzen, so stieg er hier, in der Gegend von Moorgatestreet, bald auf das Drei-, ja Fünffache, bis alle Gassen und Gäßchen dieses Quartiers von ihnen besetzt waren und alle Kneipen darin Kasernen oder Citadellen glichen.

IV. „Einig ist unser Gott!"

(Altes Osterlied der Juden)

London war damals, im Vergleich zu heut, eine kleine Stadt und wo jene Burschen sich auf offener Wiese versammelt hatten, sind gegenwärtig Meilen und Meilen von Häusern, von Straßen, von Squares. Aber dennoch war London auch damals schon so groß, daß man nicht gleich am einen Ende wußte, was am andern geschah. Es währte daher auch eine geraume Zeit, bevor man in dem Hause des Juden Abraham Kunde von dem Vorfall erhielt. Denn die Bewegung blieb, wie gesagt, mehrere Stunden lang auf jene Gegend localisirt, und der kriegerische Haufen dachte gar nicht daran, seine Festungen aufzugeben, bevor er sie nicht auf den Grund „ausgetrocknet" hatte. Deswegen urtheilte man in der City geringschätziger über die Gefahr und glaubte, daß die Truppen, welche man jeden Augenblick in verstärkter Anzahl zurückerwartete, der Sache leicht ein Ende machen würden.

Sabbathstill und sonnig war es an jenem Morgen im Hause des Juden; denn es war der Tag vor dem heiligen Osterfest, welches an diesem Abend begann, und man weiß, wie sauber, wie rein, wie feiertäglich es in den Häusern der Juden vor Beginn dieses Festes aussieht. Um zehn oder eilf Uhr des Morgens wird in einem Hinterstübchen oder auf dem Hofe das letzte Brod gegessen, damit von den Krumen desselben ja Nichts mehr im übrigen Hause verstreut werden mag; und gleich darauf werden die Reste dieses letzten Mahls vorsichtig in einen hölzernen Löffel gekehrt und mit einem Leinwandläppchen verbunden auf dem Hof oder in der Scheuer verbrannt.

„Wie gut ich mich der Zeit erinnere", sagte Abraham, indem er den kleinen Holzstoß mit einem Wachslichtchen anzündete, welches er vom letzten Lichterfest aufbewahrt, — „jener Zeit, wo wir Kinder waren, Rebekka, mein Weib — Nachbarskinder! Und wie wir uns dann mit diesem Osterfeuer freuten und einander besuchten, um es hier und drüben brennen zu sehen! . . ."

„Will's Gott, der Herr", erwiederte Rebekka, „werden auch in unserm Haus einmal Kinder sein und sich freuen über das Osterfeuer!"

Sarah, die Tochter, an welche die wackere Frau dachte, war nicht gegenwärtig; denn sie mußte in dem eigenen Haus auch Ostern machen. Aber das Haus war nicht zwanzig Schritt weit über dem Weg, in Bevis Mark.

„Will's Gott, der Herr!" sagte Abraham, indem er sich vergnügt die Hände rieb, das Sammetmützchen über der Stirn zurückschob und hin- und hergehend Gebete murmelte, während das hölzerne Löffelchen und die Scheite ringsum langsam verkohlten.

Manuella saß indessen in einer der oberen Stuben des Hauses. Nach den geschäftigen Tagen der Vorbereitung, an denen sie emsig Theil genommen, herrschte nun festliche Stille. Durch die kleinen bleigefaßten Scheibchen drang der freundliche Frühlingssonnenschein in das Gemach und Alles hatte einen Geruch und ein Ansehen der Traulichkeit und des Friedens.

Die Kirchenglocken, welche von draußen hereinklangen, vermehrten die feierliche Stimmung, die hier die Luft zu erfüllen schien. Denn wiewol Stimmen einer fremden Religion für sie, luden sie doch zur Anbetung Desjenigen, den alle Religionen verehren, Vater nennen und lieben. Ihr Herz ward durch diesen tiefen, harmonischen Erzklang angenehm erschüttert. Sie hatte ja nun in ihrem kurzen, aber reichbewegten Leben so viel, so viel schon gelernt! Sie hatte sowol unter ihren Glaubensgenossen als unter den Fremden harte Menschen und milde Menschen gefunden; Haß und Liebe war ihr von Beiden zu Theil geworden. Diese Glocken, diese Sonnenstrahlen, diese Ruhe riefen das Bild Olivia's in ihre Seele zurück, klarer als je. Was war aus der Freundin geworden, der hochherzigen und edelmüthigen Tochter des fremden Volkes, deren uneigennütziger Liebe sie's verdankte, daß sie noch gläubig am Leben hing? Schirmten die starken Mauern von Childerley noch das liebliche

Digitized by Google

Burgfräulein? Rauschten die Bäume noch im Park über jener Rasenbank — der geliebten Stelle, wo sie zusammen geträumt — wo die Nachtigall geschlagen und auf dem Schooß der Mädchen die Gedichte Milton's lagen . . .

„O Nachtigall, die dort auf blumigem Reis
Am Abend singt, wenn still die Wälder schon . . ."

Dies Alles stand deutlich vor ihrem Blick, und eine tiefe Sehnsucht erfaßte sie, zu wissen, was aus der Freundin geworden. Denn sie hatte niemals den leisesten Versuch gemacht, eine Nachricht nach Chilberley gelangen zu lassen oder eine von dort zu erhalten. Das Wort des Ritters von Chilberley, daß sie, die Fremde, störend zwischen ihn und die Tochter getreten, bebte noch hart, wie ein grausamer und ungerechter Vorwurf in ihr nach. Sie hatte dem Vater der geliebten Freundin lange verziehen; doch sie wäre nicht um eine Welt aus ihrer Verborgenheit wieder herausgetreten. Besser, für sie todt zu sein; lebte sie doch in ihrer Brust! Alles hätte sie hingegeben, um Olivia glücklich zu wissen. War Olivia glücklich? Hatte sie Frank Herbert wieder gesehen? Hatten sie sich ihre Liebe gestanden . . .?

Frank Herbert! — Eine Gluthröthe bedeckte das Antlitz der schönen Jüdin. Ihr Auge glänzte feucht bei dem Gedanken an ihn und ihre Pulse pochten heftig. Wol hatte sie die Schärpe fortgeworfen, welche, mit dem eigenen Blut getränkt, sie so lang als sympathisches Band auf dem Herzen getragen; doch konnte sie das Gefühl ausreißen, welches darunter gewachsen war und mit ihrem ganzen Dasein sich fest verwurzelt hatte? Krampfhaft preßte sie die geschlossenen Hände gegen die Brust. „Gott!" rief sie — „Herr meiner Väter! mach' diese Beiden glücklich! . . ."

Ihr Inneres ward ruhiger, indem ihr Auge die beiden Rettungsgestalten in der Ferne suchte und mit einander unauflöslich verbunden träumte. Der Freundin jedes Opfer, selbst das der geheimsten Wünsche, zu bringen, dünkte sie so schön und so leicht; doch ihr graute vor der Versuchung der unbewachten Seele! Sie malte sich das Bild Derjenigen aus, die sie auf Erden am meisten liebte, und vergaß darüber des eigenen, tiefen, unaussprechlichen Elends. War sie nicht einsamer, als zuvor, in diesem Hause, wo zwar die Güte sie umgab und die Pflicht sie hielt — aber die Heimath fehlte! Traulich mutheten die alten Gebräuche, die alten Sitten, die Lieder und Melodieen, die Sagen und die Märchen ihres Volkes sie an; aber doch fühlte sie sich fremd — abgeschnitten war ihr die Heimkehr, das Ziel ferner als je. Sie hatte dem Freund ihrer Kindheit, ihrem Lehrer, dem frommen Rabbi Menasseh ben Israel, nach Amsterdam geschrieben und den Brief sicheren Händen anvertraut, jenen Juden der portugiesischen Gemeinde, welche damals auf Cromwell's Geheiß aus der Gefangenschaft befreit und zurück in die Heimat gesendet wurden. In diesem Brief hatte sie vor dem ehrwürdigen Mann ihr ganzes Herz ausgeschüttet und ihren ganzen Jammer ausgeweint. Sie hatte um ein Wort des Trostes aus seinem Munde gefleht, um ein

Wort der Verzeihung, wenn sie gefehlt. Aber diese gütigen Lippen, welche vormals von Liebe für sie übergeströmt, blieben geschlossen ... Sie hatte gesagt, daß ihr Herz nach der Heimath und Aussöhnung mit dem Vater jammere; doch wolle sie fest ausharren und nicht klagen; aber ein Wort! ein Wort! Sie erzählte ihm von den freundlichen und duldsamen Gesinnungen, welche Cromwell in Bezug auf die Juden ausgesprochen; sie unterhielt ihn von den Hoffnungen, die für ihr Volk daran zu knüpfen seien. Sie schilderte Cromwell mit dem ganzen Enthusiasmus ihrer feurigen Seele; sie verglich ihn mit den großen Richtern und Kriegern des alten Testamentes. Sie rief dem weisen und gottesfürchtigen Rabbi zu: Er kennt Euch! Er hat von Euch gehört und nannte mit großer Ehrerbietung Euren Namen! ... Dieses hatte Manuella dem verehrten Mann geschrieben. Aber keine Antwort ... stumm, stumm, Alles stumm wie das Grab, wie der Tod. Und mitten in diesem kränkenden, bittern Gefühl der gänzlichen Vereinsamung war Derjenige plötzlich wieder aufgetaucht, dessen frevelhafte Leidenschaft ihr zum Verbrechen gerechnet ward — der Herzog von Buckingham, um den sie alles Dieses zu dulden hatte! Ihre frühere Gleichgiltigkeit gegen ihn, die sich in Verachtung verwandelt, als sie gehört hatte, welch' unritterlichen Gebrauch dieser Ritter von ihrem Vertrauen gemacht, ward jetzt zum glühenden Haß, der ihr Herz wie mit Stahl wappnete und ihre Hand bewehrte gegen den Erben des stolzesten Namens in England!

Gegen Mittag kam die erste Kunde von dem Aufruhr in Moorgatestreet und Finsbury nach Duke's Place. Doch das Gerücht, welches sonst immer übertreibt, blieb diesmal in so weit hinter der Wirklichkeit zurück, als man die Sache mehr von der lächerlichen Seite nahm und nicht daran dachte, daß auch ein Zusammenlauf von Lehrjungen für friedfertige Leute bedrohlich werden kann, wenn nämlich die Lehrjungen ein paar tausend Mann stark, bewaffnet und betrunken, die friedfertigen Leute dagegen wehrlos sind. Zudem war die Entfernung von Aldgate und Moorgate, das heißt von einem der östlichsten und einem der nördlichsten Thore der City nach damaligen Begriffen so beträchtlich und es lagen, nach Abraham's Meinung, so viele Häuser und so manche Straße dazwischen, daß man davon sprach, wie von irgend einer Stadtneuigkeit, und sich bald, da weiter Nichts gesehen oder gehört ward, nur noch mit den Vorbereitungen zu dem Fest beschäftigte, welche, wie man weiß, die größte Sorgfalt verlangen.

Der Nachmittag dieses Tages, wiewol er das Fest noch nicht selber war, hatte doch schon alle die Ruhe sowie den äußern Schmuck eines solchen. Als die Sonne sich neigte zum Untergang und ihre rothen Frühlingslichter in den Vorhängen der Fenster und an den Decken der Zimmer spielten, versammelten sich die Männer der kleinen jüdischen Gemeinde von London, welche bis jetzt nur aus den beiden verwandten Familien und deren Dienern und Gehülfen bestand, zum Gottesdienst in einer der oberen Stuben von Abraham's Haus. Diese war zum

Digitized by Google

Tempel hergerichtet worden; sehr einfach, wie es die Umstände geboten, aber darum nicht weniger würdig.

Nach der Abendandacht, welche Abraham selbst abhielt, begab man sich hinunter in die Wohngemächer. Alles war daselbst bereits festlich hergerichtet worden von den Frauen, welche die Männer erwarteten und begrüßten bei ihrem Eintritt. Sie trugen ihre besten Gewänder und Fröhlichkeit und Freude war auf den Gesichtern. Man reichte sich die Hände, man wünschte sich einen „guten Festtag". Die beiden jungen Männer, der Sohn und der Schwiegersohn, neigten ihr Haupt vor den Eltern, und diese sprachen, indem sie die Hand auflegten, leise den Segen: „Gott lasse Dich werden wie Ephraim und Manasseh!" Dann kam Leon del Blanco's junge Gemahlin und zuletzt auch Manuella, die von den würdigen Alten so gut wie an Kindesstatt angenommen worden war, und diese sprachen mit einer ganz besondern Innigkeit, als ob sie die zwiefach Fremde zwiefach segnen und an's Herz drücken wollten: „Gott lasse Dich werden wie Rahel und Leah! Es segne Dich der Ewige und behüte Dich! Es lasse leuchten der Ewige sein Antlitz Dir und sei Dir gnädig! Es erhebe der Ewige sein Antlitz Dir und gebe Dir Frieden — Amen!"

Hierauf begann der heilige Ritus der Osternacht, der ehrwürdige, traute, der, so weit Juden über den Erdball zerstreut sind, zur Erinnerung an den Auszug aus Egyptenland noch heute in derselben Weise gefeiert wird. Mit Gebräuchen von unberechenbarem Alter, mit Melodieen, die bald heiter und bald klagend, bald wehmüthig und bald neckend klingen, wendet der Geist sich rückwärts in das Morgendämmern der Geschichte, besucht noch einmal die sonnigen Schauplätze seiner Kindheit am Nil und am Jordan, wird nicht müde, die Wunder der Befreiung aus der ersten, rohesten Form der Knechtschaft zu wiederholen, und strömt unter einem fremden, nördlichen Himmel, in der Sprache der Heimat, all' seinen Kummer, all' seine Sehnsucht, all' seine Hoffnung vor dem Herrn aus, von dem er glaubt, daß er ihm in dieser Nacht näher sei, als sonst. — „Wodurch ist ausgezeichnet diese Nacht vor allen anderen Nächten?" läßt bei Beginn der vorgeschriebenen Andacht der Gebrauch die Kinder fragen, worauf die Erwachsenen antworten: „Einst waren wir Sklaven des Pharao in Egypten und Gott der Herr führte uns von dort heraus mit starker Hand und ausgestrecktem Arm."

Mit einer gewissen frohen Erwartung setzten sich die Hausgenossen um den Tisch. Denn ein eigenartig poetischer Duft wehte seit früher Zeit um diese häusliche Feier, welche reich an Symbolen und in der dichterischen Sprache des Morgenlandes zu dem Gemüthe, dem Herzen sprechend, an die Stelle der harten, rauhen und oft armseligen Wirklichkeit für eine Weile die bezaubernde Welt des Märchens, der Sage, des Wunders setzt. Eine Messinglampe mit sieben Spitzen, die von der Decke herabhing, erhellte das traulich erwärmte Gemach. Der Tisch war mit feiner Leinwand gedeckt, und in der Mitte desselben stand ein silberner Aufsatz, vorn mit einem seidenen, reich in Gold gestickten Tuche

geschlossen. Hinter diesem Tuche bargen sich die unschuldigen Geheimnisse der Osternacht, die Osterkuchen, die krystallenen Schalen mit Salzwasser und den „bittern Kräutern" zur Erinnerung an die bitteren Leiden der Gefangenschaft und die Thränen; mit einem Brei aus Aepfeln und Mandeln, dessen bräunliche Farbe den Lehm repräsentiren und an die Zwangsbauten und Frohnden der Pharaonen gemahnen soll, mit einem Ei und einem Knochen, zum Gedächtniß des Osteropfers. Am obern Ende des Tisches, in der Ecke des Sophas saß der Hausherr, ganz in königliches Weiß gekleidet, mit weißem Gewand, dem Sterbehemd, und weißem Mützchen, dem Sterbemützchen, den Kleidern des Versöhnungstages — wie es Sitte war bei dem polnischen Zweige der Juden, damals und noch heut, und wie Abraham es mit sich herübergebracht aus seiner Heimat. Denn das Weiß hat in der Meinung der Juden etwas Königliches; es bedeutet das Licht und die Freiheit. Die Könige von Egypten trugen es, und später trugen es die Priester in Israel. Zweimal im Jahre legten es die Zerstreuten und Verbannten an; und in ihm, wenn alle Herrlichkeit und alle Trauer des Lebens gegangen, wenn der letzte Augenblick vorüber, wurden sie bestattet. Welch' eine feierliche Mahnung mitten unter den leuchtenden Kerzen, den schimmernden Augen, dem funkelnden Wein — dies weiße Gewand, welches einst ein Todtenhemd sein und den, der es heute festlich, am Feste, trägt, noch bekleiden wird, wenn er modernd in der langen Nacht des Grabes das ewige Licht und die Freiheit erwartet!

Doch heut, am Osterabend, überwiegt die freudige Bedeutung des Symbols. Es soll sich ein Jeder frei fühlen, ein König, doppelt glücklich nach dem überstandenen egyptischen Joch. Auf einem Kissen von grüner Seide, mit Silberfranzen bordirt, ruhte des Hausherrn linker Arm, denn so war es vorgeschrieben, „mit Anlehnung an die linke Seite", wie die alten Bücher es haben, um das Behagen, die Ruhe, das Vorgefühl der Erlösung auszudrücken. Neben Abraham saß die würdige Hausfrau, gleichfalls in Weiß, mit goldenen Armspangen, wie sie damals von den Jüdinnen getragen wurden, schwere Reifen aus Dukatengold, dergleichen man noch heut im Orient verfertigt. Eine feierliche Heiterkeit war auf den Gesichtszügen der beiden Alten ausgebreitet; denn in diesem patriarchalischen Feste, welches sich von Jahr zu Jahr wie ein farbenreiches Bild aus Osten zwischen das Einerlei des Tages stellt, soll der Herr und die Frau des Hauses gleichsam als der Fürst und die Fürstin ihres kleinen Stammes erscheinen. Silberne Pokale, von seltsam schöner Arbeit, einige wie große Trauben geformt und von Reben umrankt, in denen kleine Figuren von Winzern mit silbernen Aexten saßen, andere mehr massiv, innen vergoldet und außen mit Sprüchen und Namen beschrieben, standen vor den Tischgenossen, und in den Bechern funkelte der rothe Wein aus Spanien und Portugal, der Heimat Leon del Blanco's und Manuella's. Gebetbücher von großem Format, „Haggadahs" genannt, d. h. Bücher der Legende, der Sage, der Erzählung — die meisten von ihnen mit sehr schönen Bildern in schwarzer Kunst

Digitized by Google

verziert und in Amsterdam gedruckt, lagen neben den weingefüllten Kelchen. Manuella's Blicke, während die Anderen den Text bald recitirten und bald sangen, hafteten an den Bildern — diesen Gestalten aus Elternhaus und Kinderzeit, die sie so wol kannte — diesen Scenen aus der Bibel — diesen Erscheinungen von Engeln — diesen Darstellungen von der Rettung Moses' durch die Königstochter — diesen Ansichten von Städten aus dem Alterthum im Osten, welche Mauern und Thürme hatten, wie die Festungen in Holland, diesen Propheten, Erzvätern und heiligen Männern, welche gekleidet waren wie die Ritter auf den Standbildern in Amsterdam und dem Haag — dieser Pracht des Tempels, und David knieend am Altar, während die Herrlichkeit Gottes aus den Wolken sich gegen ihn ausstreckt in der Gestalt einer flammenden Hand — dieses Alles rührte sie unaussprechlich. Dann wieder diese kleinen Gruppen aus dem Innern des Familienlebens — diese behäbigen Männer mit der spitzen Mütze und den großen Bärten — diese breiten und vergnügten Frauen — diese dienstfertigen Jünglinge mit den langen Beinen und den kurzen Hosen — es war Alles so naiv und führte sie doch so weit zurück und erinnerte sie an Abende, wo sie dieselben Bilder gesehen und dieselben Gesänge gehört. Ihre Augen füllten sich langsam mit Thränen; und dennoch fühlte sie sich wohl in den alten Erinnerungen, und was auch an ihrem Herzen nagen mochte, dem Frieden und der Erlösung näher als sonst, als ob der ungesehene Arm schon ausgestreckt sei, sie zu retten.

Die Feier dieses Abends zerfällt in zwei Theile, deren erster in Ton und Sprache mehr einen ernsten Charakter trägt, während der zweite sich viel freier und heiterer, sowol in Worten als Melodieen, bewegt. Den Abschnitt zwischen beiden bezeichnet ein reichliches Festmahl, welches mit Gebeten eingeleitet und mit Gebeten geschlossen wird, wie denn überhaupt der leitende Gedanke des Opfers und Opfermahls überall in den Gebräuchen dieses Abends und den sie begleitenden Reminiscenzen festgehalten erscheint.

Dieses Mahl, ausgestattet mit trefflichen Speisen und gewürzt mit guten Weinen (denn viermal am Becher zu nippen ist de rigueur, und ihn viermal zu leeren nicht verboten!) pflegte sonst immer in der vergnügtesten Weise zu verlaufen. Es war nicht so heute. Denn eine Wolke zog näher und näher, deren Gefahr man dadurch nicht verringerte, daß man sich bemühte, nicht an ihr Dasein zu denken. Schon während des ersten Theils, während man aus der Aufrichtigkeit der Seele Gott pries für die wunderbare Befreiung aus Egypten: kamen aus der Gegend von Moorgate her immer bedrohlichere Stimmen und Gerüchte. Der fromme Hausherr wollte darum das Gebet nicht unterbrechen und er zwang sich sorglos zu scheinen. Als man sich jedoch zum Speisen niedersetzen wollte, drang der wüste Lärm näher, obgleich er allerdings noch immer so weit entfernt war, daß man nicht wissen konnte, welche Richtung er nehmen würde. Doch die Unsicherheit diente nicht dazu, die peinliche Stimmung zu verscheuchen, in der sich Alle befanden, ohne daß bis jetzt

Einer gewagt hätte, darüber zu sprechen. Endlich jedoch sagte Leon del Blanco, daß er es nicht länger ertrage, und daß man ihm erlauben möge, hinab zu gehen, um auf der Straße sich umzuschauen. Leon del Blanco war von Natur ein muthiger und ein starker Mann; Simeon, sein Schwager, in den Tagen des Bürgerkrieges und der Belagerung von Briſtol durch ſeinen Vater ſelber angehalten, jeder Art von Gefahr zu trotzen, begleitete ihn.

Sie kamen nicht mit den beſten Nachrichten zurück. Ihr Antlitz war beſtürzt und die Kunde, die ſie geſammelt, etwa ſo: das Geſindel, welches an dieſem Morgen noch in Moorgateſtreet ſich wie ein Haufen unvernünftiger Trunkenbolde betragen habe, ſei inzwiſchen durch Verſtärkung von allen Seiten ſo angewachſen, daß ſie nicht nur den ganzen nördlichen Theil der City in die ernſthafteſte Beſorgniß verſetzt, ſondern auch bereits den Anfang mit den allerabſcheulichſten Exceſſen gemacht hätten. Während man am Morgen geglaubt habe, daß der müßige Zuſammenlauf der unnützen Elemente der Stadt Nichts bedeute, ſo ſtelle ſich nun immer deutlicher heraus, daß etwas ganz Anderes dahinter ſtecke — daß es eine von den Royaliſten angezettelte und mit royaliſtiſchem Gold in Scene geſetzte Erhebung des Pöbels gegen Cromwell und das Parlament im Intereſſe des Gefangenen von Carrisbrook ſei.

Dumpf tönte ſchon, während die beiden jungen Männer noch ſprachen, das Getöſe von der Ferne herein — wie das Branden der Fluth, wenn ſie landwärts geht.

„Wo ſind ſie denn?“ fragte Abraham, deſſen Wange bei der Erzählung ſeines Sohnes plötzlich bleich ward.

„Um Gotteswillen, Vater!“ rief Simeon, „nicht weit mehr von unſerm Thor. Wenn ich Euch rathen ſoll, Vater, ſo machen wir Anſtalt....“

„Wozu?“ entgegnete Abraham, der ſich nun wieder zu faſſen begann.

„Unſere Sachen einzupacken und zu verbergen“, erwiederte der Sohn haſtig, „denn ſie rauben und plündern Alles!“

„Und das ſollten wir thun heut' an unſerm Feſt und heiligen Abend? Nein, nein, nein! Setz' Dich, mein Sohn! Und gieb mir genauen Bericht von Dem, was Du vernommen!“

Aber Simeon hatte keine Ruhe, ſich zu ſetzen; ja, er fühlte ſich ſo verwirrt über die Gefahr, die immer näher zog, und über die Weigerung des Vaters, Etwas zu thun, um ihr vorzubeugen, daß er ganz außer Faſſung gerieth und unfähig war, im Zuſammenhang zu erzählen. Leon del Blanco nahm dagegen das Wort:

„Vater“, ſagte er, „nachdem die Aufſtändiſchen — junge Leute zumeiſt, wie man ſagt, Lehrlinge, Matroſen und liederliches Volk aller Art — zu der Zahl von mehreren Tauſenden angewachſen waren, haben ſie ſich in mehrere Schaaren getheilt und die City nach verſchiedenen Richtungen durchzogen. Die Bürgergarden ſind überall ſofort unter die Waffen getreten, aber ſie ſind der Uebermacht nirgends gewachſen geweſen. In Whitechapel hat eine Abtheilung des Pöbels die ganze Compagnie eines Capitains in die Flucht geſchlagen und ihnen die

Digitized by Google

Fahnen abgenommen; eine andere ist nach Smithfield marschirt und eine dritte, die bei Weitem größte, nach Whitehall . . ."

„Nach Whitehall!" unterbrach Abraham seinen Schwiegersohn; „wo der General wohnt —"

„Gerade dorthin", bestätigte Leon del Blanco seine Mittheilung; „und sie haben gepfiffen und geschrieen und das Parlament sowol als den General selber mit Schmähungen und Schimpfworten überhäuft . . ."

„Und was hat Cromwell gethan?"

„Es sollen sofort mehrere Schwadronen, die schon fertig gestanden, alle Pferde gesattelt und alle Mann Faust am Schwert, vorgerückt sein und den aufrührerischen Haufen auch sofort zerstreut haben. Aber indem sie in die City zurückstoben, schlugen sie auch alle Thore hinter sich zu, verrammelten die Eingänge und zogen Ketten quer durch die Straßen, so daß nur die Truppen des Parlaments, besonders aber die Reiter nur sehr schwer vordringen können."

In diesem Augenblick hörte man einen Schuß — den Schuß einer Kanone und gleich darauf das Zusammenstürzen und Knattern von Gebälk und tausendstimmiges dumpfes Hurrahgeschrei.

Angstvoll fuhren die Frauen von ihren Sitzen auf, aber Abraham fragte: „Was kann es sein?"

„Das Zeughaus von Leadenhall!" antwortete Leon mit niedergeschlagenem Blick; „sie haben soeben die Thür des dortigen Arsenals zusammengeschossen . . ."

„Leadenhall!" rief in jammerndem Ton Frau Rebekka. „Gott meiner Väter! Das ist nicht mehr als hundert Schritte von hier! . . ."

„Ja, Mutter", sagte nun Simeon, „nicht mehr als hundert Schritte! Und sie nahen wie die Furien. Alle Thore haben sie besetzt; durch alle Straßen rasseln ihre Trommeln. Ihr könnt es deutlich hören! Wo ein nichtsnutziger Gesell in der City war, der hat sich ihnen angeschlossen — und der Vater zögert noch?"

„Was soll ich thun, mein Sohn?" erwiederte der Vater auf den Vorwurf des Erregten. Aber dieser, ohne die Frage zu beantworten, fuhr fort: „Die Gefängnisse haben sie erbrochen und der Auswurf von ganz England marschirt mit ihnen. Gott! Gott! was wird aus uns werden! Alle Waffenläden haben sie geplündert. Keines Mannes Haus ist mehr sicher — sogar das Haus des Lord-Mayors haben sie angegriffen und zertrümmert! . . ."

„Mein Sohn", unterbrach Abraham den heftig Eifernden; „was verlangst Du nur? Wenn es so ist, wie Du sagst, daß sie alle Thore gesperrt und alle Straßen verrammelt haben, daß sie in einem Umkreis von nicht mehr als hundert Schritt, in einer Menge von Tausenden, mit Waffen und den bösen Absichten, die Du ihnen zuschreibst, uns umschließen, die wir wehrlos sind: was kann ich da noch thun? Dann sind wir verloren, ob wir nun unsere armselige Habe verbergen oder nicht. Dann kann nur Gott der Allmächtige allein uns noch helfen!"

Das Mahl ward, fast unberührt noch, wieder abgetragen „Setzt

Digitized by Google

Euch", rief er den Hausgenossen zu; sie setzten sich, die Meisten von ihnen zitternd. Nur er fuhr fort zu beten, voll Inbrunst sich an Denjenigen wendend, der Israel aus der Gefangenschaft, durch das rothe Meer und die Wüste geführt in das Land seiner Verheißung. Je näher die Gefahr kam, um so mehr fühlte sich dieser Mann stark, ihr zu begegnen; schon hörte man das laute Tosen des rasenden Pöbels, konnte die Stimmen ihrer Anführer unterscheiden und vernahm das Rasseln der Ketten, mit welchen sie die Straßen absperrten.

Den Ritus der Osternacht hatte der fromme Mann nun beendet und stimmte den Schlußgesang an, mit zitterndem Ton, der seinem Gesang etwas Rührendes gab, wie er so leise, so einsam fast, durch die Stube klang. Dieses Lied, welches in der Form von Frage und Antwort die heiligen Zahlen des Judenthums enthält, geht auf eine leicht bewegte, von innerer Gottesfreudigkeit heitere Melodie. Doch der Contrast mit dem Augenblick war ergreifend — diese zitternde Greisenstimme, diese feierlichen Gebräuche der Osternacht, und draußen der wilde Chorus der Tumultuanten! Es schnitt ihnen Allen durch's Herz. Es war wie der Gesang eines Abschied-Nehmenden; eines Mannes etwa, der allein auf einem Schiffe steht, welches in Sturm und Wogen rasch entschwebt. Kein Zweifel war, daß der Strom der Insurgenten sich von allen Seiten in die kleine Straße schon ergossen habe, die Zugänge hinter sich verrammelnd. Schon ward auch das entsetzliche Wort gehört, von rohen Verwünschungen begleitet: „Wo ist des Juden Haus? — Da, da! — Wo die Fenster hell sind!"

Und plötzlich flog etwas Schweres, ein Stein oder eine Stange, gegen das Fensterkreuz, daß es zerschmettert ward und die kleinen Scheiben klirrend in die Stube warf.

Rathlosigkeit bemächtigte sich Aller und sprachloser Schreck. — Was sollten sie thun? Sollten sie aufspringen und dennoch zu entfliehen, das Leben zu retten suchen? Sollten sie das Schrecklichste hier unthätig erwarten?

Nur Abraham blieb in seiner Seele unerschüttert. Er gedachte mitten in seinem Gesang und mitten in der fürchterlichen Lage und mitten unter den bleichen Gesichtern, die ihn umgaben, an jenen sagenberühmten Rabbi von York, welcher vor vierhundert Jahren, in den letzten Gräuelscenen, die der Vertreibung der Juden aus England vorangingen, als jede Hoffnung auf Rettung entschwunden, Feuer in den Tempel warf und dann, in feierlicher Tracht, die Rolle des Gesetzes im Arm und die Psalmen David's auf den Lippen, mit seinem Weib, seinen Kindern und seiner ganzen Gemeinde sich in den Flammen begrub. Immer freudiger ward sein Gesang, immer kräftiger sein Ton, als er nun, jenen Schlußgesang beginnend, rief: „Eins, wer weiß es?"

Niemand, wiewol die Bücher vor Allen aufgeschlagen waren, wollte antworten. Denn nicht so sehr Furcht, als jenes Grausen vor dem Unvermeidlichen, das man kommen sieht, band ihre Herzen.

Da erhob Abraham noch einmal seine Stimme und glorreich in

Digitized by Google

den Tumult hinaus, der draußen dumpf gleichsam die Grundmauern seines Hauses unterwühlte, klang sein Ruf, halb gesprochen und halb gesungen, wie es die Weise dieses Liedes ist:

„Eins, das weiß ich!
Einig ist unser Gott,
Der da lebt und der da schwebt
Im Himmel und auf der Erden!"

Und er hatte noch nicht vollendet, da donnerten Schläge wie von eisernen Werkzeugen, Kolben und Steinwürfen gegen die Hausthür — sie sprang auf — der wüthende Strom von draußen ergoß sich in das friedliche Haus — die Treppen erzitterten von hundert Fußtritten auf Einmal, die Gitter krachten und zerbrachen — die Planken wurden aufgerissen — die Zimmerthür eingestoßen — in der Dunkelheit, die draußen herrschte, erschien ein Heer von wilden Gestalten — das Licht, welches hinausfiel, beleuchtete Köpfe, heiß von Trunk und Leidenschaft, mit rauhen Gesichtern und verwildertem Haar, und der Schrei: „Gott für Altengland und König Karl!" dröhnte durch das Haus und erschütterte die Wände des eben noch so traulichen Stübchens.

Abraham erhob sich. Wie er in seiner weißen Todtentracht vor die Ersten, die hereingedrungen, dahintrat, fuhren sie zurück. Es war etwas Geisterhaftes in seiner Erscheinung. Das Sterbehemd, in das er gekleidet war, gab ihm beinah die Heiligkeit eines Todten. Für einen Augenblick erstarb der Schrei der Gewalt auf ihren Lippen. Sie fürchteten sich vor dieser hohen, ganz von Licht umschimmerten und ganz in Weiß gekleideten Gestalt, welche aussah, als ob sie aus dem Grabe aufgestanden; und sie wichen, als er den Arm erhob, wie von einer unsichtbaren Macht gedrängt, um einen Schritt.

Doch nur einen Schritt und nur einen Augenblick.

Denn jetzt auch hatten sich Leon und Simeon erhoben. Der wirklichen Gefahr gegenüber, nicht mehr der eingebildeten, der entfernten, die mit ihrem wirren Getöse seine Phantasie geschreckt hatte, gewann der Sohn eines edlen und tapferen Geschlechtes all' seine Männlichkeit wieder. Das Blut des Südens floß in seinen Adern; der Zorn kam über ihn, als er diese pöbelhaften Gesichter an der Thür erblickte, und entschlossen, Gewalt für sich und die Seinen nur zu dulden, wenn sein Arm sie nicht mehr abwehren könne, ergriff er eines von den Messern, die noch auf dem Tische lagen. Kaum aber sahen die Tumultuanten den Stahl in Leon del Blanco's erhobener Faust schimmern, als eine furchtbare Wuth sich ihrer bemächtigte. Nun war kein Halten mehr für sie. „Ha!" schrieen sie, „Blut! Blut! Das ist es, was sie wollen! Christenblut zur Osterfeier!" Und eine Stimme ließ sich aus dem Haufen vernehmen: „Vergesset nicht, daß sie es sind, die den Heiland gekreuzigt!" — Dieses Wort fiel wie ein Funken in ein Pulverfaß; denn es weckte den Fanatismus und fügte der rohen Gewalt den düstern Impuls des Religionshasses hinzu. Mit wildem Geschrei versuchten sie nun über die Schwelle zu dringen, und mit ihren Kolben und Piken

Digitized by Google

und erbeuteten Waffen hätten sie sich bald Eingang verschafft über die drei Männer, von denen der Eine nur mit seinem unerschütterlichen Gottvertrauen und der Ehrwürdigkeit seines Aeußern, die beiden Anderen mit gezückten Messern die Thür deckten — denn Simeon war dem Beispiel des leicht entzündlichen Spaniers gefolgt. Allein jene Stimme, welche den Haufen mit finsterm Haß erfüllt hatte, weckte in der Seele Manuella's eine Kühnheit und Selbstverachtung, welche sie mit Einemmal unwiderstehlich fortriß. Sie hatte jene spitze Stimme, jenen näselnden Ton wieder erkannt; denn was der Seele einmal seinen tiefsten Dorn eingedrückt, das vergißt sie nicht mehr. Es war die Stimme Dessen, der sie einst, Angesichts des Theuersten und des Edelsten, das sie auf Erden kannte, des Verraths an ihrer Ehre beschuldigt. . . .

„Fort da!" rief sie, indem sie nun plötzlich vor den Männern und dem rasenden Haufen gegenüber ganz allein erschien — von nichts Anderem geschützt, als der Weihe ihrer eigenen Seele und der Empörung, die ihr Kraft gab. „Nicht gegen Israel — sondern gegen ein hülfloses Weib richtet sich dieser Frevel! Rufet nicht Gott an — Ihr Heuchler! Buckingham ist die Seele dieses Aufruhrs! Und hier steht das Opfer!"

Mit den Armen hatte sie sich mächtig Bahn gebrochen und stand nun da, von dem Schimmer der siebenzinkigen Lampe beleuchtet, in all' jener Verklärung und Herrlichkeit der Jungfrau, welche bereit ist, für das Heiligthum ihrer Ehre zu kämpfen, und in diesem Kampf entweder zu siegen oder zu sterben.

Sie bemerkte den Eindruck, den ihr plötzliches Auftreten auf die verwilderten Gesellen gemacht hatte.

„Zurück!" rief sie, „hier, an diesem Hause wird Euer freches, gotteslästerliches Unternehmen scheitern. Denn die Wolke des Herrn ruht auf diesem Dache! Rettet Euch, so lang es noch Zeit ist. Ich prophezeie Euch Blut und Verderben, wenn Ihr auch nur eines Augenblicks Spanne noch zögert. Ich höre mit meiner Seele schon die Hülfe, die sich naht, und ich sehe mit meinem Geiste den Retter, den Gott gesandt . . ."

Und wie verzückt stand sie da, die Arme über der Brust gefaltet, das Antlitz aufwärts gekehrt, als ob sie dort über sich im leeren Raum das Alles wirklich erblicke. — „Der Herr der Heerschaaren, dem die Engel dienen", sagte sie, „beruft den Retter, den Ritter zu unserer Befreiung. Ich sehe ihn schon; ich sehe die Reisigen und die Mannen, die ihm folgen, ich höre das Stampfen ihrer Rosse. Vernehmt denn nicht auch Ihr es schon? Wehe Euch! Ihr werdet verloren sein, wenn Ihr den Rest der Zeit nicht benutzt, die Euch gegeben worden!"

Das Zuversichtliche, mit dem sie dahingetreten war und sprach, bewegte die abergläubische Masse, welche selbst mitten in ihrem Rausch und ihren Excessen nur zu leicht empfänglich ist für Alles, was ihr übernatürlich erscheint, und welche weit eher von der Festigkeit eines menschlichen Willens gebeugt wird, als vor der Gewalt zurückweicht, die sie im Gegentheil nur reizt. Dazu kam, daß man wirklich jetzt Etwas von der Stadtseite dumpf vernahm, was wie das Reiten von Colonnen klang,

und was die Furchtſamen in der Maſſe — denn Furchtſame giebt es überall — zum erſtenmal zur Beſinnung rief.

„Rettet Euch!“ rief Manuella noch einmal und ihre Geſtalt glühte wie von einem unirdiſchen Feuer — „rettet Euch! Denn die Rache naht! An dieſem Hauſe wird Eure Macht zerbrechen, denn die Hand des Herrn beſchützt es!“

Da ließ ſich ein höhniſches Lachen aus dem dunklen Haufen vernehmen, der den untern Theil der Treppe bis zur Thür hinaus beſetzt hielt. „Hört ſie predigen!“ rief es zugleich; „Ihr Männer vom Land und von der Flotte werdet Euch wol gar berücken laſſen von ihr! Vorwärts! Und rufet: Gott für Altengland —“

„Buckingham!“ rief nun Manuella; „das biſt Du geweſen! Aber ich ſage Dir's auch: dieſes Haus wird zu einem Haus des Unglücks für Dich werden. Der Gott, welchen Du freventlich anrufſt und zum Deckmantel machſt für Deine niedrigen Pläne — der wird Dich treffen und Deinen Arm lähmen, der zum Böſen erhoben war.“ Und dabei nahm ſie von einem Seitentiſchchen einen Leuchter, auf dem die Kerzen noch brannten, und von dem wehenden Flammenſchein umzuckt, trat ſie hinaus vor die Thür, mitten unter das tobende Geſindel hinaus — das plötzlich ſtumm ward von ihrer Gegenwart und nach beiden Seiten auseinander tretend ſie ruhig hindurchſchreiten ließ.

Mit dem Leuchter in der Hand ging ſie langſam die Treppe hinab. „Was wollet Ihr in dieſem Hauſe?“ ſprach ſie niederſchreitend. „Was ſucht Ihr hier? Seht, ich wage mich, allein und wehrlos, jedem Angriff preisgegeben, unter Euch, die Ihr zu Hunderten daſteht und mit Waffen — aber wer wagt es, den Arm gegen mich zu erheben? Das iſt, weil Jehovah, der Gott Iſraels, über mir, und zur Rechten und zur Linken mir einer ſeiner Engel iſt! . . .“

„Das ſind wol die Engel von Childerley-Houſe?“ rief nun lachend Derſelbe von vorhin wieder. „Schönes Kind, täuſche Dich doch nicht! Damals in der dunklen Prieſterhöhle machte dieſe Beſchwörung Effect auf mich, denn ſie war mir neu. Doch man muß mit derſelben Geſchichte nicht zweimal kommen. Selbſt die Engel im Himmel vertragen keine Wiederholung!“

Und jetzt, wo Manuella die letzte Stufe betrat, fühlte ſie ſich von zwei kräftigen Armen umſchlungen, der Leuchter ſtürzte zu Boden, die Kerzen loſchen aus, es war dunkel.

„Buckingham!“ rief ſie mit gellendem Aufſchrei; „Buckingham! Bedenke, daß Du Dein Verderben in den Armen hältſt!“

„Seligkeit oder Verderben — der Himmel oder die Hölle! Wenn ich Dich nur habe. Ja, Buckingham! Der es geſchworen hat, Dich zu beſitzen, und der ſeinen Schwur halten wird —“

„Als Leiche vielleicht — lebend nimmermehr!“

„Endlich! Endlich!“ flüſterte der Jüngling, indem er ſie feſter an ſich drückte. Doch ſie rang mit der Kraft einer Verzweifelnden in ſeinen Armen.

„Oho! — Zedekiah!“ rief mitten in diesem Kampfe Buckingham. Mann des Herrn! Hilf mir! Nicht mit Deinen Gebeten — Feigling! Fürchtest Du Dich auch vor Weibern! Hierher! Zedekiah! Nur diese Hand, mit der sie mich umkrallt — wahrhaftig, wie mein Verderben! Nur diese Hand mach' von mir los — so, so! Nun wackere Burschе! Hinan! Plündert! Raubt! Zertrümmert des Juden Haus! Lasset keinen Stein auf dem andern stehen! Die City von London muß gesäubert werden! Und wenn Alles geschehen, werft Feuer in die Dachsparren! Hurrah, hurrah! — Gott für Altengland —“

„Gott für Altengland und König Karl!“ brauste nun der Schrei auf's Neue durch die Menge, und während Buckingham und Zedekiah das Mädchen zur Thür hinzogen, drängten die Anderen zur Treppe hinauf und stießen die Vorderen in das Gemach.

Doch kaum waren die drei Genannten vor der Thür auf der Straße und die Uebrigen im Besitz des Hauses, als von Duke's Place her das Wälzen von Rädern, das Stampfen und Klirren von Cavallerie schallte. Die Ketten, mit denen die Straße dort gesperrt war, sanken rasselnd zu Boden; ein Regiment von Cromwell's Dragonern säuberte den Platz und war in unaufhaltsamem Anmarsch begriffen. Dunkel sprühten die Pechfackeln, die ihnen durch den Nebel der londoner Nacht vorangetragen wurden, und in ihrem rothen Schein war das Erste, was Manuella sah, da sie herausgestoßen worden war, der Anführer der Schwadron. Er saß zu Pferde, wie der heilige Georg, den sie von ihrem Kämmerlein in Childerley über den Spitzen des Thurmes im Abendroth hatte leuchten sehen.

„Frank Herbert!“ rief sie, „Frank Herbert!“

Doch Buckingham schloß ihr den Mund.

„Dort“, rief er seinem Begleiter zu, „dort, das Thor ist noch offen! Dort müssen wir durchkommen!“

Und in demselben Augenblick sah man einen Blitz und dann noch einen — Schüsse fielen, immer dichter.

Der Rebellenhaufen, der vor dem Hause des Juden noch angesammelt stand, außer demjenigen, der das Innere desselben besetzt hielt, hatte dem Vordringen der Cromwell'schen Reiter Widerstand geleistet.

„Feuer!“ commandirte Frank Herbert — und aus den Petrinels, den kurzen Gewehren seiner Reiter, fiel die erste Salve und das erste blutige Opfer dieses Tages sank röchelnd zusammen auf der Schwelle von Abraham's Haus.

Indessen hatte Manuella mit den Beiden schon, die sie gewaltsam fortschleppten, das Thor und hinter dem Thor das Freie erreicht. Jede Kraft zum Widerstand war in ihr gebrochen. Sie fühlte, daß bald ihr Bewußtsein schwinden mußte und befahl ihre Seele dem Herrn. Das Letzte, was sie noch sah, war ein Schiff und ein Wasser.

Es war die Themse.

(Fortsetzung folgt.)

Rossini.

1846. 1863.

Vom Verfasser der „Spiegelbilder der Erinnerung".

Im Jahre 1846, zu Ende des Hochsommers, vielleicht schon zu Beginn des Herbstes — denn es gab bereits Trauben — war ich von Padua über Ferrara nach der uralten, weltberühmten Welfenstadt gekommen, nachdem ich den Winter und das Frühjahr vorher in Rom und Neapel verlebt. Mitten in den Genüssen meines Aufenthalts in Italien ahnte ich nicht, daß daheim mein armer Vater im Sterben lag, gerade als ich hinging, seinen Freund, den Schwan von Pesaro, aufzusuchen.

Also ich war nach Bologna gegangen und hatte mich schon einen ganzen Tag lang unter den Steinarkaden, in den Kirchen, auf der Bibliothek und in der Universität umhergetrieben, um ja Nichts von den kostbaren Sehenswürdigkeiten mir entgehen zu lassen, ohne den Muth zu finden, auch bei Rossini vorzusprechen und den Brief meines Vaters abzugeben. Ich war Tags vorher schon im Palazzo Zampieri gewesen, der ja, in der Strada Maggiore, knapp neben der „Casa Rossini" liegt, und hatte bereits die, übrigens nicht absonderliche, Muschel „conchiglia" betrachtet, welche schon seit 1825 die „Perle der Melodie", wie die bologneser Enthusiasten sagten, einschloß.

Die Jahreszeit war eine sehr heiße, und bekanntlich ist es in Bologna noch heißer, als in den anderen Städten Mittelitaliens. Ich hatte daher vorweg wenig Hoffnung, den Gran Maestro in der Stadt zu finden, da man mir im Café La Bachetta sagte, er werde bereits seine Villegiatura in Imola bezogen haben. In Bologna konnte man damals mit jedem Facchin sprechen und sicher sein, daß er den „divino" kenne.

Der drückenden Schwüle wegen stand ich andern Morgens schon vor fünf Uhr auf, da ich Mittags nach Rimini wollte, und verbrachte einen herrlichen Frühmorgen im Park „Montagnola". Etwa gegen Sechs oder später fiel es mir bei, es wäre doch gut anzufragen, zu welcher Stunde Rossini empfängt und ob er überhaupt in der Stadt sei? Ich ging also bis auf den Mercato di Mezzo, und als ich in der Maggiore um die Ecke des Palazzo Zampieri bog, wo auf dem kleinen Platze der Chiesa San Giacomo die Casa Rossini frei für sich stand, war ich nicht wenig erstaunt, schon zu so früher Morgenstunde vor dem Portal einen der in Italien so bekannten offenen Muschelwagen zu finden, ausgeschlagen mit längst schäbig gewordenem, vergilbten und verschließenen rothen Sammet, davor ein Maulthier gespannt und einen kleinen schwarzen Bu[illegible]chen mit nackten Beinen nicht sowol auf einem Kutschbock, als auf einem Bret sitzend, das an die Deichsel angenagelt war, während

Digitized by Google

ſich die Lehne der Muſchel halb brandig vergoldet zeigte. Vor dem beabſichtigten Beſuche hatte ich mich zumeiſt wegen des erſchrecklichen, mir völlig unverſtändlichen bologneſer Dialectes gefürchtet; denn wenn etwa Roſſini nur dieſen — wie Uhland den ſchwäbiſchen — ſprach, ſo war, trotz meines Fleißes in der Lingua della Crusca, mein Beſuch ein völlig zweckloſer, nur läſtiger, da wir uns dann jedenfalls nicht einmal verſtändigen konnten. Ich ſtand alſo daher ſchon am Wagen und wußte noch immer nicht, ſollte ich, oder nicht, es wagen, den ſchwarzen Geſellen auf dem Bock um Auskunft zu fragen, als unverſehens die Thür des Hauſes aufging und ein großer corpulenter Mann in Begleitung dreier weißgekleideter Küchenjungen vor mir ſtand. Es war unzweifelhaft Roſſini, ich hatte ja ſchon genug ſeiner Bildniſſe geſehen.

Geboren 1792, war Roſſini damals erſt 54 Jahre alt. Er trug einen breiten, feinen, weißen, florentiner Strohhut, Hoſe und Weſte, ſowie jenen bekannten ſchlafrockartigen Frack der Italiener, alles das aus gelbem Nanking, ſehr ſtark ausgeſchnittene Tanzſchuhe und ſehr feine, weiße Strümpfe, dabei aber einen dicken Regenſchirm aus kirſchrothem Kattun, die landesübliche „Ombrella“; und der große, ziemlich embonpointirte, in allen Formen runde und elaſtiſch bewegliche Mann mit dem breiten römiſchen Imperatorengeſicht, das aber hell funkelte von Behagen und ſchalkhaftem Wohlwollen, und blitzte vom Blick der großen ſchwarzen, luſtigen Augen — er war das einnehmendſte Prototyp des behaglichen, gut lebenden Bologners, das ja den Beinamen „la grassa“ führt.

Beim Austritt, noch mitten drin in einem wahren Gequirl lebhafteſten, mir unverſtändlichen Geplauders mit ſeinen Küchenjungen, die ihrerſeits auch Alle zugleich ſprachen und noch leidenſchaftlicher geſtikulirten, erſah mich Roſſini kaum auf der Schwelle ſeines Hauſes, wie ich ſchüchtern daſtand mit dem Brief in der Hand, als er ohne allen Uebergang mich gleich lebhaft und freundlich, in ſehr fließendem, aber weichen Franzöſiſch anſprach, ſofort den Fremden in mir erkennend. Kaum hatte er den Brief meines Vaters geleſen und einige Male „O mio carissimo Antonio!“ ausgerufen, als er mich förmlich umhalſte, dann unter den Arm nahm und dem Wagen zuführte, indem er franzöſiſch ſagte: „Kommen Sie mit, junger Mann, Sohn meines alten Freundes; es iſt eben meine erquicklichſte Stunde, in der ich auf die „Piazza verde“ fahre, die Einkäufe für die Küche zu machen. Wir wollen dort frühſtücken und plaudern von Wien, wo ich 1822 ſo ſelige Tage mit Ihrem Vater verlebte; da waren Sie ja wol noch nicht auf der Welt?“

„Bereits ja“, erwiederte ich, „aber erſt zwei Jahre alt. Jedoch in unſerm Hauſe wird ſo viel von Ihnen, von Barbaja, von David, Lablache, Rozari, Rubini und Tamburini, ſowie von der Colbran, der Fodor, der Sontag und der Ungher geſprochen, Vater und Mutter haben nur dieſe einzige Erinnerung an jene „göttliche Staggione“, daß Sie mich in alle Geheimniſſe derſelben eingeweiht finden werden.“

„Ah, ah, was ich hören muß, ein ſo junger Menſch und ſolches Gedächtniß von Perſonen, die er ſelbſt nicht ſah!“

„Nun, im guten Gedächtniß sind Sie, der Meister der Meister, ja erst recht Großmeister, wenn Sie sich nach dreiundzwanzig Jahren sogar noch und sogleich meines Vaters erinnerten, bei bloßer Nennung seines Namens!“

„Ach! ich habe Wien sehr gern und dort fand ich nichts als gute Menschen, die ich nie vergesse. Besonders ohne Neid, nicht wie die Italiener! Wissen Sie, daß ich noch den großen Beethoven persönlich kennen lernte? Aber leider konnte ich mich mit ihm nicht verständigen, denn erstens war er taub und zweitens verstand er nicht italienisch. Dagegen der liebenswürdige, feine Fürst Metternich, der mir noch jetzt zuweilen schreibt! Und lebt noch Carlo Czerny? Salieri lebt ja auch noch? Wie muß der alt sein!“

All' dies Einleitungsgespräch kann ich nicht entfernt so rasch niederschreiben, als es mündlich hervorsprudelte, und dabei rollte der Muschelwagen auf dem breiten, schönen Steinpflaster wie auf einer Eisenbahn dahin. Uns zu Füßen stand ein großer leerer Korb, den die Küchenjungen uns in den Wagen geschoben, als er abfuhr; und auf dem ganzen Wege grüßte Rossini beständig mit der Linken und mit der Rechten nach allen Seiten, während er eifrig mit mir sprach. Denn was nur irgend vorüberging, brüllte uns sein „Giorno, Maestro!“ zu. Endlich waren wir auf dem weltberühmten Gemüsemarkt von Bologna, der in der That Alles übertrifft, was man in diesem Genre in Neapel, Paris, London oder Wien sehen kann. Meine Feder erlahmt bei dem bloßen Gedanken dieses an Grün, Blumen und Figuren so überreiche Tableau auch nur annähernd und jetzt nach so viel Jahren zu schildern! Kennen Sie zufällig des genialsten italienischen Zeichners, des Bartolomeo Pinelli's, unvergleichliche und humorreiche Skizzen des Volkslebens von Neapel, zu Bernari's poemata gio coso: „Il Meo Patacca“, Ausgabe von 1823? Freund Hermann Kestner in Hannover hat sogar einige der Originalzeichnungen. Nur solch' ein genialer Croquist könnte etwa auch die Scene auf dem Gemüsemarkt von Bologna „la grassa“ plastisch schildern!

Unser Carricolo hielt vor dem Markt, gleich waren zahlreiche Facchini zur Hand, den Maestro zu begrüßen und den Mulo zu halten. Ihnen wurde ganz vertrauungsvoll die schäbig prächtige Equipage zur Obhut überlassen, während Rossini mich unter den Arm faßte, dagegen der schwarze Bursche mit den nackten Beinen den leeren Korb ergriff und uns folgte, als wir uns kühn in das unsägliche Gewühl hineinwagten. All' die Gemüsehändlerinnen, die Fischweiber, die Hühnerverkäufer u. s. w., sie Alle riefen Rossini Begrüßungen zu und Einladungen, bei ihnen zu kaufen, und für Alle hatte er Kußhändchen und mir unverständliche Witzworte. Und was da umhergekostet, gerochen, geprüft und getastet wurde, mit dem Finger in jeden Rahmlöffel, oder in die Senftönnchen mit Tutti frutti! Auch ein Tropfen süßen Oels wurde wol von der äußern Handfläche abgeschlürft. Manchmal gab's aber auch, wie es mir schien, einige grobe Antworten. Und dabei, wie

Digitized by Google

wurde gefeilſcht! Bekanntlich iſt das eine allgemeine Paſſion der Italiener, perſönlich zu Markt zu gehen, ſtatt Köche oder Mägde zu ſchicken oder gar, ſolche Aufgabe der Hausfrau zu überlaſſen. Es iſt dies der Gipfel der Gourmêterie! Und während all' dieſer Geſchäftigkeit, die Roſſini wie einen Cultus betrieb, dazwiſchen auch ganz ungenirt und laut Arienanfänge trällernd — denn er hatte ja von jeher eine herrliche Stimme und ein ſtaunenswerth muſikaliſches Gedächtniß — ſprach er mit mir immer fort Franzöſiſch. Als ich aber zufälligerweiſe ſo im Geſpräch ſeines Landsmannes, des 1776 in Bologna geborenen Cardinals Mezzofanti, des großen Sprachkünſtlers, erwähnte, dem ich in Rom war vorgeſtellt worden, erfaßte mich Roſſini mit beiden Händen vorn am Rock, zerrte mich zu einem ungeheuren Obſthaufen und rief: „Ach, erzählen Sie doch von dieſem Pfingſtkönig mit ſeinen zweiundvierzig Zungen; wir wollen hier Frühſtück halten!“ Und er griff, wieder mit beiden Händen, in einen Haufen jener herrlichen goldgelben Weintrauben der Umgegend Bolognas, der „Uva paradisa“, und indem die „Contadina“ bereitwilligſt einen großen Bogen blaues Papier unterbreitete, füllte der Maeſtro dieſen ſo voll mit Trauben, Pfirſichen, Pflaumen, friſchen, honigna ſſen Feigen u. d. m., daß zwei Familien davon hätten ſatt werden können. Und während ich von dem großen Polyglotten erzählte, der aber weniger Philolog, ſondern eigentlich Papagei war, da er die meiſten der Sprachen, wunderbar von Ohr und Zunge, theils durch die Schüler der Propaganda, wie durch die allen Nationalitäten angehörenden Soldaten der öſterreichiſchen Garniſon von Ancona autotidactiſch faſt nur ſprechen gelernt hatte, aber mit überraſchend richtigem Accent, und in noch überraſchenderer Geläufigkeit — aß Roſſini, aufmerkſamſt zuhörend, als wäre er eben aus dem Hungerthurm entlaſſen worden, gab auch höchſt gutmüthig ganze Hände voll dem ſchwarzen Kerl; und mir ſteckte er die Trauben faſt in den Mund.

Das war das erſte Mal, daß ich mit Roſſini gefrühſtückt, 1846.

Ich ſollte durchaus bleiben und Abends ſechs Uhr bei ihm ſpeiſen. Da ich aber in Rimini von einem Gefährten erwartet wurde, ſo bat ich mir die Gnade bei der Rückkehr nach einigen Wochen aus, freilich nicht ahnend, daß ich Bologna nicht wieder ſehen ſollte. Unterdeß war übrigens ſchon ein halb Dutzend anderer Bologneſen an den gefeierten Maeſtro herangetreten und verwickelten ihn in ein Charivari von mir unverſtändlicher Plauderei. So nahm ich denn gegen acht Uhr des Morgens Abſchied von Meſſer Gioachimo, nochmals von ihm umarmt, mit herzlichſten Grüßen an „mio carissimo amico Antonio“, was meinem armen Vater galt, und beſtändigem „A rivederci! A rivederci presto!“

Gleich von Ancona aus wollte ich all' Das nach Hauſe ſchreiben. Aber in Ancona — fand ich den ſchwarzgeſiegelten Brief meiner theuren Mutter, der Witwe. Der arme Vater ſollte nicht mehr die Grüße aus Bologna hören.

Jedoch, es ſchien der Segen Roſſini's inſofern auf mir zu ruhen,

daß ich merkwürdigerweiſe ſeit jenem Beſuch ſelber all' ſeine einſtigen Collegen noch perſönlich kennen lernte, welche ich ihm von ſeinem wiener Aufenthalt her, den Traditionen meines Vaters nach, aufgezählt hatte. Roſſini's erſte Frau freilich, die Colbrand, konnte ich ſo wenig mehr kennen lernen, als die Fodor, David oder Rozari, welche Alle damals ſchon geſtorben waren. Aber Rubini, den Siebziger, hörte ich noch 1850 in Frankfurt am Main und ſtaunte; 1851 kam ich in Paris in den Salon der Gräfin Roſſi, der einſtigen Diva, Henriette Sontag, und hörte ſie ſo ſchon Jahre vorher, bevor ſie die Welt durch ihren neuen, letzten Triumphzug blendete, der leider in Rio Janeiro ſo traurig und raſch endete. Mit Karoline Ungher und ihrem geiſtreichen Mann, dem Tellüberſetzer François Sabatier, traf ich 1859 in München zuſammen; und 1861 endlich ſang uns Tamburini in Genf mit wunderbarem Elan noch ſein „Figaro hi, Figaro ha!" Mit dem dicken göttlichen Lablache aber, den ich zuerſt 1847 in Paris als Leporello hörte, war ich lange noch in Paris und London zuſammen, bis dieſer feinſte aller Lebekünſtler, um in einem Paradieſe zu ſterben, zuletzt noch nach Neapel zurückgegangen war.

Und ſiebzehn Jahre darnach ſollte ich denn auch noch einmal bei Roſſini frühſtücken!

Es war im Jahre 1863, ich wohnte im Grand Hôtel und dejeunirte gewöhnlich in dem kleinen Café, in der ſogenannten „cour d'honneur". Plötzlich fiel mir, vom vierten Stock herab, die Schale einer Apfelſine auf den Kopf und eine Stimme rief meinen Namen. Ich konnte auf dieſe Höhe empor den Muthwilligen nicht erkennen, winkte daher blos, er möge herab kommen. Er kam bald. Und wer war's? Mon cher ami, Alfred Jaëll, der Herkules des Pianoforte, der Gott der Tapoteurs und Tapoteuſen, der ewig junge alte Freund!

„Alſo wir ſind einander unvermeidlich? In Wien, in Weimar, in Genf, in Brüſſel, immer treffen ſich der Lange und der Dicke?"

„Ja, auf's Jahr reiſ' ich nach China und da kommen Sie gewiß auch als Mandarin zum Vorſchein!"

„Na, und wo geht's denn heute ſchon ſo früh hin im habit habillé?"

„Zu Roſſini, der ſteht früh auf!"

„Ach, ſagen Sie dem göttlichen Alten, auch ich möcht' ihn beſuchen; doch fürcht' ich mich, wie einſt in Bologna, vor dem Schwarm, der unzweifelhaft um ihn ſein wird."

„Ach nein; hier ſieht er ſehr wenig Leute um ſich, giebt nicht wieder einmal Madame Olympia eine große Soirée."

„Wer iſt ſie?"

„Nun Olympia Pélissier, die franzöſiſche Sängerin, ſeine jetzige Frau." Ich glaube übrigens, Roſſini empfängt Sie; kommen Sie nur, wenn er einen guten Morgen hat."

„So fragen Sie ihn, ob der Sohn eines alten Freundes nach ſiebzehn Jahren wieder einmal zwei Minuten mit ihm plaudern dürfe?"

Digitized by Google

Abends ſagte mir Jaëll, daß Roſſini mich ſchon für morgen früh zum Frühſtück noch vor neun Uhr erwarte.

Andern Morgens, wenige Minuten vor neun Uhr, ging ich denn zur „Audienz“.

Sie kennen das Café Bignon, rechts an der Ecke des Boulevard des Italiens und der Rue de la Chauſſée d'Antin. Nun dieſes Hauſes erſten Stock bewohnte Roſſini ſeit Jahren, ſeit er nur noch des Sommers ſeine Villa in Paſſy bewohnt. Denn denken Sie ſich, jene Bonshommes und Prud'hommes, ſtolz darauf, den gefeierten Italiener zum Mitbürger zu haben, zugleich bedacht, daß ihrem Orte dieſer Magnet für immer verbleibe, um brav Fremde anzuziehen, ſchickten eine Deputation zu dem ſo lebensluſtigen Romagnolen, ihn bittend, wenn er einſt ſtürbe, ſich ja in ihrer Gemeinde begraben zu laſſen, ſie wollten das ganze Monument bezahlen!

Seitdem iſt er nur noch ungern nach Paſſy gegangen. In Paris war ihm wohl; jedes Kind auf der Straße kannte ihn und die Napoleoniden ſchienen ihn direct zum Inventar der Schätze ihrer Dynaſtie zu zählen. Prinzeß Mathilde brachte ſogar das Opfer, Frau Roſſini mit lächelnder Miene zu beſuchen, um mit dem unſterblichen Maeſtro plaudern zu können. Irgendwo im Theater oder in einem Concert hörte der Kaiſer, daß auch Roſſini anweſend ſei. Er ſchickte ſofort nach ihm und als der Kammerherr allein zurückkam, da ſich der Maeſtro entſchuldigte, unmöglich im Ueberrock ſich vorſtellen zu können, ſchickte der Kaiſer ſofort nochmals, den alten Herrn bitten laſſend, zu kommen, wie er gehe und ſtehe. Endlich kam Roſſini und fand kein Ende, ſich ob des Coſtüms zu entſchuldigen. Napoleon III., der, wenn er will, bezaubernd liebenswürdig blicken kann, ſagte mit dem ihm eigenthümlichen phlegmatiſchen, deshalb in jeder Silbe klaren Ton: „Aber, theurer Maeſtro! zu was der vielen Worte? Unter Souverains exiſtirt keine Etikette!“ — — —

Auf mein Schellen öffnete eine Magd, die mich nicht erſt ſpähend frug, was ich ſuche, ſondern im langen Vorſalon auf die obere Thür links verwies. Alſo man erwartete mich ſchon. Dieſer Vorſalon hatte zwei Fenſter nach dem Boulevard, war im Rococoſtyl, aber nicht überladen, decorirt, und die wenigen Möbel und Lüſtres in grauen Ueberzügen. Rechts die obere Thür ſtand etwas offen und gewährte den Einblick in einen großen Salon, offenbar das Eckzimmer des Boulevards und der Chauſſée d'Antin, in welchem Madame Roſſini ihre Gäſte empfängt.

Ich klopfte alſo an der oberen Thür links, jenem Salon gegenüber. Ein lautes „Entrate!“ Ich mache die Flügelthür auf, und vor mir ſitzt Roſſini, in ſeinem Schlafzimmer, vor einem langen, ovalen Tiſch, der mitten in der Stube ſteht und in deſſen Mitte zahlreich Notenpapier ſo aufgehäuft liegt, wie Acten in Gerichtsſtuben. Roſſini reicht mir ſofort die Rechte über den Tiſch herüber und ſpricht ſo fließend fort, als hätten wir uns erſt geſtern in Bologna zuletzt geſehen. Er erinnert ſich vollkommen meines vorübergehenden Beſuchs von damals, und als ich

ihm vom seligen Vater erzähle, war er wiederholt mit seinem „Povero Antonio!“ zur Hand.

Rossini hatte sich typisch in den siebzehn Jahren fast gar nicht verändert, wol aber war er in seinem Erscheinen bei sonst völlig gesundem, frischen Aussehen bedeutend älter geworden. Zumeist fiel mir die schlecht gehaltene Perrücke auf und der völlig eingezogene zahnlose Mund. Aber wie rund noch und festen Fleisches das ganze Gesicht, wie schwer, fast fett der Unterkiefer, wie glanzvoll und ewig behaglich die Augen, und überhaupt wie lebendig, wohlwollend, schalkhaft die ganze Physiognomie! Rossini schnupfte schon seit Jahren nicht mehr, er rauchte dafür, und zwar feine Havannah. Darein konnte ich mich nicht gleich finden, in Erinnerung an früher.

Der größte Meister des Jahrhunderts saß vor mir im Schlafrock und hielt die Feder in der Hand, mit der andern das Notenpapier zurückschiebend, als hätte er eben geschrieben. Er plauderte indeß so gemüthlich fort wie ein rieselndes Bächlein, während ich auf dem Stuhl in der einen Fensternische Platz nahm, wo mich aber die grelle Morgensonne etwas genirte, die durch die nur halb geschlossenen Gardinen sich in die Stube stahl. Rossini sagte mir also, ich sollte mich mehr nach der Seite der Gardine setzen. Ich betrachtete mir unterdeß die Schlafstube, welche zwei Fenster nach dem Boulevard hatte. Sie ging tief hinein und rückwärts stand das große Bett, einem breiten Divan gleichend, und auch auf der Bettdecke lagen Stöße von Notenpapier, eine Geige und, wie ich zu sehen glaubte, eine Flöte. Die schmale, lange, hohe Stube war sehr einfach, fast ärmlich möblirt. Jenes Bett, der große ovale Tisch inmitten des Zimmers, ein paar altmodische Stühle, rechts ein Pianino und neben der Eingangsthür an der Wand ein zugedeckter Waschkasten oder etwas dergleichen, daneben ein niederes Bänkchen.

In diesem Moment brachte die Magd das Frühstück. Auf dem Kaffeebrett stand ein großes rundes Casserol von weißem Blech, eine dampfende Kaffeemaschine, ein niederer, breiter, irdener Topf mit leckerer, schneeiger Milch und dabei lagen etwa fünf bis sechs Wundbrödchen. All' das stellte das Mädchen auf den Waschkasten oder was es war und entfernte sich. Rossini, beständig fortsprechend, erhob sich, ging nach dem Waschkasten zu, mir den Rücken kehrend, ergriff das leere Casserol, das innen mit Porzellan gefüttert war, stellte es auf das niedere Bänkchen, prüfte dann den Kaffee in der Maschine, roch einige Male dazu, den Deckel lüftend, steckte den Finger in die Milch, sie kostend, goß dann Alles zusammen in die Casserole, warf Zucker dazu, und sehr incommod gebückt stehend, brockte er nun die Semmel klein in den Brei hinein, den er mit einem Eßlöffel beständig umrührte. Dabei sprach er aber fortwährend, ja wenn er etwas mit besonderm Nachdruck sagen wollte, kehrte er sich gegen mich und demonstrirte mit dem Löffel oder mit dem leeren Milchtopf. Mich lähmte geheimer Schreck bei dem Gedanken, von solchem Kaffee mitessen zu sollen. Aber ich sollte davor bewahrt bleiben. Nachdem der Alte mit dem Löffel den Brei gekostet hatte, kam er mit dem

ganzen Napf auf den alten Platz, den ovalen Tisch, zurück, schob einige Notenblätter bei Seite und, beständig fortredend, löffelte er die Olla Potrida von Milchkaffee, genug für sechs Mann, allein und sehr hungrig aus, ohne mich zur Theilnahme einzuladen.

„O, diese deutsche Musik!" bemerkte er dazwischen; „sie sagen, ich hätte keinen Sinn dafür. Im Gegentheil, Niemand bewundert mehr den göttlichen Mozart — denn den halte ich für das größte Genie Deutschlands, größer sogar als Beethoven — und ich habe ihn schon in meiner frühesten Jugend, im Liceo, gespielt, sogar Händel und Bach! Beethoven kannte ich persönlich! Nein, ich bin der größte Bewunderer der deutschen Musik!"

„Sie kannten auch Felix Mendelssohn persönlich?"

„Ja wohl, ich war einige Tage mit ihm zusammen in Frankfurt, im Sommer 1836. Welch' geistreicher Mensch und Musiker!"

„Schade, daß er so jung starb!"

„Und seine Anhänger ihn so lächerlich imitiren! Denken Sie, da kommt letzthin so ein genialer junger Deutscher zu mir, so Einer von den ganz Neuen, bringt mir seine Composition; auch wieder „Lieder ohne Worte", und quält mich um mein Urtheil. Ich sage ihm: Mein Lieber, das ist Alles recht schön, aber ich bin kein großer Freund von diesen Neuerungen. In unserer guten alten Zeit, da hatte man die Lieder stets mit Worten. Und das war ganz vernünftig. Denn sehen Sie, wenn man einmal zufällig keine Musik in solch' einer Composition findet, so bleiben Einem dann doch wenigstens die Worte. Bei Euch Neueren aber riskirt man, daß man Keines von Beiden findet! Nein, nein, mein Freund, schreiben Sie nur althergebracht Lieder mit Worten!"

Und Rossini lachte selbst hellauf über diese gewiß schon hundert Mal erzählte kleine Bosheit.

Als ich das Gespräch auf Adeline Patti gebracht, die ich gerade Tags vorher gehört, schmunzelte er wieder schalkhaft:

„Ach, dieser liebe, süße, kleine Engel! Welch' ein holdes Geschöpf! Sie sang schon mehrmals bei mir im Salon, und ich sagte ihr neulich, als sie gar so lieb sang: „Ja, Kind, benutzen Sie sorgsam Ihre Jugend und Ihr Glück. Alle Welt ist von Ihnen entzückt; benutzen Sie das ja, machen Sie viel Geld, recht viel Geld, und seien Sie sparsam. Und nicht wahr, Adelina, Sie versprechen mir, wenn Sie einmal recht reich und geehrt sind . . . dann werden Sie auch ein Bischen was lernen?"

Jetzt lachte ich hell auf über diese epigrammatische Bosheit.

„Die Patti", sagte ich hierauf, „singt ja sehr viele Einlagen von Ihnen. So hat ihr ihr Schwager Strakosch, der ihr Herr und Meister ist, nun auch die Einlage der Rosine zurecht gemacht, die Sie einst für die Ungher geschrieben!"

„Ja, die kleine Patti singt meine Lieder entzückend, nur malheureusement un peu stracochonnisé, savez vous!"

Und so ging's fort, jegliche Antwort ein neues Bonmot, eine neue kleine Malice, und dazu Rossini selbst ewig schmunzelnd, auflachend,

Digitized by Google

lächelnd, geheim thuend, um die Pointe eines Witzes um so treffender zu machen, ewig beweglich, dazwischen trillernd, schnalzend, mit den dicken Fingern ein Schnippchen schlagend oder in majestätischem Dolce far niente sich in den Stuhl zurücklehnend. Weiß der Himmel, von was wir Alles noch sprachen, von Liszt, von Richard Wagner, von Thalberg, als des seligen Lablache Schwiegersohn; doch all' Das ging so rasch, aphoristisch, charpieartig zerzupft und mit Bonmots frisirt, daß ich nicht aus dem Lachen kam, aber von all' dem witzigen Funkensprühen nicht viel Einzelnes merkte ....

So endete mein zweites Frühstück bei Rossini.

Wie oft und bewegt denke ich jetzt, wo die Nachricht vom Tode des sechsundsiebzigjährigen Meisters die Zeitungen und die Welt erfüllen, an sein Schlafzimmer, wo ich jene lustige Morgenstunde verbrachte! Das Tableau steht deutlich und plastisch vor meinem Auge. Man möchte wol fragen, wenn man den Alten gekannt und gesehen, wie ich ihn gekannt und gesehen habe, warum mußte er so jung sterben? Espartero ist ja eben auch sechsundsiebzig Jahre alt und soll doch jetzt noch zum König von Spanien gewählt werden, nachdem Ferdinand von Portugal .... ach, gerade recht, daß Letzterer mir noch hier zum Schluß einfällt.

Einige Wochen nach der Frühstücksstunde bei Rossini saß ich des Morgens wieder im Hofraum des Grand Hôtel und hatte eben meine Chokolade genommen, als ich vor mir Rossini mit einem andern ältlichen Herrn stehen und lebhaft plaudern sah. Ich ging an Beiden vorüber und grüßte bescheiden, natürlich ohne Rossini anzusprechen. Kaum grüßte ich aber, so ergriff mich der Alte bei der Hand, mit dem andern Herrn weiter fortsprechend, und dann frug er mich dazwischen, wie's mir gehe, daneben wieder mit dem andern Fremden weiter und weiter plaudernd. Letzterer war englisch einfach angezogen, wol kaum über die Fünfzig, und hatte dichtes graues und krauses Kopfhaar. Ich wollte Rossini im Gespräch mit jenem Herrn nicht stören und empfahl mich. Einige Schritte weiter stieß ich auf Mr. Flagolet, den damaligen Administrateur des Grand Hôtel.

„Sagen Sie mir, wer ist der Herr, der dort mit Rossini spricht?"

„Das ist Nr. 87."

„Ja, wer ist denn aber diese Nummer 87? In Ihren Monstrehôtels geht's ja fast schon wie im Arbeitshause zu, wo jeder Mensch zu einer Nummer wird!"

„Bei so viel Fremden ist das nicht anders möglich, und bei dem beständigen Wechsel! Bitte, bemühen Sie sich in's Bureau, dort an der Nummerntafel stehen all' die Namen der Herren verzeichnet! Wer soll sie denn Alle kennen!"

Ich trat zur langen Tafel, suchte Nr. 87, erste Etage, und fand: „Ferdinand, roi de Portugal" ...

Digitized by Google

Yangen war — Feuer in Constantinopel!

Oft saß ich in den linden Nächten des April und Mai auf dem flachen Dache des Hôtel d'Angleterre zu Constantinopel, mein Auge an dem unvergleichlichen Panorama weidend, das vor diesem Punkte Pera's aufgerollt liegt. Märchenhaft wird dies Bild zur Zeit des Ramadhan, wo der Türke nach strengem Fasten über Tag die ersten Stunden der Nacht in friedlich heiterm Genusse verbringt, indem er sich vor seinen Kaffeehäusern an dem geliebten Tranke Arabiens und der Pfeife labt, der einfachen Musik, welche überall ertönt, sein Ohr leiht, und bei leisem, harmlosen Gespräch die phantastische Beleuchtung der Moscheen bewundert. Dann lagerte rings um jene Plattform das nächtliche Schweigen der erstorbenen Frankenstadt, nur das sanfte Rauschen von Bäumen flüsterte hier und da aus der Nähe friedlich ernste Strophen in das Ohr und das Auge erblickte zur Rechten die dichten Wipfel der Platanen und die schwarzen Säulen der Cypressenstämme auf dem Kirchhof der Mevlevi-Derwische. Unterhalb aber stieg das Gewirr der Dächer zum Meer hinab, wo sich in weitem Bogen das Türkenviertel von Galata am Strand ausdehnt. Die starre, dunkle Masse des Bosporus warf die Lichter in den Masten der Schiffe und des kleinasiatischen Ufers zurück; zur Rechten war das Meer von Marmora in nächtlicher Farbe, in weiten Bogen stiegen die schwarzen und gigantischen Linien von Stambul empor, jenseits des Goldenen Hornes, des prachtvollen, tief in das Land sich hereinstreckenden Hafens, und über dem Ganzen strahlten die wie mit leuchtenden Perlenschnüren umwundenen Minarets, zwischen denen es wie neue, unbekannte, prächtige Sternbilder glänzte, die mit den übrigen am Himmel zu schweben schienen; einfache, aber phantastisch wirkende Bilder, die viele Hunderte von Lampen darstellten, welche zwischen je zwei Minarets an langen, in der Nacht unerkennbaren Schnüren aufgehängt waren.

Einmal aber wurde mir der sanfte und doch hehre Einklang einer solchen Nacht schneidend gestört! Es zog plötzlich ein monotoner Ruf die leeren Straßen entlang, begleitet von dem Klang eines auf die Steine gestoßenen eisernen Gegenstandes. Bald war es nicht mehr zu bezweifeln, die türkischen Wächter ließen ihr „yangen war, yangen war!" ertönen, mit ihren eisenbeschlagenen, schweren Stöcken auf das Pflaster stoßend: „Feuer! Feuer! Feuer in Constantinopel!"

Als meine Augen im Kreise sich umblickten, sahen sie gegen die Mitte des Goldenen Hornes zu, jenseits des petit champ des morts — des kleinereen türkischen Begräbnißplatzes in Pera — den rothen, flackernden Schein zum Himmel fliegen. „Yangen war!" hallte es un-

Digitized by Google

unterbrochen durch die Straßen, und der Schein nahm sichtlich an Stärke und Ausdehnung zu; „yangen war!“ tönte es von allen Seiten und der Schein ward breiter und breiter.

Als ich auf die Straße hinaustrat, kam mir Dimitri, mein Dragoman, in vollem Lauf schon entgegen und ein paar hundert Schritte brachten uns auf das petit champ des morts, das einen großen Theil des nach dem Goldenen Horn abfallenden Perahügels bedeckt.

Kaum hatten wir die letzte Straßenecke umschritten, als ein Bild vor uns lag, dessen Scenerie, Großartigkeit und furchtbare Schönheit so überwältigend waren, daß das menschlich Bejammernswerthe fast vor dem ästhetisch Erhabenen verschwand.

Zunächst vor uns dehnte sich der malerisch wilde türkische Kirchhof mit seinen in allen möglichen Winkeln geneigten oder umgefallenen, aus dem Moose hervorragenden Grabdenkmälern und seinem Cypressenwald. Regellos standen die Stämme, bald dicht zusammengedrängt, bald einzeln und getrennt, hier freie Durchsichten, dort scheinbar zusammenhängende Massen bildend, bald die einzelnen scharfen Profile ihrer Laubthürme zeigend, bald diese zu breiten, dichten Mauern ineinander schiebend. Alles Das hob sich in harten, schwarzen Silhouetten von einem feurigen Hintergrund ab, während am Fuße des Hügels das Goldene Horn sichtbar ward, auf dessen im Feuerschein glänzenden Spiegel die großen, vor der Admiralität ankernden Kriegsschiffe lagen.

Das Feuer, welches vor unseren Augen mit Windeseile um sich griff, war im Fanar, dem Griechenviertel von Stambul, das den Raum außerhalb und längs der türkischen Stadtmauer bis zum Goldenen Horn einnimmt.

Schon mußten nach Dimitri's Schätzung weit über hundert Häuser in Brand stehen und noch immer dehnte sich die Feuergrenze nach beiden Seiten hin aus.

Bei uns würde Angesichts einer so entsetzlichen Feuersbrunst, wie diese war, fast jedes Geschäft ruhen, wenn es bei Tage einträte; sicher aber jedes Vergnügen unterbrochen sein, wenn es in so schauerlicher Furchtbarkeit die Nacht erfüllte. Hier, im Gegentheil, wurde von den nicht unmittelbar dabei Betheiligten ruhig in gewohnter Weise die Nacht zugebracht und von unten herauf, aus der Türkenstadt und den Kaffeehäusern klang ununterbrochen der dumpfe Schall von Tambourins und kleinen Pauken — es war gleich dem glänzenden Schlußtableau einer großen Oper. Man hätte an Nero denken können, zu dessen Füßen Rom brennt!

So ist es hier in Constantinopel bei jedem Feuer. Von irgend einer reglementirten Ordnung keine Rede. Die Pompiers — meistentheils aus Griechen bestehend — betreiben die ganze Angelegenheit, obwol sie ein festes Corps bilden, lediglich mit dilettantischer Ungezwungenheit und lassen sich ihre Hülfe noch dazu theuer bezahlen. Mein Dragoman sagte mir, daß neulich bei einem Feuer in Galata drunten ein dort ansässiger Jude, dessen Haus schon von den Flammen umzingelt

Digitized by Google

ward, erst 10,000 Piaster, d. h. gegen 700 Thaler Trinkgeld habe bezahlen müssen, bevor die Löschmannschaft Hand an die Spritze gelegt. Es würde lebensgefährlich sein, einer solchen mit lautem Geschrei zur Feuerstätte eilenden Löschcolonne in den Weg zu kommen; denn obwol alles Löschmaterial nicht wie bei uns von Pferden gezogen, sondern wegen der überaus schlechten Straßen immer auf den Schultern von Menschen in starkem Lauf getragen wird, so würde dennoch Jeder, welcher, des lauten Rufes nicht achtend, der in compacter Masse dahinstürmenden wilden Jagd zufällig in den Weg käme, rettungs- und erbarmungslos unter die Füße getreten werden.

Die Feuersbrunst war unterdessen an Ausdehnung immer nur gewachsen, es schien, als ob die verlorernde Stadt Himmel und Meer mit entzündet hätte: Feuer überall, über und unter dem eigentlichen Heerd der Flammen. Alles, was noch nicht brannte, trug doch bereits die Farbe des Feuers und es schien, als ob das grause Element selbst die entferntesten Gegenstände: die amphitheatralisch emporsteigenden Massen des eigentlichen Stambul mit seinen Moscheen, sowie die Flotten der Schiffe, die breiten Gebäude der Admiralität und der Marinekaserne am diesseitigen Ufer mit den Spitzen seiner Flügel berührt und ihnen seine feurigen Male bereits aufgedrückt habe.

Brennt es in einem gewöhnlichen Türkenviertel, so hat ein selbst sehr großes Feuer wenig, mindestens weniger zu sagen, als in jedem Frankenviertel. Die Häuser der ausschließlich von Moslems bewohnten Quartiere sind nur wirkliche Wohnhäuser; Handel und Wandel ist aus ihnen zumeist verbannt, mit Ausnahme der für das gewöhnliche Tagesbedürfniß nothwendigen Gegenstände concentrirt sich das wirkliche Geschäft lediglich in den Bazars, wo sich allein die kostbaren Waarenlager befinden. Die Häuser selber aber sind von Holz und durchschnittlich überaus einfach und ohne Luxus gebaut. Scheint es nun gleich auf den ersten Blick, als ob diese Bauweise, eben der großen Feuergefährlichkeit wegen, eine sehr unzweckmäßige sei, so sprechen doch andere praktische Gründe wieder so vortheilhaft gerade für diese Holzbauten, daß selbst in den Frankenvierteln diese Constructionsweise bei alten, eingewohnten Peroten sehr beliebt ist. Erstens nämlich widerstehen diese Holzhäuser den häufig genug auf beiden Seiten des Bosporus vorkommenden Erderschütterungen bei Weitem besser als große, schwere Steinhäuser, weil sie den Schwankungen des beweglich gewordenen Bodens sich hartnäckiger und haftsamer anschmiegen, als jene spröden, unbeweglichen Massen, sich gleichsam in ihrem innern Gefüge biegen und ziehen wie Gummi. Dann aber sind die Herstellungskosten eines hölzernen Hauses auch selbstverständlich bei Weitem geringer als die eines steinernen, die Miethpreise aber überaus hoch. Steht nun ein solches hölzernes Haus drei Jahre, so sind seine Erbauungskosten durch den gewonnenen oder zu berechnenden Miethzins vollständig gedeckt; hat das Feuer es zehn bis fünfzehn Jahre hindurch verschont, so ist dem Eigenthümer ein ordentliches Feuer schon nicht mehr unerwünscht, denn allgemach fängt es an,

Digitized by Google

baufällig zu werden; stürzt es ihm aber vor Altersschwäche zusammen, welche hier früher als anderswo eintritt, so muß er es von Eseln davontragen lassen, um ein neues zu bauen, was ihm ebenso theuer zu stehen kommt als der ganze Neubau, während ihm ein willkommenes Feuer Beides, sowol die Sorge als die Ausgabe, abnimmt. Ein türkischer Haushalt ist bald weggebracht: das werthvollste Besitzthum ist etwa ein Brillantring, den die Frau am Finger, oder eine Brillantagraffe, die ein Kind am Feß trägt, die Matratze, auf der man schläft, die Kleidungsstücke, welche man an hat, die Kaffeemühle, zwei Tassen und vielleicht ein Spiegel werden unter den Arm genommen, und der Auszug ist bewerkstelligt. Von dem brennenden Hause läßt der Eigenthümer noch geschwind Thüren und Fenster ausheben, um sie im neuen Hause, das sich nach diesen richten muß und gewissermaßen um diese herumgebaut wird, zu verwerthen, und alles Uebrige wird den Feuerhaken der Löschenden und dem Feuer selber überlassen.

Zwei Tage nach dem Brande besuchte ich die Brandstätte. Fünfhundert Häuser waren zerstört. Aber mitten in der trübseligen Verwüstung, die dort herrschte, sah man bereits wieder Bilder heiterster Lust.

Denn ein Hauptvergnügen, ein wahres Fest, war in vollem Gange auf der Brandstätte: das Niederreißen der unzähligen, wie Minarets in die Luft starrenden Schornsteine, welche allein noch aufrecht stehen geblieben waren.

Dieser Act des Niederreißens ist für alle Anwesenden, für die Mitwirkenden sowol als für das Publicum „le bouquet" des Tages. Von allen Seiten tönte gellendes Hurrahgeschrei, in das sich das schollernde Krachen des zusammenbrechenden Mauerwerks mischte. Mit diesem Nachspiel schließt dann aber auch jede regelrechte Feuersbrunst in Constantinopel.

Um diese aus Steinen, Kalk oder Lehm aufgeführten Schlote werden Stricke gelegt und mit Haken und Stangen so hoch hinaufgeschoben als möglich. Nun spannen sich so viel Hände an diese Taue, als gerade von anderen Schornsteinen abkommen können; auf Commando wird angezogen, es giebt einen Ruck, daß die mannigfachen Knotenenden der zusammengestoppelten Taue auffliegen, aber der Schornstein wankt nicht, von Neuem ein Commando, ein neuer Ruck, noch einer, noch zehn, endlich bewegt sich der hohe, verbrannte, drohende Thurm, der Jubel des Erfolges bricht aus jeder Brust, die Anstrengung und der Eifer verdoppeln sich, noch ein kräftiger Ruck und — der Schornstein steht zwar immer noch, aber der Strick ist gerissen, und Groß und Klein, die sich daran gespannt hatten, liegen heulend vor Vergnügen in Schutt, Asche, Wasser und Schmutz. Da es mit dem Strick nicht ging, wird eine andere Methode angewandt: man sucht den Schlot zu unterminiren, damit er in sich selbst zusammenstürze, man schießt Bresche hinein, und an Wurfgeschoß ist ja kein Mangel. Alles ergreift Steine, Ziegel, kleine und große, und nun beginnt aus nah und fern ein Scheibenschießen gegen die schwächste Seite des Schornsteins. Erst fliegt nur der Kalk oder die

andere Verputzung ab, zwanzig Procent der Steine verfehlen ihr Ziel und treffen dahinterstehende, in ähnlicher Arbeit begriffene Haufen, doch was schadet es? Der Thurm muß stürzen und er stürzt zuletzt. Mit funkelndem Auge und unter nunmehr wirklicher Lebensgefahr geht einer der „lockenumwallten" Griechen mit einem irgendwo im Schutt gefundenen schweren Eisen bewaffnet bis dicht an den Thurm hinan, unterwühlt ihn wie ein Sappeur und springt, von dem endlosen Hurrah der Menge begrüßt, unter der donnernd zusammenbrechenden Masse davon.

Kaum ist die letzte Asche aufgeräumt, so entsteht in dieser menschenwimmelnden Stadt, wo das Bedürfniß so rasch jedem Verlust auf dem Fuße folgt, ein neues Stadtviertel an Stelle des abgebrannten, fast eben so rasch, wie sich der Sand der Wüste mit den Zelten der Karawane deckt, die sich zu kurzer Rast auf ihrem Boden niederläßt.

Dr. H. Günther.

Büchertisch des Salon.

1) Regenbogen im Osten. — Die Krone des Orients. — Gaselen von Adolf Ebeling. — Aachen. 1868.

Wir stehen nicht an, diesen Gedichten warme Aufnahme und bleibende Wirkung in gebildeten Kreisen in Aussicht zu stellen — wol wissend, daß dies in unserer liedergesättigten, auf Erkenntniß, That, Besitz gestellten Zeit kein Geringes ist. Ebeling ist weit mehr als ein Aehrenleser auf dem Felde, wo Goethe, Rückert, Platen geerntet haben. Ihm ist die präcise, schwierige Form, die er wählt, wirklich „das geheime Weihgeschenk des Genius" geworden, und der begeisterte Dank an „die beglückte Paradiesesflur des Ostens", mit welchem er sein Büchlein einleitet, soll ihn nicht in den Verdacht bringen, daß er, wie so Manche, die nicht ungestraft unter Palmen gewandelt, unter fremd phantastischem Schmuck die eigene Armuth verberge. Seine „Krone", aus „Topas, Smaragd, Rubin, Perlen, Opal, Safir und Diamant" sinnig und prächtig zusammengesetzt, umfaßt im Preise der Dichtkunst, des Frühlings, des Weins, in innigem und wahren Ausdruck des unter Thränenperlen lächelnden Schmerzes, in gemüthlicher Deutung der bunt schillernden Blumenwelt, in Sprüchen der Weisheit und des Glaubens und in Liedern der diamantengleich allen Schmuck des Lebens überstrahlenden Liebe, die ganze Tonleiter lyrischen Seelenergusses. Es fehlen da nicht reinste, zum Herzen dringende Töne.

„O klage nicht! Du warst beglückt,
Was willst Du mehr?
Du hast der Blumen viel gepflückt,
Was willst Du mehr?
Du hast ein glückverheißend Aug'
Dir lächeln sehn,
Und eine theure Hand gedrückt.
Was willst Du mehr?
Der Frühlingsrose frühen Tod
Beklage nicht;
Sie hat die Flur belebt, geschmückt.
Was willst Du mehr?
Des Lenzes Blüthenparadies
Stirbt schnell dahin,
Und hat doch jedes Herz entzückt.
Was willst Du mehr? (Aus den „Perlen".)

Wie gern citirten wir weiter. Nur noch für ein Blumenliedchen bitten wir um Gehör:

„Es grüßt die Lotosblume
Kein Pilger am Wanderstab,
Doch blickt in lauen Nächten
Sanftlächelnd der Mond herab,

Digitized by Google

Dann lauschet sie der Schwäne
Holdseligem Sterbelied
Und schmückt in stiller Feier
Wehmüthig das Sängergrab.

Sind das nicht Heine'sche Klänge? Das Gasel ist eine sehr schwierige und sehr verführerische Form — verführend zum Tändeln mit Wort und Reim, zum Herabdrücken des Gedankens in die zweite Linie. National wird es nie bei uns werden, nie dem einfachen, sangbaren deutschen Liede, dieser angeborenen Form deutschen Gefühlsergusses, den Rang ablaufen. Wo es aber so leicht und so anmuthig gehandhabt wird wie hier (und wir haben nicht die besten, sondern nur ein Paar der kürzesten Nummern mittheilen dürfen), soll man mit dem Geschmack des Dichters nicht rechten, sondern sich dankbarst seiner Gabe erfreuen.*)

2) Lieder eines Patreyka. — Hamburg. Hermann Grüning. 1869.

Was ist ein „Patreyka"? K. Simrock, der vom Sänger in einem eben so schwung- und kunstvollen, als schwer verständlichen „Barritus" gefeierte Sagen- und Sprachkundige, weiß es nicht: so schämen auch wir uns unserer Unwissenheit nicht dem vielleicht slavischen Wort gegenüber. Es ist nicht die einzige Hieroglyphe in diesen seltsamen Gedichten, deren krause Anspielungen und runenhafte Orakelsprüche zu deuten nicht Jedermanns Sache sein wird. Und doch haben wir es keineswegs mit einem gewöhnlichen Spaßvogel zu thun. Dieser „Patreyka" ist weder auf den Mund, noch auf den Kopf gefallen. Er löst ihn ritterlich ein, seinen Wahlspruch: „Meine Zunge faule, wenn sie je am Nein verzagt." Wie eine tolle Windsbraut fährt sein Lied über den Flitterkram der Zeit hin, erbarmungslos fortwirbelnd oder doch hudelnd und zerzausend, was ihm in den Weg kommt. Es ist eine wahre Razzia. Nicht Freund, nicht Feind ist seiner Haut sicher und wer auf dieser Seite vielleicht schadenfroh zu dem Schicksal des Gegners lächelt, darf nur das Blatt umschlagen, um zu erfahren, wie dem Delinquenten zu Muthe war. Giebt es doch, wie wir S. 85 erfahren, gegenwärtig kaum ein Dutzend vernünftige Menschen in Deutschland. Da müssen die „Kämmerlinge der Königin Germania", die Aegidi, Benningsen, Braun, Treitzschke, Simson, Vincke, als „Calibans, Affen und Pudel" in Loves labours lost auftreten. Die „bairischen Schmollanten" in ihrer selbstzufriedenen Bierseligkeit werden in einer Lauge gewaschen mit dem hessischen Kurfürsten und „dem Welfischen Rülps". Die Jünger Adam

*) Der Dichter des oben angezeigten Werkes ist der lange in den Schleier der Anonymität gehüllte Verfasser der „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris", welche ein so großes und gerechtes Aufsehen gemacht haben und als deren Verfasser, da sie sich vorzugsweise in den exclusiven Schichten der pariser Gesellschaft, den Tuilerien, dem Faubourg St. Germain, zu Compiègne, im Lager von Châlons ꝛc., bewegten, man bald diesen, bald jenen „Eingeweihten" bezeichnete. Wir haben keinen Grund, aus der Identität desselben länger ein Geheimniß zu machen, da wir in der angenehmen Lage sind, unseren Lesern schon für das nächste Heft ein neues „Lebendes Bild aus dem modernen Paris" von dem genannten Herrn Verfasser anzukündigen, der uns überhaupt seine dauernde und regelmäßige Mitwirkung am „Salon" zugesichert hat. Die Redaction des „Salon".

Digitized by Google

Smith's werden verhöhnt mit ihrem Glauben an die seligmachende Concurrenz, die Lassalleaner bedauert um ihrer Führer willen.

„Ein rauchend Weib und ein verloffener Junker,
Das sind die wahren Führer dieser Schaar.
Zu Werbern um die Basileia taugen
Des Catilinaclubs Filister gar.
So wird verschustert in ein Lumpenbanner,
Was die Parole Jesu Christi war."

Sollten die Philosophen vor den Politikern und Volkswirthen Etwas voraus haben? Nun, die den „philosophischen Leisetretern", den „Schopenhauerianern", den „Spiritualisten", den „Materialisten" von unserm „Patreyka" um den Kopf geschlagenen Weihrauchfässer werden Jene nicht neidisch machen. Dann kommen „die Wohlgesinnten", die „Biedermänner", die Damen, die Knaben, endlich gar der König von Preußen an die Reihe, nebst seinem Minister,

„Der unsres Volkes würdige Tricolore
Verkehrt in blutumrahmte Leichentracht (!!)."

Immer grauslicher tönt die Posaune des Dichters, der „schöffenbar beim Weltgericht" erklärt. Und doch glauben wir nicht, daß sein Apell um Befreiung von dem Haß- und Verachtungs-Paragraphen ungehört bleiben wird. König Wilhelm wie sein Minister werden den Zorn des Poeten, selbst wenn er ein so wunderlicher ist, wie dieser „Patreyka", von der Rancune des Pasquillanten zu unterscheiden wissen.

3) Hohenfriedberg von C. F. Scherenberg. — Berlin. Franz Duncker. 1868.

Der Sänger von „Leuthen" und „Waterloo" hat durch dies neueste Bruchstück seiner Friedrichs-Epopöe einen schönen äußern Erfolg errungen, den jeder Wohlgesinnte ihm herzlich gönnen wird. Ob eine gleiche Anerkennung von Seiten des Publicums und der Kritik dem Gedicht entgegenkommen wird, scheint uns jedoch keineswegs ausgemacht. Nicht, daß wir die patriotische Wärme des Gedichts gering schätzten, oder unempfindlich wären gegen die malerische Anschaulichkeit der Schilderungen und den frischen, kräftigen Zug, der durch die Handlung geht. Aber Zweierlei, wenn wir aufrichtig sprechen sollen, hat uns den Genuß getrübt. Zunächst die Sprache. Achten wir doch in unserer formgewandten, geleckten, nivellirten Zeit jedes Streben nach Originalität, selbst um den Preis mancher Wunderlichkeit und mancher Härte. Aber Alles in seinen Grenzen. Und diese Grenzen scheinen uns hier überschritten, wenn Zieten seinen Husaren zuruft: „Keine Plempage", d. h. sie sollen nicht einhauen; wenn „von blauen Bravouren" die Rede ist; wenn „die Blauen, verzweifelnd durch Schlappperment, in's grüne Gras beißen"; wenn die Husaren „sich durch jedes Loch räuchern" und „wie fixe Luft abbrennen", d. h. fortsprengen; wenn man betauft beichtet; wenn Zieten sich am Schnauz dreht, um aus ihm den Zopf für die Chinesen zu drehen, d. h. um eine Kriegslist gegen die Oesterreicher zu ersinnen; wenn Oesterreich „dem blauen Leuen (!) Schritt-

Digitized by Google

vor Schritt die Glieder von seiner märkischen Sandwüste abschneidet (!!)" Die Citate fänden kein Ende. Geht das so weiter, so wird nach Vollendung des Friedrichs-Liedes wol ein Lexicon Scherenbergianum nöthig werden. Und dann noch Eins. Wer nach den beispiellosen Erfolgen von 1866 in preußischen Soldaten- und Officiers-Kreisen sich bewegt hat, wird es nie vergessen, welches glänzende Zeugniß unsere Braven sich durch ihre ruhige, bescheidene, echt männliche Haltung ausstellten. Die Verhöhnung des Feindes, die Witze gegen Benedek überließ man der berliner Jugend. Im Heere, vom amtlichen Tagesbericht bis zum vertrauten Soldatengespräch, war von Ueberhebung und übermüthigem Spott nicht die Rede. Es liegt das auch Gott sei Dank nicht im norddeutschen Charakter. Warum schlägt denn nun Scherenberg so oft, und nicht selten mit forcirtem Humor, diesen Ton an? Soll der Dichter beim Soldaten in die ästhetische Schule gehen, oder umgekehrt? Wir wissen schon, daß es im Grunde nicht böse gemeint ist und am Ende nur auf eine zu stark gegriffene Zuthat von „volksthümlichen Humor" herauskommt. Doch vermögen wir diese Art von Volksthümlichkeit eben nicht als die wahre anzuerkennen. Ein so bedeutendes Talent wie das Scherenberg's wird die Kritik nicht mißverstehen, wenn sie vor Freiheiten warnt, die leicht zu fehlerhafter Manier werden können.

4) Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller, von Heinrich Kurz. Vierter Band. Von Goethe's Tod bis auf die neueste Zeit. — Leipzig. 1868.

Es liegen die ersten sechs Lieferungen dieses Bandes vor uns. Der bekannten Anlage des Werkes entsprechend, giebt der Verfasser auch hier zunächst eine kurze, literarhistorische Uebersicht des zu behandelnden Zeitraums, um dann Biographien, Charakteristiken einzelner Schriftsteller und eine reiche Auswahl von Musterstücken folgen zu lassen. Die Poesie im engern Sinne macht den Anfang und in ihr wieder die Lyrik, als unsere nationalste und am reichsten vertretene Dichtungsform. Die literarhistorische Einleitung verfährt mit dem massenhaften Stoff ungefähr wie ein Forstmann, der sein Waldrevier die Länge und die Quere mit Schneußen durchzieht. Von mehrfachen Gesichtspunkten ausgehend zieht er durch seinen Dichterwald die ordnenden Wege. Eine kurze Darstellung unserer neuesten politischen Geschichte bildet sehr zweckmäßig die Grundlage des Ganzen. Sie sieht, vom demokratisch-großdeutschen Standpunkt aus, in den Ereignissen des Jahres 1866 den Untergang der deutschen Einheitshoffnungen, die endgiltige Zersplitterung des Vaterlandes. Wir dürfen kaum ausdrücklich sagen, daß wir unsrerseits, der bundestäglich-napoleonischen Landkarten-Poesie weniger zugänglich, Anderes und Besseres hoffen und sehen. Doch wollen wir dem Verfasser den ruhigen, leidenschaftslosen Ton und die übersichtliche Klarheit seiner Darstellung gern verdanken. Der dann folgende Ueberblick über die poetische Bewegung des Zeitraums verdient dasselbe Lob. An ihn schließt

Digitized by Google

sich eine dreifache Gruppirung der Dichter, nämlich nach ihren „engeren Vaterländern" (vom Elsaß, incl. bis nach Livland), nach dem Inhalt ihrer vorzüglichsten Werke (Politik, Religion, Philosophie, Liebe, Natur ꝛc.) und nach Lebensstellung und Geschlecht. Auch die Dialectdichter werden besonders aufgezählt. Daß es dabei ohne Willkürlichkeiten nicht abgehen kann, liegt auf der Hand. Die Literaturgeschichte weicht der Monographien-Sammlung: diese letztere aber liefert dem Literaturfreund ein kostbares, mit großem Fleiß und mit Sachkenntniß gesammeltes und gesichtetes Material. Auch die meist recht wohlgetroffenen Portraits bilden eine angenehme Zugabe. Sei das seiner Vollendung entgegen schreitende, höchst brauchbare und verdienstliche Werk allen Literaturfreunden bestens empfohlen!

5. Deutscher Dichterwald. Lyrische Anthologie von Georg Scherer. — Mit vielen Portraits und Illustrationen. — Vierte Auflage. Stuttgart. E. Hallberger.

Wir mögen es Scherer schon glauben, daß er Angesichts der zahllosen Anthologien nicht ohne Bedenken an die Veröffentlichung dieser vierten Auflage seines „Dichterwaldes" ging. Doch es ist gut und recht, daß er diese Bedenken überwand. Einer so massenhaften Production gegenüber, wie die der deutschen Lyrik es ist, sind Mustersammlungen nicht zu entbehren. Das subjective Ermessen hat in ihnen der Natur der Sache nach einen sehr weiten Spielraum und so ist es nur erwünscht, wenn sie sich ergänzen und controliren, verschiedenen Facetten vergleichbar, in welchen derselbe Strahl sich bricht. Scherer arbeitet im Wesentlichen nach dem Plane des oben angezeigten Werkes, nur daß er die literarhistorischen Zusätze auf ganz kurze, thatsächliche, dem Register beigegebene Angaben beschränkt. Aber seine Auswahl ist durchaus selbstständig und zeugt auf jeder Seite nicht nur von umfassender Kenntniß, sondern auch von feinem Verständniß. Die Ausstattung ist reich und geschmackvoll. Das Buch wird jedem Freunde deutscher Dichtung, namentlich aber der heranwachsenden Jugend, ein lieber Besitz sein.

6. Aus der Mappe eines Einsamen. — Mitgetheilt von C. A. Spät. Leipzig. 1868.

Was diese Mittheilungen uns so erquicklich und anregend macht, ist der schlichte, gesunde Ausdruck der Wahrheit, der aus jedem Zuge der schmucklosen, aber durchaus in klarer, durchgeistigter Form sich bewegenden Darstellung spricht. Daß überall Erlebtes und Geschehenes wenigstens zum Grunde liegt, möchten wir aus dem gänzlichen Mangel romangerechter Pointen schließen. Es geht den Helden und Heldinnen meist nicht so, wie sie oder wir es wünschten, sondern wie es die Gesetze des Lebens und der Gesellschaft, unbekümmert um unsere teleologischen Phantasieen, bedingen. — Die Effectscenen bleiben oft aus und die poetische Gerechtigkeit liegt in der Tiefe der Handlung, nicht auf der Oberfläche des greifbaren Erfolgs. Da wird z. B. ein junges, liebenswürdiges Mädchen durch den doctrinären Eigensinn einer „aufgeklärten" Mutter von ihrem kirchlich frommen Verlobten getrennt. Keiner von

Digitized by Google

beiden Theilen vergißt den Andern, aber es empört sich auch Keiner gegen das Gesetz der Gesellschaft und von Todtgrämen ist ebenso wenig die Rede: vielmehr gewährt treue Berufserfüllung und reine Hingabe an den Cultus des Schönen allmählich Aussöhnung mit Leben und Schicksal. — Unter dem verhängnißvollen Motto „Es geht nicht!“ wird uns ein anderes Menschenleben gezeigt, dessen Weg bis an's Ziel redlich erkämpfter Gemüthsruhe an einer ganzen Reihe lockendster und berechtigtster Glücksaussichten vorüber führt, bis der Tod, der heiter und muthig erwartete Tod dicht vor der endlichen, diesmal wirklich glücklichen Entscheidung sein letztes, verhängnißvolles „Es geht nicht!“ ruft. — Wir dürfen diese Bekenntnisse Lesern, die für gute Form empfänglich sind und mehr nach Klärung und Beruhigung als nach Aufregung trachten, mit gutem Gewissen empfehlen.

7. Die Gräfin. — Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig. Hirzel. 1868.

Ein recht gut und fesselnd dramatisirtes Stück deutscher Dynastengeschichte, dem Leser sehr zu empfehlen. Ob ein historisches Drama? Das scheint uns nicht so ganz sicher. Die scharf genug markirten Charaktere haben vor allen Dingen keine Geschichte im Stück. Ein paar Todesfälle abgerechnet, stehen die Dinge am Ende wie am Anfang, denn Niemand ist anderen Sinnes geworden. Uebrigens ist das Gedicht reich an spannenden Einzelheiten. Die Scenen sind vielfach geschickt angelegt und lebhaft durchgeführt, die Sprache, wenn nicht überall genugsam gefeilt, so doch kräftig und nicht ohne Schwung.

8. Hochgeboren. Roman von E. von Dinklage. 1 Bnd. Leipzig. Bernhard Schlicke. 1869.

Wem die Titelrolle der „Gräfin“ zu hart erschienen wäre, der würde durch diesen Roman eines Bessern belehrt werden. Die hoch-, nämlich auf einem Leuchtthurm, geborene friesische Heldin desselben, Rhea Hayo, giebt der friesischen Gräfin Thea im Drama an Festigkeit und Härte Nichts nach, und ist doch nur eine Matrosentochter. Es muß nicht gut sein, mit diesen unseren neuen, bedenklich respectablen Landsmänninnen zu scherzen! Rache ist ihre Religion, wo die Liebe aufhört, und oft noch früher. Auge um Auge, Zahn um Zahn! Ein wetterfestes, starkes, aber eigensüchtiges, unsympathisches Geschlecht, echte alt-nordgermanische Art. Bei alledem hat der Roman einen Vorzug vor dem Drama, nämlich seelisches Werden, Charaktergeschichte, wenn auch die episodische Form der wichtigsten Aufklärungen die Wirkung schwächt. Recht erfreulich ist die vernünftige und gesunde Behandlung der Standesverhältnisse, die übrigens in unserer neuern Belletristik sich Bahn zu brechen scheint. Aus der Devotion der echten Perrückenzeit schlug im vorigen Jahrhundert die Stimmung in einen krankhaft-sentimentalen „Bürgerstolz“ über, wenn sie sich nicht, in begünstigten Kreisen, zu einem künstlerischen Cultus vornehmer Lebensformen erhob. Die Vermittelung und Versöhnung der Standesunterschiede durch gemeinsames Recht- und Pflicht-Bewußtsein Aller konnte nur einem Zeitalter nationaler und politischer Erhebung gelingen. F. Kreißig.

Digitized by Google

Paris und die Mode.

Paris, Mitte Januar 1869.

Gare l'omelette! — Wintervergnügungen ohne Winter. — Wettrennen der Journalisten. — Ein neuer Humbug von Herrn Strakosch. — Séraphine, die Devote. — Die Mode in den Tuilerien.

Weihnachten und Sylvester sind glücklich vorüber und Neujahr tritt nach der Zeichnung des Carricaturmalers Herrn Gill in der Gestalt eines jungen Mädchens auf, das unter dem Arm einen mit Eiern gefüllten Korb und in der Hand eine Pfanne hält. Diese pikante Darstellung bedeutet: Gare l'omelette und erinnert an das Sprichwort: On ne fait pas d'omelette sans casser des oeufs. (Keine Omelette ohne zerschlagene Eier.)

Möchte Herr Gill in seiner Zeitung „l'Eclipse" ein schlechter Prophet sein! Doch wahr ist's leider, daß die Bewegung des jüngstverflossenen, so unangenehmen Jahres dem Prolog eines großen Dramas gleicht.

Wurden doch die Athener des Aristides überdrüssig! Ist's da ein Wunder, daß die Franzosen sich nach Abwechslung sehnen? Wird sie durch Krieg oder andere Ereignisse im Innern hervorgerufen werden? Das ist die Frage. Doch Jedermann sagt sich: Gare l'omelette!

Diese Besorgniß hindert jedoch die Pariser nicht, sich zu amüsiren; sie würden auf einem Vulcan tanzen! Theater, Café chantants, Bälle aller Art sind unumgänglich nothwendig, um ihren Winter zu vervollständigen. Auch haben sie all' Das in reichem Maße, nur ist der Winter allein beim Rendez-vous ausgeblieben: wir sind noch im Herbst, um nicht zu sagen, schon im Frühjahr, denn in den Gärten sprießt neues Laub und die Rasen bedecken sich mit frischem Grün. Auf den Boulevards sind die kleinen Tische vor den Cafés mit Besuchern überfüllt und Abends kreuzen sich die Masken in ihren Tricots auf dem Asphalt, als promenirten sie an dem Strande von Dieppe oder an den Ufern der Seine in Asnières. Die Maskenbälle der Oper und des Chatelet, in dem die Polka-gigue aus dem Zauberstück Theodorus und die Tarantelle, ein neapolitanischer Galopp, die Aristokratie der lustigen Tänzer anzieht, so wie die zweiten Ranges vom Valentino, dem Casino, dem Elysée Montmartre und noch andere dritten und vierten Ranges locken unzählige Zuschauer aus allen Classen der Gesellschaft an, die weniger hingehen des Vergnügens wegen, sondern um mit dem Abend Etwas anzufangen, wie sie Nachmittags in's Bois de Boulogne fahren. Bei ihnen ist es Routine geworden, diese öffentlichen Bälle zu besuchen; sie können ohne den tollen Lärm der Masken und die schmetternde Musik der Orchester nicht leben. Es bleibt dieselbe Ausgelassenheit, derselbe Nationaltanz, wie die leichten Tänzerinnen ihn nennen, die nach Berlin und London kommen, um den Cancan aufzuführen, nur die Melodie wird variirt. So hört man augenblicklich überall das Lied der Spritzen-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

NEUESTE PARISER MODEN

Ausschließlich für den Salon in Paris ausgeführt

Digitized by Google

männer von Nanterre singen und spielen, mit dem Refrain: „Zim la la, les beaux militaires, que ces pompiers là!“

Unterdeß überstürzen sich die Literaten mit neuen Zeitungen. Herr von Pène ist vom Gaulois abgegangen, um eine halb politische, halb komische Zeitung in's Leben zu rufen; Herr Malespine, von der Opinion nationale, veröffentlicht die Freie Presse; Herr Grenier, ehemaliger Redacteur der vom König von Hannover und der Stadt Frankfurt gegründeten Zeitung die Situation, hat schon lange seinen Feldzug gegen Preußen aufgegeben und aufgehört, Herrn von Bismarck anzugreifen, da er sieht, daß dieser noch immer fortlebt. Er giebt jetzt den „10. December“, ein bonapartistisches Organ, heraus. Herr Macon und William Reymond, Redacteure des Courier français, lassen den Courier de Paris erscheinen. Die Affaire der beiden Moniteurs und das Auftauchen von Herrn Wittersheim, der, nachdem er seinen Proceß gegen Herrn Dalloz verloren, sich beschieden hat, den Titel: Officielle Zeitung anzunehmen, ist bekannt.

Was Herrn Sainte Beuve, den Senator, betrifft, der von dem Moniteur zum Temps, das heißt von der officiellen Presse zu der der Opposition übergetreten ist, so hat das Ereigniß große Sensation erregt. Das ist eines der Eier für die Omelette. Herr Sainte Beuve, der sich an den alten Moniteur aus Ehrengründen gebunden glaubte, hatte sogar die wiederholten Bitten des Ministers Rouher, zu dem officiellen Blatte überzugehen, ausgeschlagen.

Auch bat ihn Herr Dalloz um einen Artikel für die erste Nummer des unabhängigen Moniteur. Der große Kritiker wählte als Stoff ein Buch von Herrn Paul Albert, das eine Sammlung Gedichte für junge Mädchen enthält, das aber die katholische Geistlichkeit schon getadelt hatte. „Ein Bischof“, sagte der große Kritiker, „hat darüber Geschrei erhoben, als ob es sich darum handelte, das Capitol zu retten.“

Herr Dalloz, entsetzt über diesen Vergleich, bat Herrn Sainte Beuve, den Satz zu ändern, da es schien, als ob der große Kritiker den Bischof mit einer Gans vergliche.

Herr Sainte Beuve willigte ein, statt dessen zu schreiben, daß der Bischof Adlergeschrei erhob.

Doch langweilte ihn diese Verfolgung. Er sah ein, daß der neue Moniteur ein clericales Blatt werden würde, brach mit ihm und bot seinen Artikel dem Temps an.

Bei den Theaterliebhabern rief die Abreise der gefeierten Patti große Betrübniß hervor. Doch kaum hat die angebetete Künstlerin unter stürmischem Beifall ihre Abschiedsvorstellung gegeben, kaum ist sie nach Petersburg abgereist, so führt Herr Strakosch ein neues Wunder mit so viel amerikanischem Humbug vor, daß es der jungen, sonst talentvollen Künstlerin mehr geschadet als genützt hat. Fräulein Minnie Hauk ist vergangenen Dienstag in der italienischen Oper in der Nachtwandlerin aufgetreten. Ihrem ersten Erscheinen ging eine sehr pikante Biographie voran.

Digitized by Google

Fräulein Minnie Hauk, eine junge, hübſche Amerikanerin, wurde am 16. November 1851 in New-York geboren. Ihr Vater, ein Ingenieur aus Baden, der, 1848 zum Tode verurtheilt, aus dem Gefängniß entfloh, ſiedelte damals nach Amerika über. Drei Jahre ſpäter wurde ihm ſein Töchterchen Minnie geboren, das, von Glücksgütern aller Art begünſtigt, heranwuchs. Ihre Eltern ſiedelten, nachdem verſchiedene Unfälle ſie heimgeſucht, nach Kanſas, an der Weſtgrenze, über, in der Abſicht, dort eine Fabrik zu gründen. Es war im Jahre 1861, wo der Norden mit dem Süden im Kriege lag, als Indianer ſich eines Tages eines reichen Beſitzers, des Herrn Gerôme, der in geringer Entfernung von der Familie Hauk wohnte, bemächtigten, in der Abſicht, ihn ſeiner Güter zu berauben. Sie erſannen ein teufliſches Mittel, ihn zu tödten, banden ihn auf die Eiſenbahnſchienen und warteten die Ankunft des nächſten Zuges ab, ſich an ſeinem Ende zu ergötzen. Schon ertönt das ſchrille Pfeifen der Locomotive, als plötzlich ein junges, achtjähriges Mädchen vorſpringt, ein Meſſer in der Hand, die Stricke zerſchneidet und den Unglücklichen nach ſich zieht, zum ſtarren Staunen der Indianer, die nicht Zeit fanden, ihr Opfer wieder an ſich zu reißen. Das Kind war Minnie Hauk, die, während ihre Eltern abweſend waren, von einer Sklavin des Herrn Gerôme von dem ihn bedrohenden Unglück benachrichtigt, kaltblütig die That der Befreiung ausübte. Die Dankbarkeit des jungen New-Yorkers, eines mehrmaligen Millionairs, iſt ſelbſtverſtändlich. Er nahm das Kind zu ſich, gab ihr die beſten Lehrer und da ſie eine ſelten ſchöne Stimme hatte und in ſich den Künſtlerberuf fühlte, ließ er ſie für das Theater ausbilden und ihr ſelbſt in ſeinem Hôtel ein kleines Theater errichten. Am Tage ihres erſten Auftretens machte ihr Beſchützer ihr das Geſchenk einer Rente von 500,000 Franken. Seitdem hat ſie in den großen Städten Amerikas viel Beifall geerntet. Doch der Ehrgeiz der jungen Künſtlerin trieb ſie nach Paris, um auch hier Ruhm und Ehre zu erlangen. Ihr erſtes Auftreten war, wenngleich manch' enthuſiaſtiſcher Applaus ihr gezollt, noch kein glänzender Succès. Doch muß man einen Theil auf die Befangenheit der jungen Künſtlerin und auf die Lorbeeren ihrer Vorgängerin ſchieben, den andern auf die ungeſchickte Reclame des Herrn Strakoſch, die den Pariſern nie behagt. Ungeduldig ſieht man ihrem zweiten Erſcheinen entgegen. Bei dieſer Aufführung war unter den Zuſchauern die Künſtlerwelt durch die Damen Nilsſon, Saß, Guémard und die Herren Aubert, Laſalle und andere Größen vertreten. Die Logen ſtrahlten glänzender denn je, da an ſo ereignißvollen Tagen die Damenwelt in Eleganz wetteifert. Ich zeichne Ihnen die geſchmackvolle Toilette der Gräfin R., ihrer Freundin und der kleinen Hermance und mache Sie hauptſächlich auf die neuen Coiffüren aufmerkſam. Die junge Dame im gelben Taffetkleide mit leichtem Ueberwurf trägt den Chignon und die Coiffure à l'Impératrice. Die Haare ihrer Freundin ſind in kleinen Löckchen in die Stirn gedrückt, dann in hohen Bandeaus arrangirt, die turbanartig gewunden, mit Schildpattreifen gehalten und hinten zu einem Chignon zuſammengefaßt

sind, Coiffüre, wie wir sie auf den griechischen Antiken sehen. Ich führe Ihnen die beiden Genres vor, da eben die wahre Kunst des Coiffeurs darin besteht, je nach der Gesichtsbildung die Coiffüre anzuordnen. Herr Hyppolite, der augenblicklich gesuchteste Haarkünstler, ist, wie er sagt, Physiognomist vor Allem und weiß durch sein Talent die Schönheit der Linien hervorzuheben, wie ebenso gewisse Unregelmäßigkeiten zu verbergen und ihnen sogar Reiz zu verleihen.

Der Succès des Tages ist das in dem Gymnase aufgeführte neue Stück von Sardou: Séraphine, das den Namen la dévote bekommen sollte. Die Heldin ist eine alte Sünderin, die ihre Jugendfehltritte büßen will, indem sie, jetzt ehrbare Familienmutter, ihre Kinder zur Devotion erzieht. Ihre älteste, schon verheirathete Tochter hält sie unter steter pietistischer Aufsicht, so strenge, daß sie das eheliche Glück des jungen Paares stört, den Mann hindert, seine Frau zu sehen, und ihn so zu sagen zwingt, sein Vergnügen außerhalb des Hauses zu suchen. — Reminiscenzen aus dem Stück: Er muß auf's Land. Ihre zweite Tochter Yvonne will die Mutter dem Herrn weihen und fleht in den Stunden der Einsamkeit die Gnade des Himmels auf ihre vergangenen Sünden herab. Denn diese Séraphine war, bevor sie sich der Devotion widmete, in alle Freuden und Zerstreuungen des profanen Lebens eingeweiht. Ihre Tochter Yvonne ist die Frucht verbotener Liebe. Der Admiral Montillac, der als Pathe des jungen Mädchens figurirt und nach langjähriger Abwesenheit vom Senegal zurückkehrt, ist der Vater des Kindes. Ihm vertraut das junge geängstete Mädchen an, daß die Mutter sie in's Kloster bringen will, und, während der Beichtvater von Séraphine erkoren ist, ihr Kind in der Nacht heimlich dem Hause des Herrn zuzuführen, während das junge Mädchen schon in den Wagen gebracht und der Beichtvater im Begriff ist, einzusteigen, wird derselbe zurückgestoßen und der Wagen fährt mit ihr im Fluge davon. Der Admiral, der Vater, hat das junge Mädchen entführt und es in seine Wohnung gebracht. Séraphine erräth den Entführer, eilt zu ihm in das Haus, das einst Zeuge ihrer verbrecherischen Liebe war und fordert ihr Kind zurück. Der Admiral macht seine Vaterrechte geltend, bedroht sie mit der Enthüllung ihrer Briefe und führt so Séraphinen zur reellen Situation zurück. Aus Furcht, Yvonne könnte das Geheimniß ihrer Geburt erfahren, entsagt die Mutter ihren Plänen und willigt sogar in die Verheirathung des jungen Mädchens mit dem Neffen des Generals, der, trotzdem er eine ziemlich klägliche Rolle als petit crévé während des Stückes gespielt hat, sich durch diese Heirath rechtfertigt. Das Talent und die Bühnenfertigkeit Herrn Sardou's haben aus diesem frivolen Sujet ein anziehendes Stück zu machen gewußt, das lange en vogue bleiben wird.

Der erste Tuilerienball war, was er gewöhnlich ist: ein glänzendes Durcheinander von Atlasroben und Spitzen, Blumen und Diamanten, von Uniformen aus allen Ländern und bestickten Kragen jeder Art. Die Kaiserin trug eine paille Tüllrobe mit gelben Atlasstreifen quer besetzt.

Digitized by Google

Längs des breiten Tüllvolant zog sich eine Stiefmütterchenguirlande. Auf der Corsage ging gleichfalls von der linken Schulter ein Stiefmütterchenzweig zur rechten herüber, der anmuthig in die Taille herabfiel. Ein runder Stiefmütterchenkranz in den Haaren, zeigte in der Mitte ein großes goldgelbes Stiefmütterchen, das wie ein Stern sich auf

der Stirn öffnete und aus dem große Diamanten herausfielen. Das Collier bestand aus Rubinen und Diamanten.

Die Prinzessin Mathilde trug auf einem gezogenen weißen Tüllkleide eine ziemlich lange Tunika, vorn abgerundet, aus maisfarbener Seide, mit Rosen- und Jasminguirlande, die franzenartig herabfiel; hinten war sie mit einem Bouquet von Rosen und Jasmin aufgenommen. Ein antikes Diamantendiadem und eine Diamantenrivière vervollständigten die Toilette der Prinzessin.

Neben der Kaiserin schien ein Rosenbouquet sich zu entfalten, Fräulein Albe und Fräulein Marion, in rosa Tüll, wie zwei Schwestern, die Gräfin Pomioli in weißem Tüll mit breiten rosa Bändern durch den Saum des Kleides gezogen und rosa Taffettunika, Rosen und Diamanten in den Haaren; die Gräfin Gabrielli in rosa Tüllwolken, die letzte mit großen Blättern aufgenommen; in den Haaren schwarze Perlen, von Diamanten und Rosen umgeben.

Die Toilette der Prinzessin Metternich war ganz in dem Styl des ersten Kaiserreiches, sehr helle cerise Sammetrobe mit großem Volant unten und leichtem Tüllüberfall. Die Sammetrobe, an der einen Seite aufgenommen, ließ ein weißes, gepufftes Tüllkleid sehen. Ein schwarzer, mit Gold durchwirkter Schleier bildete die Tunika, die mit breiter schwarzer Taffetschärpe um die Taille befestigt war. Sehr kleine Sammetcorsage ohne jede Verzierung. Ein prächtiges Diamanten- und Perlen-

collier bedeckte den ganzen Hals; die kürzeste Reihe Perlen war an ein schwarzes Taffetband genäht.

Unter den jungen Mädchen florirte Frl. Camille Doucet in anmuthiger, jugendlicher weißer Tülltoilette. In den Haaren ein himmelblaues Taffetband mit einer Rose; Frl. von Heekeren, Frl. Cottés, Frl. Edgerton ebenfalls weiß, nur variirten ihre Coiffüren in weiß und rosa.

Das Fest war glänzend und sehr heiter — vielleicht etwas zu viel Fremde, denn man hört an dem Hof der Tuilerien mehr Deutsch und Englisch, als Französisch.

Die Fremden sind oft sehr hübsch, doch die Pariserinnen haben die Grazie für sich und so können sie mit der Schönheit rivalisiren.

Man hat sehr über das Bonmot eines unserer Admiräle gelacht, das dieser während des Balles über die Marquise von S. machte, die ihren etwas reifen Kopf mit einem Epheukranze geschmückt hatte.

„Wie finden Sie die Marquise?“ fragte eine Dame den Admiral.

„Vortrefflich. Ist der Epheu nicht die schönste Zierde der Ruinen?“

Eugénie de Marvjlle.

Digitized by Google

Im Rauchzimmer.

1869! —

Wir sind es in unseren großen Assembléen, den Audienzen, Gallatagen, Levers und Empfängen gewohnt, den Namen der Eintretenden, sobald sie die Schwelle des Salons überschritten haben, laut ausrufen zu hören.

Erweisen wir dem neuen Jahr dieselbe Ehre. Machen wir ihm unsere tiefste Verbeugung, indem es eintritt, grüßend nach allen Seiten. Ach, welch' eine große Miene es hat, und wie geheimnißvoll es lächelt — kein Diplomat mit gesticktem Rock und Degen an der Seite könnte bei seiner ersten Entrée bessern Effect machen. Die Herren stehen mit gesenktem Haupt, die Damen sehen über den großen Bouquets zu dem Ambassadeur hinüber — der Souverain selbst geht ihm drei Schritt entgegen.

1869! — Was wirst Du uns bringen? Was enthalten die versiegelten Depeschen, die Du verborgen noch in den Brusttaschen Deines gallonirten Fracks trägst; welche Sprachen sprechen Deine Accreditive?

Was sagen sie von Berlin, von Preußen, vom Norddeutschen Bund? — Gott sei Dank, es geht uns gut. Mit Ausnahme der Austern, die in diesem Winter unerhört theuer sind, haben wir uns über Nichts zu beklagen. Man tanzt, man amüsirt sich; besucht Theater, Bälle, Concerte, Vorlesungen, und spart sich dadurch die Mühe, selber zu lesen. Unser Premier ist zu den Geschäften zurückgekehrt; und Richard Wagner hat in der neuen Vorrede von „Oper und Drama" erklärt, daß er an den Beruf Bayerns glaube. Die Zukunft ist mithin gesichert. — Als unter unserem großen Friedrich der damalige Englische Gesandte, der Right Hon. Hugh Elliot, eines Tages erschien, um eine Depesche seiner Regierung zu verlesen, in welcher Sr. Majestät die Nachricht von einem Siege mitgetheilt ward, den jener Staat — ich weiß nicht, über welchen anderen Staat — mit Hülfe der Vorsehung errungen habe, sagte unser alter Fritz: „Je ne savais pas, que la Providence fût de vos alliées?" — „Le seul, Sire", gab der witzige Gesandte zurück, „que nous ne payons pas!"

Und was von Wien, von der Oesterreichischen Monarchie? — Auch dort geht Alles in schönster Eintracht und Harmonie zusammen — der engere und der weitere Reichsrath, die beiden Reichshälften, cis und (moll! hätte ich bald geschrieben, aber es soll heißen) trans, Beust und Andrassy; nur die beiden „Pressen" befehden sich zuweilen. „Das Landhaus am Rhein!" ist die Parole der einen, „Hammer und Ambos!" die Parole der anderen. O, meine Nachbarn und Freunde, Berthold Auerbach und Friedrich Spielhagen, die Ihr so traulich neben einander wohnt — warum hat man Euch das gethan? . . .

Von Spanien? — Nil, nisi bene . . .

Und was von England? — Rule Britannia! Heil dem Ministerium Gladstone, Bright und Co.! — Es ist oft behauptet worden (wenn auch freilich nur von Spaßvögeln), daß Gladstone ein verlappter Deutscher sei, der eigentlich „Freudenstein" heiße. Es ist natürlich kein wahres Wort daran; aber soviel ist doch richtig, daß in seinen Adern auch kein Tropfen englisches Blutes fließt. Er ist von schottischer Herkunft. Sein Vater John (seine Mutter war ein Kind der stürmischen Hebriden) siedelte zu Anfang des Jahrhunderts

tized by Google

aus Schottland nach Liverpool über, wo er im Kornhandel so prosperirte, daß seine sechs Brüder bald folgten. Eines Abends, als Lord, damals noch Mr. Brougham, der Gast von Mr. Gladstone zu Liverpool war, führte dieser ihn in's Theater. Man spielte Macbeth, mit Kean in der Titelrolle. Wo Macduff sagt: „Steht Schottland, wo es stand?" ließ sich plötzlich ein Schotte hoch auf der Galerie vernehmen. „Nein, nein, meine Herren!" rief er; „ein guter Theil davon ist nun in England. Seht, dort ist John Gladstone und sein Clan!" — Es ist dem „Clan Gladstone" in England gut genug ergangen; und wir haben keine Ursache, seinem jetzigen wackern und liberalen „Chief" es nicht von Herzen zu gönnen.

Von Frankreich? — Gare les dames! — Die Kaiserin, eine Dame, bisher hauptsächlich berühmt wegen ihrer Vorliebe für Priester und Putzmacherinnen, tritt mehr und mehr in den Vordergrund. In einem Cercle, während der letzten Tage von Compiègne, kam das Gespräch auf die Chassepots, deren unwiderstehliche Wirkungen von einem der anwesenden Generäle beschrieben wurden. Die Kaiserin bemerkte: „Auch wir bedürfen der Chassepots, um unser Uebergewicht und unseren Einfluß zu behaupten — und unsere Chassepots sind: Schönheit und Anmuth zu zwanzig; Geist und Gewandtheit zu dreißig, und Herzensgüte zu vierzig." — Der Kaiser, der langsam herzugetreten war, erwiederte mit einem Lächeln: „Madame, Sie haben nicht bis zu dem vollen Alter gewartet, um das ganze Arsenal zu besitzen!" —

Quid novi ex Africa? — Wenig; dafür desto mehr aus Griechenland und der Türkei, die zwar nicht ganz Afrika sind, doch von allen Europäischen Staaten der Cultur dieses gesegneten und erleuchteten Welttheils am Nächsten stehen dürften. Recht à-propos giebt ein griechischer Kaufmann, der zu London (im Hyde Park) lebt, die Geschichte seiner Abenteuer und Erlebnisse; und da er sich einen Namen beilegt, der im Londoner Adreßkalender nicht zu finden ist, so spricht er auch mit anerkennenswerther Freimüthigkeit über sich, sein Volk und seine türkischen Nachbaren. „Mein Name", sagt er, „ist Demetri Chazzi-Georgi. Nun, da Ihr meinen Namen wißt (der Hippokrit! — er steht nicht im Londoner Adreßbuch, sag' ich Euch!), brauch' ich nicht hinzuzufügen, daß ich ein Grieche bin." Unter anderen höchst angenehmen Erinnerungen aus seinem Leben erzählt er mit einer besonderen Behaglichkeit, auf welche Weise er zu seinem Vermögen gekommen ist. Er war bei einem Geschäftsherren, Namens Signor Belloni, einer der ersten Kaufleute von Smyrna. Besagter Signor Belloni kaufte mit einem reichen Türken zusammen das Salz-Monopol und unser Freund Demetri ward angestellt, um zusammen mit dem Kassirer des Türken, einem gewissen Tussein Effendi, den Salzhandel zu überwachen und zu sehen, daß sein Herr nicht betrogen werde. Dieses Geschäft dauerte etwa zwei Jahre, während welcher Demetri auch nicht so viel als einen Pfennig Salair erhielt von seinem großmüthigen Herrn und Meister; und da sein Freund und College, Tussein Effendi — ein Mann mit drei Frauen und Gott weiß wie vielen Kindern — dem türkischen Associé unter den nämlichen uninteressirten Bedingungen diente, so kamen Beide nach und nach auf den natürlichen Schluß, daß ihre respectiven Herren nichts Anderes gemeint hätten, als daß sie ihren Gehalt direct aus der Kasse nehmen sollten. Nachdem die beiden Tapferen, der Grieche und der Türke, demgemäß eine Offensiv- und Defensiv-Allianz geschlossen, repartirten sie zu gleichen Theilen, brüderlich und ehrenhaft, was sie nur mit einiger Sicherheit aus dem Geschäft bekommen konnten. „Nach

Digitized by Google

Verlauf der beiden Jahre — dies sind Demetri's verba iprissima — waren wir, ein Jeder von uns, seine 300,000 Piaster werth; aber da die ganze Last unserer „Geschäftsauslagen" contractlich auf Tussein Effendi's Herrn fallen sollte, so war das Ende davon, daß er meinem Signor Belloni für eine beträchtliche Summe verschuldet war und sich genöthigt sah, sein Haus, seine Juwelen, kurz Alles, was er an Werthgegenständen besaß, zu verkaufen, um meinem Principal das Einlagecapital, die Zinsen und Commissionen zu bezahlen. Was mich — sagt Demetri — bei dieser ganzen Geschichte besonders befriedigte, war der moralische Gesichtspunkt; denn als ich, nachdem meine 300,000 Piaster in Sicherheit gebracht worden waren, meinem Beichtvater den ganzen Proceß, durch welchen ich sie erworben, getreulich gestand, war es mir höchst erfreulich, den heiligen Mann sagen zu hören: „Mein Sohn, es ist Unrecht, zu stehlen; aber ein Türke ist ein Ungläubiger und ein Hund und ein Feind der heiligen Jungfrau: Du begehst keine Sünde, wenn Du einem Ungläubigen Uebles thust!"

Es ist Schade, daß keine von den großen Mächten, welche die Conferenz von Paris zusammengerufen haben, daran dachte, dem Beichtvater Demetri's einen Stuhl anzubieten; schade für Griechenland, schade für die Türkei, schade für uns Alle! —

Und Amerika — last not least? . . . Kaum war es bekannt geworden, daß General Grant erwählter Präsident sein würde, als man auch schon bemerkte, daß der Umfang seiner Briefbeutel von Tag zu Tag einen bedrohlicheren Zuwachs zeigte. Die Briefträger luden, vom Morgen bis Abend, ganze Haufen von Briefen in seinem Bureau für ihn ab. Dem General selbst ward an jeder Straßenecke aufgelauert, sobald er nur den Fuß über die Schwelle gesetzt. Allein mit General Grant ist nicht zu spaßen; denn kaum hatte er die ersten Symptome dieser Stellenjägerei beobachtet — in der That, alle diese Briefe enthielten nur Bittgesuche um Berücksichtigung bei der neuen Stellenvergebung, die bekanntlich bei jedem Präsidentschaftswechsel verfassungsmäßig eintritt — als er auch schon anordnete, daß alle Briefe an seinen Stab auszuliefern seien. Die Herren, die seinen Stab bilden, öffnen die Couverts, und sobald sie das Wort „Stelle" lesen, haben sie Befehl, das Schreiben in's Feuer zu werfen. „Der General wünscht keine von diesen Gesuchen zu sehen", sagte einer von diesen Herren neulich zu einem Besucher; „er denkt, daß möglicherweise mancher gute Mann darunter sein mag, und er möchte nicht im Voraus eingenommen gegen ihn werden, wie dies gewiß der Fall sein würde, wenn er seinen Brief gelesen!"

Aber wir müssen uns eilen, um zu der Pointe zu kommen. Denn wir wissen es längst, daß, wo General Grant ist, die Cigarre nicht fehlen darf. Er liebt nicht die langen Unterhaltungen, ja, nicht einmal die langen Diners, weil es ihn immer nach seiner Cigarre verlangt. Wenn er von der Tafel aufsteht, pflegt er zu sagen: „Gott sei Dank; ich habe den Grund zu einem guten Rauch gelegt!" — Braver Mann! Wir ernennen Dich hiermit feierlich zum Ehrenmitglied unseres Rauchzimmers, und hoffen mit Deinen eigenen Worten sagen zu dürfen: „Thank heaven, we have laid the foundation of another good smoke!"

Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten. — Druck von R. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Digitized by Google

Süsses Frühstück.

Nach einem Bilde von A. Borckmann.

Digitized by Google

Digitized by Google

by Google

Der Salon.

Vogel flieg' aus!

Novelle von **Otto Roquette.**

(Hedwig an Clara.)

Nachschrift: — — Denn mit einer Nachschrift muß ich nothwendig beginnen, wenn ich Dir mein Tagebuch auf dieser merkwürdigen Reise schicken soll. Weiß ich doch, daß Du Vorreden nicht leiden magst, und sie in den Büchern, die wir in unserer Mädchenzeit gemeinsam lasen, zu überschlagen pflegtest. Nun aber ist zum Eingang meiner haarsträubenden Abenteuerfahrt so vielerlei an Erklärungen nöthig, daß ich mir nicht anders zu helfen weiß, als Dich hinterrücks zu überlisten. Den Ausgang der Geschichte weißt Du, und das ist die Hauptsache; nun aber lies auch den Eingang, wie ich — nein, um vor Verwunderung die Hände zusammen zu schlagen, daß ich abscheuliche Abenteurerin nicht nur mit heiler Haut davon gekommen, sondern sogar so viel unverdientes Glück empfangen konnte. Dein Mann, der in allen Dingen ein Muster der Ordnung ist, wird vermuthlich den Kopf schütteln über diese Zeilen und mehr noch über die Irrfahrten Deiner Freundin. Du mußt bei ihm meine Vermittlerin werden, bis ich selbst einmal komme und mir seine Verzeihung erringe. Als ich noch ein übermüthiges Mädchen war — Du hattest es damals auch hinter den Ohren, liebe Clara, wenn Du auch jetzt eine sehr gesetzte Professorsgattin und Hausfrau bist — damals hat der gelehrte Herr oft genug über unsere Einfälle gelacht; und da ich jetzt wieder in der Stimmung und Lage bin, selbst zu lachen, so hoffe ich auch von Deinem Gatten die Anerkennung wieder zu gewinnen, welche er sonst lachend in die Worte zu legen pflegte, „ich sei nicht gescheidt!" — Nein, meine alte Cläre, ich bin es wirklich nicht, um so mehr hat mich Dein Brief beglückt, der als lange, ausführliche Antwort auf eine kurze, sehr unausgeführte Anzeige zu mir kam. Es war wirklich gar schön und lieb von Dir, mir nach einer so langen Unterbrechung so ganz in dem herzlichen Ton unserer alten Freundschaft und zugleich so ausgiebig über Deine Verhältnisse zu schreiben. Ach, wie kam es doch, daß ich Dir ganze drei Jahre keine Nachricht von mir zu geben wußte? Es waren so trübe Jahre! Ich hatte an aller Lebensfreude verzweifelt und hatte mit dem Leben doch genug zu thun.

Du weißt, wie lieb ich meinen Gatten hatte, obgleich man mir vielfach verargte, daß ich einen Mann heirathete, der um fast dreißig Jahre älter war als ich — Du weißt, daß ich mit ihm glücklich war,

Digitized by Google

Du weißt, wie schmerzlich ich seinen Verlust empfand, als er schon nach dem ersten Jahre unserer Ehe starb. Ich war Wittwe mit dreiundzwanzig Jahren, und wußte in meiner Rathlosigkeit nicht aus noch ein bei den unangenehmen Verhältnissen, die mich nun überstürzten. Mein Mann hatte mich zu seiner Universalerbin eingesetzt, ohne dadurch Jemand zu beeinträchtigen. Nun aber traten entfernte Verwandte auf und fochten das Testament an; ich hatte mit den Gerichten zu thun, ich sollte Auskunft geben über Dinge, von welchen ich in meinem Leben nichts gehört hatte. Ich ging in mein elterliches Haus zurück und fand Zuflucht, Rath und Hülfe bei meinem guten Vater. Ach, leider nur kurze Zeit! Noch während des Processes hatte ich den Tod meines Vaters zu beklagen und kein Jahr darauf meine theure Mutter zu begraben! So folgte ein schmerzlicher Verlust dem andern. Und nun stand ich, die sich selbst nicht zu helfen wußte — denn ich bin leider keine thatkräftige und umsichtige Natur — nun stand ich als die einzige Stütze meines sechzehnjährigen Bruders da, der, verwaist, ohne anderen Lebensanhalt, noch der Erziehung und Weiterbildung bedurfte. Laß mich über diese schrecklichen Zeiten schnell hinweggehen. Ich war es zufrieden, daß meines Bruders Vormund über Martin entschied und ihn in eine Pension gab; ich begrüßte es als einen Glücksfall, daß ein Verwandter meiner Mutter — er stand mir bis dahin ziemlich fern, ich kannte ihn kaum — mir sein Haus und seine Einsamkeit auf dem Lande anbot. Ich übereilte fast meine Flucht aus der geräuschvollen Stadt, ich wollte Ruhe, ich hieß das entfernte Asyl willkommen. Ruhe und Einsamkeit, beides fand ich, wie man es mir versprochen. Der Onkel, ein alter Herr, von manchen Leiden geplagt, liebt die Zurückgezogenheit und Stille; die Tante, durch ihre Kränklichkeit vollends an das Zimmer gebannt und vom Verkehr ausgeschlossen, kann nur in einer sorgsam geregelten und behüteten Lebensweise ihr Dasein erträglich machen. Man verlangte weder Geschäfte des Hauses von mir, noch Krankenpflege, für Beides war vollauf gesorgt. Ich durfte ausruhen, mir selbst und meinem schmerzlichen Hinbrüten leben, durfte Stille und Vereinsamung genießen, wie die beiden kränklichen alten Leute. Mir war es recht, ich hatte eher Furcht als Sehnsucht nach einer Berührung mit der Welt. Zwar fehlte es nicht an brieflichen Zeichen der Theilnahme. Ich konnte sie kaum nothdürftig entgegnen, mußte Vielen als undankbar, den Meisten als verschollen gelten.

Als mit der Zeit der Drang nach Beschäftigung mich überkam, suchte ich mich im Hauswesen etwas umzuthun. Das sollte nicht sein, dafür hatte man wirthschaftliche Hände genug. Der Onkel ließ das alte Clavier stimmen, welches einst auch einmal neu, und, wie er sagte, sehr gut gewesen sein sollte Aber wo war bei mir die Lust zum Singen geblieben? Sogar die Stimme schien verloren gegangen. Uebrigens hatte die arme Tante schon nervöse Schmerzen bekommen, als sie den Clavierstimmer in dem entfernten Saale walten hörte: für die Musik war also hier kein Boden. So bot ich meine Dienste als Vorleserin an, und fand wenigstens bei dem Onkel ein immer geneigtes Ohr. Die

Digitized by Google

Tante freilich konnte auch das Vorleſenhören nicht ertragen. Wir laſen gemeinſam nur ganz alte moraliſche Bücher, Romane von Hermes, Lafontaine, Spieß — guter Gott, was ſtehen in dieſen moraliſchen Romanen für unmoraliſche Geſchichten! So viel unanſtändige Dinge hatte ich nie kennen gelernt, bis ich an dieſe tugendhaften Werke aus der „guten alten Zeit" gelangte. Der Onkel aber ſchien trotz all' ſeiner Würde und Vornehmheit doch recht erbaut davon und ich wußte mir bald nicht anders zu helfen, um von dieſer Literatur wieder los zu kommen, als daß ich erklärte, das Vorleſen griffe mich an. Da wurde dem ſchleunigſt ein Ende gemacht, denn Alles, was „angriff", galt in dieſem Hauſe als Gegenſtand eingehendſter Beſorgniß. Man lebte ganz der Beobachtung und Obhut des Körpers. Der Arzt kam die Woche ein paarmal, allein man docterte auf eigene Hand ſo viel an ſich herum, daß er nur wenig Notiz nahm von all' den Klagen und Fragen und mir einmal lachend ſagte, die beiden Alten machten, bei ihrer Leidenſchaft für Quackſalbereien, ſich ſelbſt allerlei Uebel zurecht, um möglichſt viel Apothekerwaaren verbrauchen zu können. So ging das Uhrwerk der Zeit, wohlaufgezogen, in wandelloſem Gleichmaß hin, und aus den Tagen wurden Jahre. Jedes Glück, jeder Anſpruch an das Leben ſchien für mich verloren. Was galt es mir noch, daß die Gerichte für mich entſchieden, mir das Erbtheil meines verſtorbenen Gatten ungeſchmälert zuſprachen, daß ich ſomit in eine mehr als geſicherte, ja wieder glänzende Lage geſetzt wurde? Was ſollte ich mit Geld und Gut? Allein und auf meine eigene Hand hinaus gehen in die Welt? Ich war eingeſchüchtert vom Leben, in mich ſelbſt zurückgeſcheucht, ich verlangte nichts, ich hoffte nichts mehr. Nur mein Brüderchen lag mir noch am Herzen, und die Sorge für ihn gab mir in der Entfernung Pflichten und die Ausſicht, für die Zukunft ſeinem Leben vielleicht noch etwas ſein zu können. Der Briefwechſel mit Martin war der einzige Verkehr, den ich mit der Außenwelt aufrecht hielt. Ich freute mich ſeiner Entwicklung, des guten Fortgangs ſeiner Schulſtudien, und da ich ihn nicht zu meinen Alten einladen konnte, verſprach ich ihm auf ſeinen Wunſch gern eine gemeinſchaftliche Reiſe, um einmal gut geſchwiſterlich mit ihm zuſammen zu ſein. Inzwiſchen verging auch über dies Verſprechen die Zeit und ich dachte nicht, daß er noch daran feſt halte.

Nun hatte Martin zu Oſtern eine Akademie bezogen, und der luſtige Bruder ſchrieb ganz andere Briefe als zuvor. Jeder derſelben überraſchte mich von Neuem, ja ich erſchrak zuweilen ſogar vor dem ungebundenen und bunten Jugendleben, wovon ſie erzählten. Die Weltentfremdung, in der ich lebte, ſtand im äußerſten Gegenſatz dazu, ich zweifelte, ob ich meinem Brüderchen, bei ſeiner ſo ſelbſtſtändigen Natur, noch etwas würde ſein können. Da ſchrieb er mir im Juli, er mahne mich an mein Verſprechen, mit ihm eine Reiſe zu machen. In den großen Ferien ſollten wir in N. zuſammentreffen, ich möchte mich gerüſtet halten. Ich beſprach es mit dem Onkel. Er ſagte weder Ja noch Nein, ſchien jedoch meine Bedenken zu theilen, ob Martin und ich paſ-

sende Reisegefährten zu einander seien. Alles in Allem mochte er auch nichts dagegen haben, daß Bruder und Schwester sich einmal wiedersähen. Es sollte in Ueberlegung genommen werden. Man war im Hause langsam im Ueberlegen und Rüsten auf Dinge, die außerhalb der Gesundheitspflege und Tagesordnung lagen und so wurde die Sache auf die lange Bank geschoben.

Drei Wochen darauf schreibt mir Martin ganz kurz, er habe sich anders entschlossen, er werde mich persönlich abholen, und in einigen Tagen im Hause des Onkels eintreffen. Ich erschrak. Denn ich wußte, daß es in diesem Hause, so geräumig und wohlhabend es ist, für das Geringste doch der umfassendsten Vorbereitungen — natürlich mehr in der Einbildung — bedurfte, ich wußte, daß die bloße Aussicht auf einen Besuch der armen Tante schlaflose Nächte bereiten würde. Was sollte erst werden, wenn der Herr Student „einsprang" — wie er sich in seiner Anmeldung ausdrückte! — Der Onkel lächelte, als er den Brief las, gab aber Befehl, ein Fremdenzimmer auf dem entgegesetzten Flügel bereit zu halten. Der Tante, die in diesen Tagen besonders leidend war, sollte vorerst nichts davon mitgetheilt werden. Zwischen Martin's Ankunft und Abreise werde ja keine lange Zeit liegen, da es dem jungen Mann unmöglich im Hause behagen könne, und vielleicht brächte man die Tante durch ein Verschweigen über alle diese Aufregungen hinaus. Mir ward doch nicht wohl dabei und, wie es schien, dem guten Onkel auch nicht.

Wenige Tage darauf sitze ich in meinem Zimmer und häkle an einem Fußkissen für die Tante, als der Bediente mit verstörtem Gesicht die Meldung bringt, es ständen vier junge Leute vor der Thür. Einer davon gebe sich für meinen Bruder aus.

„Viere?" rufe ich mit Entsetzen. „Wo kommen denn die drei Anderen her?"

„Na, von weit genug scheinen sie herzukommen, und sogar zu Fuße!" meint Christian. „Sie tragen Ränzel und sehen über und über bestaubt aus."

Ich fliege die Treppe hinunter und liege in den Armen meines Brüderchens. Aber was war aus ihm geworden! Ein schöner stattlicher Jüngling, welchem Leben und Uebermuth kräftig und frisch aus dem Gesichte sprach — ich war bei aller Freude ganz verdutzt, verlegen, und mochte bei dem Anblick der sechs Augen, die noch außer den seinen mich musterten, ganz verstört und dumm ausgesehen haben. Martin stellte mir seine drei akademischen Freunde, und zwar gleich als „unsere Reisegefährten" vor. „Du bist doch gut zu Fuße?" fuhr er fort, „und hast Dir tüchtiges Schuhwerk mit Randsohlen machen lassen? Von einem großen Koffer mit Kleidern laß Dir nur nichts einfallen, Hedchen. Wir wollen tüchtig marschiren, und Du nimmst auch nur ein Ränzel mit. Du sollst sehen, wir haben große Dinge mit Dir vor!"

Das waren ja schöne Aussichten! Nein, ich hatte weder Randsohlen, noch ein Ränzel, ich wußte auch nicht, ob ich gut zu Fuße sei,

Digitized by Google

und sah vermuthlich nur noch dümmer aus, als zuvor. — „Vor allen Dingen, kleine Schwester", redete Martin unbefangen weiter, „schaff' uns was zu essen und vor Allem zu trinken, denn wir hungern und dursten zum Umkommen. Auf dem ganzen langen Wege hierher war nicht eine einzige Kneipe! Mein Himmel, in was für einer Gegend lebt Ihr hier!"

Mit pochendem Herzen gab ich dem Diener, der mit der Miene des Erstaunens in der Thür stand, den Auftrag, rasch einen Imbiß zu besorgen und dem Onkel den Besuch zu melden. Dann war ich ungastlich genug, die Gesellschaft nicht schon in das Haus, sondern zu einer Laube im Garten zu laden, die sich weit genug von dem Flügel der Tante befand. Meine Gedanken wurden ganz wirr, ich machte die Wirthin auf die schlechteste Art. Ich wußte, daß man in der Küche, Speisekammer und im Keller die Hände über dem Kopf zusammenschlagen werde über dieses unerhörte Ereigniß und meinen Befehl; ich wußte, daß der Onkel nun erst Toilette machen würde — denn er hielt etwas auf Repräsentation — und daß diese Toilette sehr lange dauern würde, da es nicht geringer Vorbereitungen dazu bedurfte. Die Verängstigung des Hauses in unvorhergesehenen Dingen war schon so weit auf mich übergegangen, daß ich am ganzen Leibe zitterte — und nun gar bei dem Gedanken, die Tante könnte Nachricht erhalten von dem Chaos, dem das Hauswesen entgegen ging. Ueberdies machte es mich befangen, daß ich nun nicht mit Martin allein sein, sondern noch drei recht keck aussehende Herren unterhalten sollte. Indessen nahm man mir die Kosten der Unterhaltung bald ab. Martin erzählte, von den Anderen secundirt, daß er die weite Reise nach den Alpen aufgegeben habe, weil nicht genug „Moneten in Bänken", und daß man sich für eine kleinere Wanderschaft auf einige Wochen durch das benachbarte Gebirge entschieden habe. Daß ich darauf nicht vorbereitet sei, sollte durchaus nicht gelten. Ich hätte die Mitreise einmal versprochen und müßte nun mit. Seine Kameraden wüßten bereits, was ich für ein „prächtiges Frauenzimmer" sei — (ich glaube, ich erröthete vor dieser Studentenschmeichelei!) — und der Hauptspaß sei für sie gerade, daß ich die Reise mitmachte. Der junge Mensch sprach mit solcher Entschiedenheit, daß ich mich mit Gegengründen kaum noch zu drehen und zu winden wußte.

Christian kam mir für den Augenblick zu Hülfe mit der Meldung, daß im Saal servirt sei. — „Im Saal?" fragte ich kleinlaut. — Der Herr Hofmarschall habe es so befohlen, erklärte Christian, und werde in kurzer Zeit aufwarten. Die Herrschaften möchten sich inzwischen nicht stören lassen.

So zogen wir denn nach dem Saal hinauf, in dessen angenehmer Kühle eine, zu meiner eigenen Ueberraschung sehr reichliche und ansprechende Mahlzeit geordnet war. Man hatte auch den Keller nicht geschont. „Donnerwetter, hier geht's vornehm her! Famos!" rief Martin, indem er sich die Hände rieb und schnell Platz nahm, während die Anderen durch heitere Mienen die gleiche Ansicht und Befriedigung ausspachen. „Nein, Hedchen, Du mußt präsidiren!" fuhr er fort. „Ach

Digitized by Google

so — da sitzt nachher der Alte! Na, dann hierher!" Martin machte den Wirth, ich war ganz verblüfft — schenkte ein, hielt den Diener in Bewegung, nöthigte zum Zulangen und Austrinken (was gar nicht nöthig war) und nahm sich, bei dem besten eigenen Appetit, seiner Gefährten in der gastfreiesten Weise an. Ein paar Gläser Wein machten die Gäste schnell munter, besonders den Kleinsten, welcher mit dem Namen Stips angeredet wurde, und das Gespräch wurde zu meiner nicht geringen Angst lauter und lauter. Ich erfuhr, daß die jungen Leute, sämmtlich stimmbegabt, auf Quartettgesang eingeübt wären. Der langaufgeschossene Blonde da, der etwas blaß aussah, aber darum doch recht guten Appetit gezeigt hatte, war der erste Tenor, und jener schlanke junge Mann mit dem feinen Gesicht und schwärzlichen Bartanflug, der wenig sprach, aber oft verlegen lächelte, sollte der tiefe Baß sein, der eigentliche Stolz der Gesellschaft. Martin, als Bariton, und Stips, als zweiter Tenor, erklärten sich als die Mittelstimmen. „Wißt Ihr", rief Martin, wir singen ihr gleich etwas vor, oder wir empfangen den Onkel bei seinem Eintritt — ja, ja: „Wer hat Dich, Du schöner Wald —"

Guter Gott! Was stand in Aussicht! Wenn hier in der Kirchenstille des Hauses plötzlich ein Männerquartett loslegte — die Tante mußte ja vor Schreck in Krämpfe verfallen!

„Ach, da ist ja auch ein Clavier!" fuhr Martin fort. „Stips, gieb doch einmal den Ton an!"

Der Angeredete eilte nach dem Instrument. Ich aber war wie der Wind hinter Stips her und entriß ihm den Deckel. „Es ist verstimmt — entsetzlich verstimmt!" rief ich.

„O, ich kann stimmen, ich bin aus einer Musikantenfamilie!" warf der Kleine ein.

Das fehlte noch! — Aber da kam Rettung. Der Onkel trat ein. Er erschien in aller Würde und Vornehmheit, aber recht freundlich und angenehm, hieß seine Gäste willkommen, und entschuldigte sich über sein langes Ausbleiben. Das that nun Martin nicht in Betreff seines Ueberfalls mit drei Mann, sondern eilte unbefangen auf den alten Herrn, den er kaum kannte, zu, um ihn als Onkel zu begrüßen. Ich hatte in diesem nun eine Hülfe und wurde schon mehr beruhigt und muthiger.

„Ich hoffe, es hat hier an Nichts gefehlt", sagte der Hausherr, und als er die Ebbe in den Weinflaschen sah, gab er dem Diener einen Wink und nahm an der Tafel Platz. Der Onkel trank zwar keinen Wein, schenkte aber selbst aus den frischen Flaschen ein, und die Unterhaltung nahm unter Vorsitz des imponirenden alten Herrn mit dem silberweißen Haar jetzt einen gemesseneren Gang.

Man kam bald auf das Hauptthema, meinen Anschluß an die Reise der jungen Leute. Ich erklärte, daß ich in der That nicht gerüstet sei, sofort mitzureisen, am allerwenigsten zu einer Wanderschaft mit Ränzel und Randsohlen.

„Nun, wir wollen es überlegen!" sagte der Onkel.

Digitized by Google

„Ja, aber das Ueberlegen müßte schnell gehen!“ so ließ sich plötzlich das mit dem Namen Stips angeredete Individuum vernehmen, dessen spitze Nase bereits etwas geröthet war. „Wir können Ihnen doch hier nicht lange zur Last liegen, Herr Hofmarschall! Es ist zwar wunderhübsch hier, aber Alles hat seine Grenze — na, und wir sind auch nicht gerade so bestellt, in unserem Aufzuge Ihrem Hause Ehre zu machen.“

Der Onkel lächelte. „Nun, nun, meine Herren! Bis morgen früh wird man uns doch Zeit lassen? Wir wollen dann zusehen. Inzwischen dürfen Sie es sich bei mir schon gefallen lassen. Lieber Martin — Du thätest wohl, mit Deinen Freunden hier über Nacht zu bleiben. Es ist ohnehin sechs Uhr, der Abend nicht mehr weit. Morgen früh steht dann der Gesellschaft mein Wagen für die erste Tour, bis an den Fuß der Berge, zu Diensten.“

Ich traute meinem Gehör nicht. Der Onkel wollte die laute Gesellschaft über Nacht im Hause behalten! Die Gastlichkeit des Hauses sollte siegen über die nothwendigen Ruhebedürfnisse der Bewohner? Aber sein Vorschlag wurde angenommen. Man kam wieder auf den Quartettgesang zu sprechen, und die Gäste zeigten die größte Lust die Bewirthung ihres Gastfreundes durch eine Leistung zu entgegnen. „Das geht nun freilich, wegen der Krankheit der Hausfrau, in diesem Raume nicht, aber vielleicht heut' Abend — wir überlegen das wohl. Ich hoffe Sie noch zu hören!“

Damit hob er die Tafel auf, ließ Cigarren reichen und stellte den jungen Herren anheim, sich ein wenig den Park zu betrachten. Der Secretair des Hausherrn, ein wohlgebildeter Mann, der ganz zur Haus- und Tischgenossenschaft des Onkels gehörte, kam, um seine Gesellschaft anzubieten. Sie wurde angenommen, während ich mich mit dem Onkel zurückzog, um zu „überlegen“. Das dauerte lange. Ich kam zu dem Entschlusse, die Reise aufzugeben. Der alte Herr wiegte den Kopf hin und her. „Es ist freilich keine Reisegesellschaft für Sie, liebes Kind, allein der Bruder ist denn doch dabei — der Martin ist wirklich ein recht angenehmer junger Mann, scheint auch Charakter zu haben. Wir wollen doch noch einmal mit meiner Frau sprechen. Bedenken Sie inzwischen, was Sie an nöthigem Gepäck mitnehmen müssen — ich würde Ihnen doch recht sehr gönnen, einmal wieder eine andere Luft als die unseres Hauses zu athmen.“

Ich war gerührt und ging in mein Zimmer, um dem Rathe des Onkels zu folgen. Bald erschien die Jungfer, um mich zur Tante zu rufen.

Ich fand sie in ihrem dicht verhängten Zimmer im Lehnstuhl. „Was muß ich hören, liebe Hedwig“, begann sie mit leidender Stimme — „ich bin in furchtbarer Aufregung! — Sie wollen wirklich reisen? Mein Gott, und das Haus voll von Besuch — ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht! War denn für ein Diner so unvorgesehener Art auch Alles bereit? Vier junge Leute auf einmal — ach, Kind, ich kann Ihren Bruder nicht empfangen, es würde mich zu sehr angreifen. Betty“ —

so wendete sie sich zur Kammerjungfer — „etwas Magnesia! Ich fliege vor Aufregung!"

„Ach, gnädige Frau!" bat das Mädchen — „das wäre nun schon zum vierten Mal Magnesia, seit der Besuch da ist, und Sie haben befohlen, daß ich Ihnen niemals mehr als dreimal hinter einander Magnesia —"

„Um Gotteswillen — Du hast Recht, liebe Betty! Aber gieb mir von den Tropfen da — oder wäre nicht vielleicht die weiße Mixtur vorzuziehen?"

Betty entschied für Tropfen, sie kannte die Zustände ihrer Herrin.

„Aber, was wollte ich sagen —" fuhr diese fort: „Sie haben die Absicht, mit ihrem Bruder zu reisen, liebe Hedwig? Wenn es nur nicht so plötzlich wäre! Dazu sind doch Vorbereitungen nöthig. Schlimmstenfalls könnten Sie mein Reisenecessaire mitnehmen, es ist Alles darin, sogar eine Apotheke." (Ich kannte das Möbel; es war wie ein Schrank und bedurfte eigentlich eines besonderen Wagens, um fortgeschafft zu werden, sonst war es wirklich für alle Fälle sehr bequem, denn die Geräthschaften seines Inhalts setzten mehr Bedürfnisse voraus, als ich hatte oder mir ganz deutlich machen konnte.) „Freilich, ich gönnte Ihnen gern einen Ausflug, liebe Hedwig", fuhr die Tante fort — „es ist so einsam für Sie im Hause, Sie haben hier gar nichts, woran ein junges Herz sich freuen kann! Der Martin soll ein vortrefflicher junger Mann sein, so sagt mir mein Mann — ach Himmel — hören Sie? — Gott, was ist das?" —

Ich glaubte, die Erde müsse mich verschlingen. Denn aus der Entfernung des Gartens her erscholl Männergesang von wohlgeübten Stimmen — ach, unsere Gäste, an deren Besuch ich allein schuld war, hatten ihrem Drange doch nicht widerstehen können! An der plötzlichen Erstarrung der Tante, ihren weit aufgerissenen Augen, erkannte ich, jetzt mußten Nervenkrämpfe eintreten. Schüchtern und kleinlaut erklärte ich ihr den Zusammenhang. Aber zu meiner und Betty's Ueberraschung milderten sich plötzlich die erstarrten Züge der Leidenden, mit der Hand winkend, begann sie: „Männergesang? — Still, still! — Wie lange habe ich das nicht gehört! O — das klingt sehr angenehm — so aus der Entfernung — — Ach, Betty, öffne doch das Fenster!"

„Um Gotteswillen, gnädige Frau —!" bat die Zofe. „Es wird Sie zu sehr angreifen — es ist ja unmöglich —!"

„Nein, nein — es klingt mir beruhigend. Ich will, daß Du das Fenster öffnest!"

Betty rang die Hände, mußte aber dem Befehl nachkommen. Sogleich aber sonderte sie aus dem Vorrath von Arzneien einige Schächtelchen und Fläschchen zu einer Gruppe aus, in der Voraussicht, daß eins derselben jetzt nöthig werden würde.

Die Tante aber saß still zurückgelehnt im Lehnstuhl und schloß die Augen. Ein Lächeln ging durch ihr Gesicht, es war als ob sie die vollen Harmonieen, welche gedämpft durch die Luft strömten, wie ein Labsal

einsange. Ich saß still vor ihr und hörte dem Gesange zu, der wirklich sehr schön von den jugendlichen Stimmen erklang. Er hatte für mich etwas unsagbar Rührendes. So lange hatte ich, die früher so viel gesungen, keine Musik gehört, daß ich tief ergriffen dasaß, und fühlte, wie meine Augen feucht wurden.

Da schlich sich Betty an die Tante, beugte sich über sie, legte dann den Finger auf den Mund und machte mir ein Zeichen, daß ihre Herrin eingeschlafen sei. Auf leisen Sohlen huschte ich aus dem Zimmer.

Christian begegnete mir und bat mich im Auftrage des Onkels, meine Augen einmal über die Einrichtungen zu werfen, die er auf dem linken Flügel zur Aufnahme der Gäste angeordnet hatte. — Was mußte ich erblicken! In einen kleinen Saal, an welchen sich rechts und links ein Schlafzimmer schloß, war bereits das alte Clavier getragen worden, nebst Allem, was sich an Musikalien in der Bibliothek befand: Mozart'sche Opern, Oratorien von Haydn und Händel. Dazu stand der Tisch bereits wieder zum Souper gerüstet, und Christian deutete mit schweigendem Befremden auf die Batterie von Weinflaschen, die er aus dem Keller hatte heraufstragen müssen. „Seit fünfzehn Jahren nicht!" flüsterte er — „und lauter gute Sorten!"

Ich ging in mein Zimmer zurück und fing wieder an zu „überlegen". Der Onkel, sogar die Tante, hatten mir eher zu- als abgerathen, und doch war ich unentschlossen, konnte mich nicht zur Reise verstehen. Da pochte es an die Thür und — Martin trat herein. O, das war schön von meinem Brüderchen! Nun konnten wir doch unter vier Augen reden, und ich freute mich seiner von Herzen. Er ist, trotz seiner Jugend, so männlich sicher, so braven Charakters, daß ich mit einer gewissen Genugthuung mich seinem Einfluß hingab, sogar seinem Willen fast unterwarf. Er wollte sogar all' mein Schuhwerk, meine Garderobe mustern, um das Geeignetste für die Wanderschaft auszufinden. Er machte mir Vorwürfe über meine stets schwarze Kleidung und schalt mich, daß ich mich auf die Reise nicht ordentlich vorgesehen. Aber von einem Zurückbleiben sollte darum doch nicht die Rede sein, die Ausstattung zur Fußwanderung werde sich in der nächsten Stadt ermöglichen lassen. „Hedwig!" schloß er, „ich thue ein gutes Werk, wenn ich Dich aus diesen ungesunden Verhältnissen heraus reiße. Du warst sonst heiter und lebensfroh, hier aber haben sie Dich untergeduckt und zu einer ganz philiströsen Person gemacht. Sie mögen es gut meinen, aber unter dieser Schwerfälligkeit gehst Du zu Grunde. Das dulde ich nicht länger. Du mußt heraus, ich habe es seit lange beschlossen, denn Deine Briefe sagten mir, daß Du hier nicht an Deinem Platze bist. Du sollst wieder in die Welt!"

„Ach, mein Martinchen!" seufzte ich. „Was soll ich da? Oder meinst Du, daß es für Dich gut wäre, wenn ich zu Dir zöge?"

Martin lachte und streichelte meine Hand. „Nein, Hedchen! Auf meiner „Bude" kannst Du nicht wohnen, und ich nicht auf Deiner. Das würde uns sehr geniren. Aber ich sehe, daß Du vom hellen lichten Tage nichts weißt, und nicht weißt — oder vergessen hast, wie es in der

Digitized by Google

Welt zugeht. Das soll Dir wieder klar werden und Du wirst noch Geschmack daran finden. Auf unserer Wanderschaft besprechen wir das Weitere. Morgen früh mußt Du mit. Ich lasse Dich nicht hier!"

Ich wendete ein, ob seine Gefährten auch die gehörige Rücksicht nehmen, ob nicht Aergerlichkeiten entstehen, ob sie auch in Reden und Handeln bedenken würden, daß sich eine Dame in ihrer Gesellschaft befinde?"

„Aber das hängt ja ganz von Dir ab!" rief Martin dazwischen. „Du bist die Hauptperson, Du darfst die Zügel der Regierung in die Hand nehmen. Auf den Ton, welchen Du anschlägst, werden sie einstimmen. Und was denkst Du? Werde ich mir denn rohe Kerls zu Gefährten einladen, wenn ich mit Dir reisen soll? Ich kenne sie, sie sind meine Freunde. Wenn Du uns nur ein bischen frei gewähren lässest — ganz zahme Musterknaben sind wir freilich nicht — so kannst Du darauf rechnen, daß wir uns ganz in Dich schicken. Und jetzt mach' ein freundliches Gesicht und sei vernünftig! Morgen geht's in die Welt!"

Die Lection wurde unterbrochen, da der Onkel uns nach dem kleinen Salon auf dem linken Flügel rufen ließ. Hier saß Stips bereits am Clavier und spielte dem Hausherrn eine alte Sonate vor, die dieser mit durchaus concertmäßigem Anstand und Ernst, steif und gerade auf seinem Sessel anhörte. Stips spielte gut und fertig, Alles frisch vom Blatte weg. Der Onkel verneigte sich dankend, und reichte dem Kleinen achtungsvoll die Hand.

Der Abendmahlzeit, welche der Hausherr theilte, wurde trotz des späten Diners ohne Zurückhaltung zugesprochen, hauptsächlich aber der flüssigere Theil derselben, zu Christian's Befremden, in Anspruch genommen. Dann ging es an das Quartettsingen. Mehrere Stücke wurden hübsch und rund, dabei auswendig, vorgetragen. Sie klangen gut, auch war die Auswahl zu loben. Der zweite Baß hatte eine tüchtige Stimme, auch der erste Tenor gehörte nicht zu den gewöhnlichen Nothhelfern. Dann ging es an das Piano, denn das Vorhandensein so vieler Clavierauszüge lockte zum Sologesang. So verstieg sich der Tenor denn zu Tamino's Bildniß-Arie, der Baß zu den „heiligen Hallen", und endlich traten Beide mit Martin zusammen, um das erste Terzett der Männer aus dem Don Juan zu singen — so gut es sich machen wollte — Alles unter Stipsen's Leitung und Begleitung. Dazwischen wurden die Gläser fleißig geleert, die Cigarren qualmten, man lachte und scherzte, das Vergnügtsein steigerte sich.

Der Onkel saß lächelnd im Sessel und lehnte sich behaglich zurück Die Gäste fühlten sich schon nicht mehr durch den Hofmarschall genirt, und dieser wollte ihrer Munterkeit freien Lauf lassen. Da winkte der Onkel dem Diener, ließ sich ein Glas Wein einschenken und Licht zu einer Cigarre reichen. Christian erstarrte und hielt alle zehn Finger gespreizt, als müsse er für einen Unfall sogleich zum Festhalten bereit sein. Ich schob mich an des Hausherrn Seite: „Lieber Onkel", rief ich leise, „was thun Sie? Das ist ja außerordentlich —!"

Digitized by Google

„Lassen Sie nur!" entgegnete er, indem er das Glas an die Lippen setzte. „Ich habe seit lange keinen so angenehmen Abend gehabt, und glaube mir etwas zumuthen zu können." Gleich darauf applaudirte er den Sängern lebhaft, sagte ihnen Angenehmes, und zündete seine Cigarre wieder an, was er wohl noch zwanzigmal vornehmen mußte.

„Jetzt, Hedwig, bist Du daran!" rief Martin. „Komm, komm, Laß Dich nicht nöthigen! Wofür hast Du Deine gute Stimme?"

Die ganze Gesellschaft fiel mit lächerlicher Hast über mich her und Stips schrie, es sei unverantwortlich, daß Martin ihnen nicht früher von meiner Gesangsfähigkeit gesagt habe. Selbst der Onkel begann: „Wenn es Sie nicht zu sehr angriffe, liebes Kind, oder wenn Sie die Stimmung dazu hätten, wäre es wirklich recht schön — ich habe Sie noch niemals singen hören!"

Ich gestehe gern, daß ich bereits seit einer Weile den Drang fühlte, auch bei der Musik mitzuthun, und so ließ ich mich nicht nöthigen und schlug die „Schöpfung" auf. Stips war begeistert über die Wahl und sprang auf seinen Sitz. Ich begann, und als ich fühlte, daß mir die Töne noch in alter Fülle quollen, kam eine Freude über mich, ein unaussprechliches Gefühl, als schlössen sich mir die Thore des Lebens noch einmal auf. Das muß wohl aus meinem Gesang hervorgeklungen haben, denn als ich endete, fiel Martin mir um den Hals und der Hofmarschall hatte sich erhoben, um — mir die Hand zu küssen! Stips schrie Bravo aus Leibeskräften, Baß und Tenor klatschten in die Hände, daß mir die Ohren gellten. Ich war gerührt und mußte zugleich lachen. Nun aber gab es keine Schranke mehr, ich wurde förmlich an das Clavier geschmiedet und es war mir eine Wonne, gefällig zu sein.

Ich habe vergessen, zu berichten, daß schon bald nach dem Beginn unseres Concertes die Tante herüber geschickt hatte, mit der Bitte, die Fenster zu öffnen, damit auch zu ihr etwas von der Musik dringe. Das war uns sehr angenehm, denn der warme Augustabend, dazu der Cigarrendampf, hätten uns im geschlossenen Raume umkommen gemacht. Jetzt kam wieder ein Bote, der mich persönlich zur Tante rief. Als ich den Salon verließ, prallte es von allen Seiten zurück, denn die ganze Hausgenossenschaft hatte sich auf dem Corridor versammelt, um sich an den ganz unerhörten Genüssen, die heute geboten wurden, zu betheiligen.

Ich fand auch die Tante bei offenem Fenster in ihrem Lehnstuhl. „Mein liebes Kind", rief sie mir mit klarerer Stimme als sonst entgegen — „Sie haben gesungen! O wie freut mich das! Und wie angenehm klingt es! Denken Sie nur, die jungen Leute haben mich heute Nachmittag förmlich eingesungen, so daß ich einige Stunden sehr gut geschlafen habe. Ich fühle mich schon kräftiger. Und der Martin singt auch — o der liebe junge Mann! Wie schade, daß ich nicht drüben bei der Gesellschaft sein kann! Aber so in der Nähe würde mich die Musik doch zu sehr angreifen, und der Gedanke, daß vier junge Leute im Hause aufgenommen werden sollen, beunruhigt mich schon genug. Mein Gott, ist denn auch Alles in Ordnung? Die Schlafstuben —"

Digitized by Google

„Gnädige Frau, ein paar Tropfen Valerianer —“ rief Betty, indem sie mit einem Flacon herbeisprang.

„Nein, nein! Laß nur! — Liebe Hedwig, Sie sollten dennoch morgen mitreisen! Der Bruder ist ja von der Partie. Ei was, Kindchen — seien wir einmal ganz leichtsinnig! Wer so jung ist wie Sie, dem gönnt man die Freiheit, und so sage ich denn getrost: „Vogel, flieg' aus!“ Sie versprechen mir's, nicht wahr?“

Ich dankte der guten Tante von Herzen, und gestehe, daß mir, seit ich wieder gesungen hatte, die Flügel gewachsen waren, und ich schon einige Lust spürte, in die Welt zu fliegen.

„Noch Eins, Kindchen!“ fuhr die Tante fort. „Thut mir doch den Gefallen drüben und singt meine beiden Lieblingsduette — aber lacht mich nicht aus über die Wahl! Singt mir: „Bei Männern, welche Liebe fühlen“, und „Reich mir die Hand, mein Leben!“ Und zwar soll der Martin mit Dir singen. Weißt Du auch warum? Diese beiden Stücke sangen Deine Eltern zusammen, als sie noch jung und noch nicht verlobt waren. Es wurde damals Deiner Mutter recht schwer gemacht, Deinen Vater zu heirathen, da er von bürgerlicher Herkunft — — aber um Gotteswillen, wie komme ich denn auf diese alten Geschichten? Das hat mir Alles die Musik wieder in Erinnerung gebracht — ach, Betty, so geh mir doch mit den Tropfen weg! Ich fühle mich wohler als je. — Aber nicht wahr, Kinder, Ihr singt mir die beiden Duos?“

Ich versprach es gern und drückte einen Kuß auf die magere Hand der alten Dame.

„Und die Reise versteht sich ganz von selbst!“ fuhr sie fort. „Wir verabschieden uns gleich jetzt, da ich Sie nicht länger von der Musik zurückhalten will, und ich nicht weiß, ob ich morgen so früh Sie werde empfangen können. Also nochmals: Vogel flieg' aus!“

Ich sagte ihr Gute Nacht und Lebewohl und wandte mich zur Thür.

„Ach, liebe Hedwig“, rief sie mir nach, „wollen Sie nicht dennoch mein Reisenecessaire mitnehmen? Ich brauche es gar nicht —“

Ich dankte, lehnte dringend ab und eilte hinüber.

„Nun?“ fragte der Onkel. „Was sagt die Tante?“

„Sie hat mir einen sehr leichtsinnigen Ruf zugeflüstert!“

„Ei, ei? Wir erleben merkwürdige Dinge! Welchen denn?“

„Vogel flieg' aus!“

„Bravo! Excellent! Vogel flieg' aus — so sage auch ich! — Meine jungen Herren, diese Dame wird morgen früh mit Ihnen reisen. Ich vertraue sie Ihrer Obhut!“

Ein Jubelgeschrei erhob sich. Ich aber sprach die Wünsche der Tante aus, und führte meinen Martin an das Clavier. Er war auf die beiden begehrten Duos nicht eingeübt, allein Stips behauptete, er müsse sie, bei seinem musikalischen Gehör, nothwendig auch in der Kehle haben, und es werde gehen. — Und richtig, es ging. Der Hausherr wiegte das Haupt, trat dann auf uns zu, küßte mich auf die Stirn, und drückte Martin die Hand. Dann sah er auf die Uhr Es ging

Digitized by Google

ſchon auf Elf. „Sie verzeihen meinen Jahren wohl, wenn ich mich nun zurückziehe!“ begann er. „Bleiben Sie ungeſtört beiſammen. Chriſtian wird dafür ſorgen —“

„Es iſt überhaupt genug!“ rief Martin. „Chriſtian, keine Flaſche mehr!“ Und leiſe zu mir flüſterte er: „Der Ramberg (er wies auf den erſten Tenor) hat ſonſt morgen „Katzenjammer“ und verdirbt uns den ganzen Tag.“

Da ſprang Stips, der inzwiſchen mit Tenor und Baß die Köpfe zuſammen geſteckt, herbei und begann: „Herr Hofmarſchall, geſtatten Sie, daß wir Ihrer Frau Gemahlin noch ein Ständchen bringen? Es ſoll ganz piano ſein!“

„O, das iſt ja ſehr — ſehr freundlich!“ meinte der Onkel. „Ueberlegen wir — wird es angehen?“

Ich nahm die Verantwortung auf mich, ich hoffte, heute werde es angehen.

Sofort war Alles bei der Hand. Das Quartett voran, ich am Arme des Hausherrn hinterdrein, das ganze Gefolge der Dienerſchaft von draußen im Anſchluß, ſo zogen wir durch den Garten, um in geringer Entfernung von den Fenſtern der Tante uns aufzuſtellen. — „Piano, piano!“ flüſterte Stips, den Ton angebend, und piano-piano begannen die Sänger ein ſehr zartes Gutenachtlied. Ich begriff nicht, wo ſie nach all' dem Singen und Lärm noch die Stimme dazu hernahmen. Als ſie geendet hatten, wehte aus dem Fenſter ein weißes Tuch. Es war Betty, welche im Namen ihrer Herrin den Dank für das Ständchen dadurch ausſprach. — Wir verabſchiedeten uns, der Wagen wurde auf Martin's Anordnung um fünf Uhr Morgens beſtellt, und ich ging mit dem Onkel noch einmal zur Tante hinauf. Sie war bewegt, aber in heiterer Stimmung über das Ständchen. Und nachdem ich das Reiſenecceſſaire wiederholt abgelehnt hatte, entließen mich die beiden Alten zum Abſchied nochmals mit dem Rufe: Vogel flieg' aus! — Hier, meine liebe Clara, endet meine Vorrede, die ich Dir als Nachſchrift aufgebunden habe, und es folgt nun mein Tagebuch. Du wirſt ſchaudern, wirſt Dich entſetzen, und wenn Du nun gar an die Vorrede kommſt, die ich zum Schluß hinzugefügt habe, dann wird Dein Mann — der, wie ich vorausſetze, von dieſem Schriftſtück nicht verſchont bleibt — kopfſchüttelnd ſagen: „Die iſt wirklich nicht geſcheit!“

Donnerſtag den 5. Auguſt.

Morgens um ſieben Uhr fuhren wir von Schloß Neuenburg ab, gegen die Anordnung meines Bruders, der über die Verſpätung ganz ungeduldig wurde. Aber Chriſtian hatte beſchloſſen, die jungen Leute müßten — es müßte nach einem ſo ungewöhnlichen Abend überhaupt ausgeſchlafen werden. Man macht im Hauſe des Onkels für gewöhnlich ſpät Morgen. Und dann mußte der Frühſtückstiſch in aller Form ſervirt werden, die gebratenen Hühner und anderen Vorräthe, womit der Wagen vollgeſtopft werden ſollte, verſpäteten ſich auch, und ſchließlich war ich

Digitized by Google

es noch, die der Verspätung den Rest gab, da mein Mädchen einen zu großen Koffer für mein Gepäck genommen hatte, und nun erst die kleineren durchprobirt werden mußten Denn ohne ein solches Gepäckstück konnte ich doch nicht reisen, wie Martin zu seinem Leidwesen einsah. Endlich konnten wir den offenen Wagen besteigen. Ein kleiner Höflichkeitsstreit, wer den Ehrenplatz neben mir einnehmen sollte, wurde für den Bassisten entschieden, Stips saß mir gegenüber, Martin auf dem Bock, und so kutschirten wir lachend in den heitern Morgen hinaus. Ja, lachend! Denn von dem Moment an, da wir abfuhren, wurden so viel Thorheiten getrieben, daß ich nicht wußte, wo mir der Kopf stand.

„Dionys!" so wendete sich Stips jetzt zu Martin, der diesen Beinamen trug, weil er über die Anderen eine freundschaftliche Tyrannei ausübte — „Dionys, Deine hochadelige Verwandtschaft ist doch aber ganz famos! Ich leugne nicht, daß mir gar nicht gemüthlich wurde, als ich meinen Fuß in das alte Schloß setzte; aber das muß man sagen, der alte Herr hat bei aller Vornehmheit eine Art zu gewinnen, daß man nicht widerstehen kann. Wenn mir einmal das Moos ausgehen sollte —"

Die Anderen unterbrachen ihn mit Gelächter. „Wie so denn?" rief Stips eifernd. „Ich habe ja nur sagen wollen —"

„Es ist schon gut!" unterbrach Dionys ihn. „Morgen ist auch noch ein Tag! Orpheus, gieb mir etwas Feuer!"

Ich verstand nicht, worüber sie lachten, doch hörte ich, daß sie unter sich besondere Namen führten. So hieß Stips eigentlich Theodor Buchner, der mit Orpheus bezeichnete erste Tenor Ramberg und Herr Studiosus Wiesner, der Bassist, mußte sich den unbegreiflichen Namen Jettchen gefallen lassen! Darum also hatte man ihn beim Einsteigen mit so geheimnißvollem Lächeln und Augenzwinkern an meine Seite complimentirt. Er hatte in der That etwas mädchenhaft Schüchternes in seinem Wesen, zu dem seine männliche und voll ausgebende Baßstimme eigentlich in komisch überraschendem Gegensatz stand. Jettchen war angehender Jurist, kümmerte sich aber, wie Stips ihm auf den Kopf zusagte, vorerst mehr um Musik, als um Pandecten.

Unsere Unterhaltung wurde nun, nachdem der erste Sturm des Morgenjubels vorüber war, ganz gesetzt und vernünftig. Die jungen Leute erzählten mir von ihren Studien, von den musikalischen und sonst künstlerischen Dingen der Hauptstadt; sie waren sämmtlich intelligent und unterrichtet, und so hörte ich gern zu, erfuhr mancherlei Neues und wähnte mich in ganz guter Gesellschaft.

Da wendet sich Martin plötzlich um und ruft: „Ein Chausseehaus! Es wird nichts bezahlt, wir brennen durch!"

„Ja, ja! Friedrich, vorbei!" schrieen die Anderen mit Freude, ohne auf mein Erstaunen zu achten. Ich verstand Anfangs gar nicht, was sie wollten, glaubte dann nicht, daß sie den Vorsatz ausführen würden, widerredete endlich mit Entschiedenheit. — „Ach was!" rief Dionys, „wir müssen unser Reisegeld zusammen halten! Friedrich, Du fährst vorbei!" — Schon stand der Einnehmer mit Stange und Beutel am

Digitized by Google

Fenster bereit, da läßt Friedrich, fortgerissen von der Thorheit der Jugend, die Pferde ausgreifen, und mit Hurrah und Mützenschwenken jagen wir unter dem Schlagbaum durch und vorbei, verfolgt von dem Rufen und Schimpfen des Einnehmers. Zwischen Beschämung, Groll und Lachen schlage ich die Hände vor das Gesicht, um nicht erkannt zu werden — aber es war ja doch der Wagen des Hofmarschalls, der erkannt werden mußte! Und ich darin und — „durchgebrannt" mit vier Studenten — welche Schmach! Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Augenscheinlich war es den jungen Leuten nur um den Spaß zu thun, und ich gestehe, daß ich bei ihrem Jubel über den gelungenen dummen Streich in ein solches Lachen ausbrach, daß ich meiner Mißbilligung keinen Ausdruck geben konnte. Es versteht sich, daß ich späterhin Friedrich, den Kutscher, ausschalt, und ihn beauftragte, auf der Rückfahrt die Sache in Ordnung zu bringen.

Und (wer glaubt es?) zehn Minuten darauf waren wir wieder in wissenschaftlicher Unterhaltung! Stips und Martin stritten sich über tragische Schuld, über antike und moderne Schicksalsidee, über Sophokles und Shakespeare. Orpheus, der Tenor, mußte seinen Ausspruch, daß Shakespeare nicht an Schiller heran reiche, zurücknehmen. Jettchen betheiligte sich erst an der Debatte, als sie auf Mendelssohn's Musik zur Antigone gerieth, die er in den Himmel erhob, was die Anderen aber nicht wollten gelten lassen, da sie zu viel Raum beanspruche und den antiken Inhalt nicht decke.

Nach einigen Stunden meldete sich Appetit zum Frühstück. Friedrich sprach von einem sehr guten Wirthshause, das in der Nähe sein sollte. „Warum nicht gar!" rief Martin. „Wir haben so viel Vorrath, daß wir heute kein Geld auszugeben brauchen. Stips, greife mal an die Wagentasche!"

„Nur nicht im Wagen!" wandte Stips ein. „Da ist ja gleich eine köstliche Waldstelle! Wir lagern uns und machen auf dem Rasen Tischlein deck' Dich!"

Da ich mich einverstanden erklärte, lenkte Friedrich in den Schatten und wir stiegen aus, um im Grünen unser Mahl zu halten. Es war ganz opulent, man sprach der kalten Küche und der Flasche wacker zu, ein Glas von des Onkels gutem Malaga mundete sogar mir ausgezeichnet. — „Wir kommen von den Fleischtöpfen Egyptenlands!" begann Stips kauend. „Wenn es uns nachher in der Wüste nicht Manna regnet, dann weiß ich nicht —"

Martin drohte ihm und warf ihm ein zusammengeballtes Papier, die Emballage eines gebratenen Huhns, an den Kopf. Stips unterbrach sich und die Anderen lachten. Was haben sie nur Geheimnißvolles vor?

Nachmittags kamen wir in die Stadt, am Fuße der Berge, wo der Wagen uns verlassen sollte. Friedrich wollte vor dem ersten Gasthofe halten, wurde jedoch nach einer Ausspannung in der Vorstadt dirigirt, was mir ganz recht war, da ich mit meiner Gesellschaft nicht aufzufallen wünschte. Man packte die Reste unserer Vorräthe in die

Ränzel, und Stips ergriff die letzte Flasche Wein mit den Worten: „Die bleibt für die Hedwig, wenn sie etwa kein Bier trinken mag!“ So familiär spricht dieser Mensch bereits! — Und nachdem mein Köfferchen auf die Post gegeben, ich mit einigermaßen geeignetem Schuhwerk und einer Ledertasche ausgerüstet war — Stips und Jettchen schlugen sich fast darum, wer sie tragen sollte — nachdem auch Friedrich mit Grüßen an den Onkel und die Tante entlassen war, begannen wir die Fußwanderung. Jetzt noch einmal wurde mir etwas befangen um's Herz, als ich so vagabundenhaft mit vier Studenten aus dem Thore schritt. Allein der Tag war schön, die Gegend lachend, meine Gefährten zeigten sich voll zarter Rücksicht und Aufmerksamkeit gegen mich, dazu sangen sie so hübsch, daß ich mich bald freier fühlte und schon anfing, ihre Burschenlieder, die mir leicht in's Ohr klangen, mitzusingen. Wir waren sehr vergnügt! Etwas müde kam ich aber doch Abends in die Herberge, ich bin des Wanderns und der Luft noch zu ungewohnt, und habe mich zeitig zurückgezogen, um morgen rüstig zu sein. Das Plaudern und Lachen meiner Gefährten, die vor der Thür unter dem Nußbaum sitzen, dringt noch immer zu mir herauf.

Den 6. August.

Da bin ich ja in eine schöne Gesellschaft gerathen! Das Reisegeld fängt bereits an, ihnen auszugehen. Jetzt sind mir auch Stipsen's geheimnißvolle Andeutungen klar. Heute nach dem Frühstück, bevor wir ausrückten, machte mir Martin befremdliche Eröffnungen. Er begann recht harmlos mit der Frage, ob ich auch genügend mit Reisegeld versehen sei? Dann kam heraus, daß er zwar mit der Summe, die ihm ausgesetzt war, hätte auskommen können, allein er hatte in seiner Liberalität die drei Andern, welche fast gar nichts hatten, darauf hin eingeladen. „Orpheus und Jettchen haben durchaus zahlbare Väter und gute Wechsel, sie geben mir zurück, was ich für sie auslege, wenn ihr Wechsel kommt“ — so fuhr er fort — „Stips aber nehme ich auf meine Rechnung mit. Wie wir Beide mit einander stehen, ist von Mein und Dein nicht mehr die Frage. Er hat gar nichts, ist ganz arm, muß sich durch Privatunterricht kümmerlich forthelfen, und dabei ist er ein ausgezeichneter Mensch, vor dem ich ungeheuren Respect habe. Außerdem ist er mein bester Freund. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, daß er so trist in den Ferien zu Hause hocken sollte, während ich auf eine „Spritzfahrt“ ging. Hedchen, thu' mir die Liebe, und hilf uns aus! Dir kann es ja nicht drauf ankommen! Wenn Du uns sitzen lässest, geht der Spaß schon morgen zu Ende.“

Ich versuchte recht ernsthaft zu sein, indem ich begann: „Ich kann Deinen Leichtsinn nicht loben, lieber Martin! Und wenig schmeichelhaft ist es für mich, Dir nur als Mittel zum Zweck zu dienen. Nicht meine Gesellschaft, sondern meine Kasse war Dir für die Reise wünschenswerth, darum drängst Du so sehr — Du siehst vielleicht ein, daß ich mich über diese enttäuschende Wendung der Dinge nicht eben freuen kann. Und

Digitized by Google

was noch weniger schön ist, Du lockst mich erst in die Falle, eröffnest mir Deine Verlegenheit erst, da Du meines Zuschusses sicher zu sein glaubst —!"

„Um Gotteswillen, Hedwig!" rief er, „hälst Du mich für so gemein? Du weißt, seit wie lange ich eine Reise mit Dir angestrebt habe! Konnte ich damals schon an unsere Verlegenheiten denken? Und auch jetzt dachte ich nicht, daß sie eintreten würden. Weil ich die drei Anderen mithaben wollte, gab ich die große Reise auf und beschloß einen kleineren Ausflug, ich war überzeugt, daß mein Reisegeld für uns Alle reichen würde. Wer konnte denn voraussehen, daß der Weg blos bis zu des Onkels Gut gleich so in's Capital laufen würde. Hedwig — daß Du mich einer Hinterlist und Nichtswürdigkeit fähig hältst, ist bei der Geschichte das Einzige, was mich wurmt!"

Martin war bekümmert und zugleich erregt. Ich mußte über seine Ehrlichkeit und Unerfahrenheit lächeln, und suchte ihn zu trösten. Zugleich fühlte ich mit einiger Genugthuung, daß diese Angelegenheit mir die Autorität der älteren Schwester über das sonst so unabhängige Brüderchen wiedergab. Auch schien er sich ihr fügen zu wollen. Wir wurden wieder heiter, fingen an zu rechnen und einen Ueberschlag zu machen. Die Summe, die ich ihm als mein Reisegeld nannte, schien ihm ungeheuer und völlig ausreichend für fünf Personen. Gleichwohl hatte ich ihm nur etwa zwei Drittel meines Kassenbestandes verrathen und beschloß heimlich an den Onkel zu schreiben, daß er mir nach einer gewissen Station neue Hülfsquellen sende. So bin ich denn zum Bankier meines Viergespannes geworden und will sehen, wie ich es dadurch zu zügeln vermag.

Als wir uns mit den Anderen wieder vereinigten, bemerkte ich in ihren Zügen ein gewisses verlegenes Lächeln. Sie mochten ahnen, daß Martin mich in die brennende Frage der Reise eingeweiht hatte. Doch wurde leicht darüber hingegangen. Und als wir darauf in der Morgenkühle durch den frischen Wald schritten, zeigten sie so heitere Stimmung, als gehörte ihnen die Welt. Sie sangen lustige Lieder, und heut ließ ich meine Stimme sehr laut mit ihnen ertönen. Wir wegelagerten im Grünen mit den Resten unserer Neuenburger Vorräthe um ein Morgenmahl zu halten. Und als dies vollendet und Stips den letzten Hühnerflügel abgenagt hatte, rief er: „So! Jetzt haben wir unser Sach auf nichts gestellt! Wenn uns das Geld ausgeht, geben wir ein Concert in Heinrichsbad und die Hedwig sitzt an der Kasse, dann nehmen wir ein Heidengeld ein!"

Gelächter und Beifall folgten dem Vorschlage. „Aber was denkst Du?" rief Orpheus. „Die Frau Hedwig ist ja die Hauptstütze des Concertes, die können wir doch nicht an der Kasse sitzen lassen!"

Ich bewunderte mit Vergnügen die Harmlosigkeit, in der sich die jungen Leute dem Concertplane hingaben. Ob sie sich öffentlich hören lassen könnten, danach war gar nicht die Frage. Sie besprachen bereits die Quartetts, die sie vortragen wollten, wählten für Orpheus und

Digitized by Google

Jettchen die geeigneten Lieder und Arien aus, für Stips eine Sonate von Beethoven, sie verfügten auch über meine Mittel, so daß ich mit nicht weniger als zwei Duetten und zwei Sonatenvorträgen auf das Programm kommen sollte. Ich ließ jenen den Spaß und beschloß inzwischen Herrn Stips, diesen „ausgezeichneten Menschen", wie Martin ihn genannt, ein wenig auf's Korn zu nehmen.

Auf den ersten Anblick hätte man nicht viel hinter ihm gesucht. Er ist klein und unscheinbar, hat eine spitze Nase und sehr lebhafte Augen. Sein ganzes Wesen ist lebhaft, rasch, keck und etwas überlegen, ohne doch unbescheiden zu sein. Er läßt sich von den Anderen hänseln und weiß es tapfer zurück zu geben. Zuweilen geht er ganz still und in sich gekehrt neben den Anderen hin und ist dann, wenn man ihn aus seinem Traum wach ruft, um so ausgelassener. Daß er recht gescheit ist, habe ich schon Gelegenheit gehabt zu erkennen. Er weiß meinen Martin gelegentlich tüchtig abzutrumpfen und dieser giebt klein bei, zuweilen mehr als er nöthig hat. Dabei scheint Stips ein Unbehagen zu fühlen über seine Kleinheit — zumal die drei Anderen recht stattliche Jünglinge sind. Ihr Reiseanzug ist durchaus anständig, Stipsen's weniger. Alles scheint zu kurz, als wäre es auf eine noch kleinere Figur berechnet. Dabei hat er eine Art sich in die Höhe zu recken, die ihm ein ganz komisches Ansehen giebt. Sie ziehen ihn damit auf, er lacht und ärgert sich darüber, und that mir den Vorschlag, ich solle ihn aufmerksam machen, wenn er „über sich hinaus wolle", vielleicht sei das die beste Art, seine Untugend los zu werden. Er ist sehr aufmerksam gegen mich und geht mir fast immer zur Seite. Doch sollte ich heut noch Gelegenheit bekommen, gerade gegen ihn recht ungehalten zu werden.

Martin, der mit Hülfe eines kleinen Reisehandbuches unsern Wegeführer macht, verlangte, daß wir über einen ziemlich breiten Waldbach setzten, um drüben im Tannenschatten ein Stück der heißen und staubigen Fahrstraße abzuschneiden. Ich benahm mich schon beim Ueberschreiten des Baumstammes, der die Brücke über den Bach bildete, nicht zum besten. Drüben aber standen wir nach einigen hundert Schritten vor einem Hinderniß, welches ich für unübersteigbar erklärte. Es mußte nämlich über einen sieben Fuß hohen Zaun geklettert werden, da es einen fürstlichen Wildpark zu durchschreiten galt. Das Handbuch gab dazu die Erlaubniß. Stips, Orpheus und Jettchen waren schnell hinüber, ich aber stand mit Martin parlamentirend, mich gegen ein Ueberklettern lebhaft sträubend. Mein Bruder redete mir zu und wurde fast ungeduldig, die Anderen behaupteten, es sei ganz bequem, da der Zaun aus horizontalen Latten- und Bretterwerk bestand. Ich mußte mich, wenn auch seufzend und ärgerlich, zu dem Versuch ergeben. Doch wurden die drei Anderen verpflichtet, ein Stück voraus zu gehen und sich, bei ihrem Seelenheil, nicht umzusehen. So unternahm ich denn mit vieler Umständlichkeit und Verzagtheit die schwierige Kletterpartie. Endlich bin ich glücklich oben und richte mein scheues Auge nach der Seite der Vorausgegangenen. Da muß ich erleben, daß Stips, dieses

Digitized by Google

pflichtvergessene Wesen, sich plötzlich umsieht und, ertappt auf seinem Treubruch, sich schleunigst wieder wendet. Das Hinabsteigen wurde mir durch den Groll darüber noch erschwert. Aber ich war doch glücklich wieder unten und Martin, der sich leicht hinterher schwang, rief mir Brava! zu. Doch konnte ich nicht umhin, Herrn Stips einen Verweis zu geben. „Wissen Sie auch, daß Sie sehr unartig sind?" begann ich. „Sie haben ganz pflichtvergessen gehandelt, da Sie sich, gegen das Verbot, dennoch umgesehen!"

Stips wurde dunkelroth. „Ich dachte Sie wären längst hinüber", stotterte er — „und, bei Gott, ich habe gar nichts gesehen!"

Die Waffen des Ernstes fielen mir aus den Händen, und doch war es mir unangenehm, daß ich ein Lächeln kaum überwinden konnte, zumal ich bemerkte, daß die Uebrigen sich abwendeten.

In diesem Augenblick aber rauschte, raste, dröhnte und schnob es um uns her und eine Heerde wilder Schweine, zu deren Lagerplatz wir gedrungen, fuhr grunzend auseinander. Ich schrie laut auf vor Entsetzen, selbst meine Ritter schienen einen Moment die Fassung zu verlieren. Der Tenor, von einem schwarzen Scheusal umgerannt, lag mit der Nase auf der Erde. Im nächsten Moment jedoch standen die drei Andern zur Abwehr um mich her und ich hielt mich in meiner Angst krampfhaft an Stips und Jettchen fest. Zu unserm Glück jedoch nahmen die wilden Bestien die Flucht in den Wald hinein und überließen uns ihre nicht sehr anmuthige Stätte. Und als Ramberg sich erhoben und als unverletzt erwiesen hatte, standen wir und brachen in ein fassungsloses Lachen über unsere Situation aus, das gar nicht enden wollte. Als ich wieder zu Worte kam, erklärte ich, keinen Schritt weiter durch diesen Thiergarten zu setzen, auf die Gefahr hin, über den Zaun wieder zurückklettern zu müssen. Während wir noch hin und her sprachen, kamen zwei Herren auf uns zu, von denen mir der ältere sehr nach dem Besitzer dieses Grund und Bodens aussah. Und während Martin auf ihn zu ging, um ihn über Weg und Steg zu befragen, mußte ich zu meiner tiefen Beschämung ihn als einen Bekannten anerkennen. Es war der Fürst K. Nur einmal hatte ich ihn gesehen, als er einen Besuch bei meinem Onkel machte, allein bei seiner ausgeprägten Persönlichkeit war er mir in der Erinnerung geblieben. Ich hoffte aus der seinigen entschwunden zu sein, doch zu meinem Schreck erkannte auch er mich und trat grüßend näher. Ich fühlte, daß mir die Röthe in's Gesicht stieg, als er begann: „Es ist mir zwar sehr schätzenswerth, Sie auf meinem Gebiet zu begrüßen, gnädige Frau, doch bedaure ich, daß es nicht auf einem weniger beschwerlichen Wege sein konnte. Es war, wie ich höre, ein Zaun zu übersteigen —"

Der Fürst lächelte so eigen, daß ich vor Verlegenheit nicht wußte, wo ich hinsehen sollte, und — wie ich fürchte, etwas ganz Dummes entgegnete. Als ich die Augen aufschlug bemerkte ich, daß sein Begleiter, ein hochgewachsener junger Herr, die Blicke ernst auf mich gerichtet hielt, was mich erst recht verwirrte.

Digitized by Google

Ich erzählte dem alten Herrn, so gut ich vermochte, wie mich der Onkel selbst auf diese Wanderfahrt getrieben, bat um Entschuldigung für unser Eindringen und sprach den Wunsch aus, so bald als möglich wieder auf die geregelte Straße zu gelangen.

„Das Reisehandbuch hat Sie verleitet" — so wendete er sich zu Martin — „den Bach etwas zu früh zu überschreiten. Die Stelle kommt etwas weiter dorthinauf. Dieses Terrain hier ist nicht ganz ohne Gefahr, und überdies gäbe es, um hinaus zu gelangen, noch einen Zaun zu übersteigen. Ziehen Sie es vor, bequemer auf den breiten Weg zurückzugelangen, so kann ich Ihnen behülflich sein." — Ich nahm den Vorschlag dankbar an und schritt neben dem alten Herrn her. Er ließ sich vom Onkel, von der Tante erzählen, fragte mit Discretion nach unseren Reisezielen und bald standen wir an einer bequemen Brücke über den Bach, welche jedoch durch eine Thür abgeschlossen war. Der Fürst schloß auf, sprach seine Empfehlung an den Onkel und den Wunsch einer glücklichen Reise aus, und unter vielen Entschuldigungen verabschiedeten wir uns. Er war, Alles in Allem, recht artig und leutselig. Sein Begleiter stand in der Entfernung und grüßte nur flüchtig.

Zu Martin's großer Verstimmung kamen wir nach einer Viertelstunde an die eigentliche Uebergangsstelle, die, bei weitem nicht so unbequem, uns in den Wald führte. Die Jugend lachte bald wieder über das kleine Abenteuer, ich aber konnte des beschämenden Eindrucks nicht Herr werden. Immerfort sah ich das spöttische Lächeln des Fürsten und den scharfen, ernsten Blick seines Begleiters vor meinen Augen.

Da begann Stips, der eine kindliche Genugthuung verrieth, mit einem Fürsten in Beziehung getreten zu sein: „Wer nur der andere Herr gewesen sein mag? Ich habe selten einen so hübschen Menschen gesehen."

Seine Gefährten meinten, es sei nicht so arg mit seiner Schönheit gewesen, hätten ihn auch nicht genauer betrachtet. — „Es mag sein!" fuhr Stips fort. „Ich gebe Euch die Schönheit preis, aber er hatte etwas Ausdrucksvolles und für mich Anziehendes. Das kann kein gewöhnlicher Mensch sein. Und was noch mehr ist — ich weiß, mit dem mache ich auch mal nähere Bekanntschaft!"

Stips wurde ausgelacht, man rief ihm zu, er solle sich nicht in die Höhe recken. „Lacht nur!" fuhr er fort. „Ich muß es mir gefallen lassen. Aber eine Stimme sagt mir fast immer voraus, wem ich einst näher treten werde. Dionys, als ich Dich zuerst sah, wußte ich das auch, obgleich Du gar nicht zuvorkommend gegen mich warst! Ich bleibe dabei, mit dem „netten Kerl" im Jagdrocke komme ich noch auf Du und Du — ohne daß ich mich darum reiße, ja, ohne daß ich etwas dazu thue!"

Seine Prophezeihung fand keinen Glauben, wol aber einige Verspottung. Inzwischen erinnerte er sich, daß ich noch einen Groll gegen ihn hegte, und bat mich demüthig um Verzeihung. Ich beruhigte ihn und wir waren wieder gute Freunde. —

Digitized by Google

„Im Krug zum grünen Kranze
Da kehrt' ich durstig ein —"

Mit diesem Liede wanderten wir Abends in unser Quartier. Meine Gefährten jubelten, daß das Wirthshaus sich wirklich „Zum grünen Kranze" nannte. Ein hübsches Haus an der Landstraße, mit einer Veranda und köstlicher Aussicht in die Berge. Wir nahmen unser Abendbrod vor der Thür, und da wir, frühzeitig angelangt, noch die einzigen Gäste waren, fühlten wir uns sehr unter uns und ungenirt. Wirthsleute und Dienerschaft zeigten sich von unserer guten Laune angemuthet und waren bereit und geschäftig um uns herum. Meine Gefährten fühlten den Drang, einmal wieder geregelt Quartett zu singen und ließen ihre Stimmen ertönen. So kam die Dunkelheit herein, ohne uns vom Platze zu vertreiben. Der Wirth brachte Windlichter für unsern Tisch und hatte immer neue Gläser Bier zu bringen — ich war ganz erstaunt, daß die jungen Leute so viel davon tranken, denn mir mundete es nicht sonderlich. Auch störte es sie gar nicht im Singen. — Inzwischen hatte ich schon lange bemerkt, daß wir nicht mehr allein waren. Man ging ab und zu und um uns her, im Dunklen unter den Bäumen standen Gruppen von Zuhörenden, nach dem letzten Liede war sogar laut applaudirt worden.

Da kommt Stips, den die Neugier auf kurze Zeit von uns fortgezogen hatte, mit triumphirenden Blicken zurück. „Hab ich's nicht gesagt?" flüstert er. Der Begleiter des Fürsten ist mir schneller begegnet, als ich vermuthete. „Da hinten unter dem Baume sitzt er allein, raucht seine Cigarre und trinkt sein Seidel aus dem Felsenkeller, wie wir. Er ist zu Pferde gekommen, bleibt aber die Nacht nicht hier, sondern eine Viertelstunde weiter in der Stadt."

„Aber woher weißt Du das?" fragte Martin lachend.

„Nun, ich habe ihn gesprochen!"

„Wie kann man so zudringlich sein!"

„Oho! Zudringlich? Er kam selbst auf mich zu und lud mich ein, bei ihm Platz zu nehmen. Erst sagte er mir viel Lobendes über unser Quartett, dann fragte er, wie wir unsere Tagereisen vertheilt hätten, und that mir einige sehr praktische Vorschläge — Dionys, ich sage Dir nachher davon. Und dann fragte er auch, ob denn unserer Dame die Fußwanderung nicht beschwerlich falle? Aber da habe ich die Hedwig nicht schlecht herausgestrichen! Hernach habe ich ihm auch unser Abenteuer mit den Schweinen erzählt. Er lachte und meinte, wir sollten uns künftig doch in Acht nehmen —"

„Ei, da braucht Er nicht zu kommen, um uns das zu sagen!" rief Martin dazwischen, der sich nicht gern an die Geschichte, die er verschuldet hatte, erinnern lassen mochte. „Wer ist er denn? Hat er nicht die Höflichkeit gehabt, sich Dir vorzustellen?"

Stips sah ihn halb verlegen an. In seiner Harmlosigkeit war ihm dieser Mangel noch gar nicht aufgefallen. Man ließ den Fremden auf sich beruhen und stimmte bereits ein neues Quartett an. Recht gegen meinen

Digitized by Google

Wunsch, da mir die Nähe des Mannes, den ich in der Gesellschaft des Fürsten gesehen, nicht erquicklich war. Ich zog mich früher in mein Zimmer zurück und überließ die Jugend sich selbst.

Den 7. August.

Das war ein köstlicher Tag! Ganz ungetrübt, harmlos, fröhlich, ein Stück lebendiger Poesie, wie ich sie noch nicht gekannt habe! Die Gegend paradiesisch, Berg und Thal in warmem Sonnenduft schwimmend, die ganze Welt lachend und den Fröhlichen mit herzlichem Willkommen die Arme ausbreitend! Was für Thäler und Dörfer wir durchschritten, welche Aussichtspunkte bestiegen, wo wir gerastet und was wir Merkwürdiges gesehen, ich kann es nicht aufschreiben. Die jungen Leute machen sich ja genug Notizen. Für mich war der Tag ein Ganzes, voll und rund, ja, er ist für mein Leben auch ein Tag neuen, erwachenden Daseins. Denn heute, wo ich den ganzen Zauber der Natur, dazu die heitere Jugendlust meiner Genossen auch mich durchströmen fühlte, heut weiß ich, daß ich frei bin von dem Druck der letzten Jahre, daß ich wieder das ganze Glück des Lebens empfinden kann. Ich komme mir um zehn Jahre jünger vor, ja, ich habe mich auch wol betragen wie ein junges Mädchen von sechzehn Jahren. Alle Burschenlieder habe ich schallend mitgesungen. Ich kann sie schon auswendig, und meine Mannschaft sagte, an mir sei ein Student verloren gegangen. Auch empfing ich ihre lebhaften Glückwünsche, als ich durstig wirklich ein ganzes Glas Bier ausgetrunken hatte. Sie sind so rücksichtsvoll gegen mich, so aufmerksam, sie wetteifern, sich mir artig zu zeigen. Jede schöne Blume am Wege wird mir gebracht, Abends rückte ich mit einem mächtigen Strauß in's Quartier. — Von Abenteuern will ich nur Eins erwähnen. Eigentlich ist es keins, nur ein flüchtiges Wiedersehen. Gegen Mittag lagerten wir am Waldessaume, und auf die Bitten meiner Freunde sang ich allein ein Lied und ich sang es laut und recht aus heiterer Seele, mich selbst erfreute der volle Klang, den es hier im Freien gab. Da kommt ein Reiter um die Wegeswindung und Stips erkannte seinen „zukünftigen Busenfreund", wie man den Fremden nannte. Er kam mir freilich im Augenblick nicht recht gelegen und ich unterbrach meinen Gesang. Er grüßte sehr fröhlich und ritt vorüber. Stips machte Miene, auf ihn zuzugehen, Martin aber hielt ihm am Arme fest mit den Worten: „Keine vorzeitige Intimität! Was sollte aus unserer Reise werden, wenn jeder für sich Verhältnisse anknüpfen wollte? Verkneife Dir Deinen Freundschaftsdrang!" — Ich sang dann auf Verlangen weiter und der Fremde war vergessen. Der Plan, auf der Reise ein Concert zu geben, spukte auch heut wieder in den Köpfen meiner Gefährten. Sie nehmen den Scherz ganz ernst und dadurch wird er mir nur noch spaßhafter.

Ich muß mir einige Vocabeln der Studentensprache aufschreiben, um sie im Kopfe zu behalten. „Auf den Leim gehen" heißt, sich betrügen lassen. „Comment reiten" bedeutet, sich an bestimmte Regeln binden. (Stips meinte heut, in Allem, was Anstand betrifft, verstände Niemand

Digitized by Google

ſo gut als ich, Comment zu reiten.) „Einen Salamander reiben" heißt — ja, was es heißt, weiß ich eigentlich nicht recht, aber gerieben haben ſie mir zu Ehren einen, unter den merkwürdigſten Ceremonien und endlich Jeder ein ganzes Glas ausgetrunken. Es ſchien mir denn doch etwas zu viel! —

Den 8. Auguſt.

Als ich heut früh in der Herberge erwachte, ſummte mir eine reizende Melodie im Kopf, ich konnte nicht umhin, ſie beim Anziehen mit lauter Stimme zu ſingen. Da fiel unter meinem Fenſter Jettchens voller Baß ein und gab mir den Text dazu. Himmel — was iſt aus mir geworden! Womit hatte ich den Tag begonnen! „Laſſet die feurigen Bomben erſchallen — piff, paff, puff —" Welche Schmach! — Unſchuldiger Onkel! Freundliche Tante mit den vornehmen Nerven! Kirchenſtilles Haus Neuenburg! wenn ihr ahntet, daß euer Zögling drei Tage nachdem ihr ihn entlaſſen, erwachen würde mit dem furchtbaren Liede: „Laſſet die feurigen Bomben erſchallen!" Was würdet ihr ſagen? In der That, es iſt ſchon weit mit mir gekommen! — Ich war befangen, etwas von Wetterſchwüle ſchien ſich um mich zu lagern, als ich zum Frühſtück hinunter ging.

Und als ich in den Kreis der Meinen trat, da erſcholl auch ſchon das Donnerwort, deſſen Bedeutung ſich auf den Geſichtern geltend machte, das Wort: „Orpheus hat — Katzenjammer!" — Daran war der Salamander von geſtern ſchuld, ich wußte es ja gleich und unterdrückte meinen Vorwurf nicht.

Von meinem Bruder ließ ich mir darauf den Zuſtand des verunglückten Jünglings ſchildern. Ich erfuhr, daß Orpheus etwas an ſchwachem Magen leide und nur eine gewiſſe Quantität „Stoff" vertragen könne, die von ihm geſtern wol überſchritten worden war. Er ſtamme, ſo erzählte Martin, aus einer „Migräne-Familie" und pflege bei ſolchen Anfällen vierundzwanzig Stunden an den böſeſten Kopfſchmerzen zu liegen. Es ſei unmöglich, ihn heut mit auf die Wanderung zu nehmen und zu helfen ſei ihm auch nicht, man müſſe ihm Ruhe laſſen. Ich hoffte dennoch, etwas für ihn thun zu können und wollte ihn aufſuchen. Aber davon ſollte nicht die Rede ſein, ſie hielten mich förmlich mit Gewalt zurück und ich konnte ihm nur eine Taſſe ſchwarzen Kaffee ſchicken.

Beim Frühſtück ließ ich ein Strafgericht über die drei heil davon Gekommenen ergehen und erklärte, von heut ab eine ſtrenge Controle über das Getränk zu führen. Da ich ernſt redete, verſprachen Jettchen und Stips kleinlaut, ſich mir zu fügen; Martin wollte die Sache leichter nehmen und lachte, doch ſchien auch er ſich endlich drein zu geben. — Inzwiſchen ward berathſchlagt, was nun mit dem Tage angefangen werden ſollte? Denn man wollte ohne Ramberg nicht gern weiter wandern. Da ſchlug ich vor, die jungen Männer ſollten eine Bergfahrt antreten, die eigentlich außerhalb unſeres Reiſeplanes gelegen, weil ſie

Digitized by Google

für mich zu anstrengend wäre. Ich wollte im Gasthofe zurückbleiben und die Gesellschaft Abends wieder erwarten. Der Plan schien zu gefallen, doch mochte wol die Höflichkeit erfordern, daß man sich eine Weile sträubte, mich allein zurück zu lassen. Da rief Stips: „Wißt Ihr was? Laßt mich auch hier! Euch Beiden, Dionys und Jettchen, lag doch am meisten an der Bergpartie, während ich mir nicht gar viel daraus mache. Ich bleibe der Hedwig zur Gesellschaft und kann auch ab und zu nach Ramberg sehen." Nach einigem Complimentiren wurde man über diesen Vorschlag einig und Martin begab sich mit Jettchen auf den Marsch.

Ich benutzte die Zeit, um einige Zeilen an den Onkel zu schreiben, welche Tags darauf zur Post gegeben werden sollten, so wie zur Herstellung meiner Garderobe, die gestern durch Gestein und Gestrüpp etwas gelitten hatte. Und um doch auch weiter etwas zu thun zu haben, nahm ich Nadel und Zwirn in eine Gartenlaube hinunter, um meinen Handschuh zu flicken. Bei dieser häuslich ordentlichen Beschäftigung fand mich Stips, um bei mir Platz zu nehmen. Auf mein Befragen nach Ramberg erklärte er, es sei eigentlich kein „großer Kater" und werde sich zum Abend wol mit ihm bessern, aber er habe noch heftiges Kopfweh. — Stips war sehr unterhaltend; wir sprachen von Kunst und Dichtung, von unseren Lieblingswerken und ich freute mich über sein feines Urtheil und unserer Uebereinstimmung in literarischen Dingen. Dann schwieg er eine Weile und schien befangener zu werden. Mit einiger Verlegenheit begann er darauf: „Darf ich Ihnen wol ein Bekenntniß machen?"

Ich sah ihn fragend an, verwundert über sein Erröthen und gespannt auf sein Bekenntniß.

„Aber Sie müssen mich nicht auslachen!" fuhr er fort. „Ich mache zuweilen auch Verse. Darf ich Ihnen ein paar kleine Gedichte vorlesen?"

Ich war überrascht und gern bereit zu hören. So zog er ein kleines Büchelchen aus der Tasche, in welches er die Erstlinge seiner Muse eingeschrieben hatte. Was kamen da für allerliebste Sachen zum Vorschein! Ernste und heitere Gedichte, gewandt in der Form, frisch und unmittelbar in der Empfindung. Auch wol Anklänge an Bekanntes, wie er selbst zugab, im Ganzen doch eine liebenswürdige Ursprünglichkeit, die mich sehr anmuthete. Der gute Junge wurde mir während des Lesens ein ganz anderer, als ich ihn bisher zu kennen glaubte. Er hatte große Freude an meinem Beifall, sein Gesicht sah sehr glücklich aus. „Sie sind die Erste", sagte er, „die so viel von meinen Versen erfährt. Martin kennt nur Einiges davon, die Anderen nichts — sie würden mich nur damit aufziehen." Ich ließ mir darauf von seinem Leben und seiner Familie erzählen. Sein Vater war Cantor in einem kleinen Orte gewesen und hatte ihn und eine ältere Schwester in den ärmlichsten Verhältnissen hinterlassen. Er liebt diese Schwester sehr, doch können sie nur brieflich mit einander verkehren, da sie weit oben an der Ostsee auf einem Gute als Wirthschafterin lebt. So steht dieser arme Jüng-

Digitized by Google

ling fast allein in der Welt und ist auf sich selbst angewiesen. Aber darum verzagt er nicht am Leben. „Ich muß noch etwas ganz Bedeutendes werden!" sagte er. „Sei es in der Philologie, sei es in der Poesie — ich setze Alles daran, aus mir etwas zu machen, und an meinem Willen, an meiner Arbeitskraft, an meinem Streben soll es nicht liegen, wenn nichts aus mir wird. Es soll und muß, denn ich will!" Seine Augen wurden groß, sein Wesen hatte den Ausdruck der keckſten Entschiedenheit, ich bekam die größte Achtung vor diesem jungen Menschen. So gute Freunde wurden wir während dieser Unterhaltung, daß auch ich ihm Manches aus meinem Leben mittheilte. „Mir ist", sagte er, „als ob wir Beide uns nicht seit ein paar Tagen, sondern seit Jahren kennten! Aber nun wollen wir auch gute Kameraden bleiben, wenn Sie auch eine vornehme Dame sind und ich ein armer Student! Sie sind ja zugleich Martin's Schwester, da können Sie auch wol ein Bischen schwesterlich zu mir sein." Das versprach ich und zum Unterpfand unseres Freundschaftsbundes schüttelten wir uns kräftig die Hände.

Nach dem Mittagsmahl, woran Ramberg noch nicht Theil nehmen konnte, mußte ich mit der Wirthin schon wieder über eine tüchtige Abendmahlzeit rathschlagen, da Martin und sein Gefährte, welche auf ihrer Fahrt kein Wirthshaus erreichten, vermuthlich mit starkem Appetit zurückkehren würden. Die Wirthin sprach auch von Forellen, welche oberhalb des Ortes in dem Gebirgsbache gerade gefischt werden sollten. Wir hatten nichts zu versäumen und beschlossen, es mit anzusehen und uns die besten auszusuchen. — Der Waldweg den Bach hinauf war wunderschön, ein breiter Fahrweg, aber von aufstrebenden alten Buchen fast überwölbt. Wir freuten uns jeder schönen Beleuchtung, aller Licht- und Farbentöne und waren so recht von heiterem Naturgenuß erfüllt. Da vernahmen wir Rosseshufe hinter uns und, siehe da! „der Herr zu Pferde", unser Unbekannter aus der Gesellschaft des Fürsten kam den Weg herauf geritten. Mein Gefährte schien durch das Wiedersehen sehr angenehm berührt. Der Fremde stieg ab, führte sein Pferd am Zügel und näherte sich uns mit höflichem Gruße.

„Ein günstiger Zufall schenkt mir wiederholt die Freude, Ihnen zu begegnen!" sagte er, zu mir gewendet. „Aber die heitere Gesellschaft ist zusammengeschmolzen, wie ich sehe."

Stips nahm sehr unbefangen das Wort und erzählte. Bei der Nachricht, daß Orpheus „Kater" habe, lächelte der Fremde sehr eigen und sah mich scharf an. Ich schämte mich und nahm mir vor, Stips wegen seiner studentischen Ausdrücke zu tadeln. Dann sprachen wir gleichgiltige Dinge über die Gegend, über das Fußreisen und was man mit einem Unbekannten so redet. Ich dachte im Stillen, er könnte wol die Artigkeit haben, sich mir vorzustellen und wurde, da dies nicht geschah, einsilbig. Mein Gefährte bestritt die Kosten der Unterhaltung. Doch betrug der Fremde sich sonst artig und gemessen. Endlich kam der Pfad, den wir links, der Windung des Baches folgend, einschlagen mußten. Der Fremde blieb stehen, um sich zu verabschieden. „Ich bin

Digitized by Google

doch neugierig", begann Stips, „wenn und wo wir uns nun wieder begegnen werden! Wir kommen sicher noch öfter zusammen!"

„Es soll mir sehr angenehm sein!" erwiederte der Reiter grüßend. —

„Und es ist dennoch ein sehr schöner Mann!" rief Stips, ihm nachsehend. „Finden Sie nicht auch?"

Ich konnte es doch nur halb zugeben und gab auch nur eine halbe Antwort.

„Alle Schönheit macht nun einmal einen ganz wunderbaren Eindruck auf mich", fuhr mein Gefährte fort, „gleichviel ob an Frauen oder an Männern, besonders wenn sie geistig durchdrungen ist. Sie hat mir etwas Festliches, mir wird als wäre Feiertag und ich hätte nichts weiter zu thun, als mich dem Anschauen hinzugeben, ja, ich fühle mich dadurch erhoben, gebessert. Eine solche Erscheinung weht mich gleich poetisch an und ich möchte ihr näher treten."

„Das trügt doch oft!" entgegnete ich sehr weise. „Hinter vielen schönen Gesichtern steckt nichts Sonderliches verborgen. Und fühlt man gar etwas Sympathisches für sie, so kann man die trübsten Erfahrungen machen."

„Aber an Dem da gewiß nicht!" rief Stips. „Der hat etwas viel zu Nobles, der denkt auch noch mehr, als Gedanken in seinem Gesicht stehen." —

Mit unseren Forellen, welche uns ein Knecht in seiner Butte nachtrug, kamen wir zum Wirthshause zurück. Orpheus saß bereits erwartend vor der Thür und trat mir etwas verlegen entgegen. Allein zu meinem Erstaunen sah ich ein schon halb leeres Seidel Bier auf dem Tische stehen. „Aber ist es denn erhört, Herr Ramberg!" fuhr ich in seine entschuldigende Anrede hinein: „den Tag über liegen Sie schwer krank und schon wieder muß ich Sie über dem Bier, der Ursache Ihres Leidens, ertappen!"

„Wird confiscirt!" schrie Stips, indem er den Rest ohne Umstände selbst austrank.

Ramberg war ganz verblüfft über den Ton, welchen ich gegen ihn angeschlagen. Er sah blaß aus und that mir leid, trotz meines Grolls. Er stammelte Entschuldigungen und bekannte, daß er es nach einem solchen Tage nie anders mache. Sei der Kopfschmerz vorüber, dann belebe ihn ein Glas Bier von Neuem und er empfinde Hunger wie ein Gesunder. „Es ist freilich eine Schmach für einen Menschen meines Alters", sagte er, „manchmal ganz plötzlich den Kranken spielen zu müssen und mich ärgert es am meisten, aber das Gute ist wenigstens, daß ich fast auf die Stunde voraus sagen kann, wenn ich wieder gesund sein werde. Gleichwol — ich bin sehr beschämt, unsere Reise aufgehalten zu haben!"

Wir beruhigten ihn und nahmen vor der Thür Platz. Da, während unseres Gesprächs, empfinde ich Durst und sage zu einer vorübergehenden Magd: „Bringen Sie mir doch ein Glas Bier" — Wasser hatte ich sagen wollen. —

Digitized by

„Mir auch! Mir auch!“ rufen Stips und Ramberg mit Jubelgelächter, und ich unglückliches Opfer der Zerſtreuung mußte wirklich mit ihnen trinken. Noch ausgiebiger wurde der Scherz, als Martin mit ſeinen Gefährten zurückkehrte und uns bei den Gläſern fand. Es iſt doch ſonderbar, daß das Getränk bei dieſen jungen Leuten eine ſolche Rolle ſpielt! —

Den 12. Auguſt.

Seit vier Tagen habe ich keine Notizen aufgeſchrieben. Müde kam ich Abends in das Quartier, denn wir machten tüchtige Märſche. Wir leben in höchſter Eintracht zuſammen, ſingen, lachen, reden ſehr ernſt und wiſſenſchaftlich und treiben Poſſen wie die Kinder. Ich bin doch aber auch die reine Studentenmutter geworden! Wiesner-Jettchen bat mich vertrauensvoll um Nadel und Zwirn, da er ſich einen Knopf abgeriſſen habe; Orpheus fragte, ob er mit „dieſem“ Halskragen wol noch gehen könne, worauf ich um Anlegung eines neuen bat; Martin bettelt um Vorſchuß, wahrſcheinlich, um in der Herberge hinter meinem Rücken ſich ſelber Durſt vorzuheucheln — bekam aber nur etwas kleine Münze; Stips verlangt, daß ich mehr an ſeine Erziehung wende, denn da man ihn ſo viel auslache, müſſe er doch noch viel an ſich zu arbeiten haben. Er iſt mein perſönlicher Adjutant und empfindet eine Genugthuung, daß Orpheus und Jettchen eiferſüchtig auf ihn werden. Abenteuer haben wir nicht gehabt, bis auf eine recht häßliche Situation, die mich bitter verletzte, wenn auch meine vier Ritter tapfer für mich eintraten.

Wir kamen geſtern Abend in ein kleines Gebirgsſtädtchen, deſſen Lage und Bauart uns, trotz des Zwielichtes, ungemein gefiel. Die alte Kirche, die alterthümlichen, mit Spitzenwerk geſchmückten Häuſer, die Brunnen und die Gruppen herum von Menſchen und heimkehrendem Vieh, Alles gefiel uns und wehte uns behaglich an. Der Gaſthof ſchien ſehr empfehlenswerth und bald ſaßen wir, uns erquickend und ausruhend, an der gedeckten Wirthstafel. Wir waren in den letzten Stunden, bei beſchleunigten Schritten, auch in der Unterhaltung ſo lebhaft geweſen, daß wir uns jetzt am Ziele auch im Erholen und Schweigen ein wenig gehen ließen. Meine Freunde machten Tagesnotizen, ich blätterte in unſerm Reiſebüchlein. — Da raſſelt noch ein Wagen vor. Das holperige Steinpflaſter erhöhte ſein Geräuſch. Und geräuſchvoll auch ertönt im Hausflur eine Männerſtimme, die mit Wirth und Kellner ziemlich cordial zuſammenklang. Gleich darauf wird die Thür aufgeriſſen und ein junger Mann trat ein mit der Miene der Sicherheit und des Bekanntſeins am Orte. Er grüßte wortreich und ſpaßhaft um ſich her und rief nach der Speiſekarte. „Ein Reiſeſchwung!“ flüſterte Stips mir zu. Das Signalement des Handlungsreiſenden ſtand in der That in den Zügen des Fremden, war in ſeinem ganzen Weſen ausgeprägt. Von ſeinem ſtrahlend freundlichen, bis zur Frechheit dreiſten Geſicht hing rechts und links ein langer, ſogenannter Cotelette-Bart herab,

Digitized

wohlgepflegt und genau abgezirkelt. Die Kleidung herausfordernd modisch, an den Händen goldne Ringe, eine ganze Handvoll Brelocks an der Uhrkette. — Dieser junge Herr setzte einen Kneifer auf die Nase, musterte uns eine Weile und kam dann gradeswegs auf uns zu. „Sie erlauben, daß ich hier Platz nehme!" begann er und saß auch bereits neben Martin, der ihn schweigend von oben bis unten betrachtete. „Woher kommen denn die Herrschaften?" fuhr er mit zudringlicher Freundlichkeit fort, ohne eine Antwort zu bekommen Denn Martin faßte den neben mir sitzenden Stips beim Rockschoß, um ihn, der arglos Auskunft zu geben pflegte, in Schranken zu halten. „Die schöne junge Dame", fuhr er fort, „ist auch mit zu Fuße gekommen, wie der Wirth mir sagte — wol recht ermüdet? Was? Aber hübsche Gegend? Was? Ja, ja, die jungen Damen! Freue mich, auf Reisen jungen Damen zu begegnen! Fidele Gesellschaft ist die Hauptsache. Was?"

Keine Antwort. Er rieb sich die Hände, entfaltete seine Serviette und sah mich mit unverschämten Blicken an. „Ein paar von Ihnen sind wol Brüder der jungen Dame? Was?"

„Ja!" rief plötzlich ein volles Quartett-Unisono mit starker Betonung. Der Fremde sah verblüfft Einen um den Andern an und schien einen Augenblick über die große Familie zu stutzen. Dann aber ging ein Lächeln durch sein Gesicht und mit unangenehmer Zutraulichkeit sagte er: „Alle viere? Das machen Sie mir nicht weis! Aber schadet nichts — ich bin der fünfte! Kellner!"

Der Kellner hatte bereits einen Champagner-Kühler vor ihn niedergesetzt, jetzt brachte er, nachdem er einen geheimen Auftrag empfangen, eine zweite Flasche und, zu unserem Erstaunen, noch fünf Gläser. „Was wollen Sie da das schlechte Bier trinken?" rief er, die Gläser voll schenkend: „Stoßen Sie mit mir an, auf gute Reisebekanntschaft! Ich trinke das Wohl der jungen Dame!"

Ich stand schnell auf und hob damit auch unsere Tafel auf. Martin lehnte dankend auch für die Uebrigen ab und wir schritten in geschlossener Gruppe der Thür zu.

„Aber das wäre ja noch schöner!" rief er uns nach. „So bleiben Sie doch! Wie kann man sich so zieren! Was fange ich denn mit all' dem Champagner an?"

Einige von meinen Leuten lachten laut auf, während der Oberkellner uns mit dem Lichte voraus dienerte. Oben hatten wir ein Zimmer mit einem Balcon nach dem Marktplatze hinaus. Dort nahmen wir Platz, um die Abendkühle noch kurze Zeit zu genießen. Nach einer Weile kam Jettchen, der (ich kann doch nicht sagen „die" oder „das"?) zurückgeblieben war, jubelnd zu uns mit den Worten: „Ich habe mich beim Oberkellner erkundigt — wißt Ihr worin er macht? In Lampendochten!" — Die Nachricht wurde mit schallendem Gelächter aufgenommen. Der gastfreie junge Mann hieß nun bei uns „der Lampendocht", und es fehlte nicht an Glossen über ihn. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Erinnerungen an Heinrich Heine.

Von **Levin Schücking.**

Es war Ende April 1846, als ich zum ersten Male einen langgehegten Wunsch ausführen konnte, den, Paris zu sehen — Paris, das damals noch so fern war, weil es nicht erreicht werden konnte, ohne daß man sich vorher dem Marterthum einer langen, langen Fahrt in der Postkutsche einer französischen Beförderungsgesellschaft — Lafitte et Caillard, glaub' ich, hieß diese Räderungsanstalt — unterwerfen mußte. Und doch war Paris gerade in jener Zeit etwas wie eine Metropole deutschen Schriftstellerthums; Heine und Herwegh lebten dort, Gutzkow, Hartmann, Venedey, Therese von Bacharach hielten sich eben in Paris auf, Laube wurde erwartet — der witzige A. Weill, der Verfasser der Elsässer Dorfgeschichten, fuhr kometengleich durch diesen Kreis, die Russen Alexander Herzen und Bakunin, von den Franzosen Ponsard und Daniel Stern (Gräfin d'Agoult) berührten sich mit ihm — es war nicht bloß die große glänzende Weltstadt, sondern auch diese deutsche Literatur-Colonie in derselben, welche mich mit einer Fülle anregender Eindrücke erwartete. Ich kannte nur Gutzkow.

Nachdem ich angekommen und mich unter Dach und Fach gebracht, ging ich, diesen aufzusuchen. Ich fand ihn in meiner Nachbarschaft, im Hôtel der Cité Bergère. Er war völlig absorbirt von einer Arbeit, welche alle seine Geistesthätigkeit in Anspruch nahm. Müde sich in seinen Lehnsessel zurücklegend, streckte er mir die Hand entgegen.

„Ach, es ist gut, daß Sie kommen", sagte er — „Sie zwingen mich, einzuhalten; ich bin erschöpft, ich habe den ganzen Tag gearbeitet ..."

„Und welche Arbeit fesselt Sie so?", fragte ich; „ich denke, man geht nach Paris, um sich zu erholen, um zu leben, nicht um zu arbeiten."

„Auch ich kam deshalb — aber ich hatte eine Arbeit begonnen, die mich nun auch hier nicht losläßt; ich schreibe ein Trauerspiel!"

„Ein Trauerspiel? in fünf Acten und in Versen doch nicht etwa?"

„So ist es — ein regelrechtes Trauerspiel, dessen Held ein Jude ist, ein berühmter holländischer Jude aus der Zeit Spinoza's — haben Sie je den Namen Uriel Acosta gehört oder gelesen?"

„Niemals! Und aus einem solchen berühmten Holländer, den Niemand kennt, machen Sie hier in Paris einen regelrechten aristotelischen Tragödienhelden?"

Ich mußte gestehen, daß mir solches Unternehmen von dem Führer des jungen Deutschlands, welches so leidenschaftlich für eine Zukunftsliteratur in den Formen des „Modernen" kämpfte, befremdlich vorkam;

Digitized by Google

aber Gutzkow war von seinem Werke durch und durch erfüllt, und er vermied es, weiter davon zu reden. Die meisten schaffenden Naturen haben dies Widerstreben, den Schleier von dem erst im Werden Begriffenen, Embryonischen in ihrer Seele zu heben. Er machte mir den Vorschlag auszugehen, damit er mir ein Stück Paris zeigen könne.

Wir gingen zusammen über die Boulevards und zur Place de la Concorde; ich fragte auf dem Wege nach Heine.

„Ich sehe Heine nicht", antwortete Gutzkow; „er und ich haben Feinde werden müssen, nicht allein seit unserem Zerwürfniß über den „Schwabenspiegel", den ich im „Jahrbuch der Literatur" nicht so abdrucken konnte, wie er geschrieben wurde, sondern auch durch unsere Biographien Börne's. Die seine ist ein abscheuliches Pamphlet! Und solch' eines Libells willen hat Campe auf's Perfideste meine Arbeit ein Jahr lang in seinem Pulte verschlossen gehalten!"

„Sie haben Recht, es ist ein schändliches Buch. Aber Heine ist eben Heine — es geht Einem mit ihm wie den Frauen mit ihren Männern, die sie lieb haben gerade deshalb, weil sie ihnen so Vieles zu verzeihen haben — ich werde nicht ruhen bis ich ihn gesehen habe!"

„Gehen Sie zu ihm — mit uns Deutschen verkehrt er wenig, nur mit Einigen. Er wohnt Rue du Faubourg Poissonnière."

In derselben Straße lag das Hôtel Violet, das mich beherbergte, und schon am folgenden Tage in den Nachmittagsstunden ging ich zu seiner Wohnung. Niemand war daheim.

Am folgenden Morgen, in einer für Paris sehr frühen Stunde, vernahm ich auf dem Corridor vor meinem Zimmer ein unsicheres Hin- und Hergehen, ein Stolpern wie über ein im Wege stehendes Geräth, wie die Bewegungen eines Blinden — ich sprang auf, die Thüre zu öffnen und auf die Schwelle trat ein ziemlich starker mittelgroßer Mann in einem dunklen grauen Kleide, der, wie Andere eine Lorgnette zum Auge führen, die Linke an sein Auge legte und mit dem Zeigefinger der Hand das Lid emporhob, um mit in den Nacken zurückgeworfenem Haupte besser zu sehen.

Der Mann glich nicht im Entferntesten Heinrich Heine, wie seine Portraits von damals ihn darstellten. Er sah weniger fein, weniger durchgeistigt und weit weniger jüdisch aus, als ich es erwartet hatte — von jüdischem Typus fand ich keine Spur in seinen Zügen, die auch nicht leidend aussahen. So erkannte ich ihn nicht und rief erst, als er sich genannt, hocherfreut aus:

„Ach — Sie sind Heine . . . welche Freude machen Sie mir, daß Sie zu mir kommen — ich habe nur sehr schüchtern gestern den Weg zu Ihnen gewagt . . ."

„Weshalb schüchtern? Glauben Sie, es wanderten so viele von Euch meine Treppe hinauf, daß ich blasirt wäre gegen einen freundlichen Beweis, daß man mich in Deutschland nicht vergessen hat?"

„Wenn Sie solcher Beweise bedürften, könnten Sie sie doch immer in zwei Kategorien theilen, in angenehme und lästige und es werden

Digitized by Google

gewiß ihrer Viele von jenseits des Rheines kommen, welche Sie wünschen lassen, dieser Strom wäre der Lethe."

„Ach nein", sagte er — „der Lethe? Der Rhein, von dem Sie kommen, ist der Strom der Erinnerung für mich! Mein ganzes Herz hängt an ihm; ich bin nicht nur von Geburt, sondern auch von Natur ein Rheinländer."

„Und doch haben Sie nie ein rechtes Rhein- und Weinlied gedichtet."

„Hab' ich nicht? Es mag wahr sein. Ich habe nie den Wein besungen; da sehen Sie nun auch gleich wie ich verleumdet werde und welch' ein moralischer Poet ich bin. Aber trinken Sie den Ihren", fuhr er fort, „ich sehe, ich habe Sie bei Ihrem Frühstück gestört."

„Wollen Sie es theilen?" sagte ich, während er in dem Sessel, den ich herbeigeschoben, vom Lichte abgewendet sich's bequem machte. „Dieser Wein ist ein ungefährlicher Stoff aus der Gironde oder Saintonge . . ."

„Nein — „mein Gelübde ist nicht wider den Wein", aber mein Arzt ist es, mein Arzt, oder besser mein armer macerirter Körper hat mich zu einen Asceten gemacht. Ich werde bestraft für Eure Sünden."

„Für unsere Sünden? Das heißt?"

„Habt Ihr in Deutschland mich nicht zum Erfinder oder zum Apostel der Emancipation des Fleisches gemacht?" antwortete Heine; „und nun sehen Sie in mir einen armen wassertrinkenden Tugendüber, einen Weltüberwinder, einen Asceten, einen vollständigen Trappisten... ach, ich bin sehr krank; ich muß, wenn ich sehen will, wie Sie aussehen, dies Lid mit dem Finger in die Höhe schieben, so gelähmt ist es . . . überhaupt ist meine ganze linke Seite seit Jahren gelähmt, mein Kopfweh läßt mir nur selten eine Stunde zur Arbeit . . ."

Auf meine Antwort, daß er doch so wohl und kräftig aussehe, fuhr er fort: „Ich kann nur in lichten Augenblicken schreiben — was", setzte er dann lachend hinzu, „freilich besser ist, als was viele andere Narren machen, die nur in ihren Anfällen zu schreiben scheinen . . "

Heine sprach weiter von seinem Leiden und ich sagte Etwas von dem Vorschlag, den Heine einst einem Bekannten, Hailbronner, gemacht.

„Hailbronner*)? Welcher Vorschlag?" rief er aus.

„Haben Sie ihn nicht einmal gebeten, Ihnen seinen Körper abzutreten? — nur standen Sie nicht für den Zustand ein, in welchem Sie ihn abliefern und seinem Eigenthümer zurückbringen würden, wenn er ihn nach einigen Wochen wiederverlangte!"

Heine lachte hell auf.

„Also Sie kennen Hailbronner?"

„Ich lebte in Augsburg . . ."

„Ach ja, ich weiß. Und was macht er, und was Kolb, mein unerbittlicher Censor?"

---

*) Der Verfasser von „Morgen- und Abendland", damals ein berühmter Tourist, als bayerischer Oberst in Augsburg lebend, ein Mann von riesiger Größe und Stärke.

„An Hailbronner hat sich sein loses flatterhaftes Herz gerächt — es ist ihm schwer geworden in einer langen bedenklichen Herzkrankheit — und was Kolb angeht, so werden Sie ihn noch todt ärgern, wenn Sie just Ihre schönsten Gedanken und Ihre hinreißendsten Witze in diejenigen Stellen Ihrer Briefe für die Allgemeine Zeitung bringen, die er zu seiner Verzweiflung streichen muß."

„Weshalb streichen muß . . . er ist ein Vandale!"

„Ach, er ist ein guter treuer Schwabe und freut sich wie ein Kind an Ihren Briefen — aber sein Joch ist nicht gelüftet seitdem er Herrn Lüfft zum Censor hat — Sie kennen ja unsere unglaublichen Zustände . . ."

„Er treibt es doch zu arg — wie wird es ihm gehen, wenn am jüngsten Tage alle von ihm erstickten Gedanken auf ihn einstürmen und alle durchstrichenen Witze sich als Ankläger wider ihn erheben und Ersatz von ihm verlangen für ihr gehindertes Leben — Dante hätte eine eigene Höllenstrafe für die Redacteure erfunden, wenn er Florentiner Correspondent der Allgemeinen Zeitung gewesen wäre."

„Als ob die nicht ohnehin schon in der Hölle lebten zwischen Autoren wie Sie oder dem Fragmentisten und dem Druck, den König Ludwig, Abel, Metternich, Pilat e tutti quanti auf das Blatt ausüben."

„Der Fragmentist — ach ja, das ist ein feiner scharfer Kopf — ein Mann, der schreiben kann, obwol er nie hier war, es zu lernen — wer sonst deutsch schreiben lernen will, der muß nach Paris kommen, es zu lernen — aber erzählen Sie mir von Fallmerayr."

Ich erzählte ihm vom Verfasser der „Fragmente aus dem Orient", von dem großen literarischen Ereigniß der letzten Zeit in München, der Vorrede, womit Fallmerayr seine Fragmente in die Welt gesandt, und worin er so muthig in dem vom Ministerium Abel beherrschten Bayern und Derwischabad (München) den clerikalen Geist als schleichenden „Fabius Ignatius Tartuffius" abgehandelt — die Sorge seiner Freunde wegen dieser Kundgebung, die Theilnahme des Kronprinzen (Max II.) daran, den Stafettenwechsel zwischen Autor und Verleger über einzelne gar zu bedenkliche Ausdrücke — und andere Züge zur Charakteristik der Verhältnisse jener Tage, die mir heute entfallen sind, die Heine aber mit großer Theilnahme anhörte und oft durch Bemerkungen von schneidendem Witze unterbrach. — Er sprach dann von den Deutschen in Paris und zwar mit ziemlich scharfer, böser Zunge. Von Gutzkow wenig, da er mich ihm befreundet fand. Länger sprach er von Herwegh, auf den er offenbar eifersüchtig war. Herwegh hatte unter der republikanischen Partei in Paris eine gewisse Stellung und Bedeutung erlangt; er wurde auf den Händen getragen in einem Kreise, den die Baronin Meyendorff, eine später in einer zu Köln verhandelten cause célèbre viel genannte geistreiche Dame, aus der russischen Diplomatiewelt stammend, um sich versammelte; Armand Marrast hatte in seinem „National" — so glaube ich mich zu entsinnen — eben ein glänzend geschriebenes Feuilleton über die Poesie Herwegh's gebracht — und Heine war offenbar eifersüchtig darauf, er fürchtete die Verdunklung in

Digitized by Google

den Augen der Pariser. — Er klagte über den Mangel an Anerkennung bei diesen dummen Franzosen — und auch bei dem „deutschen Michel", der nur noch Politik reite, wie ein Kind sein Steckenpferd, ohne daß das Pferd Leben und Kraft in den Beinen habe und vorwärts gallopire. — „Ich habe nur noch die Frauen für mich", sagte er lachend — „die Frauen lieben mich doch, sie wissen, ich stehe an ihrer Spitze und führe sie an gegen die hölzernen philisterhaften Männer!"

Er sprach dann von Venedey. „Halten Sie Venedey für einen Schriftsteller?" fragte er mich mit kaustischem Lächeln. — „Für einen ehrlichen und noblen Mann, eine treue biedere Seele — ob Gott oder bloß die deutschen Verhältnisse, die ihn als Flüchtling nach Paris warfen, ihn zum Schriftsteller gemacht, können Sie besser entscheiden als ich", antwortete ich.

Er lachte und erging sich in witzigen Wendungen über den armen „Probus", von dem er behauptete, daß sein einziger Anspruch auf eine geistige Führerschaft im Heere des Liberalismus darauf beruhe, daß sein Vater Anno dazumal zu Köln auf dem Neumarkt um einen Freiheitsbaum getanzt — die Variationen dieses Themas lockten ein Sprühfeuer von Witz aus Heine. Venedey hatte ihm nie etwas zu Leide gethan, so viel ich weiß; aber solch' eine biedere, urteutonische Kernnatur mit ihrem ausgesprochenen Antipodenthum gegen all' sein Wesen, diente ihm so lange als Scheibe, bis „Atta Troll" all diese Banderillos und Schwärmer zugeschleudert bekommen und an seinem zottigen Bärenfell aufgefangen hatte.

Eine Stunde oder anderthalb waren unter Geplauder und Lachen verflossen, Heine erhob sich um zu gehen.

„Sie sollen sich nicht die Mühe machen, meinen Besuch zu erwiedern", sagte er; „denn da ich nicht gesund genug zum Arbeiten bin, gehe ich viel aus; ich flanire, ich mache Besuche. Morgen um diese Stunde, wenn es Ihnen recht ist, werde ich wieder kommen und wir werden weiter plaudern — Sie sollen mir mehr von Deutschland erzählen. Meine Frau ist verreist, ich bin Strohwittwer — Strohwittwer sind gefährliche Leute für ihre Bekannten . . . das werden Sie inne werden, denn wenn ich von meinem Hause die Straße hinabwandle, ist Ihr Hôtel Violet die erste Raststätte, wo ich meinen gezwungenen Müßiggang sich verschnaufen lassen kann."

Ich sagte erfreut, daß ich ihn beim Worte halte und in der That kam er am andern Morgen gegen zehn Uhr wieder und ebenso am folgende Tage, und so fort, etwa acht oder zehn Tage hindurch, bis ich durch Verabredung zu größeren Partien, hauptsächlich mit Frau von Bacharach, um St. Cloud, Versailles u. s. w. zu sehen, nicht mehr regelmäßig die Vormittagsstunden zu Hause sein konnte.

Ich war Heine durch Niemanden empfohlen, ich war mit meinem naiven Novizenthum noch wol mehr eine ihm antipodische Natur, als sein Freund „Probus" — ich war noch sehr ein Romantiker, ein Gefühlspolitiker, ein Ghibelline — von dem modernen Parteitreiben, von

Digitized by Google

den socialistischen Ideen, welche der „Gedankenströmung" jener Tage ihre Richtung gaben, verstand ich nichts — es mußte die anima candida in mir sein, welcher er ein so großes Wohlwollen zuwandte. Er sprach sich höchst offen über alle seine Verhältnisse gegen mich aus, er klagte über seine geheimsten Körperleiden; er nahm mir nicht übel, wenn ich ihn mit einer Geschichte neckte, die Hailbronner ihm nachtrug, nämlich daß er diesen angelegen habe, sich mit ihm feierlich in Bois de Vincennes zu schlagen, auf Pistolen, aber mit herausgezogenen Kugeln — das würde ihm, Heine, einen gewaltigen Nimbus und Respect bei den windigen Franzosen zu Wege bringen, wenn sie vernähmen, daß er mit dem Riesen von bayerischem Cavalleristen auf die Mensur gegangen. Heine leugnete die Geschichte natürlich; Hailbronner war eben sehr Tourist, ich kann also für die Wahrheit nicht einstehen. — Ja, eines Morgens brachte er mir ein mit seiner sauberen Hand geschriebenes Gedicht, das „Herr Schelm von Bergen" überschrieben war, und das er als Beitrag für das von mir redigirte Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" geschrieben zu haben versicherte; es behandelte die bekannte Sage von dem in Düsseldorf zum Ritter geschlagenen Scharfrichter, einen jener Stoffe, die Heine wol besonders anziehen mußten nach dem, was uns sein Bruder Maximilian über seine erste Neigung zu „Sefchen", der Nichte des düsteren, einsamen Mannes im Freihause zu Düsseldorf erzählt hat.

Aber freilich machte mir Heine auch kein Hehl daraus, daß er einen außerordentlichen Werth auf einen Artikel lege, den jenes Feuilleton über ihn bringen solle und mit dem er einen speciellen Zweck verband.

Es trat dabei eine mir unerklärliche Schwäche in dem großen Dichter hervor — das räthselhafte Gewicht, welches er darauf legte, von sich gesprochen, in den Blättern seinen Namen gedruckt, von sich „notizelt" zu sehen — ein merkwürdiger Mangel an vornehmem Bewußtsein, an jenem Künstlerstolz, der wol seine Werke der Welt giebt und, wenn er auch am Ende, um nicht mit seinem Schaffen und Wollen unbeachtet und todt zu bleiben, gezwungen ist, mit Lamartine zu sprechen: Le bon Dieu a bien besoin qu'on sonne pour lui, und die wohlwollende objective Erörterung seiner Leistungen wünscht — doch seine Persönlichkeit und sein eigenstes Leben, sa vie intime mit natürlichem Sensitivismus der Welt entzieht und nicht allein son linge sale en famille gewaschen, sondern auch le linge blanchi nicht auf die öffentlichen Wegzäune der Journale gehängt sehen mag. Freilich mochte diesen Sensitivismus in Heine wie in vielen anderen berühmten Leuten der Umstand abgestumpft haben, daß von ihm unendlich viel, und darunter eine Fülle des Falschen und Verkehrten, notizelt und verbreitet worden war. Er hatte ja auch leichtsinnig selber zu oft in ein Wespennest gestochen, zu oft gegen ehrliche Leute Bosheiten ausgelassen, um nicht auf's Vielfältigste wieder angegriffen und oft mit Fug und Recht zurechtgewiesen zu sein.

Damals glaubte er Grund zur Beschwerde über seinen Vetter Karl, den Erben seines Oheims, Salomon Heine, zu haben. Der Details

erinnere ich mich nicht mehr, aber ich irre wol nicht, wenn ich glaube, er fürchtete, Karl Heine werde ihm die Pension, die der Onkel Salomon ihm gewährt, nicht ganz oder nur unter gewissen Voraussetzungen und nicht erfüllbaren Bedingungen auszahlen wollen. Er sprach mir viel darüber und eben nicht in sehr zärtlicher Weise über den Vetter. Auf diesen sollte nun eine öffentliche, aber diplomatisch gehaltene Besprechung seiner Verhältnisse wirken. Und so verlangte er von mir ein Versprechen, wenn ich daheim sei, etwas über meinen Pariser Aufenthalt zu schreiben und darin in der erörterten Weise von ihm zu reden. Vergebens stellte ich ihm vor, daß ich stets ein Widerstreben dawider empfunden, wenn ich eine Reise mache, sofort die Welt mit meinen ihr gewiß sehr gleichgiltigen Erlebnissen und Beobachtungen zu belästigen — es seien der Leute genug da, welche dieser unliebsamen Gewohnheit fröhnten. Er ließ nicht nach, mich darum anzugehen, und so versprach ich's ihm endlich und schrieb nach meiner Rückkehr für die Kölnische Zeitung: „Ein Blatt aus einem Reisetagebuche". Es enthielt so ungefähr Das, was er im Ganzen damals über sich gesagt zu sehen wünschte und was ich nach meiner eigenen Ansicht darüber sagen konnte. Die Hauptsache war zusammengedrängt in die folgende Stelle:

„In der That, Heine lacht noch, obwol er viel gelitten hat, obwol sein Körper gelähmt ist, sein Auge erblindet. Unter den Händen französischer Aerzte hat er schmerzlichsten Curen sich unterworfen. Aber sein poetischer Leichtsinn trägt ihn immer noch, sein Gesicht ist blühend, er geht ungebeugt, sein Wesen ist voll Elasticität, und zu einer Stunde, wo die verschlafenen Pariser sich kaum noch aus ihren Kissen erhoben haben, saß er oft mir gegenüber im ruhigen „Hôtel Violet", unweit seiner Wohnung in der Rue du Faubourg Poissonnière. Er sprach viel von Deutschland, von seinen Schriftgelehrten und von der Romantik seiner Jugend. Ja, er gab sogar auch zu, er habe eigentlich ein katholisches Element in sich; seine Wallfahrt nach Kevelaer hätte er nicht dichten können, ohne ein inniges Verständniß der Poesie, welche im mittelalterlichen Cultus gelegen habe, und er versicherte mit großer Befriedigung, seiner Mutter sei der Antrag gemacht worden, ihn als Knaben einer geistlichen Erziehung zu übergeben, in welchem Falle man sich anheischig machen werde, ihn in die Bahn kirchlicher Ehren zu bringen. Leider habe die Mutter geschwankt und es abgelehnt, sonst werde er, Heinrich Heine, jetzt wahrscheinlich Cardinal der heiligen römischen Kirche sein! Es sei ewig Schade! — Auch versicherte er, wie er Freiligrath eigentlich so lieb habe — aber — was sich liebt, das neckt sich!

„Heine geht damit um, seinen Atta Troll zu vollenden und arbeitet, wie er versichert, an seinen Memoiren. Alles, was man sonst über seine Arbeiten berichtet, ist unwahr, eben so unwahr wie so manche andere Angabe über ihn, die in neuerer Zeit als Zeitungs-Ente schwamm. Er hieß nie anders als Heinrich, war nie ernstlich Handlungs-Beflissener, und selbst jenes charakteristische Wort seines Oheims über ihn — so „ben trovato" — ist nicht wahr. An dem schlechten Gedicht: „Auf dem

Digitized by Google

Boulevard du Calvaire", welches das Album „Die deutsche Flagge" von Ed. Boas mittheilte, ist er vollends unschuldig — es ist nicht von ihm, sondern völlig untergeschoben. Um sich zu trösten für solche Unbill, flüchtete er seine Gedanken in die alten Regionen, in denen einst seine jugendliche Phantasie schwärmte —

Dort, wo die Palmen wehn, die Wellen blinken,
Am heil'gen Ufer Lotosblumen ragen
Empor zu Indra's Burg, der ewig blauen . . .

„Dort in jenen Regionen des fernen Ostens hat er Anerkennung gefunden! Die Japanesen haben seine Werke übersetzt und die „Calcutta Review" hat eine ausführliche Abhandlung darüber gebracht. So hat es Doctor Bürger aus Leyden, der lange in Japan war und mit Siebold ein gelehrtes Werk über dies Land edirte, ihm erzählt — als Beweis, wie weit die Weisen deutscher Dichter tönen!

„Wir haben uns nun so lange und so oft schon ein Beispiel an den Chinesen genommen, nehmen wir es auch einmal an ihren liebenswürdigen Grenznachbaren, den Japanesen. Sehen wir immer in Heine lieber den Mann des „Buches der Lieder", als den Verfasser des garstigen Schlusses im Wintermärchen „Deutschland", oder jenes Buches über Börne, das doch so voll glänzender Partien ist. Der ungezogene Liebling der Grazien ist krank. Niedrig wäre es, eine Macht über den leidenden Dichter, durch die prosaischen Hebel äußerer Verlegenheiten sichern zu wollen, wie man von gewissen Seiten her zu beabsichtigen scheint. Möge er in dieser Beziehung mindestens alle Ruhe haben, um nach und nach den innerlichen Frieden des Weisen und die wahre Schätzung des heutigen literarischen Ruhmes bei sich einziehen lassen zu können, die wir ihm von Herzen wünschen. Ein Dichter dieses Jahrhunderts muß ruhigen Auges nachblicken können, wenn die raschen Wogen der Zeit plötzlich die Insel überströmen, auf welcher er seiner Lorbern pflegte und sorglos das beatus ille des Horaz in ihre Rinde schnitt. Der Schwall führt diese Lorberen dann dahin — es ist kein Schwimmer, der die zerrissenen Zweige wieder einholte. Durum — sed levius fit patienta, quidquid corrigere est nefas."

Zu diesen Zeilen, an deren Schluß ich mir herausnahm, ihm anzudeuten, daß ich seine ängstliche Sorge um Erhaltung des Tageruhms, um Lob und Tadel in allen möglichen Blättern sehr unweise finde, muß ich heute nur noch bemerken, daß die darin erwähnten Memoiren mir damals wie eine Mythe vorkamen. Es schien mir, Heine rede geflissentlich viel von diesen seinen Denkwürdigkeiten und drappire sich dabei ein wenig wie ein heiliger Nikolaus, der frommen Kindern Süßigkeiten und den unartigen die Ruthe bringt; wie eine Art von stillem Wolkensammler Zeus, der über dem Literaturgewimmel unter ihm thronend, einst wohlthuenden Regen oder vernichtende Blitze schleudern werden — je nachdem und nach Jedermanns Verdienst um Jovis' Altäre. Ich mag darin Unrecht gehabt haben; ich weiß nicht, ob Memoiren Heine's da

Digitized by Google

sind oder nicht, ich spreche nur den Eindruck aus, den mir sein Reden darüber machte. — —

Es war anderthalb Jahre später, etwa um den 20. September 1847, als ich Heine wiedersah. Ich kam in Begleitung meiner Frau nach Paris, um weiter nach Italien zu reisen und wir machten bald nach unserer Ankunft Heine einen Besuch. Es verlangte mich sehr, ihn wiederzusehen, um so mehr als ich wußte, daß unterdeß sein Leiden sich sehr verschlimmert habe. Wir fanden ihn in seinem Hause in derselben Rue du Faubourg Poissonnière über zwei oder drei Treppen, in einem sehr hellen, sehr freundlichen und geräumigen Quartier — die berühmte „Matratzengruft" war ein lichtes, großes und schönes Zimmer, an dessen einer Wand ein lebensgroßes Portrait einer stattlichen Dame in breitem Goldrahmen hing; aber Alles zeugte von einer erst halb fertigen Einrichtung, denn Heine kam eben von einer Sommerfrische, ich glaube aus Montmorency zurück. Ich selbst fand ihn sehr verändert. Er lag gelähmt auf seinem Ruhebett, von dem er uns, sich mühsam halb erhebend, die Hand entgegenstreckte. — Die frühere gesunde Röthe war von seinem Antlitz gewichen und hatte einer feinen Wachsbleiche Platz gemacht; fein waren alle Züge geworden, sie waren verklärt, vergeistigt, es war ein Kopf von unendlicher Schönheit, ein wahrer Christuskopf, der sich uns zuwandte. Betroffen über diese wunderbare Veränderung und eben so erschrocken, sagte ich mir, daß er in dem Zustande, worin er schien, nicht sechs Wochen mehr leben könne! Und doch lebte er noch acht Jahre! Auch war er geistig fast ganz, was er früher gewesen, eben so lebhaft, eben so gesprächig, eben so expansiv. — Er sandte einen jungen deutschen Arzt, den wir bei ihm fanden, zu seiner Frau hinüber, um sie rufen zu lassen; unterdeß deutete er auf das Bild und sagte mit einem gewissen Stolz, daß es seine Frau darstelle. Er sprach uns dann von seinem Leiden, von seiner Einrichtung, seinen Wohnungsnöthen in Paris . . . Frau Mathilde erschien und die Unterhaltung mußte in französischer Sprache weiter geführt werden, da Frau Heine kein Wort Deutsch verstand. Sie machte einen vortheilhaften Eindruck — es war etwas durchaus Natürliches in ihrem Wesen, es schien etwas Derbes, aber Redliches, Schlichtbürgerliches darin zu liegen; eine Persönlichkeit, die übrigens vor dem berühmten Dichter, dessen Lebensgefährtin sie war, durchaus nicht Das that, was die Franzosen „s'effacer" nennen — zu dem Bilde der „Femme", wie es Michelet zeichnet, konnte Frau Mathilde überhaupt wol kaum gesessen haben. Heine behandelte sie sehr rücksichtsvoll; er beklagte sich aber bei meiner Frau halb ernst, halb scherzend, daß seine eingefleischte Pariserin auf sein deutsches Verlangen, um Mittag sein Mahl zu bekommen, nicht eingehen wolle; sie dagegen bezog sich lebhaft auf die Unmöglichkeit in Paris anders zu leben, als alle anderen Menschen, und während meine Frau, in deren polyglottem Wörterbuch das Wort „Unmöglich" keine große Rolle spielte, mit ihr darüber debattirte und ihr zuredete, dem kranken Manne diesen Wunsch zu erfüllen, sprach Heine zu mir wieder Deutsch, von deutschen Dingen.

Digitized by Google

Leider kann ich über seine Aeußerungen weder von damals, noch bei späteren Besuchen Rechenschaft ablegen, ich habe mir nicht wie das erste Mal Tagebuch-Notizen darüber gemacht. Ich weiß nur, daß ich sehr bewegt und überzeugt, ihn nicht wiederzusehn, endlich von ihm schied — und daß er mir auftrug, das schöne Lucca zu grüßen — in eigenthümlicher Weise schien sich aller Reiz und aller Zauber Italiens für ihn in Lucca zu gipfeln.

Darauf beschränken sich meine Erinnerungen an den großen Dichter des Buchs der Lieder und des Romanzero, an den ich heute nicht denken kann, ohne tief ergriffen von einem Lager im Hintergrunde eines hellen sonnigen Zimmers ein wunderbar schönes wachsbleiches, von tiefem Leiden und von ihrer Ueberwindung durch Seelenkraft und Geisteswollen redendes Märtyrerhaupt, das ergreifendste Bild eines sterbenden Dichters, sich erheben zu sehen — dies Bild ward doppelt lebendig und mächtig in mir, als ich vor wenig Tagen an einem warmen Maimorgen auf dem schönen schattigen Kirchhofe des Montmartre zu Paris neben dem Grabe Heine's stand.

Münster, am Pfingsttage 1868.

Digitized by Google

Narciß.

Novelle von **Adolf Wilbrandt.**

(Schluß)

Der Diener wollte antworten, als eine feine Mädchengestalt, in grauem Hauskleid, in der nächsten Seitenthür erschien und Myrtilos durch ein leichtes, trauriges Kopfnicken begrüßte. „Lala!“ rief er aus. Das Mädchen kam auf ihn zu, mit so ernstem und stillem Ausdruck, wie er ihn nie an ihr gesehen hatte. Sie schien in diesen wenigen Wochen um Jahre älter geworden. „Sei gegrüßt, Myrtilos!“ sagte sie halblaut mit Thränen in den Augen und gab ihm ihre kleine warme Hand.

„Was ist geschehn, Lala?“ stammelte er.

„Es wird Praxilla freuen“, unterbrach sie ihn sanft, „daß Du gekommen bist. Doch verlange sie jetzt nicht zu sehen, Myrtilos! Sie und Erinna sitzen in ihren Kammern, um sich noch einmal auszuweinen, ehe sie ihn hinausgeleiten. Ich habe mich hierher gesetzt, um unterdessen über unsern Todten zu wachen.“

„Lala!“ sagte er außer sich, „was ist ihm geschehen? Ich weiß nichts, ich bin nur durch Zufall hier; ich ahnte nicht, so einen Jammer zu finden.“

Das Mädchen sah ihn ganz erschrocken an. „Du ahntest nicht —? Du weißt nicht, daß er um diesen schändlichsten aller Menschen sein Leben hat lassen müssen? — Um diesen Verführer?“ setzte sie hinzu, da Myrtilos sie noch immer fragend anstarrte. „O hätten die Götter ihn doch aus der Welt geschickt, eh' sie ihn über diese Schwelle treten ließen!“

„Furius!“ rief Myrtilos aus.

Das Mädchen nickte und weinte. „Er hat nicht geruht“, jammerte sie, „bis er Erinna unglücklich gemacht hat, da er sie nicht schlecht machen konnte! Und dieser Stille da, der ihr so ähnlich und so ein gutes Herz war, mit seinem letzten Blutstropfen hat er's büßen müssen, daß er sie für immer vor ihm schützen wollte!“

„Sprich, Lala, sprich!“ unterbrach Myrtilos sie und faßte sie am Arm. „Was ist geschehen, daß er so daliegen muß? Martere mich nicht länger, oder Du bringst mich von Sinnen.“

„Ich weiß, Du hast ihn auch lieb gehabt und er Dich“, fuhr Lala fort, indem sie sich die Augen trocknete. „Und wie hatte er seine Schwester lieb! Es gefiel ihm schon wenig, als dieser vornehme, schön geputzte Römer damals, nach Deiner Abreise, wiederkam und Praxilla besuchte und gegen Erinna so hold war. Und wie sie ihm dann auf

Digitized by Google

seine Zumuthungen sagte, daß sie ihn nicht wiederzusehen wünsche und Furius es nun mit Geschenken versuchte, die er ihr durch seine Sklaven schickte — wie der Bruder da aufbrauste! Wir hatten alle Drei unsere Noth, ihn wieder ruhig zu machen. Aber der Römer schien dann davonzugehen; wir hörten nichts mehr von ihm. Bis vor vier Tagen — kann man denn so schlecht sein, Myrtilos? — bis wieder ein Diener kam, den sie nicht kannten, und einen Brief überbrachte, der von Myrtilos in Bajä geschrieben und für Erinna bestimmt sei, für sie ganz allein. Woher wußte dieser Mensch, Myrtilos, was Du und Erinna mit einander gehabt hatten? Sie wurde weiß wie dieser Todte da, ging mit dem Brief in ihre Kammer und las. Nach einer Weile kam ich ihr nach; da gab sie ihn mir zu lesen, aber sagte nichts. Und in dem Briefe stand, Du hättest Dir die rechte Hand verletzt und könntest nicht selber schreiben. Doch es hinge Dein Leben daran, Erinna noch einmal zu sehen, ihr Dein Herz zu zeigen, das nicht von ihr lassen könne, sie um Versöhnung zu bitten — oder wie es gefaßt war. Aber Du wolltest Niemand wiedersehen, als sie allein. Wenn sie noch ein wenig Mitleid mit Dir habe, so möge sie, wenn es Nacht geworden sei, auf den Platz neben dem Amphitheater, an die Stadtmauer kommen, sie und Niemand sonst. Und Dein Name stand, wie von Deiner zitternden Hand hinzugesetzt —"

Myrtilos unterbrach sie, seine Aufregung ließ sich nicht länger zurückhalten. „Ist es möglich!" rief er mit geballten Händen aus. „So eine Schandthat sich auszudenken! Und ich hatte ihn schon am Halse und erwürgte ihn nicht!"

„Ich bitte Dich, rede nicht so laut", sagte Lala mit einem bittenden Blick, indem sie nach hinten horchte, worüber sie seine leidenschaftlichen Worte nur zur Hälfte vernahm. „Ich wollte nur noch sagen, daß Ariston dazu kam" — und bei diesem Namen erröthete sie plötzlich — „der uns zufällig besuchte. Und da ich über den Brief verwundert war, zeigte ich ihn ihm und fragte, was er von Dir zu sagen wisse. Er sah die Schrift: das hat unser Freund Furius geschrieben und kein Anderer! sagte er. Und da Erinna's Bruder, zu seinem und unser aller Unglück, darüber zu kam und die Sache hörte, war er zunächst ganz still, er biß sich nur auf die Lippen, verbot Erinna, das zu thun, was der Brief verlange — o Artemis! sie hätte es nie gethan! — und ging wieder in die Werkstatt an die Arbeit. Aber als die Nacht kam, machte er sich ganz verstohlen auf, um Furius an Erinna's Stelle zu erwarten, einen Dolch unter dem Oberkleid. Denn Du weißt, Myrtilos, er war ein wilder Mensch, wenn ihn die Leidenschaft faßte! Und Furius stellte sich ein, aber ein Sklave mit ihm. Es scheint, daß er Erinna mit Gewalt zu entführen dachte. Statt dessen dringt nun dieser Unglückliche mit dem Dolch auf ihn ein; aber was sollt' es ihm helfen? Es waren Zwei gegen Einen. Am Morgen fanden sie ihn im Sterben, den Sklaven mit ein paar Wunden neben ihm, Furius aber war entflohen. Und nun sitzt Praxilla in ihrer Kammer und weint um den einzigen Sohn, den ihr die Götter geschenkt hatten, und ruft sie in ihrem Jammer an,

Digitized by Google

warum sie an jenem Abend diese beiden Männer in ihr Haus geschickt, um ihr Dich zu entführen und ihr Kind zu tödten."

Lala sagte dies unter stillen Thränen und sah mit den nassen Augen vor sich hin. Als sie wieder aufblickte, denn es nahm sie Wunder, daß Myrtilos so lange schwieg, war der Jüngling verschwunden. Die traurige Erzählung hatte ihn übermannt. Er sah sich in dieses Schicksal so tief verflochten, wie wenn er es mit verschuldet hätte; und da er leise Schritte kommen hörte und sich unfähig fühlte, Erinna in diesem Augenblick in's Antlitz zu sehn, ging er lautlos hinaus. Seine Brust war von so vielem Jammer wie zusammengeschnürt. Alles, was in diesen Tagen über ihn hereingebrochen war, schien ihm in einem Zusammenhang zu stehen, den er qualvoll empfand. Die leise Stimme eines Dämons schien ihm zu sagen, daß dies Alles nicht geschehen wäre, wenn ihn nicht sein liebloses Herz von Erinna entfernt hätte. Es war ihm fast ein schmerzliches Wohlgefühl, jede Schuld auf seine Seele zu nehmen. So schlich er über die Straße und an den Häusern entlang, ohne nach Lala umzublicken, die befremdet auf die Thürschwelle trat, um ihm nachzusehen. Er wußte nicht, was er wollte. Es trieb ihn nur, dieses Haus des Unglücks, diese Luft voll Todesweihrauch und Gewissensqualen zu verlassen.

Die Stadt war trotz der späten Morgenstunde lebendig; zwischen den Wagen und Fußgängern bewegten sich zumal viele Männergestalten in dunkler Toga jener Straße zu, offenbar, um an dem Grabgeleite des Todten theilzunehmen. Myrtilos ging den Weg, den er gekommen war, zurück, jedem Blick ausweichend, der an ihm haften wollte, die Augen niedergesenkt, denn es war ihm, als werde man ihn darüber zur Rede stellen, daß dies Alles so gekommen sei. Erst draußen vor dem herkulanischen Thor, an der Gräberstraße, wo die Häuser seltener wurden, hielt er wieder an. Er fragte sich, was man von ihm denken werde, wenn er davonlaufe, ohne seinem todten Jugendfreund die letzte traurige Ehre zu erweisen. Dann sah er wieder auf sein graues, staubbedecktes Reisegewand, das sich zur Leichenfeier nicht geziemte, und stand in schwermüthiger Unentschlossenheit da. Von ferne, die große Straße herab, dem Thore zu, zog schon die Trauermusik heran. Der dunkle Zug wallte ihm langsam entgegen. Myrtilos sah ihn kommen, trat an den Rand der Gräberstraße zurück und blieb hier stehen. Nach einer Weile erschien der Zugführer in dem mittlern Thorbogen, in seinem geschäftsmäßig feierlichen Schritt; dann die Flötenbläser und die Klageweiber hinter ihnen, die in einförmiger Melodie das schmerzliche Loblied auf den Verstorbenen sangen. Die Bahre folgte, die den Leichnam trug. Das Antlitz unbedeckt, den Kopf durch Kissen erhoben, die Gestalt von einer Decke verhüllt, lag der Tode im Angesicht des Himmels da. Vier junge Männer aus der Verwandtschaft trugen ihn, bei der großen Gluth des Tages von der Last gedrückt und im langsamsten Schritt. Myrtilos sah an ihnen vorbei und fuhr erschüttert zusammen. Hinter der Bahre ging, der Mutter folgend, Erinna, in ihrem weißen Trauerkleid und mit den entfärbten

Digitized by Google

Wangen einem Marmorbild der ſchweſterlichen Antigone zu vergleichen. Ein weißer Schleier bedeckte ihre Locken; aber auch ihr ganzes Antlitz ſchien verſchleiert zu ſein. Alle Jugendgefühle waren in dieſen lieblichen Zügen ausgelöſcht. Die ſchlanken Arme hingen bewegungslos an der mädchenhaften Geſtalt herab, ihre Augen ſahen zu Boden und die geſchloſſenen Lippen rührten ſich nicht. Myrtilos ſah, wie ihre ganze Seele um den Todten trauerte. Ein tiefer Schmerz fuhr ihm durch die Bruſt, ein Gefühl der Selbſtverachtung, der Verſtoßenheit, das in Wehmuth zerſchmolz. Er warf ſich im Geiſt auf die Kniee vor dieſer ſelbſtvergeſſenen, liebreichen Seele. Ein wonnevolles Schickſal dünkte es ihm, ſo auf der Bahre zu liegen und von ſo einem Herzen beweint zu werden. Thränen, wie ſie noch nie aus ſeinen Augen gefloſſen, drängten ſich unter ſeinen Wimpern vor. „Erinna!“ ſeufzte er unwillkürlich auf.

Sie ſchien dieſen Seufzer zu vernehmen, denn auf einmal ſah ſie ihn an, erkannte ihn und erſchrak. Die bleichen Wangen färbten ſich ein wenig. Dann ſuchte ſie ſich zu faſſen, grüßte ihn durch einen ſtillen Blick und machte eine etwas haſtige Bewegung, um weiter und an ihm vorüber zu gehen. Doch eben ſtockte der Zug, denn der jüngſte von Denen, die die Bahre trugen, blieb ſtehen, murmelte ein paar matte Worte und gab durch ſeine Geberden zu erkennen, daß ihn die Kräfte verließen. Die Hitze machte ihn ohnmächtig. Darüber gerieth die Bahre in's Schwanken und die anderen Träger ſahen ſich beſtürzt um, ſtanden und ſuchten ſie durch ſtärkeres Anſtämmen zu halten. Sobald Myrtilos den jungen Menſchen ſeinen Kopf ſenken und zurückſtraucheln ſah, trat er, mit einem Blick voll Empfindung auf Erinna, hinzu, ſtellte ſich an deſſen Platz und ſchob ſeine Schulter unter die Tragſtange. „Laßt mich gewähren, ich bin Myrtilos!“ ſagte er nur zu den Anderen und winkte, weiter zu gehen. Man ſah ihn befremdet an; ſein Anzug verrieth nicht, daß er den Todten mit geleiten wollte. Doch ſeine Entſchloſſenheit, ſeine ernſten Züge wirkten mehr als ſein Kleid. Die Bahre ſetzte ſich wieder in Bewegung und der lange Zug dunkler und weißer Geſtalten, der ihr folgte, wallte nun durch das Thor auf die Gräberſtraße hinaus.

Myrtilos fühlte die Laſt auf ſeiner Schulter und die Sonnengluth; doch es that ihm wohl, unter dieſem Druck dahinzugehen. Er wandte ſich einmal um, in dem Verlangen, einen dankbaren Blick aus Erinna's Augen zu erhaſchen. Aber ſie ſah ihn nicht an, ſondern ernſt und ſtill auf den Weg. So kamen ſie auf den freien Platz hinter den letzten Grabkapellen hinaus, wo der mit Laubgewinden und Blumen traurig aufgeſchmückte Scheiterhaufen errichtet war. Sie ſetzten die Bahre nieder; der Leichnam ward auf den Holzſtoß hinaufgehoben und die letzten Liebesſpenden ihm nachgeſchickt. Ein Oheim des Todten, der hinter Erinna und der Mutter gegangen war, trat mit einer lodernden Fackel vor und während die Umſtehenden laut zu wehklagen begannen, ſteckte er mit abgewandtem Geſicht den Scheiterhaufen in Brand. Langſam ſtieg die Flamme ringsum auf und verzehrte das Opfer, das

man ihr dargebracht hatte. Myrtilos ſah in die Gluth und ließ nun ſelber ſeine Thränen fließen. Der Himmel, der ſich mit bleiernem Gewölk von Süden her umgraut hatte, blickte auf dieſes Schauſpiel nicht unfeierlich herab; der Veſuv ſtieß von Zeit zu Zeit eine kurze dunkle Wolke aus und auch die Erde fing zuweilen merkbar zu zittern an. Doch Myrtilos gab auf dieſe Drohungen nicht Acht, die auch die übrige Menge wenig zu ſchrecken ſchienen. Er ſuchte Erinna's Geſicht. Sie hatte ſich hinter ihre laut weinende Mutter geſtellt, als wünſchte ſie ſeine Augen zu vermeiden. Mit einem Seufzer wandte der Jüngling ſich wieder ab und ſah, wie die Aſche gelöſcht, das noch übrige Gebein geſammelt und beſprengt und mit Spezereien gemiſcht ward. Endlich riefen die Umſtehenden dem Todten ihr letztes Lebewohl zu, und mit geweihtem Waſſer beſprengt wurden ſie entlaſſen. Nun hielt ſich Myrtilos nicht länger zurück. Die Verſammlung hatte ſich kaum aufgelöſt, als er ſich den Frauen zu nähern ſuchte, um ſeine gefüllte Seele auszuſchütten. „Praxilla! Erinna!“ rief er ſie halblaut ſchon von weitem an und kam auf ſie zu.

Erinna hörte ihn, aber ſie ſchien nicht gewillt, ihn anzuhören. Ohne ſich nach ihm umzuſehen, hatte ſie ſchon Lala's Arm ergriffen, die neben ihr ſtand, murmelte der Mutter ein paar Worte zu und zog ſie hinweg. Die Menge drängte ſich der Straße zu und in dieſem Menſchenſtrom — denn viele Hunderte waren der Leiche gefolgt — verſchwanden die zierlichen Geſtalten der Mädchen, denen Praxilla folgte. Myrtilos blieb mit umflorten Augen ſtehen. Er ſah, daß ſie ihm auswich, und doch war es unmöglich, ſo wieder davonzugehen. Er mußte ihr ſagen — noch wußte er nicht, was. Als das Volk ſich dem Stadtthor zu verlaufen hatte und auf der langen Gräberſtraße tiefe Mittagsſtille eingetreten war, raffte er ſich aus ſeiner Betrübniß auf und wanderte langſam nach Pompeji zurück. Die Straßen waren verödet, faſt alle Hausthüren geſchloſſen; Niemand trat ihm in den Weg, ihn anzureden. So kam er wieder in die Straße und vor das Haus, wo noch die Cypreſſe ſtand. Er drückte die Thür auf und ſah den Thürhüter auf dem Seſſel in ſeiner Zelle eingeſchlafen. Leiſe ſchleichend kam er an ihm vorbei, ohne ihn aufzuwecken und trat in die Halle ein.

In dem kühlen, dämmernden Raume rührte ſich nichts. Das Todtenbett war verſchwunden, das Feuer auf dem Herd wieder angezündet, ſonſt aber kein Zeichen des Lebens, Alles mittagsſtill. Nur einige ſchläfrige Fliegen ſummten um die ausgebrannte Räucherpfanne, die noch in der Halle ſtand. Ein leiſer Schauder lief Myrtilos über die Haut. In dieſer tiefen Ruhe kam ihm der Gedanke, als ſei hier die Behauſung des Todten und ſein niedergekauerter Schatten müſſe aus einem Winkel hervortreten. Er ſchritt etwas haſtig durch die Halle hindurch und da ihm nirgends ein Laut entgegenkam, auf den Garten zu. Dort, wo er an jenem verhängnißvollen Abend zwiſchen den beiden Mädchen geſeſſen hatte, ſaß Erinna auf der niedrigen Bank, den Kopf zur Seite gewandt. Sie ſah ſchwermüthig in die Luft, halb wie ein

Digitized by Google

Kind, halb mit ſchmerzlich gereiftem Ausdruck; eine kummervolle Linie lief über die Stirn hin. Das weiße Kleid trug ſie noch, nur den Schleier hatte ſie ſich vom Haar gelöſt. Die Cither, die damals zwiſchen Lala's kleinen Fingern geklungen hatte, lag ihr zu Füßen auf dem ſteinernen Boden. Sie ſah ſie nicht und bei einer gedankenloſen Bewegung ihres Fußes ſtieß ſie daran, ſodaß die Saiten klirrten. Darüber ſchrak ſie zuſammen und richtete ſich auf.

Myrtilos war zurückgetreten, um ſie betrachten zu können, ohne daß ſie ihn ſah. Der Klang der Cither ſchien irgend eine Saite in ihrer Bruſt aufgeweckt zu haben, denn mit einem neuen Ausdruck, der nicht weniger wehmüthig, doch voll Holdſeligkeit war, ſchlug ſie die halb geſenkten Wimpern auf und öffnete die Lippen zu einem ſeufzenden Athemzug. „O Sappho!“ ſagte ſie auf einmal halblaut, als käme ihr ein ſapphiſches Lied in die Gedanken. Die Augen wurden ihr feucht und indem ſie ſie eindrückte, ſang ſie leiſe, ganz in ſich verſunken, nach einer alten lesbiſchen Weiſe, die auch Myrtilos kannte:

„Süße Mutter, ich kann es nicht,
Kann am Werke nicht weben!
Sehnſucht drückt mir das Herz ſo ſehr
Nach dem Knaben, dem ſchönen!“

Sie ſang mit ihrer gepreßten Stimme traurig ſeelenvoll und ſchien noch fortfahren zu wollen, doch da ſie nun die Augen wieder aufſchlug, verſtummte ſie über einen Anblick, der ihr Herz bewegte. Einige Schritte von ihr ſtand die kleine Bildſäule des Narciß, die Ariſton in dieſen Tagen an Praxilla geſchickt hatte und die dem Jüngling nun erſt in die Augen fiel. Die unausſprechliche Anmuth dieſer Geſtalt ergriff Erinna und ergriff Myrtilos, dem es wunderbar überſchauerte, ſein Ich ſo verkörpert ſich gegenüberzuſehen. Das Mädchen trat auf die Statuette zu und mit einem Blick voll betrübter Liebe ſah ſie dieſes Abbild des Verlorenen an. Sie befühlte unwillkürlich die Hände, ſie waren kalt. „Ach!“ ſeufzte ſie leiſe auf. Endlich überwältigte ſie doch ein zärtliches, ſehnſüchtiges Gefühl. Sie legte ihren Mund an die empfindungsloſen Lippen des Narciß und küßte ſie mit einem ſchmachtenden, hoffnungsloſen Lächeln.

„Erinna!“ rief es auf einmal neben ihr und der bis in's tiefſte Herz bewegte Myrtilos eilte auf ſie zu und ergriff ihre Hand. „Erinna! Du liebſt mich noch, Du kannſt mir vergeben! Sage, daß Du mir vergeben kannſt, daß Du mich retten willſt, daß die Götter uns ein neues Leben ſchenken! Bei Allem, was Dir auf Erden heilig iſt, Erinna, wende Dich nicht ab, ſchüttle nicht ſo den Kopf. Sage mir, was mich rettet! Ich war ein Kranker, der geneſen iſt. Schüttle nicht den Kopf, laß mir die Hände, Erinna! Laß mich zu Deinen Füßen meine Liebe bekennen!“

Er warf ſich hoffnungslos vor ihr auf die Kniee und ſah ſie mit den großen flehenden Augen wie ein Verzweifelnder an. Das Mädchen, bei ſeinem erſten Anblick bis an die Wimpern erröthet und von einem

Digitized by Google

heftigen Zittern befallen, hatte ihn mit Widerſtreben, aber ſchweigend angehört, aber nun trat ſie zurück. „Was willſt Du da am Boden?“ ſagte ſie mit aller Härte, die ihrer ſanften Stimme möglich war. „Steh auf, Du biſt nicht an Deinem Platz! Es iſt eine Unnatur, Dich zu meinen Füßen zu ſehen! Was Dich auf einmal ſo weich macht, weiß ich nicht, aber ich weiß und die Götter wiſſen es, daß es mir nicht in den Sinn kommen wird, an alle dieſe Betheuerungen zu glauben.“

„Erinna!“ ſagte er erſchrocken, „was ſprichſt Du? Hab' ich's nicht mit meinen Augen geſehen, daß Du mich noch liebſt? Und Dein Herz will meine Liebe nicht erkennen?“

Sie entzog ihm faſt heftig ihre Hand, die er noch immer hielt, und ſchüttelte wieder den Kopf. „Nein!“ ſagte ſie. „Warum belauſcheſt Du mich, Myrtilos? Was wollteſt Du hier? — Nein, nein, ich liebe Dich nicht. Glaube mir's! — Weil ich dies Bild da geküßt habe? — Nur Deine Schönheit hab' ich geküßt, nicht Deine Seele, Myrtilos. Du liebſt nur Dich und ich ſoll glauben, daß Du das Mädchen lieben könnteſt, dem Du ſchon einmal Dein ganzes Innerſtes enthüllt haſt!“

Indem ſie das Alles haſtig und hart herausſtieß, fiel es ihr doch ſchwer, ihn anzuſehen und ſie ſtarrte auf ſeine Bruſt. „Leb wohl!“ ſetzte ſie raſch hinzu, um ihm zu entrinnen. Der beſtürzte Myrtilos, der ihre Füße, ihre Kniee hatte umklammern wollen, ließ ſeine Arme ſinken, richtete ſich auf und ſtand ihr hülflos nach Worten ſuchend gegenüber. „Erinna!“ rief er endlich, da ſie gehen wollte; „Du biſt außer Dir! Du ſprichſt mir das Leben ab! Bleib, geh nicht fort; — die Trauer um Deinen Bruder, Erinna, bringt Dich ſo von Sinnen! Laß mich ihn Dir erſetzen“ — er griff nach jedem Wort, das ihm einfiel, um ſie aufzuhalten — „laß mich ihn rächen, Erinna, meine Liebe, mein Herz — — O all' ihr heiligen Götter, helft mir, ſie glaubt mir nicht, ſie will mich nicht hören!“

Das Mädchen ſtand bei dieſer verzweifelten Beſchwörung eine Weile erſchüttert ſtill. Ihr Athem flog, ihr Herz ſchien in der heftigſten Bewegung zu ſchlagen. Doch ſie raffte ſich wieder auf und indem ſie die Hände hob, wie um ihn abzuwehren: „Laß mich!“ ſagte ſie. „Ich will mich nicht zweimal in Dir täuſchen, nicht zweimal zu Grunde gehen! Und wenn Du in dieſem Augenblick alle Götter anrufſt, daß Deine Liebe wahr ſei — in einer Woche kannſt Du mich wieder vergeſſen.“

„Nie, nie!“ rief er aus.

„Warum ſoll ich Dir glauben? Hatte ich damals weniger Grund dazu, als Du mich ſo gerührt in Deine Arme nahmſt und mir ſagteſt, ich ſolle Dir Deinen todten Vater, Deine Eltern, Alles, was Du je verloren hätteſt, erſetzen? Und wie haſt Du mich dann geliebt? — Nein, nein, verſuchen wir nichts mehr! Laß die Götter in Ruhe! Laß mich um meinen Todten trauern, der ein Herz für mich hatte, und mögeſt Du auf Deine Weiſe glücklich ſein! — Sie rufen mich!“ ſetzte ſie plötzlich hinzu, ſah von ihm weg, da ſein mitleidswürdiger Anblick ſie verwirrte und horchte über die Mauer nach Lala's Hof. Myrtilos

vernahm nichts, doch Erinna that, als habe sie einen neuen Ruf von dort herüber gehört und wich nach der kleinen Hinterpforte zurück. „Ich muß fort!“ sagte sie mit halber Stimme und blickte ihn noch einmal wie flehend an, daß er es aufgeben möge, sie zu verfolgen. Das letzte Lebewohl starb ihr auf den Lippen. Sie fühlte, wie ihr die Thränen nach den Augen stürzten und lief mehr, als sie ging, durch die Pforte hinaus.

Myrtilos blieb stehen, ohne sich zu rühren. Er hörte, wie ihr Fuß vom Mosaikboden des Nachbarhofs leise wiederhallte, hörte dann, daß Alles wieder stille war und blickte in ruhiger Verzweiflung vor sich hin. „Mögest Du auf Deine Weise glücklich sein!“ wiederholte er sich in Gedanken und sein Mund verzog sich zu einem sinnlosen Lächeln. Endlich besann er sich, daß er hier nichts mehr zu suchen habe. Er trat seinen Rückweg an, als müsse es nun so sein. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, doch er hatte ein Tuch, um ihn abzuwischen und so fehlte ihm nichts. Geräuschlos ging er durch die Halle hinaus. Der Thürsteher hatte sich ermuntert und sah ihm verwundert nach. Mit einer mechanischen Geberde wies Myrtilos ihn zurück und trat auf die Straße. Eine fürchterliche Schwüle empfing ihn hier, die heiße, helle Luft blendete ihn, indeß er achtete dessen nicht, sah nur auf seine Füße nieder, um die Augen zu schützen und ging seines Weges fort. Da er kein Ziel hatte, folgte er einem zufälligen Trieb, dem Seethor zu, nur des einen Gedankens sich bewußt, Pompeji zu entrinnen.

Er kam auf die Straße hinaus, die zum Meer hinauflief, fühlte nun auf einmal die ganze schreckliche Last, die sein Herz bedrängte und blieb in der Haltung eines verzagenden Menschen stehen. Der weite Golf lag vor seinen flimmernden Augen. Der Himmel glänzte unerträglich von weißlichem Dunst, das Meer wurde durch einen scharfen Wind, der sich eben erst aufgemacht hatte, von Westen her lebhaft aufgewühlt und bis zu der Höhe herauf hörte er es an die niederen Uferklippen branden. In einer unwillkürlichen Bewegung seines Gemüths blickte Myrtilos nach Pompeji zurück und entsetzte sich über einen unerwarteten Anblick. Der Vesuv sah über die Stadt herüber und nahe unter seinem Gipfel brachen an mehreren Stellen sichtbar leuchtende, große Flammen hervor. Statt seines gewöhnlichen Rauches aber stieg eine wundersame Wolke in die Höhe, weiß und schwärzlich gefärbt, die wie ein langer Stamm gen Himmel wuchs und dann, einer Pinie gleich, sich in mächtiger Krone wallend ausbreitete. Ein dumpfes Brausen drang, wie es schien, aus dem Innern des Vesuv hervor. Die Wolke dehnte sich nach allen Seiten, wuchs dann gegen das Meer hervor und begann den Himmel zu verdunkeln.

Durch diese Erscheinungen aus seiner eigenen Verfinsterung aufgeschreckt, hielt Myrtilos die Augen auf die Flammen unter dem Gipfel, dann wieder auf die Aschenwolke geheftet — denn es ward ihm deutlich, daß sie Asche in die Höhe trüge — und sah nun auch, wie die Menschenwelt durch diese Drohungen der Elemente in Bewegung gerieth. Von dem breiten Gürtel von Dörfern, Villen und Gehöften, der den Fuß des

Digitized by Google

Vesuv umgab, floß es wie hundert Ströme von flüchtenden Menschen und Thieren in die Ufer-Ebene herab, alle Straßen, die zum Meere führten, füllten sich mit Wagen und mit Wanderern an. Herabstürzende Wasserbäche, die der Berg auszuschleudern anfing, und die an seinen Seiten wie Silberfäden niederflossen, schienen die Flüchtlinge in furchtbarer Eile zu verfolgen. Auch in und vor Pompeji ward es endlich laut. Aus dem Thor, in dessen Nähe er stand, drang eine wachsende Menge neugieriger und erschreckter Menschen hervor. Männer, Weiber und Kinder, sie sahen nach dem Vesuv, nach der Feuersäule, die aus seinem Gipfel in die Höhe stieg und fragten, jammerten und schrieen durch einander. Es schien den Einen gewiß, daß auch Pompeji das Schlimmste zu befürchten habe; Andere widersprachen nicht minder aufgeregt, wiesen auf die große Entfernung von dem drohenden Krater hin, erinnerten an frühere Beispiele und suchten sich und Andere zu ermuthigen. Myrtilos hörte die lauten Streitreden an. Er gab in seiner unerfahrenen Seele den Zuversichtlichen Recht und ging endlich weiter dem Meere zu. Die wilde Aufregung von Himmel und Erde, die verfinsternde Wolke, die ungeheuerliche Pracht der Feuersäule, die aufschäumende See erregten in ihm ein schauerlich aufjauchzendes Wohlgefühl. Er ließ seine Locken im Meerwind wehen, sein Ohr mit dem wachsenden Brausen in der unsichtbaren Tiefe füllen und wanderte so in einem wilden Aufruhr von Wohl und Wehe an den Golf hinab.

Doch als er hier das Ufer erreicht hatte, in dessen Nähe einige Barken voll neugieriger Zuschauer auf den Wellen schaukelten, sah er zurück und erkannte nun erst die ganze Gefahr, die über dem Lande schwebte. Die Flammensäule des Vesuv wuchs in den Himmel hinein, glühende Ströme wälzten sich aus vielen Oeffnungen breit und breiter herab, und während ihre Leuchtkraft sich vermehrte, entwich das Tageslicht wie vor plötzlich hereinbrechender Nacht. Denn die große Wolke senkte sich, fuhr wie ein Wetter heran, doch schwärzer als das schwärzeste Gewitter, von Flammen zerrissen, mit denen kein Blitzstrahl sich vergleichen konnte und verhüllte den Berg, die Stadt und das ganze Land. Ein dicker schwarzer Dampf ergoß sich vor Myrtilos' Augen wie ein Strom auf die Erde und schien in seiner Umarmung ihn ersticken zu wollen. Nach wenigen Augenblicken war es Nacht um ihn her. Die tiefste Finsterniß legte sich ihm beklemmend auf Aug' und Brust. Unter seinen Füßen schwankte der Boden, wie durch einen Stoß von unten her erschüttert, ein stärkeres Beben folgte und kaum gelang es ihm noch, sich auf den Füßen zu halten. Er rang nach Athem, da der schwefelige Dampf ihn fast erstickte. Die Finsterniß blieb, nur durch die fernen Flammen des Vesuv und sich nähernden Fackelschein hier und da durchbrochen. Stimmen von Jammernden und Schreienden drangen ihm an's Ohr, schienen von verschiedenen Seiten heranzuziehen und Menschen in sinnloser Verzweiflung anzurufen. Es war, als sei die Stunde des Weltuntergangs gekommen und als werde diese plötzliche Nacht die Winselnden und die Lautlosen alle auf einmal begraben.

Digitized by Google

Endlich lichtete es ſich ein wenig und Myrtilos konnte erkennen, auf welchem Boden er ſtand und was ſich inzwiſchen um ihn her ereignet hatte. Das Meer war bei der gewaltigen Erſchütterung zurückgewichen, der Sand mit allerlei Seethieren bedeckt, die bei der plötzlichen Flucht des Waſſers ſitzen geblieben waren und mit dem Tode rangen. Auch die noch angeketteten Fiſcherkähne ſaßen auf dem Sand und einige jener vorwitzig gelandeten Barken hatte die Flut gleichfalls zurückgelaſſen. Die Menſchen ſtanden daneben oder lagen in den Fahrzeugen ausgeſtreckt und hoben jammernd die Hände. Auf einmal erkannte Myrtilos in einem der Schiffe ein von einer Fackel bleich beleuchtetes Paar. Furius lag auf dem Rücken ausgeſtreckt, ohne Bewegung. Neben ihm ſaß Sempronia auf einer Ruderbank und ſtarrte voll Schrecken in die grauenvolle Dämmerung hinein. „Es iſt keine Hülfe mehr!“ ſagte ein Schiffer, der auf Furius herunterſah und deſſen Hand in die ſeine genommen hatte, während er ihm die Fackel an's Geſicht hielt. „Es iſt vorbei!“ — Myrtilos trat, ohne ſich zu beſinnen, hinzu. „Was iſt geſchehen?“ fragte er mit durch den Qualm halb erſtickter Stimme und blickte Sempronia in die ſtarren Augen.

„Myrtilos!“ ſtammelte die bleiche Frau überraſcht. „Was ihm geſchehen iſt?“ ſagte ſie, indem ſie ſich mit den Händen in gedankenloſer Angſt durch die Haare fuhr. „Der Dampf — ſein ſchwerer Athem — die Glut — er iſt erſtickt, wie ſie ſagen. Hilf uns von dannen, in's Meer zurück, rette uns, wenn Du kannſt!“

„Sein Kopf war voll Wein!“ murmelte der Schiffer mit grimmigem Geſicht und richtete ſich auf. „Dem kann Niemand mehr helfen; — aber uns! Wer Du auch biſt, Du da, faß mit an und hilf uns dieſes elende Fahrzeug in's Meer zurückſchieben, eh' wir hier Alle in Qualm und Aſche verkommen!“

Myrtilos antwortete nicht, ſondern ſah mit ſtillem Schauder auf die Leiche nieder. Die kalten Züge des Römers hatten ſich verzerrt, die Brauen ſich wie unwillig zuſammengezogen und die bläulichen Hände ſich geballt. Das Geſicht aber war von Blut unterlaufen, oder von Wein geröthet, man konnte es bei dem ungewiſſen Licht nicht erkennen. Unter dem Eindruck dieſer ſchauerlichen Nacht glaubte Myrtilos das Opfer eines göttlichen Strafgerichts zu ſehen, das den Menſchen die Rache aus der Hand genommen. Er athmete in aller Erſchütterung leichter auf und wandte ſein Geſicht wieder ab. „Rette uns! rette uns!“ rief Sempronia, die ſich inzwiſchen erhoben und das Fahrzeug verlaſſen hatte. Die Schiffer, aus der erſten Beſtürzung aufgewacht, traten vorn und hinten an die Barke, ſchoben ſie mit aller Anſtrengung durch den knirſchenden Sand und winkten Myrtilos heftig, daß er mit anfaſſen möge. Unterdeſſen waren auch viele Uferbewohner und Pompejaner mit Fackeln herbeigeeilt, löſten die angeketteten Kähne und ſuchten ſie gleichfalls an das Meer zu ziehen. „Hilf! Hilf!“ rief man dem Jüngling von allen Seiten zu. Bei dieſen wilden Stimmen erwachte endlich ſein Bewußtſein, das der plötzliche Anblick des todten Furius verſtört hatte.

Digitized by Google

„O ihr Götter — Erinna —!“ murmelte er, ſchlug ſich vor die Stirn und trat unter die Menge. „Wo iſt Erinna?“ rief er einigen wimmernden Frauen aus Pompeji zu, die er erkannte, die mit Bündeln beladen neben den Kähnen ſtanden. Die Frauen ſtierten ihn an: „Was für eine Erinna? Laß ſie gehen und hilf die Schiffe in's Waſſer ziehen!“ — „Myrtilos!“ — rief Sempronia ihm durch den verworrenen Lärm der Stimmen nach. Doch in ſeiner Bruſt war jeder andere Gedanke ausgelöſcht, als der, Erinna zu retten, wenn ſie der Rettung bedürfe. Ohne ſich noch nach Sempronia umzuſehen, ſtürzte er nach der Straße, die zu Pompeji hinaufführte und bahnte ſich durch die ihm entgegeneilende Menge ſeinen Weg.

Die ganze Bevölkerung der Stadt zog auf allen Wegen, die vom Veſuv hinwegführten, dem Meere zu, beladen und unbeladen, laut und ſtumm, mit entgeiſterten Augen oder aufgeregten, nach Rettung ſuchenden Blicken. Man ſchrie durcheinander, wo Schiffe zu finden ſeien, rief den Himmel an, dann wieder Kinder oder Diener, die man aus den Augen verloren hatte, fragte nach dem Weg an die nächſten Häfen: denn weiter als hundert Schritte konnte man nicht ſehen und ſchon fing die Finſterniß an ſich wieder zu ſchwärzen. Myrtilos ſah in jedes Geſicht, das ihm vorüberkam, ob es Erinna ſei, rief von Zeit zu Zeit ihren oder Praxilla's Namen in die von Stimmen ſchwirrende Luft hinaus, und wich endlich von der Straße auf das Feld, da ihn der Menſchenſtrom mit ſich fortzureißen drohte. Nichts war von Denen, die er ſuchte, zu ſehen. Noch hatte er die Stadtmauer nicht erreicht, als der dickſte Dampf ihn wieder einhüllte und ein Regen von heißer Aſche auf ihn niederfiel. Dazwiſchen ſtürzten verbrannte Steine herab, er fühlte wenigſtens die feſten Körper, die auf ſeine Scheitel und ſeine Schultern ſprangen und dann am Boden hinrollten — zu ſehen war nichts mehr. „Rettet, rettet euch!“ rief es in der Dunkelheit um ihn her. Er kam an das Thor; unter dem großen Bogen brannten ein paar aufgeſteckte Fackeln, die Wache ſtand daneben, die ihren Poſten nicht verlaſſen wollte. „Wohin?“ fragte der Soldat und ſtarrte ihn wie einen Beſeſſenen an. „Willſt Du dem Veſuv in den Rachen laufen?“ — Die ſchon verödeten Gaſſen der Stadt waren in Nacht gehüllt, nur hier und da irrte noch eine halb verfinſterte Fackel umher. Myrtilos' Locken, von den durchglühten Steinen angeſengt, gaben einen brenzlichen Geruch; der Aſchenregen fiel ununterbrochen herab. „Erinna!“ rief der Jüngling verzweifelnd aus. Er wollte ſich nicht retten, ohne ſie gerettet zu wiſſen. Ein übermächtiger, todesverachtender Trieb zog ihn ihrer Straße, ihrem Hauſe zu. Auch in der Dunkelheit kannte er ſeinen Weg. Endlich kam er athemlos bis an die Ecke unweit ihrer Thür. Einige haſtige Geſtalten eilten noch mit erlöſchenden Lichtern und über und über beladen an ihm vorbei, Männer und Frauen, die nicht ohne ihren ganzen Beſitz hatten flüchten wollen. Auf einmal rief eine hell tönende Stimme neben ihm: „Helft meiner Mutter! Rettet meine Mutter!“

„Erinna!“ rief Myrtilos und eilte auf die wohlbekannte Stimme

Digitized by Google

zu. Das Mädchen, in ihrem weißen Gewande sichtbar, stand nicht weit von der Cypresse und rang die Hände.

„Allmächtiger Zeus!“ rief er aus, indem er ihren Arm ergriff, was thust Du noch hier? Was ist mit Deiner Mutter?“

Sie sah ihn an, entsetzte sich einen Augenblick über sein verwildertes Gesicht, das ihr aus der Dämmerniß entgegenfuhr. Dann jammerte sie wieder auf: „Meine Mutter! Wer rettet sie? — Wir sind Beide verloren!“

„Warum flieht sie nicht?“ unterbrach er sie.

„Ich soll sie verlassen! In der Halle am Heerd sitzt sie und will nicht fort, will in ihrem Hause leben oder sterben. Da, wo seine Leiche gelegen hat, will sie bleiben — und ich soll sie verlassen!“

„Nein, das nicht!“ murmelte Myrtilos und eilte an die Thür. Er trat in's Atrium ein. Die Alte saß auf einem Schemel neben dem Heerd, den Kopf niedergebeugt, mit aufgelöstem Haar, ohne sich zu rühren. Eine Lampe brannte neben ihr auf dem Boden; durch die Lichtöffnung im Dach regnete die dunkle Asche herein. „Praxilla!“ rief er sie an und schüttelte ihre Schulter. „Steh auf! Fasse Dich! In ein paar Stunden wird Dich hier die Asche begraben!“

„Laß mich hier!“ sagte sie und schüttelte den Kopf. „Geh mit Erinna fort“ — das Mädchen war Myrtilos gefolgt und stand in der Thür — „und laß mich hier nach meinem Willen leben und sterben.“

„Mutter, Mutter!“ rief die fassungslose Erinna aus, indem sie sich flehend vor ihr auf die Kniee warf.

Der Ton dieser Stimme erschütterte Myrtilos bis in's Mark; ein plötzlicher Entschluß machte seiner Verwirrung ein Ende. „So rett' ich Dich gegen Deinen Willen!“ sagte er und hob die erschrocken sich sträubende Praxilla vom Boden auf. So trag' ich Dich hinweg!“ — Er fühlte eine von der Aufregung gesteigerte Kraft in seinen Gliedern, die ihm Vertrauen gab, und hielt die Alte fest in seinen Armen. „Komm!“ sagte er tonlos zu Erinna und ging ihr voran, auf die Straße hinaus. Die Dunkelheit erhellte sich ein wenig, es fielen nur noch kleine, leichte, heiße Steine herunter. „Myrtilos! Erinna!“ seufzte Praxilla mit schwacher Stimme und wiederholte: „Laß mich! Laß mich zurück!“ — doch ohne sich länger zu wehren. Endlich hob sie den Kopf, der ihm gegen die Schulter gesunken war und sagte: „Laß mich herunter, Du tödtest Dich, ich will neben Dir gehen.“

Sie hatten die nächste Ecke erreicht; Myrtilos setzte sie auf einen der Prellsteine, die neben der Straße standen, und blickte ihr herzlich ermunternd in das blasse Gesicht. Erinna kam ihnen nach, Kissen und Tücher im Arm, band eins der Kissen dem Myrtilos auf dem Scheitel fest, ohne zu sprechen und that dann das Gleiche bei der Mutter und sich. „Ich danke Dir!“ murmelte Myrtilos; „das wird uns schützen!“ — Dann nahm er Praxilla bei der Hand und zog sie mit hinweg. Doch in diesem Augenblick bewegte sich die ganze Straße unter ihren Füßen.

Digitized by Google

Die Gebäude neben ihnen krachten, wie eine Zuckung lief es unter dem Boden hin. Praxilla verlor die Besinnung, schloß die Augen und die Kniee brachen unter ihr zusammen. Zugleich kam ein neuer Dampfstrom, der sich niedersenkte, die Straße herauf, hüllte die Unglücklichen ein und wie schwarzer Schnee fiel wieder eine Aschenwolke auf sie herab.

„Es ist vorbei, hier werden wir sterben!" sagte Erinna verzweifelnd und klammerte sich unfreiwillig an Myrtilos an. Unterdessen hatte er die Alte vom Boden aufgerichtet, doch ihre Arme und ihr Kopf hingen schlaff herunter. Er redete sie an, sie antwortete nicht. Nur ihr keuchender Athem sagte, daß sie noch lebte. „Nun denn, so trag ich sie bis an's Meer!" sagte Myrtilos und raffte seinen erschütterten Muth wieder zusammen. „Laß uns versuchen, was die Götter über uns beschlossen haben!" — Damit hob er Praxilla auf, legte sie sich über die Schulter und schritt wieder in die Nacht hinein.

„Es ist unmöglich!" rief Erinna aus, die ihm erschrocken folgte. „Du trägst sie nicht bis an's Meer — rette Dich selbst! Flieh und laß uns hier sterben!"

Myrtilos antwortete nicht. Er ging, so schnell ihn die Füße trugen, voran. Die Asche fiel immer dichter, sie bedeckte den Boden schon bis zu erschreckender Höhe. In der heißen Gluth waren die Sandalen kein Schutz mehr und ein heftiger Schmerz zuckte ihm durch die versengte Haut. „Bist Du da, Erinna?" fragte er, da er sie nicht mehr sehen konnte.

Sie antwortete mit einem Seufzer voll Bewegung und schritt hinter ihm her.

So kamen sie durch die Straßen, ohne irre zu gehen. Als sie das Thor erreicht hatten, entdeckten sie einen matten, gelblichen Feuerschein nach dem Ufer zu. Dort schienen sich noch Fackeln zu bewegen. Myrtilos stand einen Augenblick still, da seine Last ihm zu erdrückend auf der Schulter lag. Er hob sie von der rechten auf die linke und holte tief Athem, wie um neue Kraft zu gewinnen.

„Du kannst nicht mehr!" sagte Erinna neben ihm mit zitternder Stimme. „Verlaß uns, geh!"

„Du irrst", erwiederte er sanft. „Ich habe noch Kraft genug."

„Du verbrennst Dir die Füße, Myrtilos!"

„Du etwa nicht?"

„Was ist an mir gelegen?" murmelte sie. „Myrtilos! Warum bist Du nicht zur rechten Zeit geflohen? Warum kamst Du zurück?"

„Weil ich — — Erinna!" —

„Was sagst Du, Myrtilos?" seufzte sie und fing an heftig zu weinen.

„Nichts!" antwortete er und ging wieder voran. Sein Herz schlug mit wachsender Gewalt, doch er fühlte, daß er die Ruhe nicht verlieren dürfe, wenn er die Kraft behalten wolle, Praxilla zu tragen. Die Alte stöhnte leise neben seinem Ohr, ihr Kopf lag an seinen Locken. Der trübe Fackelschein zeigte den Wanderern ihr Ziel. Zuweilen blieben sie

Digitized by Google

ſtehen, um die Aſche von ſich abzuſchütteln, die noch immer auf ſie herunterfiel und ihre Kopfkiſſen ſchwerlaſtend bedeckte. Dann nahm Erinna ſeine Hand, drückte ſie ſtumm und hielt ſie gegen ihr Herz. So zogen ſie durch die Finſterniß dahin. Myrtilos fühlte endlich, daß ihn trotz aller Seligkeit, die über ihn kam, die übermenſchlich angeſpannten Kräfte verließen. Es ward etwas heller um ihn her und doch dunkler vor ſeinen zitternden Wimpern. Seine Kniee bebten. Von kaltem Schweiß bedeckt ſtemmte er ſich gegen den Boden auf, um ſich und ſeine Laſt aufrecht zu halten. Sein Gefühl erloſch. Er empfand den Schmerz nicht mehr, der von ſeinen verſengten Füßen und Knöcheln an ihm hinaufſtieg. Es war ihm, als müſſe er Erinna's Namen rufen, um noch einmal, ehe Alles aus ſei, ihre ſanfte Stimme zu hören. Indem er die Augen gewaltſam aufriß erkannte er noch, daß ſie nahe am Ufer waren, dann rief ihn plötzlich eine bekannte Stimme an, er hörte ſie, ohne die Worte zu verſtehen und verlor die Sinne. — —

Als er erwachte lag ſein Haupt auf Erinna's Schooß. Das Licht einer Fackel blendete ihn; die Augen des Mädchens ſahen mit ſchmerzlicher Innigkeit auf ihn herab. Er erhob ſich ein wenig, ſein Geiſt träumte, nur zögernd und von Wahnbildern verwirrt kam ihm das Bewußtſein zurück. Indem er verwundert um ſich ſah, erkannte er, daß er in einer Barke lag, die auf dem Waſſer ſchwamm. Ariſton und Lala ſaßen ihm Hand in Hand gegenüber und lächelten ihn an, Praxilla und Lala's Eltern blickten hinter den Beiden hervor, alle mit Aſche bedeckt. Die Ruder der Schiffer pläſcherten leiſe durch die Flut. Ueber ſeinem Haupt war es Nacht und es kam ihm vor, als habe er ſchon lange ſo gelegen, in Erinna's Garten und als habe ihm eben Lala geſagt, daß er ohne Seele ſei.

„Erinna!“ ſagte er, noch im Traum; „glaubſt Du es ihr, daß ich ohne Seele bin?“

„O Myrtilos, Myrtilos!“ erwiederte ſie unausſprechlich gerührt und ein paar Thränen aus ihren Augen fielen ihm auf die Stirn.

Bei dieſer Berührung fing er an zu erwachen. Er ſtarrte in die Finſterniß hinaus. „Wo bin ich?“ fragte er.

„Bei Deinen Freunden“, antwortete Ariſton, ehe noch Erinna reden konnte. „Du lebſt, wie ich ſehe, und ſo iſt Alles gerettet!“

„Wo — wo iſt Pompeji?“ fragte er, indem er ſich mit der Hand verwirrt über die befeuchtete Stirn fuhr.

„Unter der Aſche!“ ſagte Ariſton ernſt. „Erwache, Myrtilos! Dort hinüber liegt's; doch Du wirſt es nicht wiederſehen. Ich fürchte, die Götter werden es für immer begraben. Weine nicht, Praxilla. Was ſind Steine und Balken? Wir bauen uns irgendwo ein neues Haus und ein neuer Sohn liegt ſchon Deiner Tochter im Schooß. Wie er mich nun anſieht! Beim Zeus, die Thränen kommen ihm in die Augen. Wachſt Du nun auf, Myrtilos? Begreifſt Du nun, daß Du eine ganze Nacht ſo dagelegen und daß dieſe Erinna ſchon viele bange Thränen um Dich vergoſſen hat? — Wir ſchwimmen auf hohem Meer;

Digitized by Google

dort liegt Capreä, wie uns die Schiffer sagen, dort gedenken wir uns auf die Klippen zu legen und das Ende der Welt oder den Tag zu erwarten. Zittre nicht mehr, mein Kind!" sagte er zu Lala gewandt und legte sanft einen Arm um ihren Leib. „Ich habe Dich mir gerettet, nun fürchte ich nichts mehr von Göttern oder Dämonen."

Myrtilos richtete sich auf, jetzt endlich ganz in's Leben zurückgekehrt, starrte auf Ariston und Lala und starrte von Neuem in die Nacht, die sich zu lichten begann. Wie in Rauch und Nebel löste sie sich allmählig und am Horizont schien das gedämpfte Frühroth aufzugehen. Eine ungeheure dunkle Wolke, die bisher über ihnen geschwebt hatte, zog nach Westen zu. Die Felsen von Capreä traten aus dem Dämmer, über der Fluth hervor, ganz von weißer Asche, wie von Schnee überdeckt. Ein gelber Schein tauchte fern in dem Nebel auf, Myrtilos konnte nicht erkennen, ob es die Sonne oder die Feuersäule des Vesuv war.

„Erinna!" sagte er auf einmal, da er sah, wie das Mädchen sich in heftiger Bewegung neben ihm niederwarf und seine traurig versengten Füße küßte. Nun erst kam ihm auch die Empfindung des Schmerzes zurück, aber die Seligkeit dieses Anblicks löschte sie aus. „Was machst Du, Erinna!" stammelte er und beugte sich über sie herab, um sie an seine Brust zu drücken. „Wie kannst Du diese armen Füße küssen, bist Du von Sinnen?"

„Deine Seele küss' ich!" sagte sie und suchte ihn anzulächeln. Doch es gelang ihr nicht, die Augen füllten sich wieder. Sie drückte sie zu und legte sich ihm in die Arme.

Digitized by Google

Traunkirchen am Traun-See.

Von **August Silberstein.**

Wenn das „Maurenlied" durch die Straßen Granadas tönte, das Lied, welches von vergangenen Zeiten sang, da liefen die Weiber aus den Häusern auf die Straße und rauften sich die Haare, die Kinder weinten mit ihnen, den Männern wurde es feucht in den Augen und sie griffen krampfhaft nach der Stelle, wo ein Schwert sein sollte!

Die spanische Regierung mußte das Lied verbieten.

Und mitten im Winter sendet mir die Redaction des „Salon" ein Bild voll lachenden Sonnenscheins, mit duftigen Bergen, welche kein Nebel einhüllt, die stolz und frei bis in den Himmel ragen und sich gleichzeitig in dem klaren See spiegeln, auf welchem bewimpelte Schiffe, lustige Segler und dampfbeflügelte Fähren ziehen.

Die Sehnsucht — das Leid des mauerngefangenen Städters, welches das Bild weckt!

Vergebens bitte ich um Zurücknahme, vergebens rufe ich das Mitgefühl der Freunde wach und will sie auf Frühling und Sommer verweisen. Sie sind nicht so milde, als einst die Regierung der Spanier.

Oder milder? — Haben sie nicht recht, an mein Ohr und Herz zu rufen: hebe die düsteren Schleier hinweg, lasse Frühling und Duft in Deine Seele einziehen, verschaffe Dir und uns und Allen den Traum der schönen Tage — steiget empor ihr reizenden, bestrickenden Bilder in der Seele des Dichters und Schilderers!

Wolan, auf Flügeln der Erinnerung lassen wir uns hintragen in das Gebiet, wo die Natur für Monate alle Zauber vereint, welche die Sehnsucht des Menschen, gleich seinem lebendigen Auge, mit einem Male und zugleich zu umfassen träumt!

Es zieht ein würziger Hauch durch die Luft, welcher uns betäubt, erhebt und erregt, wie der magische Duft in Kirchen. Es ist in diesem riesigen Tempelraume der Natur ein Gottesdienst, welcher dem frommen und seinem Gott sich hier vereinenden Menschenkinde die Vorahnungen einer Seligkeit kosten läßt!

Gleiten wir mit einem Kahn vom Ufer an der oberösterreichischen oder Salzkammergut-Stadt Gmunden hinaus in den weithin unabsehbar sich dehnenden See. Das Wasser mit seinen köstlichen grünen Wogen rings um uns, seinen schlagenden Wellen und seinem rastlos glitzernden Spiegel wird in der Ferne immer farbloser, immer vergeistigter in der hellen Luft und im Sonnenschein, es ist nicht einmal mehr eine Art schwebenden Krystalls, es ist Aether und mehr als Aether, eine Art sanft verdichteten Aethers oder Himmels, was vor uns schwebt und mit seiner

Digitized by Google

Digitized by Google

Traunkirchen am Gmundener- oder Traun-See.

Digitized by Google

geraden Linie am äußerst sichtbaren Ende täuschend eine Brücke vorspiegelt — vielleicht in's Jenseits, in's Reich der Seelen und Seligkeiten!

Und in der Ferne, wenn wir an dem riesigsten der Felsengrate, an dem Traunstein, vorbei diesen Weg kommen, sehen wir, inmitten des umringenden, gewaltigen und bewältigenden Schnees der Alpen, noch auf einem kleinen Berge, wie auf einem Fels im See, aus dem grünen, krausen Gebüsch einen weißen Thurm, eine Spitze ragen — der entzückt Träumende mag glauben, es sei vielleicht der letzte Meilenstein im Erdengebiete, das letzte Wegweiserchen auf dieser sanft tragenden, flüssigen Straße!

Je näher wir kommen und je deutlicher wir zu sehen meinen, je klarer uns einzelne weiße Häuser und allerlei Zinnen von Menschenwohnungen zum Anblick gelangen und wir die Landzunge als von dem rechten Ufer hereindrängend unterscheiden, desto mehr und täuschender wähnen wir uns rings ohne Ausweg umschlossen, wir glauben, der Fels mit seinem Kirchlein wäre nur eine untere Stufe der hohen Alpe, des kantigen, rissigen, schroffen Sonnensteins dahinter, welcher sich fast bis in den Himmel hinein, dicht anschließend, massig aufthürmt.

Aber wir irren. Die kräftigen Ruderschläge oder das rasche Schaufeln des dampfschnaubenden Schiffes lassen uns den Blick in die duftigen Nebel immer mehr erweitern, allmälig hebt sich der Fels selbstständig ab und wir gewahren einen neuen, weithingedehnten Raum dahinter. Was früher einheitlich und zusammengewachsen erschien, wird ein verschiedenes, getrenntes Gebiet. Die Alpen des Hintergrundes werden plastischer, die flachen Wände runden sich und strecken einzelne Felsenpartien, Wälder mit verschiedenen Farben und Massenlinien vor. Je näher wir kommen, desto mehr schwindet der schöne, schwärmerische Wahn eines Abgeschlossenseins, die Höhenlinie des Sees, die lichte Geisterbrücke rückt weiter hinaus — eine Wendung noch — wir erblicken einen neuen Seespiegel hinter Traunkirchen, wie der Fels mit dem Kirchlein heißt, und messen mit den Augen die neue Entfernung, die im neuen, sanften Dufte schwebenden Linien des lachenden Ufers, Ebrensee geheißen.

Bei der Wendung haben wir dem Traunkirchner Ufer und Felsen, wie die Kinder einem lieben Ankömmling, in die Falten des Kleides geguckt und allerlei Anmuthendes streckt daraus seine Zeichen hervor, wir sehen Zinnen und Giebel, weiße, lachende Häuser, ein Schloß, es öffnet sich uns eine im Grünen verborgene, zwischen dem Doppelhimmel des Sees und jenem, welcher hochoben über allen Alpenzinnen ist, schwebende, webende und lebende Welt!

Traunkirchen am Traunsee, der Fels und die Steine darauf, welche zum Bau verwendet wurden, haben zusammen eine tausendjährige Geschichte. Die kriegerischen Hunnenstämme drangen bis in diese Gebiete vor, ihnen mochte das Stückchen Weltpoesie in die Herzen gedrungen sein und ihre Könige dachten sich vielleicht die Burgen auf diesen Alpenzinnen noch majestätischer und von diesen Wellen üppiger, glänzender wiederspiegelnd, als von den Ufern der Donau. Sie rangen um den

Digitized by Google

Sieg mit den deutschen Herzögen. Ottokar von Steiermark und Leopold von Oesterreich traten ihnen vereint aus den Waldhöhen und zum Siege mit Alpenblumen geschmückt, entgegen. Noch heute heißt ein rasch ziehender Bach in der Nähe der Siegesbach, und seine Wellen mögen die Wunden der Kämpfenden gekühlt, die Leiber der Gefallenen bespült und der See sie bedeckt haben — wie er heute Ungekanntes bedeckt — lachend — spiegelnd — die ewige Natur sieht ruhig auf das rasch vergehende Vielbewegte!

Der fromme Herzog aus Steiermark ließ auf den Fels ein Kirchlein bauen und stille, sinnige Frauen, welche die Poesie des Sees und der Alpen lieben und unter den Menschenkindern dieser Einsamkeiten einen frommen Dienst üben mochten, kamen hierher, um das Klösterlein zu beziehen. Und ihre Gesänge schallten in Mitternächten und Mondnächten, in duftigen Frühsommermorgen und Maientagen und vielen einsamen, trüben, nebelbedeckten Stunden über den See dahin, brachen sich an den Felsenwänden, welche sie wiedergaben, wie der See die Lichtlein in der Nacht. Und welche Schmerzen mögen an diese Wände ihren Schall getragen haben? Welche Namen mögen in dieser Verlassenheit gerufen worden sein? Ob es immer Heiligennamen waren? Ob die Genannten eine Märtyrergeschichte hatten, welche in den Pergamentrollen der Klöster zur Erbauung bewahrt und in die einsame Zelle zum Trost gegeben wurde?

Die Hunnen sannen auf Rache, ein so einsam Nonnenklösterlein nach weitgestreckten Märschen und Ritten reizte sie; — wir wissen nur, daß Kirche und Kloster und Zellen und stille Wald- und See-Einsamkeit wieder von ihnen zerstört wurden, über alles Weitere schweigt die Geschichte.

Das war im Jahre 900. Dann wurde in späteren Zeiten das Kloster und die Kirche auf dem Felsen, welcher stand und nicht wankte, wie heute noch, wieder aufgebaut. Und wieder waren es Frauen, welche es bezogen. Und es war eine Herzogstochter, welche als erste Aebtissin in diese Poesie, in diese Entsagung und entzückende Befriedigung einzog. Geschlechter edler Namen kamen und gingen. Wer nennt diese Benedictinerinnen? Wer weiß von ihren Leiden und Seligkeiten? Die geschwätzigen Wellen, welche sich am Ufer des Felsens brechen, heut wie damals, sie plaudern doch nichts aus. Und die Alpenrosen rings auf den Abhängen sind roth wie damals, sie sind die Kinder und Nachfolger zwar, welche damals liebedürstend und liebeglühend roth blühten — nur die Nonnen haben keine Nachfolgerschaft, haben keine Spur gelassen, und keine Lippe spricht, keine Zunge lallt, kein Thränentröpfchen und kein Lächeln stammt von ihnen.

Nur von einer einzigen Nonne spricht man noch. Und auch ihren Namen kennt man nicht. Man nennt sie nur die Nonne, so wie man bei der Heerde nur vom Lamme spricht. Sie war in den dicken und kalten Mauern des Klosters. Sie stand hinter den Eisengittern und sah hindurch, hinaus in die Weite, in die ferne Welt und in den nahen See.

Digitized by Google

Drüben zwischen den Bergen ist eine Schlucht. Zwischen dem Hochkogel und dem Erlakogel braust ein wilder, schäumender Bach hernieder. Er treibt heute eine Mühle, die sogenannte Karbachmühle, und er soll bereits vor mehreren Jahrhunderten eine Mühle getrieben haben wie heute. Da war ein junger Müller, er mahlte schönen, weißen Weizen für das Kloster. Aber weißer und schöner schienen ihm die Hände und das Antlitz einer armen Sünderin hinter den Eisengittern des Klosters. Und er kam allnächtlich sie zu küssen. Er schwamm von dem jenseitigen fernen Ufer herüber. Hero und Leander lebten auch hier, lebten auch hier wieder auf — um eben so wie jene zu sterben!

Man stauete den Bach, der aus der Klostermühle in den See zieht. Und der arme Junge, der Müller, schwamm zur blassen Klosterfrau, und die alte Frau Aebtissin ließ plötzlich die Wehre los, der ungeheure Schwall des gestaueten Baches warf den Schwimmer zurück, er kämpfte vergebens gegen die Wogen, welche ihn schlugen und auf ihn stürzten, ihn erdrückten — er kämpfte vergebens, er ertrank und versank!

Was mit ihr geschehen?

Die Mauern und der See schweigen.

Abwechselnd erzählt man auch, wo heute die Karbachmühle stehe, da habe einst ein Ritter ein Schloß gebaut. Die Mühle stehe auf den Thurmmauern. Und der Ritter, welcher hier das Schloß gebaut, war aus der Ferne gekommen. Sie hatten drüben im Kloster ein feines Grafen- oder Herzogstöchterlein eingesperrt, welches liebte. Es sollte aber nicht lieben. Und hinter den Gittern stand sie und sah hinaus. Der Ritter oder der Müller, es ist Alles eins — sie hatten nur ein Herz, ein und dasselbe Menschenherz, welches erst in Entzücken, dann in Bangen und in den Seefluthen schwamm und unterging, um nie wieder heraufzukommen!

Ob es wahr ist? — Was frägt die Poesie darum? Es kann wahr sein.

„Es waren einmal zwei Königskinder,
Sie hatten sich viel zu lieb,
Sie konnten beisammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief."

So singt das Volkslied. Und wo es zwei getrennte, geeignete Punkte giebt und ein viel zu tiefes und breites Wasser dazwischen, wird das Herz immer die verbindende Brücke finden. Zum Beweise erzählte mir ein Freund, welcher eine Villa an dem See hatte und einen großen Neufundländer dazu, daß der Bursche öfter wie Hero, der Müller und der Ritter, eine liebesabenteuernde Visite in der Schlucht der Karbachmühle abstattete, wo eine Neufundländerin an der Kette lag. Diese Thatsache kann ich verbürgen. Und da ich sogar den schwarzen Burschen, welcher bei der Erzählung gegenwärtig war, frug, ob das wahr sei, so schien es mir, als hätte er dabei schelmisch gezwinkert, in jedem Falle hob er freundlich die Pfote und ich hatte Gelegenheit zu bedauern, daß

Digitized by Google

weder der Ritter noch der Müller solche Schwimmhäute zwischen den Zehen oder Fingern hatten, wie er.

Traunkirchen hatte mit seinen Nonnen kein dauerndes Glück. Nur einmal erlebte es schöne Zeiten, als Kaiser Max öfters hierher kam, sich bei einer weisen Frau im Kloster Raths zu erholen. — Später löste sich der Convent auf, die Zeiten schienen ihm nicht mehr günstig. Es gab allerlei Unruhen und Glaubenskämpfe rings herum. Wo aber etwas verlassen war, jedoch nicht verloren, kamen die Jesuiten. Die zarten, weißen Nonnen hatten den schwarzen Jesuiten Platz gemacht, Kaiser Ferdinand II. schenkte ihnen 1622 alle Wälder und Felder, alle Stellen und Wellen, und schwamm Niemand mehr von der Karbachmühle oder von sonst wo herüber.

Und gerade eine Frau, die Kaiserin Maria Theresia, nahm diesen Männern wieder das Frauenkloster, so wie sie ihnen alle anderen Behausungen nahm, und es wurde das Gebiet zur weltlichen Herrschaft, ist gut kaiserlich bis heute, und die Dorfkirche sieht nun lachende, weltliche und fromme, mühselig beladene Aelpler-, Schiffer- und Holzknechts-Leute-Gesichter!

Einstmals mögen ja, werden sicherlich die Waldausrodungen geringer gewesen sein. Wo heute ein Platz ist, ein Gäßchen, oder selbst eine schöne, stolze Villa steht, da war dereinst Urwald voll dicker, mächtiger Stämme, feuchtem Geschlinge, hängenden und schwellenden Mosen, überwuchernden, breiten Farren und üppigem Untergesträuch. Da hatten die Nonnen keinen Platz zu ihren Bittgängen. Und sie sehnten sich, die ohnehin immer in enger, gedeckter, Haupt und Blick verhüllender Zelle waren, hinaus in die Freiheit, auf den See, wenn auch nur auf kurze Weile, und den lichten, blauen, unendlichen Himmel der schönen Welt, Gottes Welt, über sich zu haben!

Da war der „Fronleichnams-Tag", der kirchliche Festtag des „frohen Leichnams", wie die alltäglichen Weltlichen deuten; wie die Eingeweihteren erklären: „fron" heilig, und Leichnam des Göttlichen, dessen Gegenwart in dem Altarsacrament an diesem Tage und Feste in allen katholischen Staaten öffentlich gefeiert wird. Es werden vier Altäre errichtet, an denen je aus einem der vier Evangelien gelesen und der Segen mit dem Allerheiligsten ertheilt wird.

Nur hier hatte man keinen Platz für vier von einander entfernte Altäre und den Processionswegen dazwischen, so wie man auch heute noch den entsprechenden Raum dafür nicht hat an den schroffen Alpenufern des Sees im gleichen Salzkammergutgebiet, an dem wildromantischen, träumerischen Hallstädter-See, und hier wie dort (wovon ich in meinem Buche „Die Alpenrose von Ischl" geschildert) wird deshalb, was in der ganzen Welt der Christenheit, welche „Fronleichnam" feiert, zu Lande verrichtet wird, auf Wellen und schwankendem Wasser, in dem die Kähne schaukeln und ziehen, ausgeführt.

Eine Kirchenprocession zu Wasser — fliegende Fahnen — duftende Weihrauchfässer — schwimmender Altar und Kirchengemeine — es ist

Digitized by Google

zu interessant, daß da zu solcher Zeit, und es ist die Zeit gerade die schönste des Sommers, bald nach Maien und Pfingsten, nicht viele Fremde und Neugierige aus aller Welt herbeikämen.

Es ist ein schönes, rührendes, erhebendes, frommsinniges Fest!

Die Zeit des Dampfes konnte nicht anders, als einigen schaugeprängerischen Einfluß darauf nehmen. Aber die Nonnen der Vorzeit, die schlichten Hüttenbewohner, Aelpler und Wäldler dieser Gebiete kannten und sahen einstmals keine Fremden, sie machten lediglich unter sich und mit ihrem Gotte in schlichtester Einfalt ab, wozu ihres Herzens Drang und ihre frommen Lehrer sie führten. — Bewegendes Bildniß — herrlicher Tag!

Die Sonne liegt spiegelnd auf dem weiten See.

Vom Gmundener Ufer, vom Ebrensee, welches die Ischler bringt, ziehen Kähne herbei. Erst sind sie kaum unterscheidbare Punkte, dann gewinnen sie Leben und Bewegung und bunte Farben, Ruder heben und senken sich, die weißen Segel glänzen, die Schaumwellen spritzen und kräuseln sich, die Insassen der Schiffe sind regsam. Sie ziehen nicht ganz an Traunkirchen heran. Sie halten sich im weiten Kreise im See. Sie wissen, das Schauspiel in seiner vollen Schöne, in seinem lichtesten Glanze werde an sie herankommen und sich ihnen so bestens zeigen.

Am Ufer, an der Kirche haben sich auch Viele versammelt, Fremde. Doch wer spricht heute von den Fremden. Sie sind unnöthige Zeugen, vielleicht störende Beigaben. Der Tag und das Fest und die Schönheit und die rechte Fülle des Genießens gehört heute den Pfarrkindern, den Seelen, welche in dem Kirchlein und seinem Heiligthum ihren Mittelpunkt haben.

Von den höchsten und fernsten Alpen sind sie herbeigekommen. Sie haben viele Stunden weite, mühsame Wege gemacht und werden sie heute, vielleicht bis in tiefer Nacht, wieder zurück klimmen, um in ihre Hütte und zu ihrer verlassenen Heerde zu gelangen. In den fernen Hochwäldern haben sie die Axt und den spaltenden Keil und die Säge hingelegt und sind mit scharfspitzen Steigeisen herabgeklettert zum schönen Tage und Feste. Die Fischer haben die Netze eingezogen, die Salzsieder Schürhaken, Kelle und alle Faßgeräthe von sich gethan, die Schiffer die Ruder in die Kähne gelegt, welche nicht zur gemeinsamen Fahrt gehören. Alles eilt zur Kirche, um mit dem Pfarrer aus dieser heraus zu gelangen, an das Seeufer zugleich herabzusteigen und die fromme Fahrt in den großen Kähnen vorzunehmen.

Die Jungfrauen sind geschmückt. Ehemals waren alle erwachsenen Mädchen bekränzt, und im schönen, grünen Jungfernkranz lag ein Stolz, ein Vorzug und Scheidezeichen der Gerechten von den Ungerechten. Die Mädchen hießen die „Prangerinnen" und heißen so in den Hütten noch. Aber die vorgeschrittene Industrie der weißen Kleider, die Berührungen mit Städtern und städtischen Gewohnheiten, und allerlei Nebendinge, haben allmälig veranlaßt, daß nur kleinere Mädchen mit Kränzen im

Digitized by Google

Haar erscheinen und prangend die Umgebung des Pfarrers bilden, mit ihm zunächst dem Altar und in das Kirchenschiff sich begeben.

Am Ufer harrt das breite, lange Kirchenschiff. Ein Altar ist darauf aufgebaut. Die Kerzen flammen wie in der Kirche. Kränze und Blumen schmücken es reichlich. Hoch oben schwebt ein Baldachin und eine rothe, goldverbrämte Kirchenfahne ziert zuhöchst, flatternd und schaukelnd, den Giebel.

Rings harren noch andere Schiffe. Grüne Gewinde hängen von ihren Spitzen und Flanken. Selbst der Boden ist mit Grün und Blumen bestreut.

Frühmorgens haben Böllerschüsse, welche von den Felsenwänden mächtig wiederhallen, die Bevölkerung geweckt und ihr den Festtag bedeutet.

Sie fehlt nicht. Der Sieche schleppt sich herbei, Greis und Greisin. Die Mutter birgt wo möglich sorgsam ihren Säugling am Busen oder führt die trippelnden Kleinen an der schützenden Hand. Die Bursche haben ihre schönsten Sträuße, Schildhahnfedern und Gemsbärte auf die Hüte kühn gesteckt, die Männer lassen es ebenfalls daran nicht fehlen.

Die grünen Strümpfe an den Waden der Männer, die kurzen, ledernen Kniehosen, der rothe Brustfleck, die bunte Weste und die kurze Jacke lassen hübsch.

Die Mädchen und Weiber haben es an bunten Farben nicht weniger fehlen, ja, weit weniger fehlen lassen. Sie wandeln, wie ein lebendiger Blumengarten in den hellsten Farben.

Und Flinten wurden geputzt. Die Männer, die gedienten Veteranen, sind als Schützengarde da. Sie werden auf dem Männerschiff ihren Theil zu thun und ihre Fertigkeit zu beweisen haben.

Kurz, Jung und Alt ist da — Niemand mag fehlen.

Um acht Uhr beginnt das Hochamt in der Kirche. Dann zieht der Geistliche mit dem Allerheiligsten aus der Kirchenpforte heraus. Die Sänger-Knaben und Mädchen, die Schuljugend mit fliegenden Fahnen, die Musik der Dorfleute mit ihm. Heute ist der kirchliche Glanz verstärkt, Mönche aus dem nahen Kloster assistiren, sie schreiten ihm zur Seite, einer voran schwingt unablässig das Rauchfaß vor dem Allerheiligsten, junge Geistliche singen mit und tragen die flammenden Kerzen zur Ehre Gottes am hellen, lichten See. Die Glocken läuten dazu; und kaum, daß die Lebenden über den Friedhof der Todten schreiten, welcher die Kirche umgiebt, donnern Schüsse dahin und krachen von den Felsen wieder, daß die Natur im Aufruhr und die Alpenspitzen in den Seegrund zu rollen scheinen!

So langt der Zug, laut betend und singend, am Ufer des Sees an.

Nun ordnen sich die Schiffe. Der Pfarrer, die Geistlichkeit, die Prangerinnen mit den Kränzen und Blumen, die Sänger und Musiker und Kirchenvorsteher in dem einen, in dem Prunk- und Altar-Schiff.

Die liebe unschuldsvolle Jugend mit den dicken Backen, den trippelnden Füßen, den kegeligen, weitoffenen Glotzaugen, als sollte die ganze

Digitized by Google

Welt heute zu ihrem Blick eingehen und ihnen ausschließlich gehören, die liebe, pfiffige, blitzdumme, selige, fromme und eilige Schuljugend mit rothen, flatternden Fahnen über ihren Häuptern, in einem zweiten Schiffe. Die Mädchen und Weiber in einer dritten „Plätte" (so heißen die großen Flachschiffe hier), die Burschen und Männer in einer vierten.

Die Abtheilungen können auch zwei und mehr Schiffe brauchen. Kleine Schiffe umschwärmen immer die großen und thun mit.

Die Schützen halten zusammen in einem Schiffe und harren auf das Zeichen des Gemeinvorstehers im Kirchenschiff, welcher ihnen zu rechter Zeit andeuten wird, wenn sie, wie mit einem Schlage, losdonnern sollen.

So ziehen die sämmtlichen Schiffe nun in buntem und im schönsten Menschenschmuck hinaus. Das Kirchenschiff als Mutter- und Mittelschiff immer an der Spitze oder im Centrum.

Die Ruderschläge verhallen und verschallen immer mehr im Weiterziehen. Der See macht kein vernehmbares Geräusch mehr für uns, die wir von fern horchen. Die Schiffe ziehen immer weiter, sie werden immer mehr zu einer gesammten, vereinten Gruppe. Der poetische Duft und Nebel hüllt sie ein, der Wunderschimmer des Sees umgiebt, umglänzt, umspiegelt sie. Der Gesang wird immer abgelöster und eigenthümlicher hörbar, dahinziehend über dem Gewässer. Die Musik wird zarter, duftiger, elegischer.

Jetzt stehen die Schiffe sämmtlich. Die Ruder bewegen sich nicht. Die Schiffe haben sich wie geisterhaft still im Kreise um das eine geordnet. Man vernimmt nur leise, sanft und vom Luftzug unterbrochen eine einzige Stimme. Der Geistliche liest das Evangelium. Dann klingt das Glöcklein scharf. Die Monstranz blinkt und stäubt goldene Funken im Sonnenschein. Ein Regen und Bewegen. Man kniet und beugt die Häupter auf den Schiffen. Die Schützen stehen und donnern die Feuerrohre los. Rauchwolken heben sich schwer oberhalb des Schiffes — von den Felsenwänden antworten Böller und das Echo mit endlosem, erschütternden Donner, der das Herz beben macht, zwischen diesen Felsenwänden des weithingedehnten Traun-Sees.

So wiederholt es sich.

Der geisterhaft verschwimmende Zug kehrt wieder um und näher zu den Ufern herbei, die Gestalten, die Schiffe und die Schifflein werden im Einzelnen unterscheidbarer, allmälig werden sie deutlicher, größer und klarer, sie kommen zurück, damit das letzte Evangelium an einem Altar, welcher auf dem einzigen Platze Traunkirchens aufgebaut ist, gelesen werde. Der Gesang der Gemeinde wird deutlicher und immer stärker im Näherkommen.

Der Geistliche und alle Jene, welche im Kirchenschiff waren, steigen aus, die von den anderen Schiffen Getragenen folgen allmälig, der Zug mit Geistlichen, Kindern, Fahnen, Musik, Prangerinnen, Mädchen, Weibern, Jünglingen, Männern und Greisen ordnet sich wieder und zieht zur letzten Altarstelle — zum letzten Mal die Verehrung des Aller-

Digitized by Google

heiligsten — und die Donnerschüsse — dann geleitet noch ein frommer Rest den Geistlichen zum Friedhof und zur Kirche — das Fest ist vorbei!

Das Weltliche drängt sich an die Stelle des Geistlichen — jetzt wird frei geschwätzt, gejohlt, gelacht, gescherzt, in die Wangen gekneipt, umhalst, die Mägde und die Buben haben sich lange nicht gesehen, die Alten und ihre Freundschaft sind zuweilen schon lange nicht beisammen gewesen, und heute

„Heut' ist der Tag dazu,
Daß ich Dir recht schön thu',
Geh', thue mir die Zeit vertreiben,
Oder willst nit — so lass' es bleiben!"

Aus den Wirthshäusern tönt es reichlich heraus, von den freien Plätzen in's Weite. Der ganze scherzende, verliebte, trutzige, tolle und ausgelassene Liederschatz wird losgelassen. Es kann auch gerauft werden. Es ist gerade nicht nöthig und keineswegs sicher, aber es könnte vorkommen.

Wenn einmal derlei an einem schönen Feste auf dem Lande sich ereignet, sagen die Städter: es war ausgezeichnet, sie haben Alles gesehen, was sie nur wünschten!

Uebrigens ist man fein sittsam hier. Es geht viel noble Welt seit einiger Zeit in Traunkirchen um. Es bauen sich immer mehr Landhäuser an. Ein Schloß eines russischen hochadeligen Geschlechtes, das auch unser Bild zeigt, ist seit Jahren hier und sieht oft die feinsten Gäste. Ein seltsamer Kauz, ein alter Virtuose, war hier Kastellan und weit in der Gegend bekannt. Ihn deckt nun auch der Friedhof.

Die Lebenden haben Recht, wenn sie hierher kommen und auf Tage, Wochen, Monate selig sein wollen. Gott gebe ihnen schönes Wetter und keinen Regen. Wenn dieser losbricht, kann er im Salzkammergut entsetzlich langweilig und zäh werden.

„Ist kein Berg so hoch,
Ist kein' Wolken so dick,
Daß ich Dir mein Herz
Nit drüber schick'!"

Digitized by Google

Damals, in Weimar!

Rückblicke von **Karl von Holtei.**

II. Im Erbprinzen.

Wer sich bei Goethe's Lebzeiten in Ilm-Athen einige Zeit aufhielt und nur die geringste Gelegenheit fand mit dortigen Familien zu verkehren, mußte nothwendigerweise zwischen jüngere Engländer gerathen, welche daselbst gehegt, ja verhätschelt wurden. Meistentheils waren sie dahin gesendet worden, damit sie in diesem Brutofen deutscher Bildung humanistischen Studien obliegen sollten. Die Ihrigen mochten wol Eins und das Andere vom genius loci gehört oder gelesen haben und überließen sich nebelhaften Erwartungen, ihren Sprößlingen könne dessen einwirkende Nähe zu Gute kommen. Eckermann galt für den Lehrer und Führer Einiger unter ihnen, für den gefälligen Freund und Berather der Meisten. Vom Hofe empfingen sie sichtliche Auszeichnungen. Karl August war nicht bloß ein musenfreundlicher, er war auch ein praktischer Herrscher, und er meinte, daß britische Guineen in sächsische Gulden umgesetzt, dem Gedeihen seiner kleinen Residenz durchaus keinen Schaden brächten

Das war denn im Princip allerliebst, behagte den holden Insulanern augenscheinlich, verleitete jedoch zu allerlei Insular-Insolenzen und Uebernächtigkeiten, welche häufig empfand, wer mit ihnen in Berührung kam. Und Letzteres zu vermeiden war schwierig, denn man begegnete ihnen aller Orten. Ueberall hielten sie sich obenauf. Der Damen zuvorkommende Huld verwöhnte sie; gestattete ihnen, sich das Unglaubliche zu gestatten. Mitunter zeigten sich recht umgängliche, in ihrer Art sogar bescheidene Menschen darunter. Aber an veritablen Flegeln fehlt' es wahrlich auch nicht. Zum Glücke „wechselten" sie oft und rasch. Die Physiognomie der Gesellschaft wechselte mit ihnen. Wer bei seinem Aufenthalt in Weimar just einen guten englischen Jahrgang traf, konnte froh sein.

Was mich anlangt, hab' ich die Bemerkung gemacht, und dieselbe an unterschiedlichen Jahrgängen durchaus bestätigt gefunden, daß die vornehmen Aristokraten stets die artigsten und liebenswürdigsten Engländer, Diejenigen jedoch die unerträglichsten Gesellen gewesen sind, welche den kurzen Ausflug durch Deutschland benutzten, sich große Airs zu geben, und zu scheinen, was sie nicht sein konnten . . . wobei ihnen denn freilich die weibliche Hälfte der Bevölkerung willigst Vorschub leistete. Die männliche Hälfte murrte zwar . . . aber sie murrte sehr leise. Denn wer wagte sich laut hervor mit seinem gerechten Groll

Digitized by Google

wider kecke Eindringlinge, gegenüber dem Hofe; dem Goethe'schen Hause (nicht ihm!); der Damenwelt; endlich denjenigen Geschäftsleuten, die an plattirten Lords fast noch mehr gewannen als an echten? — Wer, frag' ich, wagte sich hervor mit seinem Groll, außer etwa ein rücksichtsloser Fremder gleich mir, dem es nicht darauf ankam, sich den Mund zu verbrennen mit Verspottung übertriebener Anglomanie? Ja, ich hab's bisweilen riskirt . . . wie begreiflich, ohne Erfolg. Doch was verkniffen werden mußte innerhalb der weimarischen Mauern, machte sich nach Außen Luft, drang nach anderen Orten, erreichte in Jena sogar das Ohr des harthörigen, schier völlig tauben, darum nicht minder Wolklang spendenden Verskünstlers Gries, der voll vaterländischen Grimmes herüber sang:

„Geduld! Verlaß Dich auf mein Wort,
Gar Vieles ändert sich auf Erden;
Und geht's nur so ein Weilchen fort,
Wird bald das Deutsche hier am Ort
Als fremde Sprache Mode werden."

Nicht übel gesagt auf eine Stadt, aus welcher Goethe ein halb Jahrhundert geistig-deutsch regiert hatte!

Mit den Wölfen muß man heulen, und mit den jungen englischen Bären, die an der Ilm geleckt werden sollten, mußte man kneipen, wollte man sonst leidlich zu ihnen stehen. Meine Begabung für diese freie Kunst (die Kneiperei) ist von Jugend auf gering gewesen. Im Bewußtsein meiner Schwäche hab' ich mich, wo irgend möglich, fern davon gehalten, folglich auch dort. Einem verhängnißvollen Abend bin ich denn doch zum Opfer gefallen.

Jean Jacques Ampère, des berühmten Physikers damals noch unberühmter Sohn, der spätere Reisende par excellence, hatte seine wissenschaftlichen Forscherfahrten mit Deutschland begonnen; hatte Weimar zum ersten Hauptziele ernsten Strebens ausersehen. Neben den bereits ansässigen Briten machte der Franzose, den durchaus keine pariserisch-gefälligen Formen schmückten, der vielmehr einem gründlich-deutschen Gelehrten glich, geringes Glück in der „schönen Welt". Um so wärmer war er von Goethe empfangen worden. Ja, dieser hatte ihm sogar die unerhörte Auszeichnung erwiesen, ihm einige Scenen aus dem in den zweiten Theil von Faust gehörigen Zwischenspiel „Helena" vor kleinstem Zuhörerkreise vorzulesen, und bei den Eingangsworten:

„Bewundert viel und viel gescholten, Helena"

wacker auf den Tisch geschlagen, mit geballter Faust, was nach Ampère's Versicherung wie ein Karthaunen-Signalschuß geklungen, zu gespannter Aufmerksamkeit mahnend.

August Goethe (der Sohn) und Eckermann ließen sich Beide angelegen sein, des Vaters Beispiel nachzuahmen. Sie machten, Jeder nach seiner Art, dem Pariser die Honneurs von Weimar. Und da eben in jener Periode der alte Herr, aus momentaner Verstimmung, die städtische Wohnung urplötzlich verlassen, um sich kleiner Verdrießlichkeiten halber

Digitized by Google

in's Gartenhäuschen zu flüchten; — und da die Schwiegertochter Ottilie, ihre Niederkunft erwartend, kränkelte und unsichtbar blieb; — und da der nachgiebige Eckermann kein Spielverderber heißen wollte; — und da einige Engländer mit uns gemeinsam zu verkehren wünschten; so ... das Uebrige versteht sich von selbst.

Ampère ahnte kaum, was ihm bevorstand. Ich aber wäre mit thm, mit Eckermann, mit Goethe's einzigem Sohne in die Hölle gegangen! Weshalb nicht in ein heimlich Stübchen des Hôtels „zum Erbprinzen?"

Auch begaben wir uns dahin nicht geraden Weges; ich hatte nicht nöthig, aus meinem „Elephanten" unmittelbar in's Nachbarhaus zu fallen. Denn wir zogen, drei Deutsche und ein Franzose, erst hinaus, vor das im Grünen stehende Gebäude, von dem es heißt: „Uebermüthig sieht's nicht aus ꝛc." Wir wandelten, vom bleichen Monde recht elegisch beschienen, drum herum; blickten sehnsüchtig nach dem erleuchteten Fensterlein, hinter welchem Er weilte, tauschten manch' ernstes Wort, manchen guten Gedanken in schlechtem Französisch, den Franzosen ausgenommen, der dafür das Seinige that, an deutscher Sprache Wiedervergeltung zu üben.

Niemand entgeht seinem Schicksal. Obwol ich in Mondschein-Romantik mein Möglichstes leistete; obwol Ampère versicherte: zu solcher Stunde, an diesem Orte, vor Goethe's Gartenhause, begreife er nun véritablement die ihm bisher unbegreifliche deutsche Sentimentalität — er wie ich mußten uns dem Dränger fügen, der gleich einem Wegweiser den Arm ausstreckte nach dem „Erbprinzen", wo Jung-Altengland bereits unserer harren würde!

Das war ein tolles, wahrhaft babylonisches Symposion. Babylonisch nicht allein der Sprachverwirrung wegen, sondern auch weil wir gewissermaßen am Thurm zu Babel bauten mit überschwänglichen Ideen, unreifen Plänen, tollkühnen Behauptungen. Jedweder träumte für seine Zukunft das Höchste, sah das Gerüst schon bis an die Wolken ragen, auf dem er sich dereinst über die Wolken empor zu schwingen wähnte; Dieser als Dichter, Jener als Gelehrter, ein Dritter als Staatsmann, Einer das Schwert, der Andere die Feder schwingend ... Alle insgesammt große Männer. — Nun, wir sind so ziemlich auf der Erde geblieben! Was aus den Engländern geworden, weiß ich wol nicht. Etliche Namen hab' ich vergessen; die im Gedächtniß hangen gebliebenen nie weiter nennen gehört. Scotts, Wellingtons, Cannings haben sich schwerlich aus ihnen entwickelt, sonst hätte man davon vernommen. August, Eckermann, Ampère haben das bessere Theil erwählt: sie sind begraben. Ich bin einstweilen übrig geblieben und leugne nicht, daß ich damals, wie ich im Trinken (denn sogar Eckermann und Ampère leisteten mehr) der Schwächste, im Vertrauen auf künftige Gloire einer der Stärksten gewesen. Ja, ich besinne mich auf den Vortrag etwelcher Bruchstücke aus einer kürzlich verfaßten Dichtung, welche Byron'sche Genialität athmen wollte! Und hatte doch schon neunundzwanzig Jahre

Digitized by Google

auf dem Nacken. Das ist der Flegeljahre dritte Epoche. Mehr oder weniger wohnte uns Allen, Eckermännlein vielleicht (?) ausgenommen, von besagter Flegeljährigkeit der Mannheit eine gehörige Portion bei. Nur daß wir erlernt hatten, im nüchternen Zustande sie schicklich zu verbergen. Der Wein jagte sie heraus. Es gab zuletzt ein wüstes Gelage. Wie es geendet, vermag ich nicht recht zu sagen. Für die Engländer entschieden unter'm Tische. Für mich mit totaler Vergessenheit der Mondschein-Promenade, ja sogar des Greises im Gartenhäuschen. Nur dessen Stoßseufzer tönte mir nächtlich im Gewissen nach:

„Seltner wäre verrückt das Ziel,
Gäb's keinen Wein ... und keine Weiberthränen!"

III. Frau von Heygendorf.

Als ich Frau von Heygendorf — die ihrer Zeit so gefeierte Sängerin und Schauspielerin Caroline Jagemann — kennen lernte, hatte das Verhältniß zum Großherzog jenen wahrhaft romanhaften Zauber längst abgestreift, von welchem glaubwürdige Zeitgenossen noch so viel zu erzählen wußten. Der Großherzog war ein alter Herr, Frau von Heygendorf (diesen Namen trug sie in der Stadt, auf den Brettern ist sie Madame Jagemann geblieben!) war eine alternde Dame geworden; glühende Leidenschaft hatte sich zu dauernder Freundschaft abgekühlt, was für edelmüthige Beständigkeit von der einen, für kluges Verhalten von der anderen Seite zeugt. Frau von Heygendorf 's Einfluß auf Karl August ist bis zu dessen Tode derselbe geblieben.

Ich glaube nicht, wenigstens hab' ich nie darüber klagen hören, daß sie in Regierungsangelegenheiten diesen Einfluß gemißbraucht habe. Von Theaterangelegenheiten läßt sich leider nicht dasselbe rühmen, denn in diese griff sie nicht nur gelegentlich hinein, sondern führte recht entschieden das Regiment. Auf gewisse Weise mag sie Das, wenn auch versteckermaßen, schon gethan haben, da Goethe noch an der Spitze dieser Kunstverwaltung stand, wie ja jene vielbeschriebene siegreiche Protection beweist, welche sie dem Hunde des Aubry de Montdidier und dessen Pflegeeltern und Erziehern, Herrn und Mad. Brandt, angedeihen lassen, womit sie gegen ihren, dem Titel nach, Vorgesetzten den Sieg davon trug und ihn von der Direction verscheuchte. Späterhin war es ihr gelungen, einen Freund, den ihr fürstlicher Gönner großmüthig neben sich duldete, einen nicht unbegabten Sänger, zum Oberdirector des Hoftheaters zu befördern. Und nun hielt sie die Leitung nach beiden Gewalten hin fest; war die Regentin zweier Regenten, von denen der Eine, neben seinem kleinen Weltreiche, auch jenes noch kleinere Reich, welches die Welt bedeuten will, zu regieren berechtigt war, sobald er sich, von ihr veranlaßt, darum zu bekümmern Lust zeigte, von denen der Andere Jenem und ihr unterwürfig bleiben und sich eben mit der Titulatur des Amtes begnügen mußte.

Mir ist das, wenn schon nicht durch einen Hund, doch durch ein anderes

Digitized by Google

Hausthier klar gemacht worden. Ich hatte ein dazumal in Paris mit großem Succeß gegebenes Scribe'sches Vaudeville „La chatte métamorphosée en femme" nach meiner Art verdeutscht, mit hübschen Melodieen nach meiner Wahl ausgestattet und las es, frischbacken wie's aus dem Ofen kam, als „Verwandelte Katze" der Frau von Heygendorf vor. Ich befand mich, wie schon das vorige Kapitel erwähnt, im dritten Stadium der Flegeljahre, welches bei mir unerlaubt lange gedauert hat, war naivkindisch, dumm-ehrlich, mit offnen Augen blind .... sonst hätt' ich wahrnehmen müssen, daß der übertrieben lebhafte Beifall, den meine schwache Arbeit erregte, weniger dem Autor, als dem Wunsche der Spenderin galt, in eigenster wohlbeleibter Person das schlanke, gewandte Kätzchen darzustellen. Davon aber merkte ich nichts, sackte den reichlichen Applaus freudig ein, gelobte Abschriften von Buch und Partitur möglichst rasch aus Berlin einzusenden und begab mich von Frau von H. geraden Weges zu ... Auguste Sutorius, die, höchst unzufrieden mit ihrer „untergeordneten Stellung" (sie war nebenbei gesagt nirgend zufrieden!), in der That nur spärlich mit dankbaren Rollen bedacht, voll wahren Heißhungers auf besagte Katze sich stürzte. Wir wurden einig, daß ich in meinem Begleitschreiben an die Direction diese Partie, dem Autorrechte gemäß, für sie, für Augusten bestimmen sollte.

(Das ist denn seiner Zeit geschehen und hat die natürliche Folge gehabt, welche ein lebensklügerer Mensch voraussehen mußte: Man schickte mir das Stück umgehend zurück und erklärte es für unbrauchbar, dasselbe Stück, von welchem die incognito regierende Donna assolutissima sich mehr denn entzückt gezeigt.)

Doch das ging ja erst Monate nachher vor sich. Zur Zeit befind' ich mich in Weimar, stehe noch in vollster Katzengunst, die sich so weit erstreckt, daß Madame Jagemann dem „talentvollen Schriftsteller" ihre Maria Stuart vorzuspielen sich entschließt.

Nicht ohne frommen Schauder hab' ich das Programm in der Hand gehalten, worauf die Namen Graff, Heide, Oels — Namen aus glorreicher Schiller-Goethe-Epoche verzeichnet standen. Madame Jagemann gehörte ja ebenfalls noch dazu. Und nicht minder gehörte zu jenen meinen lieben langen Flegeljahren die aufrichtig-kindliche Pietät, der sich willig fügende Respect für überkommene Autoritäten. Ich hatte mich ernstlich bemüht zu vergessen, was ich vor Jahren in Berlin vernommen über ein Gastspiel der Jagemann auf Königl. Hoftheater. Sie war, so hieß es in Berlin, ausgestattet mit den gewichtigsten Empfehlungen, eingetroffen, demgemäß gebührend empfangen und die Thüren zum Musentempel waren ihr weit geöffnet worden. Zur ersten Auftrittsrolle hatte sie „Preciosa" erwählt, eine Partie, worin sich, neben der recitirenden Schauspielerin, auch die Sängerin, die Tänzerin zu zeigen Gelegenheit findet. P. A. Wolff schrieb diese Rolle für die in Blüthe der Jugend und Schönheit prangende Stich, und C. M. v. Weber nahm bei Composition des Liedes „Einsam bin ich nicht alleine" Rücksicht auf deren Stimmlage. Welchen beispiellosen Erfolg die Stich gehabt, konnte in

Digitized by Google

Weimar nicht unbekannt geblieben sein. Doch Madame Jagemann mag wol das berliner Publicum nach ihrem weimarischen gemessen und sich eingebildet haben, vor ersterem eben so zu triumphiren, wie vor letzterem. Das wäre nur ein verzeihlicher Irrthum, weil er ein menschlich-eitler, und was noch mehr sagen will, weil er ein echt weiblicher gewesen. Daß aber eine Künstlerin von Urtheil, Bildung und Geschmack sich durch kindische Eitelkeit so völlig verblenden ließ, als Preciosa, zwischen Weber's himmlische Musik, eine italienische Bravour-Arie mit Coloraturen (irr' ich nicht aus der gazza ladra) einzulegen ... dafür giebt es weder Entschuldigung, noch Verzeihung! Das Berliner Parterre hatte denn auch dergleichen nicht vorwalten lassen, nicht einmal mildernde Umstände angenommen, hatte sein Verdict unnachsichtig kund gegeben und zwar mit dem so gesprochenen wie geschriebenen Wortspiele: „Die Jagemann jage man!" —

Dieser Erinnerung suchte ich mich gewaltsam zu entschlagen, da ich hinging Maria Stuart zu sehen. Gewiß, ich brachte den besten Willen mit, wollte bewundern, anbeten, wenn irgend möglich. Aber ach, es war unmöglich. Mir erschien Alles äußerlich, keine Spur von innerer Seele. Ich saß erstarrt. Gern hätt' ich meinen Nachbarn, deren einer Eckermann, leise Bekenntnisse mißmüthiger Enttäuschung abgelegt; doch an diese Erleichterung durft' ich nicht denken, denn „der Herr" überwachte aus seiner kleinen Seiten-, nicht aus der mittleren Hof-Loge, jede Miene, jede Bewegung des Fremden. Und dieser zeigte sich feig genug, „Brava!" zu rufen und in die Hände zu klatschen, wenn die schottische Königin darauf hin loslegte.

Ach, was hätte ein Goetheaner meines Schlages nicht gethan, um des Meisters vertrautem Herrn und Herzog zu gefallen! Wie der Soldat, angeblich vom Auge seines Feldherrn, durch diesen ermuthigt, auch in demjenigen Kriege tapfer mitkämpft, den er nicht billigt, so arbeitete ich tapfer als Claqueur unter Karl August's Blicken. Es ging wie auf Commando. Ja, ich trieb's noch weiter. Fast schäm' ich mich des Bekenntnisses. Denn wie Vielerlei ich mir im Leben zu Schulden kommen ließ, ehrlich bin ich immer gewesen, habe niemals anders geschrieben, als wie mir um's Herz gewesen ... außer damals in Weimar!

Ja, ich kann's nicht leugnen: ich hab' ein Gedicht gemacht an Madame Jagemann „als Maria Stuart", hab's ihr übersendet, hab's, glaub' ich, fürcht' ich, sicher weiß ich's nicht mehr, hab's, glaub' ich, sogar drucken lassen, und wenn mich nicht schwarze, gespenstige Schatten täuschen, in Gubitzen's „Gesellschafter", wofür ich, wenn's wirklich geschah, den alten Freund nachträglich um Verzeihung bitte; denn es muß mordschlecht gewesen sein.

Mein Lohn für diese Unthat war die Einladung zu einer Abendgesellschaft bei der Besungenen, wo sie mich Seiner Königl. Hoheit, dem Großherzoge „vorzustellen gedenke".

Da ließ sich aber die ernste Mahnung, welche Maria Stuart auf ihrem Gange zum Henkerblock dem gleißnerischen Lord Leicester ertheilt:

Digitized by Google

„Mög' Euer Lohn nicht Eure Strafe werden!" auf mich anwenden, wie sich sogleich zeigen wird.

Ich kann mich nicht genau besinnen, wer außer Ampère und mir noch zugegen gewesen. Von dem Kanzler Dr. Friedrich von Müller weiß ich's ganz sicher, weil zwischen diesem und dem Allergnädigsten sich eine kleine, so zu sagen literarische Fehde erhob, bei welcher der Allergnädigste schier ein Bischen ungnädig ward, und deren Pointe mir fest im Gedächtnisse sitzen blieb. Es war die Rede von den für S. K. Hoheit fernerhin zu bestellenden Tagesblättern, und Herr von Müller fragte an, ob auch jene „Schnellpost", die damals in Berlin und Umgegend so viel Aufsehen gemacht, wiederum verschrieben werden solle? Als darauf eine zweideutige, halbablehnende Antwort erfolgte, machte der Kanzler gelinde Opposition, indem er Herrn Saphir's Verdienste, hauptsächlich dessen sprudelnden Witz herausstrich. Dieser Anerkennung entgegnete der Großherzog ziemlich mürrisch: „Ach, das ist die Gattung von Witz, den ich nicht leiden mag. Der ist leicht zu haben, wenn man Wahrheit und Gerechtigkeit in's Gesicht schlägt und lächerlich zu machen sucht, was Andern theuer und werth war. Das ist eine Sorte Witz, die schon lange im Rinnsteine liegt, und anständige Schriftsteller haben sie nicht herauskratzen wollen, aus Furcht sich selbst damit zu beschmutzen. Diese Furcht hält den Herausgeber der „Schnellpost" freilich nicht zurück."

Mir, dem Herr M. G. Saphir bereits manches Klümpchen und Kleckschen angeworfen, tönte diese Kritik der berliner Tages- und Modekritik wie ein Hoheslied und ich hätte mich am Liebsten dem Fürsten, der es anstimmte, an die Brust gelegt. Doch der sah gar nicht aus, als ob Er geneigt sei, Sich von mir umarmen zu lassen. Im Gegentheil: eben so huldreich und entgegenkommend er sich gezeigt, da Ampère ihm präsentirt wurde, eben so zurückhaltend, ich möchte sagen schroff, empfing er mich. Kaum daß der, durch Frau von Heygendorf veranlaßte Vortrag einiger Shakespeareschen Scenen ihm etwelchen Antheil und mit diesem etliche lobende Bemerkungen über Auffassen und Wiedergeben des Dichters abzwang. Als später beim Souper die Dame vom Hause, unterstützt von dem überall stets vermittelnden Kanzler, sich zerquälte, einen geselligbelebten Ton anzuschlagen, erwies ihr Bestreben sich fruchtlos. Es war und blieb ein lederner Abend. In den „Vierzig Jahren" (III. Band, 2. Ausgabe), in welchem Buche ich jenen ledernen Abend oberflächlich berührte, steht geschrieben: „Das Räthsel sollte sich erst ein Jahr nachher, wo ich wieder in Weimar war, lösen." — Räthselhaft allerdings mußte mir das Benehmen des hochgesinnten, edlen Fürsten erscheinen, von dem Goethe singt: „So wende nach Innen, so wende nach Außen die Kräfte Jeder, dann wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein!" —

Bei meinem längeren zweiten Aufenthalte, während dessen ich viele neue Bekanntschaften machte, gelang es mir der Sache auf den Grund zu dringen. Wol hatte man gewünscht, mich Shakespeare lesen zu hören, hatte sich dann auch günstig darüber geäußert. Doch das hinderte

Digitized by Google

nicht, mich trotzdem als persona ingrata zu betrachten. Und dies war ich geworden, weil S. K. Hoheit sich erinnerte mit meinem Vater in Teplitz einmal zusammengetroffen zu sein und aus dessen Munde eine Klage darüber vernommen zu haben, daß ich als junger Mensch „zum Theater gelaufen sei." Eine Anklage, welche ein alter Officier von seinem Standpunkte und bei seinen aus vorigem Jahrhundert herübergetragenen Familienansichten wider den von ihm getrennten, ihm völlig unbekannten Sohn zu richten, vollständig berechtiget war; die jedoch von Karl August aufgenommen und gleichsam sanctionirt zu sehen, mich sehr befremdete, an deren Wirkung auf diesen Fürsten ich gar nicht glauben mochte . . . bis ich mir deutlich machte, wie ja auch in großen Männern kleinliche Vorurtheile über Stand und Form und Herkommen und Etikette fest eingewurzelt fortdauern können. Und daß dergleichen Wurzelwerk auch am Weimarischen Hofe, noch dazu in dessen glänzendsten, die gesammte Geisteswelt mit ihren Strahlen erleuchtenden Tagen, nicht auszurotten gewesen, zeigte sich ja schon in dem Bedürfnisse, manche Männer erst zu „adeln", damit sie hoffähig würden. Mir ist das immer unbegreiflich geblieben, obgleich ich sonst mehr conservativer Natur und unerschütterlicher Royalist bin. Vielleicht auch gerade deshalb!

Wär' ich Beherrscher eines Staates, klein oder groß, ich wollte doch sehen wer mich verhindern würde, Herrn Friedrich Schiller kurzweg bei Mir zu empfangen, zwischen sämmtlichen Fürsten, Grafen, Freiherrn und Herrn Von's?

An manchen Höfen reicht die Herrlichkeit ohnedies nur bis auf die Barone, und simple Herrn Von's dürfen sich den Mund wischen. Dafür adelt man ringsum nach Herzenslust, und die von Oben kein Freiherrnthum erlangen, werden von Unten desto freigebiger mit „Herr und Frau von" bedacht. In Wien ist jeder Mensch von Adel und das ist am Ende das Klügste.

Nach Allem, was ich gelesen und gehört, ist man in Weimar über dergleichen Hemmnisse freien geistigen Verkehrs jetzt hinaus. Der Enkel des erhabenen, großen Fürsten, dessen irdische Hülle zwischen den Särgen der größesten Dichter modert, sucht seine Ehrfurcht für Karl August keineswegs durch Festhalten an abgelebten Förmlichkeiten, sucht sie einzig durch preiswürdige Pflege aller Wissenschaften und Künste zu bethätigen. Das kleine Weimar behauptet, Dank sei Ihm, fortdauernd den Ruf einer großen Residenz im Gebiete des Schönen, Guten, Edlen.

* * *

Und dem Schreiber dieser Zeilen war's ein beglückendes Zusammentreffen, daß an demselben Tage, wo er sie für den „Salon" niederschrieb, ihm ganz unerwartet die Freude beschieden wurde, auf einem breslauer Bahnhofe von Seiner Königl. Hoheit, dem regierenden Großherzoge bemerkt und huldvoll angeredet zu werden. Da stand ihm als Regent gegenüber, den er „damals in Weimar" als Zögling der liebenswerthen, ihm nahbefreundeten Soret im frühsten Knabenalter gesehen. Der Knabe ist ein Mann geworden, würdig Seiner hohen Ahnen.

Digitized by Google

Die letzten Tage König Karl's.

Von Julius Rodenberg.

V. Das Fest der Gräfin.

Langsam steuerte die Barke den Fluß hinauf; ein kalter Nebel bedeckte das Wasser und verhüllte das Ufer, von welchem bald kein Licht mehr gesehen und kein Laut mehr gehört ward. Nur die Ruder, indem sie gegen den Strom kämpften, und die Wellen, die das Boot durchschnitt, machten ihr eintöniges Geräusch, welches lange durch nichts Anderes unterbrochen ward.

Manuella lag auf dem Boden des Fahrzeugs, mit dem Kopf gegen eine der Bänke gelehnt. Die beiden Männer hatten sie zuletzt tragen müssen, denn nachdem sie im heftigsten Widerstand ihre Kraft erschöpft und ihr Bewußtsein verloren, war sie willenlos zusammengesunken. Der feuchte Hauch, der über dem Wasser strich, die Kälte der Nacht hatten insofern einen wohlthätigen Einfluß auf sie geübt, daß sie allmälig zum Leben zurückkehrte, die Besinnung wieder gewann, die Herrschaft über ihre Gedanken, wenn auch nicht über ihre Entschlüsse. Sie war erschöpft wie nach einem Schlaf, der zuweilen durch marternde Träume den Körper so lähmt, daß er selbst nach dem Erwachen noch für einige Zeit die schweren Fesseln fühlt, aus denen er sich nur langsam befreien kann.

Der Herzog hatte seinen Mantel über ihr ausgebreitet. „Manuella", sprach er, indem er ihre Hand ergriff, die bleiern an ihrem Leib herabhing, „sage, daß mein Herz nicht unbeständig ist, gleich dem der Jünglinge meines Alters, die heute lieben und morgen vergessen. Vergessen! Dich vergessen! Wie wäre das auch möglich! Seitdem ich Dich gesehen, brannte in mir diese Flamme, die nicht verlöscht ist, weder durch die Schicksalsfügungen, die mich von Dir rissen, noch durch die Kälte, mit der Du mich von Dir stießest — nein, die durch Entfernung und Verzögerung zu jener verzehrenden Gluth gestiegen ist, die keine Grenze mehr kennt, kein Gesetz mehr achtet und keinen Ausgang mehr fürchtet. Manuella! Ich liebe Dich! Sieh mich hier knieen, den Träger einer Herzogskrone, den Jugendkameraden des Prinzen von Wales, den Nächsten nach dem König in England! Welches Weib, und schmückten Reiz und Schönheit und Adel ihren Namen, ja, säße das Diadem auf ihrer Stirn, würde mir Gehör verweigern? Du aber, Manuella, bist mir mehr! Denn ich liebe Dich! Weißt denn Du, was es heißt, dieses Wort, und wie weit es gehen kann? Wegwerfen Alles, was dem Leben, in den Augen der Welt, Werth und Würde leiht — mit Dir

Digitized by Google

fliehen, wohin Du willſt, in die Einöden ferner Welttheile. Oder Dich erheben, wenn Du willſt, ſo hoch, ſo hoch, daß der Neid und die Läſterung ſelber die Farben und Zeichen Deiner Bedienten tragen ſollen. Befiehl, und laß mich den Fuß küſſen, der mich in den Staub getreten!"

Der Nebel des Fluſſes hüllte ſie dicht und dichter ein, das Boot, die Menſchen darin, den Herzog. Durch dieſen Nebel, der gleichſam auch ihre Seele drückte, hörte Manuella jedes Wort. Sie fühlte genau, was ſie litt; doch ſie konnte ſich nicht dagegen wehren. Sie hatte den Wunſch, ſich aufzurichten; doch es war fruchtlos und unbeweglich blieb ſie, wie zuvor. Allmälig nur folgte dieſer innern Anſtrengung ein raſcheres Klopfen der Pulſe, die faſt ſchon geſtockt, und der Herzog bemerkte, wie die ſtarre Hand des Mädchens ſich in der ſeinigen belebte. Die fieberiſche, wiewol leiſe Bewegung deſſelben erregte den ſinnlichen Jüngling auf's Aeußerſte; und tiefer über ſie gebeugt, ſprach er: „Du hörſt mich! Ich darf den warmen Athem Deines Mundes wieder trinken. Ha! mich durchſchauert dies Beben der Wonne; mich durchſtrömt eine Kraft, die ſich nicht ſcheuen wird, mit der ganzen Welt den Kampf um Dich zu beſtehen! Mein! Mein! Geliebtes Mädchen! Du ruhſt in meinen Armen und ich laſſe Dich nicht mehr! Damals war es die Schüchternheit meiner Liebe, der Fehltritt eines Roſſes, die Anmaßung eines pöbelhaften Junkers vom Lande, der ſich herausnahm, mich zu hofmeiſtern, und dem ich dafür heimgezahlt habe, daß er an mich denken wird. Faſt drei Jahre liegen zwiſchen Damals und Heut. Ein Knabe, der ſich ſeine Sporen noch zu verdienen hatte, war ich, als der Zufall Dich mir zur holden Gefährtin gab — es war ein luſtiges Abenteuer! Goddam! Erinnerſt Du Dich noch an jenen Abend in der Halle von Childerley, Don Manuel, und an das hübſche Zwiſchenſpiel hinter der Tapete? Lache doch, Manuella! Sei doch fröhlich mit Deinem Ritter, der Dich liebt! Heut hat er im ehrlichen Kampfe Dich erbeutet, mit dem Schwert, gleich William dem Eroberer, dem edlen Ahnherrn aller tapferen Männer, Dich befreit aus der niedrigſten und verächtlichſten Umgebung. Was! — die Fürſtin zu ſein verdient und Fürſtin werden ſoll, unter dem erbärmlichen Dach eines jüdiſchen Wechslers! Schöne Zürnende, ſage ein Wort, damit ich Dir widerſprechen und den Mund mit Küſſen ſchließen mag! Ich will Buße thun; will ein Schutz- und Schirmherr Deines Stammes werden — goldene Tage ſollen in England für ſie kommen. — Zedekiah! Du, deſſen Mund von bibliſchem Honig überfließt — komm mir jetzt mit Deiner Weisheit zu Hülfe, wie vorhin mit Deinem Arm. War es nicht ein Heidenkönig, dieſer Ahasverus, und nahm doch ein jüdiſches Weib zu ſeiner Gemahlin, hängte der Juden Feind hundert Fuß hoch an einen Galgen und machte ihren Onkel zu ſeinem Premierminiſter?"

„Hütet Euch, Herr Herzog!" fletſchte Zedekiah zwiſchen den Zähnen, „es war auch eine Jüdin, die Holofernes den Kopf abſchlug."

Doch der Herzog hörte nicht auf ſeinen hämiſchen Begleiter, der fröſtelnd und in ſich zuſammengekauert an der Spitze des Bootes ſaß,

Digitized by

immer ängstlich nach dem Ufer ausschauend, aus dessen nebeliger Finsterniß sich allmälig die Umrisse von Mauern lösten — massenhaft, aber unsicher und unter den steigenden Dünsten gleichsam bergartig aufgethürmt.

„Damals und heut!" wiederholte der Herzog. „Schlachten haben wir seitdem geschlagen, Pulver gerochen und Blut gesehen! Goddam! Und wer um Kronen würfelt, jeder Einsatz ein Leben, der wird doch wol auch ein wiederspenstiges Mädchenherz beugen und bändigen können! Manuella! Wir schwimmen auf dem Strom, gegen Flut und Nebel — aber wir schwimmen und die Zukunft ist unser. Schon flattern die Fahnen, die Trommel wirbelt und die Schlacht beginnt — und wenn wir dem König seinen Thron, der Königin den Gemahl und den Kindern England wiedergegeben haben, so werd' ich hintreten vor meinen Herrn und sagen: Mein Lohn sei dieses Mädchen! Fürchte Dich nicht, Du hast das Wort eines Edelmannes! Aber mein mußt Du werden, mein!"

Das Boot war jetzt an das Ufer so nahe herangesteuert, daß man die Gebäude, die dasselbe hier bedeckten, ziemlich genau unterscheiden konnte. Gegen das Wasser gekehrt stand ein mächtiges Thor, von welchem Stufen herab bis zum Strand führten. Dahinter erhoben sich, aus dunklen Baumgruppen, in denen der Nebel wogte, starke Mauern im Quarrée, die von Thürmen flankirt waren und innerhalb deren sich weite Höfe öffneten und lange, düstere Fensterfronten zeigten. Es war York-Haus, das Stadtschloß der Buckinghams, welches an Ausdehnung, Festigkeit und Pracht im Innern mit den königlichen Schlössern in London wetteiferte, ja, dieselben noch übertraf.

Doch wie groß war der Schreck des spähenden Zedekiah, als er unter dem Wasserthore Pechkränze brennen sah, die den marmornen Bogen, das Meisterwerk von Inigo Jones, fantastisch beleuchteten.

„Mylord", rief er dem jungen Herzog zu, der noch immer in den Anblick der ruhenden Mädchengestalt versunken war. „Was ist das? Lichter im Garten? Und Menschen? Gott stehe mir bei! Rothröcke!"

Dieses Wort erweckte den Herzog aus seinem Liebestaumel. Rasch erhob er sich und eilte nach dem Vordertheil des kleinen Schiffes, unter welchem bereits der Ufersand zu knirschen begann.

„Legt die Ruder ein, Ihr Schurken!" rief er den Fährleuten zu. „Seht Ihr denn nicht, daß Ihr uns in unser Verderben hineinrudern werdet! Beim heiligen Georg von England! Das sind die rothen Röcke und die Stahlhauben und die finsteren Gesichter der Heiligen in meinem Garten! Zurück! zurück! Stoßt die Ruder in den Grund, arbeitet für Euer Leben — zwei Ellen weiter und wir sitzen fest und sind in ihrer Gewalt . . ."

Während die Männer aus Leibeskräften sich anstrengten, das Boot wieder in das Fahrwasser zu bringen, waren auch die Posten unter dem Thor aufmerksam auf das Geräusch geworden.

„Wer da!" schallte der Ruf der Wachen herüber und hinein in's Dunkel.

Digitized by Google

„Daß Keiner sich rührt oder regt!" commandirte der Herzog. Eine düstere Ahnung stieg in ihm auf, als er in dem Schimmer der Pechkränze das Thor seines Schlosses und unter demselben die fremden Truppen sah. „Mein Bruder", murmelte er, „wollte dort auf der Treppe mich erwarten. Und jetzt, statt seiner, was muß ich erblicken? Francis! Francis! Wo er nur sein mag?"

Zum zweiten Mal klang der Werda-Ruf über das Wasser. Deutlich sah man eine größere Bewegung auf dem steinernen Quai. Doch schon war es der Bemannung des Bootes gelungen, das Fahrwasser zu erreichen, wo die tiefere Strömung ihnen verstattete, sich freier zu bewegen; und nicht lange, so bemerkte man ein zweites Boot, das von der entgegengesetzten Seite sich vorsichtig nahte. Noch ehe man Zeit gehabt, Verdacht zu schöpfen oder zu äußern, vernahm man von dort den gedämpften Ruf: „Bruder! George! Bist Du's?

Der Herzog gab Befehl, nach dem Boot hinzurudern, und in dem Augenblick, wo man nahe genug war, sprang ein junger Mensch aus demselben und in dasjenige, welches den Herzog von Buckingham und seine Beute trug.

„Francis!" rief der Herzog; „um's Himmelswillen! Was ist geschehen?"

„Alles verloren oder Alles gewonnen! Cromwell hat York-Haus besetzt!"

„Wie war es möglich?"

„Ich mußte für mein Leben fliehen", erwiederte Francis, indem er sich dem Ohr des Bruders zuneigte. Wiewol er nur mit flüsternder Stimme sprach, hörte man doch, wie tief erregt sein Inneres sei. „Der Capitain, welcher Cromwell's Ordre ausführte, trug einen Verhaftsbefehl gegen mich und Dich bei sich, George! Ich warf mich rasch genug noch in ein Boot und hier bin ich, ein Mann außer dem Gesetz, wie Du", fügte er mit einem Tone hinzu, der sarkastisch klang, im Grunde jedoch tief gepreßt und traurig war.

Es war etwas Edles und Ritterliches in dem Jüngling; Etwas, was ihn von dem unaufrichtigeren Bruder unterschied, mitten in dem Beistand, den er ihm lieh bei der Ausführung seines wenig würdigen Vorhabens. Allein man dachte damals in den Kreisen, in denen Beide sich vorzüglich bewegten, ziemlich leicht über Das, was man eine „affaire d'amour", ein Abenteuer nannte. Der Cavalier, der die Frauen und den Wein liebte, kannte die Ehre nur auf dem Schlachtfeld und die Treue nur gegen den König; diese bewahrt und gehalten, glaubte er sich über alle sonstigen Schranken hinwegsetzen zu dürfen, und wenn er auch die eine, nach unseren Begriffen, noch so sehr befleckt, die andere noch so häufig gebrochen hätte. Denn dafür war er Edelmann. Allein, trotzdem auch er nicht ganz verschont geblieben von den frivolen Gesinnungen, in denen er aufgewachsen, hatte doch das Wesen von Lord Francis einen höheren Schwung, eine idealere Richtung, als sein älterer Bruder und die meisten seiner Standesgenossen sie damals kannten.

Digitized by Google

„Und der Aufstand in der City?“ fragte Buckingham nach einer Weile. „Ich zog mich in dem Augenblick zurück, als die Truppen mit unseren braven Jungen in Duke's Place zusammenstießen; und der Wind ist contrair.“

„In dem Augenblick, als ich das Ufer verließ“, antwortete Lord Francis, „war Alles in Bewegung. Man kämpfte in den Straßen. Fortwährend rückten neue Verstärkungen durch Temple Bar. Der ganze Strand glich einem Feldlager, überall leuchteten die Beiwachtfeuer und der Donner der Geschütze ward gehört bis Whitehall.“

„Goddam! Daß wir nicht dabei sein können, Bruder! Aber Du siehst, daß man nicht zweien Herren dienen kann, geschweige denn zweien Göttern. Mars und Amor stehen heute gegen einander und der Gott der Liebe hat gesiegt. Sieh hier meine schöne Kriegsgefangene!“

Und dabei deutete der leichtsinnige Cavalier auf Manuella, die noch hingestreckt lag auf dem Boden des Schiffleins, von dem Mantel des Herzogs bedeckt.

„Was sollen wir machen, Bruder?“ sagte Lord Francis, indem er seinen bangen Blick auf die dem Anschein nach noch Bewußtlose warf.

„Ich denke, daß wir die Gastlichkeit unserer Freundin Dysart in Anspruch nehmen; ihr Haus ist nicht weit von hier und dort wird es noch ruhig sein, denn es ist außerhalb der Stadt und am jenseitigen Ufer. He, Zedekiah! Was meinst Du dazu?“

Zedekiah war seit der letzten Niederlage, welche die presbyterianischen Notablen und er im Lager der Parlamentsarmee erlitten, zu den Schotten übergegangen, das heißt: er war in den Dienst des Herzogs von Lauderdale getreten, welcher einer von den Führern der schottischen Presbyterianer war, ein Haus in London hatte und zeitweilig dort lebte. Zedekiah hatte demnach den Herrn, nicht aber den Glauben gewechselt, wie er zu seiner Beruhigung zu sagen pflegte. Später, als Lauderdale zur Ausführung seiner royalistischen Pläne nach Schottland, dann als Deputirter des schottischen Parlamentes zur Verhandlung mit dem König nach Carrisbrooke gegangen war, um nur noch vorübergehend in London zu residiren, hatte er seinen schlauen Diener der Gräfin Dysart empfohlen, mit welcher er in ein Verhältniß höchst intimer Art trat, wiewol zu jener Zeit der Mann der Gräfin und die Frau des Herzogs noch lebten. Der tugendhafte Zedekiah konnte jetzt die Sitten des hohen Adels von England und Schottland studiren; ja, er hatte in den wenigen Monaten schon so viel davon gelernt, daß die Gräfin es für das Gerathenste hielt, ihn zu ihrem Haushofmeister zu machen. Er mußte daher auch wol Bescheid wissen, um die Frage Buckingham's zu beantworten.

Er wollte nicht recht mit der Sprache heraus. Er wußte, Schuft der er war, daß die Gräfin heute mehr, als je, gewünscht hätte, keinen Besuch dieser oder jeder andern Art zu empfangen. Die Gräfin hatte Gesellschaft. Nicht Lauderdale, oder wenigstens nicht Lauderdale allein; denn um einen erklärten Liebhaber zu empfangen, machte nach der damaligen Sitte eine Dame von Stande keine besonderen Umstände. Das

Digitized by Google

verstand sich von selbst. Es mußten wol tiefere und verborgenere Gründe obwalten, daß die Gräfin heut ihr Haus so frei von Zuschauern gemacht, als nur irgend möglich, und sogar ihn, den getreuen Zedekiah Pickerling, fortgeschickt hatte, angeblich mit einem Brief an den Grafen von Lauderdale, der in der That aber eine Art von Uriasbrief war, indem der Graf darin gebeten ward, seinen presbyterianischen Freund für diesen Tag und Abend anderweitig zu beschäftigen und von Ham-House fern zu halten. Da es für Zedekiah keine Schwierigkeit gab, Briefe zu lesen, welche nicht für ihn geschrieben, so war er mit dem Inhalt desjenigen, den er dem Grafen zu bringen hatte, früher bekannt, als dieser selbst. Mit einigem Erstaunen über die Klugheit seiner Herrin, ersah Zedekiah daraus, daß diese ihrem neuen Haushofmeister nicht recht traue, was ihm wiederum als Grund diente, dieses Mißtrauen zu rechtfertigen. Höchst ungern nur war er daher heut Morgen auf Lauderdale's Wunsch mit Buckingham gegangen, um für die „gute Sache" zu predigen. Wir haben gesehen, wie er diesem Auftrag nachkam und dabei in allerlei Fährlichkeiten gerieth, in welchen er beinahe das Schicksal gehabt hätte, welches König David seinem Feldhauptmann zugedacht, wenn nicht die Wäsche von Moorgate-Fields ihm eine Zufluchtsstätte geboten. Unter den Rebellen der City hatte er schlimme Stunden verlebt; und immer zitternd vor dem ersten Schuß, der gegen sie fallen könnte, fast ganz das Geheimniß von Ham-House vergessen. Doch jetzt, in leidlicher Sicherheit und dem Hause so nahe, entbrannte seine Neugier lebhafter wieder, als zuvor, und er glaubte, daß die Gelegenheit da sei, um dahinter zu kommen. Mit dem Namen Buckingham ließ sich in jenen Regionen Alles decken.

„Es wird nicht gut gehen, Mylord", sagte er zögernd; „die Gräfin hat Gäste!"

„Desto besser. Du kennst das Haus. Es wird irgend ein entlegenes Gemach geben. Du wirst uns dahin führen."

„Wenn der Herr Herzog befiehlt . . . Es giebt dort, in Ham-House, einen Thurm . . ."

Man hatte sich inzwischen, den Strom hinauf, weiter bewegt. Schon sah man das Wasserthor von York-House in der röthlichen Flammenbeleuchtung nur noch schwach schimmern. Keiner von den beiden Söhnen desselben ahnte, indem sie noch einmal hinübersahen, daß es für den Einen ein langes, langes, für den Andern ein letztes Lebewohl sei.

Zum dritten Mal drang jetzt, aber durch die weite Entfernung nur sehr schwach in der Stille der Nacht, der Anruf der Posten. Man unterschied die Worte: „Halt! Oder wir schießen", und gleich darauf wurde der Nebel durch ein Feuer zerrissen, welchem der Donner eines Kanonenschusses folgte. Die schwere Kugel sauste dumpf über dem Boote hin und schlug nicht weit davon mit furchtbarem Geräusch in das Wasser, welches, hoch aufspritzend, seinen Gischt in das Fahrzeug warf.

Jener Schuß von Duke's Place war das Letzte gewesen, was Manuella noch mit klarem Bewußtsein vernommen; dieser Schuß, aus so

Digitized by Google

entsetzlicher Nähe gezielt, machte ihrer Lethargie ein Ende, und das Wasser, welches die in den Fluß schlagende Kugel auch ihr in's Gesicht geschleudert, ermunterte sie vollständig. „Wo bin ich?" schrie sie, indem sie plötzlich auf ihren Füßen stand. Dann, über den Rand des Bootes geneigt, streckte sie ihre Arme weit hinaus, als ob sie das Ufer erreichen wolle.

Doch es war nicht mehr das dunkle Gemäuer von York-House, welches dort stand; das kleine Schiff hatte eben eine Biegung gemacht und vor ihm lag bereits, von seinem Park gedeckt, das Haus der Gräfin, in dessen Fenstern durch den Nebel und die Bäume kleine Lichter schimmerten.

Ehe Manuella noch Zeit gefunden, sich zu besinnen, ob sie träume oder wache, legte das Boot an, fühlte sie sich herausgehoben und gewaltsam emporgeführt, einen Weg, der an einer mäßigen Hügelseite durch Bäume sanft anstieg. Es ging Alles so rasch, daß das arme Mädchen stumm war vor Schreck, wie vorhin vor Bewußtlosigkeit. Der eine Zustand glich fast noch dem andern. Sie konnte nicht einmal schreien oder um Hülfe rufen. Ehe sie sich dessen versah, war sie in einem steinernen Gebäude, finster, eng, von feuchtem und kalten Anhauch; Treppen wurden erstiegen — man war in einem weiten Gemach, dessen steinerner Boden hallte, indem man ihn trat. Alles war dunkel, bis auf ein mächtiges Kamin, in welchem ein großes Feuer hell brannte.

„Was ist das?" rief der Herzog; „Feuer in diesem Thurm?" Er blieb betroffen stehen, als er auch schon, bei dem Schimmer der Kaminflamme, weiter unten in dem geräumigen Saal eine Tafel erblickte, die mit Silbergeschirr, mit Bechern und Flaschen reichlich besetzt war.

Zugleich stürzte Zedekiah, der, um zu recognosciren, unten geblieben war, fast athemlos herauf. Er hatte nur dem Schauplatz des Geheimnisses nahe sein wollen und er fand nun, daß er in das Herz desselben blicken solle! „Mylord", rief er, in dem Tone der äußersten Bestürzung, „verbergt Euch! Man kommt! Man darf uns nicht sehen . . ."

„Wer kommt? Wer darf uns nicht sehen?" rief der Herzog.

„Die großen Herren von England und Schottland . . . Die Marquis und die Grafen . . . Ich weiß nicht, wer Alles . . ."

Dabei stieß er den Herzog und Manuella seitwärts in ein kleines Nebengemach, von dem Hauptsaal des Thurmes nur durch einen schweren Vorhang getrennt, welchen er in der Eile noch obendrein vergaß, ordentlich wieder zu schließen.

„Wenn die großen Herren kommen", sagte Lord Francis, „so darf wol auch ein Villiers dabei sein; denn größer, als er, ist Keiner." Und er blieb stolz mitten im Saale stehen, während Zedekiah zur Seite in einem andern Schlupfwinkel des Thurmes verschwand.

Nicht lange, so ward es auf der steinernen Wendeltreppe lebendig; die Thür des Saales ward aufgeworfen, schwere silberne Leuchter und Wachskerzen erschienen, die Dunkelheit des Gemaches verwandelte sich in strahlende Helligkeit.

Digitized by Google

Die erste, welche die Schwelle des Gemaches überschritt, war eine Dame: die Gräfin. Sie wandte sich sogleich rückwärts, nach der Thür zu, den Herren, welche dort an der Landung der Treppe standen, die Worte zurufend: „Tretet ein, Mylords; in diesem Thurm wird uns kein menschliches Ohr belauschen!"

Doch, als sollte dieses zuversichtliche Wort sogleich Lügen gestraft werden, erblickte sie nun, als sie sich umwandte, den jungen Lord mitten im Saal. Die Gräfin ward bleich. Doch Lord Villiers kam ihr in der elegantesten und gewandtesten Weise zu Hülfe.

„Mylady", sagte er, indem er die schöne Hand der Gräfin mit den Lippen berührte, „ich weiß von dieser Zusammenkunft im Thurm und bin erschienen, um ihr beizuwohnen!"

„Lord Francis Villiers", sagte Lady Dysart, indem sie die Hand des jungen Cavaliers ergriff, um ihn den eintretenden Herren zu präsentiren; „vor dem Sohn Buckingham's hat kein Freund des Königs ein Geheimniß."

Es war eine Gesellschaft der vornehmsten Männer aus den verschiedenen Theilen von England sowol als Schottland und Irland, Emigranten und Verbannte zum Theil, die sich nicht öffentlich in London mehr zeigen durften, wenn ihnen ihr Kopf lieb war, und welche daher diese geheime Zusammenkunft verabredet und durch Lauderdale's Vermittelung das Anerbieten der Gräfin angenommen hatten, in ihrem einsamen Hause vor der beabsichtigten großen und allgemeinen Schilderhebung sich zum letzten Mal zu sehen. Die Gräfin stellte den jungen Lord einigen der hervorragendsten von den Führern der Bewegung vor, die derselbe noch nicht gesehen haben konnte, weil seine Erinnerung über so viel Jahre nicht zurückreichte, als sie, die sich in den ersten großen Schlachten des bürgerlichen Krieges ausgezeichnet hatten, bereits gezwungen waren, entweder auf ihren Schlössern im Lande den Frieden zu halten, oder in der Fremde zu leben. Doch er kannte wol ihre berühmten Namen; keinen besser, als den des großen Marquis von Ormond, Lord-Lieutenants von Irland, eines der edelsten, aufopferndsten und verwegensten Anhänger der königlichen Sache.

„Seid mir gegrüßt, mein junger Freund", sagte er, indem er die Hand des Jünglings drückte. „Wie sehr erinnert Ihr mich an Euren edlen Vater, den Ihr nicht mehr gekannt habt, armer Junge!"

„Mylord", erwiederte Francis ernst und bescheiden, „wer hätte nicht einen Verlust zu beklagen in dieser langen und wilden Rebellion und wer gäbe nicht freudig das Theuerste dahin, wenn es gilt für den König?"

„Brav gesprochen, mein Sohn", rief Ormond gerührt; „es ist das Wort eines Cavaliers!"

„Und gebt nicht Ihr, Mylord, uns das herrlichste Beispiel? Schon in meine Kinderzeit hinein klangen, sagengleich und doch wahr, die Erzählungen von dem kühnen, dem unerschrocknen, dem heldenhaften James Butler, zwölften Grafen und ersten Marquis von Ormond.

Digitized by Google

Wie gern lauschte der Knabe der Geschichte seiner Thaten und Unternehmungen, seiner Loyalität und Treue, wie er, der reichste Peer in Irland, seine fürstlichen Domainen verließ, um in blutigem Kampfe das Banner Seiner Majestät hoch zu halten und gegen eine Uebermacht glorreich zu vertheidigen, bis er, vom Glück verlassen und von den Seinen verrathen, flüchten mußte und in stürmischem Winterwetter, in einem elenden Fahrzeug, die gefährliche See kreuzte — durch ein Wunder gleichsam nach Frankreich entkam und nun, durch mehr wie ein Wunder — wie ein Traum, wie ein Märchen wieder dasteht, mitten in London — diesem London, wo auf der einen Seite die empörte Bevölkerung aufgestanden, um das verhaßte Joch der Soldatenherrschaft abzuschütteln und nach langer Vergessenheit wieder zur beschworenen Pflicht und Treue zurückzukehren, während auf der andern der Rebellengeneral mit seinen Cohorten dem königlichen Schloß von Whitehall schon so nahe gerückt ist, daß er nur den Fuß zu heben braucht, um mitten im Thronsaal und der Banquethalle zu stehen!"

Mit schwärmerischer Begeisterung, während er also sprach, hingen des Jünglings Augen an dem großen Marquis, dessen Aeußeres ein höchst anziehendes war. Obwol ein Krieger, abgehärtet in langem und beschwerlichen Dienst, hatte er zugleich die Manieren eines Hofmannes, und war von eben so lebhaftem Geist als gewinnender Laune. Geboren auf den Höhen des Lebens und umschimmert von dem Glanz seiner Thaten, hatte er sicherlich in den Tagen seines Glückes und im Besitz jener immensen Reichthümer, die er im Dienste des Königs hingegeben, keinen imposantern Eindruck gemacht, als jetzt, wo Nichts mehr sein war, als das nackte Leben, und der Entschluß, auch das hinzuwerfen, wenn es nöthig sein sollte.

„Ihr beschämt mich, mein junger Freund", sagte er mit seinem Lächeln; „es ist nicht viel Wunderbares dabei, außer dem Schutz Gottes (denn der Marquis war im Herzen auch ein frommer Mann) — daß ich vorgestern mich von Ihrer Majestät, Henrietta Maria, Königin von England, im Louvre verabschiedete — dann Audienz hatte bei Seiner Eminenz, dem Cardinal Mazarin, der mir die feste Zusicherung auf bewaffnete Hülfe gab — dann nach Havre eilte und dort ein Schiff bestieg, welches mich an die Küste von England trug. Ich weiß es wol, daß ich, wenn man von meiner Anwesenheit in London erführe, morgen im Tower sein und übermorgen die Bekanntschaft des Scharfrichters auf Tower Hill oder des Henkers in Tyburne machen könnte. Aber morgen — morgen, spätestens morgen Abend hoffe ich schon in Irland zu sein, wo man mich erwartet. Denn die Saat ist reif; die Schnitter dürfen nicht mehr säumen!"

Des Jünglings Herz klopfte hoch vor Bewunderung und Freude, als er den angebeteten Helden so reden hörte. „Und wir!" rief er, „wir! Wann werden wir in's Feld gerufen?"

„Morgen — morgen — schon morgen! Dieser Aufstand in der City, der uns wie ein Zeichen vom Himmel gegeben, ist der Brand, den

Digitized by Google

man erhalten muß, bis er das ganze Königreich ergriffen. Hier, erlaubt, daß ich Euch dem Grafen von Holland vorstelle! Morgen wird er in den südlichen Grafschaften den Krieg für den König proclamiren. Hier, mein junger Freund, der Graf von Peterborugh, der den Krieg in Irland gelernt, wird sich ihm anschließen, und Beide zusammen werden über London hin den Männern von Kent die Hand reichen, die schon auf den Anhöhen von London lagern. Hier ist unser Admiral, der wackere Batten, der mit seinem Fahrzeug, dem „Beständigen Warwick" voran, die Flotte hinüber, aus den Dünen von Kent nach Calais führen, während ihr „Beständiger Warwick", der alte Graf, der Admiral der Rebellen, auf dem Trocknen liegen bleiben wird — ein Admiral ohne Flotte! Ha, ha, ha! . . ."

Der Marquis lachte herzhaft. Dann aber sah er sich um und ward ernst. „Der Earl von Lauderdale", sagte er — „ja, mein Gott, Frau Gräfin —" und er wandte sich an die schöne Dame des Hauses — „wo mag unser Lauderdale nur noch weilen? . . ."

„Seid unbesorgt, Herr Marquis", sagte die Gräfin scherzend; „Lauderdale wird nicht ausbleiben, wenn er einer Dame versprochen hat, zu kommen. Ich ließ ihn durch meinen Haushofmeister unterrichten — einen zuverlässigen Menschen, so viel ich weiß, denn er war vorher in des Grafen von Lauderdale eigenen Diensten. Er wird kommen; aber bedenkt, daß sein Haus in der City liegt und daß heute die Thore der City nicht ganz so leicht zu passiren sind, daß er seinen Weg sich vielleicht mit dem Degen in der Hand erzwingen muß. Doch mir ist nicht bange. Denn Lauderdale ist nicht nur ein tapferer, sondern auch ein galanter Mann." — Sie sagte das mit jener verführerischen Anmuth, die ihr, so oft sie mit Männern sprach, eigenthümlich war, und die Jeden Etwas wünschen und Jeden Etwas hoffen ließ.

„Mylady", erwiederte der Marquis, „wenn Ihr es sagt, so sind wir beruhigt. Denn aus schöneren und glaubwürdigeren Lippen kann das Lob des edlen Grafen nicht kommen." Und er verneigte sich artig und mit einem gewissen Lächeln des Einverständnisses gegen die Gräfin, aus deren Verhältniß Niemand, sie selbst am wenigsten, ein Geheimniß machte, und an welchem nach den leichten Sitten der damaligen Gesellschaft selbst die besseren und ernsteren Männer kaum einen Anstoß nahmen. „Dank dieser Hand", fuhr der Marquis fort, indem er mit einer galanten Bewegung die Hand der Gräfin berührte — „dieser graziösen Hand, welche den rauhen Sohn des Gebirges so sanft zu leiten versteht — der Glückliche! — Dank diesen holden Lippen — o Gräfin, ich sage Nichts von diesen Lippen, als daß ich sie bewundere! . . . Dank Eurer preisenswerthen Klugheit und preisenswerthre Gesinnung wissen wir, daß Euer nobler Unterthan und Vasall hier erscheinen wird, um unsere kühnsten Erwartungen zu krönen . . ."

„Ihr macht mich erröthen, Herr Marquis", sagte die Gräfin.

„Es ist die Farbe, in welcher die Rosen und die Frauen am schönsten sind . . ."

Digitized by Google

„Ihr verirrt Euch von dem Gebiete der Politik auf das der Galanterie . . ."

„Der ist kein Cavalier, der nicht auf beiden seine Ergebenheit bereit wäre, mit seinem Blut zu besiegeln . . ."

„Marquis! Marquis!" drohte die schöne Frau mit dem Finger.

„Ihr habt Recht — für mich, alten Haudegen, — den die Grazien fliehen und Fortuna selber im Stich gelassen — für mich nur noch der rauhe Kriegsgott, dem man trotzig dient, und jeden Gunstbeweis mit Stahl entreißt, wie dem Kiesel das Feuer. Ihr habt Recht; aber sagt selber: wenn die Frauen meine Huldigungen zurückweisen, darf ich ihnen nicht wenigstens meine Dankbarkeit bringen? Ihr wißt es von Lauderdale, und wir wissen es von Euch, bevor der Säumige noch hier eingetroffen, um es selber zu erzählen: daß morgen Seine Majestät, unser geliebter König, frei sein wird — daß die Wachen bestochen, die Barren seines Kerkers durchsägt sind und daß er morgen herausgehen wird aus Carrisbrook, ein Freier und ein Geretteter, um uns Allen die Freiheit und die Rettung zu bringen! Morgen, meine Freunde, morgen! Alles morgen! Morgen wird auch Lauderdale schon auf dem Wege sein nach Schottland, und Hamilton wird mit seiner Armee die Grenze überschreiten . . . und —" damit wandte der Marquis sich abermals an Lord Francis — „laßt mich Euch auch diesem braven Edelmann bekannt machen — diesem Getreuesten von allen getreuen Unterthanen Seiner Majestät, der mitten in Cambridgeshire, diesem ersten Sitz und Heerde der Rebellion, die Fahnen des Königs entfaltet, und mit Sir Gilbert Byron, der in der Nachbarschaft von Nottingham für den König geworben, die ganze gutgesinnte Gentry jener Mittellandgrafschaften geweckt und unter die Waffen gerufen hat — erlaubt, Mylord, daß ich ihn Euch vorstelle — Sir Tobias Cutts, Ritter von Childerley!"

Bei der Nennung dieses Namens ließ sich Etwas hinter der Tapete vernehmen, wie ein Seufzer oder Ausruf, der durch äußere Gewalt unterdrückt worden, und eine von den Gardinen des hallenartigen Gemaches bewegte sich.

Betroffen schauten alle Anwesenden einander an und Lord Francis ward bleich. Aber die Gräfin beruhigte sie.

„Seid nicht ungehalten Mylords", sagte sie, in ihrem leichten scherzenden Ton. „Wir sind hier in einem alten Thurm, der so vornehme Gäste lange nicht mehr gesehen hat. Ratten und Mäuse, die wir in ihrer Ruhe gestört, sind seine einzigen Bewohner und der Nachtwind pfeift durch die Luken. Es ist hier sonst recht schaurig, in diesem einsamen Verließ, aber kommt, heute wollen wir es uns an der hellen Tafel und am warmen Kamin dort behaglich machen!"

Der Ritter von Childerley hatte indessen die Hand des jungen Ritters ergriffen und dieselbe kräftig geschüttelt, wie seine Weise war.

„So soll Gott mir helfen!" rief er mit jenem Tone herzlicher Betheuerung, der ihm so wol stand zu seinem ehrbaren Wesen; „ich habe Euren Vater gut genug gekannt, Mylord!"

Digitized by Google

„Wackerer Knight", versetzte der Angeredete, der sich rasch zu fassen gewußt hatte, „mich freut es gleichfalls, einen braven und standhaften Royalisten kennen zu lernen, nachdem ich so viel Rühmliches von ihm erfahren. Childerley-House! Wie wol und angenehm mir dieses Wort in der Erinnerung lautet! Ihr seid einmal sehr freundlich gewesen gegen meinen Bruder, Herr Ritter! Ihr habt ihn gastlich aufgenommen unter Eurem Dach, habt ihn beherbergt mit eigener Gefahr und gar köstlich bewirthet . . ."

„Es ist nicht der Rede werth, Mylord! Wir haben gethan, was wir thun konnten und zu thun schuldig waren. Euer Bruder, Mylord — ja, ja! Das war ein stattlicher junger Herr dazumal — kam von Holland herüber, wenn ich mich recht besinne, in der Gesellschaft meines alten Kameraden Slingsby, der eine Botschaft an Seine Majestät trug — und hatte einen Pagen bei sich — ha! ha! solch' ein Abenteuer — ein verkleidetes Frauenzimmer aus den Niederlanden — katholisch war sie ja wol oder dergleichen — aber hübsch, das muß man sagen, und ich hätte mir den Spaß allenfalls auch gefallen lassen. Denn ein Cavalier darf sich seinen Spaß erlauben, das versteht sich, und der alte Tobias von Childerley ist nicht der Mann, der ihn darüber tadeln wird. Nicht den Cavalier, versteht Ihr, wol aber das Frauenzimmer, das sich zu Solcherlei hergiebt. Und wenn's mich weiter nicht angegangen wäre, so wollte ich auch darüber noch nicht einmal ein Wort sagen. Aber nun muß es sich so fügen, an dem Morgen, nachdem die Herren abgeritten — es war Maitag, anno 1645, ich besinne mich noch ganz genau darauf — daß sie mir den Pagen blutend in's Haus zurückbringen. Manuel hat Seine Herrlichkeit, Euer Herr Bruder ihn genannt — doch nun ist es gar kein Manuel, sondern eine Manuella, ein Mädchen! Denkt Euch, Mylord — und krank, verwundet, verlassen, in dem fremden Lande. Was soll ich thun? Meine Tochter, Fräulein Olivia, bittet für sie — kurz, ich nehme sie bei mir auf und sie bleibt bei mir. Zwei Jahre, Mylord; es war ein bischen lang . . ."

Lord Francis war abwechselnd weiß und roth geworden; sie standen jetzt nicht mehr zehn Schritte von dem Teppich entfernt, hinter dem man jedes Wort verstehen mußte. Er suchte dem Gespräch deswegen eine andere Wendung zu geben. „Es waren damals außerordentliche Zeiten, Sir Knight", sagte er; „man hat mir erzählt, daß Ihr selbst Euch damals noch nicht offen erklärt hattet für den König — daß ein Wort, welches Ihr Cromwell gegeben, Euch band — Ihr seid ja wol selbst, Herr Ritter, ein naher Anverwandter dieses Edlen?"

Da ward das Antlitz des guten Sir Tobias roth vor Zorn und Scham bis unter das schon ergrauende Haar. Er war nicht der Mann mehr, den wir einst vor Jahren, rauh aber bieder, auf seinem schönen Grundbesitz zwischen den Weiden und Buchen von Cambridgeshire walten sahen. Er war stark gealtert seitdem — Da lieber Gott! Alt werden müssen wir ja wol Alle. Doch an ihm hatte der Kummer genagt; der innerliche Kampf, welcher oft viel schrecklichere Verwüstungen

Digitized by Google

anrichtet, als der mit Schwert und mit Lanze. Doch er hatte seine Kraft noch einmal zusammengenommen und sich hoch und stolz und frei emporgerichtet an dem Tage, an welchem er endlich die Fesseln von seinem Gewissen abwerfen und sich offen erklären konnte für König Karl und die volle Rüstung des Ritters anlegte und sich umgürtete mit dem ritterlichen Gürtel, an welchem sein gutes Schwert hing.

So stand er jetzt auch in dem Saal der Gräfin, und wie er auf den Korb seiner Degenscheide schlug, daß die Spitze derselben auf dem harten Steinboden klirrte, da zögerten die übrigen Gäste noch einen Augenblick und hörten dem wackern Mann zu.

„Ja", rief er, „das Wort, das ich einer Sterbenden gegeben, hielt mich lange zurück. Doch über den Freveln, die jetzt geschehen, schreien Wehe selbst die Todten und die Gräber öffnen sich gegen die Lebendigen! An jenem düstern Wintermorgen, wo sie meinen König für ihren Gefangenen erklärt und wo ich durch meinen Sohn, welcher die Ehre hat, Page zu sein in Seiner Majestät Diensten, erfuhr, daß er, der unser Aller Herr und von Gottes Gnaden König ist, in einem engen Kerker von Steinen dort auf der einsamen Insel gehalten wird — an jenem Morgen ging ich hinab zu dem Grabe, in welchem meine todte Dame ruht — und Elisabeth! rief ich — das Unerhörte hat sich zugetragen — und jetzt ist meine Pflicht, meinen König zu befreien oder für ihn zu sterben. Und dann rief ich meine Hintersassen und Pächter und Alles, was auf meinen Domainen lebt, zusammen und theilte ihnen die traurige Neuigkeit mit; und da war Keiner unter ihnen, welcher sich weigerte, mir zu folgen. Sie kannten Childerley-House; sie und ihre Väter, so lange deren Augen offen waren, hatten in besseren Zeiten gesehen, daß es das erste Haus der Grafschaft für Pracht und Gastlichkeit gewesen — und sie sahen, was es nun geworden, eine Stätte der Trauer um den gefangenen Monarchen! Da riefen sie Alle: Wir wollen sterben für Seine Majestät und Eure Ehre! Gott erhalte den König! Und als wir auszogen, da standen die Mütter an den Wegen, mit den Kindern auf den Armen, und die Töchter und die Bräute, und obwol weinend, grüßten sie uns zum Abschied mit den Worten: Gott erhalte den Ritter von Childerley und den König . . . !"

Ein Murmeln des Beifalls und der Zustimmung begleitete die einfache, aber rührende Erzählung des Knights. Dieser aber schloß, indem er sagte: „Und nun, Mylords, wenn es hell genug wäre, würde ich Euch an das Fenster dieses Thurmes führen und Euch meine kleine Schaar zeigen. Sie lagern dort drüben, im offenen Feld, bei Kingston, nicht weit von der Themse, meiner Rückkehr und Eures Befehls harrend, um sich auf den verrätherischen Feind zu stürzen!"

„Die Zeit dafür wird bald genug kommen", sagte die Gräfin, die sich jetzt wieder in's Gespräch mischte; „doch lassen wir die letzten Augenblicke friedlichen Zusammenseins nicht ungenützt verstreichen — zu Tische, Mylords!" Und sie nahm den Arm des braven Knight, welcher Gegenstand der allgemeinen Sympathie geworden war.

Digitized by Google

Sie schritten jetzt nach dem Hintergrund des Saales und gingen an der Gardine vorbei, welche — wie wir gesagt haben — in der Eile nur unvollständig geschlossen worden war. Ein breiter Streifen Lichtes fiel hindurch in die Finsterniß, die dahinter war, und von dort aus konnte man Alles ganz deutlich unterscheiden, was sich vorüber bewegte.

Da nun, als die Gräfin und der Knight an dieser Stelle vorbeigehen wollten, hörte man einen heftigen Schrei, die Gardine ward zurückgeworfen und ein Mädchen stürzte heraus, in leidenschaftlicher Bewegung, die Haare gelöst, wie im Kampfe mit Jemanden, gegen den sie sich gewehrt, und die Kleider in höchster Unordnung, stellenweis Spuren der Gewalt an sich tragend.

Von Schrecken wie gebannt, blieben die Herren stehen — und mit dem Rufe: „Verrath! Verrath!" griffen sie an ihre Degen.

Das Mädchen aber schien von Allem, was um sie vorging, Nichts zu bemerken; sie sah nur die Gräfin, und sich ihr zu Füßen werfend und in dem Saum ihres Gewandes das Antlitz begrabend, rief sie: „Ihr habt mir einst Beistand und Hülfe versprochen — ich komme jetzt, um sie von Euch zu erflehen gegen einen Frevler, dem ich zum Opfer gefallen sein würde, wenn nicht Gott Euch zu meiner Rettung gesandt hätte!"

Bevor die Gräfin, von ähnlichen Gefühlen als ihre Gäste bewältigt, noch ein Wort hatte finden können, sagte der Knight, indem er ein paar Schritte zurücktrat, mit dumpfer Stimme: „So soll Gott mir helfen, wenn das nicht das Mädchen ist, das sich Manuella nennt! Ihr Erscheinen bedeutet nichts Gutes; sie kommt, wie ein Gespenst! . . ."

Nun war auch der Herzog von Buckingham herausgetreten, bleich und verstört; während sein jüngerer Bruder tief beschämt die Augen niederschlug.

Ormond, Peterborough, der Graf von Holland, Batten — Alle kannten den Herzog.

„Mylord!" sagte der Marquis von Ormond in vorwurfsvollem Tone.

Der Herzog näherte sich ihm, und indem er seine krampfhaft zitternde Hand auf den Arm des Marquis legte, sagte er: „Sie hat Alles gehört; sie wird uns verrathen!" Dabei warf er einen so rachsüchtigen Blick auf das knieende Mädchen, daß Jeder, der die Menschen kennt und die menschlichen Leidenschaften versteht, wol bemerkt haben würde, daß seine unlautere Liebe für sie, durch ihren unüberwindlichen Widerstand vereitelt, sich in unauslöschlichen Haß verwandelt habe. Wir wissen es aus der traurigen Lehre von den Verbrechen, daß ein Mann von dem Charakter und der Gemüthsstimmung Buckingham's in diesem Augenblick des Mordes fähig gewesen wäre.

Die Gräfin war mehr bestürzt und rathlos noch als alle Anderen. Sie, die sich so ängstlich und bisher so erfolgreich gehütet, während sie mit der royalistischen Partei in dem allerengsten Verkehr stand, der andern Partei den leisesten Anlaß zum Verdacht zu geben: jetzt stand sie plötzlich einer ganz unabsehbaren Gefahr gegenüber! Wer jetzt in diesem Kreise Zeit und Muße gehabt hätte, den Beobachter zu spielen, der hätte

Digitized by Google

hinter der blendend schönen Maske der Gräfin leicht ihren wahren Charakter erkennen können. Der Kleinmuth in seiner häßlichsten Gestalt und der Vorsatz, sich um jeden Preis zu retten, erschienen in ihrem Gesicht.

In diesem Augenblick der peinlichsten Erregung trat der Graf von Lauderdale ein. Er war ganz in einen weiten Mantel gehüllt und trug einen Hut, unter welchem sein rothes, struppiges Haar, sobald der erste Lichtfunken darauf traf, ordentlich zu knistern schien. Der Graf konnte natürlich zuerst nicht recht bemerken, was hier vorging. „Ich bin wahrhaftig", rief er, noch halb auf der Schwelle, „wie durch ein Wunder all' diesen Kugeln und Klingen entgangen! . . ." Er warf hierauf seinen Mantel und seinen Hut ab, um sich der Gräfin huldigend zu nahen.

Nun ward er rasch und in kurzen Worten mit dem Vorfall bekannt gemacht. Seine ziemlich brutalen Züge nahmen noch mehr einen Ausdruck der Härte an, welcher auf eine fast unheimliche Weise erhöht ward durch die langen, rothen Haare, welche ihm grotesk um das Gesicht herumhingen.

„Es giebt kein anderes Mittel", sagte er kalt; „sie muß sterben!"

„Sie muß sterben!" sagte der Herzog von Buckingham, indem er mit den Zähnen knirschte.

Manuella, die sich während der geschilderten Scene halb aufgerichtet hatte, stürzte sich nun auf's Knie; das leuchtende Antlitz und die fest gefalteten Hände nach Oben gerichtet, rief sie mit einem Ausdruck der Freude, der fast wie Jubel klang: „Gott meiner Väter, ich danke Dir! Du wirst mich rein und fleckenlos zu Dir nehmen!" Dann sank sie zu Boden und berührte mit ihrer Stirn das kalte Gestein, das ihn bedeckte.

Doch nun trat Lord Francis hervor. „Mylady und Mylords", sagte er in der edlen Weise, die ihn so sehr auszeichnete, „vergebt, wenn ich als der Jüngste unter Euch dem Worte, das ich vernommen habe, zu widersprechen wage. Ich kann es nicht zugeben, daß diesem Mädchen etwas zu Leide geschehe! Wer, wie ich, die Geschichte dieses Abends kennt, der sollte, wenn er ein Ehrenmann wäre, seinen Degen ziehen für sie, nicht gegen sie!" Und er warf einen strafenden Blick auf seinen Bruder, der diesen ganz verwirrte.

„Mit Recht oder mit Unrecht", rief Lauderdale, „schuldig oder unschuldig — wer frägt danach, wenn es sich um das Leben des Königs und die Sicherheit seiner Freunde handelt?"

„Mädchen", sagte Lord Francis, indem er die noch immer am Boden Liegende sanft in die Höhe hob — „wirst Du mir bei Deinem Gott — versteh mich recht, bei dem Gott, an den die Juden glauben . . ."

„Was!" riefen nun Alle — „eine Jüdin!" — Und Sir Tobias stieß seinen Degen zornig auf den Grund. „Auch das noch!" sagte er; „nun verstehe ich die Stimme in meinem Innern, die mich so lange vor ihr gewarnt. Habt kein Mitleid mit der Jüdin, Mylords! Stoßt sie nieder! . . ."

Unerschrocken fuhr Lord Francis fort: „Wirst Du mir schwören, so

Digitized by Google

lieb Dir Dein Leben ist, Nichts von Dem verlauten zu lassen, was Du heut Abend hier gesehen und gehört hast?"

„Nichts liegt mir an meinem Leben", sagte die Jüdin unter Thränen; „doch ich habe eine Freundin, die mir lieber ist, als das Leben — sie ist die Tochter jenes Mannes . . ." dabei deutete sie auf den Ritter von Childerley — „und um Olivia's Willen bin ich bereit, zu schwören!"

„Ich verbürge mich jetzt für sie", sagte Lord Francis; „Mylady", wandte er sich dann an die Gräfin, „Ihr werdet hier im Thurm irgend ein sicheres Gewahrsam haben Dort verschließt sie, bis Alles vorüber."

„Sie wird uns dennoch verrathen", murmelte die Gräfin, indem sie zugleich dem Mädchen ein Zeichen gab, ihr zu folgen Sie wandte sich mit ihr nach der entgegengesetzten Seite des Thurmes, wo in der Wand eine geheime Thür zum obersten Stockwerk desselben führte. Kaum war sie eingetreten, so schreckte sie zurück — sie sah zwei Augen glühen in der Dunkelheit, sah einen Kopf, der sich rasch zurückzog, und eine Gestalt, die sich hinter der Treppe verbarg. Sie wußte, daß es kein Anderer als Zedekiah Pickerling sein konnte. Sie bemeisterte den Schreck und hielt an sich, als ob sie nichts davon bemerkt hätte. Jetzt, nicht mehr der drohenden Gefahr, sondern der Gewißheit des Verraths gegenüber, ward sie wieder die Meisterin der Situation. „Ha! ha!" lachte sie in sich hinein, triumphirend über die Hülfsmittel, die sie dort auf dem Grund ihrer Seele fand. Dann ward sie wieder ernst. „Es ist beschlossen!" sprach sie, führte das von den furchtbaren Scenen des Abends ganz erschöpfte Mädchen in eine einsame Kammer, wo dieses auf ein Ruhebett niedersank und Jene hinter sich die Thür verschloß.

Als die Gräfin in den Saal zurückkehrte, fand sie die Herren in lebhaftem Gespräch. Denn Lauderdale hatte große Neuigkeiten gebracht. Der Kampf in der City wogte blutig noch hin und her. „Ich glaube bestimmt", sagte Lauderdale, „daß die Presbyterianer siegen und sich dann mit den Aufständischen von Kent vereinigen werden. Aber Buckingham", rief er, indem er den jungen Herzog fest in's Auge faßte, „auch für Euch ist es Zeit, London zu verlassen! Auf Euren Kopf ist ein Preis gesetzt! . . ."

Buckingham's Antlitz, Stirn und Wangen wurden weiß wie der Kalk an der Wand, neben der er stand.

„Als ich die City verließ", fuhr der Graf fort, „da sah ich, wie sie bei Fackellicht an das Bohlenthor von Temple Bar eine Proclamation anschlugen, welche, unterzeichnet von Fairfax und Cromwell, einem Jeden hundert Pfund Sterling verspricht, der den genannten George Villiers, Herzog von Buckingham, einliefert, todt oder lebendig!"

Da wallte das Blut seines Vaters in dem jungen Herzog auf. Aller Schreck war überwunden; Alles, was vorhergegangen, vergessen, und mit funkelnden Augen rief er: „Sie sollen ihn haben, den Herzog! Todt oder lebendig!" und mit wilder Geberde zog er den Degen halb aus der Scheide mit der Linken, während er vortretend seine Rechte dem Grafen von Holland entgegenstreckte. „Mylord", sagte er, „ich folge Euch!"

Digitized by Google

„Bruder", rief Lord Francis, „Du warst da vorhin im Begriff, etwas Unedles zu begehen. Doch, dem Herrn sei Dank! die Ehre der Buckingham's leuchtet wieder hell, und ich — Bruder! ich verlasse Dich nicht!" — Dabei schlug er kräftig in Holland's dargebotene Hand ein.

Jetzt klangen die vollen Gläser aneinander und Alle riefen vor dem Trinken: „Gott für Altengland und König Karl!"

Da schallten aus Westminster herüber zwölf dumpfe Schläge. Es war Mitternacht.

„Es ist Zeit, daß wir uns trennen, Mylords", rief der Marquis von Ormond. „Ein Jeder von uns nunmehr auf seinen Posten. Ich gehe nach Irland!"

„Ich gehe nach Schottland", sagte der Graf von Lauderdale, indem er die Gräfin Dysart zärtlich anblickte.

„Ich begebe mich zur Flotte", rief Batten.

„Und wir", riefen Graf Holland, Peterborough, Buckingham, Lord Francis und Sir Tobias, „wir ziehen nach den Haiden und Hügeln von Surrey!"

„Und ich kann Euch nur segnen und Eurer treulich gedenken", sagte die Gräfin mit einem holdseligen Lächeln. „Sagt mir doch, wo Ihr zu sein gedenkt, wenn wir zwölf Stunden weiter sind — morgen um die Mittagsstunde?"

„Ich werde die Gebirge von Wales erreicht haben, denn wir reiten Post, Mylady", sagte Ormond.

„Ich werde mich bereits dem gutgesinnten Norden nähern", sagte Lauderdale.

„Ich werde unter den Kreidefelsen von Kent schon die Flotte sehen", sagte Batten.

„Und wir", sagte Graf Holland, auf seine Kameraden deutend, „werden unter unseren Truppen sein, die jenseits des Stromes unter den Surrey-Hügeln lagern!"

„Lebet wohl, lebet wohl!" rief die Gräfin zum Scheiden — „und noch einmal: Gott für Altengland und König Karl!" —

Dann ward es still in dem Thurm und dunkel.

Die Gräfin verbrachte eine schlechte Nacht und ungeduldig zählte sie am andern Morgen Stunde nach Stunde.

Endlich schlug es Mittag.

Die Gräfin sah nach der Uhr. „Kein Zweifel", sagte sie, „es ist zwölf. Jetzt sind sie gerettet und es ist Zeit, daß ich an meine Rettung denke. — Zu Cromwell!"

Und sie befahl den Wagen, der sie nach der Gegend von Whitehall führen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Asyl für Obdachlose.

Von Otto Glagau.

Mit dem neuen Jahre ist Berlin nun wirklich und wahrhaftig „Weltstadt" geworden. Wer das etwa noch bezweifelt, den bitte ich, sich nach der Neuen Wilhelmsstraße zu bemühen, wo er an dem langen grauen Hause, Ecke der Dorotheenstraße, ein großes in die Augen fallendes Schild mit der Aufschrift finden wird: „Asyl für obdachlose Frauen und Mädchen." — Und im vollen Ernst gesprochen, ich glaube, daß die Errichtung eines solchen Asyls den Charakter einer „Weltstadt" weit mehr bezeugt, als z. B. die 20 — 30,000 Fremden, welche alltäglich in Berlins Mauern weilen sollen, oder die Milliarden, welche an der hiesigen Börse umgesetzt werden, ja selbst die hundert und tausend Gaunerstückchen, welche die Gerichtszeitungen aus dem Berliner Leben erzählen. Auf dem europäischen Continent giebt es, meines Wissens, keine andere Stadt, die ein solches Asyl aufzuweisen hat; nur in London existiren seit einigen Jahren ähnliche Anstalten.

Zwar ist Berlin noch lange nicht London, und wird es wahrscheinlich auch nie werden; aber daß es auch in unserer Stadt beständig Hunderte giebt, die nicht wissen, wo sie Abends ihr Haupt hinlegen sollen — das beweisen die täglichen Polizeiberichte in der eclatantesten Weise. Oder wer hätte nicht schon gehört von den Razzias, welche die Schutzmannschaft von Zeit zu Zeit im Thiergarten und im Friedrichshain vornimmt, wo dann immer wieder Männer, Weiber und Kinder, die bei „Mutter Grün" nächtigten, in Masse aufgegriffen werden. Aber während der Winterszeit ist „Mutter Grün" nicht vorhanden; dann suchen die Unglücklichen einen Schlupfwinkel in dem Gemäuer halbfertiger Rohbauten oder in entlegenen Gebäuden, unter Brücken und auf Spreekähnen; oder sie kriechen in die Keller, Ställe und Schuppen, wo sie eine regelmäßige Schlafstelle beziehen, bis sie von den Eigenthümern plötzlich entdeckt werden. Allnächtlich greifen die Wächter Personen beiderlei Geschlechts auf, die sie in den Gassen unter irgend einem Vorsprunge kauernd oder schlafend antreffen; und oft sind es nicht mehr blos Schlafende, sondern schon halb Erstarrte oder gar völlig Todte, die nun nach der Charité oder nach — der Morgue übersiedeln.

Zwar gab es auch schon früher mancherlei „Asyle für Obdachlose". Da sind z. B. Kellerwirthschaften in den Vorstädten, wo man als Nachtlager einen Sitzplatz für sechs Pfennige, und für einen Silbergroschen eine Art von Hängematte erhalten kann, die Morgens mitsammt dem Inhaber, damit dieser erwache, einfach zu Boden gelassen wird: — aber nicht jeder Obdachlose kann sich diesen Luxus erlauben, insofern ein Sechser oder ein Groschen nicht selten für ihn eine Lebensfrage bildet. Es ist ferner ein sogenannter „Polizeigewahrsam" vorhanden: —

Digitized by Google

doch dieser wird aus erklärlichen Gründen nur höchst ungern aufgesucht; und außerdem bietet er bei Weitem nicht den Comfort, wie die obengenannten Kellerwirthschaften. Wer Einlaß begehrt, hat sich zunächst über seine persönlichen Verhältnisse auszuweisen — ein Examen, das die Meisten scheuen. Der Schlafraum selbst besteht aus einem leeren Saal, um dessen Wände sich eine rohe Holzbank hinzieht. Auf dieser haben die Obdachlosen Platz zu nehmen und die Nacht über in sitzender Stellung zu verharren; sie dürfen sich weder ausstrecken noch sonst bewegen, auch keinerlei Unterhaltung mit einander führen. Darüber wacht bei dem Lichte einer matten Gasflamme ein Beamter. Trotzdem war der Polizeigewahrsam bisher stark besucht, und nicht selten soll er eine sehr bunt zusammengesetzte Gesellschaft beherbergen, darunter z. B. ehemalige Kaufleute, Doctoren der Philosophie, frühere Officiere ꝛc. ꝛc.; denn Berlin hat stets verschiedene solcher gefallener Größen aufzuweisen.

Und selbst Polizeigewahrsam und Arbeitshaus, wo unter gewissen Umständen gleichfalls Obdachlose aufgenommen werden, konnten, so wenig Bequemlichkeit sie auch zu bieten vermögen, dem Bedürfniß nicht mehr genügen; was auch der Polizeipräsident, Herr von Wurmb, nicht verkannte, und als im vorigen Jahre eine Anzahl von Männern zusammentrat, um das gegenwärtige Asyl zu begründen, war es der Polizeipräsident, der ihnen zu ihrem Vorhaben seine volle Sympathie aussprach, ihnen bei ihrem Werke den Schutz und die Unterstützung der Polizeibeamten zusicherte.

„Viel Elend und viel Noth bedarf der Hülfe in unserer großen Stadt. Aber kaum giebt es ein schreienderes Uebel, als das, zu dessen Heilung wir unsere Mitbürger hierdurch auffordern. Wir meinen das Elend der Unglücklichen, die nicht wissen, wo sie Nachts ihr Haupt hinlegen — wir meinen die Obdachlosen, für welche bis jetzt nur Polizeigewahrsam und Arbeitshaus existiren — und unter den Obdachlosen meinen wir zunächst die Frauen und Mädchen. Mag, was darunter verbrecherisch und lasterhaft, dahin kommen, wohin Verbrechen und Laster gehören; mag aber die unverschuldete Noth davor bewahrt werden, mit der Gemeinschaft, in die man sie bringt, dem Verbrechen und Laster zu verfallen. — — —“

Mit diesen ebenso beredten wie tiefwahren Worten beginnt der Aufruf, welchen jene Männer erließen, unter denen sich die namhaftesten und angesehensten Persönlichkeiten befinden, wie Stadtverordneten-Vorsteher Kochhann, Commerzienrath Borsig, Prediger Lisco, Dr. Löwe-Calbe, Professor Virchow u. A. In diesen Sätzen ist zugleich das Programm des Comités enthalten, dessen Fürsorge sich zunächst dem weiblichen Geschlecht, als den ohne Frage Hülfsbedürftigsten unter den Obdachlosen zuwendet. Nicht nur daß die weibliche Natur das Elend der Obdachlosigkeit in weit geringerem Grade zu ertragen vermag: man will auch die weibliche Scham, die weibliche Ehre retten, die obdachlos, wie in den Anstalten des Polizeigewahrsams und des Arbeitshauses, der größten Gefahr, der schlimmsten Ansteckung preisgegeben ist.

Digitized

So manches brave Mädchen, so manche ehrliche Frau fällt in der ersten Nacht, wo sie obdachlos umherirren muß, dem Laster, dem Verbrechen anheim, verschließt sich in solcher Nacht für immer die Rückkehr in die bürgerliche Gesellschaft.

Am 12. December brachten zuerst die öffentlichen Blätter jenen Aufruf und bis zum Schlusse des alten Jahres waren dem Comité 1700 Thaler zugegangen, mit welchen es sein Werk beginnen konnte. Die erste Gabe kam von Ihrer Majestät der Königin. Noch an demselben Morgen, sobald die hohe Dame den Aufruf gelesen, sandte sie dem Schatzmeister des Vereins ihren Beitrag.

Das „Asyl für obdachlose Frauen und Mädchen" befindet sich, wie schon gesagt, Ecke der Neuen Wilhelms- und Dorotheenstraße, in dem oberen Stockwerk des früheren Artilleriewerkstattgebäudes. Während ich vor dem Eingange stehe und die Glocke ziehe, versammelt sich um mich ein Haufe von Neugierigen. Einige äußern ihre Ansicht, daß ich zum Vorstand gehören möchte; Andere belehren mich ganz laut, daß obdachlose Männer einstweilen noch nicht aufgenommen werden; Alle verweilen, bis der Hausvater endlich die Treppe herunterkommt und mich einläßt.

Herr Pape, so heißt der Hausvater, will meinem Wunsche, die Anstalt zu sehen, zuerst nicht nachkommen; es wäre jetzt die Zeit, wo die Obdachlosen aufgenommen, bloße Besucher dagegen nicht zugelassen würden. Als ich ihm jedoch bedeute, daß ich als Berichterstatter für den „Salon" komme und gerade absichtlich diese Stunde gewählt habe, führt er mich nach der Küche und stellt mich hier einem Vorstandsmitgliede, dem Kaufmann Herrn Sommerkorn vor. Auch dieser bemerkt mir, daß der Vorstand beschlossen habe, Besucher während der eigentlichen Aufnahmestunden zurückzuweisen, weil man die Obdachlosen nicht als Schaustücke behandeln dürfe, vielmehr ihr Gefühl so viel als möglich geschont werden solle; daß er jedoch mit mir, um meines Zweckes willen, eine Ausnahme machen wolle.

Bevor wir in die Säle gehen, geben mir Herr Sommerkorn und der Hausvater die nöthige Auskunft über die Einrichtung und über die Regeln der Anstalt.

Für die Aufnahme der Obdachlosen sind die Stunden von sechs bis zehn Uhr Abends bestimmt; doch erfolgt sie auch noch später in der Nacht; es sei denn, daß der Morgen schon zu nahe wäre. Personen, die Obdach begehren, werden mit Fragen nach Namen und sonstigen Verhältnissen durchaus verschont, freiwillige Mittheilungen dagegen nicht zurückgewiesen, insofern diese für die Anstalt von Werth und Nutzen sein können. Die Obdachlose wird zunächst in die Küche geführt, wo sie das Schuhwerk, überflüssige Kleidungsstücke und sonstige Gegenstände, die sie etwa mit sich führt, abzugeben hat, und dafür eine nummerirte Marke erhält, welche Nummer zugleich die ihr bestimmte Lagerstätte im Schlafsaal bezeichnet. In diesen begiebt sie sich auf Holzpantoffeln, die ihr von der Anstalt bis zum nächsten Morgen geliehen werden.

Digitized by Google

„Dieser Umtausch", äußerte Herr Sommerkorn, „geschieht allerdings aus Gründen der Reinlichkeit, hat aber noch einen andern Zweck, nämlich den, zu verhüten, daß während der Nacht nicht eine Person die andere etwa bestehle — was zwar nicht vorausgesetzt wird, aber doch immer möglich bleibt, sowie daß sich Niemand heimlich entferne, woran ihn jetzt die in Verwahrung gegebenen Sachen verhindern würden.

Die Küche ist zugleich eine Art von Büreau. Hier sitzt allabendlich während der Aufnahmestunden einer der Herren vom Vorstande und notirt die ankommenden Obdachlosen, sowie sonstige Vorfälle; ein Rapport, der, von ihm und dem Hausvater unterzeichnet, am nächsten Morgen dem Vorsitzenden des Vereins zugeht.

Nach diesen Mittheilungen betrat ich unter Führung der beiden Beamten den großen Schlafsaal. Er ist mit vierzig Bettstellen, einer Anzahl von rohen hölzernen Stühlen und Tischen ausgestattet. Drei eiserne Oefen unterhalten eine angenehme Wärme; der Saal ist mit guter Ventilation und auf beiden Seiten mit Tageslicht versehen; Abends wird er durch Gas erleuchtet. Die in Reihen, aber isolirt aufgestellten Lagerstätten bestehen aus eisernen, mit Spiralfedern bezogenen Bettstellen. Auf diesen elastischen Boden wird eine Doppeldecke von starkem Drillich als Unterlage gebreitet, und eine zweite dient zum Zudecken.

Etwa ein Dutzend Personen mochten anwesend sein, welche theils vereinzelt umhersaßen, theils sich zu Zweien oder Dreien zusammengethan hatten und mit einander plauderten. Es befanden sich darunter ältere Frauen, z. B. eine kürzlich nach Berlin gekommene Jüdin aus Polen, welche bereits zum dritten Male hier nächtigte; ferner einige junge Mädchen und endlich etliche Kinder im Alter von zehn bis vierzehn Jahren. Zwei von den letzteren waren mit ihrer gleichfalls anwesenden Mutter gekommen. Ein drittes dieser kleinen Mädchen hatte ihr Vater nach der Anstalt gebracht, nachdem er plötzlich seine Frau verloren und nun mit fünf unerwachsenen Kindern dastand. Indem ihm die vier Kleinsten seine Verwandten und andere gutherzige Leute abgenommen hatten, und er das älteste Mädchen einstweilen hierher gab, konnte er wieder seiner Beschäftigung nachgehen — er war ein armer Arbeiter und auf den Verdienst seiner beiden Hände angewiesen. Von einem andern etwa vierzehnjährigen Mädchen sagte mir Herr Sommerkorn hinterher, daß er sie sehr wohl kenne. Sie pflege ihren Eltern, die in seinem Stadtbezirk wohnten, von Zeit zu Zeit zu entlaufen und dann Tage und Nächte lang umher zu vagabundiren, was auch jetzt wieder der Fall sei. Er habe sie bei Seite genommen und gleich bei ihrem Namen angeredet, aber sie wolle sich frech verleugnen und verweigere jede Auskunft.

„Und darin ist sie, was sie vermuthlich auch weiß, nach den Regeln der Anstalt in ihrem Rechte", schloß Herr Sommerkorn. „Ich kann hier nichts weiter thun, aber ich werde morgen ihren Vater rufen lassen und mit ihm sprechen."

Von den Erwachsenen schienen mir Einige nach Anzug und Wesen

Digitized by Google

Dienstmädchen zu sein, und der Hausvater bestätigte meine Vermuthung, indem er mir sagte, die Eine habe plötzlich ihre Stelle verloren und die beiden Anderen seien hier noch völlig fremd, sie wären nach der Stadt gekommen, um sich einen Dienst zu suchen.

„Wie aber mögen diese Leute sich hierher gefunden haben?“ fragte ich.

„Zum größten Theil mit Hülfe der Polizei“, antwortete man mir. „Der Polizeipräsident hat sämmtliche Revierlieutenants und diese wieder ihre Unterbeamten, namentlich auch die auf den Eisenbahnhöfen stationirten Schutzleute angewiesen, Personen, die ihnen wegen eines Obdachs in Verlegenheit zu sein scheinen, von der Existenz unseres Asyls zu unterrichten. Auch die Presse thut Manches, und im Uebrigen spricht sich Dergleichen in Berlin bald herum. — An Gästen wird es uns nicht fehlen. Am Tage der Eröffnung, dem 3. Januar, meldete sich nur eine einzige Person, ein blutjunges eltern- und heimatloses Dienstmädchen von außerhalb; aber schon am nächsten Abend hatten sich drei Schlafgäste eingefunden, und seitdem ist die Zahl in langsamem aber stetigem Steigen begriffen.“

Die Schlafgäste hatten sich nach Alter und Kleidung in Gruppen abgesondert. Ihre Kleider waren theilweise sehr dürftig, aber doch nicht unanständig beschaffen; eigentliche Lumpen und grobe Unreinlichkeit sah ich an keinem. Was mir besonders gefiel, war die sittsame Haltung, welche Alle während unserer Anwesenheit beobachteten. Niemand starrte uns frech an, die Meisten thaten, als bemerkten sie uns gar nicht und suchten unsere Blicke zu vermeiden; Niemand schien mir bereits das Schamgefühl ob seiner Lage verloren zu haben, und im Großen und Ganzen Alle diejenige Classe von Unglücklichen zu repräsentiren, die man bei der Gründung dieser Herberge im Auge gehabt hat.

Der Prostitution ergebene Frauenzimmer waren nach der Versicherung des Hausvaters bisher wol noch nicht dagewesen, und wie Herr Sommerkorn meinte, würden sie wahrscheinlich das Asyl überhaupt meiden, weil gerade solche Mädchen höchst selten in den Fall der Obdachlosigkeit kommen. Zurückgewiesen könnten sie indeß auch nicht werden, indem das Asyl eben Jedermann offen stehe, und es gewiß im Sinne der allgemeinen Menschenliebe sei, auch selbst dem Laster und dem Verbrechen eine Ruhestätte für eine Nacht zu gewähren. Nur Personen, welche sich ungebührlich betragen oder sonst in die Hausordnung nicht fügen wollen, sind und bleiben ausgeschlossen; und die nächste Schutzmannwache ist angewiesen, der Requisition des Hausvaters zu jeder Stunde nachzukommen, um ihm bei Ausübung seines Amtes die polizeiliche Hülfe zu leisten.

Die provisorisch entworfene Hausordnung hängt im Saal aus und giebt in kurzen Sätzen die Rechte und Pflichten der Schlafgäste an. Sobald die hier gleichfalls angebrachte Schwarzwälder Uhr die neunte Stunde verkündet, haben sie sich zur Ruhe zu legen. Bis dahin dürfen sie eine angemessene Unterhaltung führen und eine beliebige Handarbeit treiben. Wollen sie ihre Kleider ausbessern, so übergiebt ihnen zu diesem

Digitized by Google

Zwecke die Frau des Hausvaters Zwirn und Nadel. Sie müssen sich in ihren Kleidern zu Bett legen. — —

„Eine sonderbare Vorschrift!“ bemerkte ich.

„Aber eine nothwendige“, versicherte man mich. „Das Entkleiden ist zunächst aus Rücksichten der Scham und des Anstandes verboten: Manche würden darin keine Grenze kennen. Nummer Zwei müßte das Aus- und Ankleiden uns die Pflege der Reinlichkeit höchst erschweren. Drittens aber könnte das Wiederankleiden Einem oder dem Andern schwer, wo nicht gar unmöglich sein, insofern seine ganze Hülle beim Entkleiden in Lumpen auseinander fallen möchte, und wir dann ihn zu allem Anderen auch noch zu equipiren hätten. — Diese Vorschrift hat daher ihre guten Gründe.“

Während der ganzen Nacht brennt im Schlafsaal eine kleine Gasflamme. Auch im Uebrigen ist er mit allem Nöthigen versehen, irdenen Krügen mit Trinkwasser, Bechern von Eisenblech ꝛc.

An den großen Schlafsaal, der, wie gesagt, vierzig Lagerstätten enthält, stößt ein kleinerer mit sechzehn Bettstellen, die theilweise für Kinder eingerichtet sind, welche hier in Gesellschaft ihrer Mütter schlafen. Ein dritter Raum ist ausschließlich zur Aufnahme von kranken Personen bestimmt, für welche vier Bettstellen mit weicher Matratze bereit stehen.

In krankem Zustande ankommende oder in der Anstalt erkrankende Personen werden natürlich sobald als angänglich wieder fortgeschafft, in die Charité oder in die Lazarethe gebracht; aber sie werden doch zunächst, wenn auch nur für eine Nacht, aufgenommen. Selbst betrunkene Frauenzimmer finden, wenn sie sich nicht zu widerspenstig betragen, im Hause Aufnahme und werden in der Krankenstube placirt.

Schlag Sechs erfolgt das Zeichen zum Aufstehen. Abtheilungsweise begeben sich die Schlafgäste in das vierte Gemach des Asyls, das Toilettenzimmer, wo sie Alles finden, was sie zu ihrer Säuberung brauchen; emaillirte Waschbecken, Seife, Handtücher, Kämme, Bürsten und Spiegel. Das Waschwasser wird direct aus der an der Anstalt vorbeifließenden Spree heraufgepumpt, das unreine Wasser mittelst eines gemauerten Aufgusses entfernt.

Aber die Anstalt begnügt sich nicht, ihren Gästen Nachtquartier zu gewähren, sie giebt ihnen auch ein warmes Frühstück. Nach vollbrachter Reinigung erhät jede Person eine Portion Kaffee und ein Stück Brod.

Spätestens um acht Uhr Morgens muß das Asyl geräumt werden, nachdem jede Person ihre Marke und die ihr geliehenen Pantoffeln zurückgegeben, und dafür ihre Sachen erhalten hat. Fünfmal hintereinander, oder fünfmal im Laufe desselben Monats darf sie hier Nachtherberge suchen, aber nicht öfter. Der Hausvater ist deshalb genöthigt, sich die Physiognomie jedes Schläflings wol einzuprägen, damit er ihn wiedererkenne.

Der Hausvater hat bereits mancherlei Erfahrungen gemacht, unangenehme und erfreuliche; doch überwiegen die letzteren bei Weitem.

Digitized by Google

Um von jenen zunächst zu reden, so verschwanden in den ersten Tagen Kämme, Seifenstücke ꝛc.

„Aber", erzählte mir der brave Mann, „die Schlafgäste sahen alle so ehrlich und anständig aus, daß ich nicht das Herz hatte, Einen zu visitiren. Doch nahm ich mir eine Lehre daraus; seitdem übergebe ich Abends jeder Person die einzelnen Toilettegegenstände mit dem Bedeuten, daß sie mir Morgens Alles zurückzustellen hat; und fortan ist ein Diebstahl nicht mehr vorgekommen."

Wie gründlich der Hausvater seine Aufgabe erfaßt, geht wohl daraus hervor, daß er seine Fürsorge den Schlafgästen auch dann noch widmet, wenn sie schon das Asyl verlassen haben. Mit sichtlicher Genugthuung berichtete er mir, es sei ihm bereits gelungen, zahlreichen Dienstmädchen, die hier genächtigt, eine Stelle zu verschaffen — viele Andere hatten sich unmittelbar hernach selber vermiethet. Ja, kürzlich sei eine Dame in der Anstalt erschienen, mit der Absicht, eine Waise, die sich hier eingefunden, zu sich zu nehmen, und sie zu erziehen. Das Kind war indeß schon anderweitig untergebracht und die Dame ersuchte den Hausvater, es sie wissen zu lassen, wenn ein ähnlicher Fall einträte.

Ueberhaupt scheint der Verein in der Person des Hausvaters eine glückliche Wahl getroffen zu haben. Dieser Mann steht im kräftigen, rüstigen Lebensalter, sein Wesen ist ruhig und gemessen und doch Vertrauen einflößend. Er hat eine harte Schule durchmachen müssen. Von Hause aus bei der Anhaltischen Eisenbahn beschäftigt, wurde er 1848 wegen politischer Vergehen zu fünfjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, und nachdem er diese verbüßt, fand er nirgends mehr ein Unterkommen, mußte er ringen und kämpfen, um sich und den Seinigen das liebe Leben zu erhalten. Also kennt er Noth und Elend aus eigener Erfahrung, Laster und Verbrechen aus eigenem Umgange — und ist daher zu seinem gegenwärtigen Amte wie geschaffen.

Während er mir seine Geschichte und seine neuesten Erfahrungen erzählte, wurde er durch heftiges und anhaltendes Glockengeläute darin unterbrochen.

„Wahrscheinlich wieder ein nichtsnutziger Bengel, der Einen zum Narren hat!" rief er ärgerlich.

Um diesen Ausruf zu verstehen, muß man wissen, daß der arme Mann oft ohne Ursache herausgeklingelt wird, am Tage wie in der Nacht. Oft weckt ihn aus dem süßesten Schlafe die Hausglocke. Er wirft sich in die Kleider, eilt die Treppe hinunter, öffnet die Thür und findet — Niemand. Kaum hat er sich wieder zu Bette gelegt, da ertönt die Klingel von Neuem; wieder stürzt er hinab und wieder vergebens: er vernimmt nur, wie Jemand eilig davonläuft, oder ihn zum Dank für seine Mühe noch auslacht. Dergleichen Vexationen sollen sich in den ersten Nächten sechsmal und öfter wiederholt haben; sie gehen von Gassenbuben und erwachsenen Taugenichtsen aus, die sich mit dem Hausvater ein Späßchen machen wollen. — Echt Berlinisch! Aber es steht zu hoffen,

Digitized by Google

daß die Berliner sich allmälig auch an diese Anstalt und ihre Glocke gewöhnen werden.

Diesmal war es jedoch kein „nichtsnutziger Bengel", sondern ein Herr in Civil, der, einen mächtigen Rohrstock in der Hand, in das Bureau trat, eine große Medaille vorwies und sich Kraft deren als „Beamten der Sittenpolizei" beglaubigte. Er erklärte, daß er einem Wilde auf der Fährte sei, und einmal nachsehen wolle, ob es sich in der Anstalt verkrochen habe.

Herr Sommerkorn, der ein artiger, aber auch recht gewandter Mann ist, bat um Verzeihung, wenn er sich erlaube, das Ansuchen des Fremden höflichst abzulehnen.

„Der Herr Polizeipräsident", so führte er aus, „hat uns ausdrücklich zugesichert, daß die Polizei sich in die Anstalt nicht mischen wolle. Und das ist dringend nöthig. Wenn hier polizeiliche Recherchen vorgenommen werden dürften, würde das Asyl bald in den Ruf einer „Mausefalle" kommen, und als solche gemieden werden. Nein, das Asyl müsse gewissermaßen eine Freistätte sein; es sei denn, daß es sich um ein schweres Verbrechen handle, um ein eben begangenes Verbrechen, und der Verbrecher, nur um sich der Verfolgung zu entziehen, hierher geflohen wäre. In allen anderen Fällen müsse die Polizei sich gedulden, bis die Schläflinge am nächsten Morgen das Asyl verlassen."

Der Beamte von der Sittenpolizei hörte diese Eröffnungen mit sichtlichem Erstaunen und schien nur mit Widerstreben daran glauben zu wollen.

Herr Sommerkorn, der das wol bemerkte, fuhr fort: „Wenn Sie dennoch, geehrter Herr, auf der Revision bestehen, müßte ich natürlich nachgeben, vorausgesetzt, daß Sie mir eine formelle Vollmacht zu dem gewünschten Zwecke vorweisen."

„Die habe ich nicht", erklärte der Beamte.

„In diesem Fall", sprach Herr Sommerkorn, „bin ich genöthigt, gegen eine Revision entschiedenen Protest einzulegen. Allerdings können Sie trotzdem dazu schreiten, aber ich muß Sie aufmerksam machen, daß Sie es dann auf Ihre Verantwortung thun."

„Dann will ich's lieber bleiben lassen", entgegnete der Andere. „Mit unserm Herrn Präsidenten ist nicht zu spaßen."

„Wirklich nicht?" fragte Herr Sommerkorn theilnehmend.

„Bei Leibe nicht!" erwiederte der Beamte. „Wenn's der Herr Präsident versprochen, ist's auch sein Wille, daß es gehalten werden soll."

Herr Sommerkorn nannte seinen Namen, der von dem Beamten in seinen Bericht aufgenommen ward; der Beamte empfahl sich und bald darauf ging auch ich mit der Ueberzeugung, daß dieses Asyl für die wenigen Stunden, während welcher es den Müden Ruhe, den Obdachlosen Schutz gewährt, wirklich ein Asyl ist, und mit dem Wunsche, daß die öffentliche Theilnahme sich demselben in immer reicherem Maße zuwenden möge!

Digitized by Google

Englische Parlamentswahlen.

Von Friedrich Althaus

Allgemeine parlamentarische Neuwahlen gehören ohne Frage zu den interessantesten Erscheinungen des englischen Volkslebens. Sie gewähren das Schauspiel einer zeitweiligen Auflösung des politischen Organismus in seine Elemente und der Kampf der entfesselten Kräfte nach neuer Gestaltung bietet eine Fülle merkwürdiger Enthüllungen über Charakter und Einfluß, Sitte und Sinnesweise der verschiedenen politischen Parteien und Gesellschaftsclassen, welche direct oder indirect an dem Wahlkampf betheiligt sind. Die große Versammlung der Volksvertreter, die so stattlich in Westminster tagt, ist nach allen Seiten zersprengt. Conservative und Liberale, Liberal-Conservative und Liberal-Radicale, sämmtliche Parteien appelliren an das Volk der Wähler. Die Zeitungen sind voll von Wahlbriefen und Wahlreden. In den Städten und auf dem Lande wird agitirt — kurz, man erlebt eine Art friedlichen Bürgerkriegs, dessen Ausgang wenigstens die Haltung des neuen Parlaments während der nächsten Jahre bestimmt.

Der constitutionellen Regel nach geschehen allgemeine parlamentarische Neuwahlen in England alle sieben Jahre. Seit den Zeiten der Reformbill von 1832 und der seitdem eingetretenen lebhaftern Gährung aller Elemente des Volkslebens ist es jedoch eine Ausnahme gewesen, wenn ein Parlament diese volle Periode seines Daseins durchlebte. Die bei Weitem größere Zahl der seitdem berufenen Parlamente starb vielmehr eines plötzlichen, um nicht zu sagen gewaltsamen Todes; und die durchschnittliche Dauer ihrer Lebenszeit während der jüngsten Generation belief sich auf nicht mehr als drei bis vier Jahre. Neuwahlen finden, alter Sitte gemäß, außer der Reihe statt bei jedem Thronwechsel; sie werden, nicht regelmäßig, aber häufig, angeordnet, wenn die Führung der Geschäfte von einer der großen Parteien übergeht an die andere; man benutzt sie endlich, um ganz speciell von dem Urtheil des Parlaments an das des Volkes zu appelliren, wenn die bestehende Regierung in irgend einer wichtigen Frage, in der sie die öffentliche Meinung zu vertreten glaubt, eine parlamentarische Niederlage erleidet. Wie anregend dieses häufigere Vorkommen der Wahlen auf den Gang der Geschäfte und das öffentliche Leben im Allgemeinen wirkt, bedarf keiner Erklärung. Dagegen erblickt, aus gleich zu erklärenden Gründen, die große Menge der actuellen Parlamentsmitglieder in jeder Auflösung, jeder Neuwahl ein höchst unwillkommenes Ereigniß. Denn wie die Dinge liegen, ist in dem heutigen England eine Parlamentswahl leider ebenso sehr eine Geld-

Digitized by Google

frage, als eine Frage der politischen Ueberzeugung oder des politischen Einflusses. Der Umstand, daß die Mitglieder keine Diäten beziehen wie in Deutschland, obschon an sich keineswegs unwichtig, kommt hierbei wenig in Betracht. Von geradezu entscheidender Bedeutung aber sind die Kosten der Wahlen selbst. Man hat berechnet, daß die Gesammtkosten allgemeiner parlamentarischer Neuwahlen gegenwärtig die enorme Summe von drei Millionen Pfund Sterling betragen; von 658 Mitgliedern zahlt mithin jedes einzelne Mitglied für die Ehre, im Parlament zu sitzen, durchschnittlich eine Summe von 4000 Pfd. St. und jede Neuwahl bedingt die Wiederholung einer solchen Ausgabe.*) Rechnet man hinzu die Mühen des Wahlkampfes und in manchen Fällen die Ungewißheit der Wiedererwählung, so ist der Schrecken, womit viele Mitglieder einer Auflösung entgegensehen, unschwer begreiflich.

In der That hat während der letzten Jahrzehnte mehr als ein Ministerium diese wolbekannte Thatsache mit Erfolg zu Parteizwecken ausgebeutet. Mit großem Geschick bediente sich vor Allem Lord Palmerston der Drohung von Neuwahlen, wenn die Opposition sich widerspenstig zeigte; unter Disraeli's Händen wurde diese Waffe geradezu ein Damoklesschwert, das der kluge Führer der Tories mit mephistophelischem Behagen über den Häuptern sowol von Gegnern, als von schwankend gesinnten Parteigenossen aufhängte und je nach den Umständen in Bewegung setzte. Der Einfluß dieser Rücksichten auf die Dauer der Parlamente ist zu notorisch und zugleich für englische Zustände zu charakteristisch, als daß wir den Hinweis darauf unterlassen dürften. Nur darf man nicht so weit gehen, jenen Rücksichten in wichtigen Fragen eine entscheidende Bedeutuug beizulegen. Wenn es sich um die Entscheidung großer Probleme durch Neuwahlen handelt, so fällt jedes andere Bedenken fort. Der Engländer zeigt dann, daß er am Ende doch in höherem Maße ein „politisches Thier" ist als ein „Geldthier"; er beißt resolut in den sauren Apfel der Wahlkosten und er stürzt sich nicht ohne Behagen in den Strudel des Wahlkampfes, obwol es auch diesem, ganz abgesehen von dem Kostenpunkte, keineswegs an persönlichen Opfern und Widerwärtigkeiten aller Art fehlt. Parlamentsmitglied zu sein, gilt in England in demselben Verhältniß für eine größere Ehre und verschafft einen weiter reichenden Einfluß als anderswo, je beträchtlichere Schwierigkeiten der Erlangung dieser Ehre und dieses Einflusses entgegenstehen. In Familien mit einer politischen Tradition versteht es sich von selbst, daß wenigstens ein Mitglied diese Tradition im Unterhause repräsentirt. Die Zeit liegt noch nicht fern, als eine verhältnißmäßig kleine Anzahl alter Familien durch territorialen Einfluß und langverjährte, damit verbundene Mißbräuche über die Majorität der Parlamentssitze verfügte. Es gab Herzöge, die zwanzig, Marquis, die zehn, Grafen, die sechs bis

*) In einigen Fällen sind die Kosten geringer, in anderen größer. Es giebt Parlamentsmitglieder, die 10—12.000 Pfd. St. für ihre Wahlen bezahlt haben; andere kamen mit einer Geldbuße von 1000—1500 Pfd. in's Parlament. Die oben erwähnten 4000 Pfd. sind nur als Durchschnittssumme angeführt.

Digitized by Google

acht Sitze „in der Tasche" hatten (daher der Name Pocket Boroughs) und so lange diese Sitze nach Gutdünken an politische Anhänger vertheilt wurden, war das Unterhaus in Wahrheit wenig mehr als ein Abbild des Hauses der Lords. Die Reformbill von 1832 griff mit rauher Hand in diese paradiesischen Zustände ein. Sie zerstörte oder modificirte die Wahlrechte von 150 „Taschenflecken" und „verrotteten Flecken" und schmälerte, durch Vertheilung derselben an die Städte, in eben diesem Umfang den übermäßigen Einfluß der Aristokratie. Die Reformbill von 1867 that dasselbe mit den Wahlbefugnissen von 38 noch verschont gebliebenen altmodischen Flecken. Theils in Folge dieser Neuvertheilung der Sitze, theils durch die gleichzeitige Ausdehnung des Wahlrechts über die niederen Mittelclassen und die arbeitenden Classen, hat gegenwärtig die Macht der Aristokratie einen bedeutenden Abbruch erlitten und sind die Wahlkämpfe gegnerischer Candidaten viel häufiger geworden als sie es in früheren Zeiten waren. Dennoch üben aristokratische Familienverbindungen noch immer einen bedeutenden Einfluß aus und auch bei den eben vollzogenen Wahlen ist gewiß kein Mittel versäumt worden, den jüngeren und älteren Söhnen, Vettern und Neffen von Herzögen, Marquis, Grafen und Lords in's Unterhaus zu verhelfen. Aber der Zudrang unabhängiger Candidaten ist unzweifelhaft größer geworden. Grundbesitzer mit localem Einfluß, erfolgreiche Advocaten, Banquiers, Kaufleute, Fabrikanten, Speculanten, Schiffsbauer und Eisenbahnunternehmer, Leute mit und ohne besondere politische Antecedentien, bewarben sich in einer größeren Menge am Parlamentssitze, als um das Ziel, welches alle ihre vorangegangenen Bemühungen krönt. Natürlich mußten auch sie sich einer der großen Parteien anschließen, Erklärungen geben und Versprechungen machen in Bezug auf ihr Verhältniß zu den Fragen des Tages. Freihandel oder Protection, Wahlreform oder keine Wahlreform, Aufhebung oder Erhaltung der irischen Staatskirche, Unterstützung Disraeli's oder Unterstützung Gladstone's — jede Parlamentswahl hat ihren Parteiruf und mit wenigen Ausnahmen schwört jeder Candidat zu der einen oder der andern Fahne. Die Machtstellung der Parteien regelt sich so nach der Zahl der Voten, welche eine jede gewinnt, und die Meinungen der liberalen wie der conservativen Wähler des Landes finden wenigstens bei den Abstimmungen über wichtige Fragen im Parlament einen ziemlich treuen Ausdruck. Trotz alledem war bis jetzt die Zahl Derjenigen, die um des eigentlich politischen Geschäftes, des Geschäftes der Gesetzgebung, der Förderung des Nationallebens willen nach einem Parlamentssitze strebten und im Parlament wirkten, verhältnißmäßig gering. Eine große Menge ehrenwerther Mitglieder betrachtet anerkanntermaßen das Parlament einfach als den angenehmsten Club des Staates und geht in die Sitzungen wie auf die Jagd oder zu den Wettrennen, um sich zu amüsiren. Bei nicht Wenigen ist das Hauptmotiv der Candidatur eine Einführung in die höheren Gesellschaftskreise, welche großer Geldbesitz, rasch erworbener Reichthum allein nicht öffnet. Manche endlich haben die Beförderung ganz persönlicher oder localer

Digitized by Google

Interessen im Auge und sind ausschließlich in Bezug auf diese thätig. Ohne Ausnahme ist nur eine Qualification erforderlich: die Verfügung über bedeutende Geldmittel.

Nur ausnahmsweise hat man bis jetzt seitens des einen oder des andern Wahldistricts, seitens eines oder des andern Parlamentscandidaten wirksame Proteste gegen die Uebermacht des Geldeinflusses auf die Wahlen erlebt. Allein Stuart Mill, welcher das erste Beispiel dieser Art gegeben und einmal in der That ohne Geld und „Canvaß" in Westminster durchdrang, ist diesmal (November, 1868) geschlagen worden: der radicale Philosoph hat das Feld räumen müssen vor dem torystisch gesinnten, reichen Zeitungshändler Smith, der nach alter Weise agitirte und das Geld mit vollen Händen verschleuderte. Andererseits muß auch bemerkt werden, daß von einer directen Beeinflussung der Wahlen seitens der Regierung, durch Aufstellung von Regierungscandidaten, Circulare an Beamte und drgl. keine Rede ist. Eine solche Einmischung würde in England nicht geduldet werden. Es ist genug, daß die Regierung im Amte ist und über den von dieser Machtstellung unzertrennlichen Einfluß gebietet. Im Uebrigen bestimmen wesentlich die persönlichen Anstrengungen der Parteien, die Haltung der Presse und der Stand der öffentlichen Meinung, in Bezug auf einzelne Probleme, oder auf die politische Lage überhaupt, das Gesammtresultat der Wahlen. Die Conservativen stützen sich vor Allem auf die ländlichen Wahldistricte der ackerbauenden und viehzüchtenden Grafschaften des südlichen und mittleren Englands; die Liberalen haben die Hauptbollwerke ihrer Macht in den großen Städten und in den Fabrikdistricten des Nordens. Von den noch bestehenden Taschenflecken kann man sagen, daß sie zwischen liberale und conservative Patrone vertheilt sind. Streitige Kampfgebiete endlich finden sich besonders in denjenigen Districten, wo städtische und ländliche Interessen einander berühren. Je nach der Verschiedenheit dieser äußeren Verhältnisse weichen auch die Wahlvorgänge von einander ab. Es giebt Districte, wo die Macht einer Partei so fest gegründet ist, daß die Gegenpartei von vornherein daran verzweifelt, den begünstigten Candidaten aus dem Felde zu schlagen; es giebt andere, wo der Einfluß der Parteien schwankt, mithin conservative Candidaten den Liberalen, Liberale den Conservativen zum Wahlkampf entgegentreten. Auch in Bezug auf numerische Verhältnisse herrschen, trotz der beiden Reformgesetzgebungen von 1832 und 1867, noch immer die größten Ungleichheiten. Es giebt Districte mit 700 und Districte mit 2000 Wählern, die je einen, Districte mit 4000 und Districte mit 60,000 Wählern, die je zwei Vertreter in's Parlament schicken. Je größer die Zahl der Wähler, um so schwieriger die Corruption; je weniger Wähler, um so weiter steht der Bestechung Thür und Thor offen. Das Bestreben der ernsten Reformers war daher schon seit langer Zeit darauf gerichtet, die Wahldistricte so viel als möglich zu erweitern, aber bis jetzt nur mit theilweisem Erfolg. Die heftigsten Kämpfe, die charakteristischsten Erscheinungen der Parlamentswahlen finden der Natur der Sache nach da

Digitized by Google

ſtatt, wo es ſich in verhältnißmäßig kleinen Diſtricten um eine ſtreitige Wahl handelt, und an die oft beobachteten Hergänge einer ſolchen ſtreitigen Wahl (contested election) wollen wir unſere Darſtellung einer Parlamentswahl anknüpfen.

Denken wir uns denn, daß eine Parlamentsauflöſung bevorſteht, daß die Nachricht den Wählern des Marktfleckens Biſhop's Burton in einer der mittleren Grafſchaften bekannt geworden iſt, daß Biſhop's Burton einen conſervativen Vertreter im Parlament hat, daß die liberalen Wähler des Ortes ſchon lange auf eine Gelegenheit gewartet haben, ihre Kräfte auf's Neue mit ihren Gegnern zu meſſen, und daß ein liberaler Candidat, ein Grundbeſitzer oder Fabrikherr der Umgegend beabſichtigt, ſein Glück in Biſhop's Burton zu verſuchen. Der nächſte Schritt iſt dann eine vorläufige Recognoſcirung des Terrains, eine Muſterung der Mittel, eine Abſchätzung der Wahlkräfte, die nach rechts und links zur Theilnahme an dem Wahlkampf verfügbar ſind. Zu dieſer Vorabeit iſt ein Agent nöthig, d. h. ein Mitglied jener in England ſo zahlreichen Claſſe des Advocatenſtandes, welche die Betreibung von Parlamentswahlen zu ihrem ſpeciellen Geſchäft macht. Ein ſolcher Agent muß ſelbſtverſtändlich ein erfahrener, ſchlauer, gewandter, energiſcher Mann ſein, und er läßt ſich, wie nicht verſichert zu werden braucht, ſeine Eigenſchaften gut bezahlen. Ihn zu gewinnen iſt die Sache des Candidaten, der ſich deshalb dahin wendet, wo die Parlamentsagentur ihren Hauptſitz hat, nach London. Der Agent kommt nach Biſhop's Burton, nimmt ſein Quartier in dem beſten Hotel des Ortes, ſetzt ſich mit den Führern der liberalen Partei in Verbindung, ſtudirt das Terrain nach allen Seiten und erſtattet ſchließlich über die Ergebniſſe ſeiner Unterſuchung Bericht an den wartenden Candidaten. Fällt der Bericht günſtig aus, ſo treten die Vorbereitungen zur Wahl in ihr zweites Stadium. Der Agent wird definitiv engagirt und die liberalen Wähler von Biſhop's Burton bilden ein Comité, welches ihren verehrten Mitbürger in einer Adreſſe auffordert, Biſhop's Burton in dem neuen Parlament zu vertreten. Der verehrte Mitbürger bedankt ſich für das ihm geſchenkte Vertrauen und giebt eine zuſagende Antwort. Dieſe Antwort wird gewöhnlich zugleich mit der Adreſſe der Wähler in den Zeitungen veröffentlicht. Sie iſt das politiſche Glaubensbekenntniß des Candidaten, ſein Manifeſt, welches der Gegenpartei den Handſchuh hinwirft, und der Wahlkampf beginnt nun im Ernſt. Auch der conſervative Candidat ſchickt ſeinen Agenten und erläßt ſein Manifeſt, die conſervativen Wähler bilden ihr Comité, ganz Biſhop's Burton geräth in Aufregung, theilt ſich in zwei feindliche Lager. Die Londoner Preſſe nimmt Notiz von dem Ereigniß. Die Herausgeber der beiden localen Zeitungen, der conſervativen Biſhop's Burton's Gazette und des liberalen Biſhop's Burton Indepedent werden von Candidaten und Agenten mit Höflichkeitsbezeugungen überhäuft und ſtürzen ſich mit heiligem Eifer in einen Kampf, von deſſen Entſcheidung, nach ihren Artikeln zu ſchließen, das zukünftige Wohl der Welt abhängt. Jede Partei eilt zugleich, in dem Saal eines

der Gasthöfe des Ortes ihr Hauptquartier aufzuschlagen und so viel Bierhäuser als möglich in ihr Interesse zu ziehen. Die Wände dieser Häuser, die Straßenecken, Gartenmauern, Pfähle und Bäume der Umgegend werden von oben bis unten mit großen Anschlagezetteln bedeckt. Hier wird Sir John Fitzboodle, der conservative Candidat, dort Mr. Millbank, der liberale Candidat, den Wählern von Bishop's Burton als ein würdiger Vertreter empfohlen und damit keinerlei Verwechselung möglich, treten beide Parteien sofort auch mit verschiedenen Farben auf: die Conservativen annonciren in rother, die Liberalen in blauer Farbe; Roth oder Blau, conservativ oder liberal, Fitzboodle oder Millbank — ganz Bishop's Burton ist voll von Debatten und Speculationen über die Entscheidung dieser großen Frage. Die Agenten, die Comités, die Candidaten sind nach Kräften thätig. Im Laufe des Tages gehen sie von Haus zu Haus, um die Wähler zu bearbeiten; Abends werden Comité-Sitzungen gehalten, wo man sich die Resultate des Tages mittheilt, die Aussichten der Wahl discutirt und das Nöthige über die Fortführung des Feldzugsplanes verabredet. Auch die Wähler der beiden Parteien kommen in den verschiedenen Bierhäusern zusammen und thun sich mit Speisen, Getränken und Tabak gütlich — Alles natürlich auf Kosten der Candidaten. In der That hat man nicht mit Unrecht bemerkt, daß es besonders zwei Classen sind, welche aus den Parlamentswahlen materielle Vortheile ziehen: die Drucker und die Bierwirthe. Ein anderes Geschäft, das mitunter noch größere Summen aus der Tasche des Candidaten lockt, wird von besonders dazu angestellten Unteragenten im Geheimen betrieben: das Geschäft der Bestechung. In den kleineren Districten giebt es wol wenige Wahlkämpfe, die ganz von diesem Schandfleck frei sind. Der Candidat weiß angeblich nichts davon; aber er stellt seinem Agenten die nöthigen Summen zur Verfügung und der Agent verfährt damit nach Gutdünken. Fünf, zehn, zwanzig, ja fünfzig Pfund sind in corrupten Districten öfter für einzelne Stimmen bezahlt worden. In einer Anzahl von Orten war die Corruption so notorisch und unheilbar, daß während der Sitzung von 1867 fünf derselben aus diesem Grunde das Wahlrecht vollständig entzogen wurde. Im Einzelnen auf dieses dunkle, widerwärtige Getriebe einzugehen, würde hier zu weit führen. Wir wollen annehmen, daß die Wähler von Bishop's Burton von Corruption frei sind, daß weder Sir John Fitzboodle, noch Mr. Millbank Bestechungskosten zahlen. Ihre Ausgaben, ihre Arbeiten sind auch ohnedies noch immer beträchtlich genug. Als Vorbereitung zu allgemeinen Neuwahlen findet z. B. eine Revision der Wahllisten durch die officiell angestellten Revising Banisters statt und es ist von der größten Wichtigkeit, daß die Candidaten auch bei dieser Gelegenheit advocatisch vertreten sind. Jede Partei schickt ihre Advocaten, jede betreibt, so viel sie kann, die Ergänzung der Wahllisten durch Wähler, welche in ihrem Sinne stimmen, jede bekämpft nach Kräften die Zulassung von Wählern der Gegenpartei. Bei den gegenwärtigen Wahlen, die nach dem erweiterten Wahlgesetz von 1867 vor sich gehen,

ist dieses Vorspiel des Wahlkampfes von ganz besonderer Bedeutung; ja, gäbe es nicht überall eine schwankend gesinnte Partei, die keine bestimmten Versprechungen leisten will, so würde das Resultat der Wahl schon in gewissem Sinne durch die Ergebnisse dieser Revision festgestellt werden. Um so mehr Grund für die Rothen und die Blauen, die Fitzboodleaner und Millbankiten, auf der Hut zu sein. Des eigenthümlichen Interesses, welches die Wahlen dieses Jahres durch die Bemühungen der radicalen Partei erlangt haben, auch den Frauen das parlamentarische Wahlrecht zu vindiciren, sei nur im Vorbeigehen gedacht. Wie zu erwarten, sind diese Bemühungen nur von sehr mäßigem Erfolg gekrönt worden und werden in Bezug auf Bishop's Burton wol kaum in Betracht kommen. Nehmen wir denn an, daß der Canvaß von beiden Parteien mehrere Wochen hindurch nach allen Richtungen mit gleichem Eifer betrieben worden, daß die Drucker und die Bierwirthe von Bishop's Burton gute Tage haben, daß „Independent" und „Gazette" sich mit immer wachsender Energie provinzieller Beredtsamkeit bekämpfen, daß liberale und conservative Agenten und Comités in Bezug auf den endlichen Erfolg gleich sanguinisch sind, daß die Comitésitzungen sich verdoppeln, daß die Candidaten zwei oder drei Mal wöchentlich vor öffentlichen Meetings auftreten, daß sie die dabei üblichen Examinationen, die Kreuz- und Querfragen, die Ausbrüche mehr oder weniger derben Humors seitens der Wähler glücklich überstanden, daß eine Anzahl Meetings ihren Entschluß kund gethan, keinen Andern wählen zu wollen als Sir John Fitzboodle, eine andere sich ebenso entschieden zu Gunsten Mr. Millbank's erklärt hat, daß endlich der Writ, d. h. die Wahlausschreibung, aus dem Ministerium des Innern in Bishop's Burton eingetroffen und der Wahltag von dem Mayor des Ortes angekündigt ist. Die allgemeine Aufregung wächst nun von Tag zu Tag. Die Arbeiten, die Vorsichtsmaßregeln der Agenten verbreiten sich über ein weiteres und weiteres Gebiet. In jedem Wahldistrict giebt es Wähler, die von dem Abstimmungslocal entfernt wohnen; zur Herbeischaffung derselben an den Wahltagen werden daher von beiden Parteien alle Fuhrwerke gemiethet, die sich in der Umgegend auftreiben lassen. Jeder Wahldistrict hat seine rohen, unruhigen Gesellen, die man nicht außer Acht lassen darf. Man eilt daher, diese für so und so viel Schilling per Kopf rottenweise unter Anführer zu organisiren. Ein conservativer Pöbel versammelt sich um das Hauptquartier Sir John Fitzboodle's, ein liberaler Pöbel um das Hauptquartier Mr. Millbank's; jener schreit sich heiser, so oft Fitzboodle, dieser, so oft Millbank Bishop's Burton mit seiner Gegenwart beehrt; jener übt sein Talent zur Katzenmusik, wenn Millbank vor einem Meeting redet, dieser vergilt Fitzboodle Gleiches mit Gleichem. Zur Vermehrung des Lärms und der Festlichkeit darf es auch an Musikbanden nicht fehlen, und aus leicht zu begreifenden Gründen wird vor Allem auf starke Vertretung von großen Trommeln und Posaunen Gewicht gelegt. Die Kaufleute von Bishop's Burton liefern Stoffe zu zahllosen rothen und blauen Schärpen, Schleifen, Bändern,

Digitized by Google

Flaggen und Fahnen; die Zimmerleute fangen an, auf dem Marktplatz Tribünen und Stimmbuden (Polling Booths) zu errichten. Beide Candidaten wiederholen ihre Besuche von Haus zu Haus. Sie bieten ihre ganze Beredsamkeit auf, sich der definitiven Zusage der Wähler zu versichern. Sie vergessen nicht, zu erwähnen, welche Summen sie zur Erhaltung der Localschulen, der Localkrankenhäuser, der Localwettrennen unterzeichnen wollen. Ganz besonderer Aufmerksamkeit erfreuen sich die schwankend gesinnten Wähler, die aus einem oder dem andern Grunde bis zum letzten Augenblick verweigern, bestimmte Versprechungen zu geben und deshalb von beiden Parteien eifersüchtig überwacht werden.

So kommt der Ernennungstag (Nomination-Day) heran. Wie es bei dieser Gelegenheit herzugehen pflegt, werden sich die Leser der Pickwick Papers aus der Beschreibung der berühmten Parlamentswahl von Entenswill erinnern. Es sind seitdem mehr als dreißig Jahre verflossen; allein die Vorgänge sind wesentlich noch so ziemlich dieselben geblieben wie damals. Festlich geschmückt, durch festlich geschmückte Straßen, unter dem Läuten der Glocken, unter der donnernden Musik von Pauken und Trompeten, zieht jeder Candidat mit seinen Anhängern in Procession dem Marktplatz zu, wo die Tribüne errichtet ist. Sir John Fitzboodle und sein Comité nehmen die rechte, Mr. Millbank und seine Freunde die linke Seite der Tribüne ein; der Mayor präsidirt in der Mitte, rings umher tobt das Volk, untermischt mit den Banden des liberalen und des conservativen Pöbels. Ein Mitglied des conservativen Comités empfiehlt von der Tribüne Sir John Fitzboodle, ein Mitglied des liberalen Comités Mr. Millbank als würdige Parlamentsvertreter für Bishop's Burton. Beide Candidaten treten nach einander auf, aber der Lärm ist so entsetzlich, daß sie kaum von ihrer nächsten Umgebung gehört werden. Die conservativen Cheers, welche das Erscheinen Sir John Fitzboodle's grüßen, werden übertäubt von dem Grunzen, Zischen, Schreien, Gellen, Pauken und Trompeten der Millbankiten; die liberalen Cheers, welche Mr. Millbank's Erscheinen hervorruft, verhallen vor dem Gebrüll der Fitzboodleaner. Unter diesen Umständen kommt es nicht selten zu Thätlichkeiten. Die Inhaber der Tribüne werden mit Aepfeln, Orangen, faulen Eiern bombadirt, die Volksmassen schlagen mit Fäusten und Knitteln auf einander los. Meistens geht es mit einigen Beulen und Contusionen dabei ab; allein gelegentlich fließt auch Blut; das Einschreiten der respectablen Bewohner des Ortes, die sich als Specialconstabler organisirt haben, genügt nicht, das Militair wird requirirt und Verhaftungen werden vorgenommen. Diese Scenen sind verhältnißmäßig selten geworden, doch ganz fehlen sie bei allgemeinen Neuwahlen nie, am wenigsten da, wo das irische Element in den niederen Volksclassen stark vertreten ist. Man eilt dann mit den Verhandlungen zum Schluß zu kommen. Der Mayor fragt, welchem Candidaten die Wähler den Vorzug geben, und erklärt, je nach der Menge der aufgehobenen Hände, daß Dieser oder Jener die Majorität habe. Aber der Mann der Minorität ist mit dieser Entscheidung nicht zufrieden. Er verlangt den

Digitized by Google

Poll, die Abstimmung durch persönliche Voten, und der Mayor setzt einen Tag fest, an welchem dieser letzte Act des Wahlkampfes stattfinden soll.

Die allgemeine Aufregung erreicht nun ihren Höhepunkt. Die Comités sitzen in Permanenz, die Bierhäuser sind voller als je, aus den Druckereien kommen zahllose Placate und Proclamationen, Candidaten und Agenten reden und agitiren vom Morgen bis in die Nacht, alle Mittel der List, der Ueberredung, der Einschüchterung werden in Bewegung gesetzt, und trotz aller Vorausberechnung ist es mitunter bis zum letzten Moment zweifelhaft, welche Partei den Sieg davon tragen wird. Vielleicht gelingt es den Helfershelfern der einen Partei, Wähler der andern hoffnungslos betrunken zu machen und in diesem Zustand irgendwo zu verbergen, bis die Wahl vorüber ist. Vielleicht fällt einem Kutscher, der Wähler aus der Umgegend herein fährt, wie der alte Samuel Weller in Pickwick, der Wagen um, so daß er zu spät kommt. Vielleicht geben die schwankend gesinnten Wähler den Ausschlag. Vielleicht entdeckt der Spüreifer der Agenten noch rechtzeitig die verloren gegangenen Wähler und macht dieselben durch ein Bad unter der Pumpe für den Wahlact verfügbar. Kurz, neben dem Eifer und der Leidenschaft der Parteien spielt der unberechenbare Zufall seine Rolle fort, bis alle Stimmen gesammelt sind und der Kampf zu Ende ist. Die Stimmen werden in den auf dem Markt errichteten Stimmbuden abgegeben, wo die Stadtschreiber und beeidigten Assessoren sie in ihre Bücher eintragen. Der äußere Anblick des Ortes an dem Wahltage ist ähnlich wie an dem Ernennungstage. Viel rothe und blaue Flaggen, Devisen, Schärpen und Schleifen, viel Musik, viel Hin- und Herrennen- und Fahren, viel Hurrahrufen, Grunzen, Schreien und Gellen, wenn hier der eine, dort der andere Candidat mit seinen Freunden vorüberzieht, hier eine Schaar conservativer, dort eine Schaar liberaler Wähler an den Stimmbuden erscheint. Von Stunde zu Stunde wird auf beiden Seiten die Zahl der abgegebenen Stimmen durch Placate bekannt gemacht. Eilboten gehen im Galopp zwischen den Stimmbuden und den Comitéhäusern auf und nieder; je nach den Nachrichten, die sie bringen, schwellen die Herzen Mr. Millbank's und Sir John Fitzboodle's von Furcht und Hoffnung. Endlich sind alle Stimmen abgegeben; donnernde Cheers der Millbankiten künden an, daß Sir John Fitzboodle aus dem Feld geschlagen ist und Bishop's Burton schickt einen liberalen Vertreter in das neue Parlament.

Auf solche und ähnliche Weise werden parlamentarische Wahlkämpfe in England betrieben und entschieden. Die Wähler der städtischen Bezirke stimmen gewöhnlich zuerst, an zwei einander folgenden Tagen, die Wähler der ländlichen Bezirke einige Tage später. Am Ende dieser Wahlwoche legen sich die aufgeregten Wellen; die Nebel, welche hie und da die Aussicht in die Zukunft verhüllt haben, sinken und das neue Parlament tritt in erkennbarer Gestalt aus dem Chaos hervor.

Des Austernessers Klage und Trost.

Der letzte des April ist nahe; die Festzeit des Austernessers hat für diesmal ihr Ende erreicht ... Andere freuen sich des Mai's, des wunderschönen Monats und singen ihm fröhliche Lieder — wir aber, wir betrübten Feinschmecker, was sollen wir singen, nicht eine Elegie? Die Walpurgisnacht kommt, die Hexen fahren durch den Schornstein — und die Auster nimmt wiederum Abschied, „bis viermal der Mond gewechselt den Schein" — oder, was eben so schlimm ist: wir dürfen sie so lange nicht essen! Nur in den Monaten, welche ein „R" haben, kann man Austern schlürfen, so lautet das Gesetz des Genusses, und so Mancher, der im Sommer in den Monaten ohne „R" am Meeresstrande dieses Gesetz verletzt hat, mag sich wol nach dem Grunde desselben gefragt haben und vielleicht hat er ihn darin zu finden geglaubt, daß die Temperatur jener Monate den Versand der Austern nicht gestattet, und hat gemeint, daß die lästige Beschränkung nur für uns Binnenländer gemacht sei. Leider nein! Die allgemein giltige Beschränkung des Austerngenusses hat ihre tiefe innere Berechtigung, sie ist dringend geboten im Interesse der Gesundheit und im Interesse Derer, die nach uns kommen werden, und die doch auch Austern essen wollen.

Die Auster (Ostrea edulis), ein Wesen, welches sein Leben einsamer zubringt als ein Säulenheiliger im Orient, ist scheinbar nur vorhanden, um sich fortzupflanzen und um gegessen zu werden. Ersteres, welches bei dem großen Consum der Austern von wesentlichem Interesse ist, findet nun im Sommer statt, und so müßte, wenn man die Auster nicht ganz will aussterben lassen, von Staatswegen eine Austern-Schonzeit eingeführt werden, wie wir sie beim Wilde haben, wenn nicht die Natur selbst für das Innehalten einer solchen Schonzeit gesorgt hätte, indem der Genuß der Austern in den Sommermonaten sehr oft mit nachtheiligen Folgen für die Gesundheit verbunden ist.

Welches ist der Grund dieser nachtheiligen Folgen? Man weiß es nicht genau, aber man hat verschiedene Hypothesen aufgestellt. Nach der einen Ansicht findet in den Sommermonaten eine chemische Zersetzung der Austersubstanz statt, welche dieselbe in einen der menschlichen Gesundheit nachtheiligen Körper verwandelt. Wir bemerken zu dieser Hypothese, daß gar kein Beweis für eine solche Annahme existirt, ja daß gegen diese Ansicht sehr stark der Umstand spricht, daß nicht alle Austern im Sommer schädlich sind, daß man oft eine große Anzahl derselben verzehren kann, ohne auch nur das geringste Unbehagen zu empfinden.

Andere Forscher suchen den Grund in einer kleinen Krabbe, welche

Digitized by Google

in vielen Austern parasitisch lebend gefunden wird, und die gerade in den Sommermonaten sehr zahlreich vorkommt. Nach einer dritten Ansicht beruht die Schädlichkeit der Austern darin, daß dieselbe den um diese Zeit sehr häufig vorkommenden Laich des Seesterns genießt und auf diese Weise einen der menschlichen Gesundheit schädlichen Stoff in sich aufnimmt. Diese beiden Ansichten können richtig sein, sie können auch falsch sein; wir führen sie an, weil sie aufgestellt sind, glauben jedoch, daß der Grund der Schädlichkeit der Austern in etwas Anderem zu suchen ist, daß er nämlich in engem Zusammenhange steht mit der Fortpflanzung der Auster, und da diese für das Austernbedürfniß unserer Nachkommen von einigem Interesse ist, so bitten wir unsere Leser, sich einen Augenblick mit diesem Gegenstande zu beschäftigen.

Die Fortpflanzung der Auster ist eine unfreiwillige, welche eigentlich an die Fortpflanzung im Pflanzenreich erinnert, nur daß bei den letzteren der Wind, bei ersteren die Wellen die bewegende Kraft sind, welche die getrennten Geschlechter zusammenführt. Eine der merkwürdigsten Facten im Austerleben ist die ganz ungeheuerliche Fruchtbarkeit der Austermutter, und wenn alle ihre „Babies" richtig zu Welt kämen, wie viel billiger könnte man dann in Berlin und anderswo Austern essen! Aber leider ist dem nicht so; hunderte von Millionen junger Austern sterben, noch bevor sie eigentlich geboren sind. Entweder werden die jungen, entwicklungsfähigen Austern nicht durch die Strömung aus der Mutterauster fortgeführt, so daß sie sich nicht entwickeln können, oder sie gehen im freien Wasser zu Grunde, weil sie, ehe sie sich an einem festen Punkte ansetzen, von den beutelustigen Meerthieren verschlungen werden. Man hat nun im Interesse der Vermehrung der Austern versucht, diesen Abgang an den jungen Austern zu vermindern, indem man in der Nähe der Austernbänke Reisigbündel von großem Umfange in das Meer versenkt hat, um so den jungen Austern Gelegenheit zu geben, sich festzusetzen und der Gefahr zu entgehen, von den sich bewegenden Wellen einem hungrigen Feinde in den Rachen gespült zu werden. Diese Bemühungen schienen auch Anfangs von Erfolg gekrönt zu sein, im Laufe der Zeit hat sich jedoch gezeigt, daß man bis jetzt noch keinen Nutzen davon hat, denn es scheint, als ob alle, für die Vermehrung der Austern geeigneten Küstenstrecken schon durch die Natur selbst zu diesem Zwecke mit Beschlag belegt sind und daß sich deshalb für die auf künstlichem Wege vom Tode geretteten jungen Austern kein Asyl im Meere findet, wo sie sich so weit entwickeln können, daß sie zu genießen sind. So ist es also mit der künstlichen Vermehrung der Austern nichts und wir müssen uns damit begnügen, daß die Vermehrung ungefähr gleichen Schritt hält mit dem Abgang, denn in dem Maße, als Austern den Austernbänken entnommen werden, wird Platz frei, auf dem sich neue Austern entwickeln können.

Wir kommen nun auf einen oben erwähnten Umstand zurück, nämlich auf den Zusammenhang zwischen der Fortpflanzung der Auster und der Thatsache, daß die Austern im Sommer oft der Gesundheit schädlich

sind. Es soll dies, nach der einen Ansicht, darin seinen Grund haben, daß in der weiblichen Auster, welche nicht befruchtet wird, die Tausend und aber Tausend von unbefruchteten Eiern in Verwesung übergehen, nach einer anderen Ansicht, daß die jungen Austern, welche nicht die Mutterauster verlassen, in derselben natürlich sterben und dann auch verwesen. Beide Ansichten sind ziemlich ähnlich und dürften auch wol beide richtig sein, indem das eine und das andere stattfindet. Dann wäre die Auster so lange ungenießbar, bis die sehr energische Lebensthätigkeit der Auster, welche Allen bemerkbar in dem Umstande hervortritt, daß das innerhalb der Schaalen befindliche ungenießbare Seewasser in süßes verwandelt wird, die verwesenden Stoffe ausgestoßen hat.

Läßt sich nun an dieser traurigen Thatsache, daß der Austernesser sich während der vier genannten Monate (welche die Plebejer und die Dichter als die gute Zeit feiern!) des Genusses der Auster enthalten muß, Nichts ändern, so wollen wir ihm zum Trost für die kommenden acht „besseren" Monate noch eine Lehre geben. Eine weitverbreitete Ansicht ist, das die grüne Farbe einiger Austernarten von einem geringen Kupfergehalt herrührt und daß solche Austern deshalb der Gesundheit schädlich seien. Allein das ist ein Irrthum; die sorgfältigste chemische Untersuchung ist nicht im Stande gewesen, auch nur die geringste Spur von Kupfer nachzuweisen. Also hütet Euch vor Austern im Sommer, Ihr, die es angeht; aber eßt im Winter jede gesunde Auster, die Euch vorkommt, auch die grünen! Dr. G. L.

Digitized by Google

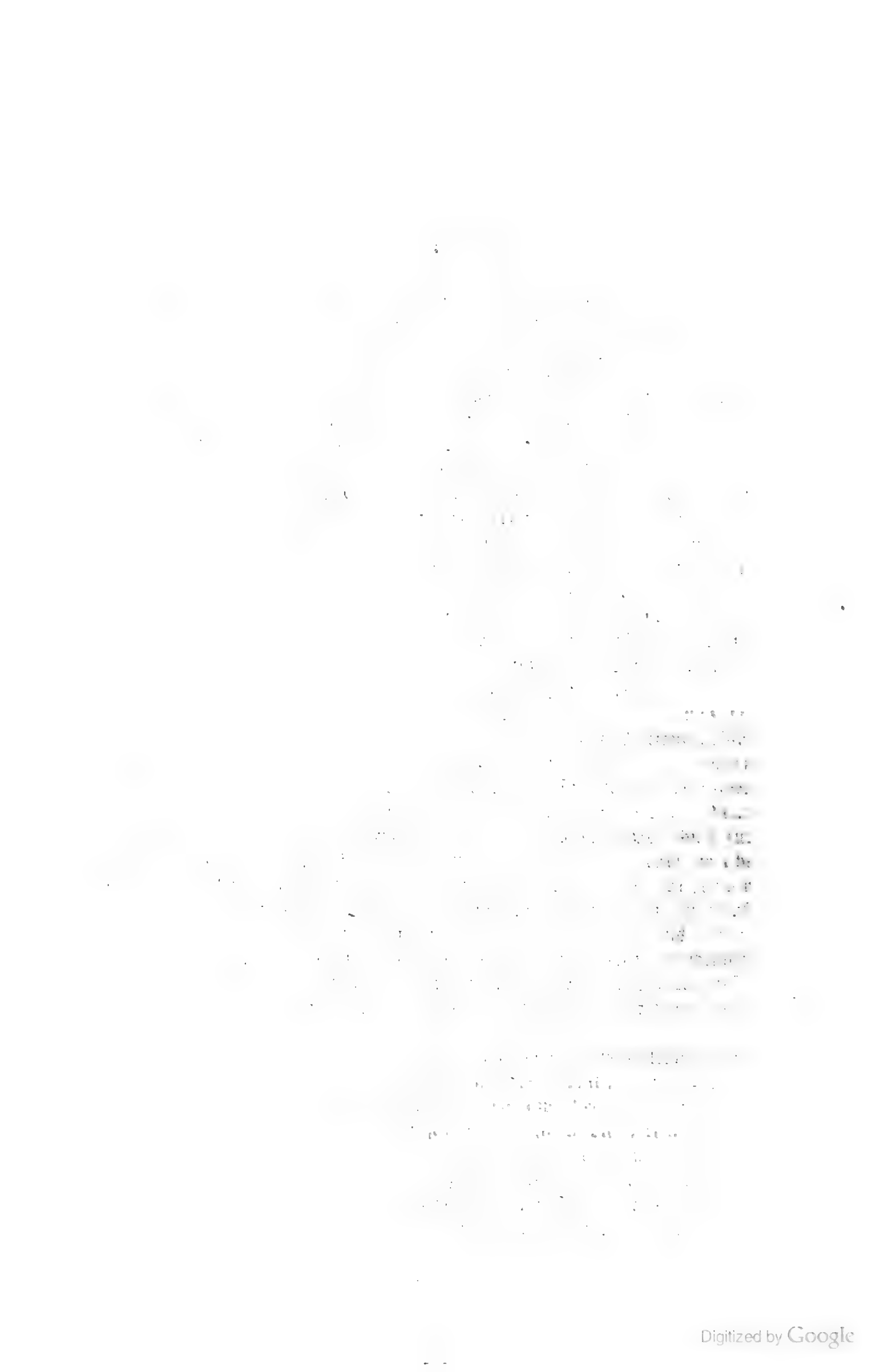
Iwan Turgénew.

Obgleich Rußland schon vor einiger Zeit das tausendjährige Bestehen des Reiches gefeiert hat, mithin kaum ein paar Lustren jünger ist als das am 11. August 843 begründete deutsche Reich, so erscheint es doch diesem und überhaupt dem Westen gegenüber wie eben erst eintretend in den Kreis der civilisirten Nationen. Unter den mannigfacher Ursachen, welche hierzu mitgewirkt haben, verdient besonders eine hervorgehoben zu werden, nämlich: daß während geraumer Zeit und bis in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts hinein der Adel — und dazu gehört die ganze besitzende Classe — um das nationale Leben sich nicht gekümmert, sondern nur die nationalen Hülfsquellen ausgebeutet hat. Wer auf Bildung und sociale Stellung Anspruch machte, hätte sich zu entehren geglaubt, wenn er, außer mit den dienenden Personen, russisch gesprochen hätte. Die Regierung war damit nicht unzufrieden. Es lag in ihrem System, der Aufklärung als gefährlich hindernd in den Weg zu treten. Gleicher Ansicht war die Aristokratie des Grundbesitzes, welcher mehr als zweiundzwanzig Millionen Leibeigene gehörten und der Gedanke, daß diese Hände einen Kopf bekommen könnten, schwere Besorgniß einflößte. Als jedoch bei uns die Classiker blühten, fing auch im Nord-Osten an, das Nationalgefühl auf dem Gebiete der Literatur sich leise zu regen. Nikolai Karamsin schrieb die nach umfassendem Plane angelegte Geschichte des russischen Reiches und wurde dadurch der Vater der russischen Prosa. Iwan Krylow schuf mit gewandt erzählten Fabeln das erste Volksbuch für jene allerdings nicht sehr beträchtliche Anzahl seiner Landsleute, welche des Schulunterrichts theilhaftig geworden. Mit Alexander Gribojedow erhielt Rußland das erste Original-Lustspiel „Kummer wegen Ueberfluß an Verstand", und rühmt sich, in Nikolai Gogol seinen Dickens gehabt zu haben. Durch Puschkin endlich und Lermontoff, beide jugendlichen Alters im Duelle getödtet, wurde der echten und hohen Poesie eine feste Stätte auch in der bisher für sie unnahbaren Heimat Peter's des Großen gegründet.

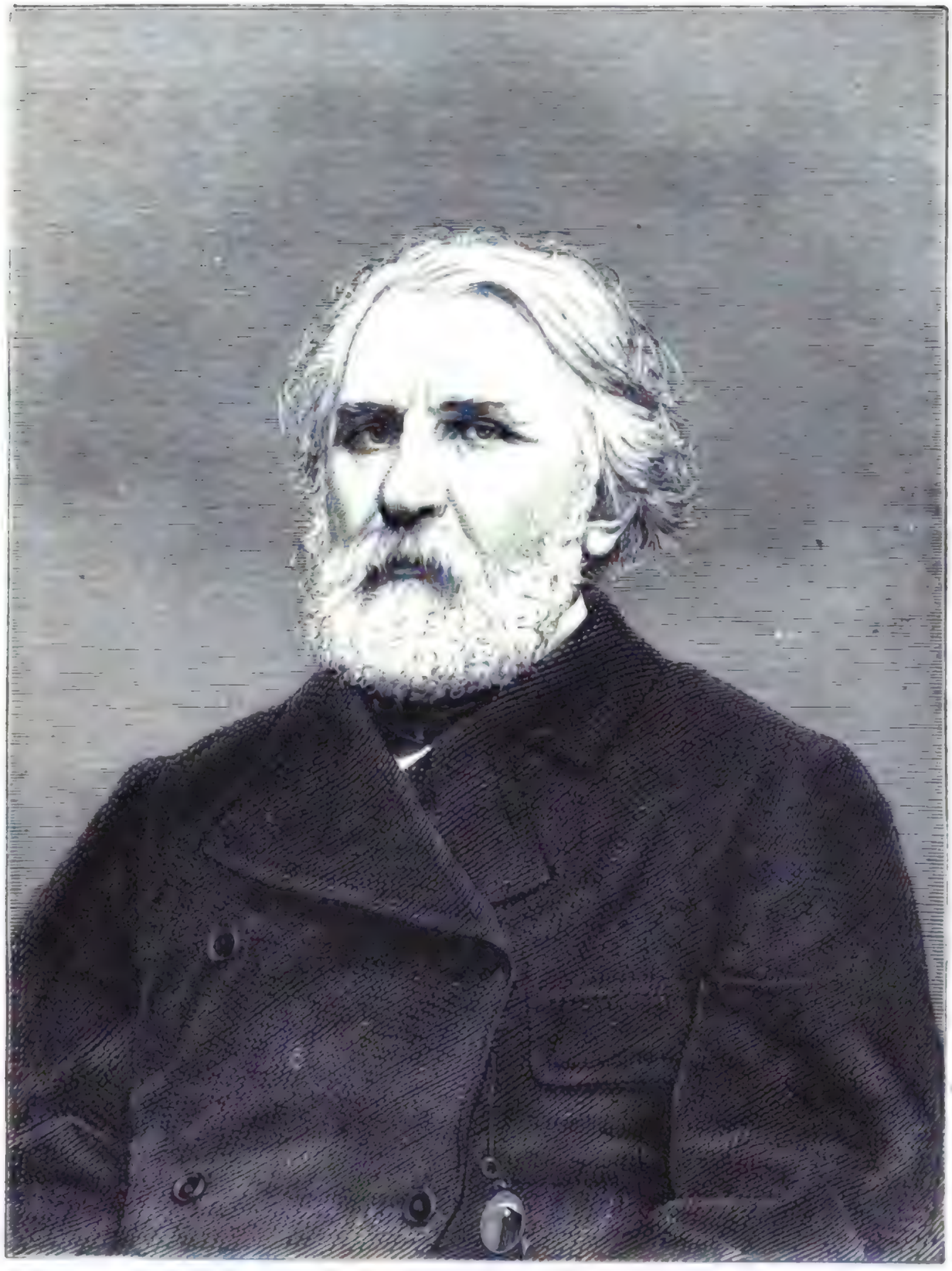
Nicht an geistiger Begabung und schöpferischer Gestaltungskraft, wohl aber an Einfluß auf das Leben und die Literatur ihres Volkes werden sie übertroffen von Iwan Turgénew, dem glücklicherweise eine längere Laufbahn beschieden ist und zugleich die Freude, auch außerhalb der Grenzen seines Vaterlandes sich anerkannt zu sehen.

Iwan Sergejewitsch Turgénew, geboren in Orel am 20. October (9. November) 1811, ist der mittlere von drei Söhnen des Obersten Sergino Turgénew und dessen Frau, Barbara Lutovinow. Der jüngste

by Google



Digitized by Google



Iwan Turgénew.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bruder ſtarb im erſten Jünglingsalter, der ältere lebt in Moskau. Kaum ſechzehn Jahre alt, verlor Iwan ſeinen Vater, während die Mutter volle ſieben Decennien erreichte, jedoch ebenfalls 1850 das Zeitliche geſegnet hat. Im Jahre 1822 machte die Familie, wie es unter vermögenden Edelleuten häufig geſchah und geſchieht, eine Reiſe in's Ausland, und beſuchte u. A. die Schweiz. Bei Beſichtigung des Bärengrabens ſtürzte der vierjährige Knabe mitten hinein und hätte ſeine Unvorſichtigkeit vermuthlich ſchwer gebüßt, wäre dem Vater nicht geglückt, ihn noch ſchnell an einem Beine wieder herauszuziehen. Nach der Heimat zurückgekehrt, nahm die Familie dauernden Wohnſitz auf einem Gute bei der kleinen Kreisſtadt Mzensk im Orelſchen Gouvernement, und vertraute den Unterricht der Kinder Lehrern verſchiedener Nationalitäten an, natürlich die ruſſiſche ausgeſchloſſen. Hierin liegt durchaus nicht Mangel an Patriotismus, vielmehr wäre die Verwendung von Landsleuten als Mangel an Einſicht zu bezeichnen geweſen. Eins der erſten ruſſiſchen Bücher, mit denen Iwan Bekanntſchaft machte, war „Roſſiada" (die Ruſſiade), eine erbärmliche Nachahmung des Voltaire'ſchen Epos. Er verdankte die Kenntniß deſſelben einem Leibeigenen ſeiner Mutter, leidenſchaftlichem Verehrer der Poeſie, welcher Vers für Vers des hochtrabenden Gedichtes zunächſt einfach ablas, dann mit Emphaſe vortrug. Glücklicherweiſe hat dieſes Beiſpiel der einheimiſchen Dichtkunſt nachhaltigen Einfluß auf das Talent des Knaben nicht geübt, es ſei denn abſchreckenden. Im Jahre 1828 ſiedelte Iwan mit ſeinen Eltern nach Moskau über, bezog die dortige Univerſität, ging jedoch, nachdem zwei Semeſter abſolvirt waren, im Frühling 1835 nach St. Petersburg, wo er drei Jahre verblieb. Demnächſt begab er ſich in's „Ausland" und zwar auf dem Dampfer „Nicolaus I.", welcher bei Travemünde in Brand gerieth. In Berlin widmete ſich Turgénew dem Studium des Geſchichte und der Hegel'ſchen Philoſophie, wobei er während einer Winters zum Stubengefährten Michael Bakunin hatte, der damals, noch nicht lange aus der ruſſiſchen Gardeartillerie ausgeſchieden, von Politik ſich völlig fern hielt. Nach zweijährigem Aufenthalte in Deutſchland kehrte unſer Dichter nach St. Petersburg zurück und wurde daſelbſt im Miniſterium des Innern angeſtellt. In dieſer Zeit verkehrte er beſonders viel mit dem leider zu früh verſtorbenen Wiſſarion Belinski, deſſen kritiſche Arbeiten über Alexeï Kolzow, den ſogenannten „Viehhändler-Poeten"*) und Nicolaï Polewoï, Dramatiker aus Irkutsk, ihm den Beinamen des „ruſſiſchen Leſſing" eingetragen haben. Obwohl Turgénew ſchon in der Knabenzeit begonnen hatte, Verſe zu machen — was in Rußland bei Weitem weniger oft als bei uns anzutreffen iſt — ließ er doch erſt 1843 ſein erſtes Gedicht „Paraſcha" erſcheinen, dem in den folgenden

*) Kolzow war im Geſchäfte ſeines Vaters, eines Viehhändlers, thätig, fuhr mit demſelben während des Winters im Lande umher, den Einkauf zu beſorgen und verbrachte den Sommer in den Steppen, die weidenden Thiere beaufſichtigend. Seine Lieder, welche dieſe Art des Lebens wiederſpiegeln, ſind in den Volksmund übergegangen.

Jahren noch mehrere sich anreihten, ohne großen Beifall zu gewinnen. Entschlossen, mit Literatur sich nicht mehr zu beschäftigen, weil es ihm an dichterischer Begabung fehle — der Zweifel ist der Selbstmord des Poeten — verließ er im Januar 1847 St. Petersburg, doch hatte er zuvor Belinski's Bitten nachgegeben, dem es in der Revüe „Der Zeitgenosse" an Abwechslung fehlte, und ihm eine kleine Erzählung „Khor und Kalinytsch" zum Abdruck überlassen. Diese paar Seiten, welche später in die „Memoiren eines Jägers" aufgenommen wurden, brachten großartige Wirkung hervor: sie enthüllten dem Verfasser sein eigenes Talent und der gebildeten russischen Welt einen glänzenden Prosaisten. Turgénew, dem es unter dem System Nicolaus I. daheim unerträglich geworden, begab sich nach Paris und schrieb dort, nun für immer der Literatur sich widmend, die Mehrzahl jener Skizzen, welche den „Jäger" mit Einem Schlage an die Spitze der russischen Prosaiker stellten. Der Erfolg dieses Buches war aber nicht ohne bittere Beigabe: unter dem Vorwande, daß ein Artikel über den jüngst verstorbenen Gogol in einem Moskauer Blatte das Maß des Erlaubten überschreite, wurde Iwan Sergejewitsch 1852 für zwei Jahre auf seine Güter verbannt. Mit dem Regierungsantritte Alexander's II. erhielt er seine Unabhängigkeit wieder, lebte abwechselnd in Rußland und Frankreich, bis er 1863 in Baden-Baden sich ansässig machte, von wo er nur besuchsweise alljährlich sein Vaterland wiedersieht. Einige dramatische Versuche haben nicht viel Aufführungen erlebt, seine hohe und volle Bedeutung liegt in den erzählenden Schriften. Seine Leistungen fallen zumeist freilich unter den außerordentlich dehnbaren und gedehnten Begriff der Novelle. Trotzdem ist Iwan Sergejewitsch nicht bloßer Novellist; bei ihm scheint überhaupt die künstlerische Darstellung und Vollendung nicht Dasjenige, worauf er sein Hauptaugenmerk richtet, sondern er verfolgt darüber hinaus noch einen anderweitigen Zweck, gebraucht seine Skizzen nur als das wirksamste Mittel, ein außerhalb der Kunst liegendes Interesse durchzuführen — wie unser großer Philosoph es von einem Redner verlangt. Als das wirksamste Mittel: natürlich, denn es war auch beinahe das einzig erlaubte, das einzig mögliche. Zu stolz, um wie Krylow das Gewand der Fabel zu entlehnen und ein langweiliges fabula docet anzuhängen, faßte er den Entschluß, die Wahrheit zu sagen und diese durch sich selbst wirken zu lassen, so weit es unter den gegebenen Verhältnissen thunlich war. Er stellte seine Menschen, deren Schicksal Theilnahme, Mitleid, Grauen oder Widerwillen, Haß, Abscheu erregen sollte, wie Staffage mitten hinein in die unbefangene und unverfängliche Natur, richtig herausfühlend, daß der Mensch sich doch vor Allem für seines Gleichen interessirt und deshalb früher oder später die Aufmerksamkeit am meisten auf sich zieht. So gelang es Turgénew, seine Tendenzbilder unter dem Titel Landschaftsstücke unangefochten, wenigstens für den Anfang, überall verbreitet und wirkend zu sehen. Man muß zur Entschuldigung der Herren von der Censurbehörde sagen, daß die landschaftlichen Schilderungen trefflich genug sind, um auch als solche ohne jede Neben-

Digitized by Google

absicht für sehr gelungene Kunstwerke gehalten werden zu können. Der „Jäger" hat das Leben und Weben der russischen Steppen mit dem Auge eines Malers, dem Gemüth eines Kindes betrachtet und mit der Feder eines Dichters wiedergegeben. Nur Ein Beispiel zum Beweise dieser Behauptung aus „Der Teufelsgrund" in den „Memoiren eines Jägers". Der Erzähler, müde heimkehrend von eifrigem Birschen, verirrt sich auf dem ihm sonst genau bekannten Reviere:

„Es war an einem schönen Julitage, an einem jener Tage, wie sie überhaupt nur dann eintreten, wenn das Wetter für längere Zeit beständig geworden ..... Die Farbe des Himmelsgewölbes, leicht und blaßlilafarben, wechselt nicht tagüber und ist ringsum dieselbe; nirgends wird es trübe, nirgends droht ein Gewitter, — kaum daß hier und da bläuliche Streifen sich hinziehen, die fast unbemerkbaren Regen über die Felder streuen. Gegen Abend verschwinden diese Wolken; die letzten derselben, bisher schwärzlich gleich dem Rauche, lagern in rosigen Massen der Sonne sich gegenüber; dort aber, wo das Tagesgestirn eben so friedlich hinabrollte, wie es am Himmel friedlich emporgestiegen, ruht purpurnes Leuchten noch kurze Frist über der in Dunkel sich hüllenden Erde und, stillflackernd wie eine mit Vorsicht getragene Kerze, zittert am Firmament der Abendstern. An solchen Tagen erscheinen alle Farben gemildert, hell, aber nicht brennend. Allem ist das Siegel einer gewissen rührenden Wehmuth aufgedrückt. Dann ist wohl bisweilen die Wärme groß und an den Abhängen mitunter sogar stechend, aber der Wind weht und treibt die sich sammelnde Schwüle auseinander, und Wirbelwinde, diese unzweifelhaften Vorboten beständigen Wetters, rücken hohe weiße Säulen die Wege entlang, über die Aecker und Wiesen. Die trockne reine Luft ist durchduftet von Wermuth, gemähtem Roggen und Buchweizen; selbst bis Mitternacht ist Feuchtigkeit nicht zu spüren .... Ich streckte mich unter einen abgenagten Busch und fing an, mich rings umzusehen. Es war ein herrliches Bild. Um die Wachtfeuer zitterte und erstarb gleichsam in der Finsterniß der runde röthliche Widerschein derselben; die auflodernde Flamme warf bisweilen jenseits dieses Kreises rasch verschwindende Lichtstrahlen; eine dünne Feuerzunge leckte an den nackten Zweigen des Reisigs und verschwand plötzlich; scharfe lange Schatten, wie von der Dunkelheit losgerissen, nahten auch ihrerseits sich dem kleinen Wachtfeuer: die Finsterniß kämpfte mit dem Lichte. Manchmal, wenn die Flamme schwächer brannte und der Lichtkreis sich verengte, kam aus der näher gerückten Dunkelheit unversehens ein Pferdekopf zum Vorschein, erst von einer Schecke, schief und knochendürr, dann von einem Schimmel, welcher begierig das lange Gras kaute, uns aufmerksam und stumm ansah, dann wieder sich bückte und auch sofort verschwand. Nur konnte man hören, wie er noch immer kaute und auf dem Grase schnaubte. Von beleuchtetem Platze aus ist schwer zu erspähen, was in der Dunkelheit geschieht und daher erschien in der Nähe Alles wie mit schwarzem Schleier umhangen, aber weiter in der Ferne sah man am Horizonte Hügel und Wald wie dunkle Flecken. Der reine,

Digitized by Google

tiefblaue Himmel ſtand feierlich und unerfaßlich hoch über uns in ſeiner ganzen geheimnißvollen Majeſtät; ſüß beengt wurde die Bruſt beim Einathmen jenes eigenthümlichen ermüdenden und friſchen Duftes — des Duftes einer ruſſiſchen Sommernacht. Rund umher war faſt kein Geräuſch hörbar. Nur von Zeit zu Zeit ſchnalzte in dem nahen Fluſſe ein großer Fiſch auf, oder das Uferſchilf ſäuſelte ſanft, von herangeeilter Welle ſchwach bewegt .... Unſere Feuer allein kniſterten ſtetig durch die Nacht." *)

Dergleichen feinempfundene Bilder finden ſich in beträchtlicher Anzahl, wie denn durch das ganze Buch eine landſchaftliche Stimmung weht; aber ſie ſind nur die ſchützende Erdſchicht, beſtimmt, das eingeſtreute Samenkorn, bis es gekeimt hat und kräftig aufgegangen iſt, gegen die ſchädlichen Einflüſſe der Witterung und die Strenge des Klimas zu ſichern .....

Die menſchlichen Geſtalten, welche auf dieſem Hintergrunde ſich abzeichnen, gehören dem kleineren Adel, dem Beamten- und Bauernſtande an; ſelten miſchen andere Elemente ſich ein. Bekannt iſt, daß Gavarni ſeinem Stifte in der Regel freien Lauf geſtattete, eine, zwei, drei Figuren zuſammenſtellte, je nachdem der Raum es zugab oder verlangte, erſt ſpäter die einzelnen Blätter vereinigte, ſie bald in dieſes, bald in jenes Heft einſchob, ſo daß eigentlich keines vollſtändig oder unvollſtändig war. Und wenn er dann der auf den Stein gebrachten Perſonen anſichtig wurde, legte er ſich ſelbſt die Frage vor, was jene wohl im gegebenen Momente mit einander ſprächen, und ertheilte darauf eigenhändig Antwort. In gleicher Weiſe muß Turgénew's Schaffen gedacht werden. Mit dem Herzen voll, nicht von Nationalſtolz, ſondern von echter Vaterlandsliebe, vertraut, nicht mit der Salonliteratur, ſondern mit den civiliſatoriſchen Grundgedanken deutſcher Geiſtesbildung, kam es ihm darauf an, das unglückliche Volk ſeiner Landsleute aus dem Joche der Leibeigenſchaft zu befreien. Die Ruſſen ſind im Allgemeinen gutmüthig. War ihnen nur erſt einmal die unſelige Lage von zweiundzwanzig Millionen ihrer Brüder recht klar gemacht, dann ließ ſich auch mit Beſtimmtheit erwarten, die ungeheure Mehrzahl werde für die Aufhebung der erniedrigenden, erdrückenden Knechtſchaft ſich geneigt erklären und die öffentliche Meinung auf die maßgebenden Kreiſe unwiderſtehlichen Druck ausüben. Große Bücher philoſophiſchen und politiſchen Inhalts konnten im Dienſte dieſer Aufgabe nicht verwendet werden, dergleichen

*) Turgénew hat im Allgemeinen wenig Glück mit den Ueberſetzungen ſeiner Werke. Die Ausführung fällt Perſonen zu, welche ruſſiſch verſtehen, aber des Deutſchen oder des Franzöſiſchen nicht recht mächtig ſind. In „Rauch" findet der Verfaſſer bei Durchſicht der Correcturbogen der franzöſiſchen Ueberſetzung Bedenken gegen zwei Worte und macht ein „notabene!" dazu. Nun wird ohne Weiteres verbeſſert und abgezogen, ſo daß die Pariſer Ausgabe den Helden des Buches Einem zurufen läßt: „Harpagon! limaçon! Nota bene!" Nicht viel beſſer iſt es dem Verfaſſer, wie wir aus „Athenäum" und „Pall-Mall-Gazette" geſehen, mit der engliſchen Ausgabe deſſelben Werkes „Smoke" ergangen. — Wir dürfen mit Zuverſicht hoffen, daß der „Salon", welchem die Ehre zu Theil geworden, Turgénew's neueſte Erzählung demnächſt zu bringen, ſich glücklicher aus der Affaire ziehen wird.

Digitized by Google

finden kein Publicum. Flugschriften derselben Gattung stießen auf unübersteigliche Hindernisse und gefährdeten nutzlos den Verfasser. Da nun die Freude an Schilderungen heimatlicher Zustände durch die Eingangs erwähnten Dichter einmal angeregt war, so setzte Turgénew an diesem Punkte seinen Hebel an, der, wie es Alexander II. selbst wiederholt eingestanden, die alte Welt der Leibeigenschaft aus den Angeln gehoben und über den Haufen geworfen hat. Iwan Sergejewitsch dichtete mit Absicht, und zwar mit derjenigen Absicht, welche im Lessing (H. Dramaturgie, Stück XXXIV) ihren Lobredner gefunden hat.

Den Erfolg, wie er in der Aufhebung der Leibeigenschaft zu Tage trat, verdanken die „Memoiren des Jägers" ihrer herrlichen Schreibweise. In Rußland — und allenthalben — ist die Poesie älter als die Prosa. Puschkin's und Lermontow's Verse sind für den Russen die köstlichste Musik, in ihrer Art classisch. Als Dritter im Bunde schließt sich ihnen Turgénew an, dessen Styl in Bezug auf Einfachheit und Reinheit sogar noch den „Helden unserer Tage" übertrifft und mustergiltig genannt zu werden verdient Die gebildeten Kreise selbst hatten bisher ihr eigenes Idiom für ein Instrument gehalten, welches bei gehöriger Behandlung in Fülle des Wohlklangs, Weichheit und Schmiegsamkeit den Rhythmen und Reimen anderer Völker nicht im mindesten nachstehe; sie waren überrascht zu sehen, wie leicht und gehorsam, gefüge und gewandt es die Ideen des „Jägers"

„Im Nebelgerieſel, im tiefen Schnee,
Im wilden Wald, in der Winternacht"

auf dem Pfade der Prosa begleitete und dem Ohre schmeichelnd entgegenkam. Man erfreute sich an dieser Form und befreundete sich um ihretwillen mit dem Inhalte, der mählich fester und fester Wurzel schlug und reiche Ernte versprach. Jetzt war es zu spät mit dem Herausreißen: Nicolaus I. konnte durch die Internirung Turgénew's nur noch seinen tiefen Unwillen und die Ahnung bekunden, es werde dieser Weinstock, ähnlich dem von Astyages geträumten, die seit langen Jahren gehegten Anpflanzungen des Despotismus überschatten. Mit welchen Gefühlen mag Iwan Sergejewitsch sein Büchlein am 3. März 1861 betrachtet haben!

War die Abschaffung der Hörigkeit ein Triumph für den Volksfreund und Schriftsteller, so erwies sie dem Letzteren sich nachtheilig, wie für Heinrich Heine das Verschwinden der Censur, gegen die er so oft und so geistreich zu Felde gezogen. Nicht als ob mit jener herrlichen That Alexander's II. nun auch alle Uebelstände fortgefallen wären, die Turgénew zu hassen und zu bekämpfen gewohnt war; aber das Ziel, nach welchem er seine Geschosse von jetzt ab zu richten hatte, war nicht mehr ein einziger breiter Stamm, sondern eine unendliche Anzahl weit zerstreut wachsender Sträucher, bei denen Lichtung nicht zu bemerken ist, selbst wenn hier und da ein paar Stengel abgeschlagen worden. An Stelle der Fehde gegen eine Einrichtung hatte er einen Feldzug gegen Hunderttausende von Individuen zu beginnen. In dem Roman „Ein

Digitized by Google

Neſt von Edelleuten" — noch vor 1861 geſchrieben — wird das Leben ruſſiſcher Seigneurs von Meiſterhand geſchildert. Er raubt ihnen den Nimbus des Beneidenswerthen, mit dem ſie dem Volke zu erſcheinen pflegten, für das Ausland dagegen niemals ausgeſtattet waren. Auch „Väter und Kinder", gegen den überhand nehmenden Nihilismus gerichtet, ſind der Wirklichkeit abgelauſcht; allein hier, dieſer Wiederaufwärmung und praktiſchen Ausführung der Theorien Max Stirner's gegenüber, möchte man ſich beinahe verſucht fühlen, zu rufen, wie jene Stimme aus der Menge, die, als in Rom einſtmals ein Rhetor ankündigte, er werde die Tugend preiſen, ihm zurief: „qui unquam vituperaverit!" (Wer hat ſie jemals getadelt!?)

Sein neueſtes Werk „Rauch", das zum größten Theile auf dem Boden ſich abſpielt, der es entſtehen ſah, nämlich Baden-Baden, hat nicht verfehlt, diejenige Aufmerkſamkeit und Achtung zu erregen, welche die Arbeiten eines edlen und begabten Mannes allezeit verdienen. Es zeigt übrigens die Mängel nicht minder als die Vorzüge ſeiner Vorgänger. Die Nichtigkeit und Leerheit jenes Theiles der ruſſiſchen Ariſtokratie, welche als tonangebend in der Welt ihrer Heimat gelten will und häufig genug gilt, weil es ihr gelungen iſt, im Auslande die Manieren der franzöſiſchen Halbwelt kennen zu lernen, iſt unübertrefflich dargeſtellt. Geradezu frappant ſind die Schilderungen dieſer traurigen Typen, welche an der Newa und der Moskwa für Portraits ſind gehalten worden. Aber es wird in dem Sittengemälde das Licht vermißt, welches die Schattenſeiten ſchärfer hätte hervortreten laſſen. Nicht darf als genügend angeſehen werden, daß des Verfaſſers geſunde und würdige Anſichten vielfach zu erkennen ſind. Mag er ſich abwenden von den adeligen Kreiſen, die ihn nicht hören wollen, zu denen er vergebens ſpricht. Das Volk, das große liebe- und lehrbedürftige Volk der Ruſſen hat Anſpruch auf Iwan Sergejewitſch. Erſt ſeit einem Augenblick gehört die Kraft von zweiundzwanzig Millionen Menſchen ihnen ſelber an; ſie verſtehen noch nicht, gehörigen Gebrauch davon zu machen. Bisher gewöhnt, für den „Herrn" zu arbeiten, nichts ihr eigen zu nennen, ſelbſt nicht Weib und Kind, geſchweige denn Haus und Hof, oder Zeit und Kenntniſſe, müſſen ſie erzogen werden zur freien Thätigkeit, zur Luſt am Lernen und Schaffen wie zur Erkenntniß ihrer Menſchenwürde, zum Verſtändniß des Unterſchiedes von Ehedem und Jetzt. Hat Turgénew früher das tiefe Elend ſeiner Landsleute zur Kunde am gehörigen Orte gebracht, ſo tritt nun die hohe Forderung an ihn heran, dem Volke zu zeigen, auf welches Ziel ihm loszuſteuern Pflicht iſt. Er kennt deſſen Lebensweiſe und Sitten, er redet deſſen Sprache mit hinreißendem Wohllaut, er fühlt eine warme Liebe für es im Herzen. Das iſt ein Wild für den „Jäger", dorthin lenke er ſeinen Schuß und davon

Wird man noch reden in den ſpät'ſten Zeiten!

Eugen Laur.

Büchertisch des Salon.

1) Schloß Dornegge oder der Weg zum Glücke. — Von Levin Schücking. 4 Bände. Leipzig, 1868.

Die zahlreichen Freunde und Verehrer Schücking's werden auch hier dessen bekannte und große Vorzüge nicht vermissen. Schücking hat vor Allem ein scharfes und geübtes Auge für Land und Leute, zumal seiner westphälischen Heimat. Der harte, aber nicht würdelose Familiensinn westphälischen Adels, neuerdings in verhängnißvoller, unserem Vorgefühl nach doch wol den Anfang vom Ende ankündigender Allianz mit dem auch von den „Schwarzen" nicht verschmähten Industrialismus unserer eisernen Zeit, bildet in „Schloß Dornegge" den sehr gut gezeichneten Hintergrund einer Handlung, deren überraschende Wirkungen und Katastrophen auch einem verwöhnten Unterhaltungsbedürfniß entgegen kommen. In der Reihe der Charaktere scheinen uns vor Allem gelungen: Der fromme Geschäftsmann, der, nicht zu seinem eigenen Schaden, den „friedfertigen" Kindern Gottes den ihnen bekanntlich verheißenen „Besitz des Erdreichs" zu vermitteln bestrebt ist; der fromme, hochmoralische Prinz, jüngerer Sohn eines mediatisirten Geschlechts, mit seiner Besserungsanstalt für verlorene Söhne edlen Blutes, angehende päpstliche Zuaven-Officiere; endlich eine aus dem vollen Leben gegriffene Vertreterin jenes ausschließenden weiblichen Familiensinnes, unter dessen Bann gerade die tüchtigsten Naturen nicht selten zu unheimlicher Härte erstarren, zumal wo alte und ehrwürdige Ueberlieferungen ihn gefestigt und geweiht haben. Treffliche Form versteht sich bei Schücking von selbst. Wenn wir hie und da größere Sparsamkeit in Anwendung äußerer Reizmittel gewünscht hätten, so wollen wir darüber mit dem Verfasser nicht rechten. Kritiker und Romanleser sind über diesen Punkt zu oft verschiedener Ansicht, und es ist dem Dichter aus nahe liegenden Gründen nicht immer zuzumuthen, daß er den Ersteren den Vorzug giebt.

2) Gedichte von Hermann Oelschläger. — München. Karl Merhoff. 1869.

„Ich lernte nie vor Thoren mich zu neigen
Und werd' es, mir getreu, auch niemals lernen;
Mein Haupt erheb' ich trotzig zu den Sternen,
Mag auch die Welt mit Fingern auf mich zeigen.

Ein wandelbares Loos ward mir zu eigen,
Um jung des Schicksals Launen zu erlernen,
Denn unbefriedigt strebt' ich in die Ferne,
Um in des Elends tiefsten Schacht zu steigen.

Kaum erst geliebt, sah ich mich rasch verstoßen,
Die Noth begann mich rauh umherzutreiben
Und spottend saht Ihr auf den Ruhelosen.

Ihr jauchzt zu früh. Anstatt mich aufzureiben,
Tret' ich, ein Sieger, aus des Kampfes Tosen —
Doch wird das Euch ein stetes Räthsel bleiben."

Digitized by Google

Wir hoffen, daß es mit dem „Sieger" seine Richtigkeit haben wird, und werden uns dessen um so herzlicher freuen, je weniger für uns dabei Räthselhaftes wäre. Seit Langem hat keine Sammlung neuer Gedichte uns so gefesselt, angeregt und erquickt als diese frischen, stolzen, tiefsinnigen und fast ohne Ausnahme von reinster Formschönheit künstlerisch geweihten Bekenntnisse, nicht nur eines wirklichen Poeten, sondern auch eines im Feuer des Lebens gehärteten und geläuterten Mannes. Wir deuten damit von vorn herein auf einen für uns besonders schwer wiegenden Vorzug dieser Gedichte hin. Schiller's warnendes Wort „von der gebildeten Sprache, die für uns dichtet und denkt", hat sich an unserer Lyrik in einem Maße erfüllt, das unsere Literarhistoriker und Kritiker dem Mitleid selbst jugendlicher Dichter empfehlen müßte, wenn dies Geschlecht so schwächlichen Empfindungen überhaupt zugänglich wäre. Man versuche es einmal, so ein halbes Dutzend Bändchen fehlerlos gereimter und scandirter Allerwelts-Redensarten hintereinander zu lesen, wie sie auf dem Büchertisch jedes Berichterstatters sich unerbittlich in Permanenz erklären, und nehme dann Oelschläger zur Hand, und man wird den Genuß ermessen, mit dem wir in diese Gedichte uns vertieft haben. Da ist Alles erlebt, empfunden, innerlichst durcharbeitet. Eine selbst für unsere Epoche nicht gewöhnliche Virtuosität in Behandlung der Sprache und des Verses läßt den Dichter die gefährlichsten Vergleichungen nicht nur nicht scheuen, sondern mit Vorliebe aufsuchen. Er wetteifert mit Goethe im einfachen Liede, in der classischen Elegie, in den naiven Reimzeilen der Epistel, mit Goethe und Heine in den stolzen, freien Rhythmen des Hymnus, mit Rückert im Sonnet, mit Beranger in der Verwerthung des Refrains.

Die Stärke der Oelschläger'schen Dichtung liegt durchaus in ihrem Verhältniß zum realen, individuellen Leben. Ihre Streifzüge in das Gebiet der Idee, der Gedanken, „die sich unter einander verklagen und entschuldigen", sind weniger glücklich. Die einzelne Erscheinung spiegelt sich klar und schön im Geiste des Dichters, in heiteren wie in düsteren Farben. Ob er sociale Bilder entwirft (z. B. „Jeunesse dorrée", „Allerseelen", „Wie theuer ist das Sterben", „Der Selbstmörder", „Der Verwaltungsrath", „Meine Göttin", „Im Carneval"), oder an historische und politische Gegenstände sich wagt (z. B. „Lorenzo's Tod", „König außer Dienst", „Gethsemane (Mentana)", die Schilderung der Hussitenschlacht im „Brief nach Paris"): er ist stets wahr, packend, ein Muster in Zeichnung und Farbe, in Scherz und bitterstem Ernst. Aber die Verwerthung des Geschauten durch den Gedanken gelingt nicht in gleichem Maße. Man vermißt noch jene einheitliche, consequente, wahrheitsdurstende Geistesarbeit, die denn doch wol in letzter Instanz die Palme der Classicität davonträgt, zumal bei dem germanischen Dichter. Daß wir hier den höchsten Maßstab anlegen, wissen wir wol. Wir glauben aber, daß Oelschläger dazu berechtigt. Wenn es schon bedenklich war, die „Sommernachtsträume" gar so ausdrücklich neben die römischen Elegien zu rücken, so hätten wir Hymnen, wie „Prometheus" und „Faust",

Digitized by Google

an des Dichters Stelle vielleicht gar noch zurück gehalten. Nicht, daß wir sie für schlechte Gedichte hielten. Im Gegentheil. Aber man muß die Höhle des Löwen nicht aufsuchen, wenn man nicht die Keule des Herkules führt. Eher mag der Hymnus „An den Leichtsinn" sich neben sein Vorbild „Meine Göttin" stellen, und dem Dichter der „Nordseebilder" tritt Oelschläger in dem „Nachtbild" und in der herrlichen „Ode an den Frühling" unserer Ansicht nach ebenbürtig zur Seite.

3) Der König von Sion. — Epische Dichtung in zehn Gesängen von Robert Hamerling. — Hamburg und Leipzig. Jean Paul Friedrich Eugen Richter. 1869.

Der „König von Sion" ist Jean von Leyden, der berüchtigte Wiedertäufer-König von Münster, durch Scribe und Meyerbeer auch dem der Kirchengeschichte fremden Publicum neuerdings in brillanter Beleuchtung vorgeführt. Damit soll nun bei Leibe keine Parallele zwischen Scribe und Hamerling veranlaßt werden. Der deutsche Dichter behandelt seinen Stoff (beiläufig in heroischen Versen) mit dem ganzen gewaltigen Realismus, mit dem Farbenreichthum und der Formsicherheit, die seinem „Ahasver" so schnell Beifall gemacht haben. Da ist keine Rede von leerem Opernprunk, aber auch nicht von classisch-epischem Vornehmthun und erkünsteltem Schwung Es webt und lebt Alles um uns herum. Das Münsterland mit seinen Wäldern und Haiden und seinen gesegneten Bauerngehöften, die alte Stadt, der Markt, die Arkaden, der Dom, der Bischofspalast, das Lager der Lanzknechte, die ganze Scenerie tritt in gegenständlichster Wirklichkeit vor unser geistiges Auge. Und welche Staffage in dieser Landschaft! Von den Zigeunern und fahrenden Leuten bis zu den verzückten Wiedertäufern, „Rottmann's düsterer Cohorte", von den derben Handwerkern und den stattlichen Patriciern Münsters bis zu den Soldaten, Hauptleuten und Räthen des Bischofs und den vertriebenen Insassen der Klöster, den hagern sowol wie den kugelrunden! Wir glauben durch eine Galerie Rubens'scher, Rembrandt'scher und Callot'scher Bilder zu wandern. Aber bei allen den glänzenden Vorzügen dieses epischen Gedichtes vermißt man doch zwei Dinge, die wir uns nicht entschließen können, als Nebensachen zu betrachten: nämlich eine epische Handlung und einen epischen Helden. Hamerling hat eine treffliche Erzählung in Versen geschrieben, spannend, reich, mannigfaltig und wirkungsvoll. Aber den Erfordernissen des epischen Gedichtes ist damit nicht genügt. Das Epos verlangt schlechterdings Darstellung einer bedeutenden und bewußten, auf wenigstens subjectiv berechtigte Ziele gerichteten Kraftanstrengung; und sein Held unterscheidet sich von dem des Romans wesentlich dadurch, daß die Hauptaction sich nicht an ihm und gelegentlich seiner, sondern durch ihn vollzieht, von ihm geistig beherrscht wird. Alles Das trifft hier nicht zu. Wol spricht der Dichter geheimnißvoll spannende Worte zu uns über

„Die seltsamste, die deutsamste aller Geschichten,
Die auf germanischer Erde geschah: ein Spiegel für jedes
Höchste und Tiefste des Lebens, ein Echo für jegliche Frage,
Welche die Geister bewegt und entflammt zu gewaltigem Ringen."

Digitized by Google

Das „Seltsam“ wollen wir zugeben, obgleich es eigentlich auf den Kern der Sache nicht trifft. Das Wiedertäufer-Fieber mit seiner Lehre von dem „Fleisch gewordenen Wort“, von dem Reiche der evangelischen Liebe und Freiheit, hat sich in der Christenheit periodisch wiederholt, seit der Fluch des Apostels den Ananias und die Saphira traf, weil sie einen Theil ihrer Habe der communistischen Gemeinde entfremdet hatten. Nur die Gewaltsamkeit des Auftretens ist jenen hochtragischen Geburtswehen eigenthümlich, unter denen vor drei Jahrhunderten die neue Zeit sich Bahn brach. Heut zu Tage verkehrt man mit seinen „Seelenbräuten“ nicht auf dem Markt, sondern im Conventikel, und sucht die christliche Gütergemeinschaft, wo es ja ein Experiment gilt, mit der doppelten Buchführung in Einklang zu bringen. Die communistischen Utopier, mit oder ohne biblisches Prophetenthum, haben aber immer nur pathologische Bedeutung gehabt. Sie liegen abseit von dem großen Gange der Geschichte, eignen sich sehr wol für den Roman, die Erzählung, aber kaum für das Epos. Und dann gar der Held, den uns Hamerling vorführt! Was will denn dieser „König von Sion“ und was thut er? Ein fahrender Schauspieler, strahlend von Schönheit, glühend von Genuß- und Glückes-Sehnsucht und von dem ihr entströmenden Tugend-Idealismus der unverdorbenen Jugend, geräth er unter die Schwärmer, deren Fanatismus er keinen Augenblick theilt. Würde er sonst bei der feierlichen Bücherverbrennung auf dem Markt zu Münster den Ovid zu retten suchen? Zum König macht ihn seine schöne Gestalt, seine Beredtsamkeit, weiblicher Einfluß und ein glücklicher Erfolg im Gefecht. Und wie ist er König? Getragen vom dunklen Bewußtsein seiner vornehmen Natur und einer idealen Gemüthsrichtung, die sich nie zu einem bestimmten Willen, geschweige zu einer großen That condensirt, giebt er in erhabener, göttlicher Ironie seine Zustimmung zu jeglicher Thorheit und jeglichem Greuel, sich auf seine Achtung „vor der Volksfreiheit“ berufend, und ist ernstlich eigentlich nur als übersinnlich-sinnlicher Freier mit seinen Liebesphantasien für eine schöne Nonne beschäftigt. Daß die in ihn verliebte Zigeunerin Divara, ein echtes, heißblütiges, selbstsüchtiges Naturkind, sein „böses Princip“ ist, mag uns Hamerling immer mit allem Farbenzauber seiner Dichtung vormalen. Wir freuen uns an den prachtvollen Scenen, aber wir glauben ihm nicht, so lange ein schwarz-roth-goldenes Bösewicht-Costüm, feurige Augen, schwarze Haare, Tollkirschen-Garnituren, Uhus, Schlangen, Zigeunerballete uns nicht den Mangel innerer Gründe ersetzen können. Wir unterschreiben nicht Hamerling's Motto:

„Groß ist die Zeit und gewaltig, doch wahr, wenn unsere Herzen
Rein nicht sind: wie sollen im riesigen Kampf wir bestehen?“

Leider geht aber das Gedicht an den riesigen Kämpfen des Jahrhunderts vorüber, um einen Hexensabbath von Ueberspanntheit und Schwäche, eine bloße Krankheitsgeschichte zu malen. Der Dichter wird uns hoffentlich nicht mißverstehen. Sein Werk leuchtet über den Schaumblasen der großen literarischen Fluth mit so echtem und eigenthümlichen

Digitized by Google

Glanze hervor, es ist ihm eine so weitgreifende Wirkung und Anerkennung sicher, daß die Kritik ihm das Beste schuldig ist, was sie geben kann: und das ist ja neben freudiger Anerkennung und über sie hinaus doch wol immer die ernst eingehende und freimüthige Prüfung.

4) Ein Wintermärchen. — Epische Dichtung nach Shakespeare's gleichnamigem Schauspiel. Von Georg Hick. — Köln 1869. Dumont-Schauberg.

Es ist leichter den Inhalt eines Dramas in bequemer epischer Fülle zu ergänzen und auseinander zu falten, als den epischen Strom in das enge Bett des Dramas zu zwingen: zumal wo, wie in Shakespeare's Wintermärchen, das epische Element schon im Drama fast mehr als billig hervor tritt. Der Verfasser hat seine Aufgabe mit Tact und Geschick gelöst. Seine Octaven fließen in schönem Wohllaut dahin, er erzählt anmuthig und leicht und wird manchem Freund Shakespeare's zu anregendem Vergleich willkommen sein.

5) Der Wanderer und das Verlassene Dorf von Oliver Goldsmith. — Aus dem Englischen übersetzt von Agnes von Bohlen. Nebst einer Biographie Goldsmith's. Berlin, 1869.

Diese feinsinnige, liebevolle und mit schönem Talent ausgeführte Arbeit ist bei den deutschen Verehrern des „Landpredigers von Wakefield" freundlicher Aufnahme sicher. Goldsmith steht bekanntlich in den Vorderreihen jener mächtigen, geistigen Erhebung Englands, die in allen ihren Nüancen für unsere „Sturm- und Drang-Periode" so anregend und vielfach maßgebend war, und er nimmt in ihr eine eigenthümliche Stellung ein. Mitten im heißesten Sentimentalitäts-Fieber der sechziger und siebziger Jahre weiß er das Recht einfacher Grazie, schlichten, gesunden Sinnes und heiteren Humors zu wahren. In den beiden hier übersetzten (und gut übersetzten) Gedichten (sie erschienen 1764 und 1770) tritt der freisinnige und menschenfreundliche Denker wenigstens ebenso stark hervor, als der gestaltende Künstler. Sie lassen, Angesichts der ersten, berauschenden Triumphe der englischen Welthandelsmacht, eine warnende Klage ertönen um die gefährdeten Güter gesunden, auf Arbeit, Genügsamkeit und Freiheit gegründeten Volkslebens — und der Beifall, welchen sie fanden, war nicht nur für die Leistung des Dichters, sondern auch für die innerliche Gesundheit des altenglischen Volksbewußtseins ein günstiges Zeichen. — Die von der Verfasserin zugegebene Biographie Goldsmith's ist ganz frei von hyperbolischen Lobphrasen, liebevoll, fleißig und verständig geschrieben. Sie gereicht dem (beiläufig sehr hübsch ausgestatteten) Büchlein zu besonderer Empfehlung.

F. Kreyßig.

Paris und die Mode.

Paris, im Fasching 1869.

Der Fasching und die Faschingsochsen. — Leises Erwachen der Poesie. — Eine Schülerin der Frau Viardot. — Das beabsichtigte Verbrechen auf dem Opernhausball. — Masken und Bälle. — Der Tod des Diplomaten. — Die Chinesen im Kriegsministerium. — Ein pariser Herz.

Während ich Ihnen schreibe, erglänzen die Straßen der Hauptstadt unter hellem Sonnenschein, Frühlingsluft weht durch die blätterlosen Bäume des Boulevard und aus der Menge ertönt der schrille Klang der Kuhhörner, die während der Carnevalszeit das von der pariser Straßenjugend bevorzugte Festinstrument sind.

Schaulustige stehen reihenweise in dichtem Gedränge auf dem Wege des Fastnachtszuges, der, jedes Jahr in gleich vulgairer Weise ausgestattet, wenig Abwechslung bietet und an dem dennoch die Pariser sich nie satt sehen können.

Die drei „boeufs gras" dieses Jahres sind nach den drei populairen Theatererfolgen benannt: Chilpéric (Hervé's Operette), Tulipatan (Offenbach's Opéra bouffe), Théodoros (Barrière's großes Zauberstück im Châtelet). Der erste und dritte wiegt 1468 Kilogrammes, der zweite 1281. Heutigen Tages wird jeder Succès nach Centnern gewogen.

Seit einigen Tagen herrscht, abgesehen von dem Faschingslärm, beunruhigende Stille; sie folgt auf die orientalischen Besorgnisse und geht den großen Wahlkämpfen voran. Die Presse tritt in eine entsetzliche Krisis. Dank der Geschicklichkeit der Regierung, die sie ganz tödten will, sind soeben zwei politische Zeitungen zu einem Sou erschienen: der National und das Volk, eine der kühnsten Speculationen, die man bisher gemacht.

Augenblicklich benutzt das Publicum diese Speculation, denn es ist sehr angenehm, für so gut als Nichts — denn der Sou deckt nur den Stempel — eine große politische Zeitung zu haben, die, wie die andern, Depeschen und Nachrichten aller Art enthält.

Doch ich will schnell von diesen wenig interessanten Dingen, die allerdings hier in Jedermanns Munde leben, abbrechen und eile, Ihnen ein gewisses literarisches Erwachen anzudeuten, das sich im Odéon mit den Stücken: „Les Faux Ménages" von H. Pailleron, dem Schwiegersohn des Directors der Revue des deux Mondes, und „Le Passant" von H. Coppée, kundgethan hat. Nach den schlechten Zauberstücken, den unsinnigen Revuen und den abgeschmackten Opéras bouffes, mit denen man uns seit mehreren Jahren überhäuft, begrüßt man mit Freuden

by Google

NEUESTE PARISER MODEN

Ausdrücklich für den Salon zu Paris ausgeführt.

Digitized by Google

Digitized by Google

ſchöne Verſe und iſt glücklich, endlich wieder etwas Poeſie athmen zu können. Ich ſpreche hier nicht von den Leuten von Geſchmack, die niemals aufgehört haben, ſich über den Verfall des Theaters zu beklagen, ſondern über das große Publikum, das auch mit der Zeit von den gewöhnlichen Schauſtellungen Hervé's oder Offenbach's überſättigt, nach einem künſtleriſchen Genuß lechzt.

Bei den Künſtlern fällt mir eine pikante Bemerkung der Vie parisienne, der illuſtrirten Zeitung der Halbwelt, der es nicht an Witz und Feinheit fehlt, ein. Sie amüſirt ſich, unſere Hauptſängerinnen mit Früchten zu vergleichen. Sie nennt:

Mme. Saß — einen Kürbis (wegen ihrer Stärke).
Mme. Carvalho — eine Apfelſine.
Mlle. Nilsſon — eine Walderdbeere.
Mme. Galli-Marié — eine Kirſche von Montmorency.
Mlle. de Murska — eine weiße Johannisbeere.
Mme. Cabel — eine Pfirſich.
Mme. Patti — eine Champagnerweintraube.
Mme. Girard — einen Paradiesapfel.
Mlle. Schneider — eine Herzogsbirne.
Mlle. Krauſe — eine Aprikoſe.

Von einer Sängerin, welche ſich in dieſem Menü nicht findet, wird nichtsdeſtoweniger ſeit einiger Zeit viel geſprochen: ich meine Fräulein Orgéni, die im Théâtre lyrique als „Violetta" debütirt hat. Dieſe große und ſchöne Dame ſcheint hier ihre Erfolge aus Berlin fortzuſetzen. Ich halte ſie für eine wahre lyriſche Schauſpielerin, würdig ihrer großen Lehrerin, der Frau Viardot. Doch hat ſie für mich den Fehler der deutſchen Sängerinnen, etwas zu ſtark zu ſingen, was uns Pariſern nicht behagt, während man in Berlin das Talent einer Sängerin zu ſehr nach der Stärke ihrer Stimme beurtheilt. Daher fand unſere vortreffliche Sängerin Mme Carvalho dort keinen Beifall. Gern möchte ich wiſſen, ob Frau Lucca denſelben Enthuſiasmus hier wie in Berlin erndten würde?

Außer Fräulein Orgéni haben wir bei der italieniſchen Oper Fräulein Krauſe, die täglich mehr gefällt und eine der hervorragendſten lyriſchen Größen unſerer Zeit zu werden verſpricht. Bei demſelben Theater hat ſich Fräulein Murska als tüchtige Sängerin in Lucia enthüllt. Wie man ſagt, wird uns in der nächſten Zeit die Alboni mit zwanzig Gaſtvorſtellungen beglücken: der Elephant mit der Nachtgallenſtimme.

Sie ſehen, faſt alle unſere Sängerinnen gehören dem Auslande an; doch, ob Italienerin, Ungarin, Preußin oder Oeſterreicherin, ſie fühlen ſich bald hier heimiſch in dieſem Paris, das, wie das Sprichwort ſagt, das Paradies der Frauen, das Fegefeuer der Männer und die Hölle der Pferde iſt.

Zuweilen wird es allerdings für Jeden eine Hölle. Man erzählt ſich eine geheimnißvolle Geſchichte, deren Löſung wir früher oder ſpäter berichten werden.

Digitized by Google

Eine schöne, bekannte Sünderin, die gewisse sehr elegante Bälle besucht, auf denen man Männer aus dem höchsten Stande und Frauen aus dem niedrigsten antrifft, erhielt neulich eine Schachtel Chokoladenplätzchen von Jemandem, der ihr empfahl, nicht davon zu essen, weil dieselben vergiftet seien. Doch, fuhr er fort, gebe ich Ihnen zwanzigtausend Franken, wenn Sie dieselben heute Abend dem Herzog von XXX anbieten.

Sei es Ehrenhaftigkeit oder Furcht, die große Kokette verweigerte es zu thun und denuncirte den liebenswürdigen Impresario dieses verfehlten Dramas der Polizei. So sind wir zu dem vergifteten Blumenstrauß von Adrienne Lecouvreur zurückgekehrt *).

Es wird übrigens mehr als je in den Tuilerien, dem Hôtel de ville und in allen Kreisen getanzt. Ob es auf einem Vulcan geschieht, weiß ich allerdings nicht, doch sicher ist's, daß man es mit großem Feuer thut.

Bei den excentrischen Balltoiletten unterscheidet man oft nicht, was Maske ist, was keine? Da gilt es Geschmack und Phantasie zu entwickeln, um etwas Neues, Pikantes zu ersinnen. Mit großem Beifall wurde neulich auf dem costümirten Ball der Vicomtesse de C. die anmuthige Amerikanerin S. als Schmetterling begrüßt. Ihre ätherische Toilette, bei der man sich in die Anderssen'sche Märchenwelt versetzt wähnte, wurde durch den Liebreiz des siebenzehnjährigen Lockenköpfchens erhöht. Ebenso originell, doch realistischer war das Costum der Gräfin von P. als Musica. Diese holde Muse, die uns in das Reich der Harmonien hinüberzaubern sollte, drohte der Last der Noten zu unterliegen, die ihr faltenreiches Atlasgewand bedeckten. Ein Taktstock war ihr Scepter, ein Blechhorn ihre Krone. Sollte es eine Anspielung auf die Zukunftsmusik und die baldige Aufführung des Rienzi in der lyrischen Oper sein?

Wenngleich wir hier, was die Farbenkunst betrifft, die den Unvollkommenheiten der Natur zur Hülfe kommt und durch roth, schwarz und weiß den Gesichtern Frische, Feuer und Zartheit verleiht, schon auf hoher Stufe stehn, so bleiben wir doch, den New-Yorker Berichten zufolge, weit hinter den Finessen der Madamen jenseits des Oceans zurück, wie wir aus folgenden Zeilen schließen: „Man trägt noch immer die Augen weit offen, da ein geweckes Aussehen gesucht ist. Die grünen Augen sind besonders sehr in der Mode, graue und blaue sieht man nur noch bei ehrbaren Hausmüttern oder bei jungen Mädchen, die die stillen Freuden des häuslichen Heerdes den geräuschvollen Vergnügungen der Außenwelt vorziehen. Die kleinen griechischen Nasen finden großen Beifall, da diese jedoch nur selten sind, wird auch das Stumpfnäschen gern gesehen, vorausgesetzt daß das Gesicht hübsch ist.

*) Im Augenblick, wo dies Blatt in die Presse geht, erfahren wir die Namen der in dieses schreckliche Drama verwickelten Persönlichkeiten. Der Eine ist der Graf Kzidniakowsky, der Andere der Student Masson, Beide polnischer Abkunft. Die zur Ausführung des Verbrechens erwählte Dame, die jedoch zur Denunciantin ward, ist Mad. Betral, bekannt unter dem Namen Anne de Narbonne.

Digitized by Google

„Blaßrothe Lippen sind die allerneueste Mode, karmoisinroth dürfen sie nur bei stark brünetten Damen sein, die übrigens wenig Anklang finden. Man trägt noch immer die Ohren an beiden Seiten des Kopfes und zeigt sie unverhüllt. Die bis zum Wirbel heraufgebundenen Haare geben ihnen ein munteres und keckes Aussehen. Vielleicht entscheidet man sich bald, sie spitz zu tragen, nach dem Vorbilde des kleinen Lieblingshündchens einer bekannten Pariser Dame."

Sollte es dieselbe hübsche junge Wittwe sein, mit prächtigen, gekräuselten blonden Haaren und dunkeln schmachtenden Augen, die neulich allgemein bewundert wurde auf einem Ball du grand monde?

Ganz heimlich flüsterte man sich zu, sie habe ihren Mann vergiftet, sei aber aus Mangel an Beweisen freigesprochen. Bei den Herren schadet ihr dieser Ruf in keiner Weise, nur die Damen sind strenger.

Während nun neulich diese liebenswürdige Wittwe inmitten eines Schwarms von Bewunderern all' ihre Reize entfaltete, sagte eine von den Herren sehr vernachlässigte Dame laut genug, um gehört zu werden:

„Ist es möglich, daß man diese Frau hier empfängt, die ihren Mann vergiftet hat!"

„Ob vergiftet oder nicht, ist gleichgiltig", erwiederte die Beschuldigte, „wenigstens trage ich meine eigenen Haare."

Und die Schöne tanzte weiter, während die Dame mit dem falschen Chignon den Abend über sitzen blieb.

Sie werden mir vorwerfen, etwas zu viel vom Gift zu reden. Gut, reden wir einfach von den Todten.

Einige Tage vor seinem Sturze aus dem Ministerium befand sich der Marquis von Moustier im Augenblick, wo man ihm Depeschen brachte, in Gesellschaft einer von ihm geliebten Dame. Uebelgelaunt warf er die Depeschen in eine Schublade, denn für den Augenblick waren für ihn die ernsten Interessen anderer Beschaffenheit.

Man wird lächeln, aber mit Unrecht. Wo fängt der Ernst an, wo hört er auf? Den Künstlern liegt der Ernst in der Schönheit der Natur, den Geschäftsleuten in den Zahlen, den Soldaten in der Kunst seinen Nächsten zu tödten, den Theologen in einer besseren Welt, den Kindern in den Spielsachen, den Verliebten in der Diplomatie und den Diplomaten in der Liebe.

Folglich war Herr Marquis von Moustier ernst.

Den nächsten Tag fuhr er nach Compiegne. Der Kaiser nahm ihn, sobald er ihn erblickte, bei Seite.

„Was sagen Sie, Marquis, zu den Vorgängen in Griechenland? Sie müssen die letzten Nachrichten kennen."

Herr von Monstier erblaßte. Ihm fielen plötzlich die Depeschen ein, die er am vergangenen Tage in der Schublade vergessen hatte.

„Sire", stotterte er, „gestatten mir Ihre Majestät nach Paris zurückzukehren, um einen detaillirten Rapport zu entwerfen."

„Lassen Sie das", erwiederte der Kaiser. „Sie sind hier für die Jagd. Jagen Sie."

Digitized by Google

Der Minister sah sich genöthigt, trotz seiner großen Aufregung, seine Flinte wie die Anderen zu handhaben Bei seiner Heimkehr in Paris fand er seine Abdankung.

Vergangenen Sonnabend wurde die Leiche des Marquis von Moustier in einem mit Seide ausgeschlagenen, dreifachen Sarge aus Tannen, Blei und Eisen in den Grüften der Sainte Clotilde-Kirche bei-

gesetzt, um später nach der Besitzung des Marquis, in dem Departement des Doubs, transportirt zu werden.

Heiterer Art, als all' diese Vorgänge, ist das Auftreten der chinesischen Gesandtschaft hier. Neulich wohnten diese Fremden einer „Soirée" im Kriegsministerum bei. Nach Bullier und dem Casino war diese ihr erster Ball. Und sie gähnten.

Digitized by Google

Als man sie fragte, ob sie sich nicht amüsirten? antworteten sie:

„Wir warten immer, daß die Damen den Cancan tanzen, wie auf den anderen Bällen. Hier scheinen sie einzuschlafen."

Auch verließen sie bald die Gesellschaft, um nach dem Opernball zu gehen, wo sie reichlich befriedigt wurden.

Es ist nicht meine Schuld, daß ich Sie, meine geehrten Leserinnen, diesesmal mit Pariser Abenteuern überfluthe. Bei der Anarchie, die der Carneval in die Costüme und Sitten bringt, ist es unmöglich bestimmte Züge zu fassen, und der Charivari meines Berichtes entspricht dem der verflossenen Wochen. Uebrigens ist die Vergnügungssucht der Pariser während der Carnevalszeit reich an Contrasten, wie es Ihnen meine Schlußscene beweisen wird.

Vergangenen Sonnabend, als die bekannte Zeitungsverkäuferin de la Perrine, als Débardeur gekleidet, in lustiger Herren- und Damenbegleitung, sich von dem Opernball zum Souper begab, wurde sie von einer armen Frau, die, ein Kind auf dem Arm haltend, fröstelnd an der Straßenecke stand, um Almosen angegangen. Schnell zog sie ihr Soldatenmützchen ab, sammelte bei der Gesellschaft für die Arme und band den Betrag der Collecte in ihr Batisttaschentuch. Im Augenblick, wo sie es der Bettlerin gab, griff einer ihrer Begleiter schnell nach demselben. Diese, entsetzt, man wolle ihr die Gabe rauben, wirft einen flehenden Blick nach dem jungen Manne. Er indeß faltet sorgfältig das Taschentuch zusammen, steckt es zu sich, wickelt den Inhalt in einen Hundertfrankenschein, den er aus seinem Portefeuille zieht und giebt ihn der vor Staunen verstummenden Bettlerin.

Und die Gesellschaft eilte leichtfüßig und leichtherzig nach der Maison dor'ée.

Eugénie de Marville.

Digitized by Google

Im Rauchzimmer.

Neulich, auf dem ersten Opernhausball, fragte ich einen Freund, nachdem ich einen Händedruck mit ihm gewechselt: „Wie geht es Ihnen, mein Lieber? Wie amüsiren Sie sich?“ — Er erwiederte: „Wenn nur ein Rauchzimmer da wäre!“ — Das sagte er, mitten unter diesen glänzenden Toiletten, in diesem Meer von Schönheit, Licht, Musik — in einem dieser Gänge, welchen Topfgewächse, Blumen und lebendiges Grün in einen zauberischen Garten umzuschaffen schienen, mit dem Blick auf den prachtvollen Concertsaal, der heute nur das Springen von Champagnerkorken, das halbunterdrückte Lachen und Plaudern von tausend fröhlichen Lippen hörte und dessen weiße Marmorwände vom Reflex der großen Kronleuchter flimmerten! — Ich will diesen Freund nicht tadeln, obwol ich ihn alle Jahre nur einmal, nämlich immer auf dem ersten Opernhausball und zwar immer auf derselben Stelle, dort oben auf der Bühne, bei dem Krystall-Aquarium mit den Goldfischen, sehe. Dort steht er, um seine Glossen zu machen, über die Moden, über die Damen, über die Neuigkeiten der Stadt. Er giebt mir in fünf Minuten die Revue des ganzen Jahres, während dessen wir uns nicht gesehen, und macht mich mit den Persönlichkeiten bekannt, die seit unserem letzten Begegnen am Horizont neu aufgetaucht sind. „Sehen Sie diese junge Dame“, sagt er zum Beispiel, „sie ist nicht übel, von guter bürgerlicher Familie und hat ein hübsches Vermögen. Sie wäre keine schlechte Partie. Allein vor zwei Jahren hat der König einmal mit ihr gesprochen. Seitdem lebt sie — wie unsre Freundschaft — nur von einem Opernhausball zum andern. Das Ereigniß ist ihr zu Kopf gestiegen und sie selber wie verwandelt. Abstoßend das ganze Jahr, wird sie nur liebenswürdig bei Gelegenheit des Opernhausballes. Einem höchst achtbaren Beamten, Sohn eines hiesigen reichen Kaufmanns, hat sie einen Korb gegeben. Immer meint sie, daß der König sie wieder anreden müsse, und sie drängt sich deswegen, wenn der Hof seinen Gang durch den Saal macht, in die vorderste Reihe. Doch ich bedaure, zu sagen, daß der König sie das vorige Mal nicht bemerkt hat und auch dieses Mal sich ihrer nicht erinnert zu haben scheint. Na, das wird ein schönes Jahr werden!...“ Oder er deutet auf einen Herrn, der an der Rampe der Bühne steht, dort, wo gewöhnlich unter breiten Schirmen die Lampen des Orchesters um den Souffleurkasten brennen und bei den Bällen unsere „petits crevés“ stehen, die gesehen zu werden wünschen — ganz im Gegentheil zu den Lampen und dem Souffleur, welche nicht gesehen zu werden wünschen. „Sehen Sie“, sagt mein Freund, „das ist der Geheime Commissionsrath von X. Endlich, bei der letzten Ordensvertheilung am 19. Januar, hat er den höchsten Wunsch seines Lebens und Strebens in Erfüllung gehen sehen. Er hat ihn! Nun muß er ihn auch zeigen. Wissen Sie, daß das Billet zum Opernhausball ihm drei Friedrichsd'or gekostet hat? Er hat es gestern an der Börse kaufen lassen. Ich weiß es ganz genau. Und da sehen Sie ihn nun, mit dem rothen Adlerorden vierter Classe. Ja, das putzt!“ — In diesem Augenblick ging ein kleiner Herr an uns vorüber mit höchst jovialem Gesicht, welches unter hundert Berlinern immer neunundneunzig ganz gewiß kennen werden. Denn

Digitized by Google

sie Alle sind ihm dankbar für Das, was in unserer ernsten Zeit so selten geworden und was doch niemals, selbst aus einem rein medicinischen Gesichtspunkt so gesund gewesen: nämlich ein herzhaftes Lachen! Es war unser unvergleichlicher Helmerding. Indem er an uns, erst meinem Freunde, dann mir die Rechte reichend, vorüberging, griff er mit der Linken an sein (leeres) Knopfloch. „Auch eine Auszeichnung!“ rief er. — „Wie so?“ fragte der Freund, ihm nachsehend. — Helmerding sah sich noch einmal um, und indem er das „jungfräuliche“ Knopfloch noch einmal producirte, sagte er mit jenem unbeschreiblichen Ausdruck von Komik, der nur ihm eigen ist, — „Nanu — nischt!“ — zuckte die Achseln und verschwand in der Menge.

Darum sage ich: Es lebe der Carneval! — Denn das ist die Zeit, wo man alte Freunde, die man das ganze Jahr nicht trifft, wiedersieht, gute Witze hört und weder Cigarren rauchen noch melancholische Betrachtungen anstellen kann.

Und doch läge das Letztere so nahe, mitten im Carneval. Denn der „Almanach von Gotha“, dessen neuer Jahrgang soeben auf unserem Arbeitstisch die lange Reihe seiner Vorgänger vermehrt hat, sagt uns, daß von allen Städten, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts groß waren oder groß zu werden anfingen, nur zwei zurückgegangen sind, und eine von diesen beiden zurückgegangenen Städten ist keine andere, als jener große und berühmte Sitz des Carnevals, den man nur zu nennen brauchte, um sich all' seine tolle Lust zu vergegenwärtigen, den Fürsten und reiche Leute aus aller Welt Enden zu besuchen pflegten, um zu sehen, was der Carneval sei: — Venedig! — Wenn der „Almanach von Gotha“ nur von zwei gleichsam entthronten Städten zu reden hat, — wie viel größer ist die Zahl der entthronten Fürsten, von denen er nicht mehr redet! Seine Liste von europäischen Souveränen, die jedes Jahr kürzer wird, umfaßt in diesem Jahre 1869 nur noch 39 Häuser, von welchen wir aber getrost, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, eines streichen dürfen, welches wahrscheinlich nur „weil der Bogen schon einmal gedruckt war“, darin gelassen worden ist: nämlich das der Königin Isabella von Spanien. Das Register der „Achtunddreißig“ beginnt mit dem Czaaren aller Reußen, welcher einen Staatsrath von 50 Senatoren und eine Armee von 50 Divisionen hat, und endigt mit dem Fürsten von Monaco, dessen ganzer Hofstaat aus zwei Adjutanten und — seltsam, aber wahr! (man vergleiche den Almanach) einer Palastdame besteht. Es ist gar ein höfliches Buch, dieser Almanach, denn es geschäftigt sich ja nur ausschließlich mit den Höfen; allein, ich kann mir nicht helfen, bei alledem auch ein recht grausames, indem es, ohne nur mit den Augen zu zucken und ohne soviel als ein entschuldigendes Wort, welches doch sogar unser großer Graf in der bezüglichen Kammerdebatte hatte, die Fürsten ihres Thrones entsetzt und ihnen „sans phrase“ die Stellen anweist, die sie fortan in den untergeordneten Kategorien einzunehmen haben. In früheren Jahrgängen rangirten die mediatisirten — („mediatisirt“ sagte man damals, zur Zeit des deutschen Bundes; heute heißt es „depossedirt“) — unmittelbar mit den regierenden Fürsten. Sie bilden jetzt eine Classe für sich; und Alles, was ihnen der Almanach noch bewilligt, ist eine kurze Notiz und das Privilegium, einen rothen Hut zu tragen. Ob sie sich dieses letzteren Rechts bedienen, wissen wir nicht; aber es müßte recht hübsch aussehen, unsere Depossedirten mit rothen Hüten herumgehen zu sehen. Nach den Fürsten, die den Titel „Durchlaucht“ führen, kommen die Grafen, mit dem Titel „Erlaucht“, u. s. w. u. s. w.

Digitized by Google

Der berühmte Fürst Talleyrand muß den „Almanach von Gotha“ sehr genau im Kopfe gehabt haben; denn er verfuhr nach einer ganz genau bemessenen Stufenleiter, wenn er bei Tische die Gäste, die bei ihm zu Mittag speisten, fragte, ob sie von diesem oder jenem Gericht essen wollten. Er verfuhr dabei natürlich in absteigender Linie, mit den Fürsten beginnend, und mit dem einfachen Monsieur aufhörend. Es war seine Gewohnheit, den Braten selbst zu zerlegen, und er pflegte sich dann in folgender Weise an seine Convivialen zu wenden. „Mein Fürst, wollen Eure Durchlaucht mir die Ehre erweisen, noch ein Stückchen Braten zu nehmen?“ — „Herr Herzog, darf ich mir die Ehre ausbitten, Ihnen noch etwas Braten zu senden?“ — „Herr Marquis, darf ich die Ehre haben, Ihnen noch etwas Braten anzubieten?“ — „Herr Graf, darf ich das Vergnügen haben, Ihnen noch etwas Braten zu schneiden?“ — „Herr Baron, wollen Sie noch etwas Braten haben?“ — Und dann, wenn er zu einem der gewöhnlichen Sterblichen gelangt war (etwa zu einem Deputirten, einem Mitglied des Abgeordnetenhauses u. dgl., irgend einem Nationalliberalen jener Zeit, für welchen man, so wird gesagt, auch anderwärts, in den höchsten Regionen, bei officiellen Diners, etwas bescheidenere Menüs haben soll, das sogenannte „Nationalliberale Menü“), also dann schlug Talleyrand mit dem Messer einfach auf seinen Teller, fixirte sein Auge auf das Gesicht des Gastes, welcher nur ein simpler Mann ohne jedwede Notiz im „Almanach von Gotha“ war, bis derselbe bemerkte, daß das Zeichen ihm galt, worauf der berühmte Staatsmann nichts weiter zu sagen pflegte, als dieses einsilbige Wort: „Boeuf?“

Der geneigte Leser sieht also, daß ich nicht ganz Unrecht gehabt habe, wenn ich am Anfang unserer heutigen Plauderei gesagt habe: Es lebe der Carneval! Es fallen Einem da so mancherlei Geschichten ein, an die man das ganze Jahr nicht denkt. Es geht Einem da mit mancherlei confiscirten und confiscablen Einfällen wie mit meinem Freund, den ich auch nur alle Jahre einmal, während des Faschings auf dem Opernhausballe, sehe. So sind wir wieder, auf weiten Umwegen, dem Opernhaus, dem Centrum der Berliner Saison, nahe gekommen. Aber leider! — bis dieses Blatt in den Händen eines hohen Adels und verehrungswürdigen Publikums ist, wird auch der zweite Subscriptionsball vorüber und der diesmal so kurze Carneval geschlossen sein? — Wo wir tanzten, werden wir dann Andere tanzen sehen; und möglich, daß unsere französische Schauspielergesellschaft bis dahin auch das neue Stück Sardou's, „Séraphine“, aufgeführt haben wird. „Unglückliches Kind“, ruft Seraphine darin ihrem Knaben Sulpice zu, „Du hast das Corps de Ballet gesehen?“ — „Ah, c'est bien vrai“, antwortet ganz naiv das Kind, „on leur voit tout le corps!“ — Und da sich alles Dies in Paris und nicht in Berlin zuträgt, so wird man uns — in Anbetracht, daß es noch Carneval ist, während wir schreiben — auch hier noch einmal durch die Finger sehen, wenn wir folgendes kleine Gespräch zwischen Ehemännern aus einer der ersten Nummern der „Presse libre“ wiederholen. Der erste Ehemann sagt: „Ich werde den Abend in der Oper beschließen.“ — Sein Freund, der andere Ehemann, erwiedert: „Wie kannst Du daran denken! Wir sind in den Fasten!“ .... „Ah, bah!“ versetzt der Erste; „die Tänzerinnen sind so mager!“

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Goog

Waldweg am Starnberger See.

Gezeichnet von Ph. Roth *Gestochen von F. L. Meyer*

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Salon.

Wittenborg.

Ballade von **Emanuel Geibel.**

Das war Johannes Wittenborg,
Der Admiral vom Bunde;
Er nahm Bornholm, das feste Schloß,
Und fuhr hinab zum Sunde.

Und wo er traf ein Dänenschiff,
Das stolz die Segel blähte,
Verbrannt' er's oder führt' es mit
Als Beute für die Städte.

Und als er kam vor Helsingör,
Das Volk ergriff ein Zagen.
Dem König däuchte plötzlich schwül
Die Luft von Kopenhagen.

Er sandte Brief' und Boten aus,
Den Admiral zu grüßen:
„Laß ab vom Kampf und komm an's Land
Wir wollen Frieden schließen.

Und bis vollführt das Sühnungswerk
Dem Bund und uns zum Frommen,
Im alten Schloß von Helsingör
Sei mir als Gast willkommen!"

Im alten Schloß zu Helsingör,
Da schallen Pauken und Zinken,
Die Diener rennen aus und ein,
Die güldnen Becher blinken.

Bei Tafel sitzt Hans Wittenborg,
Gewappnet wie zum Streite,
Die Königstochter aus Dänemark
Die sitzt an seiner Seite.

Die Königstochter aus Dänemark,
Die weiß so süß zu blicken,
Ein Goldnetz ist ihr wellig Haar,
Um Herzen zu bestricken.

Sie lacht und schwatzt und läßt sich hold
Sein zaudernd Wort gefallen,
Sie schenkt ihm ein und trinkt ihm zu,
Sein Blut beginnt zu wallen.

Schön Sigbrit hebt die Tafel auf,
Da rufen lauter die Geigen;
„Legt ab den Panzer, Admiral,
Nun geht's zum Fackelreigen."

Und als er tanzt mit ihr im Saal,
Da schwindeln ihm die Sinne;
Ihm ist's, als ob aus ihrer Hand
Ein Strom von Flammen rinne.

Sie merkt es wohl und schaut ihn an,
Und flötet leis' im Tanze:
„Gieb uns Bornholm und Dir gehört
Die Ros' aus meinem Kranze."

„Die Ros' aus Eurem Kranz ist schön,
Rubin erbleicht daneben.
Mit Freuden gäb' ich drum mein Blut,
Bornholm kann ich nicht geben."

„Gieb uns Bornholm, das feste Schloß
Und nimm dafür zur Stunde,
Nimm hin dafür, Du stolzer Mann,
Den Kuß von meinem Munde!"

Sie flüstert's leis', ihr Aug' ist heiß,
So wonnereich ihr Flehen,
Sie zieht ihn sacht zum Schloßaltan,
Da ist's um ihn geschehen.

Er hat verrathen Schloß Bornholm,
Um seine Lust zu büßen;
Vom Himmel schoß ein Stern herab
In's Meer zu seinen Füßen.

Weh Dir, Johannes Wittenborg!
Weh Dir um diese Stunde!
Du hast geminnt des Dänen Kind,
Was bleibst Du nicht am Sunde?

Digitized by Google

Was ſegelſt Du zur Heimat keck,
Der Du die Treu gebrochen?
Zu Lübeck in der alten Stadt
Wird ſcharfes Recht geſprochen.

Zu Lübeck in der alten Stadt
Am Mittwoch nach den Faſten,
Da ſchallt vom Thurme dumpf Geläut,
Da flaggen ſchwarz die Maſten.

Zum Markte wallt ein Trauerzug
Aus Sanct Marien's Thüren;
Das iſt Johannes Wittenborg,
Den ſie zum Tode führen.

Bekümmert ſteht das Volk umher,
Es weinen laut die Frauen,
Dem jungen Admiral nur ſpielt
Ein Lächeln um die Brauen.

Er ſchreitet hohen Haupts zum Block,
Als ging's zum Fackelreigen.
„Und muß ich ſterben um Bornholm,
So warſt Du doch mein eigen!"

Ein Röslein nimmt er aus der Bruſt,
Das wuchs an Seelands Strande,
Noch einmal drückt er's an den Mund
Und kniet dahin im Sande.

Die Glocke dröhnt, das Richtbeil fällt,
Sein Haupt rollt hin am Grunde;
Er hat bezahlt mit ſeinem Blut
Den Kuß von Sigbrit's Munde.

Vogel flieg' aus!

Novelle von **Otto Roquette.**

(Schluß.)

Am andern Morgen war ich zeitig bei Wege und da sich noch Keiner von meinen Gefährten blicken ließ, beschloß ich allein nach der Post zu gehen. Sie war gegenüber am Markte. Ich hatte mein Köffer=chen dort zu empfangen, erwartete auch einen Geldbrief vom Onkel. Während ich am Schalter stehe und mit dem Beamten spreche, ertönt eine Stimme über meiner Schulter: „Besten Morgen, schöne Dame!" Erschreckt sah ich mich um und erblickte den „Lampendocht" neben mir. Es war unangenehm, daß ich eine Weile zu warten hatte. Der junge Herr beachtete die vornehme Ablehnung meines Gegengrußes nicht, sondern fuhr fort: „Gestern Abend waren Sie recht spröde! Sind Sie heut geselliger? Was?"

Ich beantwortete eine Frage des Postbeamten, ohne dem Lampen=docht zu entgegnen. Ich hoffte ihn ohne Worte los zu werden. Doch täuschte ich mich.

„Kann ich Ihnen mit Etwas dienen?" sagte er flüsternd. „Warum wollen Sie zu Fuße gehen? Lassen Sie Ihre Studenten laufen und kommen Sie in meinen Wagen! Was?"

Vor dieser Frechheit schrak ich denn doch zusammen. Doch brachte ich nichts über die Lippen, als die Worte: „Verlassen Sie mich — ich danke!"

„Ich könnte Ihnen die Reise viel angenehmer machen!" fuhr er fort. „So zu Zweien —! Ei was, seien Sie nicht so spröde!"

„Mein Herr" — rief ich bebend — „soll ich mir Hülfe gegen Sie herbeirufen?"

In diesem Augenblick stand Martin in der Thür, die drei Anderen hinter ihm. Sie hatten meine letzten Worte gehört. Ich nahm meines Bruders Arm und wollte ihn, ohne Aufsehen zu erregen, mit mir fort führen. Martin aber war nicht gestimmt so ruhig abzuziehen. „Un=verschämter Bursche!" rief er. „Scheeren Sie sich zum Teufel! Oder sind Sie nach einer Ohrfeige lüstern?" — Die drei Anderen standen mit wilden Blicken da und, wie mir schien, zu Thätlichkeiten sehr gerüstet, so daß ich, in großer Angst, aus dem Postgebäude hinaus drängte.

Dieser Mensch aber, dieser „Lampendocht", stand mit unerschütter=lich frechem Gleichmuth, drehte an seinem Cotelettebart und sah uns lächelnd nach.

Der ganze Tag war mir durch den Eindruck dieser abscheulichen

Situation verdorben. Meine jungen Leute — denen ich jedoch den ganzen Hergang zu erzählen mich nicht entschließen konnte — fühlten es durch und suchten mich mit um so feurigerer Dienstbeflissenheit zu zerstreuen. Gelang es ihnen auch nicht ganz, so bin ich ihnen doch dankbar. Merkwürdig! Sie, vor denen ich anfangs etwas von Furcht gefühlt, sind jetzt der Schutz, unter dem ich mich sicher fühle. Wir sind wie eine Familie zusammen. —

Den 13. August.

Heut Nachmittag lagerten wir auf einem Berge und genossen die köstliche Aussicht in die warme, sonnige Landschaft. Da begann Jettchen: „Jetzt müssen wir uns entscheiden! Dort unten liegt Heinrichsbad, unser heutiges Nachtquartier. Wie wird es mit unserm Concert?"

Dieser mir gar nicht zusagende Plan, ein Concert zu geben, war nämlich die ganze Reise über lebendig geblieben und fast täglich besprochen worden. Ich hatte anfangs darüber gelacht und nicht mit Ernst in den Scherz hinein reden wollen, da ich weder an den Ernst meiner Gefährten, noch an die Ausführbarkeit glaubte. Inzwischen hatten sie sich mehr und mehr in diese Idee hineingesprochen und geplant, daß mir bange wurde, sie könnten die Tollheit wirklich ausführen. Ich suchte den Plan in's Komische zu ziehen, wohin er denn auch gehörte. „Wollen Sie durchaus Geschäfte machen?" entgegnete ich dem Sprecher. „Was wird aber aus uns, wenn wir *schlechte* Geschäfte machen? Wenn Sie mit den „heiligen Hallen" und mit dem tiefen C in Schubert's „Wanderer" die Kosten nicht decken?"

„Wenn Frau Hedwig an der Kasse sitzt", lachte Jettchen, „kann es uns gar nicht fehlen!"

„Ach, die sitzt ja schon die ganze Reise über bei uns an der Kasse, zwar nicht einkassirend, aber dennoch als Kassenführerin. —"

Stips wurde von dem halb verlegenen Gelächter der Anderen unterbrochen, Ramberg aber nahm schnell das Wort: „Eben darum müssen wir darauf denken unsere Verhältnisse zu verbessern und nicht länger ihre Schuldner zu bleiben!"

„Drückt Sie diese traurige Lage so sehr?" fragte ich.

„O nein, wir leben wie im Paradiese oder im Schlaraffenlande!" rief Jettchen. „Ich bliebe gern mein Leben lang in dieser Abhängigkeit —"

„In welcher man immer an diejenigen Aussichtspunkte geführt wird, wo es keine Wirthshäuser giebt —", unterbrach Martin. „Glaube dem Schmeichler nicht, Hedwig! Er hat sich erst gestern sehr scharf darüber ausgelassen, daß Du gar kein Verständniß für Durst habest. —"

„Das ist nicht wahr!" schrie Jettchen. „Ich habe nur den Wunsch ausgesprochen, Frau Hedwig bekäme einmal so ungeheuren Durst, daß auch wir —"

„Pfui, schämt Euch!" rief ich dazwischen — und verschwieg, daß ich wirklich selbst schon seit einer Weile einen solchen Durst empfand, und zwar gerade nach jenem verwerflichen, von ihnen begehrten Getränk,

Digitized by Google

daß ich wer weiß was für ein Glas davon gegeben hätte. „Schämt Euch! Wie mögt Ihr, die Ihr mit Euren Gedanken nach etwas Höherem strebt, an so niedrigem Stoffe kleben!"

„Drum rasch wieder zu etwas Höherem!" rief Orpheus. „Beschließen wir gleich, morgen unser Concert in Heinrichsbad zu geben!"

Man nahm den Vorschlag beifällig auf, und in dem Durcheinander, welches sich völlig unparlamentarisch erhob, konnte meine abredende Stimme nicht zu ihrem Rechte kommen. Merkwürdigerweise schwieg Stips schon seit geraumer Zeit und sah, wie verträumt, in die Landschaft hinunter. — „Helfen Sie mir, lieber Buchner", sagte ich — denn der Name Stips machte ihn von meinen Lippen unglücklich — „helfen Sie mir, diesen eitlen Virtuosen den Unsinn ausreden!"

„Unsinn ist's freilich", begann mein Freund mit Ruhe, „aber wir Zwei sind in der Minderheit und der Unsinn wird doch wol in Scene gehen. Das — mit dem Wiedererstatten aus der Concertkasse, ist freilich noch größerer Unsinn. Die Sache machen wir später mit Dionys ab — für Ihre Güte und Liebenswürdigkeit (er sagte so) gebührt ein anderer Dank. Ich bin jedoch unter Umständen auch für das Concert. Wir hörten heut früh, daß vor einigen Tagen das Schulhaus in Heinrichsbad abgebrannt sei und der arme Schullehrer dabei Alles verloren habe. Da schoß mir gleich durch die Gedanken, zu welchem Zweck wir unser Concert zu geben hätten. Daß Sie als Dame sich nicht daran betheiligen wollen, versteht sich von selbst. Aber auch ich werde nur mitwirken, unter der Bedingung, daß die Einnahme den Abgebrannten zufalle."

„Bravo!" schrie Martin mit einem gewaltigen Liebeshiebe auf Stipsen's Schulter. „Bravo!" jubelten die beiden Anderen.

„Sieh da!" meinte ich: „Sie sind ja recht schnell von dem Gedanken abgekommen, für Ihre Gläubiger zu wirken!"

„Ach!" entgegnete Jettchen, „wir spaßen immer nur, wenn wir vom Bezahlen unserer Schulden reden!"

„Saubere Sippschaft!" rief ich, indem ich mich lachelnd mit den Uebrigen erhob. Sie hatten nun keine Ruhe mehr, es mußte im Sturmschritt nach Heinrichsbad hinunter geeilt werden. — Was sollte ich machen? Meine Einwilligung zu dem Concerte konnte ich nicht geben; aber, wie es scheint, kann ich die Thorheit schon nicht mehr abwenden und all' meine Gegenrede ist umsonst.

In Heinrichsbad — übrigens einem ganz entzückenden kleinen Curort — angelangt, nahmen wir Wohnung im Curhause und erhielten einige recht hübsche Zimmer, ich sogar wieder eins mit einem Balcon nach der Brunnenpromenade heraus. Ich weiß nicht — es war, als hätte man uns erwartet, uns die Zimmer reservirt. Der Wirth, die Dienerschaft über die Maßen zuvorkommend. — Bei der Abendmahlzeit nahmen die jungen Leute den Wirth vor und theilten ihm ihren Concertplan mit. Er schien überrascht, aber sehr bereit, ihnen den Saal umsonst zu überlassen. „Könnte nicht" — sagte er — „hinterher ein

Digitized by Google

Ball arrangirt werden? Junge Damen sind genug hier, aber es hat immer an Tänzern gefehlt. Jetzt, da gleich vier junge Herren —"

Mein Quartett schrie fast vor Entzücken bei diesem Vorschlag und ich fühlte mit Kummer und Befangenheit, daß meine Autorität im Wirbelsturm der Ereignisse sich verflüchtigte. Martin wurde gastfrei und bestellte Wein, die ganze Gesellschaft benahm sich in der Vorfreude so komisch, daß ich, trotz meiner Gegensätzlichkeit, nicht aus dem Lachen kam. „Aber, Kinder!" rief ich. „So nehmt doch Vernunft an! Kann es Euch denn leicht um's Herz sein bei dem Gedanken, die ganze Badegesellschaft aufzurufen, Euch vor einem Publicum zu produciren, das doch wol schon Besseres gehört hat?"

„Ach was! Der Zweck heiligt die Mittel!" rief Martin.

„Aber Eure Garderobe! Ihr könnt doch so unmöglich auftreten! Noch dazu auf einem Balle!" Ich hatte dabei vorwiegend den Anzug meines Freundes Stips im Auge.

Der Wirth hatte die letzten Worte gehört. „Darum machen Sie sich keine Sorgen!" tröstete er heiter. „Wenn es heißt, vier Herren Studenten geben ein Concert mit Ball auf der Durchreise und noch dazu für die Abgebrannten, so hält man ihre Toilette für ausgezeichnet, sie mag sein, wie sie will. Wir sind hier nicht so ängstlich — eine neue Flasche? Sogleich!"

Meine Leute nannten den Wirth einen „famosen Kerl" und meine Befürchtungen wuchsen. Ich zog mich früher zurück. Wenn man nur wenigstens meinen Freund Stips etwas präsentabler herstellen könnte! Das Costüm der Anderen möchte hingehen. Diese verkehrten Burschen! Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht! —

Den 18. August.

Wo mir der Kopf steht —? Wenn ich das vor fünf Tagen nicht wußte — denn so lange bin ich nicht an diese Notizen gelangt — so weiß ich es heute erst recht nicht. Mir ist ganz wirr, als läge ich im Traume und müßte aus all' diesen bunten Ereignissen plötzlich zur gewöhnlichen Wirklichkeit erwachen. Da sitze ich in einem fremden Hause, bin getrennt von meinen Reisegefährten, die jetzt im Groll von mir geschieden sind — die schöne Wanderschaft hat eine unerwartete Wendung, möglicherweise für mich ein Ende genommen. Da sitze ich und soll mich ausruhen — geradeso wie im Hause Neuenburg, ich mochte das Bedürfniß dazu haben oder nicht. Aber Zeit habe ich nun wieder zum Schreiben und will versuchen, die Erlebnisse in geordneter Reihe aufzuzeichnen.

Als ich am Morgen nach unserer Ankunft in Heinrichsbad auf den Balcon hinaustrat — ich hatte etwas bessere Toilette gemacht, da mein hier angelangter Koffer mir das erlaubte — erblickte ich eine Gruppe von zwei älteren Damen und einem Herrn, welche lachend ein an einen Baum geheftetes Placat lasen. „Es ist ein Studentenwitz", sagte der Herr, „aber ich bin überzeugt, Alles am Orte, was Beine hat, wird

Digitized by Google

kommen. Sie sollten auch bis morgen noch bleiben, meine Damen!" — „Es ist bereits beschlossen!" entgegnete eine der Damen. „Ein solches Ereigniß in Heinrichsbad darf man sich nicht entgehen lassen." Die Gesellschaft wendete sich um, wurde meiner ansichtig, flüsterte unter einander und schien mich auf's Korn zu nehmen. Ich zog mich in mein Zimmer zurück.

Da öffnete sich die Thür und Stips trat herein, aber in einer Umwandlung, daß ich vor Erstaunen die Hände zusammenschlug. Er trug einen schwarzen Gesellschaftsanzug, weiße Cravatte und weiße Handschuh, sein Gesicht strahlte vor Genugthuung. „Was sagen Sie dazu?" rief er, indem er vor den Spiegel trat, an seinem Frack rückte und zog und sich ein Ansehen gab — unternehmend bis zur Gefährlichkeit. Ich kämpfte mit dem Lachen, indem ich ihm zusah. Dann wendete er sich zu mir und als er mein lila Sommerkleid erblickte, rief er: „Ach, Sie haben sich ja auch sehr schön gemacht! Jetzt werden wir auch durch unsere Erscheinung Ehre einlegen!"

„Aber lieber Buchner" — lachte ich ihm in's Gesicht — „wie kommen Sie in diese Kleider?"

„Ich konnte doch in meinem Reiseaufzuge nicht im Concert oder auf dem Ball erscheinen!" rief er. „Da fand sich, daß der Kellner von meiner Statur ist, er hat mir seinen Staatsanzug gegeben — sitzt er nicht wie angegossen?"

Das fand ich nun freilich nicht. Der Kellner mußte wol breiter in den Schultern sein, denn der Frack warf im Rücken einige Falten, auch schienen mir die Aermel zu lang. Der Träger des geborgten Kleidungsstückes aber schien in kindlicher Zufriedenheit davon keine Notiz nehmen zu wollen und ich stand, halb lachend, halb gerührt in die Betrachtung meines merkwürdigen Freundes versunken.

Da stürmte Martin herein. „Alles in Ordnung!" rief er. „Man will sich bereits um die Billets reißen! Da wir aber keine haben, müssen wir die Völkerschaaren auf die Abendkasse vertrösten. Hedwig — drei reizende junge Mädchen waren nach Billets da! Ich habe mich gleich mit allen Dreien zum Tanz engagirt."

„Und sie gingen darauf ein?"

„Na natürlich! Warum denn nicht! Ganz vergnügt gingen sie darauf ein. Jetzt aber, Stips, ist die höchste Zeit zur Probe. Die Brunenpromenade ist vorüber, und da es, wie der Wirth sagt, um diese Stunde hier zu sonnig ist, kommen jetzt die Leute nicht her, es ist die einzige Stunde zum Probiren. Die Anderen sind schon unten am Flügel. Wir schließen den Saal zu. Hedwig, hier hast Du ein Programm!" Aufgeregt stürzten sich die beiden Jünglinge aus dem Zimmer und ließen einen beschriebenen halben Bogen Papier in meinen Händen — das Programm, in dessen Studium ich mich nun ungestört versenken konnte. Schauderhaft — und lächerlich zugleich! Ich las:

„Großes Extra-Reise-Concert der Gebrüder Fliedermüller, zum Besten der Abgebrannten." Fünf Quartetts waren angesetzt, da-

Digitized by Google

zwischen vier Sologesänge. Beethoven's Adelaide und Schumann's „Du meine Wonne, Du mein Schmerz", vorgetragen von „Orpheus Fliedermüller". Schubert's „Wanderer" und die „heiligen Hallen" aus der Zauberflöte, vorgetragen von „Jettchen Fliedermüller". — Ich entsetzte mich! Dies öffentlich anzuschlagen! Denn ein gleiches Programm prangte an dem Baum drüben. — „Die Quartetts", hieß es weiter, „werden von den vier Brüdern Fliedermüller gesungen werden. Die Begleitung der Gesänge hat der jüngste der Familie, der kleine „Stips Fliedermüller" übernommen." — Himmel! Sicherlich wußte mein Freund Stips nicht, hatte sich in seiner Toilettenaufregung nicht um die Abfassung des Programms gekümmert! Zum Schluß hieß es: „Nach dem Concert Bal paré. Die Damen erscheinen in Güte, Liebenswürdigkeit und Nachsicht, die Herren in guter Laune und freundlichem Entgegenkommen."

Das Blatt sank mir aus den Händen und ich auf einen Stuhl. Welcher Beurtheilung setzten mich diese übermüthigen Burschen aus! Ich konnte mich vor den Leuten gar nicht sehen lassen. Und unten hielten sie bereits Probe, während ich aufgeregt in meinem Zimmer auf und nieder schritt. Was sollte ich nun anfangen? Mir fing die Zeit an lang zu werden. Draußen war es um diese Stunde still und leer, ich glaubte wenigstens in der unmittelbaren Nähe des Hauses einen kleinen Spaziergang unbeobachtet wagen zu können. So ging ich hinunter, von Wirth und Kellnern, die nach meinen Befehlen fragten, auf das Höflichste begrüßt. Ich streifte am Musiksaale vorüber. Da hörte ich, wie der Sänger der „Adelaide" in einen von mir schon öfter gerügten Fehler verfiel und pochte mit meinem Sonnenschirm an das Fenster. Martin öffnete: „Sage doch Ramberg", so bat ich, „daß er die Stelle: „Und Nachtigallen flöten —" nicht so durch die Nase singe! Es klingt eher nach Clarinetten, als nach Flöten." Auch Wiesner-Jettchen erschien am Fenster. „Ach, wie reizend angezogen!" rief er, den ich heut noch nicht begrüßt hatte. „Lila ist meine Lieblingsfarbe! Kann ich das Vergnügen haben, heut Abend den ersten Walzer mit Ihnen zu tanzen?"

„Sehr fein und artig!" rief ich. „Eine Dame durch das Fenster zu engagiren!"

„Ich komme hinaus!" Der Unband machte Anstalten aus dem Fenster zu steigen. Ich bat himmelhoch und sah, wie er von Martin am Rockschoß festgehalten wurde. „Geht, geht!" rief ich. „Ich bin böse auf Euch Alle!" — Ich schritt hastig davon und in einen schattigen Gang des Parks hinein, vergessend, daß ich mich nicht aus der Nähe des Hauses hatte wagen wollen. Es war sehr still und angenehm, Ramberg's Stimme verklang in der Entfernung, ich konnte mich bald ganz allein und unbeobachtet glauben. Da biege ich um eine buschige Ecke und erblicke zwei alte Damen auf einer Bank sitzen, beide in Lesen vertieft. Es mußten dieselben sein, die ich heut schon von meinem Balcon aus gesehen hatte. Rasch will ich Kehrt machen, zugleich aber blicken die beiden Lesenden auf, sehen mich überrascht, aber freundlich an und

Digitized by Google

erheben sich grüßend. Schon thun sie einen Schritt mir entgegen und ich muß, den Gruß erwiedernd, stehen bleiben.

„Wie freuen wir uns —"

„Es ist uns sehr angenehm —"

„Sie verzeihen unsere Dreistigkeit —"

„Sie werden es nicht übel deuten —"

So begannen sie eine Wechselanrede in freundlichstem Tone, begleitet von altmodischen, aber graziösen Knixen.

„Sie sind uns bereits angekündigt —"

„Wir waren schon neugierig —"

„Der Zufall ist wirklich recht glücklich —"

„Wir haben die Nichte des Herrn Hofmarschall von P. zu begrüßen —"

„Es muß Ihnen sonderbar erscheinen, daß wir --"

„Aber die Reisefreiheit wird auch unsere Annäherung entschuldigen —"

So ging es fort unter Knixen und Verbeugungen, immer einen Schritt weiter, bis wir dicht vor einander standen. Ich fühlte, daß ich dunkelroth wurde und konnte in meiner Verlegenheit kaum die üblichsten Begrüßungsworte stammeln. Die zuvorkommende Freundlichkeit der alten Damen war gleichwol unwiderstehlich. Ich mußte zwischen ihnen auf der Bank Platz nehmen. „Nun, wir werden heut' Abend ein musikalisches Fest haben?" begann die Eine wiederum. „Einen hoffentlich recht heiteren Abend!" fuhr die Andere fort.

Ich glaubte nichts Eiligeres zu thun zu haben, als zu erklären, daß diese Thorheit ganz gegen meinen Willen in's Werk gesetzt werde und daß ich vor dem Ausgang in großer Angst wäre, daß ich sogar auf meine unartigen Reisegefährten recht ungehalten sei. „O, darüber sollten Sie ganz ruhig sein!" meinte meine rechte Nachbarin. „Jedermann sieht ja", nahm die linke das Wort, „daß es sich hier um einen Studentenspaß handelt. Uebrigens haben wir schon von Ihren musikalischen Leistungen gehört, die uns als höchst anmuthig geschildert worden." — Durch wen denn nur in aller Welt? dachte ich. — „Und Sie werden uns auch Etwas zum Besten geben?" fragte wiederum die rechte, während die linke Nachbarin näher rückte. Ich verneinte es mit Verwahrung. — „Nicht?" rief die rechte. „Aber Sie stehen doch auf dem Programm als Jettchen Fliedermüller —" sie lächelte dabei und die linke lächelte schalkhaft zurück. Jetzt mußte ich auch lachen. Ich erzählte ihnen, wer Jettchen sei. Beide klaschten vergnügt in die Hände und lachten mit mir. „Aber siehst Du, Schwester Ludovike —", begann die rechte.

„Ja wol, Schwester Rosalinde, Du hattest ganz recht. Denn wissen Sie, meine Liebe — wir wunderten uns, daß Sie die „Heiligen Hallen", also eine Baßarie, singen würden — wir sind nämlich auch etwas musikalisch — und Schwester Rosalinde meinte, dahinter müsse noch ein Scherz stecken. Schwester Rosalinde hat immer Recht."

„Nun, liebe Ludovike, Du bist zu gütig — ich dachte nur so! Also auch den Wanderer werden Sie nicht singen? Nun, verdenken mag

Digitized by Google

ich es Ihnen nicht. Sie überlassen es den jungen Männern. Aber es ist recht schön, daß Sie dem Völkchen den Spaß erlauben."

„Der Zweck ist ja auch ein sehr guter"; fuhr Ludovike fort, „und nimmt sogleich für die jungen Leute ein. Die Betheiligung wird gewiß allgemein sein."

Die ausnehmende Freundlichkeit und Toleranz der alten Damen, die sich mir als zwei Fräulein Schönberg vorstellten, gewann mich und machte mich zutraulicher. Ich sprach ihnen meine Befürchtung aus, daß sie übel von mir denken müßten, da ich mit vier Studenten durch die Welt vagabundirte, und gestand ihnen, daß ich meinen Ruf gefährdet glaubte bei dem Treiben der jungen Männer in Heinrichsbad. Allein auch darüber dachten sie duldsamer. Es sehe ja doch Jedermann ein, daß die Sache nicht von mir ausgehe, meinten sie. Ueberdies stehe die Nichte des Hofmarschalls von P. in zu hoher Achtung, als daß man ihr darum Uebles nachsagen werde. „Aber woher kennt man mich denn hier?" fragte ich. „Durch wen bin ich mit meinen Gefährten angekündigt?"

Schwester Rosalinde sah Schwester Ludovike an und Schwester Ludovike gab Schwester Rosalinde den Blick zurück. „Nun, Ihre Namen stehen ja wol seit gestern Abend im Fremdenbuche?" sagte plötzlich die Letztere. „Ja, ich denke im Fremdenbuche!" meinte die Erstere. Es konnte sein, ich wußte es nicht. Aber das war doch noch keine Ankündigung? Hier mußte ein Geheimniß stecken. Ich ließ es auf sich beruhen, da die Damen etwas verlegen schienen. Auch kamen sie schnell auf etwas Anderes. Ich mußte vom Haus Neuenburg erzählen, denn Beide hatten den Onkel einst „sehr gut" gekannt, in ganz unvordenklicher Ur-Urzeit. An mich sollte damals noch nicht zu denken gewesen, meine Mutter selbst noch in Kinderschuhen gegangen sein. Damals also kannten sie den Onkel, und Schwester Rosalinde schlug die Augen nieder, als Schwester Ludovike das „sehr gut" betonte. Und wie ich nun erzählte, begleitete mich ihre Theilnahme durch fortgesetztes freundliches „Hm" und „Mh" — „Mh!" machte Schwester Ludovike beklagend, da die mancherlei Leiden des Onkels zur Sprache kamen, aber ein zustimmendes „Hm!" folgte bei der Erklärung, daß er sie doch mit Güte und Gelassenheit ertrage. „Mh!" klagte Ludovike über die Kränklichkeit der Tante und „Hm!" stimmte Rosalinde bei, als ich sie doch eine treffliche Frau nannte. So, ging es fort „Mh! Hm!" wie ein wohlwollendes Uhrwerk — Tick, Tack — „Hm! Mh!" zustimmend und beklagend.

Inzwischen kam die Mittagsstunde heran und wir erhoben uns, um nach dem Cursaale zurück zu gehen. Die Damen empfahlen sich mit einem sehr freundlichen: „Auf Wiedersehen!" Wir waren bereits ganz gute Freunde geworden.

„Was hast Du Dir denn da für ein paar alte Schachteln zugelegt?" fragte Martin, der mich bereits gesucht hatte.

„Schäme Dich!" rief ich. „Wenn Ihr mich allein laßt, muß ich wol Bekanntschaften auf meine eigene Hand machen."

Da ich mit meinem Vierblatt nicht an der gemeinsamen Tafel zu

Digitized by Google

erſcheinen wünſchte, hatte ich unſer Mittagsmahl in meinem Salon ſerviren laſſen. Ich weiß nicht, wie es kam, aber es ging heut' bei uns ziemlich hoch her. Die Aufregung und gute Laune machten ſich geltend, und ich ließ mich ſo weit fortreißen, daß ich, der unabänderlichen Thatſache gegenüber, meinen Widerwillen gegen das Concert überwand. Der Zuſpruch der beiden alten Damen mochte mich ermuthigt haben. Wir ſtießen auf gutes Gelingen an und ich hatte für wiederholte Toaſte auf meine vorzüglichen Eigenſchaften zu danken.

Schon Nachmittags wurde es belebter vor dem Curhauſe. Alle Tiſche füllten ſich mit Kaffeegäſten, die jungen Damen bereits in luftiger Tanztoilette. Ich wagte mich nicht hinunter, ſah aber meine vier Gefährten mitten unten den Gruppen der Geſellſchaft. Man ſtellte vor, engagirte zum Tanz, es war eine ſehr angeregte Munterkeit. Ich ſaß inzwiſchen in meiner freiwilligen Vereinſamung oben, mir graute vor dem Augenblick, da man ſagen würde: „Da iſt auch Mutter Fliedermüller!" Er ſollte denn auch kommen und mußte überwunden werden.

Schon dunkelte es, die Geſellſchaft ſtrömte in den Concertſaal. Da ſtürmte Stips, geröthet vor Aufregung, in mein Zimmer, um mich abzuholen. Es ſei ſchon ganz voll, ſagte er, doch habe er in der erſten Reihe einen Platz für mich aufgehoben.

„Denken Sie nur", rief er, „Er" iſt auch da!"

„Wer?" fragte ich.

„Nun, der „Herr zu Pferde"! Ich habe ihn geſprochen. Er fragte, ob Sie denn nicht bald herunter kommen würden?"

„Der fehlte mir hier gerade noch!" dachte ich, indem ich Handſchuh und Spitzenſhawl anlegte. „Noch Eins, lieber Buchner!" ſagte ich. „Streben Sie nicht ſo ſehr über Ihre Verhältniſſe hinaus — recken Sie ſich nicht ſo entſetzlich. Die natürliche Höhe kleidet Sie viel beſſer."

Er verſprach und dankte halb verlegen und reichte mir den Arm, den ich jedoch in aller Freundſchaft ablehnte. — Der Saal war wirklich voll. Doch zog ich es vor, anſtatt des reſervirten Platzes in der erſten Reihe, einen leeren Stuhl in der dunkelſten Ecke, nahe an der Thür, zu wählen.

So begann denn nun das Concert, von „Mutter Fliedermüllers" ziemlich beängſtigtem Herzklopfen begleitet. Die „Gebrüder" trugen ſämmtlich weiße Handſchuh, welche ein Laden in Heinrichsbad geliefert hatte. Gleich das erſte Quartett errang ſich lebhaften Beifall. Und als darauf Saraſtro's Arie in Scene gehen ſollte, geſungen von „Jettchen Fliedermüller", und anſtatt einer Dame ſich ein ſchlanker und wirklich recht hübſcher Jüngling verbeugte, erhob ſich ein kicherndes Flüſtern und der Name „Jettchen" kam und ging über alle Lippen. Man war, wie es ſchien, nicht mehr verwirrt über den Zuſammenhang, der Nachmittag hatte ihn, zur Beluſtigung der jungen Damen, bereits aufgeklärt.

Wiesner, mit Recht der Stolz des Quartetts, ſang ſehr gut. Man war erſtaunt, aus dieſer fein gebauten Geſtalt eine ſo mächtige

Digitized by Google

Stimme zu vernehmen und spendete endlosen Applaus. — Einem so wohlwollend angeregten Publicum gegenüber konnte ich denn ruhiger sein und dem Concert freien Lauf lassen.

Da, während einer Pause, bemerke ich, wie in der ersten Reihe meine beiden alten Damen sich erheben und ihre Blicke suchend durch den Saal schweifen lassen. Sie waren Beide hochgewachsene Gestalten, aber noch eine höhere männliche erhob sich mit ihnen, in welcher ich mit Bestürzung niemand Anders erkannte, als den „Herrn zu Pferde". Er war zwar zu Fuße, und von meiner Seite war es nicht Furcht, von ihm niedergeritten zu werden, als er plötzlich durch den Saal kam, um sich, wie ich sonst richtig befürchtet hatte, zu mir zu drängen. Er mußte eine hier sehr bekannte und angesehene Persönlichkeit sein, denn Viele grüßten ihn respectvoll und Vieler Augen folgten ihm. Himmel, jetzt mußte „Mutter Fliedermüller" entdeckt und erkannt werden — man wendete sich von Allen Seiten nach mir um! Der „Herr zu Pferde" stand neben mir, grüßte und sprach mich an, indem er sich unter dem Namen Dornstein vorstellte. Er sprach seine Freude über das wiederholte Zusammentreffen aus und entschuldigte sich, daß er seine persönliche Vorstellung bisher unterlassen habe. Namen thäten bei flüchtigen Reisebekanntschaften in der freien Natur so wenig, meinte er, erst wo die Gesellschaft uns einschließe, begönnen Namen und bedingendere Formen. Ich glaube nicht, daß ich viel darauf entgegnete. Er sprach darauf von den Leistungen meiner Gefährten, brachte mir die Bitte seiner beiden Tanten, den Fräulein Schönberg, vorn bei ihnen Platz zu nehmen — die beiden Damen nickten und winkten herüber — und fragte ob ich seinen Arm nehmen wollte? Allein „Mutter Fliedermüller" wollte nicht vor, und zum Glück wurden die Verhandlungen unterbrochen, da die „Gebrüder" sich zum Quartett, welches den zweiten Theil einleitete, rüsteten. Freilich blieb der „Herr zu Pferde", oder vielmehr der Freiherr von Dornstein, wie ich ihn in meiner Umgebung nennen hörte, hinter meinem Stuhle stehen und machte dadurch, wie ich merkte, meinen Platz zu einem Gegenstande der Beobachtung. Inzwischen sang Orpheus die Adelaide und wußte sich, trotzdem er nach Tische über Magenschmerzen geklagt hatte, recht leidlich aus der Sache zu ziehen. Auch wurde das Publicum durch einige Clarinettentöne, die denn doch wieder zum Vorschein kamen, nicht wesentlich gestört. Ich vernahm einige Stimmen, die das Aussehen des jungen Mannes als sehr interessant erklärten. Und endlich wurde das letzte Quartett, eine „Huldigung an die Schönen", gesungen und da capo begehrt, und unter heiterster Befriedigung und reichlichen Beifallspenden war man am Schlusse des Concertes angelangt.

Ich flog mit leichtem Gruß gegen meinen Nachbar auf die Thür zu und war die Erste aus dem Saale, um rasch mein Zimmer wieder zu gewinnen. Unten hörte ich langedauerndes Geräusch, die Stühle wurden gerückt, um den Saal zum Tanze frei zu machen. Draußen aber stand das Publicum in Gruppen, unter Lachen und Vergnüglichkeit. Ich hoffte, meine Absicht durchzusetzen und an dem weiteren Ver-

Digitized by Google

lauf des Gesellschaftsabends nicht Theil zu nehmen. Aber es sollte anders kommen

Denn es wurde an meine Thür gepocht und herein traten Schwester Ludovike und Schwester Rosalinde, um mir einen Besuch zu machen und mich einzuladen, heut' Abend ihr Gast zu sein. Meine freundliche Ablehnung sollte nicht gelten. Daß meine Lage bisher schon bedenklich genug sei, daß ich sie durch Eintritt in einen Tanzsaal nicht noch auffallender machen wollte — die Damen wußten für Alles Beschönigungen. „Und dann, englisches Kind", schloß Schwester Ludovike, „in unserer Gesellschaft haben Sie nichts zu befahren, denn, wie anmaßend es klingen möge, wir gelten hier Etwas, unter unseren Flügeln werden Sie keiner üblen Meinung ausgesetzt sein." — Was sollte ich machen? Ich ließ mich überreden.

Ein Tanz war eben zu Ende, als wir hinunter kamen, und meine vier treulosen Cavaliere flogen auf mich zu, um mich aufzufordern, obgleich ich ihnen schon bei Tische jeden Tanz abgeschlagen hatte. Während sie noch bettelten — wenigstens Drei von ihnen — trat Herr von Dornstein zu uns. Er sagte seinen Tanten eine Artigkeit, daß sie es verstanden hatten, mich zur Gesellschaft zu bringen, und fuhr dann, zu meinen Gefährten gewendet, fort: „Sie haben uns künstlerisch so schön bewirthet, daß Sie mir schon erlauben müssen, von jetzt ab den Wirth zu machen. Die Herren lassen es sich hoffentlich gefallen, meine Gäste zu einem kleinen Souper zu sein."

„Darf ich um Ihren Arm bitten?" so wendete sich Schwester Ludovike lächelnd an Martin, während Orpheus und Jettchen sich in der Hast förmlich stießen, um Schwester Rosalindens Arm zu gewinnen. Glück und Gewandtheit entschieden für den jugendlichen Bassisten. Ich ergab mich in mein Schicksal, nahm Dornstein's Arm und führte den Zug mit ihm zur Veranda, wo eine lange, geschmückte Tafel, zwischen italienischen Lampen und Ballons, die im Weinlaub aufgehängt waren, der Gesellschaft harrte. Es waren noch einige Familien daran betheiligt. Oben an saß Schwester Ludovike, als die Aelteste, dann folgte ich, neben mir Dornstein, uns gegenüber Schwester Rosalinde. Meine Reisebegleiter machten bunte Reihe mit der schönen Jugend. Da wurde viel gelacht und gejubelt und ich bemerkte, daß Dornstein, der öfter aufstand, um nach den Flaschen zu sehen, von meinen Leuten, besonders von Stips, schon recht cordial behandelt wurde. Die Sitzung währte nicht lange, da die Tanzlust der Jugend keine Ruhe ließ. Doch gab es einige Toaste während der Tafel. Einen brachte der pensionirte Hauptmann Kurzhals aus auf die „Gebrüder Fliedermüller" — (allgemeines Lachen erhob sich bei diesem Namen), indem er ihnen dankte für den schönen Zweck ihres Concertes. Die reichliche Einnahme werde den Abgebrannten überliefert werden und den jungen Künstlern eine ebenso große Dankbarkeit bei diesen sichern, als sie auf eine freundliche und angenehme Erinnerung bei den Gästen von Heinrichsbad rechnen könnten. Nach dem Hauptmann nahm Martin das Wort — ich sah befangen auf

Digitized by Google

meinen Teller, denn ich hatte ihn nie in größeren Kreisen reden hören und glaubte auf Alles gefaßt sein zu müssen. Zu meiner Ueberraschung aber sprach er recht fließend und wohlgesetzt, dankte den Gästen für ihre gütige Unterstützung und für die Nachsicht, mit der sie den übermüthigen Scherz, so wie die Leistungen der Familie Fliedermüller aufgenommen hätten. — Kaum waren noch die Gläser verklungen, als Stips wie ein Pfeil emporschnellte, auf einen Stuhl sprang und mit durchdringendem Tone seine Stimme erhob: „Man hat das Wohl der Familie Fliedermüller ausgebracht (so sagte er ungefähr), aber vergessen wir auch nicht derjenigen Familie zu gedenken, welche schon vor unserer Ankunft, wie ich höre, so ausgiebig für jene Abgebrannten gesorgt hat, und unter deren Schutze allein der Name Fliedermüller sich einer nachsichtigen Beurtheilung erfreuen durfte. Es lebe der Besitzer von Heinrichsbad, Freiherr von Dornstein! Es leben die Beschützerinnen von Heinrichsbad, die Fräulein Ludovike und Rosalinde Schönberg!“ — Dieser Toast, welcher mir einige ganz neue Eröffnungen brachte, schlug merkwürdig durch. Alles erhob sich unter Hoch! und Bravo! und drängte nach unserer Seite der Tafel hin, um mit den Gefeierten anzuklingen. Man ließ sich nach dieser tumultuarischen Erhebung nicht wieder nieder, sondern eilte in den Saal, um den Tanz von Neuem zu beginnen. Nur ein kleiner Kreis blieb um uns versammelt, darunter der Hauptmann. Er war, wie ich erfuhr, seit zwanzig Jahren auch im Winter ansässig in Heinrichsbad und spielte hier eine bevorzugte Rolle. Die beiden alten Damen hatten ihren Landsitz nur eine Stunde von hier und nehmen nach alter Gewohnheit in jedem Sommer einige Wochen Aufenthalt in dem Curorte. Diese drei Personen bildeten die lebendige Chronik von Heinrichsbad, aber eine wohlwollende, menschenfreundliche, sehr nachsichtige Chronik. Der Hauptmann kannte meinen Onkel auch aus alter Zeit und erzählte dies und jenes aus der Vergangenheit.

Dornstein ging ab und zu. Es war mir recht, daß er mich nicht in eine besondere Unterhaltung verwickelte, ich dankte es ihm, daß er meinen Entschluß, nicht zu tanzen, respectirte und mich gar nicht aufforderte Als er einmal aus dem Saal zurückkehrte und neben mir Platz genommen, begann er: „Sie haben da unter Ihren Reisegefährten einen recht merkwürdigen kleinen Mann! Ich bin schon Freund mit ihm geworden, er hat mir sogar erzählt, woher seine besonders elegante Toilette stammt.“ Ich mußte lachen und den alten Damen, welche uns neugierig ansahen, berichten. Einmal im Erzählen, plauderte ich aus, was mir mein Bruder über Stipsen's Verhältnisse und seinen Charakter mitgetheilt, so wie, was ich selbst während der Reise in ihm erkannt hatte. Die Damen hörten aufmerksam zu und jenes wohlwollende Uhrwerk war mit „Mh! Hm!“ und „Hm! Mh!“ wieder aufgezogen.

Nach einer Weile begann Schwester Ludovike: „Ich hätte einen recht großen Wunsch, liebes Engelchen —“

„Ach, es wäre gar zu lieb, wenn Sie ihn erfüllten!“ rief bereits Schwester Rosalinde, während ich von Einer zur Anderen sah.

Digitized by Google

„Wir wohnen nicht weit von hier", fuhr die Erste fort. „Sie würden uns sehr erfreuen, wenn Sie uns Ihren Besuch gönnten!"

„Es ist auch gar nicht so übel bei uns!" meinte Rosalinde. „Die Gegend recht hübsch. Musik kann auch gemacht werden. Wie schön wäre es, wenn Sie Wohnung bei uns nähmen! Ihre Gefährten holten Sie dann auf der Rückreise von uns ab."

„Und wir stellten Ihnen endlich den Wagen, der die ganze Gesellschaft wolbehalten wieder nach Haus Neuenburg zurück führte."

Ich glaubte aus diesen, wenn immer sehr gütigen Vorschlägen herauszulesen, daß die Damen meine fernere Fußwanderung mit den jungen Leuten nicht recht billigten, dennoch aber suchte ich dankend abzulehnen, der Sache sogar eine heitere Wendung zu geben. Meine Söhne würden der mütterlichen Leitung entbehren, meinte ich, würden sich auch wol gar gegen meine Abtrünnigkeit auflehnen.

„Oh!" sagte Ludovike, „das wäre doch wol einzurichten." Und zu ihrem Neffen gewendet: „Lieber Gebhart, wenn Du das in Deine Hände nähmst? Was meinst Du?"

Darauf Rosalinde: „Vielleicht ließen sich die jungen Herren auch bereit finden, inzwischen einen Besuch bei Dir zu machen, lieber Gebhart?" Und zu mir gewendet: „Unseres Neffen Wohnsitz liegt kaum zwei Meilen von dem unsrigen. Er hat sehr viel Platz, denn leider wohnt er allein in dem großen Hause. Wie denkst Du darüber, lieber Gebhart?"

Dornstein schien ausweichen zu wollen. Er zweifelte, ob er den jungen Leuten die Einsamkeit seines Hauses anbieten dürfe. Auch sei es nicht wolgethan, fremde Reisepläne zu kreuzen. Mit rascher Wendung kam er dann auf seine Universitätsjahre und wie er sich ihrer und mancher Fußwanderung mit akademischen Freunden mit Vergnügen erinnere. Allein von dieser Abschweifung brachten ihn die Damen wieder zurück. Sie drängten mich mit freundschaftlichen Bitten, trieben mich so in die Enge, daß ich mir keinen Rath wußte, als den Ausweg, die Sache morgen früh im Kreise meiner Reisegefährten zur Berathung zu bringen. Die Damen waren nicht einverstanden, gaben sich aber zufrieden, da Dornstein meine Partie nahm.

Inzwischen war es spät geworden, Mitternacht vorüber, es sollte nicht länger getanzt werden, trotz der Gegenvorstellungen und Bitten der Jugend. Man verabschiedete sich, gewiß auf manchen Seiten bedauernd, daß die schöne Gegenseitigkeit, welche sich angesponnen, eine so vorübergehende sein sollte. Ich mußte meinen Gönnerinnen ein Wiedersehen und eine hoffentlich günstige Entscheidung auf morgen früh versprechen, während Dornstein und meine Gefährten mit vielem Händeschütteln von einander Abschied nahmen. — Die Meinen behaupteten, einen himmlischen Abend verlebt zu haben und ich müßte doch nun einsehen, daß alle meine Befürchtungen unnütz gewesen. Das einzige Traurige dabei wäre, daß ich nicht hätte tanzen wollen — fügte der galante junge Bassist hinzu. An Schlafengehen war bei ihnen noch nicht zu

denken, ich hörte sie noch lange unter meinen Fenstern plaudern und lachen. —

Der Tag begann uns am andern Morgen etwas spät. Die Brunnenpromenade war fast vorüber, als meine Langschläfer sich bemerklich machten. Da mir im Freien jedoch noch zu viel Gesellschaft war, bestellte ich das Frühstück in unseren Salon. Nach dem Kaffee faßte ich mir ein Herz und rückte mit dem Vorschlag der alten Damen heraus.

Meine Leute sahen mich schweigend und ganz bestürzt an. Keiner schien zuerst das Wort nehmen zu wollen. Endlich begann Martin, halb vorwurfsvoll, halb traurig: „Ach, Hedwig! Thu doch das nicht! Du willst zu den beiden alten Schachteln gehen und wir sollen ohne Dich weiter wandern?"

„Ich schätze diese Familie sehr", so äußerte sich Stips, „aber — die ganze Reise wäre zerstört!"

Und darauf Wiesner-Jettchen: „Ich könnte es Ihnen nicht verdenken — wir haben Sie doch gestern sehr vernachlässigt und eigentlich unrecht gehandelt — Sie sind im Recht, wenn Sie sich bessere Gesellschaft suchen, gls wir sind — aber es wäre doch gar zu schade!"

Endlich der Tenor, der heut' entsetzlich blaß aussah: „Nein, zu verargen ist es Ihnen nicht. Aber wir Anderen können nur einpacken mit unserem Reisevergnügen!"

„Hedwig!" nahm Martin wieder das Wort, „verzeih', eigentlich waren wir undankbar gegen Dich! Wir wollen nichts wieder gegen Deinen Willen durchsetzen. Wenn Du willst, so bleiben wir von nun an ganz unter uns! Geh nicht zu den fremden Leuten!"

„Also wäre es meinen Reisegefährten lieb und von Werth, wenn ich bei ihnen bliebe?" fragte ich, im Kreise blickend. — Ein lautes vierstimmiges Ja! antwortete mir und Alles stürmte nun mit Bitten auf mich ein. — Ich weiß nicht, mir wurde zu Muth wie Karl Moor, als er sich auf Leben und Tod zu seinen Räubern schwur. „So bleiben wir zusammen!" rief ich, die Hände rechts und links hinreichend und in den Jubel meiner Bande mit hinein lachend.

Nun galt es aber mich von meinen Gönnerinnen zu verabschieden und zu entschuldigen und ich ging in Martin's Gesellschaft, ihnen einen Gegenbesuch machen. Ich fand sie bereits beim Einpacken. Sie hörten meinen Bescheid mit Bedauern, doch mußte ich ihnen versprechen, auf der Rückreise ein paar Tage bei ihnen zuzubringen.

Als wir nach dem Curhause zurückkehrten fanden wir die Unseren in einer sonderbaren Situation. Jettchen faßte sich an den Kopf vor Entsetzen, Stips schlug vor Erstaunen die Hände zusammen, Orpheus konnte die seinen nur noch gefaltet über den Magen halten So standen sie in einer Gruppe als wir eintraten. Die drei Jünglinge waren wider meinen Willen über unsere Wirthshausrechnung gerathen, die ich auf dem Tische hatte liegen lassen, und wollten nun erstarren über unseren Verbrauch von Speisen und Getränk und die angediehene

Digitized by Google

Summe. Ich muß bekennen, sie hatte eine überraschende Höhe erreicht, doch nahm ich ihnen das Blatt weg und hieß sie sich trösten.

„Nein", sagte Stips gedemüthigt, „wer unter solchen Umständen seinen Pfad von dem unserigen trennen will, der hat Grund dazu! Aber das darf nicht so fortgehen. Und dieser verwünschte Kellner! Den Mißbrauch seines Anzuges mit auf die Rechnung setzen zu lassen — und so hoch! Der bekommt kein Trinkgeld mehr! Weg von hier! Natur, Natur, nimm uns wieder in Deine Arme auf!"

Lachend rüsteten wir uns zum Aufbruch und zu Fuß, wie wir gekommen, verließen wir Heinrichsbad. Uebrigens etwas hinten herum, ich wünschte nun keine Begegnungen auf der Promenade weiter. — Meine Leute schienen ein wenig geduckt, die Berührung mit der Culturwelt mochte sie nachdenklicher stimmen. Es war der Rückschlag auf die großen Ereignisse des gestrigen Tages. So mußte ich es denn sein, die den unbefangenen Reisenden wieder anstimmte, und ich that es durch ein unter uns sehr beliebtes Wanderlied, in das sie dann Einer nach dem Andern einfielen.

Eine gute halbe Stunde waren wir tüchtig ausgeschritten, da stolperte ich über eine Baumwurzel und wäre gefallen, wenn zwei meiner Retter mich nicht unterstützt hätten. Allein ich fühlte einen Schmerz am Fuße, den ich nur mit Mühe eine Weile unterdrücken konnte. Bald machte mein Hinken die Freunde aufmerksamer und endlich mußte ich um ein kurzes Ausruhen bitten. Es machte mein Uebel nur noch schlimmer. Denn als ich darauf weiter zu gehen versuchte, mißglückten schon die ersten Schritte und von heftigerem Schmerz gehindert, mußte ich mich für invalid erklären. Die Lage war sehr unangenehm für mich. Erst am Morgen hatte ich mich meinen Leuten gleichsam zugeschworen und nun sollte ich ein Hinderniß für sie werden. Inzwischen mußte etwas für unsere Weiterkunft geschehen. Nach einigen Debatten wurde Jettchen nach Heinrichsbad zurück gesendet, um uns einen Wagen für die nächste Fortsetzung der Reise zu besorgen.

Während wir, seiner Rückkehr harrend, am Waldesrande lagerten, waren die drei Anderen sehr aufmerksam gegen mich und suchten meine Mißstimmung über den Aufenthalt, den ich verschuldete, zu zerstreuen. Orpheus führte sich selbst als abschreckendes Beispiel an, da er uns einst in noch gravirenderer Art mitgespielt und zurückgehalten habe. Und da wir nun auf unserem Lagerplatze Zeit hatten, wurde der gestrige Abend nochmals gründlich durchgesprochen. Stips erklärte, er habe eine directe Einladung von Herrn von Dornstein für den Rest der Ferien und werde ihr jedenfalls nachkommen. Auch die beiden alten Fräulein Schönberg wären sehr gütig gegen ihn gewesen und hätten geäußert, die Bekanntschaft sei hoffentlich angeknüpft, um eine dauernde zu bleiben. Orpheus wußte ebenfalls Gutes von den neuen Bekanntschaften zu sagen, nur Martin schwieg. Erst als Stips sich von Neuem rühmend über Herrn von Dornstein aussprach, begann mein Brüderchen: „Und ich mag ihn doch

Digitized by Google

nicht! Es ist mir heut' unangenehm, daß wir uns gestern haben von ihm bewirthen lassen. Er wird es gegen uns ausbeuten —"

Während wir Martin noch befremdet ansahen, rief Stips plötzlich aufspringend: „Da ist er!" und eilte ihm entgegen.

Wir sahen Jettchen in Begleitung Dornstein's schnell herankommen. Letzterer führte ein Pferd am Zügel. Unser Bote hatte leider keinen Wagen in Heinrichsbad auftreiben können, da die vorhandenen von einigen abreisenden Gästen bereits vorweg genommen waren. Da begegnete ihm Dornstein, der auf diese Nachricht sofort einen Damensattel auf sein Pferd schnallen ließ, um mir rasch Hülfe zu bringen. Er beklagte meinen Unfall lebhaft und sprach die Hoffnung aus, ich würde seinen Beistand und seine Begleitung nicht verschmähen. So überrascht ich durch diese Wendung der Ereignisse war, ich konnte in diesem Augenblick die Hülfe nicht abweisen. Ich mußte sogar dulden, daß er mir in den Sattel half, wobei ich sehr heftige Schmerzen in meinem Fuße empfand.

„Aber wohin soll die Reise gehen?" rief jetzt Martin und zwar in so schroffem Ton und mit so wilden Augen, daß wir ihn Alle stutzend ansahen.

„Nun, mein lieber Herr Stahl", entgegnete Dornstein gelassen, „darüber hat Ihre Frau Schwester durchaus zu entscheiden. Etwa zurück nach Heinrichsbad. Oder, wenn ich mir einen Vorschlag erlauben darf, besser nach dem benachbarten Altweil, zu meinen weiblichen Verwandten. Die beiden alten Damen sind bereits zu Hause angelangt und werden sich freuen, den Gast zu empfangen. Ueberdies wird, wenn die Verletzung eine ernstliche sein sollte, weibliche Pflege angemessener sein und in Altweil ist diese besser zu finden, als in Heinrichsbad. Der Arzt ist bald herüber geholt."

„Und wenn ich mich dem widersetze?" rief Martin erregt.

Dornstein sah ihn und dann mich fragend an, er schien begierig zu hören, wessen Willen hier den Ausschlag geben werde? Mich aber verdroß Martin's Betragen sehr. Es lag auf der Hand, daß Dornstein's Vorschlag jetzt der zweckmäßigste war, wie sehr ich die Sachlage immerhin anders gewünscht hätte. „Du kannst Dich mit Vernunftgründen kaum widersetzen, lieber Martin", sagte ich. „Herr von Dornstein, ich nehme Ihren Vorschlag an."

Er verneigte sich dankend und nahm die Zügel des Pferdes, um es zu führen. Meine vier Gefährten standen dabei und ein fragendes: „Und wir?" stand auf allen Gesichtern zu lesen. Da begann Dornstein: „Meine Herren — lieber Herr Stahl — nehmen Sie die Sache wie sie liegt und folgen Sie meiner Einladung nach Altweil! Sie werden Ihre Dame nicht verlassen wollen — versteht sich! Es ist möglich, daß Sie die Reise ohne dieselbe fortsetzen müssen, allein die Verletzung kann ja auch schnell gehoben sein. Wir wollen das Beste hoffen." So übernahm er die Führung und drei meiner Begleiter folgten bereitwillig. Martin schritt uns langsamer nach, als schiene er unschlüssig, als brütete er

Digitized by Google

uber etwas. Plötzlich kam er raſch herbei, um ſchweigend auf der anderen Seite neben mir herzuſchreiten.

Der „Herr zu Pferde" ging alſo jetzt mit uns zu Fuße und ich ſaß auf ſeinem Pferde — merkwürdige Umkehr der Erlebniſſe! Er wußte mich gut zu unterhalten, ohne das Geſpräch von meinen anderen Begleitern abzuſchließen. Ich lernte einen fein gebildeten Mann in ihm kennen, der doch auch ganz harmlos mit uns ſcherzen konnte. Ohne muſikaliſch zu ſein, wie er ſagte, kannte er doch unſere üblichen Lieder und wußte ſie mitzuſummen, als drei von unſeren Leuten nicht umhin konnten, etwas anzuſtimmen. Er ſagte unter Anderem: „Solch' ein Singen laſſe ich mir gefallen, es iſt unmittelbarer Ausdruck, Stimmung, Leben, Poeſie darin. Im Ganzen aber wird mir heutzutage zu viel Muſik gemacht. Wer kann ſich in den Städten noch retten vor Clavierklapperei? Mein Gefühl iſt roh und ungebildet genug — ich bekenne es — daß ich mich in einem Inſtrumentalconcerte auf's Aeußerſte langweile. Ueberdies iſt die Muſik eine ſo rückſichtsloſe Kunſt! Alle übrigen Künſte geſtatten ihren Jüngern, ſich ſtill zu üben, die Muſik drängt ſich ſehr zudringlich hervor und macht ihren Jünger zu einer Haus- und Landplage"

Freund Jettchen machte einige entſchuldigende Einwürfe und Dornſtein fuhr fort: „Die Menſchenſtimme will ich ja gern gelten laſſen. Beſonders wenn ſie nicht virtuos anſpruchsvoll auftritt, ſondern hübſch geſellig ſich in unſere Muße theilen will. Zwiſchen Vocalmuſik und dem Singen aus Stimmung und Bedürfniß iſt ein Unterſchied und meinem Ohr klingt nun einmal das letztere angenehmer." — Stips erklärte ſich ganz zu ſeiner Anſicht, während Jettchen und Orpheus, als Inhaber von Stimmen, mit welchen man auch große Arien aus Opern und Oratorien ſingen könnte, nicht ganz einverſtanden waren.

Unter ſolchen Geſprächen gelangten wir auf Waldwegen wieder auf die breite Fahrſtraße und näherten uns einem hübſchen Landhauſe, umgeben von Gartenanlagen, worin die Roſen noch in ſchönſtem Flor ſtanden. Unſer Zug konnte, als wir durch das Hofthor gelangten, nicht unbemerkt bleiben. Schon rief uns Schweſter Ludovike aus dem Fenſter Willkommen zu und bald ſtand ſie mit Schweſter Roſalinde vor der Thür, um uns mit Freudenbezeigungen zu begrüßen. Mein Unfall bekümmerte ſie tief, aber dennoch hatte ihr Empfang etwas Triumphirendes, daß ich nun dennoch unter ihre Flügel gelangt ſei. Ich mußte auf einem kleinen Sopha mit Rollfüßen Platz nehmen und es war mir recht, denn mein Fuß ſchmerzte bei der geringſten Bewegung. Nach dem Arzte wurde ſogleich geſchickt. Es verſtand ſich nun alſo von ſelbſt, daß ich bei meinen alten Freundinnen blieb und ſo ward auch mein Koffer requirirt, der noch nicht von Heinrichsbad abgegangen ſein konnte. Daß ich unter ſehr liebevoller, aber auch ſehr umſtändlicher Pflege ſein würde, erhellte ſchon in der erſten Stunde. Der Arzt kam, erklärte die Verſtauchung für geringfügig, verbot aber für die nächſten Tage jeden Verſuch, zu gehen.

Digitized by Google

Was wurde nun aus meinen Männern? Während Schwester Ludovike eine Krankenstube um mich her einrichtete, erzählte sie, daß Schwester Rosalinde die Herren unter der Veranda mit dem Kaffee bewirthe. „Sie werden guten Appetit haben", dachte ich, „denn wir haben keine Mittagsmahlzeit gehabt." Rosalinde kam zu uns. Die jungen Herren wollten bald wieder aufbrechen, erzählte sie. Es sei leider schlimm, daß sie nicht zureden könnte — vier junge Männer zu beherbergen, darauf wäre ihr Jungfernzwinger nicht gut eingerichtet, allein wenn ich wünschte, so müßte sich Rath schaffen lassen —

„Gott bewahre!" rief ich und bat, mir meinen Bruder herein zu schicken und mich einen Augenblick unter vier Augen mit ihm zu lassen. — Martin kam und nicht mit dem heitersten Gesicht. „Du siehst, lieber Junge, daß ich nicht weiter kann, Ihr müßt die Reise nun doch ohne mich fortsetzen. Um die Mittel sollt Ihr nicht verlegen sein." Ich händigte ihm ein, was ich für nöthig hielt und er erklärte es für über und über hinreichend.

„Hedwig!" sagte er darauf, „ich weiß doch nicht, ob ich Dich hier allein lassen darf! Ich kann nicht ruhigen Herzens abziehen, wenn Du —"

„Ei was!" unterbrach ich ihn — „Ihr werdet Euch ohne mich recht gut amüsiren und mich darüber bald vergessen."

„Jetzt doch nicht mehr, Hedwig! Es ist anders geworden. Daß Du hier bei den Frauen ganz gut aufgehoben bist, glaube ich schon, aber dieser Dornstein —"

„Still, Martin! Sprich leise! Was hast Du gegen ihn?"

„Nun, kurz und gut, ich kann mich nicht verstellen, ich wittere, er hat es auf Dich abgesehen!"

„Um Gotteswillen, Martin! Bedenke Deine Rede! Was willst Du damit sagen?"

„Du wirst genug Erfahrung haben, um zu wissen, was ich damit sagen will. Er will Dich heirathen."

Ich fühlte, daß ich vor Ueberraschung und Aerger dunkelroth wurde. Mußte ich mir das von diesem Knaben sagen lassen? Kaum fand ich ein Wort, ihm geschickt zu entgegnen. — „Du beobachtest und combinirst über Deine Jahre hinaus!" sagte ich endlich gelassener. „Frage bei Deinem gesunden Tact an, ob sich solche Reden von Dir zu mir schicken?"

„Es sollte mich freilich nichts angehen", rief er, „und Du darfst thun und lassen, was Du willst. Auch habe ich mich in Nichts eindrängen wollen. Aber mein Gefühl ist dagegen, daß ich mit einem solchen Vorurtheil — vielleicht ist es eins — Dich hier unter den fremden Leuten lassen soll. Wer kann wissen, was zu befahren steht? Du bist ein Frauenzimmer, ich, als Dein Bruder, hier Dein natürlicher Beschützer. Mich peinigt es, daß ich mich leichtfertig soll wegtreiben lassen. Ich bin zu ehrlich, um Dir diese Gedanken zu verbergen!"

Ich reichte ihm die Hand und dankte ihm, suchte ihn auch in Betreff seiner Befürchtungen zu beruhigen. Ich that sehr ruhig, obgleich mich seine Worte in hohem Grade unruhig gemacht hatten. Nun war

Digitized by Google

es vom Herzen, und damit der leichtsinnige Junge wieder da, der recht gern auch ohne mich und mit gefülltem Beutel wieder auf die Wanderschaft ging. Er bat artig um Verzeihung und verabschiedete sich sehr zärtlich. In vierzehn Tagen wollte er hier wieder vorsprechen. Allein nun wünschten die drei Anderen auch mir Lebewohl zu sagen. Schwester Ludovike war jedoch nicht gewillt, die jungen Männer in das „Krankenzimmer" einzulassen. Draußen hinter dem verschlossenen Fenster sah ich ihre Köpfe und ihr Hüteschwenken, hörte ich ihr „Ade — auf Wiedersehen! — gute Besserung!" — und winkte ihnen von meinem Sopha aus mit dem Taschentuche. So trennten wir uns. —

Und jetzt bin ich nun allein bei meinen liebenswürdigen Pflegerinnen. Ich habe an den Onkel nach Neuenburg geschrieben und ihm die sonderbare Wendung meiner Reise berichtet. Das Uebel an meinem Fuße ist fast ganz gehoben, ich kann ohne Schmerzen wieder auftreten, muß mich aber immer noch als Kranke hätscheln und pflegen lassen. Häufig wird Musik gemacht. Schwester Ludovike spielt die Geige, Schwester Rosalinde das Clavier, sie ergehen sich gern in Duos zusammen. Singen hab' ich auch schon müssen, wofür sie mich mit Liebkosungen überhäuften. So gestern Abend, als Dornstein zum Besuch kam. Er ist artig, zuvorkommend gegen mich, aber keine Spur — — ach, hätte der abscheuliche Junge mir beim Abschied doch nicht das häßliche Wort gesagt! Ich bin befangen, unstät, unruhig — ich ärgere mich den Tag wol zehnmal über mich selbst, über meine Reden, mein Betragen, über Alles! Ich wünschte, der Onkel käme und holte mich ab.

Den 20. August.

Ich darf nun auch wieder gehen, aber nur kleine Strecken durch den Garten. Ach, gar zu gern liefe ich einmal wieder in's Weite — so gut es mir hier auch wird — und ich denke oft, wo sich meine vier Vagabunden wol herumtreiben mögen. Dornstein merkt es mir an. Er sagte heute, ich sei wie ein gefangener Vogel, dem man zwar das Singen im Käfig gestatte, der aber doch sehnsüchtig nach seiner alten Freiheit strebe. — Er kommt täglich auf Besuch zu seinen Tanten, gestern war er zweimal da. „Aber Gebhard, ich muß Dich wirklich loben!" rief ihm Schwester Rosalinde zu. „Du zeigst jetzt mehr Anhänglichkeit an Deine Tanten als jemals!" Und dabei warf sie mir einen Seitenblick zu, daß ich erschreckt zusammenfuhr. Abends führten die Schwestern ein verschollenes Duo am Clavier aus, bei welchem Schwester Ludoviken's Geige die Hauptrolle spielte. Dornstein, der wie ein Märtyrer zuhörte, beugte sich plötzlich zu mir: „Zur Belohnung, daß ich dies anhören muß", flüsterte er, „singen Sie mir nachher ein Lied!" — „Was soll ich singen?" fragte ich, als das Duo zu Ende war. — „Das Lied, welches sie damals sangen, als Sie mit Ihren Freunden am Waldesrande saßen, während ich vorüber ritt. Es war am siebenten August, am Tage nach unserer ersten Begegnung im fürstlichen Wildpark. Es war zugleich das erste Lied, welches ich von Ihnen singen hörte. Ich weiß es sehr genau."

Digitized by Google

Er wußte es genauer als ich, die ich einigermaßen verwirrt dasaß und mich vergeblich auf das Lied zu besinnen suchte. Ich fand es nicht.

„So muß ich es Ihnen schon sagen! Es war ein Volkslied: „Ach, wie wär's möglich dann, daß ich Dich lassen kann —""

Er hatte Recht. Aber ich erschrak im Innersten, getroffen von seinen Augen, in welchen ich noch nie einen solchen Ausdruck erkannt hatte. Und doch, ich mußte mich zusammen nehmen, denn die alten Damen riefen der Wahl Beifall — ich mußte singen. Ich glaube es klang abscheulich. Meine Stimme zitterte. Und ich bebe noch jetzt, wenn mir die Worte in den Ohren nachklingen, mit denen er mir dankte.

Den 21. August.

Heut Morgen nahm Schwester Ludovike meinen Arm, um mich durch den Garten zu führen. „Kindchen!" begann sie, „ich muß Ihnen etwas erzählen. Rosalinde ist damit einverstanden, allein sie wünscht aus guten Gründen bei dieser Mittheilung nicht gegenwärtig zu sein. Hören Sie denn. Rosalinde und Ihr Herr Onkel, der Hofmarschall, waren in jungen Jahren — mit einander verlobt! — Ja, ja, Kindchen, sie waren Brautleute, allein es wurde eben eine traurige Geschichte. Der Hofmarschall, damals ein junger Officier, wollte nur seinem Herzen folgen und knüpfte das Band, ohne den Willen seines Vaters zu berücksichtigen. Dieser sah die Sache strenger an und wollte die Verbindung mit einem bürgerlichen Mädchen nicht gelten lassen. Es folgten, da der junge Mann auf seinem gegebenen Worte bestand, sehr ernste Familienconflicte, welche seine ganze Zukunft gefährdeten. Da entschloß sich Rosalinde, freiwillig zu entsagen und setzte ihren Entschluß, trotz der heftigsten Gegenwehr ihres Verlobten, durch. Viele Jahre später ging dieser dann eine andere, standesgemäße Verbindung ein. Rosalinde hat es ihm niemals verargt. Nun, und wir sind dann doch später noch zu einer adeligen Verwandtschaft gelangt, da unsere jüngste Schwester einen Freiherrn von Dornstein heirathete, in dessen Hause weniger zu überwinden war. Dies ist die Sache."

Ich theilte der alten Dame mit, was auch meine Eltern einst zu überwinden gehabt. Sie wußte es bereits. „Das sind so der Welt Vorurtheile", seufzte sie; „schwer zu bannen, unberechenbar, ob sie sich ein Glück abkämpfen lassen, oder es vernichten. Nun, unseres Gebhard's Eltern waren sehr glücklich. Doch starben uns Beide nur zu früh. Der arme junge Mann ist recht einsam. Wie oft drangen wir schon in ihn, dieser Einsamkeit ein Ende zu machen! Er ist nicht leicht zu behandeln, aber wirklich ein vortrefflicher junger Mann! Ach — da fällt mir ein — wissen Sie, Kindchen, wir sollten ihm heut' Nachmittag einen Besuch auf seinem Gute machen! O, es ist sehr schön da — nur zwei Meilen —"

Ich fuhr mit meiner Ablehnung etwas hastig dazwischen und wurde roth, ja sogar verwirrt, als Ludovike mich mit überlegenem Lächeln ansah. Die Worte meines menschenkundigen Brüderchens klangen mir

Digitized by Google

mahnend vor den Ohren. Sie fanden jetzt auch, wie ich fühlte, auf Schweſter Ludovike eine Anwendung. Dieſe intriguante alte Perſon! Es brauchte mir nicht mehr wie Schuppen von den Augen zu fallen, ich ſah nun klar, was ich bereits geahnt hatte. Die Tanten ſind im Geheimniß, ſie haben mich hierher gelockt!

Ich war ſo erregt, daß ich vor hatte, wenn Dornſtein heut' käme, ein Unwohlſein vorzuſchützen und mich auf meinem Zimmer zu halten. Unglücklicherweiſe aber trat er uns entgegen, als wir uns eben dem Hauſe näherten. Er überreichte mir einen Brief, der für mich abgegeben war. Vom Onkel! dachte ich — aber nein, es war der tollſte Brief, den ich in meinem Leben geleſen hatte. Ein Collectivſchreiben meiner Vagabunden von unterwegs, in lauter Studentenausdrücken — ich mußte ſchon bei den erſten Sätzen laut lachen. Dornſtein und Ludovike ſahen mich neugierig an. „Ich will dies merkwürdige Schriftſtück zum Beſten geben", ſagte ich und las es vor, zum großen Ergötzen meiner Zuhörer. Jeder plauderte von dem Anderen die gravirendſten Thaten aus, die von Dieſem im nächſten Satze zurückgewieſen wurden, um dem Erſten mit einem Zuwachs aufgebürdet zu werden. Jettchen ſchrieb, ich fehlte ihnen überall und ſie ſtürben vor Sehnſucht; darauf Martin: Das ſei nicht wahr, denn Jettchen habe ſich in N. bis über die Ohren „verkeilt" und ſei nur mit Gewalt aus der Schlinge gezogen worden. Orpheus ſchrieb, es ſei ſehr ſchade, daß ich „geſtern" nicht auf der Fahrt geweſen, die ſie auf einer „Leiterſpritze" gemacht, was Stips gleich darauf dahin umwendete, es ſei ein wahres Glück für mich, daß ich dieſe Partie nicht mitgemacht, da er ſich ſeiner Reiſegeſellſchaft zu ſchämen anfange. Worauf Martin: daß ſie auf Stips, inſonderheit auf ſeine Toilette, eben auch nicht ſtolz zu ſein brauchten. — So ging es fort, ein redendes Zeugniß, daß ſie ſich auch ohne mich, und vielleicht noch beſſer, auf ihrer Wanderung zu unterhalten wußten. Es war mir während des Leſens doch peinlich, alle die derben Studentenausdrücke vor Dornſtein's Ohren auszuſprechen, zumal Ludovike die Hände zuſammenſchlug und einmal über das andere fragte: „Aber was heißt denn das?" Allein ich durfte nicht abbrechen und Dornſtein rief mir am Schluſſe mit großem Vergnügen das beſchämende Wort zu, es verſtände nicht leicht Jemand ſo gut wie ich, durch die bloße Betonung den Geiſt dieſer Sprache wieder zu geben. — Um meinen Rückzug aus der Geſellſchaft war es geſchehen. Der Hauptmann Kurzhals aus Heinrichsbad kam auf Beſuch, ein Mann von trockenem Humor und unwiderſtehlicher Komik. Man wurde ausnehmend heiter. Dornſtein reichte mir zum Abſchied die Hand — zum Erſtenmal — was ſollte ich thun? Ich fühlte ſeinen heftigen Druck — es überrieſelte mich. — Will denn der Onkel gar nicht kommen? Ich fürchte, er läßt ſich erſt einen neuen Frack aus der Reſidenz kommen, um mit deſto mehr Würde auftreten zu können.

Den 28. Auguſt.

Eine Woche iſt vorüber, ohne daß ich es über mich vermochte, etwas aufzuſchreiben. Was beängſtigend in mir ſtürmt und arbeitet, mich ruhelos umhertreibt, mich zuweilen wie ein Moment der Beſeligung ergreift und mich wieder in Furcht und Grauen jagt, wie ſoll ich es in Worte faſſen? Wem ſoll ich mich anvertrauen? Von Freundlichkeit umgeben, fühle ich mich doch nicht daheim. Ich bin einſam, bin nicht zu Hauſe — und da, wo man mir ein Haus, eine Heimat gewährt, auch von Neuenburg keine Nachricht! Keine Zeile von dem Onkel oder der Tante auf meine neu wiederholten Briefe. Ach, ſie müſſen erſt „überlegen!“ — Ueberlegen! Bei mir iſt es wol aus mit dem Ueberlegen, ich ſehe mein Schickſal — iſt es Angſt, iſt es Glück, was mich verwirrt? Ich weiß es nicht.

Aber ich weiß, in dieſer Nacht kommt doch kein Schlaf über meine Augen, alſo will ich niederſchreiben, was dieſer Tag mir Verletzendes und Beängſtigendes gebracht hat. Vielleicht werde ich ruhiger, wenn ich es dieſen Blättern, meinen einzigen Vertrauten mitgetheilt habe.

Dornſtein kommt jeden Tag und ich weiß jetzt, warum er kommt. Es war heut' die Stunde, da er einzutreffen pflegt, als mir ſo bange, ſo unendlich bange wurde, daß ich heimlich und raſch das Haus verließ und mich in die Einſamkeit des Parkes verſenkte. Zugleich war mir, als müſſe heut' endlich der Onkel kommen. Ich trat aus den Bäumen, ſetzte mich am Rande der Landſtraße nieder und ſah den Weg entlang. Mein Herz redete mir vor, der nächſte Wagen müſſe mir den alten Herrn und Beſchützer bringen. Lange ſaß ich ſo erwartungsvoll, bis meine Gedanken andere Wege gingen und mir die Erlebniſſe der letzten Tage wieder vorüber führten. Da vernahm ich aus der Entfernung das Rollen von Rädern und fahre auf. Eine Staubwolke verkündigte das Herannahen eines Wagens — ja, er iſt's, er muß es ſein, der Onkel! Ich glaube den Wagen, ich glaube Friedrich auf dem Bocke zu erkennen, ſpringe vor Freude auf und laufe dem Ankommenden entgegen. Mit ausgebreiteten Armen rufe ich: „Willkommen! Willkommen —“ Da — Entſetzen! Schauderhaft! Ein Herr ſpringt aus dem Schlage — ich ſehe zwei abgeſchmackte lange Bartzipfel fliegen — es iſt der unſelige Menſch, der „Lampendocht“, wie meine jungen Leute ihn nannten.

„Willkommen im Grünen, ſchöne Dame!“ ruft er. „Das nenne ich einen Empfang! Und ſogar erwartet? Ich wußte es ja, man iſt nicht immer ſpröde!“ Mit dieſen Worten faßt er mich an, während ich zu fliehen ſuche und doch fühle, daß mir vor Schreck die Knie wanken. Ich heiße ihn mich verlaſſen, rede ihn zornig an, er aber ſchlingt ſeinen Arm um mich und mit frechem Lächeln ruft er: „Oho, nur nicht geziert, ſchöne Dame! Das gilt jetzt nicht mehr —“

Ich weiß nicht mehr, was der Menſch redete, ich weiß nur, daß ich mich von ihm los zu machen ſuchte, daß ich halb todt vor Entſetzen war.

Da höre ich ein donnerndes Halt! hinter mir, das mir wie ein

Digitized by Google

Erlösungsruf klang. Dornstein und die beiden alten Damen traten aus den Bäumen hervor. Im nächsten Augenblick sah ich, wie Dornstein den Fremden fortschleuderte, daß der Mensch sich am Boden förmlich überkugelte. Was sonst zwischen Beiden vorging, ist mir nicht mehr bewußt, denn unter hervorstürzenden Thränen sank ich Ludovike in die Arme. Nur das Davonrollen eines Wagens vernahm ich noch. Ich verfiel in ein wahrhaft krampfhaftes Weinen und Schluchzen, während dessen ich ganz unfähig war, meinen Freunden das Vorgefallene zu erklären. — Sie hatten mich im Hause vermißt und waren gegangen, mich aufzusuchen. Die alten Damen zeigten sich kaum minder erschreckt, als ich selbst, doch suchten sie mich bald zu trösten und zu beruhigen Dornstein erklärte jedoch geradezu, ich hätte mich etwas leichtsinnig der Gefahr ausgesetzt. Ich war so beschämt, so gedemüthigt, daß ich die Augen nicht aufzuschlagen wagte.

Im Hause angelangt, ließ mich Dornstein mit den Damen allein. Nachdem wir uns ausgesprochen, fanden sie für gut, daß ich mich ausruhte, zwangen mich in mein Zimmer, auf das Sopha, deckten mich zu, ließen die Vorhänge herab — sie behandelten mich wie ein krankes Kind und ich fühlte mich so hinfällig, daß ich mir Alles gefallen ließ. — Nach einer Stunde jedoch fühlte ich mich gesammelt genug, zum Thee hinunter zu gehen. Dornstein und die Damen kamen mir herzlich entgegen. Von dem Vorfall war nicht mehr die Rede. Die Tanten schlugen Musik zur Unterhaltung vor und schon griff Ludovike nach ihrer Geige, als Dornstein rief: „Bitte — wollen wir nicht lieber etwas lesen? Ich würde mich selbst zum Vorlesen anbieten, wenn wir nicht in Tante Rosalinde ein ausgezeichnetes Talent im Recitiren unter uns hätten." Rosalinde lächelte geschmeichelt und bedankte sich und holte darauf Goethe's Tasso, dessen ersten Act sie uns mit vielem Ausdruck vortrug. Ich fühlte, wie Dornstein's Augen während des Lesens auf mich gerichtet waren, und als ich einmal aufsah, glaubte ich etwas von Vorwurf darin zu erkennen. Meine innere ruhelose Bewegung kam wieder, ich hörte nichts mehr von Rosalinde's Vortrag, ich hatte mit den Thränen zu kämpfen. Endlich wähnte ich mich erlöst, Rosalinde endete, Dornstein erhob sich zum Aufbruch. Da fügt es sich, daß die beiden Damen das Zimmer eine nach der anderen verlassen. Ich war mit Dornstein allein. Er tritt zu mir, ergreift meine Hand und beginnt: „Hedwig —!" Ich erbebte, er nannte mich zum Erstenmal bei meinem Vornamen. „Hedwig, daß Sie einen Beschützer brauchen, einen Freund, das haben Sie heut' wol erkannt! Sie kennen mich erst kurze Zeit, ich kenne Sie länger — viel länger! Haben Sie Vertrauen zu mir? Nein, mehr als Vertrauen, glauben Sie, daß ich —"

O mein Gott —! Ich konnte ihn nicht zu Ende reden lassen, eine Todesangst überfiel mich. Die Thränen stürzten mir von Neuem aus den Augen und mühsam brachte ich die Worte hervor: „Erbarmen Sie sich — schonen Sie mich nur heut'!"

„Gut — ich will heut' nicht weiter reden, Hedwig!" fuhr er fort.

Digitized by Google

Aber morgen komme ich wieder und Sie wissen nun, was ich Ihnen sagen werde. Begegnen Sie mir dann freundlich! Gute Nacht!"

Er verließ das Zimmer und ich flog zur anderen Thür hinaus in meine Clause. Da sitze ich. Es ist Mitternacht vorüber. Und wenn morgen wieder Mitternacht vorüber ist — — —" (hier endet mein Tagebuch.)

Vorrede: — Siehst Du, liebe Cläre, so weit habe ich Dich nun, daß Du die Vorrede doch lesen mußt! Denn Du weißt zwar, was aus der Geschichte geworden, allein Du brennst darauf zu wissen, wie es nun „so gekommen" ist. Vier Wochen sind vergangen und ich sitze wieder in meinem Zimmer in Neuenburg und wenn ich zurückblicke auf die jüngste Vergangenheit, ist mir — ja wie denn? — nun vor Allem glückselig zu Muthe, als finge ich erst an zu leben, als wäre mein Tag erst angegangen. Ja, ja, ja und tausendmal ja, ich habe „Ja" gesagt, ich habe ihn genommen, diesen lieben, braven, einzigen Mann! Er sagte mir, daß er mich schon vor Jahren geliebt, da ich noch ein Mädchen gewesen, sich aber nicht in meine Nähe gedrängt, da meine damalige Verlobung so gut wie ausgesprochen war. So lange ist der gute Mensch seiner Neigung treu geblieben! Ach, damals — und jetzt! Welch' ein Unterschied! Daß es solch' ein Glück gäbe, wie ich es heut' fühle, wie hätte ich es ahnen können? — Aber nun der Reihe nach Alles Geschehene erzählt! Gegen Mittag des Tages, der auf die Nacht folgte, da ich mein Tagebuch abbrach, fuhr unerwartet ein Reisewagen in den Hof von Altweil. Ich saß mit den alten Damen im Gespräch, da ruft Rosalinde aufspringend: „Der Hofmarschall!" — und ich erkenne meinen Onkel, welcher aus dem Wagen steigt. Ich fliege hinaus, liege in seinen Armen, während Ludovike und Rosalinde mir langsamer folgten. Dann betrachtete ich Schwester Rosalinde. Mit Herzlichkeit ging sie auf den würdigen Herrn zu, der sein weißes Haupt entblößte, und bot ihm die Hand zum Willkommen. „Wir haben uns lange nicht gesehen —" begann er. „Um so freudiger begrüßen wir den alten Freund!" rief sie und das Wiedersehen war aller Befangenheit entrückt. — Ob sie später noch von alten Zeiten gesprochen haben, ist mir nicht bekannt. Der herzliche, zwanglose Ton des ersten Augenblicks blieb aber in unserer Gegenwart derselbe. Der Onkel erzählte von der Kränklichkeit der Tante und jenes wohlwollend murmelnde Uhrwerk mit dem Pendelgange „Mh! Hm!" — „Mh! Hm!" wurde wieder lebhaft von den alten Damen aufgezogen. Allein die Tante fühle sich seit den letzten Wochen bedeutend woler, erzählte der Onkel zu meiner freudigen Ueberraschung, sie mache Promenaden im Park und sei in sehr heiterer Stimmung.

Gegen Abend erschien Dornstein. Jetzt aber rede ich nichts mehr von meinen Aengsten und Befürchtungen — das ging zu Ende. Kurz, noch an demselben Abend erbat Dornstein von dem Hofmarschall die Hand seiner Nichte in aller Form und so wurde ich überrumpelt, daß

Digitized by Google

ich gar nicht Nein sagen konnte, selbst wenn ich gewollt hätte. Der alte Herr nahm die Sache ganz feierlich und so war unser Verlobungsabend sehr würdevoll, ja ich verstand mich gemessener zu betragen, als ich es mir in meiner vagabundenhaften Verwilderung zugetraut hatte. — Der Onkel nahm Wohnung in Altweil. Es verstand sich von selbst, daß er einige Tage zum Besuch blieb.

Das Haus war nun ein festliches, die alten Damen in ihrer Zärtlichkeit gegen mich überschwänglich und doch war durch die Gegenwart des Gastes unser Glück und unser Verkehr in eine ceremoniell gemessene Form gelenkt.

In diese schnob aber plötzlich geräuschvoll die Mahnung an meine abenteuerliche Vergangenheit herein, in Gestalt meiner zurückkehrenden Reisegenossen. Ich kann nicht leugnen, ich war etwas beschämt Martin gegenüber und theilte meinem Verlobten den schlimmen Handel mit. Dornstein lachte. Er ging den Ankommenden entgegen, empfing sie als willkommene Gäste — Himmel, wie sahen Sie aber aus! Stips — es ist nicht zu beschreiben, er war förmlich abgerissen! — und nachdem man die immer Durstigen und Hungrigen erquickt hatte, nahm Dornstein meinen Bruder bei der Hand und begann: „Mein lieber Martin, Sie haben Recht gehabt. Ich hatte es wirklich auf die kleine Person da abgesehen und jetzt stelle ich sie Ihnen als meine Braut und mich als Ihren künftigen Schwager vor." Martin sah ihn groß an. „Hedwig!" begann er fragend. „Nun ja doch, Junge!" rief ich. „Kinder und Narren reden oft Weisheit!" Damit umarmte ich ihn und hoffte ihn durch Zärtlichkeit unschädlich zu machen. Aber es bedurfte dessen kaum. In den nächsten Minuten duzte er sich bereits mit Dornstein.

Der Eindruck auf meine drei anderen Reisegefährten, als ich und Dornstein uns ihnen als Verlobte vorstellten, war durchaus charakteristisch. Jettchen sprang vor Ueberraschung in die Höhe mit den Silben: „Aber na nu!" Orpheus rief halb ungläubig: „I wo doch!" Stips aber schrie: „Das haben Sie recht gemacht!" schüttelte freudestrahlend Dornstein's Hand, reichte sie auch mir und sagte zu meinem Verlobten mit Bedeutung: „Das können Sie mir glauben, ein so famoses Frauenzimmer giebt es nicht zum zweitenmal!" Eine Versicherung, für die ihn Dornstein lachend in die Arme schloß.

Die ganze Gesellschaft wurde darauf eingeladen, noch länger unsern glücklichen Kreis zu vervollständigen. Gebhard machte ihnen Wohnung in seinem Absteigequartier zu Heinrichsbad. Dorthin wollten sie sich vom Hause Garderobe schicken lassen, denn der Onkel hatte sie sogar noch Einmal nach Neuenburg eingeladen, da die Tante bedauerte, daß ihr jüngst von dem Quartett so viel entgangen sei.

Einige Tage darauf reiste ich mit dem Onkel ab. Schwester Ludovike und Schwester Rosalinde hatten das Versprechen geben müssen, in spätestens vierzehn Tagen zu einem längeren Besuche nachzukommen.

Und jetzt haben wir das Haus Neuenburg so voll von Gästen, wie es wol seit zwanzig Jahren nicht gewesen ist. Die Tante ist, obwol

Digitized by Google

immer noch eine zarte und hinfällige Dame, doch so wol, wie ich sie noch nicht gekannt habe und ist glücklich darüber, vor ihren bunt gemischten Gästen die Wirthin machen zu können. Nicht nur Gebhard ist da und die Tanten, sondern auch alle vier „Gebrüder Fliedermüller" Die Tante selbst — die gütige Tante! — weiß über die Concertgeschichte kopfschüttelnd zu lächeln und fragt jeden Abend sehr leutselig, ob denn nicht ein wenig „gefliedermüllert" werden werde? Meine Abenteuergenossen sehen übrigens jetzt, nachdem sie die alten Schlangenhäute abgeworfen, recht fein aus. Jettchen trägt gern ein rothes Halstuch. Selbst Stips erscheint in modischem Gewande. „Wollen Sie wissen, wo es herstammt?" fragte er mich unter vier Augen. „Dornstein hat mir ein Stipendium ausgesetzt. Von ihm kann ich Alles annehmen, denn ich liebe ihn schwärmerisch — seit gestern nennen wir uns Du." Auch Ludovike und Rosalinde sind gegen Stips sehr gütig, sie wollen seine Tanten sein, er soll zu ihrem Hause gehören — Ach, da ist ein Tintenfleck! Gebhard will mir die Feder wegnehmen — — —

„Ja ich habe ihr die Feder weggenommen, verehrte Frau, ich, Gebhard Dornstein, der ich mich Ihnen als Verlobter dieser unermüdlichen Schwätzerin vorstelle. Sie plaudert zu viel aus. Zum Glück noch ertappe ich sie auf ihrem Zimmer, mache ihren Angebereien ein Ende und habe sie hinunter geschickt, um ihre Zeilen selbst fortzuführen. Denn Sie bekommen ein so unerhört liederliches Schriftstück in die Hände, daß es nun nichts mehr verschlägt, wenn eine Männerhand sich auch noch dazwischen setzt. Was hat diese kleine Person Alles den Leuten nachgeredet! Von mir steht verhältnißmäßig am wenigsten in ihrem Tagebuche und Sie werden mich daraus kaum sonderlich kennen lernen. So will ich Ihnen denn wenigstens sagen, daß ich dieses liebe Wesen über Alles liebe und sie so glücklich machen will, als mein eigenes Wesen es zu Wege bringt. Sind wir erst verheirathet, was in kurzer Zeit geschehen soll, dann hoffe ich mich Ihnen mit meiner Frau zu präsentiren und mich Ihrer und Ihres Gatten Prüfung zu unterwerfen. Aber was sehe ich, indem ich von dem Blatte auf und in den Garten hinunter blicke! Sonst ein sehr angenehm geselliges Lustwandeln — der Hofmarschall führt Tante Rosalinde im Gespräch am Arme; die Frau Hofmarschallin geht an Martin's Arm in reger Unterhaltung, während Tante Ludovike lachend neben einem gewissen Orpheus herschreitet — meine würdige Braut aber läßt sich eben von zwei Individuen, genannt Stips und Jettchen, über den Rasen jagen und ruft zu mir herauf, ich solle sie vor den Unbänden retten. In der That, ich muß wol eilen, mir selbst den Vogel wieder einzufangen. Und wenn Hedwig die Vermuthung hegt, Ihr Herr Gemahl werde sie für nicht gescheidt halten, so wittere ich, der Herr Professor werde das auch auf mich anwenden und sagen: Viel gescheidter, als sie, ist er auch nicht!"

Digitized by Google

Damals, in Weimar!

Rückblicke von **Karl von Holtei.**

IV. Johanna Schopenhauer.

An geräuschvollen Abenden litten wir keinen Mangel: Assembleen und Bälle jagten sich. Desto labender wurden *stille* Abende dazwischen; jene von erquickenden, unversiegbaren Quellen erfrischten, gesegneten, versteckten, ruhigen Schattenplätze, inmitten der „große Welt" geheißenen dürren Sandwüste. Doch ich rede in der vielfachen Zahl, spreche von *Plätzen* und weiß nur *einen* zu nennen, auf den obige Beziehungen wirklich anwendbar sind. Denn auch stille Abende zu drei Personen können jeder geistigen Behaglichkeit verlustig gehen, wenn sie die Form eines Schmauses annehmen, wenn dabei, statt vertraulicher Gespräche, Speisen über Speisen aufgetischt werden; wenn der gehoffte gegenseitige Austausch anregender Meinungen in einseitige Abfütterung umschlägt. Unbefangene Heiterkeit kann, bei mir wenigstens, nicht aufkommen, wo ich entdecke, daß wider Brauch und Regel einfach-bürgerlichen Haushaltes, um meinetwillen, „mir zu Ehren", übertriebene Küchenanstrengungen gemacht wurden, so daß Gericht auf Gericht folgt. Sind bei solchem unnützen Aufwande noch andere, einheimische Genossen und fleißige Mit-Esser zugegen, denen die extraordinaire Fülle zu Gute kommt, dann mag sich der fremde Gast eher trösten. Soll er jedoch allein verschlingen, muß er da nicht bei jedem *Bissen*, den er hinunterwürgt, Gewissens*bisse* empfinden?

Zwei solche Abende bereiteten mir, in bester Absicht, doch auf recht kleinstädtische Weise, zwei gelehrte Männer, unter allzu eifriger Mitwirkung ihrer gehorsamen Hausfrauen: Professor und Bibliothekar Dr. Riemer (Silvio Romano) und Hofrath Dr. Stephan Schütze. Auf stille Abende hatten sie mich eingeladen; beide wurden geräuschvoll, nicht durch lebhaftes Gespräch, nein, lediglich durch's Geklapper unaufhörlich gewechselter Teller zur Aufnahme des Inhaltes von immer wieder aufgetragenen Schüsseln. Und in einer Profusion angerichtet für uns Drei, wie für Dreizehn — von denen dann doch wenigstens Einer im nächsten Jahre sterben müßte, was spannend wäre! — Bei dergleichen Anstalten schwindet mit der letzten Möglichkeit jeglicher Eßlust nothwendig auch der gesellige Frohsinn, der höhere Genuß des Zusammenseins. Ich hätte an Riemer, an diesen vieljährigen Hausfreund, Vertrauten, Geheimschreiber, Mitarbeiter Goethe's — ich hätte an Schütze, den geheimnißvollen, scharfsinnigen „Beobachter an der Ilm", unzählige Fragen zu richten gewünscht; hatte von den Abenden bei und mit ihnen für Stil-

Digitized by Google

lung meiner Neu- und Wiß-Begier viel erwartet. Das Meiſte blieb unerledigt. Wo es mir dennoch gelang, Notizen zwiſchen Leckerbiſſen hervorzulocken, blieben die von Riemer gelieferten, im Gegenſatze zu den von ſeiner Gattin gelieferten Nahrungsmitteln, äußerſt ſparſam und mager, ängſtlich abgewogen, und er ſpendete ſie mit vorſichtigſter Behutſamkeit, unter dem anerkennungswerthen Vorbehalte: „Ueber Vieles aus Weimars Geſchichte ſei Schweigen Pflicht, denn man dürfe ſeines Vaters Schande nicht aufdecken!“ (ipsissima verba.)

Die von Schütze gelieferten hinwiederum waren mit dem ihm eigenthümlichen Sarkasmus ſtark gepfeffert, der nichts verſchonte; der hauptſächlich, ſeiner „Theorie des Komiſchen“ gemäß, auch im Geſpräch die poſſirlichen Seiten herauskehrte, und auf den Titel ſeines langjährig redigirten Taſchenbuches für „Liebe und Freundſchaft“ wenig Rückſicht dabei nahm. Wunderlich genug legte der kleine, witzige, gnomenhafte Mann, während er nach rechts und links treffende Zungenhiebe austheilte, ungleich aufrichtigere, herzlichere Verehrung und Anhänglichkeit für Goethe's Perſönlichkeit, Wirken, Leben an den Tag, als der abgemeſſene rückſichtsvolle Riemer, dem nicht ſelten, wenn auch unwillkürlich, Aeußerungen entſchlüpften, aus denen verhaltener Groll ſprach, als ſei nicht genug geſchehen, ihn anzuerkennen, ſeine Dienſte hinreichend zu belohnen. Mir machte das keinen günſtigen Eindruck.

Doch von dieſen ſtillen Abenden, die im eigentlichen Sinne keine waren, wollt' ich ja gar nicht reden. Ich dachte an jene bei der Schopenhauer während meines zweiten, längeren Aufenthaltes in Weimar. Als ich zum Erſtenmale dort verweilte, war ich der ausgezeichneten Frau nicht näher getreten. Zwar hatt' ich ihr meine Aufwartung gemacht; ſie hatte mir auch eine große Geſellſchaft zuſammen gebeten; daß ſie mir jedoch gütiges Angedenken bewahrt, zeigte ſich erſt, als ſie im nächſten Jahre, vereint mit Herrn von Müller, thätig wirkte, mich für eine ganze Reihe dramatiſcher Vorleſungen herbeizurufen, die „unter Goethe's ermunternder, zur Theilnahme auffordernder Protection“ ſtattfanden, wobei allerdings auffiel, daß der Protector ſich fern davon hielt.

Frau Johanna, kränklich, alt, durch manchen Kummer belaſtet, zog ſich, wenn's ohne Anſtoß geſchehen konnte, von anſtrengenden Geſelligkeits-Mühen und -Plagen zurück. Sie blieb am Liebſten in ihren vier Pfählen. Und das war nicht blos Bequemlichkeit; es war guter, geläuterter Geſchmack. Denn wo konnt' es anmuthiger ſein, als in den von ihrer kunſtfertigen Hand mit ſchönen Gemälden, vortrefflichen Copieen großer Meiſterwerke ausgeſchmückten Räumen, in welchen ein Geiſt der Ordnung, der Sauberkeit, des weihevollſten Stilllebens vorherrſchte, daß jedwedem feinorganiſirten Menſchen wol darin werden mußte, wie er nur eintrat. Von einem thätigen, vielſchreibenden, weiblichen Autor ließ ſich in ihrem Salon keine Spur finden. Eben ſo wenig, als ſie von ihren allgeleſenen, beliebten Büchern zu reden liebte, eben ſo wenig verrieth auch nur das leiſeſte Zeichen „genialer Nachläſſigkeit“ in ihrer Umgebung, oder gar an ihrer muſterhaft-weiblich gehaltenen, einfachen Toilette die . . .

Schriftstellerin. Der ganze Zuschnitt ihres geregelten, bescheiden-vornehmen, anspruchslosen Haushaltes deutete eher auf eine, von mäßiger Pension lebende, anständig-sparsame Beamten- oder Gelehrten-Wittwe, als auf die Verfasserin der „Gebrüder van Eyk", der „Gabriele", der „Biographie Fernow's", und vieler anderer schätzbarer und geschätzter Werke hin, denen sie, unermüdlich arbeitend, alljährlich neue Erzählungen, Reiseberichte, belehrende Aufsätze und dergleichen mehr, folgen ließ. Wie wol mir geschah, nach Tagen ermattenden Visitenjammers, activer und passiver Gattung, in dieses Asyl mich retten zu dürfen, sicher vor unberufenen Störern! Mit welch' hochherziger, Zutrauen erweckender, menschenfreundlicher Theilnahme die mütterliche Freundin des dreißigjährigen Umhertreibers Confidenzen anhörte, und in Ernst und Scherz einzugehen verstand! Wie sie zu tadeln, zu warnen, aufzumuntern wußte, ohne jemals in's Predigen zu verfallen! . . . Das erschöpfend zu schildern wären viele Bogen nicht hinreichend. Die dankbaren Erinnerungen an ihre sich immer gleich bleibende Güte können nur mit dem Leben erlöschen. Mir ist noch ein anderes Pfand jenes Seelenbündnisses geblieben: ein Schatz von Briefen, in denen zugleich höchst interessante Daten über weimarisches Thun und Treiben enthalten sind. Ich habe der Schreiberin gelobt, nichts davon zu veröffentlichen, so lange nicht Diejenigen abgestorben wären, die irgend davon betroffen werden könnten. Damals dacht' ich nicht, daß ich die Meisten überleben sollte. Doch ist's immer noch zu früh. Die Blätter zu vernichten, mocht' ich mich dennoch nicht entschließen. Daß sie nach meinem Tode verbrannt werden, dafür ist gesorgt. Für jetzt dienen sie noch in einsamen Stunden vergangene „stille Abende" in's Gedächtniß zu rufen, gegenwärtige zu beleben.

Es traf sich so glücklich, daß Adele, Frau Johanna's Tochter, zu meiner Zeit von Weimar entfernt blieb. Der jungen Dame sagte die dortige Luft nicht mehr zu, seitdem ihre Verbindung mit einem Gelehrten (irr' ich mich nicht, einem Jenenser?) rückgängig geworden. Der Mutter, welche voll vergötternder Liebe an diesem talentreichen, geistvollen (aber sehr häßlichen) Mädchen hing, und welche nicht begriff, daß andere Menschen Adelen unliebenswürdig finden könnten, wurde diese lange Trennung ganz unerträglich. Ich zweifle nicht, daß der sehnliche Wunsch nach Wiedervereinigung die alte Frau dazu brachte, kurz nachher sich ebenfalls von Weimar, wo sie sich eine so hübsche zweite Heimat gegründet, loszureißen. Sie hatte ja nur dies einzige Kind. Von dem späterhin so berühmt gewordenen Sohne, dem Philosophen Arthur, war sie längst völlig geschieden; wie ich versichern hörte, wegen seines unkindlichen Benehmens bei Geld- und Erbschafts-Auseinandersetzungen. Ohne ihn ent- oder gar meine selige Freundin beschuldigen zu wollen, glaub' ich doch, daß er aus praktischem Gesichtspunkte nicht so ganz Unrecht gehabt haben mag. Sie vermied ängstlich, von ihm reden, ihn erwähnen zu hören; und wurde zufällig, aus Versehen, sein Name genannt, dann schwieg sie, sichtbar verstimmt; sie, deren umgängliche, nach-

Digitized by Google

sichtige Heiterkeit sich sonst niemals veränderte. Ich hütete mich sorgfältig, ihr zu sagen, daß ich mit besagtem Sonderlinge in Dresden, bei Tieck, vor einigen Jahren zusammengetroffen war, und weshalb ich mich vor ihm entsetzt hatte. Zwischen ihm und Tieck hatten sich Discussionen erhoben, über unterschiedliche philosophische Systeme; dies hatte, über Jakobi hinweg, den Tieck liebte, nach und nach auf religiöse Streitigkeiten geführt; und als Tieck in diesen von Gott gesprochen, war Schopenhauer, wie von der Tarantel gestochen, aufgesprungen, sich gleich einem Brummkreisel umherdrehend und mit höhnischem Gelächter wiederholend:

„Was? Sie brauchen einen Gott?"

Ein Ausruf, den Ludwig Tieck bis an's Ende seiner Tage nicht vergessen konnte.

Genug, Arthur fragte nicht nach seiner Mutter, und Adele weilte fern von ihr; was mir — schändliche Egoisten, wie wir sammt und sonders nun einmal sind — recht zu Statten kam bei unseren stillsten aller stillen Abende. Da empfing ich in Fülle, wonach ich im Umgange mit Riemer und Schütze gedürstet; was Eckermann mir nicht geben konnte, weil er zu jung in Weimar, zu „grün" für dessen Vergangenheit war. Frau Johanna wußte um Alles. Sie bildete so zu sagen den Uebergang aus der Sturm-, Drang- und Glanz-Periode, in die sie durch damals noch existirende Zeitgenossen eingeweiht worden, zur allmäligen Abnahme, die sie selbst gesehen, und aus dieser dann wieder zur Gegenwart, wo die Sonne, sich nahem Untergange neigend, noch einmal vor ihrem Scheiden mit sanftem Abendroth die halbe Welt beleuchtete. Ja, sie wußte um Alles. Discret gegen Fremde, ihr Unbekannte; kurz abfertigend gegen zudringliche Neugier; mittheilsam, unerschöpflich, mit fesselnder Beredtsamkeit für Diejenigen, welche sie dessen würdig erachtete; unparteiisch im Urtheil über Freund und Feind; nachsichtsvoll in Beurtheilung menschlicher Schwächen; abgesagte, offene Verächterin von Klatschereien; begeistert in anerkennender Ehrfurcht für Edles, Schönes, Großes . . . so entfaltete sie, absichtslos, ohne Eitelkeit und Ansprüche, als echte geborene Malerin, treu-lebensfrische Schildereien, deren Farbenpracht nicht minder zu bewundern war, als ihre Naturtreue. Was hatte sie nicht vernommen, gehört, in sich aufgenommen, verglichen! Was hatte sie nicht gesehen, mit erlebt, mit gethan! Wie viel von Demjenigen, was gesammte deutsche Literatur durchdringen und erregen sollte, war zuerst bei ihr von Jenen besprochen und verhandelt worden, auf deren Ja und Nein Tausend und aber Tausende lauschten! Sie fühlte sich in „Weimar-Jena, der großen Stadt, die an beiden Enden viel Gutes hat", eben so zu Hause, wie bei sich in ihrem eigenem „Zuhause". Ihr waren alle Familienverhältnisse, alle Hof-Intriguen, alle kleinlichen und großartigen Kabalen bis in's feinste Gewebe bekannt; sie hatte so viele verworrene Fäden in eigenen Händen gehalten, nicht wenige entwirren helfen.

Goethe hatte häufig Zuflucht bei ihr gesucht und im friedlichen

Digitized by Google

Raume gefunden, wenn er verdroſſen und ermattet von ſteifer Geſellſchaft bei ſich, oder von unvermeidlicher Hofdienſtpflicht, ſich am friedlichen Zwiegeſpräch mit einer „Zuverläſſigen" erholen wollte, nach betäubendem Chariwari vielſtimmigen Durcheinanders. Da ſaß Er vor ihrem runden Tiſche, auf demſelben Armſeſſel, den ich Unwürdiger jetzt inne haben durfte; zeichnete mit Blei, tuſchte mit Sepia kleine Bildchen, Landſchaften, Baumpartieen, allegoriſche Zuſammenſtellungen und dergl. auf die nächſt-beſten Blätter, die ihm gereicht wurden; und ließ dazwiſchen manch' bedeutſames Wort über Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, über Weimars kleine wie über des weiten Lebens große Welt vernehmen, das ſich tief in ſeiner ſeelenvollen Zuhörerin Seele geſenkt hatten; das jetzt, als Nachhall einſtiger ſtiller Abende geheiligten Andenkens, den ſtillen Abenden eines armen, unbedeutenden Kunſtjüngers doppelte Weihe verlieh.

Frau Johanna beſaß einen weiblichen Major Domus, benamſet Griſern, von den Intimen „Griſeldis" gerufen, welcher die Wirthſchaft mit ordnungliebender Pünktlichkeit verwaltete, ganz im Sinne ſeiner Herrin, nach der weiſen Vorſchrift: „pas trop de zèle!" zu deutſch: Eile mit Weile! Man hörte ſie nicht, man verſpürte nur ihr zweckmäßiges Wirken. Dieſe höchſt ſchätzbare Perſon war auch ſehr genau inſtruirt, wem ſie zu ſtillen Abenden die Thür öffnen; wem ſie, weil er ſtören würde, dieſelbe vor der Naſe zuſchlagen dürfe. Nur wenige Auserwählte fanden ausnahmsweiſe Zutritt. Von den Meiſten hieß es: „Verdirbt uns doch nur die Societät!" Richtiger hätt' es heißen müſſen: das tête-à-tête.

Eines Abends verdarb ich es ſelbſt und durch meine Schuld. Es war an einem Sonntagnachmittag, bei widerwärtigem Regenwetter mit Schneegeſtöber durchmiſcht. Ich hockte in meinem geräumigen, doch düſteren, auf den von glucſenden Trut- und anderen Hühnern belebten Hof ſchauenden Zimmer, langweilte mich abſcheulich, harrte ſehnſüchtig, daß es ſieben Uhr ſchlagen möge, damit ich ſchicklicherweiſe zur Schopenhauer aufbrechen könne (denn frühzeitiger ließ ſie ſich nicht gern von ihrer Arbeit abwendig machen) . . . Da vernahm ich das Signal einer Extrapoſt, welche unter dem Rüſſel des „Elephanten" in den Rachen (den Thorweg) hineinrollte. Herr Schwanitz, Vater et Sohn, vermerkten eben Mangel an Gäſten. Ich war der Einzige, der bei ihnen hauſte, nun fand ſich ja noch Einer. Und gar ein ariſtokratiſcher Gaſt: ein Extrapoſt-Reiſender! Glück auf! — Glockengebimmel, Pferdegetrappel, Stubenmädchengeſchrei, Kellnerſturz, Hausknechtgepolter! — Mag's doch, ich fühle mich ſicher, ungefährdet in meiner Höhle; und brächte der Ankömmling Weib und Kinder mit, bis zu mir dringen ſie nicht!

Aber wer war's? Herr Börne, der auf dem Wege nach Berlin in Weimar übernachten wollte, und der, weil er eben nichts Beſſeres mit ſeinem Abende anzufangen wußte, mich aufſuchte. Er kam direct aus Frankfurt a. M., hatte dort einige Tage vorher das Liederſpiel „Die verwandelte Katze" (das nämliche Beeſt, welches mich mit Frau

Digitized by Google

von Heygendorf entzweite) auspfeifen hören, vielleicht auch helfen; und erstattete mir nun mit unverkennbarem Behagen ausführlichen Rapport darüber, wozu ich mich so heroisch-gleichgiltig anstellte, wie einem verunglückten Liederspielmacher irgend zuzumuthen. Goethe'n wünschte er nicht vorgestellt zu werden, wofür ich Gott dankte, denn das wär' ein bedenklicher conatus delinquendi geworden. Doch ihn zur Schopenhauer mitzunehmen, schlug ich vor, und darauf ging er ein. Es gab den trübseligsten Abend, der zu denken ist. Sie zwang sich zur gastlichen Artigkeit, er blieb schweigend, förmlich verstockt, und wenn er nicht umgehen konnte, mitzureden, bracht' er ganz gewöhnliche Sachen vor. Ich rackerte mich in Todesängsten ab, einige Bewegung in die absterbende Dreifaltigkeit zu schwatzen, doch sonder jeglichen Erfolg. Mir sind die schauderhaften drei Stunden, während welcher ich dreitausendmal bereute, sie herbeigeführt zu haben, frisch in's Gedächtniß gerufen worden, als ich neulich in einem Briefe von Gentz an Pilat die Stelle las: „Der Aufsatz von Börne ist in meinen Augen sehr geringhaltig. Auch finde ich seinen alten Styl nicht mehr wieder. Er war geistreich und witzig, so lange er schlechte Gedichte und schlechte Theaterstücke recensirte, und die Verfolger der Juden lächerlich machte. Seine politische Weisheit ist nüchtern und langweilig.“*) — Beides zu sein, auch ohne Politik, gelang ihm an jenem Abend vollständig, und meine liebe Freundin trug mir's nach, so lange ihr versöhnliches Gemüth erlaubte, daß ich ihr zu des Mannes persönlicher Bekanntschaft verholfen. Ich aber dankte meinem Schöpfer, so wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu sein. Denn wie's abgelaufen wäre, wenn er die Laune gehabt hätte, bei Goethe eingeführt zu werden .. das durft' ich mir gar nicht ausmalen ohne Anwandlungen von Ohnmacht.

Ich bin späterhin noch mehrmals in Weimar eingekehrt, stets gütig und nachsichtig aufgenommen, doch will ich offen bekennen: seitdem ich die Schopenhauer nicht mehr dort fand, war mir's, wie wenn das Liebste fehlte, wie wenn's nicht mehr das nämliche Weimar wäre. Wir haben uns fleißig geschrieben. Die letzten Zeilen, die ich kurz vor meinem Auszuge nach Rußland, und nicht lange vor ihrem Tode empfing, sollen hier noch Platz finden:

„Godesberg bei Bonn, d. 17. Aug. 1837. Mit meinen Gedanken bin ich bei Ihnen, Freund, nur wissen diese für den Augenblick nicht recht, wo Sie zu suchen sind, und haben es lange nicht gewußt, sonst hätt' ich Ihnen längst geschrieben. Ich weiß, welche Entscheidung Ihre Zukunft genommen, freue und ängstige mich darüber. Ich bitte Sie recht inständigst, lassen Sie mich Alles wissen, Alles erfahren, von sich, von Ihrer Frau, Ihren Kindern, sobald sie an Ort und Stelle einigermaßen eingerichtet sind. Auch mein Leben nimmt eine andere Wendung, hoffentlich die letzte vor der großen, die uns Allen bevorsteht, und der ich in

*) Wir geben unseres verehrten Herrn Mitarbeiters Worte wieder, jedoch mit einer Verwahrung unserseits gegen die von Gentz ausgesprochene Meinung über Börne, zu der wir uns nicht bekennen können. Die Red. d. „Salon.“

meinem zweiundſiebzigſten Jahre wohl ſehr nahe bin; obgleich ich mich, ein wenig Lahmheit abgerechnet, ſo wohl als jemals befinde. In vierzehn Tagen gehe ich nach Jena, um dort auszuleben. Ich bin vom Großherzog auf eine Weiſe dazu aufgefordert, der zu widerſtehen Thorheit wäre. All' Dieſes und noch mehr ſchreib' ich Ihnen, ſobald ich nur gewiß bin, daß mein Brief wirklich in Ihre Hände kommt. Erlaubt Ihnen Ihre Zeit, mir zu ſchreiben, daß Ihr Brief den 31. etwa mich noch in Bonn trifft, ſo adreſſiren Sie ihn dorthin. Sonſt nach Jena, abzugeben beim Buchhändler Frommann. Melden Sie mir nur Ihre Adreſſe, daß Sie wohl, heiter, muthig ſind ... und dazu mein Vielgetreuer. Das Uebrige findet ſich.

Ach, lieber Holtei, iſt's denn wirklich wahr, daß wir uns nie wiederſehen ſollen? Ihre

Johanna Schopenhauer."

V. Goethe's achtzigſter Geburtstag.

„Am 28. Auguſt 1829 zu Goethe's achtzigjähriger Geburtstagfeier: Fauſt, Tragödie in acht Acten, mit Muſik von Eberwein!"

Und dies in Weimar ſelbſt, in ſeiner unmittelbaren Nähe! —

Wir betraten das Schauſpielhaus an dieſem Abende denn doch wunderbar geſtimmt. Viele der zum Feſte anweſenden Fremden, unter denen Ausländer aller Zungen, hegten ſanguiniſche Erwartungen. Ich meinestheils hielt mich im Voraus überzeugt, daß wenig davon in Erfüllung gehen dürfte. Mich ſchreckte ſchon zurück, was ich von der „Bearbeitung" vernommen, welche, obwol unter des Dichters Aufſicht und Obhut, von Riemer und Eckermann zubereitet, die ſchwierigſte Aufgabe keineswegs löſte: aus der gewaltigſten, umfaſſendſten poetiſchen Conception ein Theaterſtück zuzuſchneiden und dramatiſch bühnengerecht zu machen!

Zwar darauf war's ja für das Jubelfeſt nicht ſo genau abgeſehen. Sollt' es doch zunächſt eine Huldigung ſein, an der Theil zu haben, in leiblicher Anweſenheit, für Glück und Ehre betrachtet ward. — Neben mir ſaß der berühmte Bildhauer David, eigens aus Paris gen Weimar gekommen, um Goethe's koloſſale Büſte aus Meiſterhänden hervorgehen zu laſſen, was ihm, wie weltbekannt, glorreich gelungen iſt. Der Gute verſtand keine deutſche Silbe, und ich war nicht ohne Beſorgniß, daß die vorausſichtlich ſehr lang dauernde Aufführung ihn ungeduldig, und bei der ihm innewohnenden franzöſiſchen Petulanz und Lebhaftigkeit zu einer gefährlichen Nachbarſchaft machen könne. Deshalb ſann ich darauf, wie und wodurch er anderweitig zu beſchäftigen wäre, und fand ein prächtiges Mittel. David, wenn auch etwas von ſeines Namensvetters, des revolutionairen Malers, republikaniſchen Mucken in ihm ſteckte, wenn er auch abgeſagter Feind der Reſtauration und des Bourboniſchen

Digitized by Google

Königthums sein mochte, war zugleich ein enragirter Verehrer des Kaiserthums, des Eroberers Napoleon Bonaparte. Ein Widerspruch, den viele französische Politiker in sich trugen, ohne ihn gewahr zu werden. In der Begeisterung für Napoleon stimmte er überein mit August Goethe, von welchem es mich oft erboßte, daß der Sohn des größten deutschen Dichters dem größten Gegner Deutschlands solch' schwärmerischen Cultus widmete. An David, dem Franzosen, hatt' ich nichts dagegen einzuwenden, benützte dessen Inconsequenz vielmehr für meinen Zweck, seiner Aufmerksamkeit eine, außerhalb deutscher tiefsinniger Poesie liegende, ableitende Richtung im Schauspielhause zu geben. Ich raunte ihm, noch vor Beginn der Symphonie, geheimnißvoll in's Ohr: „Sehen Sie jene junge Dame im ersten Range rechts?" — „Oh, qu'elle est belle!" — „Nicht wahr? Nun merken Sie auf, Sie republikanischer Napoleonist! Jene ist die Tochter einer Frau von G., die jetzt in zweiter Ehe mit einem sehr angesehenen Herrn vermählt ist. Das Fräulein stammt aus erster Ehe, ist mit erheirathet worden als lieblichste Mitgift, soll jedoch nicht das Kind Desjenigen sein, dessen Namen sie, nach bekanntem juristischen Grundsatze: pater est ꝛc. ꝛc., rechtmäßig führt, sondern . . . es kann kein leeres Gerücht, kann nicht Verleumdung genannt werden; die Aehnlichkeit ist zu charakteristisch. Und da, wie Sie als Bildner und Physiognomist aus Erfahrung bestätigen müssen, solche Aehnlichkeiten gern von Oheimen auf Nichten überspringen, so mag ich's Niemandem übel deuten, mir selbst auch nicht, wenn er diese aus des Weltbesiegers bronzener Männlichkeit in die rosigste Weiblichkeit umgewandelte, fortgeerbte Erscheinung für mehr als Zufall nimmt, und vollen Glauben dem Gerüchte schenkt: die Holdselige sei des Exkönigs von Westphalen natürliche Tochter." — „La fille de Jérome, la nièce de Napoléon le Grand? Sans doute, c'est cela. Oh quelle ressemblance! Merci, merci, monsieur Olté, merci! Oh qu'elle est belle!" —

Der war glücklich versorgt für die Dauer bevorstehender acht Acte und ich konnte, unbekümmert um sein Geschick, meinen Antheil der Bühne zuwenden. Ob er aber nicht nach der Vorstellung einen steifen Hals davon getragen, von dem unausgesetzten Drehen und Wenden seines Antheils und Antlitzes nach dem ersten Range rechts? Dafür steh' ich keineswegs.

In den „Vierzig Jahren" hab' ich mich an geeigneter Stelle geäußert über die zum Jubelfeste in Weimar gegebene Bearbeitung des Faust. Von der Darstellung hab' ich geschwiegen, weil ich Rücksicht auf einige beim Erscheinen jener Memoiren noch lebende Mitspieler nahm. Diese sind nun auch von der Bühne des Lebens abgetreten, und ich brauche nicht mehr zu unterdrücken, daß die Aufführung, was die Hauptperson angeht, ganz unbefriedigend weit hinter den bescheidensten Ansprüchen zurückblieb. Es giebt Schauspieler, welche da, wo sie heimisch wurden, allgemein beliebt sind, theils weil man sich allgemach an sie und ihre Mängel gewöhnte, und sich förmlich hineinlebte, theils auch, weil

Digitized by Google

sie sich im bürgerlichen Dasein durch gute Führung und vorwurfsfreien Wandel Achtung erwarben. Sie sind ihrer Frau getreu, behandeln sie anständig, halten ihre Kinder ordentlich, machen keine Schulden, wie es „soliden Leuten" geziemt. Das gilt besonders für Hoftheater in kleineren Städten.

Einer solchen kleinstädtisch-spießbürgerlichen Reputation erfreute sich denn auch unser Faust. Sie stand so fest begründet, daß sogar ein Pact mit dem Gottseibeiuns sie nicht erschütterte. Hatte der biedere Mann doch bisher sämmtliche Helden vorgeführt! War es doch der anerkannte Vermittler zwischen Dichtern und Zuschauern! Folglich gebührte ihm und dem Rollenfache, welches er bekleidete, auch der Faust . . . und überdies war kein Anderer da, der für ihn hätte eintreten können. Er sprach verständig und mit wolklingendem Organ, was er wörtlich eingelernt. Dem schärfsten Krittler hätt' es schwer fallen sollen, ihn des kleinsten Verstoßes, des geringsten Gedächtnißfehlers, des leisesten falschen Accentes zu zeihen. Auch sah er stattlich aus, benahm sich zweckmäßig, figurirte geschickt, kurz es ließ sich eigentlich gar nichts gegen ihn einwenden. Nur daß er von Anfang bis zu Ende der rechtschaffene, tadellose Philister blieb, dem's geradezu eine Pferdearbeit schien, einigermaßen glaublich zu machen, er wäre Goethe's Faust. Die schon vor zwei Jahren auf denselben Bretern vernommene, declamatorisch-pathetische Recitation, die mir Maria Stuart verleidet, schien auch ihm unentbehrlich. Wir dürfen darüber kaum rechten mit ihm; scheint sie es doch auch den meisten Zuhörern, sogar den gebildeten unter diesen. Ist doch die Ansicht verbreitet genug, der Schauspieler müsse, sobald er in gebundener Rede tiefe Empfindungen und Gedanken zu erläutern hat, sich kunstgerechter Natürlichkeit entschlagen, und sich den Zwang unnatürlicher Künstelei auferlegen, damit es nur ja nicht klinge, als wären jene Gedanken und Empfindungen des darzustellenden Menschen selbsteigene, aus ihm herausquellende; nein, damit jede Zeile daran erinnere, er habe sie auswendig gelernt und wiederhole sie nur. Diese Meinung ist sehr verbreitet, tritt bei jeglicher Tragödie verderblich zu Lichte . . . . nun gar erst beim stellenweise philosophirenden Faust. Da können die Herren gar nicht salbungsvoll genug docíren; da setzen sie jedweden bedeutungsvollen Ausspruch auf Pfundnoten; komischerweise auch den: „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor." Das ist fürchterlich! Hör' ich Einen die ersten Verse: „Habe nun, ach! Philosophie, Juristerei und Medicin" u. s. w. herbeten, gleich einer Album-Strophe; — bringt jenes „ach!" nicht wie eine innerlichst-empfundene unwillkürliche Klage aus bedrückter Menschenbrust; — wird es mit aufgesagt, wie ein in's Metrum gehöriges Partikelchen; — leitet es den Redner nicht zur einfachen Naturwahrheit der nachfolgenden Verse . . . dann kann mir der Herr So und So sammt seinem ganzen Faust schon gestohlen werden.

Scenische Anordnung und Ausstattung waren durchweg vortrefflich. Einiges besser, als ich's irgendwo gesehen. Der bekannte Balletmeister Kobler, zugleich ein ausgezeichneter Maschinenmeister und Tausend-

Digitized by Google

künſtler, hatte in dem verhältnißmäßig beſchränkten Raume Wunder geleiſtet mit Verwandlungen, Gruppirungen, Luftflügen, Feuerregen und Metamorphoſen. Leider werden eigenſinnige Theaterfreunde — zu denen ich gehöre — durch derlei Schaugepränge nicht entſchädigt für Das, was ſie die Hauptſache nennen. Daran würd' es, meiner Anſicht nach, an jenem immer denkwürdigen Feſtabende gemangelt haben, wären nicht zwei Verfechter poetiſch-dramatiſcher Wahrheit da geweſen und eingetreten für des Tages wie der Kunſt Ehre: Karoline Lorzing, als Gretchen, La Roche als Mephiſtopheles.

Das Mühmchen eines allbeliebten Dichters und Compoſiteurs ſo vieler hübſcher deutſcher Operetten und Singſpiele, Lorzing's, die ſpäter verehelichte Röckel, jetzt noch lebende Mutter der vorzüglichen Wiener Hofſchauſpielerin Röckel, hatte ſich ohne ſpecielle Protection, nur durch ihr jugendlich friſches Talent gefördert, hatte ſich fördern dürfen, ſeitdem eine andere Karoline, die nach dem Tode ihres höchſten Gönners das Bühnenſcepter niedergelegt, nicht ferner hemmen konnte, was ſich neben ihr aufblühend entfalten wollte. Karoline Lorzing brachte Darſtellungsgabe, Geſchick, Gemüth, Fleiß und Eifer mit. Frei von Ziererei war ſie zierlich; im Feuer der Leidenſchaft blieb ſie jungfräulich. Uneingeengt von den Banden und Bändern aufgedrungenen Schulzwanges durfte ſie ſich ihrem Naturell überlaſſen, welches nicht irre führte. Ihr Gretchen war mädchenhaft rein, innig, warm; in der Verzweiflung weder unſchön, noch fratzenhaft. Die Kerkerſcene packte ſogar meinen Plaſtiker und zog ſeinen Künſtlerblick Minuten lang ab von bewußter Lage auf die Bühne.

La Roche hat mir den Teufel zu Danke geſpielt, wie vor ihm und nach ihm Niemand. Wer Goethe's Fauſt — und zwar lange zuvor, eh' man ihn auf die Breter zerrte — öffentlich vorgeleſen, wie ich, dem konnte unmöglich die Schwierigkeit entgehen, dieſen „Geiſt, der verneint" und zwar „ſchalkhaft", dieſen Hauch des Böſen, welches wider Willen Gutes ſchafft, dieſe ſublimſte Schöpfung geſammter Poeſie aller Zeiten, ſinnlich zu verkörpern. Ich hatte mir niemals recht vorſtellen können, wie es zu machen ſei, daß der äußeren Erſcheinung ihr Recht geſchähe, und daß dabei die höhere geiſtige Zaubermacht geſchont, daß ſie nicht in den Staub des Materialismus herabgezogen werde? Sehr berühmte Schauſpieler haben das Experiment verſucht, ſind vom Beifall der Menge belohnt ſo weit gegangen, Mephiſto's eigener Erklärung vom „längſt vertriebenen nordiſchen Phantom" entgegen, ein ſolches gerade vorzuführen. Sie haben geſchnurrt, gepruſtet, gemauzt, pferdefüßig gehinkt (Wunder noch, daß ſie nicht Hörner ſich aufſtülpten!), haben Grimaſſen gemacht, Geſichter geſchnitten zum Kinder ſchrecken, ſo, daß Fauſt wahrlich keine Urſache mehr hatte, Gretchen einen „ahnungsvollen Engel" zu nennen, wegen ihrer unerklärlichen Abneigung gegen ſeinen Freund.

La Roche hingegen wendete von ſolchen abſcheulichen, übelriechenden Hausmittelchen und Mixturen nichts an. Er hielt ſtreng die Weiſung inne, die im Gedichte vorliegt, und blieb durchweg der humoriſtiſch-regie-

Digitized by Google

rende, witzig-spöttelnde, lustig-zweifelnde, listig-spähende Geist. Im Einklange damit standen seine Geberden, sein vornehm-freies Betragen, seine meisterlich-schlichte Rede, worin weder stark betont, noch wichtig herausgehoben, noch effecthascherisch gedehnt, sondern immer flüssig, eindringlich, verständlich und nach Hamlet's Vorschrift: „leicht von der Zunge weg" gesprochen wurde. Sein Mephistopheles war kein Teufel von Fleisch und Bein, der herumläuft wie der brüllende Löwe und sieht, welchen er verschlinge. Es war eine symbolische Erscheinung, die auf der Höhe des Gedichtes stand. Ja, daß ich's gerade heraus sage: eine Erscheinung, die vielleicht eben so wenig auf die reale Bühne gehörte, als das Gedicht selbst. In diesem Falle der größte Ruhm für den Schauspieler, der die Dichtung über die laute Wirkung stellte.

Und so waren wir, David gleich mir, wundersam erbaut von diesem Theaterabend — quand même! Ich hielt mich an La Roche, Jener an seine schöne Jungfrau vom Blute der Napoleoniden. Doch zog ich nächsten Tages den Kürzern gegen ihn. Denn sein Entzücken erfreute sich Goethe's kennerhafter Billigung, während meine Angriffe gegen den Zuschnitt der achtactigen Bearbeitung durch ein lächelndes: „Nun, Ihr junges Volk versteht das freilich besser!" zurückgeschlagen wurden. Ach, ich höre ihn noch, sehe ihn noch, wie er das mild-scheltend sagte .... Da schau' ich um mich her ... sende die Blicke hinaus ... suche, sinne ... Wer lebt mir denn noch von den Freunden jener Tage und Abende in Weimar? Todt — todt — todt ... Aber wirft La Roche den Blick auf dieses Blatt, dann gedenk' er meiner, gedenke mancher schönen Stunde in Weimar! Und auch unserer Todten wollen wir gedenken.

Sonett.

Was Dir gehört!

Eröffnet sind die Thore Dir der Welt!
Du bist ein Mensch, Du darfst mit Freudebeben
Hier um Dich schau'n, denn Dir ward sie gegeben,
Und einzig Dir gehört die ganze Welt.

Dein ist die Sonne, Dein das Sternenzelt,
Die Erde Dein, wo sich in ew'gem Weben
Erneu't das volle, vielgestalt'ge Leben,
Und Dein das Meer, das nimmer Ruhe hält.

Dein ist dies All. Und sieh', Dein Eigenthum
Ist reicher noch; die ganze Menschheit kehre,
Denn sie vermag's, in Deinen Busen ein.

Die vor Dir große Tage lebten, ehre,
Die mit Dir leben, liebe, und den Ruhm,
Bei denen such' ihn, die da werden sein. A. Roffhack.

Die hannöverschen Emigranten in Frankreich.

> Erster Diener. Aber wann geht das los?
> Dritter Diener. Morgen, heute, sogleich. Ihr werdet die Trommel heut Nachmittag schlagen hören, es ist gleichsam noch eine Schüssel zu ihrem Feste, die verzehrt werden muß, ehe sie sich den Mund abwischen.
> Zweiter Diener. Nun, so kriegen wir doch wieder eine muntere Welt. Der Frieden ist zu nichts gut, als Eisen zu rosten, Schneider zu vermehren und Bänkelsänger zu schaffen.
>
> **Shakespeare's Coriolan. Act IV. Sc. 3.**

Die Geschichte der Welfenlegion ist bekannt. Im Jahre 1867, in Holland, nahe der hannöverschen Grenze gebildet, begab sie sich zunächst nach der Schweiz und von dort, durch den Bundesrath ausgewiesen, nach Frankreich.

So langten etwa gegen Ende des Monats Januar des Jahres 1868 nahezu 500 Mann, von 12 Officieren geführt, in Straßburg an, wurden in fünfzehn verschiedenen Ortschaften nahe der deutschen Grenze vertheilt und in Wirthshäusern oder bei Privaten untergebracht. Auch in Frankreich erkannte man an, daß man hier nicht mit gewöhnlichen politischen Flüchtlingen zu thun hatte und gewährte somit den Leuten, welche damals von ihren Officieren einen täglichen Sold von zwei Franken erhielten, durchaus keine Geldunterstützung. Die militairisch eingeübten und organisirten Legionäre blieben, so in Frankreich ganz wolwollend aufgenommen, in den Orten Hagenau, Weißenburg, Schlettstadt und Lunéville. Die Officiere verbreiteten, die Legion sei, falls es zum Kriege zwischen Frankreich und Preußen käme, dazu bestimmt, sich der französischen Armee anzuschließen und dieser deutsch-patriotischen Versicherung ist es namentlich zuzuschreiben, daß die hier sich der Legion in größerer Zahl anschließenden neuen Ankömmlinge aus Hannover nicht nur dieselbe freundliche Aufnahme fanden, sondern daß auch die Behörden über den Mangel regelmäßiger Legitimationspapiere hinwegsahen und gestatteten, daß die Truppen sich in den Departements frei bewegen konnten.

Wie es scheint, war gleichzeitig in der Provinz Hannover eine ziemliche Anzahl von Agenten thätig, die, durch beträchtliche Geldsummen unterstützt, Desertionen stellungspflichtiger junger Leute gewissermaßen organisirten und dies namentlich von dem Augenblicke an, da sich das Gerücht verbreitete, die Legion sei in Frankreich mit offenen Armen aufgenommen worden.

Zu diesem Zwecke hatte man eine förmliche Etappenstraße mit festgestellten Marschquartieren zwischen Hannover und der holländischen Grenze eingerichtet. Außerdem beförderte man einzelne Individuen

Digitized by Google

direct nach Frankreich und diese, die Bevorzugteren, erhielten dann 40 bis 50 Thaler Handgeld, sowie Reise- und Zehrungskosten mit der Weisung, sich am bestimmten Orte beim commandirenden hannöverschen Officier zu melden.

So wuchs nach und nach die Legion auf nahezu 900 Mann. Die französische Regierung sah ein, daß ihr Verbleib so nahe der deutschen Grenze nicht ganz ohne Unzuträglichkeiten sei und so verlegte sie die Hannoveraner, nachdem festgestellt war, daß sie noch immer von ihren Officieren commandirt und zum Appell gerufen würden, sie mithin als eine förmlich militairisch organisirte Truppe in Frankreich geduldet seien, zunächst nach der Champagne und zwar in neun verschiedene Orte, wo sie von ihren Officieren getrennt und gleichsam als internirt betrachtet werden sollten.

Man erzählt, daß zu jener Zeit der damalige französische Minister des Aeußeren, Marquis de Moustier, gemeinschaftlich mit dem damaligen Minister des Innern, Pinard, Weisungen an die betreffenden Präfecten habe ergehen lassen, durch welche jeder Verkehr der Mannschaften mit den Officieren als solchen untersagt, jedes militairische Zusammenhalten, jeder Appell der Leute u. s. w. verboten sein sollte. Diese Befehle seien auch wirklich abgegangen, aber man hätte ohne den Generaldirector des Ministerium des Innern, Herr von Saint-Paul, gerechnet, der für die Präfecten und Unterbeamten eine weit wichtigere Persönlichkeit war, als der Minister selbst. Man war gewöhnt, daß Letzterer zeitweise einen Nachfolger erhielt, Herr von Saint-Paul hatte aber bisher alle Inhaber von Portefeuilles überdauert. Er also war das stetige Element im Ministerum, er kannte das Personal, durch ihn wurde man befördert, auf seinen Vorschlag erhielt man das „rothe Band", durch ihn flossen alle Gnaden und sonstigen Auszeichnungen zu — mit Herrn von Saint-Paul durfte es Keiner verderben. Herr von Saint-Paul aber war ein eifriger Chauvin, schreibt man doch ihm das bekannte Wort zu: „En cas de guerre cette légion serait un bon oiseau d'appât." Herr von Saint-Paul war also anderer Ansicht als seine Vorgesetzen und fügte deren Instructionen erläuternde Commentare hinzu, die das gerade Gegentheil besagten. Und so unterblieb Alles, was in Aussicht gestellt war. Die Officiere wurden weder in Bourges, noch in Orleans, noch in Tours internirt, der Trennung der Unterofficiere von den Mannschaften trat man in keiner Weise näher und der Stab, bestehend aus Major D., Hauptmann von H., Premier-Lieutenant von T., Seconde-Lieutenant R. und Feldwebel S., befand sich in Paris, gleichsam. wie in einem organisirten Hauptquartier.

Nun blieben die Leute zunächst in der Champagne mit ihren Unterofficieren und wurden von zehn zu zehn Tagen von den Officieren besucht, die ihnen alsdann in einem großen Appell — ein kleiner ward schon täglich abgehalten — die Löhnung auszahlten. Letztere beträgt für die Unterofficiere 4 Fr. 50 Cent., für die Soldaten 2 Fr. 25 Cent. pro Tag, wobei für Letztere 50 Cent. als Sold und 1 Fr. 75 Cent. als Wohnung- und

Digitized by Google

Kostvergütigung gelten. Die Officiere in Paris erhielten und erhalten noch täglich 10 Fr., haben aber dafür außerdem jetzt noch freie Wohnung, die ihnen in den Redactionsbureaus des eingegangenen Welfenblattes „La Situation" angeboten wurde.

Wie man sich denken kann, ist im fremden Lande, fern von der Heimat, die Lage der armen Legionäre eben keine glänzende. Es ist merkwürdig, die französische Nation hatte eine große patriotische Aufwallung, als es galt den polnischen Emigranten beizuspringen, den verfolgten italienischen Patrioten Aufnahme zu gewähren und den landesflüchtigen Ungarn einen Heerd zu bereiten. Für die Hannoveraner regt sich kaum ein mitleidiges Herz. Es ist, als ob man es für eine Verirrung oder Charlatanerie halte, daß sich im 19. Jahrhundert Leute als Landesflüchtige präsentiren, die für die Sache des Legitimismus nach dem Satze von 2 Fr. 25 Cent. täglich zu leben gedenken. Man erwärmt sich einmal nicht für das Welfenreich. Dazu kommt, daß, was in Polen geschah, einen düsteren blut- und eisstarrenden Hintergrund hatte, daß, was Italien betrifft, die Legenden Silvio Pellico's einen blutigen Glorienschein über Alles geworfen hatten, was aus der Halbinsel floh. Aber aus Hannover wußte selbst das erfinderischste Gehirn nichts zu berichten, als die tage- oder wochenlange Internirung einzelner Individuen in Minden. Man hatte zu sehr als Augenzeuge, gleichsam das Fernrohr in der Hand, den Ereignissen von 1866 beigewohnt, um sich vielen blauen martyrologischen Dunst vormachen zu lassen, und wenn auch die Chauvins gar nichts Uebles dabei fanden, für jeden Fall eine deutsch sprechende Avantgarde bei der Hand zu haben, so fiel es ihnen doch noch lange nicht ein, sich für die Flüchtlinge in einen auch nur scheinbaren Enthusiasmus hineinzureden.

So war denn die Lage der Legionäre eine wirklich recht traurige. Beschäftigt wurden sie nicht, fand aber einer von ihnen Arbeit, so wurde ihm ein Franc von der täglichen Löhnung abgezogen, was natürlich die Lust zur Arbeit um so weniger zu vermehren im Stande war, als die Bewohner der kleinen Städte in den jeweilig Arbeit Suchenden nur unliebsame Concurrenten erblickten, gegen die sie sich nicht selten auflehnten und die sie stets mißtrauisch über die Achsel ansahen. Auf diese Weise konnte aus den jungen Burschen nichts als eine Rotte von Tagedieben und Lungerern werden, die, der stetigen Arbeit völlig entwöhnt, ihre ganze Zukunft für eine Secunde der Uebereilung in die Schanze zu schlagen drohten. Der Muth sank denn auch den Meisten und eine trostlose Niedergeschlagenheit bemächtigte sich fast Aller, besonders da sie, der fremden Sprache völlig unkundig, nur auf den Verkehr unter einander angewiesen und dabei niemals sicher waren, ob ihr Kamerad nicht ein Spitzel, der ihre jeweiligen Stoßseufzer dem darauf lauernden und schwere Strafen verhängenden Unterofficier hinterbrächte.

Vergebens verlas man ihnen beim großen Appell eine Cabinets-Ordre des Königs Georg, in der gesagt ist, „daß für die Zukunft eines jeden Legionär's gesorgt sein solle und käme es zum Kriege, so wolle man

Digitized by Google

sie in jeder Hinsicht bevorzugen" — die Demoralisation der Mannschaften griff immer mehr um sich. Die Officiere, um die Legion zusammenzuhalten, spiegelten ihr vor, daß ihrer in Preußen eine strenge Bestrafung: Erschießung warte. Aber sie mußten sich schließlich darauf beschränken, durch strenge Ueberwachung jede Möglichkeit der Rückkehr abzuschneiden.

Um diese Zeit richteten die Officiere eine Petition an den Kaiser Napoleon, in der sie unter Hervorhebung ihres Privatcharakters darum einkamen, man möge ihnen volle Freiheit der Bewegung gestatten und sie namentlich nicht zwingen, sich ganz von den Truppen entfernt zu halten. Der Kaiser indessen beschloß, nach Anhörung der Minister, diesem Gesuch keine Folge zu geben.

Damals, im Monat April, wandten sich verschiedene Legionäre mit der Bitte an die preußische Botschaft in Paris, ihnen die Mittel zur Rückkehr nach der Heimat zu gewähren. Sie wollten unverzüglich die Heimreise antreten, sobald ihnen nur völlige Straflosigkeit zugesichert würde. Diese Leute erhielten denn auch die gewünschten Mittel, reisten nach Hannover zurück, fanden freundliche Aufnahme, Beschäftigung und wolwollendes Entgegenkommen Seitens der Behörden. Dieser Umstand ward in der Champagne bekannt und ermuthigte zur Nachfolge. Zugleich erschien in einem dortigen Localblatt die Ankündigung, die Legionäre sollten binnen Kurzem nach Afrika geschickt und in die Fremdenlegion eingesteckt werden.

Man denke sich die Bestürzung der armen Teufel, vor deren geographisch wenig geschultem Blicke das Wort Afrika gleichbedeutend war mit dem Tode, den man entweder durch den vergifteten Pfeil eines Schwarzen, durch den sengenden Strahl der Sonne oder das kräftige Gebiß von Löwen, Tigern oder Hyänen zu erwarten hatte. In dieser Herzensangst wandten sie sich an einen in Rheims als Chef einer renommirten Champagnerfabrik ansässigen deutschen Herrn Lyling aus Bremen, damit er sich, da er Hoflieferant des Königs von Preußen sei, bei diesem für die straffreie Rückkehr der freiwillig aus der Legion Scheidenden verwende. Ganz dem analog wandten sich, wenn ich nicht irre, fünf Leute aus Dormans direct an die preußische Botschaft mit demselben Wunsche. In Folge dieser Kundgebung bot man denn auch diesen Soldaten die Möglichkeit der Rückkehr, ja, man erließ sogar ein Amnestiedecret in Regel, dessen Wortlaut in deutscher und französischer Sprache in den Localblättern der Champagne abgedruckt erschien. Man stellte alsdann, in vielleicht nicht ganz diplomatischer Weise, den darum nachsuchenden Legionären die nöthigen Geldmittel zur Verfügung, aber in der kurzen Zeit der Tagedieberei hatten nicht wenige der Unglücklichen so sehr bereits allen moralischen Halt verloren, daß sie das ihnen baar ausgezahlte Geld gemüthlich in die Tasche steckten, ohne abzureisen, obgleich man es ihnen nur auf ihr eigenes dringendes Ansuchen, in freiwilliger Entschließung nach Deutschland abzureisen, eingehändigt hatte.

Inmitten dieser Krisis zeigten die Officiere recht, wie sehr ihnen daran gelegen, die Legion auf einem großen Nominalstande zu erhalten,

Digitized by Google

und wenn ich auch nicht der Ansicht der Skeptiker bin, die behaupteten, es sei dies nur geschehen, um zugleich mit der Legion den Bezug ihrer Immunitäten fortzusetzen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß sie Alles thaten, um dieser Ansicht Credit zu verschaffen. Sie besuchten von da ab fast täglich die Cantonnementsorte, hielten Revuen und Inspectionen ab, verlasen Botschaften des Königs und Erlasse und Ermahnungen zum festen und getreuen Ausharren, welche Aussichten auf bevorstehende kriegerische Ereignisse und „auf das beneidenswerthe Loos eröffneten, an der Seite der französischen Armee kämpfen zu können." Dabei wurden von den Unterofficieren mancherlei Pressionen wenig parlamentarischer Art gegen diejenigen Mitglieder der hannöverschen Legion ausgeübt, welche nur im Verdacht standen, Willens zu sein, nach der Heimat zurückzureisen und als sich trotzdem eine immer deutlichere Neigung kundgab, förmlich massenweise aufzubrechen, wußten es die Officiere bei den Localbehörden durchzusetzen, daß die Mannschaften nach den nördlicher und westlicher gelegenen Departements der Seine-inférieure (Rouen), Loiret (Orleans), Aube (Troyes) ꝛc. verlegt wurden. Hier verblieben von den ursprünglich 823 Legionären noch 725 Mann, so daß nahezu hundert nach der Heimat zurückgekehrt sind, obgleich man eingestandener Maßen nicht selten versucht hat, sie davon zurückzuhalten und die Localbehörden zum Schutz der Heimkehrenden einzuschreiten, sich nicht entschließen konnten. Noch am 20. Mai erhielt der preußische Botschafter in Paris das bekannte Schreiben ohne Unterschrift nebst der von 755 Mitgliedern der Legion unterzeichneten „offenen Erklärung an Se. Majestät den König Wilhelm von Preußen", in welcher die als Welfen-Legion in Frankreich lebenden Hannoveraner von der ihnen ertheilten Amnestie keinen Gebrauch machen zu wollen erklären.

Ich glaube, man darf kein zu großes Gewicht darauf legen, daß ein großer Theil dieser Unterschriften erwiesener Maßen von derselben Hand herrührte und daß späterhin nicht selten selbst einzelne der Unterzeichner darüber klagten, von den Officieren durch die Vorspiegelung getäuscht zu sein, man dürfe der Amnestie keinen Glauben schenken, da sie sich als ein falsches Versprechen herausgestellt. — Aber etwas Anderes ist es um den durch Drohungen und thätliche Mißhandlungen ausgeübten Terrorismus, mit welchem man consequent bemüht war, die nach Deutschland-Verlangenden von der Heimkehr zurückzuhalten. Vielfache in diesem Sinne von Mitgliedern der Legion an ihre trauernden Angehörigen nach Hannover gerichteten Briefe, die dort veröffentlicht wurden und die Runde durch alle Blätter machten, liefern die vollsten Belege für die Schreckensherrschaft, unter der die armen gemißbrauchten Landeskinder gehalten werden.

Ereignete sich doch erst in diesen Tagen der Fall, daß ein armer greiser Vater, Forstbeamter aus der Provinz Hannover, hierher nach Paris kam, um seinen armen verführten Sohn selbst nach Hause zurückzuholen, da dieser ihm geschrieben, bei der starken Ueberwachung könne er es nicht wagen, auf eigene Faust einen Fluchtversuch zu machen und

Digitized by Google

sich den Händen von Leuten zu entziehen, die gewissenlos genug gewesen seien, ihn unter falschen Vorspiegelungen aus der Heimat gelockt zu haben und ihm jetzt jedes Mittel abschnitten, wieder ein ehrliches, arbeitsames Leben zu führen und so ein nützliches Glied der Gesellschaft zu werden. Wer aber beschreibt den Schmerz und die peinliche Ueberraschung des Vaters, als der eingeschüchterte junge Mann, in Gegenwart seiner Vorgesetzten befragt, ob er denn wirklich nach Preußen zurückkehren wolle, es nicht wagt, laut einzugestehen, daß er diesen Wunsch gehegt und ihn sogar gegen den auf sein Begehren herbeigeeilten alten Vater verleugnet. Bei solchen Einzelheiten könnte jede Erläuterung nur abschwächen.

Man sollte meinen, dabei müßte es im Leben der Officiere, die in Paris ihrem Amüsement leben, keine schwarzen Punkte geben; aber es ist nicht Alles Gold, was glänzt. Die jungen adeligen Leute, schon erkennbar an dem gelbweißen Bande der Langensalza-Medaille, das sie im Knopfloche tragen, verbringen ihren Tag meist in dem fast ausschließlich von französischen Officieren besuchten Café du Helder am Boulevard des Italiens, vermuthlich, um dort schon jetzt für spätere Waffenbrüderschaften intime Beziehungen zu schließen, wie sich das für einen guten Deutschen ziemt.

Außer der militairischen Emigration Hannovers finden sich noch mehrere andere Zugvögel vom Civil in Paris, die natürlich viel mit ihren Landsleuten verkehren. Wie unter allen Emigrationen, so dreht sich auch in der hannöverschen das intimere Gespräch fast ausschließlich um mehr oder minder apokryphe Spionage, da jeder Emigrant sich natürlich Wichtigkeit genug beimißt, um die Annahme zu rechtfertigen, daß für ihn allein ein Specialspion ausgesandt und unterhalten werde. So befand sich auch vor einiger Zeit ein gut welfisch gesinnter Adeliger unter der Emigration in Paris, den die Fama alsbald, und ich glaube mit Fug, für einen entfernten Verwandten des Grafen Bismarck ausgab. Anfänglich von seinen Gesinnungsgenossen mit offenen Armen aufgenommen, bemerkte der junge Edelmann bald, daß sich alle seine hannöverschen Bekannten plötzlich kalt von ihm zurückzogen. Ein gefälliger Dritter erklärte ihm denn das Phänomen gar bald dahin, daß dies auffällige Benehmen seiner Genossen eine Folge der Verdächtigungen des Chefs der Legion, des Majors D. sei, der seine Officiere vor ihm, als einem höchst gefährlichen Bismarck'schen Spion, der ihm von Hietzing aus signalisirt worden, gewarnt habe. Man denke sich den Zorn und die Wuth des in seiner Ehre und Treue gekränkten Mannes. Schäumend stürzte er in's Café Helder und versetzte zum Staunen der versammelten französischen Officiere dem Major D. dort mit den Worten: „Ehrloser Verleumder!" einen Faustschlag in's Gesicht, worauf Jener dem Civilisten mit einem wie es scheint bereit gehaltenen Stoßdegen eine tiefe Wunde in den Schädel schlug.

Ich überlasse gewandteren Federn, zu beschreiben, wie später eine Ehrengerichtscommission die Kopfwunde untersuchte, um zu ermitteln,

Digitized by Google

ob sie mit einem hölzernen oder einem stählernen Instrumente beigebracht sei. Ich übergehe die Schilderung der Spaltungen im welfischen Lager, welche dieser Vorfall nach sich zog. Das bloße Factum der Spionenriecherei ist mir genügend für den Beweis, daß das Mißtrauen, welches gewöhnlich Emigrantenkreise zerfrißt, auch die hannöverschen Cirkel nicht verschont und verbitternd auf den Verkehr ihrer Glieder einwirkt.

Neben dieser militairischen Agitation läuft natürlich eine andere, politische, her, die sich namentlich in der Presse und in kleinen diplomatischen Kanzleien Luft macht. Letztere besonders, meist von Männern geleitet, die sich in der Rolle des kleinen politischen Gernegroß gefallen, thun ihr Mögliches, die Sendboten aus Hietzing in officiellen Kreisen einzuführen und ihnen Zugang zu Cirkeln zu verschaffen, die ihnen sonst ewig verschlossen geblieben wären. Wir unterlassen es hier, Namen zu nennen; wie dem aber auch sei, es steht fest, daß der Reise- und Preßagent, Herr Meding, ein aus Westpreußen gebürtiger Patriot, der an angestammter Treue nichts zu wünschen übrig läßt, sich sehr wol darauf verstand, einen Preßdienst zu organisiren, der in seinem Fache das Vollendetste leistete, was das Metier irgend hervorbringen kann.

So gelang es Herrn Meding zunächst, sich mit allen preußenfeindlichen Elementen in Verbindung zu setzen. Es wurden bald Anknüpfungspunkte gefunden, durch welche man eine Vereinigung der französischen chauvinistischen Partei in der Presse, der römischen Clerikalen, der österreichisch-polnischen Emigration, der dänischen Compromittirten, der süddeutschen Demokratie und was weiß ich sonst noch aller der Leute zu Stande brachte, die beim Frieden mit Deutschland viel zu verlieren, beim Kriege aber Alles zu gewinnen hatten.

Die erste Preßcampagne freilich war unglücklich und kostspielig obendrein. Herr Meding gründete die „Situation". Es war keine gute Idee, ein eigenes Blatt für die Vertheidigung des Welfenthrones in's Leben zu rufen, denn das französische Publicum war nicht gemeint, sein gutes Geld für Abonnements auf eine Zeitung auszugeben, die sich offen dazu bekannte, im Sold eines fremden Fürsten zu stehen und deren Chefredacteur, obwol ein trefflicher Polemist, doch den Makel mit sich herum trug, soeben noch Leiter des verbissensten und verabscheutesten aller Regierungsjournale, des „Pays", gewesen zu sein. Herr Grenier, dies war sein Name, war es obendrein, dies fühlte sich bald heraus, mit seiner Parteinahme für den entthronten König nicht einmal gewissenhafter Ernst. Man merkte es seinen Artikeln an, daß er sie um des lieben Brodes willen geschrieben und man sah den Unterschied erst recht, wenn man sie mit den Aufsätzen verglich, die derselbe Mann, im selben Blatte, dann aber mit dem ihm eigenen Talente, über Fragen des höheren Unterrichts schrieb, die ihm, einem beurlaubten Universitätsprofessor, bei Weitem mehr am Herzen lagen, als Hietzing und seine Hofhaltung. Alexander Dumas, der hunderthändige, wurde für schweres Geld gewonnen, auf Grund hannöverscher Actenstücke einen Roman zu schreiben, der an das „blutige doch muthige Pegu" erinnerte und in dem „die preußische

Digitized by Google

Schreckensherrschaft in Frankfurt" mit den schwärzesten Farben geschildert werden sollte, die im romantischen Farbentopfe nur irgendwie aufzutreiben wären. Wer aber beschreibt das unmuthige Erstaunen der Auftraggeber, als das abgelieferte Manuscript des bejahrten Romanciers zwar Greuel und Scheuel genug aufzählte, die da von Preußen begangen sein sollten, aber doch noch Raum übrig hatte für eine Anzahl echter Unterthanen des Königs Wilhelm, ja selbst von Landwehrmännern, die in jeder Gesellschaft als vollendete Ehrenmänner hätten passiren können?

Man schickte also den Roman dem Autor wieder zu und der mußte nun suchen, das Menschliche, das er den geschilderten Preußen noch gelassen, auszumerzen und, so gut es anging, durch Unmenschliches zu ersetzen. Aber auch das scheint nicht nach Wunsch ausgeführt worden zu sein, denn die Patrone waren von der „terreur prussienne" gar nicht sehr entzückt und gaben die Erzählung schließlich auch nur in ziemlich verkürzter Form heraus.

Politische Schriftsteller von Ruf betheiligten sich übrigens an der „Situation" nicht, die an chronischem Abonnentenmangel dahinsiechte und der eines Tages der Lebensfaden kurz durchgeschnitten wurde, als man mitten im Quartal in Hietzing die Geduld verlor und sich lieber entschloß, die ausbedungenen Entschädigungen für die Redacteure auf einmal herauszuzahlen, als sich in's Unendliche fort förmlich aussaugen zu lassen durch die enormen Kosten, welche die Herausgabe des Blattes verursachte.

Man begann nun einen andern Weg einzuschlagen.

Da gab es in Paris eine Anzahl preußenfeindlicher Blätter quand-même, die, irgend einer der oben gedachten Parteinuancen angehörend, nach der vollzogenen Fusion sich gern bereit finden ließen, auch die Vertretung hannöverscher Interessen mit in den Kauf zu nehmen. Nach dem Tode der „Situation" war es so namentlich das Journal „La Presse" des famosen Mirès, das seiner ultramontanen Aureole diejenige der Welfenägide beifügte. La Presse war ein schon bestehendes Journal, mit einem Abonnentenstock, der nicht ganz unbeträchtlich schien, kurz, vom hannöverschen Standpunkt war man hier unbedingt besser und billiger vertreten als im Grenier'schen Blatte.

Wenn aber Herr Mirès die grobe Arbeit übernahm, die nicht Jedermanns Sache ist, so fanden sich in dem Hofblatte par excellence, der „France", alsbald Männer, reif für den Guelfenorden, die es nicht verschmähten, die feinere Arbeit, die geschliffenen Insinuationen, die eingewickelteren Verleumdungen, die undementirbaren Enten gegen Preußen in die Welt zu schicken, und so war nach zwei Seiten hin gesorgt.

Aber der Krieg, der sehnlichst erwartete, wollte trotz alledem noch immer nicht kommen. Da nahm man zu noch gröberem Material seine Zuflucht.

In London erschien in französischer Sprache ein Blatt, der „International", ein credit- und abonnentenloses Unternehmen, zu dessen

Digitized by Google

Meister sich Herr Meding machte. Er trat freilich nicht direct dabei auf. Er bediente sich dabei eines Triestiners, des „Ritters Hiersch di Zerboni", der sich bald für einen österreichischen, bald für einen italienischen Diplomaten ausgab und den „International" schnell zum Stapelplatz aller jener zwerchfellerschütternden Neuigkeiten machte, die ihm in der Lesewelt eine so traurige Berühmtheit verschafften. Die Berechnung war nicht ohne psychologische Feinheit angelegt. Man hatte herausgefühlt, daß die Franzosen in politischer Beziehung das leichtgläubigste Volk seien und daß mithin ihrer armen Phantasie die schreiendsten Frescomalereien am besten zusagen müßten. Der „International" sollte also seine stets Preußen verdächtigenden, grotesk aufgeputzten Enten bringen — und die pariser Blätter, Feind wie Freund, mußten sie nachdrucken, eben der Sensationshülle wegen, in die man sie gesteckt. Aber der Schwindel war zu arg, die Farbe zu dick aufgetragen, der Unsinn zu groß und die Redactionen bissen darum in der Mehrzahl nicht an.

Aber der Chevalier di Zerboni verzweifelte nicht. Es gelang ihm, in ein pariser Blatt, eigentlich unpolitischer Natur, den „Gaulois", sich Eingang zu verschaffen und dies Journal zur Ablagerungsstätte all' des politisch-diplomatischen Unraths zu machen, den er am Abend vorher in wenig veränderter Form schon nach London gesandt. Der „Gaulois", in Folge anderweiter Ereignisse und Zufälle, nahm einen raschen Aufschwung und die Erfindungen des ehrenwerthen Ritters fanden einen weiteren Leserkreis.

Damit aber nicht zufrieden, ward ihm auch der Anfang des laufenden Jahres unabhängig gewordene „Moniteur universel" des Herrn Dalloz ein erwünschter Tummelplatz für seine politischen Zerrbilder. Herr Dalloz, der die Regierung ärgern wollte, wo er nur konnte, glaubte Grund zu haben, ihr friedliche Absichten zuzuschreiben — dies war ihm Veranlassung, den kriegerischen Chauvin herauszukehren und in den Spalten seines Blattes die Hannoveraner, Polen, Dänen u. s. w. sich ein antipreußisches Rendez-vous geben zu lassen. Er debutirte schon mit der Mobilmachung der preußischen Landwehr, wußte von der Armirung von Mainz und Rastatt Wunderdinge zu erzählen, brachte das Schreckgespenst der preußisch-russischen Coalition wieder zu Ehren, veröffentlichte intime Zwiegespräche zwischen Bismarck und Stieber und was dergleichen Schnurrpfeifereien mehr waren.

Ein Theil dieser schönen Dinge war freilich nicht allein dem Hirn des Herrn Zerboni entsprossen, Herr Dalloz hatte es zunächst aus der „Correspondance du Nord-Est" des Fürsten Czartoryski geschöpft, einem lithographirten Unternehmen, das, über österreichische und ungarisch-polnische Dinge meist vortrefflich unterrichtet, bei jeder Gelegenheit mit einer Ente zur Hand war, wo es galt, dem Norddeutschen Bund im Allgemeinen oder Preußen im Besondern etwas Uebles nachzureden.

Dieser freiwillige Bundesgenosse aus Galizien genügte jedoch dem Ehrgeiz des Herrn Meding noch nicht. Er wollte eine eigene politische Correspondenz zur Verfügung haben, darum gründete er in letzter Zeit

Digitized by Google

unter dem Edlen von Stubenrauch die „Germania", eine Autographie, welche den französischen Blättern gratis zugeht und ihnen Material in Hülle und Fülle bringt, in Briefen aus Süddeutschland namentlich, um sie über die bösen Absichten des bösen Bismarck stets auf dem Laufenden zu erhalten. Das Französisch des Edlen von Stubenrauch, der in Mexiko unter Maximilian eine Art Hofblatt redigirte, ist zwar nicht ganz mustergiltig, aber die befreundeten Redactionen sehen mehr auf die Gesinnung als auf den Styl und so findet sich die „Germania", deren Attacken übrigens von vielen, in solchen Dingen oft recht naiven französischen Journalisten nicht einmal geahnt werden, ziemlich häufig citirt.

Die Schuld aller dieser Preßknappen und Agenten ist es daher nicht, daß der Frieden zwischen Frankreich und Deutschland bis jetzt erhalten blieb. Stetig und immerfort wie Maulwürfe wühlend und unterstützt von der Kriegspartei am Hofe, um endlich den heiß ersehnten Kriegszug der Franzosen über den Rhein zu Stande zu bringen, sind sie die modernen Coriolane, die nach Frankreich gekommen sind, um Volsker zu suchen.

Vorüber.

Anfang des Maien, bis die Rosen kamen,
Da gab des Himmels Glück mir sein Geleit,
Da hatten alle Dinge Deinen Namen
Und eine Stunde war die Ewigkeit. —

Ich geh' denselben Weg, dieselbe Matte,
Sie sind's noch immer, sind es doch nicht mehr —
Was damals Flügel, Ton und Seele hatte,
Liegt regungslos und tönelos umher.

In seine seichte Breite muß es nieder,
Was oben mit des Stromes Flut begann;
Ach, daß man nicht auf Ewigkeiten wieder
Als wie zum erstenmal empfinden kann!

J. G. Fischer.

Digitized by Google

Die „Hobelkomteſſe".

Eine Peſther Stadt-Geſchichte.

(Vom Verfaſſer der „Spiegelbilder der Erinnerung".)

Das Volk der Magyaren nennt ſchon ſeit Beginn der Reformbewegung von 1830 mit dem ihm eigenen nationalen Stolz die nunmehr modern prachtvolle Metropole ſeines wieder völlig ſelbſtſtändig gewordenen Reiches „Budapeſcht". Damals freilich war dies Phönixneſt noch ein halb ungepflaſterter, mittelgroßer Marktflecken und überdies faſt ausſchließlich bewohnt von den, unter abgeſondertem Stadtrecht zu Bürgern gewordenen, Abkömmlingen ehemaliger Einwanderer, welche zum Theil weither aus Deutſchlands Gauen in's geſegnete Ungarn gekommen waren, zum Theil aus dem kaiſerlichen Oeſterreich ſich eingeſchlichen hatten, um daheim der Militairpflicht zu entgehen. Zur Orientirung jedoch für unſere modernen Leſer werden auch wir das moderne Peſth zum Ausgangspunkt unſerer Schilderung nehmen.

Denken wir uns denn vom Königsſchloſſe des gebirgigen, uralten Ofens kommend; wir ſchreiten über das ſiebente moderne Weltwunder, die durch den Engländer Clark von 1844 — 1848 erbaute, eben ſo kühne als koloſſale Kettenbrücke, welche ſich hoch über die, hier 1250 Fuß breite, majeſtätiſche Donau ſpannt, ſo daß die großen Dampfer ohne Umbiegen des Schlots unter ihr durchhuſchen, wie ſchwarze Delphine. Hier ſtehen wir an der wirklich überraſchenden Hauptfaçade des jugendlichen, längſt ſchon magyariſch accentuirten Peſth. Zur Linken am Ufer das vom Berliner Stüler erbaute großartige Gebäude der ungariſchen Akademie; vor uns ein großer viereckiger, wie eine Tiſchplatte glatt bepflaſterter Platz, auf dem man gerade daran iſt, das Monument des „größten Ungars der Neuzeit", des Grafen Stefan Széchenyi, zu errichten, dem alle materiellen Reformen Ungarns ſeit 1830 zu danken ſind, und der ſich 1860 im Irrenhauſe zu Döbling bei Wien erſchoß. Seine Koloſſalſtatue wird mit dem Rücken dem Graf Nako'ſchen Palais zugewandt ſtehen, gerade hin über die von ihm geſchaffene Kettenbrücke und durch den, auch von ihm angeregten, 180 Klaftern langen Tunnel ſchauen, der nun durch den ofener Bergrücken gebrochen iſt. Weiterhin ſehen wir, die Donauufer hinab, die aus Granitquadern gebauten Kais und als deren erſtes Gebäude, der Akademie gegenüber, den Palaſt der Handelsgeſellſchaft „Peſther Lloyd", jetzt auch Börſe, einen dreiſtockhohen modernen Bau mit vollem Säulenporticus. Von den drei Fronten dieſes großen Hauſes ſchaut die eine der Donau zu,

die andere, eben die der Säulenterrasse, liegt vis-à-vis dem Akademiegebäude, und die dritte rückwärtige bildet den Beginn der breiten massiven „Dorotheenstraße", welche als Parallele der Donauufer in die innere Stadt führt. Diese Dorotheenstraße hat rechts und links etwa je zwanzig große, durchgehends dreistockhohe Ziegelhäuser und endet wieder mit zwei palastähnlichen Gebäuden. Das zur Rechten ist der sogenannte „Wurmhof", ein kolossaler viereckiger Bau, Zinshaus, das einst der reiche Eisenhändler Wurm schuf. Dagegen links das letzte, palastähnliche Gebäude der Dorotheenstraße ist das sogenannte „Vogel'sche Haus", schon um 1820 von dem reichen, etwa 1835 so räthselhaft verstorbenen Bautischler Vogel erbaut Es hat drei Fronten, in der Dorotheengasse, nach dem Theaterplatz, sowie nach dem Josefsplatz, und wahrlich ein palastähnliches Aussehen schwerer Architekturmassen; auch ist es blos zweistöckig, aber durch seine Dimensionen hoch gleich den übrigen dreistöckigen Häusern jener pomphaften Straße.

Dies Palais erbaute in Ungarns Metropole ein als armer Tischlergeselle aus dem deutschen Reiche eingewanderter Deutscher, der später der Dutzbruder all' der stolzen ungarischen Magnaten geworden war, zugleich als einer der edelsten Menschen und Bürger galt, auf noch heut unaufgeklärte Weise plötzlichen und höchst räthselhaften Todes starb, und außer einem sonstigen großen Vermögen und überfüllten Lagern eben jenes Quaderpalais hinterließ und — als einzige Erbin — in den acht Gemächern der beiden Fronten des zweiten Stockwerkes seine noch lebende Wittwe, eine Matrone jetzt von über siebzig Jahren, die bereits seit fünfzig Jahren eine der rasendsten Wahnsinnigen ist!

Horch! welch' ein Jubel und Lärm! Tausende der prachtvollsten Gestalten der hohen Gesellschaft wie des racefeurigen Volkes, im schmucken Nationalcostüm, hoch zu Roß und zu Fuß, drängen sich, von der Brücke von Ofen herkommend, durch die breite, prächtige Dorotheenstraße unter Fanfaren der Militairmusik oder der Zigeuner — es ist wieder einmal, 1869, Eröffnung des Reichstags, oder Deputirtenwahl, oder sonst eine rauschende nationale und politische Demonstration — alle Fenster in allen Etagen der Häuser der Dorotheenstraße öffnen sich, auf daß man die Tricolore aussteckе, Körbe voll Blumen auf den Zug streue und endlos mitjubele in dem Jubel der wiedererlangten Freiheit und Selbstständigkeit. Auch im Vogel'schen Hause werden alle Fenster des ersten Stockwerks geöffnet und sie füllen sich mit tücherschwenkenden Damen und „Eljen" rufenden Herren — nur die Fenster des zweiten Stockwerks bleiben verschlossen und dunkel verhangen. In jene düsteren Räume, in denen alle Wände mit abgesteppten Matratzen belegt sind, dringt weder die rauschende Musik, noch der donnerähnliche Volksjubel, dort auf dem matratzengepflasterten Boden wälzt sich eine halbnackte Greisin — in bloßem langen Hemd, die Arme in der Zwangsjacke, brüllt sie stundenlange Monologe des Wahnsinns, bis sie zuletzt ermattet niedersinkt, liegen bleibt und einschläft, um nächsten Tages mit der Miene eines Kindes lächelnd zu erwachen. So lebt die einst blen-

Digitized by Google

dend schöne „Hobelkomtesse“ seit fünfzig Jahren und noch heute; so raste und so lächelte sie, als der nationale Frühling ihres Volkes von 1830 an hereinbrach, in dem der von ihr verabscheute Gemahl eine so entscheidende bürgerliche wie sociale Rolle spielte; so raste oder lächelte sie, als man seinen Leichnam in die vorderen Gemächer brachte, ohne daß sie davon Etwas hätte ahnen, noch begreifen können; und so trieb sie es fort, Jahre und Jahre, als ihr liebes Pesth immer prächtiger aufblühte — was wußte sie davon! — als endlich die Tage der schweren Geschichtsgewitter kamen, als 1848 die Nation ihr politisches Ostern feierte und mit Beginn 1849 das Pfingsten des Unabhängigkeitskampfes. Sie wußte nichts in ihrer wahrhaften „Matratzengruft“, daß Pesth und sogar ihr eigenes Haus von Ofen aus durch die Oesterreicher mit glühenden Kugeln beschossen wurde — man hatte, wie stets des Sommers, auch damals schon die Unglückliche geknebelt in ihrer Equipage nach ihrer Villa im „Stadtwäldchen“ gebracht — noch hörte sie's, als dann die Ungarn siegreich in ihre Hauptstadt zurückkehrten, noch als sie wieder sich zurückzogen und die russischen Colonnen durch die breite Dorotheenstraße marschirten, und endlich wieder die Oesterreicher, aber ohne Regimentsmusik, sondern mit Galgen und Strick und den scharf geladenen Jägerstutzen. — Von all' Dem wußte die glückliche Närrin nichts; aber noch weniger dachten all' die seit fünfzig Jahren an jenem Palais vorüberziehenden Ungarn, Oesterreicher, Russen, Reformer, Henker oder Baschkiren, daß in ihm noch fort und fort wahnsinnig die Wittwe Desjenigen wohne, der einer der entschiedensten Mitarbeiter der socialen und nationalen Wiedergeburt des ungarischen Volkes und seiner nun so prachtvollen Hauptstadt war. Die Tragik dieser ganzen Geschichte liegt übrigens gar nicht einmal in der Wahnsinnigen, sondern in dieser Geschichte selbst, wie sie vor ihr, mit ihr und nach dem Eintritt ihres Wahnsinns entstanden ist. Schon jetzt ist längst all' und jeglich Wesen ihrer Verwandtschaft wie Bekanntschaft ausgestorben, das sie noch halbvernünftig kannte. Wenn sie selbst endlich einmal sterben wird, so sind nur Enkel ihrer eignen Linie, von deren Geburt sie noch gar nichts ahnt, die Erben ihres durch Verzinsungen all' der Jahre noch verdoppelten Reichthums, den freilich bis vor wenigen Jahren der königliche Fiscus unentreißbar sein eigen wähnte, wiewol er den Erben die Verpflegung der Unglücklichen und die Nachfolge in ihrem Nachlaß zuletzt doch übergeben mußte.

* * *

Etwa gegen das Jahr 1816 oder 1817 wird es gewesen sein, als die deutschen Spießbürger von Pesth vom „reichen Vogel“ zu sprechen anfingen. Freilich, kaum wußte man, woher der Mann gekommen und seit wann er denn eigentlich schon unter ihnen sei? Er wird „halt“ wie so viele Andere „aus dem Reich“ gekommen sein, aus Bayern oder Württemberg; möglich auch, daß er ein Norddeutscher war, vielleicht sogar ein Brandenburger. Darüber erhielt sich, wie gesagt, kein näheres

Gerücht bis in unſere Zeit. Er ſelbſt machte kein Hehl daraus, daß er vordem Tiſchlergeſelle geweſen ſei; man würde heute ſagen, er habe damit „blaguirt". Aber in den peſther Spießbürgerkreiſen ſchien man — wie das ja überall in der Welt ſo geht — den Mann erſt zu bemerken, als er ſchon bemerkenswerthen Bauholzhandel trieb — von jeher ein ſehr lucratives Geſchäft zwiſchen Peſth und Wien, und als Peſth ſelbſt in Aufſchwung gerieth, noch einmal ſo flott, beſonders in Bauholz aus Slavonien und Kroatien. Dort gab es zur damaligen Zeit noch jene endloſen Zwetſchenurwälder, aus denen die Ungarn gewohnt waren, ihren „hundertjährigen" braunen Pflaumenbranntwein, den weltberühmten „Schlibowiz", zu holen, bis auch die Wiener den Weg nach jenen tagelangen Urwäldern fanden. Aber ſchon in einigen Decennien hatten dieſe es ſo weit gebracht, daß man noch im centraliſtiſchen öſterreichiſchen Reichstage von Gefahr gänzlicher Entwaldung ſprach: in der Steiermark, indem die „Kuh des kleinen Mannes", die überall hinkletternde Gais, die Keimherzchen aus allen jungen Bäumchen frißt; in Slavonien und Kroatien, indem wiener Fabrikanten weite Waldſtrecken niederlegen laſſen, um Holz zu — Streichhölzchen zu gewinnen! Ja, die ſo großartige als exquiſite wiener Streichhölzchenfabrikation, mit ihrem rieſigen Export, beſonders nach dem Orient, und unter Anführung des excellenteſten Fabrikanten und Exporteurs Pollak, iſt Schuld an ſolch' unglaublichen Reſultaten, welche man für beiſpiellos halten würde, ſähe man nicht gegenwärtig ſogar Schweden und Norwegen bis in die weitentlegenſten Fjällen hinein einem ähnlichen Schickſal entgegengehen. Iſt doch ſchon jetzt ganz Norddeutſchland mit den höchſt vortrefflichen „Säkerhets-Tändſtickors" aus weichem Föhrenholze überſchwemmt.

Doch wir ſprechen von Streichhölzchen! Und es ſoll doch von einer Zeit geſprochen werden, in der die Streichhölzchen noch gar nicht erfunden waren; von einer Stadt an der Donau, in der man noch bis in die dreißiger Jahre hinein ſein Talglicht mittelſt Zunderbüchſe, Feuerſtein und Schwefelfaden anzündete, und von einem Mann, der längſt ſchon in kühler Gruft moderte, als der wiener Namensbruder des peſther Architekten Pollak, der das pompöſe Vogel'ſche Haus in Peſth gebaut hat, der Streichholzfabrikant Pollak, aus jenen Waldgegenden Holz nach Wien zu führen begann. Als Vogel in der Geſchichte auftrat, hieß er ſchon „der reiche Vogel". Und da die alten peſther deutſchen Spießbürger, bevor das Magyarenthum ihre Söhne und Enkel die mongoliſchen Gaumenlaute des prächtigen Ungariſch lehrte, ihr Idioticon dem wiener Dialect und ihre Anſchauungen den wiener Sitten entlehnt hatten, ſo betitelten ſie ſich auch gegenſeitig, wie Börne ſagt, den Adelsbegriff practiſch demokratiſirend, und der reiche Bürger wurde überall als „Herr von Vogel" angeſprochen, unter ſelbſtverſtändlicher Vorausſetzung, daß er auch ſeinerſeits die übrigen Spießbürger nicht ungeſchliffen blos mit einem ſimplen „Herr" tractire. So iſt es noch heut in Wien, wo man beinahe ſchon „Herr von Fiaker" oder „Frau von Hausmeiſterin" ſagen muß, will man einer gnädigen Antwort gewärtig ſein.

Digitized by Google

Also der „Herr von Vogel“ schlenderte eines schönen Lenzvormittags, etwa 1817, von der Stätte, wo jetzt sein Prachthaus inmitten der stundenweit sich hindehnenden Prachtbauten des modernen Pesths steht, dem damaligen Städtchen Pesth zu. Damals war all' jene Gegend, die heute die moderne Metropole so weltstädtisch einnimmt, Sumpfland und Sandwüste, für Schnepfenjagd und Wildententrieb. Der jetzige „Neue Marktplatz“ war noch Friedhof aus der Türkenzeit und um ihn herum hatte erst Graf Fetschetetitsch das für damalige Zeit höchst stattliche Zinshaus „Zum Marokkaner“ zu bauen begonnen, Reichsrichter von Uerményi sein riesiges Viereckpalais, der „Hollabrunner“ Johann Halzl seinen noch jetzt florirenden, damals großartigen Gasthof „Zum König von Ungarn“ und das deutsche Theater war bereits in der Vorderfront fertig, um einige Jahre darnach eingeweiht zu werden. Sonst aber gab es in all' dieser Gegend noch nichts als Sand und Sumpf, noch keine Spur der jetzigen Dorotheenstraße; neben dem deutschen Theater, in der Direction der heutigen pompösen „Großen Brückgasse“, liefen noch die schlammgefüllten Stadtgräben und die innere Stadt begann erst mit dem „Stock im Eisen“, von wo die mäandrisch sich hinwindende, noch heute einige alte, kleine Häuser aufweisende „Waizengasse“ ihren Anfang nimmt, damals wie jetzt der eleganteste und glänzendste Mittelpunkt der „City“.

Der „Herr von Vogel“ war auf jenem Sandhügel projectirend umherspaziert; denn schon gehörte ihm dort jenes große Terrain, auf das auch er einen Prachtbau setzen wollte, und der alte Pollak war ihm mit Plänen zur Seite und empfahl sich zuletzt, indem einige Dutzend Schritte davon an der Donauseite der „Herr von Wurm“, der Eisenhändler, des Architekten bereits harrte; denn auch dieser bürgerliche „Herr von“ wollte gerade dem Vogel gegenüber in großem Styl zu bauen beginnen. Zuletzt ging denn der Bautischler am eben vollendeten Halzl'schen Gasthof vorüber, ihn bewundernd und noch mehr das großartige Säulenportal des deutschen Theaters, schritt dann aber rasch über die Zugbrücke zur inneren Stadt, um in die „Waizengasse“ zu gelangen. Heute beginnt diese rechts noch immer mit dem nun wol neuausgebauten Hause „Zum Stock im Eisen“, links aber mit einem großen modernen dreistöckigen Zinshause, dessen linke Front der Beginn der „Kleinen Brückgasse“ ist und das nur mit der rechten Front in der „Waizengasse“ steht. Die Ecke dieses Hauses, das den Erben des Dr. Birly gehört, nimmt jetzt eine, bis über's zweite Stockwerk reichende Kolossalstatue ein, der „Große Christof“, den Welterlöser als Kind auf der linken Schulter tragend. So wurde das alte Apothekerschild modern wieder hergestellt, denn 1817 schon befand sich dort Schwachhofer's Apotheke „Zum großen Christof“, es war damals aber ein einstöckiges Haus mit zwei langen Fronten und einem großen Einfahrtsthor mit Aufzugskranich, während die Apotheke den Eckladen inne hatte.

In jenem offenen Einfahrtsthor, an jenem schönen Lenzmorgen schäkerten und kicherten drei Mädchen zwischen dreizehn und fünfzehn

Jahren, offenbar Bürgerstöchter, und indem ſie hellauf lachten, wies die Eine mit dem Arm nach dem innern Hofraum, gerade als der reiche Vogel am Einfahrtsthor vorüberging, und ſie hätten ihn bald umgerannt, da ſie in ausgelaſſener Luſtigkeit vom Thor nach der Straße herausſtürzten. Vogel, ſtets voll Sympathie für Scherz und Heiterkeit, fing die großen Kinder halb in ſeinen Armen auf und frug: „Aber Mädels, über was lacht Ihr denn ſo unbändig?“ Während jedoch das eine der Mädchen befremdet zurückwich, riefen die Anderen vertrauensvoll: „Ach, der Herr von Vogel!“ und nahmen ihn bei der Hand. Er ſchaute dieſe nicht eben beſonders hübſchen, aber doch angenehmen Kinder nun etwas näher an und ſagte: „Seid Ihr nicht die Graf'ſchen Mädel, die Töchter der Tuchhändlerswittwe Anna Graf in der Waiznergaſſe?“ — „Ja, ja; ich bin die Lini, die da, meine Schweſter, iſt die Pepi; und die Dritte hier iſt die Reſi!“ — „Auch eine Schweſter?“ — „Was nicht gar! Das iſt die Schwachhofer Reſi, die Apothekerstochter!“ — „Ja, aber was lacht Ihr denn gar ſo ſehr und zeigt immer nach dem Hofe?“ — „Nun, ſo kommen Sie doch mit und ſehen Sie ſelber!“ und die Mädchen zogen den gern Folgenden mit ſich in den Hof, indem ſie hinzuſetzten: „da ſehen Sie, Herr von Vogel, da ſitzt die Lotti wieder einmal auf der Kellerthür, der Reſi ihre Schweſter, und treibt ſchon wieder ganz albernes Zeug; ſie „ſpintiſirt“ und riß ſich die Haube und das Halstuch herab und zog nicht Strümpf' noch Schuhe an; ſie ſchämt ſich gar nicht, die Schwachhofer Lotti, obgleich ſie doch viel älter iſt, als wir, und ſchon ganz erwachſen.“

Und indem er in den Hof tretend der Bezeichneten anſichtig wurde, verbreitete ſich über ſein blatternarbig Geſicht, ſonſt ſo zurückſtoßend entſtellt, der Glanz der Ueberraſchung. Der reiche Vogel war nämlich ein auffallend häßlicher Menſch, was den Teint des Geſichts betrifft, und hätte bei plötzlichem Erſcheinen wol Kinder erſchrecken können. Sonſt war er ein wolgewachſener, nicht zu großer Mann, damals ſchon gut über die Dreißig, mit ariſtokratiſch kleinen Händen und Füßen, wolwollend feurigen Augen, und der ehemalige Tiſchlergeſelle trug ſich ſchon exquiſit elegant, nach der Mode jener Zeit, aber nicht als Stutzer, ſondern als wolhabender Mann. Kaum erblickte das „Barfüßle“ des Apothekerhofes ihre Schweſter und Geſpielinnen mit dem Fremden, ſo erhob ſie ſich majeſtätiſch und machte mit dem vollen nackten Mädchenarm eine ſouverain abwehrende Bewegung, indem zugleich ihre Miene Abſcheu vor dem Fremden ausdrückte. Dieſer aber ſtand wie gebannt. Das Mädchen zeigte ſich von großer, aber nicht zu großer Geſtalt und von einer Schönheit und artiſtiſchen Nobleſſe des ganzen Körperbaues, daß auch ein Künſtler ſie entzückt würde angeſtaunt haben. Sie ſtand, wie geſagt, barfuß, wodurch ihre reizenden Füßchen plaſtiſch auffielen, und hatte Nacken wie Hals entblößt, als hätte ſie in zu großer Hitze alles läſtige Zeug von ſich geworfen. Dazu fiel ihr ungeordnet die Fülle braunen Seidenhaars auf die Schulter und ihr Blick, obgleich leer, ja faſt ſtier, war doch ſo unſäglich ſüß, als duftete er Wolgerüche

Digitized by Google

der Schönheit! Und welch' ein Mündchen, welche Perlen darin! Wie kam diese Feenerscheinung, die wie aus transparentem Alabaster erschien, in eine pesther deutsche Bürgerfamilie? Die anderen drei Mädchen sahen daneben wie drei prosaische Alltagsgeschöpfe der nächstbesten Pension aus, obgleich gerade zwei derselben sich später, freilich nur im Familienkreise, zu besonders künstlerischer Begabung in Malerei und Musik entwickelten.

Vogel trat rasch vom Hof aus in die hinteren Räume des Apothekerlaboratoriums und frug hastig: „Wo ist Herr Apotheker Schwachhofer?" — „Vorn im Laden!" Der Genannte mußte aber die Stimme schon erkannt haben, denn er öffnete die Thür aus dem Laden und rief: „Ach, der Herr von Vogel! Bitte, treten Sie nur hier herein! Was verschafft mir die Ehre?" — Als Beide im Laden allein waren, sagte Vogel sehr erregt: „Ist das wunderbar schöne Mädchen, das da draußen im Hofe auf der Kellerthür barfuß steht, wirklich Ihre Tochter, Herr von Schwachhofer?" — „Ja, meine älteste Tochter, die Lotti, geboren 1798; ich habe drei Mädel und zwei Buben!" — „Also neunzehn Jahre ist sie?" — „Noch nicht ganz." — „Gut, geben Sie mir das Mädel zur Frau, lieber Schwachhofer!" — „Aber, Herr von Vogel, sie ist leider ein bissel „muckisch"." — „Nun, ich will sie schon zurecht bringen, ich will sie kuriren; denn etwas so Göttliches hab' ich noch nicht gesehen! Und was so schön ist, muß auch gut sein; ich werde die schöne Seele in ihr schon erwecken; und bin ich auch selbst leider nichts weniger als schön, so bin ich doch gewiß nicht bös und auf die Dauer lieben die Frauen die guten Männer noch mehr als die hübschen." — „Aber, aber, Herr von Vogel, Sie sind reich und ich kann meinem Mädel kaum ein paar Hundert schwarze Bankzettel mitgeben, ich bin nicht einmal wohlhabend!" — „Ich nehme die Lotti, wie sie geht und steht, im Unterrock und barfuß! In zwei Wochen ist Verlobung, in sechs die Hochzeit! Vorausgesetzt, das schöne Kind will mich!" — „Ach, die sollte erst noch gefragt werden!" rief der entzückte Vater, den Handschlag gebend, „die soll todtfroh sein, überhaupt einen Mann zu bekommen; wie nun erst den reichen Herrn von Vogel!"

Sechs Wochen darnach fuhr die weißseidengeschmückte Lotti Schwachhofer als Frau von Vogel in offener blauseidener Berline an Seite des glückstrahlenden Bautischlers von der Switterkirche heim in's Haus des Gatten, blödsinnig ob all' der Pracht lächelnd, doch scheu zurückbebend, so oft sie ihren Mann streifte, dessen Häßlichkeit sie zucken machte. Die Schusterbuben aber riefen, als sie all' den Pomp der Hochzeitsgäste und die prächtige Equipage mit der schönen Braut und sogar gallonirte Bediente am Wagenschlag erblickten: „Da schaut's, die Hobelkomtesse!"

* * *

Der reiche Vogel wurde von da ab stündlich reicher, denn die Geschäfte gingen gut und wo Tauben sind, fliegen Tauben zu. Aber er war durchaus in Nichts ein gewöhnlicher Mann; und wir würden, wie

Digitized by Google

in allen solchen Fragen, rathlos dastehen, wenn wir dies psychologische Räthsel lösen sollten. Der arme, fremde Tischlergeselle, der doch daheim gewiß keine Erziehung genossen, sondern als vagabundirender Handwerksbursche auf der „Hundsmau" in's Land gekommen war und anfangs wol auf der elenden Herberge gelegen haben mag, war durch sich selbst zum wahren Gentleman geworden. Ohne die Geschmacklosigkeit des Geldprotzen zur Schau zu tragen, war er vielmehr in damaliger Zeit, wo noch die reichsten Cavaliere nicht heutige Begriffe von Seife und Waschwasser hatten und das Hemd nur einmal die Woche wechselten, der Erste gewesen, der ausgesprochen nach Comfort, Reinlichkeit, Luft und Licht rang. Er liebte viele und große, aber schön und artistisch einfach möblirte Stuben; nicht gourmetfeinen, aber somptuösen und gesunden Hausmannstisch, mit leichten, heiteren Weinen, und wenn er von den Bauplätzen oder aus dem Comptoir ermüdet heimkam, da sah er gern zahlreiche Gäste, Mittags und Abends die Tafel zu Dutzenden besetzt — was im gesegneten Ungarn damals freilich kaum etwas kostete — und freute sich, lebhafte Gespräche über große und kleine Politik, über Kunst, Wissenschaft, Theater, besonders aber über alle damals schon zahlreich auftretenden neuen Erfindungen zu hören. Seine Lesetische waren bedeckt mit deutschen, französischen, sogar englischen Kupferwerken, Modellzeichnungen und Rissen. Auch hatte er neben der Bautischlerei bereits ein großes Atelier für modernste Möbeltischlerei errichtet und sich mit einem jungen Franzosen associirt, weswegen die Firma schon in den zwanziger Jahren „Vogel und Coffin" hieß.

Aber all' dies Glück schien ihm Staub und Asche, schaute er sein schönes Weib an, das ihm Mittelpunkt alles Denkens war, das er mit Leidenschaft liebte, mit all' möglichem Schmuck und damals köstlichen Stoffen Frankreichs und des Orients überhäufte und dem er indische Kolibridecken unter jeden Schritt hätte breiten mögen, wären selbe damals schon auf europäischen Märkten gewesen. Sie aber, die schöne Frau, hatte nicht nur einen beinahe täglich sichtbar sich steigernden Widerwillen gegen den sie anbetenden, allgemein als edel und großdenkend gepriesenen Mann, sie hatte direct Abscheu, ja, Furcht und geheimes Grauen vor ihm, zusammenzuckend, wenn er sie nur zufällig und leise berührte oder bittend ansprach. Herr von Vogel war kein hübscher Mann; aber der Widerspruch ist doch sonst nicht so selten, daß schöne Frauen häßliche Männer, sogar mit Leidenschaft lieben, imponiren ihnen diese durch ihr sonstiges Wesen, ihr Herz oder ihren Charakter. Hier war's umgekehrt; blos häßlich hätte die schöne Frau den Mann vielleicht zuletzt ertragen, sein geistiges Prästige und die Noblesse seines Charakters erweckten in der schon halb Blödsinnigen auch noch geheimes Grauen. Denn sie war die Jahre über schon immer mehr und öfter „muck'sch" geworden, hatte Momente, einstweilen blos aufblitzende, starker Unart, ja, Rohheit, und dann wieder Gelüste zu verrückten Streichen, und ihr Mann ließ sie schon weder öffentlich ausfahren, noch in's Theater gehen, wenn nicht er selbst ihr knapp zur Seite sein

Digitized by Google

konnte; und bei Tische waren die Gäste es schon gewöhnt, daß sie das Eßbesteck mitten auf den Tisch warf oder boshaft das Rothweinglas umstieß. Immer aber speiste sie noch in Aller Gesellschaft und ließ sich täglich neue Fremde vorstellen, die sie überhaupt stets zärtlicher behandelte, als ihren Gemahl.

Schon gegen 1824 muß das palaisähnliche Haus in der jetzigen Dorotheagasse fertig gewesen und bezogen worden sein, denn schon 1825 trat eine Begegnung und durch diese die Katastrophe ein, welche so oft, als bereits in der neuen Wohnung vorgefallen, von den Ueberlebenden erzählt wurde. Vogel hatte nämlich auch manchmal österreichische Officiere — die damals alle im bürgerlichen Leben nie in der Uniform, sondern regelmäßig im Civil Gesellschaften besuchten — zu sich zu Tische geladen, und unter diesen erschien einmal ein wahrhaft schöner, prächtiger, junger Italiener, ein Neapolitaner, sagte man, und Cavallerist, ein Conte d'Allio. Er that sehr vornehm und galant, kam bald in Pesth durch seine eclatmachende Verschwendung in Ruf, und die schöne Frau Vogel ersah kaum den glänzenden Cavalier, als, so sagte man, sie demselben in der auffallendsten Weise Zeichen ihres Gefallens gab — um so auffallender, da man sie damals im Allgemeinen noch für zurechnungsfähig hielt. Und Vogel war dazu noch leicht eifersüchtig, was bei seiner leidenschaftlichen Liebe zu dieser Frau erklärlich ist. Aber er wollte nicht unhöflich gegen den Conte sein, der sich überdies seinerseits sehr mustergiltig zu verhalten schien, und so war dieser in großer Gesellschaft noch einige Male zu Tische, und sang auch einmal sehr schön am Piano. Da stürzte die erregte Frau zu dem Fremden hin und drang darauf, mit ihm ein Duo zu singen, obgleich sie weder Stimme besaß, noch je Musikunterricht gehabt hatte. Als der geängstigte Gemahl den Conte von seiner Frau befreien wollte, klammerte sie sich an den Italiener, und als dieser sich ihr endlich entwand, ergriff sie die auf dem Piano liegenden Noten und als Zierrath in dem Notenpult steckenden Broncefigürchen, warf sie vom zweiten Stockwerk auf die Straße hinunter, und ward nur mit Mühe zurückgehalten, sich nicht selber nachzustürzen. Die Gäste entfernten sich verlegen. In der Nacht darauf aber hörte der Diener ein furchtbares Stöhnen im Schlafgemach der Eheleute; er stieß die Thür ein und fand Vogel halb erdrosselt und fast schon blau auf dem Stubenboden. Der Wahnsinn der schönen Frau war in Tobsucht ausgebrochen, die Liebe des Mannes hatte sie nicht geheilt, die Liebe zu einem Fremden erst wirklich wahnsinnig gemacht. Anfangs wurde sie in ihren Gemächern bewacht, die gefeiertsten Aerzte herbeigezogen, sogar aus Wien berufen.

So war der 3. November 1825 gekommen. An diesem Tage, der zugleich einen Abschnitt in der ungarischen Geschichte markirt, kehrte ein junger ungarischer Husarenrittmeister a. D., der einst bei Leipzig mitgefochten, dann aber seit Jahren verschollen blieb, aus England in die Heimat zurück und hielt zu Preßburg in der Magnatenkammer jene fulminante, höhnisch geißelnde, enthusiastisch aufregende Rede, welche die längst in Privilegien und Prärogativen verkommene ungarische Nation

Digitized by Google

zur Reform, zur nationalen Reſtauration, zur Europäiſirung aufrief, mit den Worten: „Magyarország nem volt még, csak lesz“ („Ungarn war noch nicht, es wird erſt ſein!“) Dieſer kühne Rufer war der Graf Stefan Széchenyi, geb. 1792 — damals alſo erſt dreiunddreißig Jahre alt — der jüngſte Sohn des großen Patrioten Grafen Franz Széchenyi, des Gründers des ungariſchen Nationalmuſeums, der eben in jenen Jahren geſtorben war. Der junge Graf Stefan, bisher im Orient, ein Freund Lord Byron's, in Italien, in Frankreich, in England, kannte kaum ſeine Mutterſprache noch und das amtliche Latein faſt gar nicht. Aber er ſchwor, ſchon am nächſten Reichstag fließend ungariſch zu ſprechen, und um nicht blos Worte zu machen, warf er ſeine Jahreseinnahme von 60,000 Gulden auf den Tiſch, ſich „für jenes Jahr bei ſeinen Freunden der Reihe herum zu Tiſche einladend“. Sofort aber müſſe eine ungariſche Akademie der Wiſſenſchaften in Peſth gegründet werden, und er ſelber wollte hinab, um die materiellen Reformen in die Hand zu nehmen: die Regulirung der Donau bis in's Schwarze Meer, die Creirung der Dampfſchifffahrtsgeſellſchaften, der Pferdezuchtvereine, der Gemeindeſparkaſſen, eines Nationaltheaters und weiß der liebe Himmel was noch Alles, davon er in den nächſten zwanzig Jahren in Wirklichkeit freilich noch zehn Mal mehr ſchuf oder anregte. Die enthuſiaſtiſche Jugend beider Häuſer jubelte dem kühnen Reformer ſtürmiſch zu und nannte ihn ſofort den „großen Grafen“, die alten Herren und feiſten Magnaten ſchüttelten aber bedenklich den Kopf oder fluchten kernig über den „hergelaufenen Narren“.

So kam der „große Graf“ nach Peſth, eben als der unglückliche reiche Bürger Vogel ſein großes Malheur im ſtillen Krankenzimmer noch der übrigen Welt zu verbergen ſuchte, ſogar noch auf Geneſung des angebeteten Ideals hoffte.

Der aus praktiſcher engliſcher Lebensſchule hervorgegangene Graf war der erſte Ungar, der einen Begriff vom Werth und der Kraft des Bürgerthums hatte, dabei aber auch dem Adel, ſtets engliſche Maßſtäbe vorausſetzend, die höchſte Miſſion zutraute.

Es war alſo höchſt natürlich, daß der große Graf bald mit dem reichen Bürger bekannt wurde — zuerſt vielleicht blos, um ſich ſeine Miethwohnung modern möbliren zu laſſen — und unverſehens waren Beide die untrennbarſten Freunde. Der hohe Graf, ſchön wie ein Jupiter, mit den reichen Locken, den buſchigen, gewaltigen Augenbrauen und der hocharistokratiſchen Habichtsnaſe, engliſch einfach gekleidet mit dickem Stock, der einen feingewickelten Regenſchirm enthielt — und der nicht ſehr große, von Geſicht abſchreckend häßliche, aber in Blick und Manieren wolwollend gewandte Vogel, elegant wie ein pariſer Senator! Und was ſannen die Beiden nicht Alles aus! Der ungariſche Adel ſollte der Architekt und Ingenieur ſein und zugleich das Geld hergeben, das deutſche Bürgerthum ſeinen Fleiß, ſeine Arbeitskraft und ſeine unzweifelhaft vorgeſchrittene Cultur herleihen und dafür nicht ohne „Profit“ bleiben, zugleich auch ſeien alle möglichen techniſchen Talente in's Land

Digitized by Google

zu rufen und gut zu bezahlen, damit die 6400 Quadratmeilen des wüſten geſegneten Ungarlandes wie auf einen Zauberſchlag in hochcultivirte Parkanlagen verwandelt werden mögen, wo der freie Bauer dann den Bodenreichthum ſo hoch ſteigere, daß Ungarn das Speiſebecken für ganz Europa werde, der ungariſche Handel über Fiume das offene Meer gewinne und endlich Jedermann — Steuern zahle! „Nem adozunk!“ (Wir zahlen keine Steuern!) brüllte aber noch einige Jahre der ungariſche Adel am Reichstag und in den Comitaten, bis er ſich ſelbſt im November 1847 freiwillig und mit ungeheuerſter Majorität auf dem letzten der preßburger Reichstage die Gleichheit der Steuern votirte und allen Adelsprivilegien entſagte. In nicht mehr als zweiundzwanzig Jahren! Welch' anderes Volk Europas kann ſolche Selbſtreformen aufweiſen?!

Unter allerlei Anderem brüteten Szétchenyi und Vogel auch die Gründung des adeligen und bürgerlichen Caſinos aus, und zwar anfangs vereinigt im erſten Stockwerke des Vogel'ſchen Palais. Und da es nirgend mehr Familienunglück und jahrhundertelange Proceſſe wegen nicht geordneter Rechtsfolge im Nachlaſſe gab, als in Ungarn: ſo machten beide Gründer es zur Bedingniß, daß kein Mitglied Aufnahme in den adeligen oder bürgerlichen Club finden könne, bevor es nicht ſein gerichtliches Teſtament verſiegelt in die Clubsarchive hinterlegt habe. Jedes Mitglied mußte ſich dieſer Bedingniß fügen, und fügte ſich — einzig die beiden Gründer verſchoben ſtets dieſe Pflicht, und beide ſind... ohne Teſtament verſtorben!

Vogel klagte Szétchenyi ſein Familienunglück, den Wahnſinn ſeiner Frau. „Schicken Sie ſie“, ſagte der ſtets praktiſch kurze Reformer, „in die neue Privatirrenanſtalt des Dr. Görgen zu Döbling bei Wien, und machen Sie ſich frei!“ Der edle Graf ahnte nicht, daß dreißig Jahre darnach ſein eigner Leichnam mit zerſchmettertem Kopfe in den Zimmern jener Irrenanſtalt aufgefunden werden ſollte ....

Aber ſchon nach zwei Jahren holte Vogel ſeine als unheilbar erklärte, längſt tobſüchtig gewordene Frau von Wien wieder heim, denn nicht nur ſchien ihm ſelbſt endlich jede Hoffnung auf ihre Wiedergeneſung geſchwunden, es wurde ihm überdies zuletzt bekannt, welch' barbariſche Behandlung die Unglückliche erlitt, deren Leibwäſche denn auch alle Spuren mitleidloſer Bändigung durch die Peitſche trugen, obgleich täglich zehn Gulden für Wartung und Verpflegung gezahlt worden waren! Vogel ließ daher in ſeinem eigenen Hauſe jene „Matratzengruft“ herſtellen, in der noch heute die Unglückliche hauſt, und hielt ihr Wärter, Aerzte und beſondere Mägde zur Bedienung, deren Status bis heute erhalten blieb. Auch nahm er eine Verwandte — wir wollen ſie Margarethe nennen — in's Haus, um daſſelbe im Namen der kranken Herrin zu repräſentiren, und Margarethe hat ihre dreißig oder mehr Lebensjahre geopfert, um dieſem Vertrauen auch über's Grab hinaus treu bleiben zu können, bis endlich vor wenig Jahren den Enkeln und Ur-

Digitized by Google

enkeln weiblicher Linie dieſe Obhut durch Gewinnung des Proceſſes gegen den Fiscus anheim fiel.

Als Vogel ſich endlich reſignirt in ſein Schickſal ergab, warf er ſich um ſo lebhafter in die öffentlichen Angelegenheiten und in ſeine Geſchäftsverhältniſſe. Er blieb werkthätig Szétchenyi zur Seite, und wollte die Hälfte ſeines in Ungarn erworbenen Vermögens dem neuen Vaterlande zu nationalen Zwecken vermachen, dagegen die andere Hälfte ſollte die Peſther Tiſchlerinnung erben, mit wolüberlegten Beſtimmungen, ſowol um die Branche zu heben, als um deren Trägern Bildung, Cultur und ein behaglicheres Daſein zugänglich zu machen. Er beſchloß den Bau eines eigenen Innungshauſes, deſſen Fundamente ſchon gelegt waren, als die räthſelhafte Kataſtrophe eintrat, die ſeinem Leben ein Ende machte.

Heute noch ahnt kein Menſch in Ungarn, was der völlig widerſpruchsvollen Thatſache jenes Todes zu Grunde gelegen haben mag. Man munkelt allerlei, daß jener italieniſche Graf, in den ſich die verirrte Frau ſo convulſiviſch verliebt hatte, noch Jahre darnach mit Vogel in engſter, beſonders auch geſchäftlicher Verbindung geſtanden habe, und, ihm ſchwer verſchuldet, von Vogel zu allerlei commercieller Verbindung benutzt worden ſei. Andere ſprachen von entdeckten falſchen Wechſeln, und wieder Andere, daß der Italiener ſpäter wegen Banknotenfälſchung mehrere Jahre auf Feſtung kam.

Genug, es war etwa 1835, als Vogel Abends aus dem deutſchen Theater nicht mehr heim kam. Er war ein faſt pedantiſch genauer Menſch in allem Thun und Laſſen, und als halber Wittwer liebte er es, allabendlich nach dem Theater ſeine Hausfreunde um ſeine Tafel zu finden. Faſt gar kein Vergnügen mehr gönnte er ſich außer dem täglichen Beſuch des deutſchen Theaters, das keine hundert Schritt von ſeinem Hauſe ablag, während das ungariſche Nationaltheater damals kaum erſt projectirt war. Langjähriger Abonnent im deutſchen Theater, kannte er um ſeinen Sperrſitz herum alle Welt, und alle Welt kannte ihn, auch war er großmüthiger Protector der Theaterwelt, alſo fiel es ordentlich auf, wenn Vogel einmal eines Abends auf ſeinem Sperrſitze fehlte. An jenem Abend blieb dieſer aber unbegreiflicherweiſe leer. Das Theater war bereits aus, als der Bediente mit der Meldung zurückkehrt, Herr Vogel ſei nicht im Schauſpiele geweſen. Dies kam Margarethe und den harrenden Gäſten ſo unerhört vor, daß man noch wiederholt an das ſchon verſchloſſene Theater ſchickte. Dann machten ſich die Gäſte auf, bei allen Freunden umherzuſuchen, ob etwa der ſonſt ſo pedantiſch pünktliche Mann ſich bei einem ſolchen verſpätet habe, oder ihm etwa gar ein Uebel zugeſtoßen ſei? Alles vergeblich! Nicht einmal die Spur, daß Vogel an jenem Tage irgendwo zu Beſuche geweſen ſei. Alles blieb die Nacht über in den hellerleuchteten Gemächern auf, rathlos, bang erwartungsvoll, und blos dem Raſen der Wahnſinnigen in der Stille der Nacht lauſchend. Wieder wurden Boten umhergeſchickt, auch Morgens auf dem Rathhauſe nachgefragt. Kaum war die Erkundigung jedoch ablehnend

beschieden, als durch irgend einen Stadttrabanten die Meldung einlief, draußen, fern in der Theresienvorstadt, in einer der verrufensten Winkelkneipen, wo nur der Abhub des niedrigsten Volkes sich umhertrieb, sei in tiefer Nacht ein fremder Herr in feiner Kleidung eingetreten, habe Rothwein und eine besondere Stube verlangt, und da er in zu großer Aufregung getrunken, habe ihn unversehens der Schlag getroffen. In seinen Taschen fand man Papiere, die ihn als „Herrn von Vogel“ auswiesen, und so trug man eben die Leiche in sein Haus.

Alle Magistratsräthe begaben sich nun eilends in die Dorotheenstraße, wo denn auch wirklich der todte Mann schon lag, gebracht auf einer Bahre, das feine Hemdchabot voll von Rothwein, das im Leben so häßliche, aber milde Gesicht zu einer Fratze der Angst, des Schrecks oder der Wuth verzerrt. Margarethe, so erschrocken als entsetzt, rief zu allererst, daß Vogel ja gar nie Rothwein zu trinken pflegte, den er stets „unfreundlich“ gefunden; daß seine Stiefeln, trotz des Schmutzes auf den Straßen, makellos seien, also er doch nicht zu Fuße solch' weiten Weg in solch' entfernte, verlorene Gegend gemacht haben könne? Und was er denn möglicherweise dort gewollt haben mochte, er, der reiche, elegante Mann, der noch immer so schwärmerisch an seiner sinnberaubten Gattin hing?

Aber all' diese bangen Fragen verhallten erfolglos. In demselben Jahre, da Vogel in Pesth war ermordet und ungesühnt begraben worden, ermordete man auch zu Nürnberg den räthselhaften Findling Kaspar Hauser, ohne daß auch nur die Fußspuren am Orte der That wären sogleich gerichtlich in Augenschein genommen worden.

Vogel hatte sich in den letzten Jahren auf dem nun längst sistirten großen Friedhofe beim Waizner Dome, damals weit außer der Stadt im Norden, und an der Donau gelegen, eine sogenannte Familiengruft bauen lassen, blos für zwei Särge, den ersten seiner armen irrsinnigen Frau bestimmend; denn das schien ja offenbar, daß dies schwächliche Wesen die unnatürlich gesteigerte Aufregung nicht lange mehr ertragen könne, sondern plötzlich, wie zu Asche verbrannt, zusammenbrechen werde. Deshalb hielt der sonst so Vorsorgliche wol auch ein Testament für ganz unnöthig, denn die arme Irre werde ihn doch wol nicht überleben! Dann aber gedachte er, wie gesagt, noch bei Lebzeit, all' seine reiche Habe sowol der Nation wie seinen Handwerksgenossen zu widmen, und sich selbst nur eine bescheidene Rente zu reserviren Doch sollte es nicht nur anders kommen, sondern mit fast teuflischer Schicksalsironie gerade das Gegentheil eintreffen.

Vogel war der Erste und überhaupt Einzige, der in der nun längst verschütteten „Familiengruft“ begraben wurde.

Schon vierzehn Tage nach ihm starb sein Compagnon Coffin. Man sagt, der Schlag habe ihn getroffen, obgleich es ein junger, lebenslustiger, und keineswegs germanisch sittsamer Franzose war. Einige schüttelten zwar den Kopf über diesen neuen merkwürdigen und unerwarteten Todesfall; aber dabei blieb's auch. In einigen Jahren wußte man kaum

Digitized by Google

noch, daß all' Das vorgefallen war. Das Möbelgeſchäft der Firma „Vogel und Coffin“ ging an des Letzteren Wittwe über, die es durch ihren Procuriſten noch in den Fünfziger Jahren, und noch im Vogel'ſchen Hauſe, führen ließ.

Dagegen um ſo ſchneller und gründlicher ſtellte der königliche Fiscus alles bewegliche und unbewegliche Vermögen, welches ein durch den ohne Teſtament verſtorbenen Bürger Vogel ſelbſt erworbenes war, alſo keine legitime Erbfolge auf die Verwandten der Frau hatte, unter Curatel. Denn die Frau war notoriſch ſchon ſeit etwa fünf Jahren wahnſinnig. So blieb es mehr denn dreißig Jahre. Der vom Fiskus ernannte Curator verwaltete, verzinste und verrechnete das Vermögen an ſeine Behörde. Die Wittwe Vogel blieb im Beſitze ihres zweiten Stockwerks, ihrer Wärter, Dienerſchaft, Pfleger und Aerzte, und unter Oberaufſicht der von Vogel noch beſtellten Repräſentantin Margarethe. All' Dieſe bezahlte und controlirte der täglich erſcheinende, vom Fiscus aufgeſtellte Curator — ebenſo wurde der Tiſch in alter Weiſe gaſtfreundſchaftlich weiter geführt, beſucht von den Hausfreunden, auch wenn die Hausfrau eben wieder einmal feſt verſchloſſen in ihrem Cloſet blieb, und nur — wie in der „Waiſe von Lowood“ — dumpfes fernes Gebrüll beim Auf- oder Zumachen der Thüren in den Speiſeſaal drang: und ebenſo ſtand eine kaum je benutzte Equipage noch immer bereit für die „Hobelkomteſſe“; und ſobald es Frühling wurde, transportirte man ſie in einer Art von Käfig, wie ſie bei Menagerien gebräuchlich, nach dem Gartenhauſe in ihrer Villa im Stadtwäldchen, und verſchloß ſie dort. Durch die Gitter konnte ſie das Grün ſehen und wenn ſie ruhige Stunden hatte, durfte ſie auch im Garten ſpazieren gehen, bis dann wieder im Herbſt die Reiſe zurück in die „Matratzengruft“ ging, in ihrem pompöſen Hauſe in der Stadt.

Und ſie lebte, faſt wie aus Bosheit und Ironie gegen den höchſt ungeduldigen Fiscus, immer weiter, fort und fort, bis in unſere Tage, lebt wol heute noch, vielleicht ſogar aus unbewußter Anhänglichkeit und Fürſorge für ihre Enkel, von deren Daſein ſie freilich nichts ahnte. Denn eben deshalb, weil die verrückte Vogel durchaus nicht ſtarb, ſo lange noch die juridiſche Allmacht des Fiscus waltete, entging dieſem zuletzt das große Vermögen doch, und mit Einführung der neuen Geſetze mußte er ſelbes und die zähe Wahnſinnige an ihre Erben herausgeben, die vorher dreißig Jahre vergeblich darum proceſſirt hatten.

Der arme Vogel ſcheint aber, aus Verzweiflung über ſolchen Schickſalshohn, nochmals in's Leben haben zurückkommen zu wollen. Als nämlich die große Donauüberſchwemmung im März 1838 eintrat, wobei halb Peſth einſtürzte, überſchwemmte das Waſſer auch den alten Friedhof und hob alle Gruftthüren aus den Angeln. Zu nicht geringem Entſetzen kam der Sarg des Vogel die Waiznerſtraße herabgeſchwommen und wäre vielleicht bis an ſein Haus gelangt. Da ſank jedoch plötzlich das drei Tage lang ſtagnirende Waſſer — und man warf die Todten zu den Todten!

Digitized by Google

Der erste deutsche Senator Amerika's.

Von den zwei Millionen, welche die nächste Volkszählung, 1870, als die Einwohnerzahl New-Yorks ergeben wird, mag ungefähr der siebente Theil, 280,000 Seelen, und vielleicht noch etwas mehr, deutsch sein, so daß New-York nicht nur die erste Stadt Amerika's ist, sondern auch, nach Berlin und Wien, die dritte deutsche Stadt genannt werden muß. Indessen, weit verbreitet und vertheilt durch die gewaltige Bevölkerungsfluth, welche sich zu dem Menschenmeer „New-York" zusammenstaut, bilden die Deutschen hier nur eine leichte, kaum fühlbare Strömung in derselben. Ueberall verschwinden sie mehr oder minder in der großen amerikanischen Masse; nur ausnahmsweise spielt einer unserer New-Yorker Landsleute eine Rolle in der Oeffentlichkeit. Die Stadt wie der Staat haben keine Aemter, keine Auszeichnungen für sie und das daselbst herrschende Schulsystem nimmt keine Rücksicht auf die specifischen Bedürfnisse der deutschen Bevölkerung. Es scheint daher, als ob die „dritte deutsche Stadt", trotz mancher bedeutenden Männer und ihrer entwickelten Presse, nicht der Platz der Union sei, welcher bestimmt ist, den Deutschen in Amerika eine selbstständige Zukunft zu sichern; als Basis einer solchen muß vielmehr der Westen angesehen werden mit seinen großen Städten Chicago, Cincinnati, und vor allen Dingen St. Louis, der Hauptstadt Missouri's.

Missouri! Wenn je von ausländischen Kampffeldern gesprochen wird, auf denen deutscher Geist, deutscher Hände Kraft und deutsche Gesittung Siege errungen haben, dann muß Missouri in vorderster Reihe genannt werden. Dort wurden die ersten Erfolge davon getragen, welche den deutschen Adoptivbürgern die Achtung der nur zu leicht zu nativistischer Ueberhebung geneigten Amerikaner erzwangen. Die Deutschen in Missouri waren es, welche bei dem Ausbruch des Bürgerkrieges den bisherigen Sklavenstaat dazu nöthigten, in dem Verbande mit der Union zu bleiben, und die, als ihre Stimme nicht mehr hinreichte, mit bewaffneter Hand, mit Hingabe ihres Blutes die Secessionsgelüste, welche sich überall regten, niederschlugen. So bewährten sie sich in glänzender Weise politisch mündig, und maßgebend ist seitdem ihr Wort in der Gesetzgebung von Missouri. Die höchsten Aemter des Staates stehen ihnen offen; die öffentlichen Schulen sorgen für ihre speciellen Bedürfnisse nicht minder, wie für die der eingeborenen Bürger, und ihre Presse gebietet über denselben Einfluß wie die amerikanische. Und mehr als das — über die Grenzen des engeren Staates hinaus macht sich ihr Ansehen geltend, und von Missouri aus wird der erste Deutsche im höchsten Rath der Vereinigten Staaten eine gewichtige, für die ganze Republik entscheidende

Digitized by Google

Stimme erheben. Die höchste Ehrenstelle, welche dem nicht auf amerikanischem Boden geborenen Bürger, die zweithöchste, welche dem Bürger der Vereinigten Staaten überhaupt zu Theil werden kann, ist durch Missouri an einen Deutschen vergeben worden. Der Name, den ich im Begriff bin zu nennen, ist auch ein der alten Heimat geläufiger. Sie hat nicht minder Grund, sich ihres Sohnes zu freuen, als das neue Vaterland. Es ist Karl Schurz, der am 4. März als Vertreter Missouri's in den Senat der Vereinigten Staaten von Nordamerika tritt.

Die Stellung eines Bundessenators ist, nächst dem Präsidentenstuhl, das höchste Ziel für den Ehrgeiz des amerikanischen Staatsmannes. Zwei Senatoren entsendet ein jeder Staat der Union nach Washington, und diese siebzig Männer, welche alljährlich drei, resp. sechs Monate in der Bundeshauptstadt tagen, sind es, in deren Händen alle Fäden der Regierung der gewaltigen Republik zusammenlaufen. Ich möchte sie die Peers der Vereinigten Staaten nennen, würde der Begriff Oberhaus dem Begriff des Senats, wie er ihm in Beziehung auf Würde und Ansehen entspricht, auch was den thatsächlichen Wirkungskreis des letzteren und seinen mächtigen Einfluß betrifft, entsprechen. Durch die Wahl von Karl Schurz in diese erhabene Körperschaft hat das amerikanische Deutschthum einen nationalen Triumph davon getragen, der in New-York, wie in den großen Städten des Westens, wie überall, wo sich ein Theil der fünf Millionen in der Union lebender Deutschen findet, ohne Unterschied der Partei, bejubelt wird. Selbst die deutsche Demokratie vergißt über der Landsmannschaft des deutschen Senators den Groll gegen den glänzenden, ihnen nur zu gefährlichen Vertreter und Vorkämpfer republikanischer Principien und des Südens glückwünschende Stimmen mischen sich hellen Klanges in den volltönenden Chor des Nordens.

Als der Name Karl Schurz zum ersten Male und gleich damals durch ganz Deutschland und über seine Grenzen hinaus genannt wurde, umgab ihn ein voller Schimmer der Romantik. Es war in den Novembertagen des Jahres 1849, als die Kunde durch die Oeffentlichkeit flog, Gottfried Kinkel, der zu zwanzig Jahren Spandauer Zuchthaushaft verurtheilte Revolutionär, sei auf unerhört kühne Weise befreit worden, und ihm wie seinem Retter sei es gelungen, den Nachforschungen und Nachstellungen der allarmirten Sicherheitsbehörden zu entgehen. Bald kam Klarheit in die Sache. Ein Schüler und Freund Kinkel's, gleich diesem in den Badischen Aufstand verwickelt, aber, glücklicher wie sein Lehrer, nach der Schweiz entkommen, war der Befreier. Sein Name Karl Schurz! Er war jung; aufopfernd und ritterlich hatte er sich bewährt; der Ruhm seiner Blondel-That war auf den Lippen Aller, und der ehemalige, kaum zwanzigjährige Bonner Student nahm das ganze Herz seines Vaterlandes mit sich, als sich die Verbannung vor ihm aufthat. Von jenen Novembertagen, da der dem strengsten Strafgesetz verfallene Jüngling über die Marken Preußens floh, bis zu den Januartagen des Jahres 1869 — da Graf Bismarck, der erste Kanzler des Norddeutschen Bundes, dem ersten deutschen Senator Amerika's telegra-

Digitized by Google

phisch gratulirte — welch' ein Wandel der allgemeinen, welch' ein Wechsel der persönlichen Verhältnisse! Es ist eine amerikanische Laufbahn, die wir zu überblicken haben: eine Laufbahn, glänzend und rapid, wie sie nur in diesem Lande der großen Ereignisse und der allgemeinen Gleichheit möglich ist, wo einzig das Talent und die eigene Energie adeln, und wo das Glück als Sonne wol Pflanzen im Wachsthum begünstigt, nicht aber in launenhafter Willkür erzeugt.

Die ersten Jahre seines Exils brachte Schurz theils in London, theils in Paris zu, als Zeitungscorrespondent und Musiklehrer seinen Unterhalt gewinnend. Nachdem er 1851 die Hand einer anmuthigen und begüterten jungen Dame davongetragen, die, eine geborene Hamburgerin, London zum besuchsweisen Aufenthalt gewählt hatte, beschloß er, Amerika zu seiner und der Seinigen künftigen Heimat zu machen.

Es war sein Glücksstern, der ihn über den Ocean führte. Er kam nicht nur in ein großes Land, er kam auch in eine große Zeit, deren stürmische Kämpfe dem hochbegabten und von einem Ehrgeize (der vielleicht bedenklich wäre, erschiene er nicht mit einer in ihren Fundamenten makellos edlen Natur gepaart) erfüllten Manne den weitesten Spielraum, das stattlichste Kampffeld erschlossen. In einem Lande, wo die Oeffentlichkeit die höchste Instanz, die oberste Macht, ist der Mann, welcher das Ohr der Oeffentlichkeit zu erobern und zu behaupten weiß, gleichfalls eine Macht. So bekriegte Demosthenes von der Rednerbühne aus Philipp von Macedonien, so Cicero den Triumvirn Marcus Antonius. Was das heißt, vermag das gegenwärtige Europa kaum zu verstehen. Seinen Völkern fehlt die Agora Athens, das Forum Roms; die in parlamentarischen Körperschaften erhobenen Stimmen tönen nur indirect in ihr Ohr; sie erreichen es kaum. Anders in Amerika. Dort hat das kleinste Dorf seine Platform, und der Redner, der seine Zuhörer zu ergreifen versteht, weiß, daß er sich die höchste Instanz, an die er überhaupt appelliren kann, gesichert hat. Die in den ersten fünfziger Jahren sich geltend machende Agitation für Abschaffung der Sklaverei hat bedeutende oratorische Talente in den Vordergrund gebracht. Schritt für Schritt eroberten sie vom Nordosten aus das Land dem großen Abolitionsgedanken und Karl Schurz hat unter ihnen in der vordersten Reihe gekämpft.

Nachdem er sich vier Jahre lang durch hingebendstes Studium amerikanischer Geschichte und Staatswissenschaft, sowie der englischen Sprache dazu ausgerüstet, trat er 1856 zum ersten Mal als Redner in die Oeffentlichkeit. Es war der Präsidenten-Wahlkampf zwischen Fremont und Buchanan, dem letzten demokratischen Staatsoberhaupt, welches diese Republik vor der Hand gehabt hat. Jene ersten Reden galten vorzugsweise den zahlreichen Landsleuten, aber, obschon in deutscher Sprache gehalten, erregten sie die Aufmerksamkeit amerikanischer Staatsmänner in hohem Grade. Schon zwei Jahre später wurden ihre kühnsten Erwartungen erfüllt. 1858 debutirte Schurz als englischer Redner in den großen Städten des Landes, und staunend wandte sich das Amerikaner-

Digitized by Google

thum dem großen Talent zu, für welches sie dem Auslande verpflichtet waren, welches sie aber fortan mit ängstlichem Stolz als das ihre betrachteten. Schurz als Redner war ihnen etwas gänzlich Neues. Da war nichts von dem alle Tonarten menschlicher resp. unmenschlicher Vortragsweise durchstürmenden Pathos, welches die theatralische Scene, die Kanzel wie die politische Rednerbühne Amerikas beherrscht. Es war die größte Einfachheit, mit äußeren Mitteln, die keineswegs zur Oekonomie nöthigen, dennoch auf das Sparsamste umgehend, mit Effecten in fast künstlerischer Weise geizend, und trotz dieser maßvollen Ruhe eine Wärme, welche den Redner dem Hörer augenblicklich persönlich nahe brachte. Mit einem Worte, es war die ästhetische Natur des feingebildeten Europäers, die, gepaart mit der Kühnheit und Freiheit des amerikanischen Gedankens, hier zum ersten Mal an die Oeffentlichkeit trat. Es war die ideale Conversation, die von der Rednerbühne aus erwärmte, erleuchtete und um so sicherer Alles in Besitz nahm, als sie dem eigentlichsten Wesen des Redners entspringend und somit vom „Herzen kommend den Weg zum Herzen nicht verfehlen konnte". Schon die ersten Erfolge, die Karl Schurz auf diese Weise davontrug, zeichneten ihm seinen künftigen Weg deutlich vor. Ein Talent, welches so directen und gewaltigen Einfluß auf die Massen des Volkes in Amerika auszuüben vermag, darf den kühnsten Träumen seines Ehrgeizes die Flügel lösen, und — vorausgesetzt, daß der Zündstoff, den es berufen ist in Flammen zu setzen, angehäuft daliegt — auf alle Auszeichnungen rechnen, die jene Volksmasse zu vergeben hat. Zu welcher Zeit aber wäre das letztere in höherem Grade der Fall gewesen, als in jenen Jahren, die dem Bürgerkriege vorangingen, als in jener Präsidenten-Wahlcampagne von 1859, welche mit Lincoln's Erwählung und dem Siege jenes Princips endete, dem Karl Schurz nicht nur mit der ganzen Macht seiner Begabung, sondern auch mit dem ganzen Feuer seiner Seele diente? Und so waren denn auch die Dienste unschätzbar, welche er in jener Zeit der Sache des Fortschritts leistete, deren Triumph in der Erwählung Lincoln's culminirte, den sklavenhaltenden Süden aber zum Abfall mit bewaffneter Hand hinriß. Der Würdigung dieser Dienste, wie dem Gefühl persönlicher Werthschätzung gab Lincoln bald nach seiner Inauguration Ausdruck, indem er seinen noch so jugendlichen und doch schon so bewährten Kämpen als Minister der Vereinigten Staaten nach Spanien sandte. Die Auszeichnung war eine große. Doch kam sie, wie frühzeitig an sich auch, bereits zu spät; der schon im vollen Strome des amerikanischen öffentlichen Lebens Heimische konnte an „den schönen Tagen von Aranjuez" um so weniger Gefallen finden, als der Ausbruch des Bürgerkriegs jeden patriotischen Bürger unter die Fahne der gefährdeten Republik rief. Und so blieb denn auch unser Gesandter nur wenige Monate in Madrid. Er eilte, von Lincoln beurlaubt, im Januar 1862 nach Washington zurück, um hier definitiv auf seinen Posten zu resigniren, und fortan in offener Schlacht für jene Sache Partei zu ergreifen, der er als politischer Agitator bereits so hohe Dienste geleistet. Er erhielt eine Brigade der

Digitized by Google

großen Freiwilligen-Armee, welche in jenen Tagen zum Schutz der Union aus dem Boden wuchs. Weniger ausgezeichnet durch Erfolge als Heerführer wie durch das Beispiel bewundernswerther Kaltblütigkeit und persönlichen Muthes, welches er jederzeit gab, nahm er rühmlichen Antheil an der zweiten Schlacht von Bull Runn, nach der er eine Division erhielt, den Schlachten von Gettysburg, Chattawoya, Fredericksburg und einer Anzahl von Gefechten. Der Fall von Richmond, der im Frühjahr 1865 die Unterwerfung des Südens besiegelte, gab die Hunderttausende von Kriegern sowie ihre Führer dem Frieden und dessen Beschäftigungen zurück. Schurz, damals in Washington, erhielt von dem Zufalls-Präsidenten Johnson eine Mission nach dem Süden der Union. Ihr Zweck war eine Enquête der Verhältnisse der unterworfenen Staaten, namentlich der Beziehungen zwischen den Weißen und den erst jüngst emancipirten Farbigen. Der in Folge dieser Reise erstattete Bericht fand wol die Billigung des Congresses, war aber nur wenig nach dem Geschmack des schon damals mit seiner conservativen und rebellenfreundlichen Politik mehr und mehr hervortretenden Präsidenten, und Schurz, der eifrige Vertreter des fortschrittlichen Republikanismus, sah sich veranlaßt, sich einstweilen ganz in das Privatleben zurückzuziehen. Als Chefredacteur einer unter seinen Auspicien zu Detroit, der Hauptstadt von Michigan, gegründeten englischen Zeitung, wirkte er mit bedeutendem journalistischen Erfolg bis zum Frühjahr 1867, wo er Detroit mit St. Louis vertauschte, um an der Spitze der „Westlichen Post", einer der größten deutsch-amerikanischen Zeitungen, dem ohnehin wol renommirten Deutschthum Missouri's eine neue unschätzbare Kraft zuzuführen. Eine im darauffolgenden Winter nach Deutschland unternommene Reise führte ihn nach Berlin, wo er in die intimste Berührung mit dem norddeutschen Bundeskanzler kam, welche um so größeres Aufsehen erregte, als Graf Bismarck auch diesseits des Oceans weitaus die populärste europäische Größe ist. Im Herbst des vorigen Jahres schmetterten die bekannten Kampf-Drometen auf's Neue. Es war die jüngste Präsidentenwahl, die den bewährten Streiter aus seiner journalistischen Muße auf das ihm vertraute Kampffeld rief. Dieselben Principien, welche er (damals durch Lincoln's Candidatur repräsentirt) vor acht und vier Jahren vertreten, verfocht er auch dieses Mal als wortgewaltiger Agitator für Grant's Erwählung. Während der Sommer- und Herbstmonate bereiste er die Staaten Pennsylvanien, Ohio, Indiana und seinen jetzigen Heimatstaat Missouri — mehr ein Triumphator, als ein reisender Redner, mit einem Erfolge, von dem der dritte November *) Kunde gab. Und nicht ist es dieses Mal der Präsident, zu dessen Erhebung er so viel beigetragen, der ihm die verdiente Anerkennung zu Theil werden läßt — dieses Mal ist es das Land, ist es der Staat, dem er angehört, welcher ihn in gerechter Würdigung des Geleisteten als Vertreter seiner Interessen in die erlauchte Körperschaft des Vereinigten

*) Der Tag, an dem Grant zum Präsidenten gewählt wurde.

Digitized by Google

Staaten-Senats entsendet. So hätte der kaum vierzigjährige Mann ein Ziel erreicht, wie unter denselben Verhältnissen noch Niemand vor ihm. Keine ansteigende Laufbahn mehr, aber ein stolzestes Feld staatsmännischer Thätigkeit liegt vor ihm, von dessen Früchten, bei den stets wachsenden internationalen Beziehungen Amerika's zu Europa, mehr als eine auch der alten Heimat zu gute kommen dürfte, deren Gedächtniß Karl Schurz, treu wie nur einer ihrer ausgewanderten Söhne, im Herzen trägt.

Zur Schule!

Lust'ge Buben, zieht den Strang,
Weithin schall' der Glocke Klang!
Auf ihr Mädchen, frisch ihr Knaben,
Ihr müßt gleich zur Schule traben!
Klein und groß, groß und klein,
All' in die Schule müßt ihr hinein.

Schulmeister ist ein kluger Mann,
Sieht das Unrecht Jedem an;
Dem, der Kopf und Buch vergessen,
Wird sein Pensum zugemessen.
Klein und groß, groß und klein,
All' in die Schule müßt ihr hinein.

Lernt nur; Schüler sind auch wir,
All' uns rief die Glocke hier
Zu der großen Lebensreise;
Jeder lernt nach seiner Weise.
Klein und groß, groß und klein,
Schüler müssen wir Alle sein!

Und so lernt man spät und früh,
Doch zu Ende bringt man's nie,
Bis der Meister hoch vom Stuhle
Winkt: nun geht mir aus der Schule! —
Klein und groß, groß und klein
Schüler müssen wir Alle sein.

Hermann Kletke.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Zur Schule.

Nach einem Bilde von O. Pilz. *Gestochen von Th. John.*

Digitized by Google

Digitized by Google

Die letzten Tage König Karl's.

Von Julius Rodenberg.

VI. Die Audienz.

Seit einigen Monaten schon hatten die Cromwell's den friedlichen Hügel von Ely, das stille Haus am Dom und die Nachbarschaft des Kirchhofs verlassen, auf welchem, von Kastanienbäumen beschattet, so Mancher schlummerte, den sie im Leben geliebt. Nur eine ältere Schwester, Elisabeth, nach der Mutter genannt, war zurückgeblieben an dem heimatlichen Ort, in einer befreundeten Familie. Sie hatte die bejahrte Mutter, die von dem Sohne sich nicht trennen konnte — denn so sind die Mütter! treuer noch als die Schwestern — sie hatte den berühmten Bruder, die Schwägerin und die Kinder fortziehen sehen, nach der entfernten großen Stadt. Sie blieb, unter den Erinnerungen ihrer Kindheit, in der Landschaft und bei den Menschen, die sie kannte, von dort aus mit wunderndem Auge der glorreichen Laufbahn ihres Oliver und den Veränderungen folgend, welche dem Namen und Schicksal der Seinen einen solch' erstaunlichen Glanz verliehen. Das war nicht für sie; sie verstand es kaum. Einmal aber bekam sie einen Brief von ihrem Bruder, in welchem er sagte: „Meine Bürde ist keine gewöhnliche, aber ich hoffe auf eine bessere Kraft . . . Ich hoffe, daß ich Deiner immer eingedenk bleiben werde, ich wünsche, Du und ich mögen unsere Ruhe und Zufriedenheit haben, wo alle Heiligen die ihre haben. Was von dieser Welt ist, wird als flüchtig befunden werden." — Das war nach ihrem Herzen gesprochen, das verstand sie; mitten in seiner Größe, um welche die Welt ihn beneidete, den geliebten Bruder beklagend, der sich immerfort nach dem Frieden seiner Heimat und Vergangenheit sehnte und ihn doch nie mehr finden konnte . . . .

Cromwell's Familie lebte damals, und in der That noch zwei Jahre lang, nachdem sie vom Lande hereingezogen, in einem großen, alten Haus in Kingstreet — eine höchst vornehme Straße damals, und eine große Straße noch heut, umgeben von den stolzesten sowol als ehrwürdigsten Erinnerungen der Nation. Man weiß die Stelle, wo Cromwell's Haus gestanden, wiewol dieses selbst längst neuen Gebäuden Platz gemacht, noch ganz genau, indem sie durch ein gewisses Wirthshaus bezeichnet wird, welches schon damals in der Nähe desselben stand, und noch bis auf diesen Tag, mehrfach abgerissen, aber immer wieder aufgebaut, denselben Grund bewahrt hat und denselben Namen: „Taverne zum blauen Eberkopf". Alles dies, die Taverne, das Haus und die Straße war, in der Gegend von St. James Park, nicht weit von Whitehall, dem Königsschloß der Stuarts, dessen heut noch stehende Säulen-

Digitized by Google

front rauchgeschwärzt und düster auf eine so sehr veränderte Scene blickt. Noch steht auch, in all' seiner tausendjährigen Herrlichkeit, der Dom und der Thurm von Westminster, dessen gothisches Gemäuer in dunkler, imposanter Masse, mit majestätischen Portalen, gewaltigen Strebepfeilern, reichgeschmückten Spitzbögen und prachtvollen Fenstern voll Glasmalerei, damals schon alt, heute nur älter geworden, den großartigen Aspect abschloß auf einen weiten und sanften Hintergrund von Himmel und Grün, während gegenüber die Häuser des Parlaments sich erhoben — bescheidener, niedriger, alterthümlicher als ihre Nachfolger, die jedoch mit ihrer königlichen Pracht und ihrem leuchtenden Victoria-Thurm denselben Boden bedecken. Damals stand, ungefähr da, wo heute die Ministerien von Downing-street stehen (denn diese Gegend ist seit mehreren Jahrhunderten schon der Sitz der Regierung gewesen und geblieben), ein königliches Gebäude, das „Cockpit" genannt, welches mit Whitehall zusammenhing. Dieses Gebäude, nebst dem anstoßenden Park und Schloß, sollte bald durch eine Resolution der „dankbaren Gemeinen" dem siegreichen General nach neuen Heldenthaten zur Residenz angewiesen werden. Doch auch heute schon war es der Mittelpunkt seiner strategischen Pläne, und am westlichsten Rande der von gefährlichen Elementen erfüllten Stadt gelegen, zugleich die Festung, mit welcher er das Parlament deckte. Von Soldaten aller Waffengattungen waren daher die Höfe des weitläufigen Gebäudes erfüllt; Kanonen waren aufgefahren, Cavalleristen in schwerer Rüstung standen neben den angeschirrten Pferden, Pyramiden von Lanzen und Musketen bildeten eine Art von eiserner Galerie, und düstere Gestalten, von Pulver geschwärzt und der Arbeit der Nacht übermüdet, lagerten neben dem Thore, als der Wagen der Gräfin Dysart vor demselben hielt.

Es ward ihr keineswegs leicht, Eingang zu erhalten; denn der Aufruhr in der City war noch weit davon entfernt, gebändigt worden zu sein. Noch dauerte der Kampf in den Straßen fort. Die Insurgenten, wiewol überall zurückgedrängt und hier in einzelnen Häusern, dort in jenen engen Kreuz- und Quergängen eingeschlossen, an denen das Innere der City sogar heut noch reich ist, wehrten sich hartnäckig und die Thore waren noch geschlossen. Sie vertheidigten sich mit schwerem Geschütz, nur Schritt vor Schritt weichend, den Boden umher mit Blut färbend; jedes Haus, aus dem sie vertrieben wurden, mußte wie eine Citadelle genommen werden und erst eben waren wieder zwei frische Regimenter gegen sie gesandt worden, um die erschöpften Nachtkämpfer abzulösen. Aber auch sie konnten nur mit ungeheuren Verlusten vorrücken, sowol Todte als Verwundete hinter sich zurücklassend.

Fairfax operirte gemeinsam mit Cromwell. Doch auf Cromwell ruhte die ganze Schwere dieses verhängnißvollen Tages. Fairfax betrachtete die Sache, wie sie ein Soldat betrachtet, der — einmal engagirt — sich um der militairischen Ehre willen schlägt. Allein Cromwell wußte, daß Englands Freiheiten fallen würden, wenn dieser Tag für ihn verloren gehe.

Digitized by

Daher war es außerordentlich schwer, gerade jetzt zu ihm zu gelangen; und nur das Wort der Gräfin, daß sie Mittheilungen von der äußersten Wichtigkeit habe, Nachrichten, von denen die Sicherheit des Generals und der Armee abhinge, veranlaßte den dienstthuenden Officier, sie bei Cromwell zu melden.

Der Officier kam bald zurück und sagte, daß Cromwell die Dame erwarte.

Ein feines Lächeln der Befriedigung flog über das Antlitz der Gräfin, als sie die Kutsche verließ, um ihrem Führer zu folgen, über den Hof, durch lange, dunkle, hallende Corridore, in welchen Licht brannte, wiewol es Mittag war, über gewundene Treppen, an weiten, niedrigen Sälen vorbei — dies Alles gefüllt mit vielen Menschen, Soldaten, Officieren und Gemeinen, Beamten, Schreibern, die sich durch die Menge durchdrängten — Ordonnanzen, die mit Depeschen kamen oder gingen — Gruppen, welche die Köpfe zusammengesteckt, leise mit einander redeten, und Adjutanten, welche zuweilen durch alle Säle hin einen Namen laut riefen. Der gelbliche Dunst eines Londoner Nebeltages gab Allem noch mehr den Anblick des Düstern und Unbestimmten, und Lady Dysart empfand doch eine Anwandlung von Grauen, als sie mit dem Geheimniß, das sie trug, hier dem Feind gleichsam in das fiebernde Herz und starre Antlitz schaute.

Ihr Begleiter vermied es, sie durch die ganze Länge der Säle zu führen; ihr verborgener Weg lief vielmehr eine Weile neben denselben hin, wo sie dann im raschen Vorübergehen durch die weitgeöffneten Thüren in das Gewühl derselben blicken konnten; oder über den Sälen hin, in einer jener verdeckten und versteckten Galerien, wie sie die Baukunst jener Tage, für ihren Theil auch dem mißtrauischen und mysteriösen Zuge derselben folgend, sowol in den Zwingern und Burgen, als auch in den Königspalästen anbrachte. Dumpf umrauschte die Wandelnde dort oben das aufsteigende Gemurmel von so viel tausend Lippen, gleich dem Branden und Brausen eines ungeheuren Meeres; dann machte der Gang plötzlich einen Bogen und endete, mittels einer in der Wand angebrachten Treppe von nur wenigen Stufen in einem Zimmer von mäßigem Umfang, welches außer jener verborgenen Thür nur noch eine andere hatte, und nur von einem Fenster erhellt ward — düster genug, denn eiserne Stäbe waren draußen vor demselben angebracht. Es war ganz still in diesem Gemach, welches übrigens Tapeten, Teppiche, Sessel und Vorhänge von alter, schwerer, fürstlicher Pracht zierten — weitab, wie verschollen, lag das Wogen und Wühlen der aufgeregten Menge.

„Hier werdet Ihr, Mylady", sagte der Officier mit einer gewissen Kälte, doch artig, „die Befehle des Generals erwarten", und er entfernte sich darauf durch die Thür in der Wand, durch welche sie Beide vorher gekommen.

Die Gräfin war allein. Plötzlich überkam sie — sie wußte nicht warum — das Gefühl der Gefangenschaft. „Schauderhaft!" rief sie, indem sie sich umblickte. „Gefangen zu sein!" sie zitterte unwillkürlich

Digitized by Google

am ganzen Leibe. Sie trat an's Fenster. Dasselbe ging in einen vergitterten Hof hinunter; und über steile, hohe Mauern, die mit Eisenzacken besetzt waren, gegen die laublosen Bäume des Parkes und die halb in Nebel begrabene Kathedrale von Westminster. „Schauderhaft!" rief sie noch einmal, indem sie sich abwandte. Nun fiel ihr Blick auf das einzige Ding im Zimmer, welches ihr helfen konnte. Es war ein Spiegel, von jener feinen venetianischen Arbeit, welche das mit der höchsten Vollendung geschliffene Glas in einen Rahmen faßte, gleichfalls von Glas, aber matt geschliffen und mit Silber reich verziert. Aus diesem Spiegel trat der Gräfin, indem sie sich vom Fenster kehrte, ihr Bild entgegen, noch mit dem Ausdruck jenes unerklärlichen Schreckens. „Nein!" rief sie, „so nicht!" Und auf einmal — es war der Entschluß und das Werk eines Momentes — stand ihr Gesicht in der Blüthe des reizendsten, unwiderstehlichen Lächelns. „Wir leben im Kriege", flüsterte sie, indem sie vor dem Spiegel eine von ihren reichen braunen Flechten leicht aufbauschte, „und ein Jeder macht Gebrauch von seinen Waffen."

Da vernahm die Gräfin aus dem anstoßenden Gemach, das offenbar leer stehen mußte, das Hallen eines Männertritts — wie gefällig doch immer die Männer sind, den Frauen von der Art der Lady Dysart so viel Zeit zu geben, um ihre vortheilhafteste Position zu nehmen. Uebrigens gebrauchen sie sehr wenig Zeit dazu. Die Gräfin ließ sich in einen Sessel nieder und schlug den Blick zu Boden. So erwartete sie das Oeffnen der Thür.

Ein junger Officier von hohem Rang trat heraus. Sein edles Antlitz war bleich und sein reicher Anzug trug die Spuren des Kampfes. Er war sicherlich Einer von Denen, welche in der Nacht in der City gewesen.

„Mylady", sagte er, „der General ist bereit, Eure Herrlichkeit zu empfangen!"

Die Gräfin warf einen großen und fragenden Blick auf den schönen Mann vor ihr. Er machte den allervornehmsten und distinguirtesten Eindruck. Sie hätte um das Leben gern gewußt, wer er sei. Doch schon war die Thür geöffnet, und sie durfte nicht länger säumen, das Zimmer zu verlassen, in welchem er nun seinerseits zurückblieb.

Das nächste Gemach war, wie sie vermuthet hatte, nicht bewohnt; doch stand die entgegengesetzte Thür, die zu dem Audienzzimmer führte, halb offen — und nicht weit davon entfernt stand der General, in dem gelben Zwielicht dieses Tages, welches durch das eigenthümliche Dunkel, das in dem Zimmer von halbrunder Form herrschte, die Gestalt desselben noch finsterer, unnahbarer und geheimnißvoller erscheinen ließ.

Der General sagte nichts; er machte nur eine sehr leichte Handbewegung, welche sie einlud näher zu treten. Die Gräfin, indem sie diesem Wink folgte, fühlte, wie die Kniee unter ihr schwankten. Sie zitterte davor, das erste Wort zu sprechen; sie meinte, daß ihr die Stimme versagen müsse. Es kam darauf an, sich ein Herz zu fassen; und sie brauchte nur an den Spiegel zu denken, um das Bewußtsein ihrer

Digitized by Google

Macht wieder zu erlangen. Sie trat daher ein, machte eine tiefe, hofmäßige Verbeugung, wobei das prachtvolle Sammetgewand von dunkelgelber Farbe mit Gold gestickt sich weit um sie auf dem Boden drapirte, und sagte dann, immer noch in dieser unterthänigen Stellung: „General! Seit dem Abend nach der Schlacht von Naseby bin ich Euch nicht wieder begegnet. Dort, in dem Wirthshaussaal von Market Harborough war ich Eure Gefangene. Da schenktet Ihr mir das Leben und die Freiheit, und gabt mir Euer Wort, beim Parlament Euch für die Restitution meiner Güter und meines Schlosses zu verwenden. Ihr habt es gethan und Euch verdank' ich Alles. Das Blut der Tollemach's und der Murray's, das vereint in meinen Adern fließt, würde sich empören, wenn ein Sprößling dieses edlen Hauses empfangener Wohlthaten jemals vergessen könnte!"

Der General reichte der Gräfin die Hand, um sie aus ihrer Verbeugung emporzuheben und zu einem Sessel zu führen, in welchem sie Platz nahm, während er vor ihr aufrecht stehen blieb.

Cromwell trug die Uniform seines Reiterregiments. Er war in voller Rüstung, als ob er jeden Augenblick bereit sei, den Fuß in den Steigbügel zu setzen. Er trug an der Seite das Schwert von Marston Moor und Naseby; Pistolen saßen in seinem Gürtel und die lederne Hose stak in hohen Reiterstiefeln. Sein Cavalleriehelm lag hinter ihm auf einem Stuhle. Das Haar hing ihm, lang und grau, an den Schläfen hernieder, auf den breiten, weißen Hemdkragen, der um den Hals herum den oberen Theil seines Brust- und Rückenharnisches bedeckte. Sein Gesicht war sorgenvoll, seine Stirn zusammengezogen, sein Auge düster und ernst.

„Gräfin!" sagte mit seiner tiefen und sonoren Stimme Cromwell, „es würde ein trauriges Lob für mich sein, wenn Ihr das, wovon Ihr sprecht, mir verdanken solltet! Ich denke, daß es Gerechtigkeit unsererseits war, Euch zurückzugeben, was Euch gehörte, und gutes Verhalten Eurerseits, was Euch würdig macht, es zu behalten!"

„Gerechtigkeit!" rief die Gräfin mit einem Seufzer. „Es muß eine große Seele sein, in der That, die an dieses Wort noch glaubt, und eine größere, die es zur Wahrheit zu machen strebt, in diesen Tagen der allgemeinen Verwirrung, wo der beste Mensch nicht mehr unterscheiden kann zwischen Gut und Böse, wo das Blut in Strömen fließt und der Wahrspruch der Kanonen nur allein noch gehört wird . . ."

Cromwell ward noch ernster, als zuvor. „Es ist das Gottesgericht", sagte er. „Wenn das Volk sich weigert, jenen anderen Stimmen Gehör zu geben, welche mit sanfterer Ueberredung an unser Herz oder unsere Vernunft sprechen, so bleibt nichts übrig, als an den ehernen Mund der Schlachten zu appelliren, aus dessen Donner und Blitz der Herr sich offenbart, wie vormals am Sinai!"

Cromwell's Augen sprühten, indem er dieses sagte. Die Gräfin erhob sich, und ein Abglanz seraphischen Entzückens schien ihr Antlitz zu verklären.

Digitized by Google

„O!“ rief sie, „laßt mich die Größe Gottes in Demjenigen vernehmen, welchen er uns gesandt hat, um uns zu zeigen, wie er mächtig ist in seinen Werkzeugen!“

Sie hatte, während sie sprach, Cromwell's Hand ergriffen — diese rauhe, schwere Soldatenhand, welche gewohnt war, an dem ehernen Griffe des Schwertes zu liegen, nicht aber in der weichen, kleinen duftigen Hand der reizendsten, der verführerischsten Frau des Jahrhunderts! ...

„Wie!“ rief Cromwell erstaunt, „Ihr — eine so vornehme Dame — denkt zuweilen an Gott?“

„Ja!“ versetzte die Gräfin, indem sich ihr ganzes Antlitz mit dem süßesten Purpur übergoß — „seit dem Tag, an welchem ich Euch zuerst gesehen! ... Da ging es durch meine Seele, die der Eitelkeit dieser Welt zu lange nur gedient, wie ein Mahnruf — als ob ich einen Propheten gesehen, oder einen König des Alten Testaments! ...“

Hastig machte sich Cromwell aus den lieblichen Händen der Gräfin los. „Ich habe nach so Großem niemals gestrebt“, sprach er. „Ich verlange nichts Anderes von meinem Amt, als dieser Nation den Frieden und die Freiheit wieder zu geben, und möchte mich keinem Höheren vergleichen, als einem guten Constabler, welcher eingesetzt ist, um den Frieden des Kirchspiels zu halten!“

„Doch während Ihr vom Frieden redet“, sagte die Gräfin einlenkend, „wehrt sich die City mit Feuer und mit Schwert gegen die Regimenter, welche Ihr gegen sie entsenden müßt. General! Ich hoffe, daß hier unter dem Kanonendonner, welchen der Wind von Zeit zu Zeit herbeiträgt, das Wort einer Freundin Euch nicht ungelegen kommen kann.“

Da verzog des Generals ernstes Gesicht sich zu einem leisen Anflug von Spott. „Frau Gräfin“, sprach er, „was auch der Zweck sein mag, der Euch hierhergeführt, und die Mittheilung, welche Ihr mir zu machen habt — nehmt dieses Wort von mir hin: Ich traue meinen Feinden viel mehr, als meinen Freunden; denn ich bin davon überzeugt, daß meine Feinde mir eher Böses, als davon, daß meine Freunde mir Gutes thun werden. Das ist meine Meinung, Frau Gräfin, und wenn Ihr klug wäret, so merktet Ihr Euch das Ding auch für Euren eigenen Gebrauch!“

Und dabei kehrte er sich halb zur Seite und nahm von einem mit vielerlei Papieren bedeckten Tisch ein Blatt, welches er gegen das Licht ausbreitete.

„Auf diesem Blatt steht, Frau Gräfin“, sagte er, „daß Ihr gestern Abend Gesellschaft gehabt habt ...“ Die Gräfin ward bleich, indem des Generals scharfes Auge über das Blatt hin sie musterte. „Ein Mann, der zu unserer Partei zu gehören vorgiebt — also unser Freund, Mylady“, setzte Cromwell mit kaltem Spott in seiner überlegenen Weise hinzu — „ein Mann, der sich der Haushofmeister Eurer Herrlichkeit nennt — also auch Euer Freund, Mylady — Ihr seht, daß man sich vor seinen Freunden hüten muß ...“

Die Gräfin wechselte die Farbe, vor Zorn diesmal. „Der Elende!“

Digitized by Google

rief es in ihrem heftig wogenden Busen — „so ist er mir zuvorgekommen!"

Doch sie fühlte sogleich, daß sie verloren sei, wenn sie sich nicht zu fassen wisse. Das Lächeln — dieser zweideutigste von allen Freunden — kam ihr zu Hülfe. Sie wußte den besten Gebrauch davon zu machen, und mit der unschuldigen Miene eines Kindes sagte sie: „Ich will nur wünschen, Sir, daß dieser Mann Euch die volle Wahrheit gesagt habe!"

„Da es ihm darauf ankam, Euch zu verrathen, so hege ich nicht den geringsten Zweifel daran", sagte Cromwell mit niederschmetternder Ironie; „lest es doch selber, Frau Gräfin, die Ihr mir erlaubt habt, Euch meine schöne Freundin zu nennen!"

Graziös verneigte sich die Gräfin. „Nennt mich lieber Eure schöne Feindin, General! Ich bin dann vielleicht im Stande, Euch besser zu dienen!" Und hastig, mit pochendem Herzen, überflog sie den Inhalt des Blattes. Sie gewann die ganze Herrschaft über sich wieder, nachdem sie gelesen. Außer den Personen, die gestern in dem Thurm von Ham-House versammelt gewesen, konnte der gute Mann Zedekiah Pickerling nicht viel angeben, aus dem einfachen Grunde, weil er in dem entfernten Verließ, in welchem er gesteckt, nicht viel hatte hören können.

„Er ist ein treuer Diener", sagte die Gräfin mit vollkommenem Ernst, indem sie dem General das Blatt zurückgab; „und ich sehe, daß ich mich auf ihn verlassen kann. Allein er hat seine Arbeit nur halb gethan. Was kann es Euch auch viel nützen, zu wissen, daß diese und diese Herren bei mir zu Nacht gespeist? . . . Ein paar Landedelleute!" fügte sie scherzhaft hinzu, „von welchen der Eine noch obendrein die Ehre hat, mit Euch verwandt zu sein . . . ."

Doch da verfinsterte sich der Blick Cromwell's. „Landedelleute!" rief er in einem bittern Tone. „Dieser arme verführte Mann, der es ehrlich und treu meint, wiewol mit einer schlechten Sache, der in die Schlinge gehen und darin umkommen wird! Wer aber sind die Verführer? Die großen Herren, die heut in die Schlacht gehen, wie sie gestern auf die Jagd gingen, — denen es gleich gilt, ob es ein Haufe Goldes oder des Volkes heiligste Rechte sind, um die sie würfeln — wenn sie nur spielen können! Denen es ein Sport, ein Zeitvertreib, ein Abenteuer ist, und für die, wenn es mißlingt, irgendwo an der Küste das Schiff schon bereit liegt! Dieser Ormond, dem es nur wol ist im faulen Fahrwasser der Intrigue; dieser Buckingham, ein Wüstling und ein frecher Gottesleugner, der wahre Sohn seines Vaters; dieser Peterborough, der verschwägert ist mit dem wildesten irischen Rebellenblut; dieser Graf von Holland, der zweimal mit dem Parlament und zweimal mit dem König ging — dieser Batten, der bei Bridlington aus demselben Schiffe auf die Königin feuerte, welches er jetzt, ein Rebell und ein Treuloser, ihrem Sohne hinüberführen will — Buben sind es, die das Beil verdienen, dem sie nicht entgehen sollen, wenn der Herr sie in unsere Hand geliefert haben wird — dieser Lauderdale . . ."

Da fiel die Gräfin ihm in's Wort. „Lauderdale!" sagte sie, mit

Digitized by Google

einem Tone, der etwas verächtlich klang. „Was wolltet Ihr von Lauderdale sagen?“

„Nichts“, fuhr Cromwell fort, „als daß er ein rothhaariger Tölpel ist, der besser thäte, seinen Kopf zu wahren, obgleich daran nicht viel verloren wäre.“

„Und doch, General, wenn ich Euch bäte, diesen Kopf mir auf alle Fälle zu garantiren?“

Cromwell sah die Gräfin fragend an.

„Ich weiß“, redete sie weiter, „daß er ein Unbesonnener und ein Waghals ist. Allein mich interessirt dieser Kopf mit den rothen Haaren; und wenn Ihr mir versprecht, ihn mir auf jede Bedingung hin zu schenken, so will ich Euch Etwas anvertrauen, was sein und mein Geheimniß ist.“

„Wenn Euer Geheimniß nicht mehr werth ist, als sein Kopf, so würde ich — und wenn das Umgekehrte der Fall wäre, so würdet Ihr ein schlechtes Geschäft machen.“

„So entscheidet selber, Sir! Es handelt sich darum, ob Ihr wollt, daß von jetzt ab in vierundzwanzig Stunden der König von England frei sei, die Flotte besteige, deren Abfall Ihr nicht mehr hindern könnt, und mit dem Prinzen von Wales, sowie allen Emigranten, welche an der Küste von Frankreich versammelt sind, den Eintritt in einen englischen Hafen erzwinge! . . .“

Cromwell stutzte. „Ich wußte“, rief er, „und es kann es Jeder wissen, denn die Cavaliere sprechen ja so laut davon, daß der König, während er uns sein Wort gegeben, das Schloß auf keine Weise zu verlassen, bis die Verhandlungen zu Ende gediehen, mit jedem Gedanken auf Flucht sinnt. Denn dafür ist er ja auch ein Stuart. Aber ich wußte nicht, daß er auch Werkzeuge dafür gefunden!“

„Das Parlament von Schottland ist Euch zuvorgekommen, General“, sagte die Gräfin, welche sah, daß nun ihr Augenblick da sei.

„Gut“, sagte Cromwell, „es ist abgemacht. Wenn immer und wo immer dieser schottische Graf in meine Hände fallen sollte: sein Kopf steht zu Eurer Verfügung. Es würde ein schlechtes Compliment für Seine Majestät sein“, fügte er bitter hinzu — „Feinde, wie wir sind — wenn ich, mit der Wahl zwischen ihm und Lauderdale, auch nur einen Augenblick mich besinnen wollte!“

„Es ist abgemacht“, sagte die Gräfin; „ich habe Euer Versprechen.“

„Ihr habt es.“

„So wisset denn, General, daß in dem Dörflein Carrisbrook, dicht über dem Hügel, auf welchem das Schloß steht, zehn Schritt von dem Bach und nicht mehr als fünfzig von der Kirche, neben einem alten Birnbaum, den Ihr leicht finden könnt, weil er der einzige dort ist, in der Erde vergraben eine zinnerne Kapsel liegt. In dieser Kapsel befindet sich auf Pergament geschrieben der Vertrag, den Seine Majestät mit den Schotten abgeschlossen und welcher die Bedingungen enthält, unter welchen der König dieses Land und Volk von Rebellen den Schotten überliefert —“

Digitized by Google

„Treuloser Stuart!“ rief Cromwell tief erschüttert — „wie schwer machst Du es Denen, Dich zu retten, in deren Hand allein Dein Leben liegt! . . . .“

„Zugleich ist das Werk seiner Befreiung in thätiger Vorbereitung. Ihr wisset, Sir, daß der König den inneren Theil des Schlosses von Carrisbrook bewohnt, welches hoch auf einem Hügel steht. Tiefe Gräben und hohe Mauern sind ringsum; ein starkes Portal mit Fallgatter und Zugbrücke deckt den Eingang, Alles wohlverwahrt und gut besetzt mit Truppen unter einem zuverlässigen Commandanten. Das nächste Dorf mag zehn Minuten, die nächste Stadt eine Stunde weit sein. Das Schloß liegt einsam und frei; man übersieht von dort das grüne Wald- und Hügelland der Insel, den Medina-Fluß, der sich hindurchschlängelt und fern das Meer, das nach Frankreich führt. An ein Entkommen ist nur zu denken — durch Verrath. Ihr müßt Euch die Zimmer des Königs vergegenwärtigen. Sie sind hoch, fest, durchaus von Stein, die Treppen, gleichfalls von Stein, führen nach dem Hofe und Beides, sowol die Treppen als der Hof, sind jederzeit, bei Tag und bei Nacht, von doppelten Posten mit geladenem Gewehr besetzt. Die Fenster jedoch gehen nach der Landseite. Kräftiges Buschwerk wächst über dem Graben und die Bäume, am Rande desselben, strecken ihre alten, zuverlässigen Zweige weit hinauf. Einmal bereits, vor drei Wochen, es war am 20. März, in einer dunklen Nacht, machte der König den Versuch — die Wachen waren betrunken — aber eiserne Barren vergittern das Fenster. Der König war mit dem Kopf und Hals, bis an die Brust schon hindurchgekommen, aber er konnte nicht weiter, und nur mit Mühe gelang es ihm, den Kopf aus den eisernen Stäben wieder zurückzuziehen. Man mußte nun auf ein anderes Mittel denken, und seit ein paar Tagen ist ein Page Seiner Majestät in Besitz von Mercurialwasser, welchem das Eisen nicht widersteht. Das Wasser frißt langsam, aber es frißt; und es hat gefressen!“ —

„Wie heißt der Page?“ herrschte Cromwell die Gräfin an.

„Ihr werdet des armen Knaben schonen, General, er ist Euer Verwandter — der Sohn des Ritters von Childerley! . . . .“

„Weiter!“ rief Cromwell, indem er trübe zu Boden blickte; „fahrt fort, Gräfin!“

„Einer von diesen Eisenbarren hat nachgegeben; man wird die Wirkung der verzehrenden Flüssigkeit, die daran genagt, nicht bemerken, wenn man nicht scharf darauf hinblickt. Es sieht aus wie Rost. Aber ein Stoß mit der Hand, ein Druck genügt, und das Eisen splittert wie Glas, oder bricht, wie mürbes Holz. Das Fenster ist ein paar Treppen hoch über dem Grund. Aber die Bäume, die dort hinaufreichen, bilden eine bequeme Gelegenheit, um herabzusteigen, und der König trägt verborgen außerdem auf der Brust eine seidene Schnur. Zu der verabredeten Zeit werden zwei Pferde, fertig gesattelt, unten angebunden stehen. Ein Boot liegt bei Newport im Medina-Fluß bereit und wo es, bei Cowes, in's Meer geht, wartet ein Kriegsschiff von den Dünen.“

Digitized by Google

„Vortrefflich!“ rief Cromwell mit bitterm Lachen, „ganz vortrefflich! Und wer ist sonst im Geheimniß?“

„Ein Barbier in Newport — er wohnt in St. James Street, der lateinischen Schule gegenüber und heißt . . .“

„Laßt! Laßt! Ich will seinen Namen nicht wissen! Ich hab' es Euch schon gesagt, wir haben genug mit den Verführern. Laßt die Verführten . . . Nennt keinen Namen!“

„Dieser Barbier wird der Führer Seiner Majestät sein. Das Boot ist mit drei Matrosen von der Flotte bemannt und im Schlosse selber wissen drei Soldaten von dem Plane.“

„Weh ist mir um Euch, Ihr drei Bethörten!“ sagte Cromwell. „Aber Ihr gehört dem Kriegsgericht, nicht mir; und Euer Blut falle zurück auf das Haupt des großen Schuldigen!“

Dann öffnete er die Thür nach dem anstoßenden Zimmer und rief: „Mr. Herbert!“

Der Obrist, der bleiche, schöne Soldat, der vorhin die Gräfin zu Cromwell beschieden, trat herein. „Haltet sogleich eine Staffette bereit für den Commandanten von Carrisbrook-Castle“, sagte Cromwell; „und noch Eins, Obrist“, fügte er hinzu, als der Angeredete gehen wollte. „Diese Dame, Gräfin Dysart, ist so freundlich gewesen, uns einige Mittheilungen von der höchsten Wichtigkeit zu machen, und wir werden ihr dafür immer verbunden sein. Jedoch, da es das Unglück gewollt, ganz gewiß gegen ihren Willen, daß ein Thurm in ihrem Schloß der Schauplatz einer nächtlichen und hochverrätherischen Versammlung gewesen ist, so erachte ich es für geboten, um sowol Ihre Herrlichkeit als auch uns selber gegen jeden weitern Nachtheil, der daraus erwachsen könnte, zu sichern, daß wir jenen Thurm besetzen. Commandirt sofort einen Trupp von Eurem Regiment dorthin und wählt einen verläßlichen Führer.“

„Capitain Jürgen Joyce“, sagte der Obrist, „wenn's Euch beliebt, General.“

„Gut“, erwiederte Cromwell, „aber laßt ihn augenblicklich aufsitzen und erwartet meine weiteren Ordres im Vorzimmer!“

Frank Herbert ging und noch einmal war die Gräfin mit Cromwell allein. Noch einmal empfand sie mit Schaudern, daß vor der Gegenwart dieses gewaltigen Mannes all' jene kleinen Künste, mit denen sie sonst Männerherzen zu gewinnen und zu täuschen wußte, zu Nichte wurden, daß sie gleichsam abprallten wie von einem Panzer. Seinem Alles durchdringenden Blick und seiner furchtbaren Energie fühlte sie sich nicht gewachsen. Sie zitterte, wenn sie an Manuella dachte, die man in jenem Thurm finden und befreien würde. Das Mädchen würde Alles sagen, was sie in so unmittelbarer Nähe vernommen. Wie konnte diese Frau, die mit den Schwüren spielte, sich einbilden, daß es Andere gebe, die heiliger und ernster darüber dächten? Sie gestand sich, daß sie noch einen Rest der Verabredungen zurückbehalten habe, der, wenn er entdeckt werde, gegen sie zeugen und nachdem sie so weit gegangen, sie dennoch zu Grunde

Digitized by Google

richten würde. Es betraf den Aufstand der Lords Holland, Buckingham und Peterborough, der sich in diesem Augenblick in der Grafschaft Surrey vorbereitete, nur wenige Meilen von London entfernt, und nahe genug, um mit all' den anderen Aufständischen gemeinsam zu operiren.

Cromwell wußte im Allgemeinen von diesen Bewegungen der Cavaliere. Denn diese hatten ja vernehmlich genug und ganz öffentlich davon gesprochen, mit lautem Prahlen und Fluchen, vor Jedem, der sie hören wollte, auf den Straßen von London, in den Schenken und in den Palästen ihrer Freunde. Doch eben dieses unvorsichtige tolle Wesen hatte dem Unternehmen den Schein der Bedenklichkeit in einem gewissen Grade genommen. Nun aber hörte Cromwell, daß Alles in der That sich so und noch viel schlimmer verhalte; die Zahl der Insurgenten, den Ort ihrer Aufstellung, ihre nächsten Ziele und geheimen Verbindungen untereinander erfuhr er — Furcht vor Cromwell entriß der Gräfin auch dieß letzte Geständniß, und jetzt war kein Zweifel mehr für ihn, daß die Sache gefährlich sei. Noch war der Brand in der City nicht erstickt; ganz Kent war in hellem Aufruhr — die Flotte war abgefallen — Wales war insurgirt — der Feind von Schottland war im Anrücken begriffen und zu alle Dem erhob sich nun auch dieser neue Aufstand, um von den Hügeln der Grafschaft Surrey herab sich gegen die Hauptstadt zu wälzen! . . . .

Cromwell schwieg. Aber aus der Inbrunst seines Herzens stieg ein Seufzer empor zu Dem, von welchem er wußte, daß er auch diese Last auf seine Schultern gelegt — zu Dem, von welchem er glaubte, daß er sein Meister sei, dessen Werk er zu thun habe — und von welchem er hoffte, daß er seine Gegenwart und seinen Segen ihm verleihen werde, daß er Kriege entbrennen und Kriege enden lasse, um zuletzt das Königreich der Gnade und des Friedens herbeizuführen, welches er seinen Dienern verheißen . . .

Dann war er entschlossen, ohne Verzug, ohne Besinnen. Denn große Männer besinnen sich nicht im Augenblick der Gefahr, sondern handeln. Für den wirklichen und geborenen Staatsmann ist zu handeln so natürlich, als er athmet, um zu leben, oder geht, um vorwärts zu kommen.

„Ihr seid entlassen, Mylady", sagte er, indem er höflich die Thür öffnete. — „Doch nehmt dies mit auf Euren Weg: was immer die Menschen von mir denken mögen: undankbar bin ich nicht. Auf Wiedersehen, Mylady!"

Die Gräfin, wie versteint von dieser Art, sie zu behandeln, ging, knirschend vor Wuth, wiewol mit einem Lächeln auf dem Gesicht. Denn sie fühlte nur zu bestimmt, daß sie nun ganz in Cromwell's Händen sei.

Als sie ging, trat Frank Herbert wieder ein, um dem General Meldung zu machen, daß alle seine Befehle ausgeführt seien. —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Respectabel, durchaus respectabel!

Scenen aus einer Pariser Familien-Pension.

(Vom Verfasser der „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris".)

I.

„Madame Masson?" fragte ich, als auf mein Klingeln der Kellner erschienen war. Dieser ließ mich in ein Vorzimmer treten und ging dann, um mich anzumelden. Zwei Minuten später begrüßte mich eine Dame in Schwarz, die noch ein wenig an ihrer Mantille zurecht zupfte, die sie augenscheinlich soeben übergeworfen hatte, indem sie zugleich dem Kellner vorwurfsvoll zurief: „Charles, warum haben Sie den Herrn nicht sofort in den Salon geführt? ... ein guter, junger Mann", wandte sie sich darauf zu mir, „der nur etwas zerstreut ist, aber die Herrschaften auf das Beste bedient." Alsdann nöthigte sie mich in das zweite Zimmer, in den Salon, durch dessen offenstehende Flügelthür man in den Speisesaal sehen konnte, und nun erst fragte sie und zwar mit der freundlichsten Höflichkeit, was mir zu Diensten stehe.

„Man hat mir Ihre Pension empfohlen, Madame", sagte ich, „und ich hätte wol Lust, zu Ihnen zu ziehen, wenn wir uns über den Preis einigen können." — „O, dann sind Sie schon mein Hausgenosse, cher Monsieur", entgegnete sie verbindlich, „denn ich habe mich bis jetzt noch immer geeinigt; vorzüglich mit den Herren", setzte sie lächelnd hinzu, mit denen weit leichter auszukommen ist als mit den Damen." — Ich verbeugte mich pflichtschuldigst, indem ich zugleich fragte: „Haben Sie denn auch Damen in Ihrer Pension?" — „Gewiß, gewiß, Monsieur, aber — respectabel, durchaus respectabel! — nur anständige, meistens Engländerinnen von gutem Hause. Eine Gesellschaft ohne Damen ist nur eine halbe Gesellschaft, sagt das Sprichwort." —

So weit die Präliminarien, die, wie der Leser sieht, nicht abstoßend waren; nun gingen wir zum eigentlichen Gegenstande, der Hauptsache, über, dem Preise. Da war eine kleine Discussion, „ein sanfter Zwist", wie es Jean Paul nennt, unvermeidlich. Der Preis der Pension an sich betrug für alle Hausbewohner ohne Unterschied monatlich 150 Franken, daran war nicht zu rütteln. Erstes und zweites Frühstück und Mittagsessen, zwei Mal eine halbe Flasche Wein. Das Essen natürlich „vortrefflich" und so weit irgend thunlich nach Wunsch und Geschmack der Gäste. Aber die Preise der Zimmer waren verschieden, je nach der Etage und ihrer Größe und Einrichtung. Mir galt nun von jeher eine hübsche Wohnung als Grundbedingung einer angenehmen materiellen Existenz, deshalb mußte ich auch sofort das hübscheste, also theuerste Zimmer wählen. Aber die verlangten 80 Franken waren mir zu hoch; ich wollte

Digitized by Google

nicht über 200 im Ganzen gehen und gestand dies ungenirt. Nach mehrfachem Parlamentiren sagte endlich Madame Masson, stets mit demselben gewinnenden Lächeln: „Ich weiß nicht, wie es kommt, Monsieur, aber Sie haben etwas so Angenehmes, etwas so Distinguirtes in Ihrem Wesen (ich sah dabei unwillkürlich in den Spiegel, denn für jedes Menschenkind ist die Schmeichelei süßer Honig), daß ich lieber einen kleinen Verlust tragen, als Sie entbehren will. Sagen wir deshalb 210 Franken und kein Wort mehr, als Ihr Ja." — Ich wurde fast gerührt, oder that doch so, und hatte auch den Muth nicht, auf den 200 zu bestehen. „Also auf morgen", sagte ich und warf einen letzten prüfenden Blick im Zimmer umher, das nun das meinige werden sollte. Unten an der Treppe traf ich den Kellner und die Köchin, die mich erwarteten, ich wußte wol, warum. Ich gab ihnen ein Fünffrankenstück, den üblichen Miethpfennig, den Gottesheller (denier à Dieu), wie die frommen Pariser sagen. „Auf morgen!" tönte alsdann der melodische Abschiedsgruß der Madame Masson.

II.

Die obige, etwas detaillirte Einleitung, bei welcher ich noch den schreienden Papagei und den knurrenden Schooßhund der Madame Masson, auch ihre schwarzen, obwol falschen, Locken und ihre roth- und weißgeschminkten Wangen unberücksichtigt ließ, habe ich absichtlich gegeben, schon zum Nutzen und Frommen des einen oder andern Lesers, der vielleicht bei einem längern Aufenthalt in Paris sich ähnlich logiren, d. h. „in Pension geben" möchte; denn die sogenannte pension de famille ist ein charakteristischer Typus der Weltstadt. Sie hat, wie alle irdischen Dinge hienieden, ihre Licht- und Schattenseiten, ihr Für und Wider, ihr Wenn und Aber, und es gehört deshalb Glück dazu, eine gute zu treffen. Ich erinnere mich manches Bekannten, der fast allmonatlich verzweiflungsvoll von einer Pension in die andere zog und immer vom Regen in die Traufe gerieth, wo Andere hingegen Jahre lang in demselben Hause blieben und sehr zufrieden waren. Sind aber nicht alle menschlichen Verhältnisse mehr oder weniger ein bischen Lotteriespiel?

Am andern Morgen zog ich mit Sack und Pack bei Madame Masson ein.

III.

Die würdige Dame musterte mit geübten Augen, anscheinend flüchtig, aber doch mit genügender Sachkenntniß, meine Bagage und die Inspection schien befriedigend auszufallen. Mehrere große und schwere Koffer, ein paar Hutschachteln und ein Reisesack, ein rother Lehnstuhl, den ich kurz vorher in einer Lotterie zum Besten der Armen gewonnen hatte, sowie mehrere sonstige kleine Luxusgeräthe an Kistchen und Kästchen, all' dies zusammen machte schon ein ganz ansehnliches Besitzthum aus und bot mithin eine genügende Garantie für einige Monate Kost

Digitized by Google

und Logis, wenn ich vielleicht möglicherweise .... doch der Leser weiß schon, was ich sagen will. Tadeln wir die gute Frau wegen dieses allzugroßen Interesses an meiner fahrenden Habe nicht; der Code Napoléon ist allen Hôtelbesitzern und Speisewirthen sehr ungünstig gestimmt und bietet ihnen bei etwaigen Schuldforderungen fast gar keinen Schutz; deshalb die allgemeine Regel der Vorausbezahlung. Sie haben freilich außerdem das Recht, wenn sie, Gott weiß aus welchem Grunde, dennoch Credit bewilligt haben, bei Insolvenz des Miethers seine Effecten zurückzubehalten, dürfen dieselben aber vor Ablauf eines vollen Jahres nicht verkaufen. Der erste Monat wird also stets pränumerando bezahlt und deshalb klopfte auch Madame Masson kaum zwei Stunden nach meiner Ankunft bei mir an. Natürlich unter dem Vorwand (immer die dehors gewahrt und immer höflich in dem schönen Paris!) mir bei meiner Installation behülflich zu sein, auch nachzusehen, ob nichts irgendwo fehle, ob der Kellner Alles gut hinaufgeschafft habe u. s. w. Sie brachte mir überdies, denn der Leser erinnert sich, daß ich ihr gleich von Anfang an so besonders gefiel, einen Tischteppich, etwas verschossen, aber sauber, zog die Pendüle auf und steckte Kerzen auf die Candelaber. Alsdann sprach sie von den schlechten Zeiten und wie sie mehrere Zimmer leer stehen habe, auch von ihrem seligen Mann, der leider zu früh gestorben sei, ferner von den hohen Marktpreisen (ich sah sie ihrem Ziele immer näher kommen), bis sie endlich das schlimme Ding beim wahren Namen nannte. Ich reichte ihr so unbefangen wie möglich und als hätte ich deren noch zehn, zwanzig in meinem Portefeuille, ein 500 Frankenbillet .... Hastig zog sie die Klingelschnur und der gellende Glockenton war noch nicht verhallt, als auch schon Charles vor uns stand; die Banknote wurde ihm zum Wechseln übergeben, und nach drei weiteren Minuten hatte ich die Befriedigung, meine materielle Existenz einen ganzen Monat im Voraus gesichert und mich auf der Distinctionsleiter der Madame Masson wieder um einige Sprossen gestiegen zu sehen.

IV.

Die ersten Tage meines neuen Aufenthaltes brachten nichts Besonderes; ich hatte zu viel mit meiner eigenen Einrichtung zu thun, um die anderen Hausbewohner mehr als oberflächlich zu beachten, zumal die meisten noch nicht aus den Seebädern zurückgekehrt waren. Wenigstens sagte dies Madame Masson, vielleicht aber nur, um ihrem Hôtel mehr Relief zu geben. Was indeß an interessanten Gästen fehlte, ersetzte die Wirthin zur Genüge, denn wie das Etablissement im Allgemeinen, so ist die Frau vom Hause wieder in ihrer Art ein besonderer Typus.

Die Besitzerin einer pariser pension de famille ist nämlich stets eine Wittwe, und in der Regel die Wittwe eines höheren Officiers, der in Afrika, in der Krim, in Italien, oder auch in China oder Mexiko gefallen ist. Das kriegerische Frankreich, namentlich dasjenige des zweiten Kaiserreichs, schickt seine Söhne in alle Weltgegenden und — wie

Digitized by Google

man im Volke sagt: man weiß wol, wer fortzieht, aber nicht, wer wiederkommt. So steht sie denn nach dem Tode ihres Gatten allein und verlassen, sie hätte sich leicht wieder verheirathen können, denn an vortheilhaften Anträgen fehlte es ihr nicht, aber sie hatte den Verstorbenen zu innig und zu ausschließlich geliebt, um in einer zweiten Ehe Trost zu finden. Deshalb die steten Trauerkleider, gewissermaßen als ein Valet in Bezug auf die lauten, weltlichen Freuden und Genüsse. Im Salon hängt an dem augenfälligsten Platze das Portrait des Gemahls in Uniform mit dem unvermeidlichen schwarzumflorten Immortellenkranz und dem darunter gehefteten „Ehrenkreuz am rothen Band", eine wehmüthige Erinnerung an das verlorene Glück. Die Wittwe spricht gern davon und wischt sich auch die Augen bei den rührendsten Episoden, läßt sich übrigens von der Köchin mit irgend einer Haushaltsfrage unterbrechen, schmält auch wol mit dem Kellner, der im Speisesaal zu laut mit den Tellern und Gläsern hantirt, und fällt dann wieder in den melancholischen Ton, um ihre Erzählung fortzusetzen. Fast immer hat alsdann die Wittwe einen Freund, der schon bei Lebzeiten ihres Mannes der Hausfreund beider Gatten gewesen und ihr nun treu geblieben ist, damit sie doch nicht ganz allein dastehe in der kalten, herzlosen Welt. Dieser „Freund" — respectabel, durchaus respectabel! — spielt eine wichtige Rolle im Hôtel, namentlich bei Tische. Was man in der Nachbarschaft, oder gar im Hause selbst, von dieser Freundschaft munkelt und „rasaunt", wie Clauren sagt, lassen wir unberücksichtigt .... „es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen" .... und Madame Masson strahlte trotz ihrer vierzig Jahre (eine alte, magere Engländerin schwor mir später, sie habe schon mehr als fünfundvierzig) noch immer in der Blüthe der sogenannten zweiten Jugend, die der jüngst verstorbene Akademiker Flourens bis in's fünfzigste Jahr setzt, namentlich Abends bei Licht, wo die kleinen Toilettengeheimnisse weniger sichtbar werden, wie denn überhaupt die Pariser Damen im Lampen- und Kerzenschimmer hübscher sind, als am hellen Tage.

V.

Nun aber benutze ich das Privilegium des Novellisten, den Leser sofort mitten in die Handlung hineinzuversetzen und zwar an die Table d'hôte, wo sich bereits die Gäste versammeln. So wie die große Glocke, präcise sechs Uhr, durch das Haus tönt, wird es auf den Treppen und in den Corridors lebendig, Thüren gehen auf und zu, seidene Kleider rauschen und man begrüßt einander schon unterwegs beim Hinuntergehen, um im Salon, wo man zuerst zusammenkommt, die Begrüßung zu wiederholen. Die Damen mustern gegenseitig ihre Toiletten; die schöne, erst kürzlich angekommene Spanierin hat sogar eine Rose im schwarzen Haar, scheint aber sehr schweigsam und reservirt. Die Engländerinnen kichern und schwatzen und geben nach der hübschen Sitte ihres Landes Jedem die Hand, der sie haben will; eine alte Dame mit weißgepuderten Locken und

Digitized by Google

stets mit Fächer und Riechfläschchen knixt rechts und links wie in einer Menuet, ein anderes Fräulein spielt schnell ein paar Rouladen auf dem offenstehenden Clavier, einige Herren stehen am Fenster in einem lebhaften Börsengespräch — da erscheint Charles mit der Serviette unter dem Arm und ruft möglichst ehrbar die traditionellen Worte: „ces dames sont servies!" und dann ging es wie im Abendschmaus von Voß:

„Paarweis rauschten sie hin und setzten sich rings um die Tafel."

Madame Masson sitzt an der langen Hauptseite in der Mitte, links neben ihr, „du côté du coeur", der Hausfreund, rechts die obenerwähnte alte gepuderte Dame, welcher die Wirthin deshalb diesen Platz gegeben hatte, um sie sorgfältiger bedienen zu können; die Engländerinnen sagten freilich, es sei des Contrastes wegen, denn im Vergleich zu ihrer Nachbarin sah Madame Masson aus wie eine blühende Jungfrau von Fünfundzwanzig. Was die Engländerinnen selbst betraf, so konnten sie den Contrast ebenfalls aushalten, keine war über die Dreißig hinaus und die eleganten Pariser Toiletten standen ihnen vortrefflich. Respectabel, durchaus respectabel, waren sie sämmtlich verheirathet, aber ihre Gatten waren .... auf Reisen; dies hatte mir wenigstens Madame Masson bei einer zufälligen Frage versichert, freilich ohne den Trauschein und Ehecontract jener Damen hervorzuholen. „Du fragst überhaupt viel zu viel", sagte mir vor Jahren meine alte Tante, die fast immer hier gelebt hatte, „das thut man nicht in Paris; man glaubt, oder glaubt nicht, was Einem erzählt wird, aber man fragt nicht beständig, sonst passirt man für einen Kleinstädter."

Die bereits erwähnte Spanierin, ebenfalls eine junge Wittwe (das Fragen ist von nun an verboten, lieber Leser), saß weiter hinauf neben dem Unterpräfecten, den man Monsieur le Comte nannte und der auch das rothe Band im Knopfloch trug. Dieser „Graf" war eine der bedeutendsten Personen des Hauses und der Leser wird später noch mehr von ihm erfahren. Wir selbst hatten uns an das andere Ende der Tafel gesetzt, ich sage wir, denn außer meiner Wenigkeit hatten sich noch drei andere Landsleute eingefunden: mein Freund Max, der nie fehlt, wo es etwas Neues zu sehen und zu erleben gibt, der Baron F., der erst kürzlich in Paris angekommen war, große Augen machte und ebenfalls viel fragte, und der Doctor S., der sogar ein paar Tage vorher bei mir angeklopft hatte, um sich mir als Stubennachbar vorzustellen. Max und der Baron waren nur Tischgäste, welche ich nach Sitte des Hauses der Wirthin vorgestellt, die sie mit offenen Armen (figürlich geredet) aufgenommen hatte; der Doctor hingegen war wie ich ein Miethsmann, den ein glücklicher Stern, wie er behauptete, in diese Pension geführt. „Mir gefiel gleich bei meinem ersten Besuch die Wirthin sehr", sagte er mir im Vertrauen, „ihre zuvorkommende Höflichkeit u. s. w. Sie schalt sogar den Kellner, daß er mich nicht sofort in den Salon geführt habe, und als wir uns später über den Preis des Zimmers nicht einigen konnten, machte sie mir in Bezug auf meine Person zuerst Complimente und dann ausnahmsweise eine bedeutende Concession, was mich vollends eroberte."

Digitized by Google

Ich lachte im Stillen, denn mir war ja dasselbe passirt und ich war naiv genug gewesen, diese kleine Comödie, die Madame Masson mit Jedem spielte, auf mich allein zu beziehen. Als wenn nicht alle, alle derartige Manöver in Paris „poudre aux yeux" wären, Sand in die Augen, Schein für Sein. Die Suppe wurde aufgetragen, Tag aus, Tag ein der nationale pot au feu, und nach der Suppe das Rindfleisch — aber meine Detailmalerei der Table d'hôte darf sich unmöglich auch auf die Gerichte erstrecken, ich würde sonst nie fertig. Nur in Bezug auf die gebratenen Hühner eine flüchtige naturwissenschaftliche Bemerkung. Es erschienen ihrer nur zwei für zwölf Personen, und zwei Hühner haben leider auch in Paris nur vier Flügel, die bekanntlich als das delicateste Stück gelten, das man deshalb stets den Damen servirt. Wie aber unseren sieben Damen gerecht werden? Madame Masson legte deshalb selbst vor und zwar so, daß immer diejenigen Damen, die das letzte Mal einen Flügel erhalten hatten, diesmal leer ausgingen, d. h. mit einem geringern Glied des Thieres fürlieb nehmen mußten. Lappalien! ruft gewiß der eine oder andere Leser (die Leserin schon weniger), aber wer eine pension de famille in natura mitgemacht hat, weiß, daß mit dergleichen Sachen nicht zu spaßen ist. Ich habe unsere Wirthin später mit acht und zehn Damen und immer nur zwei Hühnern noch ganz andere Kunststücke machen sehen. Man vernahm wol manchmal eine Reclamation von zarten Lippen, aber Madame Masson ließ sich dadurch nicht irre machen: dura lex, sed lex. Resignirtere Naturen, zu denen ich gehörte, hielten sich am Gemüse und am Salat schadlos und fanden Trost in dem schönen Gedanken, daß in gesellschaftlicher Beziehung die Damen stets voran gehen. Sonst herrschte aber an der Table d'hôte die größte republikanische Gleichheit, die selbst einen Ledru-Rollin und Louis Blanc befriedigt haben würde; denn täglich begann das Umherreichen der Gerichte bei einem andern Gaste, ohne Unterschied des Geschlechtes oder des Standes, bis die Reihe herum war. Nur die Hühner machten eine Ausnahme. Madame Masson (die gute Frau aß deshalb so gut wie nichts) überwachte alle Bewegungen des Kellners mit Argusaugen .... ein leiser Wink, ein noch leiseres Wort, und Charles wußte, was er zu thun und zu lassen hatte. Beim Braten, also beim sogenannten second service, begann die Rolle des Hausfreundes, der bis dahin unbefangen und schweigsam zugeschaut und nur der Wirthin einige kleine Handreichungen geleistet hatte. Die halbe Flasche Wein, die zu jedem Couvert gehörte, war bereits geleert, die Damen hatten auch wol schon mit dem Rest der ihrigen das Glas des Nachbars gefüllt; alsdann ließ der Hausfreund unbemerkt zwei Flaschen Bordeaux kommen mit so viel Gläsern als Gäste da waren und lud die Gesellschaft mit einigen verbindlichen Worten ein, insgesammt auf das Wol der Hausgenossen zu trinken. So etwas läßt sich nicht abschlagen, will man anders nicht für einen Bären oder Vandalen gelten, obwol der Kundige bereits im Hintergrund die logische Folge davon dämmern sieht. Die Höflichkeit des Hausfreundes verlangt nämlich eine Erwiederung, d. h. zwei neue Flaschen, wenn nicht

Digitized by Google

heute, so morgen, selbstverständlich nur von Seite der Herren, denn die Damen, auch hier wieder die Bevorzugten, trinken wol mit, sind aber nicht genöthigt, sich zu revanchiren. Auf diese Weise werden bei jeder Mahlzeit ein paar Bouteillen extra getrunken, wobei sich der Keller der Wirthin am besten steht, nicht aber die Monatsrechnung jedes einzelnen Gastes. Der Unterpräfect, der schon bei der Suppe sehr lebhaft nach allen Seiten hin geredet hatte, wurde nach und nach immer lauter und riß die ganze Converation an sich. Ein echter Pariser Schwadroneur, der Alles kannte und Alles wußte, und noch dazu besser als Andere, der über Alles Auskunft geben konnte und auch gab, selbst da, wo man sie gar nicht verlangte. War von einem neuen Theaterstück die Rede, so hatte er es nicht allein schon gesehen, sondern sogar der ersten Vorstellung beigewohnt und obendrein mit einem Billet, das ihm der Verfasser, sein intimer Freund, selbst gegeben. Mit der Spanierin sprach er über Madrid, mit den Engländerinnen über London, als wenn er in jenen Städten Jahre lang gelebt hätte, uns trank er von Weitem zu und rief dabei: „Auf Ihre Gesundheit, meine Herren", die einzigen Worte, wie er versicherte, die er von seinem deutschen Unterricht behalten habe. Der Wirthin gab er ein neues Recept zu einem farcirten Kohl, mit dem Hausfreund sprach er über mexikanische Obligationen und über den transatlantischen Telegraphen und reichte dann Cigarren umher, Crustadores und Milliflores, die ihm ein Adjutant des Prinzen Napoleon gestern in der italienischen Oper geschenkt hatte. Alles in einem Athem und ohne seiner Zunge auch nur die geringste Pause zum Ausruhen zu gönnen. Die Frauen fanden ihn übrigens sehr liebenswürdig, denn er war noch jung und von einnehmenden Manieren, auch erzählte er allerlei pikante Anecdoten von der Prinzeß Mathilde, von der Herzogin von Mouchy, ein bischen chronique scandaleuse, aber Alles fein zierlich und nett, wie es die leichte französische Sprache mit sich bringt, in der man die zweideutigsten Dinge noch immer auf eine Weise sagen kann, daß Jeder weiß, was man meint, aber doch im Grunde Niemand verletzt wird. Nur die alte gepuderte Dame drohte ihm manchmal mit dem Fächer und dann schlug er sich selbst auf den Mund und bat reuevoll um Verzeihung, um in der nächsten Minute wieder fortzufahren.

Der Nachtisch besteht in jeder pension de famille unveränderlich und unwiderruflich aus einem Stück Schweizerkäse, der nie eine Alpensenne gesehen hat, einigen Confitüren und den traditionellen Biscuits in hübsch aufgebauten Pyramiden, aber nur genau so viel Exemplare als Gäste, so daß der letzte Gast den letzten Kuchen nimmt und den Teller dazu, wenn er Lust hat.

Alsdann ist das eigentliche Diner zu Ende, denn der Kaffee, der nun erscheint, ist extra und wird nur auf besonderes Verlangen servirt. Wieder ein kleines Supplement auf der Monatsrechnung. Jetzt wagten sich auch die Cigarren an's Licht, eigentlich unberechtigt, aber stillschweigend tolerirt; die gepuderte Dame erhebt sich zuerst und knixt zum Speisesaal hinaus; die Engländerinnen machen Miene zu bleiben, als

Digitized by Google

aber die schwarze Spanierin eine eigenhändig gedrehte Cigarette anzündet, finden auch sie es zu shocking und empfehlen sich ebenfalls, obwol Max die Eine von ihnen, und zufällig die jüngste und hübscheste, inständigst zurückhält, um sie an ihr Versprechen zu erinnern, ihm englische Stunden zu geben. Gesegnete Mahlzeit! In Paris macht man eben schnell Bekanntschaft. Im anstoßenden Salon wird es mittlerweile lebendig: einige Herren und Damen sind angekommen, die Letzteren sind Freundinnen der Madame Masson, so daß die Tafel bald wieder besetzt ist. Blitzende Armbänder und goldene Halsketten und blitzende Augen, ob echt oder unecht, war schwer zu entscheiden .... ich benutzte die allgemeine Aufregung, um unbemerkt zu entschlüpfen und in's Kaffeehaus zu gehen, um die Abendzeitungen zu lesen. „Allzu intim muß man sich niemals in Paris machen, bevor man nicht seine Leute genau kennt", hatte mir meine alte Tante oft gesagt.

VI.

„Ich bin Ihnen wirklich ganz böse, cher Monsieur", redete mich ungefähr acht Tage später Madame Masson an, als ich ihr zufällig beim Nachhausekommen im Vorzimmer begegnete, „ja, ganz böse, und ich wollte es Ihnen schon immer sagen." Neugierig, aber mit gutem Gewissen, folgte ich ihr in den Salon, der in jener Nachmittagsstunde leer war. Nach einem wehmüthigen Blick auf das Bildniß des verstorbenen Gatten (das gehörte einmal dazu) nahm die Wittwe wieder die freundlich-böse Miene an und fuhr fort: „Es ist nämlich nicht hübsch von Ihnen, daß Sie uns so vernachlässigen; ich rede nicht von mir, denn ich bin eine alte Frau und habe keine Prätensionen mehr (ich machte eine abwehrende Handbewegung), wol aber von unseren jungen Damen, die doch gewiß liebenswürdig sind und die Sie zu fliehen scheinen. Sehen Sie dagegen Ihre Freunde: der Blonde (sie meinte Max) ist schon in großen Gnaden bei Mistreß Mary und hat schon die englischen Stunden angefangen .... Alles in Ehren, Monsieur!" rief die Wirthin heftig, als sie sah, daß ich nur mit Mühe das Lachen verbiß, „aber daß die jungen Leute einander auf honette Weise gefallen, ist doch gewiß keine Sünde" ... „Im Gegentheil, chère Madame", bemerkte ich keck — „alsdann der Herr Baron, der so hübsch Clavier spielt und so lustige Kartenkunststücke weiß; gestern Abend haben wir sogar getanzt und Punsch getrunken und die Spanierin hat ein Lied zur Guitarre gesungen wie eine Sängerin von der Großen Oper. Aber Sie sind nie zugegen; kaum ist der Nachtisch servirt, so eilen Sie davon, man möchte wirklich glauben, Sie seien ein Menschen- oder wenigstens ein Weiberfeind. Da haben Sie meinen Sermon und nun geben Sie mir die Hand, werden Sie mir nicht böse, aber versprechen Sie mir, sich zu bessern." — Ich ließ die schweren Vorwürfe ruhig über mich ergehen, deren letzter und schrecklichster, die Menschen- und Weiberfeindschaft, mich noch weniger als die übrigen traf; aber ich war kein Neuling in Paris und hatte meine Gründe, so und

Digitized by Google

nicht anders zu handeln. Diese Gründe konnte ich indeß der guten Wirthin nicht wol sagen und erwiderte deshalb möglichst unbefangen: „Sie beurtheilen mich zu streng, chère Madame; ich bliebe des Abends gern noch ein Stündchen, wie die Anderen, aber ich habe mancherlei Geschäfte (Madame Masson schüttelte ihre falschen Locken), auch spiele ich nicht Clavier und tanze nicht; ich trinke nicht einmal Punsch und habe auch nicht die Absicht, englische Sprachstunden zu nehmen.“ „O, das sind Spitzfindigkeiten, Monsieur“, fiel sie mir in's Wort, „und damit lasse ich mich nicht abfertigen.“ „Madame!“ rief ich mit erhöhter Stimme und spielte den Verletzten. „Ja wol, ja wol“, entgegnete sie, „und wenn Sie es nicht mit mir und uns Allen verderben wollen, so bessern Sie sich; und eh' ich's vergesse, gerade diesen Abend haben wir eine kleine Réunion, Ihr Wort also, daß Sie bleiben!“

Das Diner verlief wie gewöhnlich; es waren einige neue Gäste hinzugekommen, die aber nicht an der allgemeinen Unterhaltung Theil nahmen, so daß der Unterpräfect durch Niemanden in den Schatten gestellt wurde. Aber seine Freundschaft mit der schönen Spanierin mußte etwas erkaltet sein, sie behandelte ihn wenigstens sehr obenhin und plauderte mit dem Baron, der sich ihr um zwei Plätze genähert hatte. Max saß natürlich an der Seite seiner Lehrerin und schien bereits erfreuliche Fortschritte gemacht zu haben, denn er rief verschiedene Male sehr lebhaft: „I assure you! I assure you!‘ aber was er versicherte, konnte ich nicht vernehmen. Der Doctor sprach angelegentlich mit den beiden anderen Albionstöchtern, halb deutsch, halb französisch, vielleicht auch über Sprachunterricht. So blieb mir nur die alte gepuderte Dame, die mich nach Wien fragte, wo ich leider nicht gewesen war, was ich mich aber wol hütete zu gestehen. Ich hatte schon von dem Unterpräfecten profitirt. Ein knallender Champagnerpfropfen (eine Galanterie von Max, die aber noch zwei andere Pfropfen mit den dazu gehörenden Flaschen nach sich zog, von denen ich die eine später zu meinem nicht geringen Erstaunen auf meiner Monatsrechnung fand) unterbrach mich in einer sehr vagen Beschreibung des Praters und Augartens. Der Knall hatte meine bejahrte Nachbarin erschreckt; sie nahm aber doch ein Spitzglas des Schaumweins und flüsterte mir zu: „Unsere Nachbarn sind lustig und guter Dinge; gestern haben sie sogar getanzt. Nun, nun, Jugend hat keine Tugend.“ Dann griff sie nach Fächer und Riechfläschchen, erhob sich, knixte, knixte und verschwand. „Es ist kein Unglück, daß sie sich zurückzieht“, sagte mir Madame Masson, die nun meine linke Nachbarin geworden war, „sie ist keine Freundin von Scherz und Vergnügen, aber sie ist auch sehr alt, obwol respectabel, durchaus respectabel.“ Respectabel, durchaus respectabel war stets das dritte Wort unserer Wirthin, wenn sie von ihren Pensionairinnen sprach. Der Baron zerlegte eine große Torte, die er hatte kommen lassen, um die Gesellschaft zu regaliren; er bot der Spanierin das erste Stück, und ich schämte mich fast, so mit leeren Händen dazusitzen und versteckte meine Verlegenheit, indem ich tapfer von der Torte aß und sie sehr lobte. Beim Kaffee

Digitized by Google

erschien auch diesmal wieder Herren- und Damenbesuch, und die Liqueurflaschen wanderten von Hand zu Hand, eine Sitte, an die ich mich auch nie habe gewöhnen können. Dies war der Moment, wo ich aufzubrechen pflegte, aber heute hatte ich ja mein Wort gegeben zu bleiben.

„Wie wär's, wenn wir ein Spielchen machten", sagte plötzlich der Unterpräfect, als eine zufällige Pause entstand, „was meinen Sie, meine Herrschaften, einen unschuldigen kleinen Landsknecht?"

„Um Gotteswillen, Herr Graf", rief Madame Masson, „was reden Sie da? Ein Hazardspiel in meinem Hause; kennen Sie denn nicht die Gesetze?"

„Gewiß kenne ich die Gesetze", entgegnete der Graf lachend, „aber hoffentlich ist kein Verräther unter uns" (dabei sah er stolz im Kreise umher, wie etwa Fiesco seine Mitverschworenen gemustert haben mag), „und weshalb hätte man denn die Hazardspiele erfunden, wenn man sie nicht spielen wollte?"

Die Wirthin wurde, mit Hülfe dieser Unterpräfecten-Logik, lachend und lärmend überstimmt. „Wir bezahlen das Kartengeld!" riefen mehrere Herren und warfen einige Zweifrankenstücke auf einen Teller (der gewöhnliche Tribut in allen Pensionen, wenn Abends nach Tische eine kleine Bank aufgelegt wird) und Madame Masson gab widerstrebend nach, d. h. sie spielte ihre Rolle sehr gut.

Charles hatte mittlerweile das Tischtuch mit Allem, was darauf war, fortgenommen, alsdann einen grünen Teppich auf die Tafel gelegt mit einer Wachstuchplatte für den Banquier, den Karten- und Markenkasten gebracht (man sah, das Haus war für ein „improvisirtes Spielchen" vortrefflich eingerichtet), auch nachgesehen, ob die Fensterläden nach der Straße hin gut geschlossen waren. Für die Hausthür sorgte die Köchin; denn der Leser muß wissen, daß die Hazardspiele in allen öffentlichen Localen von Paris streng verboten sind, und daß die Polizei namentlich ein scharfes Auge auf die Familienpensionen und ähnlichen Etablissements richtet, eben weil dieselben zu den halb öffentlichen und halb privaten gehören.

Der Graf mischte die Karten und hielt die Bank, die weißen Marken galten zwei Sous, die rothen zehn, die blauen einen Franken; — darauf allgemeine Stille, die nur von dem einförmigen „gagné, perdu, gagné, perdu" unterbrochen wurde. Bald wurde aber die Gesellschaft lebendig, vorzüglich wenn ein hoher Satz zu halten war, an welchem sich Mehrere betheiligten. Auch Compagniegeschäfte etablirten sich: der Baron mit der Spanierin, Max mit seinem weiblichen Professor, der Hausfreund mit der Wirthin, die aber „aus Princip" selbst nicht mitspielte. Nach einer halben Stunde, während welcher schon manches Zwei- und Fünffrankenstück und mancher halbe und ganze Louisd'or hin- und hergewandert waren (die Marken hatte man den Damen überlassen), riefen mehrere Gäste nach der Roulette, die amüsanter und abwechselnder sei als das monotone Landsknecht, und Charles brachte sofort den verhängnißvollen, elegant polirten Kasten mit der Drehscheibe und der Glücks-

Digitized by Google

kugel. Jetzt machte der Hausfreund den Banquier und legte zu dem Ende einen ganz anständigen Haufen Gold- und Silbermünzen vor sich hin. „Faites vos jeux Messieurs!“ schnarrte er wie ein echter Croupier, drehte den Metallknopf und schnellte alsdann die Kugel — nun wurde hastig gesetzt, rouge oder noir, pair oder impair, passe oder manque — „rien ne va plus!“ hieß es dann und Alles wartete fast athemlos die ewig lange Minute, bis endlich die Kugel fiel und die Scheibe stand .... Der Banquier rief das Resultat, zog mit der schrecklichen Harke an, was verloren war, warf rechts und links die Gewinne fort, schnarrte dann wieder sein „faites vos jeux, Messieurs!“ und so fort, ganz wie in Baden oder Homburg, en miniature. „Eine wirkliche Spielhölle“, raunte ich Max zu, „wer hätte das gedacht!“ Doch er hörte mich nicht, er pointirte auf Roth, immer auf Roth, die Farbe der Liebe, und fluchte, aber leise und auf deutsch, wenn Schwarz kam. Max war ein Fatalist. —

Auf einmal .... aber leider weiß ich es jetzt nicht zu machen, um dem Leser den Schrecken einzujagen, der uns plötzlich packte, denn wenn man es so ruhig liest, hat es natürlich nicht den Effect, den es auf uns hervorbrachte .... kurz und gut, auf einmal stürzt Charles angstvoll und bleich in den Saal und fällt fast auf die Wirthin mit den Worten: „Madame, un officier avec deux gendarmes!“ Eine Bombe, die durch den Plafond geschlagen und auf der Rouletteſcheibe geplatzt wäre, hätte kein größeres Entsetzen anrichten können. Bei dem einen Wort „gendarmes“ sprang alle Welt in die Höhe und gerieth in unbeschreiblichen Aufruhr. Madame Masſon riskirte eine Ohnmacht und fiel sanft in die Arme des Hausfreundes, in einer ähnlichen Stellung hielt Max seine zitternde Miß und streichelte besorgt ihr blondes Lockenköpfchen (in solchen schrecklichen Momenten ist Alles erlaubt), die Spanierin stand aufrecht und furchtlos da und behauptete später stolz, sie habe nicht einmal ihre Cigarette ausgehen lassen, der Unterpräfect, der Hasenfuß! flüchtete sich in das Schlafzimmer der Wirthin, das für alle männlichen Hausbewohner ein unbetretenes Heiligthum war; eine andere Dame warf mit seltener Geistesgegenwart ihren buntcarrirten Shawl über die Roulette, ich selbst hatte schnell meine paar Franken eingesteckt und sah mit männlicher Fassung (ich muß mir durchaus dies ehrende Zeugniß geben) der nächsten Minute entgegen, erkannte aber auch zugleich deutlich im Hintergrunde des Salons die Uniformen, da .... o Glück und Erlösung! tönte uns ein schallendes Gelächter entgegen und der dicke Commandant von der Gendarmeriebrigade unseres Stadtviertels, den ich bereits von Ansehen kannte, stolperte in den Saal hinein. Als ein alter Freund des Hauses und speciell der Wirthin und als ein Table'hôtegast vom vorigen Winter, war sein erster Weg, nach seiner Ankunft von einer Inspectionstour im Departement, in's Masſon'sche Hôtel gewesen; zwei Ordonnanzen hatten ihm seinen Koffer nachgetragen, denn er wollte ein paar Wochen bei uns wohnen. So prosaisch und einfach endigte der furchtbare Cataclysmus, Alles kam wieder zur Besinnung und Ruhe, und auch der

Digitized by Google

Unterpräfect kam unter lautem Pereat wieder aus seinem Versteck hervor. „Aber Sie haben uns einen ungeheuren Schrecken gemacht, Commandant", sagte endlich und noch unter Thränen lächelnd, Madame Masson. „Daran ist nur Ihr neuer einfältiger Kellner Schuld", entgegnete der Commandant, „dem ich zurief, mich anzumelden, der aber wie besessen fortrannte, sowie er mich gewahr wurde. Doch zehntausendmal Pardon, ich habe Sie im Spiel gestört, wie es scheint, vermuthlich Ihre gewöhnliche kleine Kartenlotterie." Der carrirte Shawl lag glücklicherweise noch über dem Corpus delicti. „Sie sind immer der alte Spötter und Spaßmacher", sagte Madame Masson, die jetzt ihr huldvolles Lächeln ganz wiedergewonnen hatte, und führte den schlimmen Gast in den Salon zurück, um die nöthigen Befehle zu seiner Installation, uns aber zugleich Gelegenheit zu geben, die letzten Spuren der verpönten Abendunterhaltung zu entfernen. Nachdem dies geschehen war, brachte Charles auf Geheiß des Hausfreundes eine mit zahlreichen Gläsern garnirte Punschbowle, denn die Ankunft des Commandanten mußte trotz der späten Stunde noch gebührend gefeiert werden ....

Wie kam es nur, dachte ich bei mir selbst, als ich in mein Zimmer hinaufging, daß der Commandant mit seinen zwei Ordonnanzen unbemerkt in's Hôtel gelangen konnte, da die Hausthür ja von der Köchin bewacht war. Charles löste mir am nächsten Morgen diese Frage, und zwar ebenfalls sehr einfach, wenn auch nicht gerade prosaisch, denn jede Herzensangelegenheit hat etwas Poetisches. Die Köchin hatte nämlich mit ihrem „Cousin" ein kleines Rendezvous im Hausflur und deshalb die Thür offen und unbewacht gelassen. In Paris hat jede Köchin einen solchen „Cousin" ...., aber respectabel, durchaus respectabel — hony soit qui mal y pense. —

VII.

Schon wieder schlimme Geschichten mit neuen Sorgen und Nöthen, und diesmal kein bloßer Schreckschuß, der mit einer Punschgesellschaft endigte, wie bei der Ankunft des lustigen Commandanten, sondern die wirkliche peinliche Realität voll Aerger und Verdruß und, was hier die Hauptsache war, voll Geldverlust.

Wenige Tage nach dem ebengeschilderten Roulette-Abend kam früh Morgens Madame Masson hastig auf mein Zimmer, fiel in den ersten besten Lehnstuhl und weinte. Sie hatte eine nur sehr flüchtige Toilette gemacht, für eine Pariserin der Beweis höchster Aufregung, auch ihre falschen Locken anzulegen vergessen; sie trug ein kleines Spitzenhäubchen à la Maintenon, was ihr indeß ganz gut stand. Doch es war keine Zeit zu galanten Bemerkungen, denn die Sache, um die es sich handelte, war viel zu ernst und mit zwei Worten diese: der Unterpräfect war auf und davon gegangen, verduftet, durchgebrannt, kurz verschwunden. Seine wenigen Effecten mußte er schon vorher heimlich fortgeschafft haben, in seinem Zimmer hatte sich wenigstens nichts weiter gefunden als ein fast

Digitized by Google

leerer Koffer, ein alter Hut — Alles zusammen keine zwanzig Franken an Werth, und seine Hausrechnung betrug weit über vierhundert. In einem zurückgelassenen Billet an die Wirthin schützte er eine dringliche Reise vor von acht, höchstens vierzehn Tagen, und nach seiner Rückkehr werde er Alles reguliren. Das gewöhnliche Verfahren der Schwindler, an denen die Weltstadt so überreich ist! —

Aber (ein Unglück kommt auch in Paris nie allein) das war nur die erste Hälfte des Malheurs und die zweite Hälfte war vielleicht noch schlimmer. „Die Spanierin", fuhr Madame Masson fort .... „Um Gotteswillen", rief ich, „sie ist doch nicht am Ende mit ihm durchgegangen?" .... „Ach nein, und das wäre mir ziemlich egal gewesen, denn sie hat ihren Monat vorausbezahlt; aber es ist eine falsche, intriguante Person. Hören Sie und urtheilen Sie selbst. Sie beabsichtigt, ein ähnliches Hôtel wie das meinige zu kaufen und auch eine pension de famille zu halten, noch dazu vis-à-vis von uns, Sie wissen, das große gelbe Haus, das zu vermiethen steht. Vorher ist sie aber zu mir gezogen, um meinen Hausstand genau kennen zu lernen und die ganze Art und Weise, wie ich mich eingerichtet habe, und nicht das allein, sondern auch, um mir meine Pensionaire abspenstig zu machen"; .... ich hob wie zum feierlichen Protest die Rechte in die Höhe .... „nicht Sie, cher Monsieur, denn Sie sind ein Mann von Grundsätzen und haben einen nobeln Charakter" .... „merci, Madame, merci!" .... „aber andere Herren, die ich nicht nennen will" (sie meinte den Baron) „und gestehen Sie, ist das nicht schlecht und unredlich gehandelt?"

Ich antwortete möglichst beschwichtigend, obwol auch mir bereits verschiedene Aeußerungen über das Project der schönen Spanierin zu Ohren gekommen waren, auf die ich natürlich weiter kein Gewicht gelegt. Madame Masson empfahl sich, noch immer tiefgebeugt, aber doch insofern getröstet, als sie ihrem gepreßten Herzen Luft gemacht hatte, und erst beim Fortgehen entschuldigte sie sich wiederholt, mich in so mangelhafter Toilette belästigt zu haben. Noth kennt kein Gebot.

Abends bei Tische kam natürlich die Rede auf den „abwesenden" Unterpräfecten und die pikanten Commentare blieben nicht aus. Am zufriedensten, den Schmerz über den Geldverlust seiner Freundin abgerechnet, schien der Hausfreund, der sich nun nicht mehr durch den glänzenden Rivalen verdunkelt sah und sich so liebenswürdig zu sein bemühte, wie nur möglich. Die schöne Spanierin war heiter und unbefangen wie immer, und als auch sie um ihre Meinung gefragt wurde, sagte sie, sie habe dem Grafen nur einen Vorwurf zu machen, sich nämlich bei der neulichen Gendarmenkatastrophe geflüchtet zu haben, das sei Feigheit und von einem feigen Manne könne man alles Schlechte erwarten. Eine echte Andalusierin! Alle Herren stimmten ihr bei, und wenn ich die Aufmerksamkeiten des Commandanten, der ihr zur Rechten saß und links diejenigen des Barons beobachtete, so konnte ich, das Project jener spanischen Hôtel- und Pensions-Concurrenz einmal angenommen, die Befürchtungen der Madame Masson nur theilen.

Digitized by Google

Beim zweiten Gange erschien — o Ironie des Schicksals — ein farcirter Kohl, den die Köchin getreu nach dem Recept des Unterpräfecten bereitet hatte. Es thut mir leid, aber die Wahrheit über Alles: wir fanden ihn vortrefflich und waren rücksichtslos genug, dies offen zu gestehen; auch blieb davon nichts in der Schüssel. Unsere Wirthin freilich wies das Gericht mit Abscheu zurück, wie wenn es gebratene Nattern gewesen wären.

VIII.

Es stand aber entschieden ein Unglücksstern über unserem Hause; denn kaum waren die oben geschilderten Ereignisse etwas in Vergessenheit gerathen, als ein neues Unwetter aufzog, das noch dazu diesmal nicht durch einen zweideutigen Unterpräfecten, sondern durch den wolbestallten Seine-Präfecten selbst, den allmächtigen „Stadtkaiser", den großen Haußmann, herbeigeführt wurde. Die Sache verhielt sich so: dicht neben unserem Hôtel hatte man zu beiden Seiten während des Sommers einen Neubau begonnen, der jetzt bis zum Entresol vorgeschritten war. An sich eine so alltägliche und gewöhnliche Sache, daß ich es nicht der Mühe werth hielt, davon zu sprechen, denn es entstehen ja in Paris seit dem zweiten Kaiserreich jährlich mehrere Tausend neue Häuser. Plötzlich stellte es sich aber heraus, daß das verhältnißmäßig nur kleine und schon etwas baufällige Masson'sche Hôtel durch die beiden gewaltigen Nachbarn ernstlich bedroht war; Architekten kamen und untersuchten die Mauern, Ingenieure kamen und machten allerlei Messungen, Madame Masson ging unterdessen besorgt Trepp' auf Trepp' ab, schloß alle Räume auf vom Boden bis zum Keller, und der endliche Ausspruch der Sachverständigen lautete dahin, daß das alte Haus den beiden neuen Häusern weichen, d. h. demolirt werden müsse. Der Demolition geht in solchem Falle die Expropriation voran, die aber, da unsere Wirthin das Hôtel nur gemiethet hatte, nicht ihr, sondern dem Eigenthümer zu Gute kam. Kein besseres Geschäft seit der Periode der großen Neubauten, sagt ein Pariser Volkswort, als ein expropriirter Propriétaire. Madame Masson war indeß, da ihr Miethscontract noch drei Jahre zu laufen hatte, zur Forderung einer Entschädigungssumme berechtigt, die beziehungsweise sehr bedeutend ausfallen konnte, wenn es ihr nämlich gelang, den durch die Demolition ihr zugefügten materiellen Schaden so hoch wie möglich anzugeben und zu beweisen. Zu dem Ende wurden wir sämmtlichen Pensionaire in's Vertrauen gezogen, um eine Erklärung zu unterzeichnen, in welcher wir zunächst unsere volle Zufriedenheit mit der Pension bezeugten und die Versicherung hinzufügten, daß wir beabsichtigt hätten, dort Jahr und Tag zu bleiben. „Warum nicht lieber sagen: dort unser Leben zu beschließen", bemerkte Max mit einem zärtlichen Seitenblick auf seine Professorin und setzte, so gut wie der Baron, seinen Namen mit unter die Schrift, obwol Beide nur Tabled'hôtegäste waren. Mit diesem Document versehen, reichte Madame Masson ihre Supplik

beim Stadtrath ein, und wenn sie nur gut befürwortet wurde (was der Hausfreund zu besorgen versprach), war ein günstiges Resultat zu hoffen, so daß sich der Unglücksstern, wie ich ihn oben nannte, am Ende noch in einen Glücksstern verwandeln konnte.

Es ist vielleicht unvorsichtig von mir, diese kleine Intrigue so dreist in die Welt hinauszuschreiben, noch dazu im „Salon", der in viele tausend seines Gleichen geht; bevor sie indeß in denjenigen des Seinepräfecten gelangt, hat es gute Zeit, denn Herr Haußmann hat sich von jeher, wie Franz Moor, „nie mit Kleinigkeiten abgegeben." Er, der seit Jahren mit Milliarden rechnet und seine Millionen zählt, wie wir anderen ehrlichen Leute unsere Franken, hätte viel zu thun, wenn er sich um jede Supplik bekümmern, oder sie gar controliren wollte, und die Expropriationsjury ist im Ganzen ziemlich generös; es geht ja auch nicht aus ihrer Tasche. Wenn also Madame Masson vierzig- oder fünfzigtausend Franken Entschädigung erhält, so soll es uns gar nicht wundern, aber desto mehr freuen.

Wir Pensionaire hatten uns aber nun, trotz aller Freundschaft für unsere Wirthin, nach einem anderen Quartier umzusehen, denn die Demolitionen gehen schnell in Paris, und da richteten sich unsere Augen und Gedanken unwillkürlich auf die schöne Spanierin, die wirklich das bewußte gelbe Haus vis-à-vis gemiethet hatte. Der Umzug wäre noch dazu ein sehr kurzer und leichter gewesen: nur ein Hinüberspazieren auf die andere Seite der Straße. Wie aber der guten Madame Masson beikommen, der ein solcher Abfall von ihrer Fahne und eine Desertion in das Lager der Rivalin schweren Kummer bereiten mußte? Und siehe da, während wir uns noch den Kopf ängstlich nach einem diplomatischen Auswege zerbrachen, kam die Lösung ganz einfach und zwar durch die beiden Damen selbst, die plötzlich den Entschluß gefaßt hatten, in Compagnie zu treten und zusammen eine neue Familienpension zu eröffnen. Die Präliminarien, welche dieser Fusion vorangegangen waren, blieben uns natürlich unbekannt, wir erfuhren nur eines schönen Tages das Resultat, und zwar beim Nachtisch und in Begleitung einer Flasche Champagner, die aber diesmal Madame Masson selbst spendirte.

So bleibt uns die freundliche Aussicht, jetzt, wo wir den Leser verlassen, ihn vielleicht später einzuladen, die Bekanntschaft vis-à-vis fortzusetzen.

Digitized by Google

Karl von Holtei.

Nach einer Photographie von Rob. Weigelt.

Digitized by Google

Karl von Holtei.

Von **Feodor Wehl.**

Karl von Holtei ist ein literarisches Original, das sich um die Regeln der Kunst wenig gekümmert hat und so zu sagen querfeldein seine eigenen Wege gegangen ist. Der Erziehung, der Ausbildung und dem Studium verdankt er ohne Zweifel wenig; Alles seiner natürlichen Begabung, der raschen Eingebung und Inspiration.

Um dies zu erkennen, muß man Holtei's Werk, „Vierzig Jahre" lesen, eine Schrift, die, wenn sie auch nicht mit Rousseau's „Bekenntnissen" zu vergleichen ist, doch von außerordentlicher Bedeutung und großem Interesse erscheint, weil sie uns ein Menschendaheim in einer so offenherzigen Detailvorstellung giebt, wie sie unsere Zeit kaum noch einmal kennt. Holtei's „Vierzig Jahre" sind eine entschleierte Existenz, eine Existenz, die uns in alle Abgründe und auf alle Höhen der modernen Menschennatur hinab und hinaufführt. Es thut Holtei's Confessionen einigen Abbruch, daß sie sich hauptsächlich auf theatralische Verhältnisse und Personen beziehen, wodurch dieselben für gewisse Leute von vornherein etwas Frivoles und allzu Weltliches erhalten. Leicht vergißt man darüber, daß dies für den tiefer Sehenden nur etwas Aeußerliches, nur die Schale ist und daß darunter ein Kern von echter und voller Menschlichkeit verborgen liegt. So viel wenigstens steht fest, daß jeder Künstler und Schriftsteller aus der ersten Hälfte unseres Säculums sich einigermaßen in Holtei's Memoiren wiederfinden wird.

Es ist Gutzkow, der in seinem Buch „Aus der Knabenzeit" sehr bedeutsam zu verstehen giebt, daß sich gewöhnlich aus dem Heer der sich selbst überlassenen, in der Erziehung und Pflege vernachlässigten Kinder das Corps der Dichter, der Musiker, Maler und kurz jener Gilde ergänze, die man in Frankreich mit der Bennenung Bohême bezeichnet, weil diese Kinder mehr als andere in Vereinsamung, in der Einbildung und Phantasie zu leben angewiesen sind.

Holtei ist ein Beleg dafür. Kurz vor dem Beginn unseres Jahrhunderts in Schlesien geboren, bleibt er als Kind vorzugsweise weiblichen Händen überlassen. Seine Mutter starb, als sie ihm das Leben gab; sein Vater, ein Husaren-Officier, „wußte nicht, was er mit einem schreienden Knaben beginnen sollte" und überließ ihn Anverwandten die ihn adoptirten. Unter diesen wuchs er auf und wie, das belegt am Besten sein Ausruf: „O Gott, Ihr preiset die Tage Eurer Kindheit Eurer Jugend, den goldenen Frieden Eurer Heimat! Die Liebe zu Euren Eltern! Ihr Glücklichen! Wohl Euch, die Ihr Eltern, Heimat, Kindheit und Jugend hattet! Meine Kindheit war ein Fegefeuer und

Digitized by Google

meine Jugend eine Hölle!" Mit geistiger Empfänglichkeit, Auffassungssinn, vortrefflichem Gedächtniß und anderen glücklichen Naturgaben ausgestattet, blieben sein Wissen lückenhaft, seine Kenntnisse ohne soliden Grund. Zwischen Frauen und seltsamen Käuzen aller Art aufgeschossen, hatte sein Geist sich früh den Musen zugewendet und auf deren Gebiet, bezeichnend für Holtei's spätere literarische Wirksamkeit, hauptsächlich Schiller und Kotzebue gepflegt. „Um diese Beiden drehte sich meine poetische Begeisterung", schreibt er selbst und zwischen ihnen, kann man sagen, hat sein Talent auch beständig her- und hingeschwankt. Er selbst hatte sich zum Schauspieler bestimmt gemeint und als seine Familie in lächerlichem Dünkel sich der Wahl dieses Berufes widersetzte, wollte er studiren und Geistlicher, zuletzt aber Landwirth werden. Zwischen allem Diesen spielt seine erste Liebe, die einer Schauspielerin Natalie, einer Geliebten Karl Töpfer's galt, der damals noch als Guitarrenspieler und Mime in Deutschland umherzog. Holtei hatte mit Töpfer in Breslau Bekanntschaft angeknüpft und als Letzterer die Stadt verließ, Natalien gleichsam als Vermächtniß erhalten.

Die Liebe Holtei's zu Natalie ist ein reizendes und rührendes Capitel zugleich. Die Scenen, die Holtei selbst uns schildert, enthüllen eine naive Unkenntniß des Lebens und eine Unschuld, wie sie bei jungen Männern nicht allzuhäufig gefunden wird. Beides hat Holtei sich lange bewahrt; selbst über sein kurzes Soldatenleben hinaus, das er durchmachte, als Napoleon von Elba wiederkehrte. Freilich kam er auch nicht als Marschall, sondern mehr als je mit dem Entschlusse daraus zurück: sich der Bühne zu widmen, denn er war „im Felde" mit dem Kunstredner und Dichter Theodor von Sydow zusammengetroffen, dessen poetische und declamatorischen Erfolge ihn ganz und gar wieder mit der alten Lust zum Theater erfüllten. Von Karl Seydelmann, dem damals jungen Schauspieler, nach Grafenort bei Glatz zu dem Reichsgrafen zu Herberstein verwiesen, der ein Privattheater hielt, eröffnete er hier seine Künstlerlaufbahn, mit der es ihm Anfangs wenig glücken wollte, die ihm später aber doch günstige Aussichten zu eröffnen schien, namentlich nachdem er hier seine erste Frau, die reizende Schauspielerin Luise Roger hatte kennen lernen. Er folgte ihr nach Berlin, aber da er sich in dem großstädtischen Kunstgetriebe dieser Residenz doch sehr klein vorkam und erkannte, daß es ihm kaum gelingen würde, sich und seiner Geliebten eine passende Stellung zu erwerben, so verzichtete er rasch auf seine angebetete Freundin sowol als auf die Bretter und kehrte nach Breslau zurück, fest entschlossen, sich von nun an mehr der Literatur und Wissenschaft zu widmen.

Er begann die Universität zu besuchen, aber doch, wie er selbst sagt, ohne je „rechter Student" zu werden. Auch dauerte sein Gelehrten-Paroxismus nicht lange, denn mitten im Studium fällt es ihm plötzlich ein, wieder die Landwirthschaft zu ergreifen, und zwar lediglich weil er meint, als solcher mehr als in jedem andern Berufszweige der Poesie sich widmen zu können. Allein auch dieser Anschauung bleibt er nicht

Digitized by Google

treu, denn ehe wir es uns versehen, finden wir ihn wieder in Breslau und nachdem er sich dort bei Gelegenheit eines Gastspieles mit Louise Roger ausgesöhnt, bis über die Ohren in Theaterinteressen vertieft. Er schreibt Prologe, Gelegenheitsstücke, Possen und spielt. Bald darauf beginnt sein schauspielerisches Wanderleben, ein Wanderleben voll Abenteuer und Lust, aber auch voll Noth und Demüthigung aller Art.

Im Jahre 1821 heirathete er Louise Roger, mit der er zuerst am Stadttheater in Breslau engagirt wird, sie als jugendliche Liebhaberin, er als ein Stückchen Theatersecretair und Dramaturg.

Nach zwei Jahren löste sich der Breslauer Contract in Folge von allerlei Cabalen und Zurücksetzungen auf und zwei Kinder in guter Obhut zurücklassend, begab man sich auf eine längere Kunstreise, während derer man in Prag, in Wien, in Berlin, Hamburg und anderen Orten spielte. Später fand Frau von Holtei wieder ein Engagement am Hoftheater zu Berlin, wohin das Paar nun übersiedelte und wo Holtei selbst, von dem Ehrgeiz getrieben, etwas mehr als der Mann seiner Frau zu sein, anfing strebsamer und ernster sich der Bühnenschriftstellerei zu widmen. Seine ersten glücklichen Singspiele und Lustspiele sind hier geschaffen; daneben bildete er sich zum Vorleser aus. Ehe Beides freilich noch recht geschehen, traf ihn ein harter Schlag durch den Tod seiner Louise, die er am 28. Januar 1825 verlor.

Einer Epoche der Trauer und des Schmerzes folgt ein Rausch von wilder Lebenslust. Holtei hatte in seiner Jugend zu wenig ausgetobt und dann zu früh geheirathet. Nun holt er, wie er selber eingesteht, das Versäumte mehr als nöthig nach. Doch nachdem dies geschehen, sammelt er sich zu neuer und mehr denn je gehobener Thätigkeit. Er tritt als Dramaturg und Theaterdichter zum königstädter Theater über, schrieb einige seiner beliebtesten Stücke, darunter den „Alten Feldherrn" und begann, sich zum Vorleser auszubilden.

Holtei las vorzüglich, mit echt dramatischer Lebendigkeit, mit einem Fond großer Wahrheit und tiefer Empfindung. Er wußte, wie selten Jemand, zu ergreifen. In ernsten und tragischen Sachen wirkte sein biegsames, sonores, ausdrucksvolles Organ wahrhaft hinreißend und erschütternd; in komischen unterstützte ihn ein eigener, angeborener Humor auf die glücklichste Weise.

Wir haben ihn oft lesen hören und bewahren in unserem Gedächtniß uns unvergeßliche Genüsse.

Was nun seine Stücke betrifft, so kann man sie tadeln, aber Niemand wird sagen können, daß sie ohne Eindruck auf ihn geblieben. Indem man sie herunterkanzelt, ihnen ihre Verstöße, ihre Fehler nachrechnet, lacht man oder weint man zugleich mit ihnen. Es liegt trotz Allem und Allem ein göttlicher Hauch des Genies in ihnen, dessen sie keine, auch die rigoroseste Kritik nicht wird entkleiden können. Die Kritik mag sie darum auch immerhin verurtheilen, die Verurtheilung wird nie vollzogen werden. Mit wie viel Anklagen und ästhetischer Schuld man sie auch überschütten und belasten will, doch werden sie der Mehrzahl nach lieb-

linge der Nation verbleiben. Man denke nur an „Lenore", an „Der alte Feldherr", „Wiener in Berlin", „Lorbeerbaum und Bettelstab", „Wiener in Paris", „Hans Jürge", „Ein Achtel vom großem Loose", „Drei und dreißig Minuten in Grünberg", „Die weiblichen Drillinge", „Shakespeare in der Heimat" u. s. w.

Wie impulsiv, warm aus dem Herzen quellend sind alle diese Dramen! Es ist eine Art von poetischem Naturlaut darin, besonders in seinen Liedern, von denen er viele selbst in Musik gesetzt, und welche eine entschiedene Volksthümlichkeit erlangt haben. Das berühmte Mantellied „Schier dreißig Jahre bist du alt", „Fordre Niemand mein Schicksal zu hören", „Denkst Du daran, mein tapferer Lagienka" und „Ich klag's Euch, ihr Blumen, ihr plaudert's nicht aus" z. B. waren und sind noch jetzt ein Eigenthum des Volkes, in dessen Munde sie wol kaum jemals aussterben werden. Oft genug hat sie der Autor selbst in stiller Nacht aus Straßen und Hütten her sich entgegentönen hören. Sogar in Paris schollen sie ihm von den Lippen deutscher Handwerksburschen entgegen.

Nach Paris zog er nämlich, nachdem seine Stellung am Königstädter Theater wieder unhaltbar geworden. Holtei sollte einmal eine bleibende Stätte und einen dauernden Wirkungskreis nicht finden, das Schicksal hatte ihn zum künstlerischen Vagabundenthum bestimmt, das in Deutschland auch Niemand besser dargestellt und geschildert hatte wie er.

In Paris lernte er Lafayette, Humboldt, Benjamin Constant, den Maler Gérard, den Componisten Boyeldieu, Scribe, Rossini und viele andere Personen von Bedeutung kennen.

Nach Berlin zurückgekehrt, fing er wieder dramatisch und journalistisch zu schriftstellern an, reiste dazwischen nach Weimar um dort zu lesen und im Goethe'schen Hause sich's wohl sein zu lassen. Einige der hübschesten Anecdoten aus jener unvergeßlichen Zeit hat er in den Blättern des „Salon" erzählt; wer hätte sie lesen können, ohne gerührt zu sein?

Nach vielfachem neuem Herumziehen, heirathete er zum zweiten Mal eine Schauspielerin, Julie Holzbecher, mit der er zuerst in Berlin blieb, dann nach Darmstadt übersiedelte und später, als er und seine Gattin sich dort nicht heimisch machen konnten, auf's Neue darstellend die Welt durchzog.

Zu einer Zeit, wo es ihm damit nicht besonders glücken wollte, faßte er den Entschluß, sich „einen Platz als Souffleur und Rollenschreiber bei einer Bühne" zu suchen. Bald aber verflog diese Anwandlung sentimentaler Verzweiflung und nach glücklichen Gastspielen in Brünn, Wien, Dresden, Berlin sah er sich endlich zum Director des Theaters in Riga und Mitau berufen.*)

Das war im Ganzen eine sehr glückliche Periode für ihn, leider aber endigte sie mit dem Tode seiner Frau. Nach diesem hielt er es in

*) Auch aus dieser Zeit wird der „Salon" demnächst einige höchst interessante Skizzen Holtei's veröffentlichen.

Digitized by Google

Riga nicht mehr aus und nachdem er eine kurze Zeit den unseligen Einfall hatte, sich zum Gesellschafter des Grafen Herberstein in Grafenort machen zu lassen, fing sein Wanderleben wieder an. Durch ganz Deutschland ist er hin und her gezogen, zuletzt aber lediglich nur als Vorleser.

In dieser Epoche lernte Holtei den Schreiber dieser Zeilen kennen, der damals in Berlin eben anfing sich die literarischen Sporen zu verdienen. Ein paar Gedichtchen und Novelletchen waren von ihm gedruckt erschienen, da sprach eines Abends im berliner Schauspielhause im Parterre, das damals noch alle literarischen Größen sah, Holtei ihn als Landsmann an. Von der gewinnenden Güte und Freundlichkeit, welche Karl von Holtei gegen junge Anfänger eigen ist, hat Niemand einen Begriff, der sie nicht selbst erfahren. Der Blick seiner Augen, der Ton seiner Stimme haben etwas wunderbar Erwärmendes. Man liebt ihn mit dem ersten Drucke der Hand.

Wie viel gute, glückliche Stunden hat der Verfasser dieser Skizze mit Freund Holtei verlebt, und da dieser in seinen Denkwürdigkeiten derjenigen auf der Citadelle Madgeburg selbst erwähnt, so sei besonders ihrer gedacht.

Ein kleines dramatisches Gedicht, „Der Teufel in Berlin", das, wie auch Holtei angiebt, sehr unschuldiger Natur war, hatte seinen Autor in's Gefängniß gebracht. Der Letztere war von der prickelnden Strömung jener Tage der ersten vierziger Jahre erfaßt worden und hatte dieser in jenem kleinen Dramolet Ausdruck gegeben. Damals genügte so etwas, um für gefährlich, für „subversiv" zu gelten und Festungshaft darauf zu setzen.

Diese Festungshaft, später durch Verbannung aus Berlin verschärft, wurde ehrlich ausgehalten, aber auch durch angenehme Besuche versüßt. Frau von Bacherach (Therese), Theodor Mundt, L. Mühlbach, Gustav zu Putlitz so wie mancher andere Freund und manche andere Freundin berührten dem Gefangenen zu Liebe Magdeburg und erheiterten den Arrestanten durch ihre Gegenwart. Am Längsten und Liebreichsten aber that das Holtei, und die Liebenswürdigkeit, mit der er täglich, eine große Kuchenschachtel unter dem Arm, zum Kaffee auf die Citadelle hinauskam, um da durch heitere Laune, sprudelnde Einfälle und milden Trost einen gedrückten Geist zu erheben und neu zu beleben, soll ihm immerdar unvergessen bleiben. Ein weicheres und zugleich reicheres Gemüth, als Holtei es besitzt, giebt es nicht. Seine Schriften lassen es nur ahnen, zu ermessen vermag es jedoch einzig Der, der ihm im Leben persönlich nahegestanden. Sein Umgang hat etwas Bezauberndes, geradezu Hinreißendes. Selten hat wol auch ein Mensch so viel Freunde gehabt, wie Holtei. Er fand sie, wohin er kam; er hätte sie auch unter den Wilden gefunden, trotzdem oder vielleicht weil er niemals Menschenkenntniß besaß und leicht wie ein Kind zu täuschen war.

Dies zu belegen, sei eines heiteren Moments gedacht. Als wir Holtei einmal in Berlin besuchten (er wohnte damals in der Dorotheenstraße), fanden wir ihn einsilbig, düster gestimmt und traurig. Auf unser

Digitized by Google

Drängen erfuhren wir, daß eben ein Student von ihm gegangen, der in Noth und Elend und außer Stande weiter studiren zu können, sich das Leben nehmen wollte, wenn Holtei, zu dem er Vertrauen gefaßt, ihm nicht unter die Arme greife. Holtei hatte dem Aermsten bereits gegeben, was gerade zu seiner Verfügung stand; doch das schien ihm noch nicht genug. Er sann und calculirte darüber, wie dem Armen weiter zu helfen sei. Er arbeitete an einem ordentlichen Plane dafür und wollte deswegen nicht ausgehen. Endlich gelang es uns aber doch ihn zu bewegen, mit uns in die italienische Oper zu gehen, welche im Königstädter Theater Vorstellungen gab. Kaum dort mit uns in's Parquet getreten, sehen wir ihn wie einen Habicht zur Thür wieder hinausschießen. Besorgt und ängstlich folgen wir ihm und erblicken ihn, wie er im Vorraum eben auf einen jungen Mann zufährt, denselben packt und mit den Worten aus dem Hause wirft „Was, Du Kanaille! Mir fabelst Du Trauer über den Verlust der Eltern, Jammer, Verzweiflung und Hungertod vor und jetzt läufst Du für mein Geld in die Komödie und frißt Bonbons!" Der junge Mann war nämlich der Student, den Holtei vom Verderben retten wollte und den er hier im Parterre, die Taschen voll Bonbons, wieder gefunden hatte. Das Theater hätte ihm Holtei noch verziehen, aber die Bonbons ärgerten ihn grimmig, wiewol er später, ruhiger geworden, auch hier noch entschuldigend sagte: „Der Kerl hat vielleich wirklich den Husten gehabt. Ich hätte ihn doch erst reden lassen sollen, um zu hören, ob er heiser sei!"

Solcher Züge und Erfahrungen wären von Holtei zu hunderten aufzuzählen. Er hatte der Dürftigkeit und der Sorge um das tägliche Brot oft genug selbst in's Gesicht gesehen, haben seine Stücke z. B. ihm doch herzlich wenig getragen. Als man sie überall gab, waren Tantiémen und fast auch Honorare noch eine unbekannte Sache. Geerntet hat Holtei von seiner Schriftstellerei erst da, als er anfing Romane zu schreiben und das geschah, als er sich still nach Graz zu seiner Tochter (sein Sohn ist jung gestorben) und seinem Schwiegersohn zurückzog. Alle Welt meinte damals: Holtei sei literarisch für immer verstummt und siehe da! nun fing er erst an, wahrhaft massenhaft zu produciren. „Die Vagabunden", „Christian Lammfell", „Ein Schneider", „Die Eselsfresser", „Noblesse oblige", „Der letzte Komödiant" u. s. w. entstanden; dazwischen sammelte er seine Gedichte, seine „schlesischen Gedichte", kleine Erzählungen und gab zuletzt „Noch ein Jahr in Schlesien", Anhang zu den „Vierzig Jahren" und „Charpie", eine Sammlung vermischter Aufsätze heraus.

Jetzt lebt er wieder in Breslau, von dem er ausgegangen und welches doch immer die Heimat seines Geistes und Herzens geblieben. Möge er noch lange und glücklich leben, der „alte Holtei", der, um das noch einmal zu sagen, jedenfalls eines der liebenswürdigsten Originale ist, die unsere Literatur besitzt.

Zur Cour bei Ihren Majestäten.

Du willst wissen, liebe Freundin, wie es mir bei der letzten großen Cour ergangen, was ich daselbst gesehen und gehört? — Gut, ich will es Dir erzählen, so gut sich dergleichen erzählen läßt, und ich fange ganz von vorn an.

Wir saßen plaudernd in des Vaters Zimmer, als die Thür sich öffnete und der eintretende Diener die Ansage der bevorstehenden großen Hofcour vor uns auf den Tisch legte.

„Donnerstag den 21. Januar wird bei J. K. Majestäten in den Paradekammern, in der Bildergalerie und im weißen Saale des königlichen Schlosses hierselbst Cour und nach derselben Concert stattfinden."

Welch' einfache Anzeige! Aber Du selber kennst wol noch die Fluth von kleinen Sorgen, Hoffnungen, Träumen der Eitelkeit, geheimen Wünschen und Befürchtungen, in welche diese wenigen Worte die Mehrzahl der Empfänger und besonders die Damenwelt zu versetzen pflegt.

Werden die Roben und Schleppen fertig und unbeschädigt zu dem glänzenden Schauplatz ihrer Entfaltung gebracht werden können? Wird alle Unruhe und Mühe dieser wichtigen Toilettenangelegenheit mit einigem Erfolg gekrönt und der geheim und offen geübten Kritik aller Betheiligten, Nebenbuhler und Kenner einigermaßen entsprechend sein? — Ich überlasse Dir es, liebe Freundin, diese Gedanken auszudenken. Du bist zu oft in einer ähnlichen Lage gewesen.

Der Wagen fährt vor. Mit äußerster Geschicklichkeit und unchiffonirter Robe gelangen wir hinein. Wir fahren ab — dort ist schon das Schloß. Nun aber gilt es, bei glitzerndem Schnee und Fackelschein in der endlosen Reihe zu halten. Mit welcher Sehnsucht blickt man zu den erleuchteten Fenstern des Schlosses hinauf, denen man sich alle fünf Minuten um einige Schritte zu nähern verspricht, wenn nicht irgend ein Unfall noch hemmend dazwischen tritt! — Unter welchem erhöhten Pulsschlag beginnen zaghafte Gemüther bei dem immer wachsenden Wagengedränge, den zornigen Zurechtweisungen der Constabler und der Energie, dem Wetteifer der Kutscher zu seufzen und zu zittern, bis eins von den verschiedenen Zielen der Einfahrt erreicht und man in dem bezeichneten Portal glücklich angelangt ist! — Endlich hält der Wagen. — Man setzt den fein lackirten Stiefel oder atlasbeschuhten Fuß auf den dunkelrothen Treppenteppich und steigt — je nach Rang oder Vorschrift — zu den bestimmten Räumlichkeiten hinauf, von denen aus sich das großartige Ceremoniell, den Gesetzen des Hofes und der Etiquette gemäß,

Digitized by Google

alljährlich ein Mal zu entwickeln hat. Geblendet und staunend streift das Auge des Fremden, lächelnd oder prüfend das des langjährig Einheimischen über die echt königliche Pracht der Gemächer dahin, welche Chronik und Geschichte mit hundertfachen Erinnerungen, die Gegenwart mit jedem erdenklichen Zauber zu schmücken gewußt.

Von den präsentirenden Gallawachen und den dienstthuenden Hofchargen empfangen, werden die Ankommenden in die ihrem Range gebührenden Gemächer, der drap d'or-Kammer, der alten Kapelle, dem Rittersaal u. s. w. geführt, in welchem letzteren das corps diplomatique und die von demselben eingeführten Fremden sich aufstellen. Sämmtliche Damen werden zu der Brandenburgischen Kammer und die inländischen Ihren Majestäten vorzustellenden Personen in die drap d'or-Kammer geleitet, woselbst die zitternde Schöne der Provinz vereint mit den jungen Damen des Hofes und der Residenz die Probe der geduldigen Erwartung zu bestehen und sich auf den großen Moment der persönlichen Ansprache vorzubereiten hat.

Könnte geduldiges Warten Unbefangenheit hervorrufen oder die Grazie vermehren, so wäre freilich Alles gut. Allein Du weißt, liebe Freundin, daß es anders ist! Wir stehen bereits über eine Stunde, welche uns zwei Mal so lang erschienen ist, in den prachtvollen, aber sehr heißen Gemächern flüsternd, lächelnd, grüßend und kritisirend zusammengedrängt. Mehrfach hat uns bereits der Stab des dienstthuenden Kammerherrn oder Ceremonienmeisters zu plötzlichem Verstummen und strafferer Haltung emporgeschreckt. Allein umsonst. Immer sehnsuchtsvoller sieht sich die Mehrzahl der jüngeren Damen nach irgend einer kleinen Erfrischung, die der älteren nach einem an der Wand befindlichen Sopha oder einem der in Gold und Purpur strahlenden Armsessel um. Wo dergleichen vorhanden, da ist es bereits von langjährigen „Habitués" mit Beschlag belegt. Ungehört oder unbeachtet verhallen die Seufzer der Ungeduld. „Haben Sie ein Riechfläschchen bei sich?" — „O, einen Tropfen Wasser!" — „Ich glaube, ich werde ohnmächtig, wenn es noch lange dauert!" — ertönt es leiser oder lauter von unzähligen Lippen, und der Eindruck der vielen unnatürlich gerötheten oder allmälig blasser werdenden Gesichter beginnt sich immer peinlicher bemerkbar zu machen. Wer sich freier bewegen darf, tritt einige Momente in den Nebensaal, wo sich Fürstinnen und Excellenzen, fremde und einheimische Damen und junge Mädchen in gleicher oder doch in ähnlicher Lage befinden. Wir waren in dem sogenannten Königszimmer aufgestellt, einstweilen nur von der Beobachtung der Menschen und Dinge in Anspruch genommen, und Du weißt es, liebe Freundin, daß ich niemals müde werde, diese prachtvollen Räume zu betrachten. Die silbernen Tapeten der Wände sind mit dem rothen Adler durchwirkt und silberne Kronen und Candelaber erleuchten den herrlichen Saal, dessen kostbarer silberner Spiegel die Pracht der Gegenstände und Toiletten wetteifernd zurückstrahlt. Jetzt öffnen sich verheißungsvoll die goldenen Flügelthüren des angrenzenden Rittersaales — Aller Blicke richten sich dahin. — Aber, anstatt der

allerhöchsten Herrschaften erscheint Graf S., der Oberceremonienmeister, von mehreren Kammerherren begleitet. Ihnen folgen sechzehn in Scharlach und Silber gekleidete jugendliche Pagen, welche für einige Minuten zwischen dem Rittersaal und der drap d'or-Kammer aufgestellt und alsdann zur Dienstleistung bei J. M. der Königin und den königlichen Prinzessinnen weiter geführt werden. Die verschiedenen Ceremonienmeister beeilen sich nunmehr, die im Königszimmer befindlichen Damen ihrem Rang gemäß zu ordnen und auf den Eintritt der königlichen Majestäten vorzubereiten. Zwischen den beiden oben genannten Gemächern, den Rücken gegen den riesigen Spiegel gewandt und die drap d'or-Kammer mit den neu Vorzustellenden halben Einblicks streifend, befinden sich die hoheitvoll würdigen oder jugendlich lieblichen Gestalten der Fürstinnen Radziwil, Carolat und Hatzfeld. Unter dem strahlenden, sich in Luxus überbietenden Glanz der Toiletten aller, ihnen gegenüber einen Halbkreis bildenden Excellenzen, Ministerfrauen und sonstigen Damen der Residenz und der Provinzen fiel es angenehm auf, daß die drei Fürstinnen und Gräfin Eberhard Stollberg alle Hauptfarben repräsentirten. Besonders geschmackvoll fand ich die rosa, mit wilden Rosen gezierte Schleppe der Fürstin Carolat, so wie die himmelblaue der Fürstin Anton Radziwil.

„Wer sind die drei bezaubernden Mädchen mit der noch jugendlichen Mutter dort an der Thür des Vorstellzimmers?" hörte ich eine der Damen ihre Nachbarin fragen. „Wie? — Sind Ihnen die schönen Fräuleins von B..... nicht bekannt, welche heute ihr erstes Hofdebut machen sollen?" — lächelt diese, sich beifällig vorneigend. „Die Mutter ist meine alte Jugendfreundin und macht noch immer den Töchtern in Anmuth den Rang streitig", fällt eine Dritte ein und erhebt das Lorgnon. „Na, das möchte ich denn doch nicht behaupten", unterbricht sie ein goldbetreßter Kammerherr; „ich habe die jungen Damen alle Tage vier Wochen hindurch im Bade W . . . gesehen, ohne jemals mit mir einig zu werden, welche von Ihnen den Preis der Schönheit verdient." — „Man pflegte sie dort nur die Hübsche, die Schöne und die Pikante zu nennen", bemerkt die zweite Sprecherin.

„Wenn Du Paris wärst", dachte ich bei mir, den Kammerherrn von der Seite anblickend, „und diese drei Damen die Grazien: welch' eine Verlegenheit!" — Zum Glück für meinen Paris im Kammerherrnrock wurden in diesem Augenblick die goldenen Flügelthüren geöffnet.

Unter dem Vortritt der Hofchargen erschien Ihre Majestät die Königin, sich huldvoll nach allen Seiten neigend, an der Eingangsthür und begann, von ihrem hohen Gemahl gefolgt, sofort die Cour abzunehmen. Unter allen Herrscherinnen der Gegenwart versteht wol keine fürstlicher und würdiger zu repräsentiren als Königin Augusta. Ihre Anmuth und maßvolle Gehaltenheit wird von einer sehr großen Willenskraft und noch immer schönen Erscheinung vorzüglich unterstützt, um den Anforderungen der Etiquette und des herkömmlichen Ceremoniells zu genügen. Ach, denke man es sich nur ja nicht so leicht, Königin zu sein!

Digitized by Google

Ihre Majestät ist in Weiß und Gold gekleidet und trägt eine von fünf Brillantrosen gebildete Krone auf dem Haupt, von der hernieder einzelne riesig große Perlen auf die modern toupirten Haare fallen. Gleiche, durch ein Schloß von Brillanten verbundene Schnüre decken Hals und Brust, an deren linker Seite der Stern des schwarzen Adler-Ordens an dem üblichen Bande funkelt. Pagen tragen die mit goldenen Blättern gezierte Schleppe und bemühen sich, dieselbe geschickt zu produciren, indem sie jeder Bewegung der Königin folgen. Unmittelbar hinter Ihrer Majestät befindet sich die durch den vorschriftsmäßigen schwarzen Schleier ausgezeichnete Oberhofmeisterin, Gräfin S.; die beiden Palastdamen Gräfin H . . und Gräfin O. tragen Lila, die weiterhin folgenden Hofdamen sind gleichfalls in Weiß und Gold, den Farben der Königin, gekleidet. Indessen diese sich überall hin in mehr oder minder eingehender Ansprache zu den einzelnen Damen wendet, ist auch der König in den Saal getreten. Jedermann kennt seine stattliche Erscheinung im Bilde oder in der Wirklichkeit; aber nicht Alle haben Gelegenheit, ihn im engern Kreise oder bei ähnlichen officiellen Festlichkeiten zu sehen. In kaum zu begreifender Gedächtnißschulung erinnert er sich der geringfügigsten Dinge und Begebenheiten und sein echt menschliches Wohlwollen weiß für Jedermann scherzend oder ernsthaft das rechte Wort, eine ihn besonders treffende Bemerkung zu finden. Einfach und ungekünstelt in Allem, was er denkt und thut, ist er gleichsam die Personification der Galanterie eines edlen, würdevollen Herrschers. Sobald die Cour in diesem Raume beendet ist, nähern sich beide Majestäten der drap d'or-Kammer und den daselbst neu vorzustellenden Damen und Herren, und auf's Neue, gleich einem Blumenbeet im Hauch des Windes, sieht man sich diesen ganzen Flor von Frauenjugend und Frauenschönheit verneigen.

Die Entfernung der Majestäten ist das Signal für die kronprinzlichen und anderen königlichen Herrschaften zur Erscheinung im Königszimmer. Mit fast schüchterner Grazie betritt Prinzessin Victoria die glänzende Versammlung und läßt ihr seelenvolles Auge fragend und zweifelhaft über den weiten, strahlenden Kreis hingleiten. Dann schreitet sie — mehr dem aufwallenden Impuls des Herzens als den Gesetzen der Etiquette folgend — auf Diesen oder Jenen zu, den ihr Lächeln oder die Innigkeit ihrer Ansprache sofort zu ihrem Gefangenen macht. Heute gilt dieselbe zuerst meiner Nachbarin, einer schönen, blonden Frau mit funkelndem Brillantdiadem. Es ist lange her, daß sie dieselbe zuletzt gesehen, und sie hat seitdem mehr als ein, auch der Frau Kronprinzessin theures Leben zu Grabe getragen. Sie fragt so theilnehmend und spricht so eingehend, daß mir volle Muße bleibt, die hohe Frau genauer zu betrachten und die Wirkung ihres lieblichen, von einer aufsteigenden Bewegung beschatteten Angesichts auf die Angeredete zu beobachten. Die Kronprinzessin trägt eine lila Robe und eine mit weißen Rosen besetzte Schleppe. Das braune Haar ist über der Stirn in einer mit Sternen von Diamanten verzierten Flechte zusammengenommen und fällt in reichen Locken über den schönen Nacken. Den blendend weißen, mit feinen blauen

Digitized by

Adern durchzogenen Hals deckt ein fabelhafter Reichthum von Brillanten, mit denen auch das Mieder wie übersä't ist. Ihre Schleppe wird, gleich der aller übrigen Prinzessinnen, von zwei Pagen getragen und bildet zu der blauen Robe der Frau Prinzeß Friedrich Karl einen anmuthigen Gegensatz. Jetzt scheint die hohe Frau plötzlich zu fühlen, daß sie sich für das Ceremoniell einer großen Cour bereits ein wenig zu lange verweilt hat. Kurz abbrechend durchschreitet sie abermals das Gemach, um sich von einer lockigen Brünette nähere Auskunft über deren Familienangelegenheiten zu erbitten oder an die schöne Frau mit den weißen Camellien an Haar und Brust einige gütige Worte zu richten. Auch der Kronprinz, die Herzogin von Mecklenburg und die übrigen Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses beginnen nunmehr Cercle zu machen, Beobachtung und Interesse in Anspruch zu nehmen. Es wird gar Mancherlei gesagt und gefragt, halb gehört oder falsch verstanden, ehe man das Königszimmer verläßt, um sich dem Gebote des Hofmarschalls gemäß durch den nunmehr von der Diplomatie verlassenen Rittersaal und die Bildergalerie nach dem weißen Saal zu begeben, woselbst das Hofconcert stattfinden soll. So findet man denn nur eben noch Zeit, einen flüchtigen Blick auf die schönen historischen Bilder und die sonstige Pracht dieses Gemaches zu werfen.

Gern ruht das Auge auf den silbernen, mit goldenen Lorbeerkränzen umwundenen Säulen, der reichen Stuccatur des Plafonds, und auf den, im Glanze zahlloser Kerzen prangenden goldenen Denkwürdigkeiten der dem Thronhimmel gegenüber befindlichen Seitenwand.

Wie sehr wünschte man dieses Alles mit Ruhe genießen und mehr als den blendenden Totaleindruck davon zurückbehalten zu können; aber vergeblich! — Hastig und unerbittlich fühlt man sich vorwärts und der Bildergalerie entgegengedrängt. Das ist ein wahres Spießruthenlaufen! — Hier sind nämlich sämmtliche Officiercorps der Garnisonen Berlin, Potsdam, Spandau und Nauen spaliermäßig aufgestellt, um die höchsten Herrschaften und durchpassirenden Damen zu erwarten. Das ist der Moment für diese Herren, um sich für die Anspannung und Langeweile der letzten Stunde einigermaßen zu entschädigen! Welches weibliche Wesen, das jemals diese elegante Lästergasse zitternd und erröthend durchschritten, hätte sich nicht häufig in diese peinlichen Minuten zurückversetzt, oder ihrer Wiederholung zagend und ängstlich entgegengeblickt. Kennt man sie doch genugsam diese Herren und ihre Kritik! Du erinnerst Dich aller dieser Dinge noch, liebe Freundin, wiewol aus einer früheren Zeit. Doch die Herren sind und bleiben immer dieselben, zu allen Zeiten; und wie oft zwischen all' diesen Lorgnetten und Witzen habe ich plötzlich an Dich denken müssen in Deinem kleinen stillen Schlößchen auf dem Lande! Mais, c'est égal! spricht man mit einer Lippe, deren Beben das kecke Wort Lügen straft, prüft unter dem Kerzenschimmer des Rittersaales noch einmal die Schleppe, ordnet den zerstörten Faltenwurf neu und consultirt jeden erreichbaren Spiegel so eingehend als möglich, um doch mit einer gewissen Sicherheit (wenn auch mit

Digitized by Google

klopfendem Herzen!) den Gang durch diese „Lästerschule" anzutreten. Es ist ein Moment, der die heitersten Herzen weich stimmt für einander und reich ist an den seltensten Zügen der Großmuth. Wir armen Damen, denen man Eifersucht oder Schadenfreude nachsagt! Habe ich es nicht mit meinen eigenen Augen gesehen, daß Frau von R. dem Fräulein von F. eine Haarnadel reichte, daß die Gräfin S. der Baronin von S. zuerst eine Blume, dann eine Schleife befestigte und die Frau von H. sogar zu einem erneuten Arrangement der benachbarten Schleppe hingerissen ward? So durchstreift man hastig die letzten Gemächer, und starrt wie im Traum auf das bunte Durcheinander, auf die glänzenden Wände und prächtigen Rahmen, aus denen die Repräsentantinnen früherer Sitten und Zeiten in Gestalt von Preußens Herrscherinnen auf die rauschende Menge herniederschauen.

Und nun öffnet sich die unabsehbare Galerie vor uns, und wir sehen uns halb widerstrebend hineingezogen. Besetzt mit Hunderten von verschiedenen blitzenden Uniformen, umdrängt von zahllosen Fremden, Freunden und Bekannten, eilt man vorwärs. Ein flüchtiger Gruß und lauter Anruf, ein eiliger Händedruck, eine spöttische, oder bewundernd geflüsterte Bemerkung trifft — trotz der drangsalvollen Situation des Augenblicks — unvermeidlich Aug' und Ohr, und spiegelt sich in dem Ausdruck der Gesichter wieder.

Neu Athem schöpfend findet man sich endlich in dem Vorgemach des weißen Saales und zögert, von dem Bilde der holdseligen Königin Louise unwiderstehlich angezogen, noch eine flüchtige Minute, ehe man sich hinein begiebt. Es ist nicht möglich, sich etwas Großartigeres und Imposanteres zu denken, als diesen Mittelpunkt des Festlocales, aus welchem der Strahlenschein von sechsundvierzig Krystallkronen mit Tageshelle auf uns niederblitzt.

Der weiße Saal des königlichen Schlosses ist für diese Festlichkeit besonders hergerichtet worden. Links, unter dem Thronhimmel, befinden sich auf einer Estrade die Sessel der Majestäten, denen sich die der königlichen Prinzen und Prinzessinnen in erster Linie anreihen. Hinter denselben sind die Plätze für das unmittelbare Hofgefolge reservirt, und den königlichen Herrschaften gegenüber werden die Fürstinnen, Excellenzen und Damen der Diplomatie und des Hofes placirt. Der Hintergrund des Saales ist für das unter Direction des Oberkapellmeisters Taubert stehende Orchester und die mitwirkenden Sänger und Sängerinnen erhöht worden. Den übrigen und noch sonst unbenutzten Raum füllen allmälig Officiere, Geheimräthe, Kammermitglieder und courfähige Personen, von denen allerdings nur der geringere Theil Eintritt erlangt.

Sämmtliche Damen rangiren sich, in Erwartung der immer noch Cour abnehmenden Majestäten, auf die für sie bereit gehaltenen Plätze, und lassen — während sie Thee oder Limonade schlürfen — die Blicke von den Künstlern zu den Frauen und Töchtern der Gesandten und auf ihre nächste Umgebung schweifen. Unter dem corps diplomatique zeichnet sich besonders die russische Nationaltracht vortheilhaft aus. Frau

Digitized by Google

von Arapow sieht in dem runden, reich besetzten, gelben Barett und mit ihrem von der Mitte des Kopfes herniederwallenden Schleier auffallend schön aus, und nicht minder reizvoll Fräulein von Kutosow. Der Ministerpräsident ist auch bereits anwesend und läßt sein geistvolles Auge fröhlich über die Gesellschaft und den feenhaft erleuchteten Mittelraum gleiten. Man wundert sich, daß er schon hier und auf dem Parquet auch wiederum der Erste ist, und er erzählt scherzend und flüsternd, wie ihm auch hierbei die diplomatische Kunst gedient und er sich dies zu arrangiren gewußt habe. Sein Freund Benedetti befindet sich schräg hinter ihm und sie begrüßen sich äußerst zuvorkommend, wobei die interessante Gesandtin Frankreichs ihr lieblichstes Lächeln zeigt. Eine Weile herrscht ungezwungene Conversation. Da läßt sich abermals das Pochen und Klopfen der Kammerherren und Großwürdenträger vernehmen und wie auf Zauberschlag erheben sich alle Anwesenden von den Sitzen. Unter den Klängen von Beethoven's Leonoren-Ouvertüre und dem Vortritte sämmtlicher Hofchargen beschreiten die Majestäten und königlichen Herrschaften den weißen Saal, und nehmen, nachdem Seine Majestät der König auch die Damen mit gnädiger Handbewegung dazu aufgefordert, die Sessel auf der Estrade ein. Die Pagen entfalten die Pracht der Schleppen, die Galerien und Fensternischen füllen sich mit schimmernden Uniformen und die ganze Fülle unsterblicher Harmonieen durchbraust den Saal. Das Concert hat begonnen.

Während der befohlenen Zwischenpause findet erneuter Umgang der Majestäten und hohen Herrschaften Statt. Es werden Eis, Orgeade und andere Erfrischungen dargereicht, wenn auch das gedrängte Placement nur die Minderzahl der Gäste dazu gelangen läßt. „Zwischen Lipp' und Kelchesrand" — ach, Du weißt es, liebe Freundin, wie viel da noch bei einer großen Cour schwebt! Viel schöne herrliche Dinge winken — aber sie gelangen nicht zu Dir und Du gelangst nicht zu ihnen — sie tauchen auf und gehen fern vorüber wie ein Mirage, wie eine Spiegelung der Fee Morgana! . . . .

Mit dem Ensemble aus Rossini's Tell schließen endlich Hofconcert und Cour; der Hof, sich allgemein verneigend, verläßt den Saal, indessen Alles in wilder Hast den Herrschaften nach und zu der Wendeltreppe eilt.

Als ob es damit geschehen wäre! Weißt Du, daß wir fast eine halbe Stunde warten mußten, bis endlich der erlösende Ruf: „Der Wagen vor!" sich hören ließ? Das Ende pflegt die schlimme Partie zu sein; allein, wo viel Licht, ist billig auch viel Schatten, und wiewol ich es nur mit einer etwas heisern Stimme sagen kann (denn ich fürchte, daß ich mich an der Treppe erkältet habe!) so sage ich es doch von ganzem Herzen: es war schön, und ich werde Dir noch viel mehr, als ich heute geschrieben habe, davon erzählen, wenn wir uns im Sommer auf Deinem kleinen Schlößchen wiedersehen!

Digitized by Google

Büchertisch des Salon.

1. Novellen von Adolf Wilbrandt. Berlin. Wilhelm Hertz. 1869.
2. Edelweiß von J. Westritz. (Novellenstrauß 5.) Leipzig. 1868.

Zwei lehrreiche Bücher, aber, für uns wenigstens, nur ein erfreuliches. Was ist die Aufgabe einer guten Novelle? Sie soll ein anziehendes psychologisches Problem dichterisch, d. h. darstellend, nicht räsonnirend lösen, in einfach-anmuthiger Erzählung, lebendig und anschaulich, aber durchaus ohne luxuriöse Staffage und episodisches Beiwerk. Was der Roman vor ihr voraus hat an reicher Gliederung der Handlung, an Pracht der Farbengebung, an Fülle des Details, das soll sie in ihrem engen Rahmen durch richtige Zeichnung, harmonisch-übersichtliche Anlage, keusche Reinheit der Form ersetzen. Harmonie, Maß, Klarheit sind ihre wesentlichsten Vorzüge; mehr als viele andere Dichtungsformen wird sie von jenem geheimnißvollen Etwas beherrscht, welches man den guten Geschmack nennt, weshalb denn auch beiläufig der talentvollste Naturalismus in dieser scheinbar so anspruchslosen Gattung die erarbeitete Formbeherrschung, den Tact des Meisters nie ersetzen kann. Die ersten beiden der hier vorliegenden Novellen von Wilbrandt, „Die Brüder" und „Heimat", so wie die vom „Salon" früher gebrachte Novelle desselben Verfassers, „Narciß", gehören in diesem Sinne für uns zu den Mustern der Gattung. Sie gelten uns als höchst erfreuliche Zeichen des Fortwirkens unserer guten Traditionen, inmitten der hochschwellenden Fluth einer indisciplinirten, nach rechts und links aus Rand und Band gehenden Unterhaltungsliteratur. Die „Brüder" bilden dabei auch durch ihren Inhalt ein charakteristisches Gegenstück zu der zweibändigen Novelle von J. Westritz, welche den ihr angewiesenen Platz neben Wilbrandt nur diesem Umstande verdankt. Es handelt sich in beiden Dichtungen um den ewigen Conflict zwischen Herz und Welt, zwischen dem individuellen Leben, der Persönlichkeit und den Abstractionen des Gesetzes und zwar hier auf dem Gebiete der Ehe. Steht die Ehe ohne Gemeinschaft der Herzen, ohne Liebe, zu sittlichem Recht? Ist sie unauflöslich, sacramental auch wo sie zwei unsympathischen Naturen das Leben zur Hölle macht? So lautet hier wie dort die Frage. Wilbrandt beantwortet sie, wie es dem Poeten allein zukommt, für einen concreten Fall mit einem unumwundenen „Nein", J. Westritz, in dogmatischer, durch die Novelle nur exemplificirten Abstraction mit „Ja", oder vielmehr mit einem betonten „dann gerade". Dort weht der warme Hauch des humanen Idealismus unserer classischen Zeit, hier die scharfe Luft der nüchternen Gegenwart,

Digitized by Google

mit etwas kirchlichem Weihrauchduft, nicht gerade zum Vortheil der Wirkung, vermischt. Die Verfasserin (denn mit einer Dame gewissen Alters haben wir es doch wol zu thun) möge uns nicht mißverstehen. Wir bestreiten ihrer halb nüchtern-praktischen, halb kirchlich-asketischen Weltauffassung an sich keineswegs ihre Berechtigung, in der Dichtkunst so wenig wie im Leben. Charaktere, welche die eine oder die andere voll und kräftig zur Anschauung bringen, sind unter Umständen der höchsten poetischen Wirkung eben so fähig, wie achtbar in der Gesellschaft. Daß in der Ehe, wie überhaupt im Leben, nicht „Glück", passiver Genuß, sondern Durchführung sittlicher, frei gewählter Aufgaben, unter Umständen Geduld, Entsagung, Selbstüberwindung die Hauptsache ist: lieber Gott, wer wäre vom Schicksal so verwöhnt, um das ernstlich zu bezweifeln? Die meisten Ehemänner schon gewiß nicht. Aber poetisch, aller weisen und frommen Ausführungen zum Trotz, kommt diese Wahrheit nicht zur Geltung, wenn, wie bei F. Westritz, Charakter und Situationen gewaltsam ad hoc zurecht gemacht werden, und wenn das zur Vorderthür mit großer Salbung hinaus gewiesene Glückseligkeits- und Nützlichkeits-Princip schließlich doch über die Hintertreppe herein schleicht. Oder ist das zu viel gesagt, wenn die tugendsame Heldin, um ihren, unglücklich verheiratheten, Heißgeliebten seiner Frau und seiner Pflicht nicht abwendig zu machen, auf frischer That, und aus purer christlicher Resignation natürlich, einen hübschen, steinreichen Majoratsherrn nimmt? Die beseligende Wirkung dieser sehr modern-christlichen Entsagung bezweifelt der anständige Leser gewiß keinen Augenblick: wir haben sie ja alle Tage vor Augen.

„Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme."

Durch die übermäßig-haltlose Schwäche des Liebhabers und die ihm bei jeder Gelegenheit des abschreckenden Exempels wegen in den Mund gelegten „demokratischen" und freigeistigen Declamationen wird die Sache wahrlich nicht gebessert. — Wie anders Wilbrandt! Weit entfernt von jeder Theorie- und Tendenzmacherei zeigt er uns an einem einzelnen, klar und sicher gezeichneten Falle den Sieg freier, edler Menschlichkeit über engherzige Leidenschaft und starre Satzung. Zwei Brüder lieben, ohne es zu wissen, dasselbe Mädchen. Der nicht wiedergeliebte hält zufällig zuerst an, in des von ihm mit wahrer Freundestreue geliebten Bruders Abwesenheit. Weibliche Ränke, Familiennoth drängen das arme Kind zu dem verhängnißvollen Schritt und als der Geliebte dann anklopft, findet er seine Hoffnung vereitelt. Die Katastrophe erfolgt ein halbes Jahr nach der Hochzeit. Der „glückliche Ehemann" wird zufällig Zeuge einer leidenschaftlichen Erklärungs- und Entsagungsscene, welche ihm über den räthselhaften Trübsinn der Gattin und des Bruders nur zu klaren Aufschluß giebt und er entscheidet sich, nach furchtbarem Seelenkampf, für den Bruder und für das Naturrecht erwiederter Liebe gegen seine eigene, von Sitte, Gesetz und Kirche in Schutz genommene Leidenschaft. Eine Scheidung, zwei Heirathen, glück-

Digitized by Google

liches Zusammenleben der Paare ist das Ende. Wie unmoralisch!? Und doch wie menschlich, wie schön, wie durch und durch sittlich im Sinne des Dichters, der den einzelnen Fall nicht zur tendenziösen Waffe gegen das für unsere Herzenshärtigkeit gegebene Gesetz macht, vielmehr einfach unser Herz an ihm sich erquicken und aufrichten läßt, als an einem Pfande für den sittlichen Adel unserer Gattung. Wilbrandt's zweite Novelle, „Heimat", ist nicht weniger reizend. Ein junger Gelehrter kehrt von italienischen Studienreisen in das kleine Heimatstädtchen zurück. Wie enttäuscht, ernüchtert sieht er die Stätte seiner Jugend-Freuden und Leiden wieder! Wie graut ihm vor dieser kleinen, engen, einst so farbigen und goldigen Welt, aus der jetzt leider das Seelchen entflohen ist! Es ist ihm, als stände er in der Rumpelkammer vor seiner alten wurmstichigen Wiege. Auch die Jugendfreundin, mit der man ihn sonst scherzhaft zu paaren liebte, hat er wiedergesehen. Freilich, zwischen „den frühlingsbunten, kleinstädtischen Vogelscheuchen", ihren Cousinen und Schutzschwestern, saß sie immer noch da, wie von einem Künstler für ein Bild gekleidet, in dem tiefbraunen, einfachen Kleide, dem reizenden Halskragen, dem glühendrothen Band im dunklen Haar, mit dem stillen, ruhig gehaltenen Wesen. Und doch! Diese Umgebung, dieses Einerlei, diese Enge! „Ich wurde bald stumm und dachte: und es gab eine Zeit, da du zum Sterben verliebt warst!" — Man erräth schon den Verlauf. Die Heimat kommt in der Liebe wieder zu ihrem guten, alten Recht, wenn auch nicht ohne Kampf und sühnende Buße des Schuldigen. Aber wie unendlich klar, lauter, reizend ist das einfache Thema durchgeführt und empfunden. Die Briefform, für psychologische Entwicklungen so sehr geeignet, ist meisterhaft gehandhabt. — Auch die dritte Novelle, „Reseda", obwol den beiden ersten nicht gleichstehend, liest man mit großem Vergnügen. Sie behandelt das alte Thema von Pfau und Nachtigall, von lebloser Schönheit und gewinnender, unscheinbarer Anmuth in launigem, unterhaltendem Ton. Das unglückliche Glück, „eine schöne Schwester zu haben", wird in seiner Wirkung auf einen tüchtig angelegten Charakter vortrefflich geschildert. Die beiden Liebhaber hätten in etwas weniger grotesker Zeichnung vielleicht bessere Wirkung gethan. Alles in Allem hat uns dieser Band Novellen zu großer Erquickung gereicht. Mögen Freunde guter Unterhaltungslectüre ihn sich nicht entgehen lassen.

3. Fünfzehn Jahre. Ein Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhundert. Von Talvj. 2 Bände. Leipzig. 1868.

Es überwiegt hier das nicht geringe stoffliche Interesse und die hochtragische Geschichte eines preußischen Officiers, welchen Bosheit eines eifersüchtigen Vorgesetzten und eine jähzornige Aufwallung des großen Königs, mit dem bekanntlich nicht gut Kirschen essen war, aus dem vollen Himmel seines jungen Eheglücks in die Verbannung nach Rußland treibt. Nach vierzehn Jahren, vom Schicksal grausam umher geworfen, todt gesagt und geglaubt, findet er seine Gattin in zweiter,

Digitized by Google

durch die Familie erzwungener Ehe, äußerlich glücklich, ja glänzend situirt, aber mit der alten Liebe im Herzen: er wird unerkannt Lehrer ihrer Kinder, opfert sich schließlich großmüthig für den zweiten Gemahl auf. Als Zeitgemälde ist die Schilderung der pietistischen hochadeligen Kreise nicht ohne Wahrheit und Interesse. Die Form ist gefällig. Unterhaltungsbedürftige und warmfühlende Leserinnen werden ihre Rechnung finden.

4. Mein Herz in Liedern. Neue Lieder von August Silberstein. Stuttgart. 1868.

Wer wollte dem liebenswurdigen Dichter das fröhliche, Glück und Leben athmende Herz nicht gönnen, welches in diesen Melodien so voll ausklingt! Das schmettert wie Lerchensang und Finkenschlag. Liebe, Leben, Natur zeigen dem Dichter zunächst ihre freundliche Seite, spiegeln sich buntfarbig und lustig in seiner Seele, wie in klarem Krystall. Auch wo das ernste Bild des Vaterlands und seiner ungewissen Geschicke (Silberstein ist bekanntlich Oesterreicher) sich unter sie mischt, erhält es seinen Antheil an der freundlichen Helle. Diese herzlichen, vertrauensvollen Wünsche für Deutschlands Einheit und friedliche Größe tönen uns aus dem fernen Südosten doppelt sympathisch entgegen. Möge Gott der Herr ihnen Erfüllung senden, eher und besser als wir nordischen Verstandesmenschen es einstweilen zu hoffen wagen. Der Abschnitt „Gestalten", der hier und da auch an den Ernst des Lebens sich wagt, wird an Bedeutung gewinnen, wenn der Dichter länger die rauhen Wege der Erfahrung und des strengen Gedankens gewandelt sein wird. Uns wird bei einem so jubelnden Optimismus, wie er hier namentlich in den meisten Liebes- und Frühlingsliedern auffauchzt, immer ein Bischen bange. Doch es hat ja jeder Tag nicht nur seine Plage, sondern auch seine Freuden, und der soll man das Lied nicht mißgönnen, zumal wo es so rein und voll ausklingt wie hier.

5. Schiller's sämmtliche Werke. Kritische Ausgabe in neun Bänden von Heinrich Kurz. Hildburghausen. Bibliogr. Institut.

Wir freuen uns jedesmal, wenn wir dem Namen Heinrich Kurz auf unserem Literatur-Markte begegnen. Wie Wenige ist er durch gründliche Sachkenntniß, feinsinniges Urtheil und echte, in eigener, redlicher und langjähriger Arbeit wurzelnde Pietät gegenüber den Werken des Geistes geeignet, an der großen nationalen Erntearbeit Theil zu nehmen, zu welcher das Erlöschen des Classiker-Privilegiums unsere Literaten und Buchhändler gegenwärtig aufruft. Die vorliegende Schillerausgabe soll selbstverständlich nicht sowol dem Genuß, als dem Studium dienen. Sie bietet sich den schon nicht mehr so enge gezogenen Kreisen an, welche wenigstens auf dem am hellsten beleuchteten, classischen Gebiet unserer Literatur durch Belauschung des Werdens den Genuß des Gewordenen zu vertiefen bedacht sind. Ihnen wird sie sehr gute Dienste leisten. Kurz giebt, und zwar nach Dichtungsgattungen, innerhalb dieser,

aber streng chronologisch geordnet, Alles, was an authentisch echten Arbeiten Schiller's irgend einmal veröffentlicht ist. Kleine Varianten werden unter dem Text gegeben, wesentlich verschiedene Ueberarbeitungen größerer Stücke sind hintereinander abgedruckt. Die bis jetzt vorliegenden drei Bände umfassen die Gedichte (Band 1), die Räuber in zwei Bearbeitungen, Fiesco in zwei Bearbeitungen, Cabale und Liebe (Band 2) und Don Carlos in drei Bearbeitungen (Band 3). Den Verehrern Schiller's, welchen es um einen Genuß zu thun ist, rathen wir, wie gesagt, einfach bei ihrer Gesammtausgabe letzter Hand zu bleiben. Die Auswahl derselben macht Schiller's Selbstkritik nicht weniger Ehre als seinem Genie. — Respect aber vor der Urmacht menschlichen, auf ein edles Ziel unablässig gerichteten Willens möchten wol wenige Schriftwerke in dem Maße anzuregen geeignet sein, als die vollständige Sammlung von Erzeugnissen einer durchweg in aufsteigender Linie sich bewegenden Mannesarbeit, wie sie Kurz uns hier bietet. — Durch billigen Preis hat die Verlagshandlung auch hier dem Bedürfnisse weitester Kreise Rechnung getragen. Die Lieferung (10—20 Bogen) kostet 5 Silbergroschen und das ganze Werk wird nicht höher als $5^1/_2$ Thaler zu stehen kommen.

6. Ernst Bratuschek. Germanische Göttersage. Berlin. 1869. Otto Löwenstein.

Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, die in den isländischen Edden und in unseren vaterländischen Sagen, Märchen ꝛc. erhaltenen Ueberlieferungen altgermanischer Welt- und Gottesanschauung übersichtlich und nach ihrem inneren Zusammenhange darzustellen. Weltschöpfung, Weltverderbniß, Götterverderbniß, des Bösen Fesselung und Weltende sind die großen Gruppen, in welche der Stoff vertheilt wird. Selbstverständlich spielt in der Darstellung die Tendenz symbolischer Auffassung und Deutung der bei aller Großartigkeit doch wild-formlosen und düstern nordischen Sagenwelt eine Hauptrolle, und es wird des Lesers Sache sein, in wie weit er der immer sinnigen, aber wie es in der Natur der Sache liegt oft stark subjectiven Auffassung des Verfassers folgen mag. Jedenfalls giebt das Ganze eine sehr bequeme und verständige Uebersicht über die Hauptmaterien und wird bei dem erhöhten Interesse, welches in unserer Lesewelt neuerdings der altnordischen Mythologie sich zuwendet, weiten Kreisen bequem und willkommen sein.

F. Kreyßig.

Richard Wagner's Fastenpredigt.

Brief an den Herausgeber.

Von **A. H. Ehrlich**.

Sie haben, verehrter Freund, durch Ihren Wunsch, daß ich Ihnen ein Urtheil über Wagner's „Judenthum in der Musik" abgebe, mich in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Denn ich für meine Person hatte nicht die mindeste Absicht, mich mit dieser Kapuzinade zu befassen. Ich habe „Das Kunstwerk der Zukunft" und „Oper und Drama" gelesen, die mitunter sehr geistreiche Phraseologie Wagner's kann mir nichts Neues mehr bieten, und das Hepp-Heppthum — erscheine es nun unter dem Mantel der Religion, oder der Volkswirthschaft, oder der Kunst — ist mir wahrlich nicht interessant genug, um Aufmerksamkeit zu verdienen. Nun aber kommen Sie und wollen, daß ich, gerade ich, Wagner's Pamphlet besprechen solle, weil Sie mich als einen aufrichtigen Verehrer von Wagner's Opern kennen, weil Sie wissen, wie ich bei jeder Gelegenheit in Wort und Schrift gegen jeden Angriff für Wagner in die Schranken getreten bin, gegen die Münchner Insinuationen, gegen Jahn's heftigen Tadel, und wie ich selbst der Erste war, der, noch bevor ein Ton aus den „Meistersingern" bekannt geworden, schon nach dem Textbuch in Hinblick auf das Genie Wagner's den großen Erfolg vorausgesagt und (in einem Artikel über die deutsche komische Oper) seine großen Verdienste um die deutsche dramatische Musik gepriesen habe. Beides war kein gefahrloses Unternehmen in Berlin; aber Sie wissen, ich habe mich nie viel genirt, meine Ueberzeugung auszusprechen.

Ich kann nun mit dem besten Willen die Empfindungen der Entrüstung und des Abscheus nicht theilen, welche so vielfach über die Brochüre Wagner's geäußert worden; mir erscheint das ganze Ding unglaublich komisch und ich begreife nicht, wie man es au serieux nehmen soll! Gleich die Widmung ist die erdenklich schalkhafteste Posse: Ein großer Componist schleudert das Anathem der Unfähigkeit künstlerischer Gestaltung gegen einen ganzen Volksstamm, den die Geschichte als den ersten Träger einer reinen Gottesidee anerkennt, dessen Ueberlieferungen das Christenthum einen Platz neben dem Evangelium gestattet, dessen Psalmen die ersten christlichen Gesänge waren und noch heute einen integrirenden Theil des christlichen Gesangbuches bilden; gegen diesen Stamm erhebt der große Componist die schreckliche Anklage, daß sein Einfluß vor Allem den edlen Kunstgeschmack vernichte, ja, sogar den sinnvollsten und begabtesten deutschen Componisten der letzten Periode, Schumann, corrumpirt habe; für die heiligsten Rechte der Tonkunst tritt Wagner auf gegen den feindlichen Stamm, der die heilige Muse an's

Kreuz zu schlagen droht. Wem widmet er seine Schrift? Etwa einem großen Philosophen — vielleicht den Manen Schopenhauer's, der bekanntlich ein Feind der Juden war, allerdings auch Rossini und Mozart auf eine Stufe stellte — oder einem bedeutenden Culturhistoriker, oder einem politischen Glaubensgenossen, oder wenigstens einem großen Künstler, seinem „großen Freunde und Für-Streiter" Liszt? Nein, er widmet sie der Frau von Muchanoff, die der Welt nur als Frau von Kalergi bekannt ist, aus jenen Zeiten, wo sie in den pariser Salons und in den Luxusbädern als höchst geistreiche und (vor fünfundzwanzig Jahren) sehr schöne Dame eine hervorragende Rolle spielte, wo sie die „blonde" Muse des bonner Beethovenfestes war, wo Heine sie im „Weißen Elephanten" besang; ihr widmete Wagner seine Schrift; und warum? Weil — so lauten seine eigenen Worte — man ihm berichtet hatte, „daß sie in einem Gespräch ihre Verwunderung über die Feindseligkeit gegen seine künstlerischen Leistungen ausgedrückt habe". Es wird ihr durch die Schrift „ein Licht aufgehen" und auch Andere werden nunmehr erfahren, warum seine Musik so viele Gegner zählt. So lautet der Theaterzettel der Komödie; prüfen wir nun einmal den Inhalt.

Ich werde mich nicht bei den Thesen von „innerlichster Abneigung des Volkes gegen jüdisches Wesen" aufhalten, weil ein ernster Nachweis aus der Geschichte, wie jene Abneigung von oben her aus Aberglauben und Eigennutz erzeugt ward, hier gar nicht am Platze wäre; dagegen muß ich einen Schlußsatz seiner Fastenpredigt gegen jüdischen Einfluß citiren; man glaubt Peter von Amiens zu hören: „Was den Herren der römischen und mittelalterlichen Welt der leibeigene Mensch in Plack und Jammer gezinst hat, das setzt heut' zu Tage der Jude in Geld um: wer merkt es den unschuldig aussehenden Papierchen an, daß das Blut zahlloser Geschlechter an ihnen klebt? Was die Heroen der Künste dem kunstfeindlichen Dämon zweier unseliger Jahrtausende mit unerhörter, Lust und Leben verzehrender Anstrengung abrangen, setzt heute der Jude in Kunstwaarenwechsel um: wer sieht es den manierlichen Kunststückchen an, daß sie mit dem heiligen Nothschweiße des Genies zweier Jahrtausende geleimt sind?"

Ja! es ist eine traurige jüdische Zeit! Wenn ein großer Claviervirtuose ein Miserere von Palestrina als Thema einer Fantasie erwählt, in welcher es mit Arpeggien und allerhand Virtuosen-Effecten verarbeitet wird, so ist das eine Folge der „Verjüdung der modernen Kunst"; wer sieht's „den manierlichen Kunststückchen" an, daß „der heilige Nothschweiß des Genies" (und die hohe Begeisterung inniger Frömmigkeit) daran hängt? Wenn der fromme Abbé gleichzeitig mit der Hymne an den Papst die Hymne an den heiligen Dominik aus der Afrikanerin des verpönten Juden Meyerbeer für den Verleger bearbeitet, wer sieht's „den unschuldigen Papierchen" (dem Honorar) an, daß „das Blut zahlloser Geschlechter" daran klebt? Wenn der Autor des „Kunstwerks der Zukunft" sagt: „Die Poesie kann erst dann wieder Raum finden, wenn wir wieder ein Schicksal haben; das kann aber nur dann

Digitized by Google

geschehen, wenn es keine Politik mehr geben wird, d. h., wenn die Staaten aufhören"; wenn er im Prophetentone verkündet: „Nicht Ihr werdet das Kunstwerk der Zukunft schaffen, sondern das Volk!" — und wenn dieser Schriftsteller als Componist seine Hauptbeschützer unter großen Herren und Damen findet, diese Anhänglichkeit hoch preiset, die Freundschaft eines Königs nicht blos für seine Kunst, sondern auch für seinen Comfort verwerthet, wer sieht diesem „manierlichen Kunststückchen" den „Nothschweiß des Genies" an? Wenn im Lohengrin die herabflatternde Taube den verzauberten Bruder Elsa's aus dem Schwanengebilde erlöset, wer denkt daran, ob hier ein kindlicher Glaube oder geniale Berechnung eines Bühneneffectes gedichtet hat? wer denkt an ein thaumaturgisches „Kunststückchen"? Und wer wollte aus all' dem eben Gesagten deduciren, daß Liszt nicht das größte reproducirende Musik-Genie sei, das je gelebt hat, unerreicht und unerreichbar in universeller Leistung, in großartiger Auffassung, in Tonfärbung, selbst in den Verirrungen fast immer anregend? daß Wagner sich nicht große Verdienste um die deutsche Oper erworben habe; daß diese Verdienste nicht oft ungerecht verkannt und angegriffen worden seien?

Nach einigen Phrasen über den Judengott und das Aussehen der Juden bemerkt Wagner: „Nie verirrt sich der Jude auf die theatralische Bühne; die Ausnahmen hiervon sind der Zahl und der Besonderheit (?!) nach von der Art, daß sie die allgemeine (?) Annahme nur bestätigen: „Wir können uns auf der Bühne keinen antiken oder modernen Charakter, sei es ein Held oder Liebender, von einem Juden dargestellt denken, ohne unwillkürlich das bis zur Lächerlichkeit Ungeeignete von solcher Vorstellung zu empfinden"; daß zufällig die Rachel die größte Tragödin Frankreichs war, daß die berühmteste Sängerin Deutschlands (die freilich keine Wagner'schen Partien singt!) von jüdischer Abkunft ist: diese Besonderheiten ignorirt Wagner, dagegen sagt er von Davison, er escamotire dem Dichter seine dramatischen Geschöpfe; er stelle nicht mehr die gedichteten Gestalten Goethe's und Schiller's dar, sondern „substituire" diesen die Geschöpfe seiner eigenen effectvollen, nicht ganz tendenzlosen Auffassung, „was denn etwa den Eindruck macht, als ob aus einem Gemälde der Kreuzigung der Heiland ausgeschnitten und dafür ein demagogischer Jude hineingesteckt sei." Ob Clavigo, Richard III., Franz Moor, Antonius, Mephisto mit Kreuzigungsbildern zu vergleichen sind, das muß Wagner nach seiner „tendenzlosen" Anschauung wissen — ob ein demagogischer Jude so gemalt werden kann, daß man ihm die politischen Principien ansieht, wissen wir nicht; aber daß der Kopf des Heilands auf sehr vielen Gemälden einen jüdischen Typus zeigt, kann Wagner von vielen Malern bestätigt hören. Die jüdische Sprechweise bezeichnet Wagner im beliebten Stabreim „zischend, schrillend, sumsend, murcksend", vom Gespräche selbst sagt er: „Nie erregt sich der Jude im gemeinsamen Austausche der Empfindungen mit uns, nur im ganz besondern Interesse seiner Eitelkeit oder seines Vortheils." Ich möchte wissen, ob zur Zeit, als Wagner so viel mit Joachim verkehrte, dessen

Abfall er dem jüdischen Einflusse zuschreibt, oder wenn er sich mit Rubinstein (und in früheren Zeiten mit Meyerbeer) unterhielt, diese Männer „sich nur im ganz besondern Interesse ihrer Eitelkeit oder des Vortheils erregt haben". Man dürfte hier vielleicht einwenden, daß Wagner nur vom ungebildeten Juden spreche, jene Männer aber zu den Gebildeten gehörten. Hören wir, was Wagner vom gebildeten Juden sagt, „dessen Unterschied vom gemeinen, ungebildeten wir genau zu beachten haben". Er bezeichnet ihn als „ganz vereinsamt", als den „herzlosesten Menschen in dem Grade, daß wir die frühere Sympathie mit dem tragischen Schicksal seines Stammes vergessen mußten." Vom jüdischen Musiker sagt er: „Sein ganzer Trieb zur Kunst ist nur ein luxuriöser, unnöthiger"; er vergleicht die Musik der „jüdischen Musikmacher" dem „Nachpapeln" der Papageien. Nun, ich kann mich erinnern, daß auf dem Karlsruher Musikfeste Joachim's Concert und später in Leipzig dessen Ouverture zu Hamlet von den Wagnerianern als neue Anhaltspunkte begrüßt worden sind; ob Rubinstein's Musik ein „Nachpapeln" ist, müssen wir eben dem Urtheile Wagner's anheimgeben. Daß jetzt Joachim, der erst seit wenigen Jahren getaufte Jude, der höchste Vertreter der edelsten künstlerischen Dichtung ist, kann selbst Wagner nicht bestreiten. Die Unfähigkeit der Juden zu künstlerischen Productionen motivirt Wagner aus dem gänzlichen Unvermögen, den Geist des Volkes zu fassen*) und weil der Jude ihm verständliche Motive nur aus dem Volkssynagogendienste schöpfen kann, den Wagner als grauenhaft lächerlich, als ein „Gejodel (?), Gegurgel, Geplapper" bezeichnet. Gejodel hielt ich bisher für eine bayerische Eigenthümlichkeit; Wagner belehrt uns, daß es von den Juden stammt. Höchst amüsant sind Wagner's Urtheile über Mendelssohn und Meyerbeer. Vom Ersten sagt er, es sei „ein Jude von reichster spezifischer Talentfülle, von feinster mannigfaltigster Bildung, von gesteigertstem, zartestem Ehrgefühl" gewesen, habe aber nie die „Herz" und „Seele" ergreifende Wirkung ausgeübt, welche wir von der Kunst erwarten; er kann der reinen Persönlichkeit „die Theilnahme in starkem Maße nicht versagen, selbst wenn diese Theilnahme durch die Betrachtung geschwächt würde ꝛc." Die Wendung erinnert an die humanitäre Rede des Bären Ata Troll, der für die Judenemancipation declamirt: „Nur das Tanzen auf den Märkten sei den Juden nicht gestattet; dieses Amendement, ich mach' es im Interesse meiner Kunst." Ueber Meyerbeer's jüdischen Einfluß auf das Musikleben der Gegenwart sagt Wagner: „Das Publicum ist seit längerer Zeit nach und nach gänzlich von den Anforderungen abgebracht worden, welche nicht etwa an das dramatische Kunstwerk selbst, sondern überhaupt an Werke des guten Geschmacks zu stellen sind", das erste Motiv des Theaterbesuchers ist die Langeweile, „die Krankheit der Langweile ist aber nicht durch Kunstgenüsse zu heilen, denn sie kann

*) Seite 51 sagt Wagner von einem jüdischen Anhänger: „Ein offenbar sehr begabter, wirklich talent- und geistvoller Schriftsteller jüdischer Abkunft, welcher in das eigenthümlichste deutsche Volksleben wie eingewachsen erscheint."

Digitized by Google

absichtlich gar nicht zerstreut, sondern nur durch eine andere Form der Langweile über sich selbst getäuscht werden." Die Besorgung dieser Täuschung hat nun jener berühmte Operncomponist „zu seiner künstlerischen Lebensaufgabe gemacht"; indem er „jenen von uns näher charakterisirten Jargon seiner gelangweilten Zuhörerschaft als modern pikante Aussprache aller der Trivialitäten aufheftete, welche ihr so wiederholt oft schon in ihrer natürlichen Albernheit vorgeführt worden waren." Ich will nun einige Schriftsteller anführen, welche diese Meinung Wagner's bekräftigen. Der Eine sagt: „Die Theater sind jetzt in Barbarei versunken, und die Musik des vulgären Publicums ist zu einer tiefen Stufe des Verderbnisses herabgekommen." Ein zweiter: „Die Musik hat sich vereint mit einer Art der Poesie, wie sie dem Gebiete der Venus vulgivaga entspricht, und beherrscht nun die bethörten und sinnlosen Theater, indem sie gleich einem Tyrannen der Musik sich unterthan gemacht hat." Die beiden Schriftsteller sind Aristoxenus von Tarent, der 340 Jahre vor Christi Geburt gelebt hat, und Ammonnius, der Lehrer Plutarch's. Ich könnte noch die Verse anführen, die Pherekrates der Muse in den Mund legt, und Aristophanes geniale Satyre gegen Euripides in den „Fröschen". Die Meinungen all' dieser Männer sind ganz diejenigen Wagner's — nur hat es zu ihrer Zeit noch keine jüdischen Tonsetzer gegeben.

Von Heine sagt Wagner, er habe sich zum Dichter „hinaufgelogen" und „dafür auch seine gedichteten Lügen von unseren Componisten in Musik gesetzt erhalten." Die Manen Schubert's und Schumann's mögen sich für das Compliment bedanken, daß viele ihrer schönsten Lieder durch „gedichtete Lügen" inspirirt wurden. Ueberaus possirlich klingt der Satz über Börne: „Aus seiner Sonderstellung als Jude trat er, Erlösung suchend, unter uns; er fand sie nicht und mußte sich bewußt werden, daß er sie nur mit auch unserer Erlösung zu wahrhaften Menschen finden könne." Lebte der edle Börne noch, der im stolzen Selbstgefühle sich über die Weltschmerz-Klagen erhob, er würde unserem Fastenprediger wol zugerufen haben: Mein guter Heiliger, jeder bedeutende Mensch sucht Erlösung in und durch sich, wartet nicht auf die Anderen und ganz gewiß nicht auf Wagner-Messias!

Mit dem letzten angeführten Satz über Börne endigt die eigentliche, vor 18 Jahren veröffentlichte Schrift Wagner's, und es beginnt der Nachsatz. Er wendet sich nunmehr wieder an die verehrte Frau v. Muchanoff und explicirt ihr, wie all' die Leiden, die er seither erduldet, nur durch die Verfolgungen der Juden und ihrer Anhänger über ihn gekommen wären. Die Juden hätten zwar gar nichts gegen die hier besprochene Schrift gethan, dagegen einen Sturm gegen seine anderen Schriften und gegen seine Opern heraufbeschworen, ein „Medusenhaupt" geformt, das auch Joachim erschreckte und zum „Abfalle" von ihm bewog. Ja selbst Liszt, Wagner's großer Freund und eifrigster „Für-Streiter", mußte für die Schrift leiden. Wagner sagt wörtlich: „Ich versichere Sie, auch was Liszt widerfuhr, rührte von der Wirkung jenes

Digitized by Google

Artikels über das Judenthum in der Musik her." Nicht Wallenstein's Pater Lamormain, der Jesuit, konnte besser agiren. Also wenn Wagner das „Judenthum" nicht geschrieben hätte, würden nicht blos alle Hof- und Stadttheater seinen Tannhäuser und Lohengrin aufführen (und jetzt seine Meistersinger studiren), sondern auch Liszt's symphonische Dichtungen und Psalmen und Messen würden den Concertsaal beherrschen, anstatt von ihnen ziemlich fern gehalten zu sein; keinem Menschen würde es eingefallen sein, sich zu verwundern, daß der geniale Virtuose, dessen Aventuren in der eleganten Welt ebenso viel von sich reden gemacht haben, wie seine Concerte, mit einem Male ein frommer Abbé geworden ist, keinem Musiker es sonderbar vorgekommen sein, daß man hohe Messen und Fantasien über Rigoletto zu gleicher Zeit componirt. Und nur weil Wagner diese Schrift geschrieben, sind solche gewichtige Dinge gegen Liszt vorgebracht worden! Bravissimo, Pater Lamormain!

Soll ich nun, verehrter Freund, mich noch weiter über diese Wagner'sche Fastenpredigt auslassen — noch weiter beleuchten, wie er über Schumann's Unterjochung durch das Judenthum spricht, und ganz ignorirt, daß der edle Schumann über Meyerbeer durchaus rücksichtslos geschrieben (allerdings auch den Tannhäuser nicht gelobt) hat und dennoch von sehr vielen jüdischen Musikern selbst über Mendelssohn gestellt wird? Ich denke, es ist nachgerade genug für Ihre Leser und eile nun zum Schlusse.

Da ich aber weder Lust noch Zeit habe, mich bei etwaigen Erwiderungen in Polemik einzulassen, so will ich hier ein für alle Mal meine Meinung über Kunstleben und Kunstkritik aussprechen: Verhaßt ist mir die jetzt so sehr beliebte ästhetische Sittenpolizei, die das Gute und das Große vermengt, die Hypokrisie in der Kunst, die Beschützerin jener Impotenz, die sich hinter die Tugendgesetze verkriecht, die eine Masse Dinge, die nicht zur Kunstleistung gehören, aus dem Privatleben, bewußt oder unbewußt in die Beurtheilung der Kunstleistung mit hineinzieht; mannhaft habe ich gegen sie gekämpft und werde dagegen kämpfen; aber ebenso verhaßt ist mir die Hypokrisie des Cynismus, die alle Thorheiten und Excentricitäten, die tausend Meilen weit sind vom Kunstleben, mit dem inneren Kunstdrange identificirt, die im Handumdrehen jeden Angriff auf die Excentricität als einen Angriff auf die Kunstleistung und jeden Angriff auf die Kunstleistung als nicht dieser, sondern der excentrischen Persönlichkeit geltend, darstellt. Jeder bedeutende Mann kämpft in Thaten, nicht in Worten. Hat Kant die Gegner seiner Philosophie Esel und Schufte genannt? Hat Kaulbach Denjenigen, welche über seine Gemälde verschiedener Meinung sind, eine Lection mit der Feder gegeben? Beethoven hat die Angriffe Zelters auf die siebente Sinfonie gekannt; er antwortete — mit der Achten und der Neunten. Aber Wagner, dessen Theorieen und Opern von Männern wie Otto Jahn, Julian Schmidt, Hanslick und Berlioz heftig getadelt worden sind, greift zur Feder und — verklagt die Juden bei Frau v. Muchanoff.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Digitized by Google

NEUESTE PARISER MODEN

Digitized by Google

Paris und die Mode.

Paris, Mitte März 1869.

Die großen Todten des Monats. — Ein Nachspiel des Faschings. — Der Salon Erard. — Bürgerliche und fürstliche Toiletten. — Die feierliche Messe von Rossini. — Berlioz.

Bedeutungsvolle Ereignisse überstürzen sich in der letzten Zeit; es fehlt ihnen leider nur an Heiterkeit. Ich kann nicht umhin, der beiden großen Namen zu erwähnen, die ihren letzten Glanz auf die Erde geworfen haben, um künftig der Geschichte allein anzugehören.

Einer der größesten Männer unserer Zeit, Lamartine, ist dahingegangen. Allerdings war der Dichter schon lange todt, heute ist der Mensch erst gestorben. Würden wir ohne diesen Umstand, der zum Tagesereigniß geworden, noch von ihm sprechen? Ist seine Geschichte nicht unsere Geschichte? seine greise Machtlosigkeit nicht die unsere, seine industriellen Unternehmungen nicht unsere alltägliche Existenz?

Kein Staatsmann, kein Dichter, kein Bürger hat mehr als er alle Phasen seiner Zeit, von der Restauration an, durchlebt.

Als 1830 seine „Meditationen" erschienen, verweigerte er, der leidenschaftliche Katholik und Legitimist, unter der jüngern Linie die diplomatische Carrière weiter zu verfolgen. Doch sein Geist wächst in der ihn umgebenden Atmosphäre. Allmälig reift in ihm das demokratische Gefühl und eines Tages erklärt er in dem Vorwort seiner neuen Ausgabe der „Meditationen", daß die Poesie wie die Religion, Vernunft und Philosophie in's Volk eindringen und populair werden muß.

So giebt er, gleich zartem, reinen Wachs, das alle Eindrücke empfängt, eine definitive Form der Fortschrittsideen, die in ihm wogen.

Um sich an den Demüthigungen zu rächen, die man ihn in den letzten zehn Jahren in Paris hat erdulden lassen, wünschte er hier nicht beerdigt zu werden. Seine Leiche ist, von einigen intimen Freunden begleitet, mit der Ostbahn nach Saint-Point in Burgund gebracht worden, damit er dort in der Familiengruft neben seiner Frau ruhe. Auf dem Grabstein dieser Gruft steht eine sehr schöne Statue von der Gefährtin des Dichters, mit der von ihm selbst gewählten Inschrift: „Es ist süßer, sich zu der Trauer der großen Männer zu gesellen, als zu ihrem Ruhm. Ihre Schmerzen gehören Denen, die sie lieben, ihr Ruhm gehört Allen."

Während die Begräbnißfeier des großen Dichters und des ehemaligen Präsidenten der provisorischen Regierung im Innern einer ferngelegenen Provinz stattfand, begleitete ein prächtiger Zug die Leiche des Herrn Troplong, Präsidenten des Senates, zu seiner letzten Ruhestätte.

Digitized by Google

Herr Troplong wurde am 8. October 1795 in St. Gaudens, Haute Garonne, geboren. Er verfolgte in glänzender Weise die Carrière der Magistratur und Jurisprudenz und wurde 1854 Präsident des Senates. Sein „Droit civil expliqué" in 27 Bänden ist ein bleibendes Monument. Als Mann der Autorität war er indeß nichts Anderes, als ein hoher Beamter und darf nicht mit Lamartine verglichen werden. Sein ganzes Leben lang hatte er vergeblich gestrebt, geadelt zu werden. Er war nur ein Mensch zweiten Ranges.

Sein Leichenbegängniß bot den Parisern ein prächtiges Schauspiel dar. Man hatte die ganze Façade des luxemburger Schlosses nach der rue de Tournon zu mit Schwarz behängt. Alle Staatskörperschaften waren vertreten.

Sechs Pferde zogen den Leichenwagen und vierundzwanzig Kanonenschüsse wurden an dem Invalidenhaus gelöst im Augenblick, wo sich der Zug in Bewegung setzte. Die Schnüre des Leichentuches wurden von den Ministern Herrn Baroche und Rouher, dem Präsidenten Schneider und dem Vicepräsidenten Boudet gehalten. Die Minister Duruy, Marschall Niel, Marschall Vaillant, Gressier, Forcade la Roquette und Rigault de Genouilly gingen an der Spitze des Zuges.

Zunächst wurde die Leiche nach St. Sulpice gebracht, wo sie die kirchliche Weihe empfing. Dann begab sich der Zug durch ganz Paris, von dichtem Volksgedränge begleitet, auf den Kirchhof Père Lachaise.

Einige Tage früher drängte sich eine noch größere Menge Schaulustiger auf den Trottoirs, um den Maskenzug der pariser Wäscherinnen, die zur Mi-carême ihr Jahresfest feiern, anzusehen.

In Paris, wo schöne Wäsche zur höchsten Eleganz gehört, spielen die Wäscherinnen eine bedeutende Rolle. Eine Menge Industrieller benutzen diesen Tag, um Reclame für ihren Handel zu machen. Ein Uhrmacher fährt eine riesige goldene Uhr herum, deren Zeiger die Stunden angeben. Ein Springfedermatratzenhändler promenirt eine große Matratze, auf der hübsche junge Mädchen, als Ballettänzerinnen gekleidet, lagern. Ein Schuhmacher fährt einen Riesenstiefel herum, aus dem ein Schornsteinfegerjunge hervorguckt, der in die Menge seine Prospecte wirft. Und Einer ruft dem Andern Scherz- und Witzworte zu, die von dem Beifall der Menge begleitet und von ihr belacht werden.

Schauspiel und Reclame! Ganz Paris liegt in diesen beiden Worten. Mittlerweile sind Bälle und Concerte an der Tagesordnung.

Die Balltoiletten der jungen Mädchen bestehen größtentheils aus weißem Tarlatan, die Jupe bis zur Hälfte mit kleinen Volants garnirt, der Unterzug von farbigem Taffet, dazu gleichfarbige Schärpe und Schleife, Papillon bildend, in den Haaren. Eine sehr geschmackvolle Balltoillette für junge Frauen ist eine lichtgrüne Atlasrobe mit langer Schleppe, Ueberwurf aus Tüllpuffen, der mit hellen Blättersträußen aufgenommen ist; ebenso garnirte Corsage Marie Antoinette. Bei der griechischen Coiffüre ist dieselbe Blättergarnirung diademartig erforderlich. Für das nahe Frühjahr läßt sich noch nichts Bestimmtes in den

Digitized by Google

Moden angeben; vorläufig haben die letzten kalten Tage das Auftauchen der Novitäten verdrängt. Noch ist der Stoff aus Sammet, mit dichten Atlasquerstreifen in dunkeln Farben, wie blau und grün, sehr gesucht und wird zu Costümen verwendet. Diese haben größtentheils einen breiten Volant auf dem untersten Rock, während der obere mit enganschließender Taille und viereckiger Garnirung darauf, vorn Peplum bildet (d. h. vorn kurz und an den Seiten spitz zulaufend) und hinten mit einem breiten Volant versehen ist. — Als Toilettenartikel macht die Velontine von Foy, rue de la Paix, viel Glück, da sie vortheilhaft Schminke und Poudre de riz ersetzt. Einfach aus Bismuth und fleur de riz de la Caroline bereitet, giebt sie der Haut eine zarte Durchsichtigkeit, ohne ihr in irgend einer Weise schädlich zu sein.

Neulich fand in dem Schlosse der Muette von Passy, ganz nahe dem Chalet, in dem Lamartine gestorben, eine glänzende Soirée statt, die Erard, der jetzige Besitzer dieses alten, königlichen, unter Karl IX. erbauten Schlosses gab. Bekanntlich lebte dort im vorigen Jahrhundert die Tochter des Regenten, die Herzogin du Berri, die das Leben kurz und angenehm wünschte und später Frau von Pompadour. Hier empfing Ludwig XVI. Marie Antoinette. In diesem Schlosse, das ehemals so viel Frohsinn barg, amüsirt man sich jetzt beim Klange der Erard'schen Flügel. In dem großen Empfangssaale, der einen prächtigen Correggio, zwei schöne Gemälde von Hébert und andere Kunstschätze birgt, war vor vierzehn Tagen eine glänzende Gesellschaft versammelt. Eine Berlinerin, Frau Dr. Levysohn, die junge, anmuthige Frau des bekannten Correspondenten der Kölner Zeitung, die nach längerem Aufenthalt in Sicilien und der Lombardei das Brio der italienischen Schule gewonnen hat, trug mit umfangreicher sympathischer Stimme ein Schubert'sches Lied und eine liebreizende schwedische Melodie vor. Während man der gefeierten Sängerin rauschenden Beifall zollte, benutzte ich den Augenblick, um in aller Eile einen Blick in die Damenwelt zu werfen und ihre Toiletten zu studiren. Eine junge Blondine, Frau von Gallifet glaube ich, trug ein rothes, unten mit Goldfäden durchwirktes Atlaskleid, dazu eine mit Diamantenguirlanden aufgenommene weiße Spitzentunica. Frau Emile de Girardin erinnerte mit ihrer weißen, mit weißen Tüllpuffen garnirten Ripsrobe, auf die eine grüne Atlastunika herabfiel, mit den gepuderten Haaren und den Mouches an die Marquisen Ludwig's XV. Ueberhaupt fast alle Damen waren gepudert, nur nähern sich die Coiffüren mit ihren regelmäßigen Löckchen auf der Stirn und dem tieferliegenden Chignon mehr der Zeit Ludwig's XIV. Die glänzendste Toilette von allen war jedenfalls die der Gräfin X . . ., eine gelbseidene, mit schwarzen Spitzen garnirte Robe, die wenigstens mit vierzig Diamantrosetten aufgenommen war. Ein Diamantdiadem und eine Diamantrivière vervollständigten diesen fürstlichen Anzug, der wie eine Erscheinung aus Tausend und Eine Nacht auftauchte.

Ein großes musikalisches Ereigniß ist die feierliche Messe von Rossini,

Digitized by Google

die vor einem gewählten Publicum in der italienischen Oper mit Alboni und Krauß aufgeführt worden ist. Wie man sagt, schrieb sie Rossini in dreißig Tagen, doch vermuthlich hat er sich mit ihr dreißig Jahre herumgetragen.

Ihr Entstehen schreibt man folgendem Zusammentreffen zu:

Ein italienischer Gelehrter hatte Rossini gerathen, eine Messe zu componiren.

„Eine Messe? Das ist nicht Ihr Ernst! Ich bin ja kein Gelehrter!" meinte der Maestro nickend.

„Allerdings; aber sie könnten versuchen."

Er versuchte und der Versuch wurde ein Meisterwerk.

Das Kirie eleison versetzt uns sofort in eine höhere Sphäre. Ihm folgt die Gloria für Sopran, Tenor und Baß; dann ein zartes Motiv über die Gratias, von Baß und Contralto gesungen, darauf eine Tenorpartie für das Domine Deus und endlich zum Schluß die Fuge Cum sancto spirito, die mit wunderbarem Schwung und Farbenreichthum durchgeführt ist. Kein musikalisches Werk athmet zu gleicher Zeit mehr Inspiration und musikalische Wissenschaft; auch nur mit Thränen in den Augen verläßt man den Saal.

Soeben erfahre ich noch den Todesfall eines anderen berühmten Mannes: den des Componisten Berlioz.

Es sind erst wenige Monate, daß ich fast täglich in dem hübschen Square von Batignolles einen kleinen, noch sehr frisch aussehenden Greis mit einem Vogelgesicht, langen grauen Haaren und glänzenden geistvollen Augen traf. Es war der Componist der phantastischen Symphonien, des Requinn und der Trojaner. Hector Berlioz, der 1803 geboren wurde, verließ die medicinischen Studien, zu denen ihn sein Vater bestimmt hatte, um sich der Musik zu widmen. Die Nothwendigkeit zwang ihn zunächst in die Chöre eines unbedeutenden Theaters einzutreten. Ohne auf dem Conservatorium gewesen zu sein, erhielt er 1830 den ersten Preis musikalischer Composition für die Cantate „Sardanapal". Er wollte der Musik den ganzen Ausdruck der Poesie geben. Doch wurde er stark von den Freunden der einfachen Melodie angegriffen und hatte große Mühe, durchzudringen. Mehr Glück fand er als Schriftsteller und Kunstkritiker. Im Ganzen componirte er nur eine geringe Zahl Musikstücke und hatte für sich nur wenig enthusiastische Bewunderer, das große Publicum blieb indifferent.

Als ihm Jemand sagte, er sei der Musiker der Zukunft, erwiederte er: „Ach, ich fürchte nicht einmal der der Vergangenheit gewesen zu sein!" Sein letztes Wort vor seinem Tode war:

„Endlich wird man meine Musik spielen!"

Eugénie de Marville.

Digitized by Google

Im Rauchzimmer.

Das pariſer Leben (nicht des Herrn Offenbach, ſondern der Wirklichkeit) hat uns um ein Beiſpiel ſowol zu Molière's „Miſanthrop" als Kotzebue's „Menſchenhaß und Reue" bereichert. Es iſt dort, in Paris, kürzlich ein Mann geſtorben, welcher wegen ſeiner einſiedleriſchen Gewohnheiten eine gewiſſe Celebrität erlangt hatte. Man kannte ſeine triſte Figur auf den Boulevards. Er ſprach mit Niemandem, hatte keinen Verkehr mit irgend Jemand, wohnte in einer Dachkammer, ſpeiſte in den ſchlechteſten Kneipen und ſchien Jedem, der ihn anſah, das Wort von Molière zu ſagen: „je haïs le genre humain." Das Räthſel ſeines Lebens ſollte ſich erſt nach ſeinem Tode löſen. Sein Nachlaß beſtand in einer ungeheuren Menge von Champagner-Korken, welche ſich aufgehäuft in ſeiner Kammer fanden. Sie erzählten ſeine Geſchichte. Auf jedem einzelnen derſelben war der Name der Freundin, des Freundes geſchrieben, welche ihm behülflich geweſen, dieſe zahlloſe Batterie von Flaſchen zu leeren, mit deren letzter zugleich der Reſt ſeines urſprünglich ſehr großen Vermögens erſchöpft war. Ach! — die Moral aus dieſem Album von Pfropfen! . . . Und dennoch iſt der Champagner ſo ſüß, perlt er ſo munter im Glaſe und wir trinken ihn ſo gern, wiewol wir mitten in den Faſten ſind, die — wir Ungläubige des Nordens — halten, indem wir gut dejeuniren, gut diniren und zum Schluß, nach der Oper, dem Ballet oder Schauſpiel, gut ſoupiren. Die glücklichen Engländer, welche nur zweimal des Tages zu eſſen brauchen, und die dritte Mahlzeit einen Schimpf für die erſte, eine Beleidigung für die zweite nennen! Sie haben Recht; wir ſollten mäßiger werden. Aber wir ſind nun einmal ein langſames und ein gründliches Volk; wir nehmen die guten Gewohnheiten der Neuzeit an und geben die guten Gewohnheiten, die wir von unſeren Vätern ererbt, nicht auf. Der Fremde, der uns beſucht, fragt: Wann ſpeiſt man in Berlin zu Mittag? Wir antworten: Von Zwölf bis Sechs. Das iſt eine lange Zeit; aber wir haben auch, Gott ſei Dank, guten Appetit. Alle Parteien ſtimmen darin überein; gegen den Particularismus unſerer Mittagsſtunde hat ſich noch keine Stimme hören laſſen. Wir ſind inzwiſchen eine große Nation geworden, haben ein Reich, eine Reichsverfaſſung und drei Parlamente — aber noch immer keine Mittagsſtunde. Selbſt die Einladungen zu den großen Diners lauten: Um 3, um 4, um 5, um 6, um 7 Uhr! Himmel, welche Zerſplitterung der Kräfte, welche Zumuthung an unſern Appetit, der, all' ſeiner Freiwilligkeit beraubt, auf die Stunde erſcheinen muß, wie ein Recrut auf dem Exercierplatz! Dafür leben wir ja aber auch freilich im Militairſtaat par excellence, und wenn ein geiſtreicher franzöſiſcher Etymologiſt geſagt hat, daß der Appetit eine Wohlthat der Natur ſei, welche uns freundlich erlaubt, eine Nothwendigkeit für ein Vergnügen zu halten, ſo ſagen wir umgekehrt. Aber unſere Freunde ſollen uns darum nicht im Verdacht haben, daß wir Etwas gegen ihre Diners ſagen! Sie kennen uns dafür zu gut. Berlin hat rapide Fortſchritte nach dieſer Richtung hin gemacht; wir pflegen es zwar in der Zeit zu verlaſſen, wo ſeine einheimiſchen Delicateſſen, die Oderkrebſe und die Teltower Rübchen auf den Tiſchen erſcheinen; allein das iſt unſere Schuld und nicht

Digitized by Google

die Schuld von Berlin. Wir sind überhaupt undankbar gegen die guten Dinge der Heimat. Einer meiner Freunde kommt jährlich einmal nach Berlin, um saure Gurken zu essen. Ein anderer sagt, daß Sauerkraut und Pökelfleisch ein Leckerbissen sei, den man, außer in den französischen Romanen (z. B. von Erckman-Chatrian), nirgends so trefflich habe, als in Berlin und ich selber habe einmal an einem jener heißen Abende, die selbst in Berlin nicht drückender sein können, als in London, ausgerufen: „O, für eine Flasche Weißbier...!" Doch meine Landsleute werden mich nicht verstehen; sie lachen vielmehr über mich, daß ich vom Champagner auf das Weißbier gekommen.

Gut; kehren wir zum Champagner zurück.

Ein Gastronom von hoher Autorität, der sich Mr. Fin-Bec nennt und seinem Namen alle Ehre macht, eröffnet sein Buch mit folgendem Ausspruch: Ein schlechtes Diner, welches man Dir anbietet, ist jederzeit ein Affront; aber in den Wintermonaten ist es ein Fallstrick, eine Schlinge, die man Dir hinterlistig legt. Er zählt dann die Reichthümer auf, die der Chef de Cuisine zu seiner Verfügung hat, nennt unter Geflügel für den Monat Januar: Truthühner, Capaune, Hühner, Gänse, Lerchen, Enten und — Kaninchen. Wie man die Kaninchen als eine Sorte von Geflügel betrachten kann, ist uns freilich viel unklarer, als daß man es zu den Delicatessen zählt. Denn das ist die Sache der Küche; und man erinnert sich der Geschichte von jenem Mundkoch irgend eines Gesandten, welcher den weißen Atlasschuh einer gefeierten Schönheit mit einer pikanten Sauce so kunstreich servirt hatte, daß die Gesellschaft ihn erst ganz aufaß und dann um das Recept bat. Diese Geschichte wurde uns in einem Colleg über Staatsrecht von unserm Professor (einem damals sehr geschätzten Lehrer in seinem Fach) vorgetragen bei Gelegenheit einer Aufzählung der Eigenschaften und Fähigkeiten, die ein Gesandter haben müsse; und der würdige Mann (ich sehe ihn noch vor mir auf seinem wurmstichigen Katheder und in seinem grünen Rock mit den langen Schößen) schloß mit der Nutzanwendung auf uns, seine Zuhörer, indem er sagte: „Sie sehen daraus, meine Herren, wie wichtig es für einen Gesandten ist, einen geschickten Koch zu haben — und wenn Einer von Ihnen einmal Gesandter wird — Sie brauchen es sich nicht in's Heft zu schreiben, aber Sie können es sich merken!" — Seit jener Zeit glaubten wir junge Burschen, daß von einem Gesandten nicht nur gefordert würde, einen guten Koch zu haben, sondern auch hin und wieder weiße Atlasschuhe zu essen. Dies mag auch wol der Grund sein, warum es Keiner von uns bis zum Gesandten gebracht hat. Indessen, ob man nun Kaninchen und seidene Schuhe für Geflügel halten will oder nicht: so viel steht fest, daß man die Lerchen nicht gut davon ausschließen kann. Und was diese betrifft, so muß ich wiederum sagen, der Prophet und die Lerchen gelten Nichts in ihrer Heimat. Denn ich möchte darauf wetten, daß man sich in Leipzig (und auch in Berlin) nicht halb so viel aus den leipziger Lerchen macht, als z. B. A. Dumas, Vater. Der große Romancier schreibt seit einiger Zeit culinarische Plaudereien für die „Petite Presse". Seine Causerie für Februar leitet er mit einer Uebersetzung der Balconscene aus „Romeo und Julie" ein, und da, wo er an die Stelle kommt: „Die Lerche war's —" macht er einen Gedankenstrich, um mit den Worten: „Laß sie mich greifen, ja, laß sie mich tödten" aus dem Zimmer der schönen Capulet in die Küche zu gehen, wo er die Bemerkung macht, daß Lerchen am besten in einer Pastete seien. Er versichert hierauf, indem er sich auf einen alten französischen Autor be-

Digitized by Google

ruft, daß, wenn zwölf Lerchen nicht zwölf Loth wiegen, sie werthlos seien; daß sie, wenn sie zwölf Loth wiegen, passabel, aber wenn sie 13½ Loth wiegen, vortrefflich seien.

Doch ob Nachtigall oder Lerche — wir saßen vor einigen Abenden in einem jener traulichen, kleinen Salons bei Hiller, wo wir schon so manchen fröhlichen Abend gehabt. Die Krystallkrone funkelt, der weiche Teppich liegt auf dem Boden, schöne Dinge, dicke Flaschen, geschliffene Kelche stehen auf dem Tisch —

„Gerne dort verweilst Du, o Mirza-Schaffy, wo die Weisheit
Hinter den Ohren nicht feucht und nicht trocken im Munde ist!"

Ich bin nicht beschämt, zu sagen, daß ich dieses kleine Zimmer sehr liebe und Jedem empfehle, der noch nicht recht an Berlin glauben will. Hatt' ich doch in diesem Winter die Genugthuung, folgendes Telegramm zu erhalten: „Tiefgerührter Dank einer wolgenährten Familie. Café Hiller. Unter den Linden, Januar — 1869." Unter dem Telegramm, als Absender desselben und Vater der wolgenährten Familie, stand ein sehr berühmter Name, der noch heut auf den Lippen aller berliner Schönen lebt. Man sieht daraus, daß der Enthusiasmus für die Kunst sich mit dem Enthusiasmus für dieses kleine Zimmer wol verträgt. Dies zu meiner Entschuldigung.

An jenem Abend nun saß um den wolbekannten Tisch in der Ecke des kleinen Zimmers ein charmanter Kreis von hübschen Frauen und geistreichen Männern, unter denen zwei Köpfe besonders auffielen. Der Eine stark, kräftig, ja derb, mit vollem Bart, mächtiger Stirn, voll Bonhommie, Behaglichkeit und guter Laune: Berthold Auerbach; der Andere fein, pointirt, bis auf den Spitzbart, mit breitem Vorhaupt, klugen Augen und einem graziösen Lächeln um den Mund: Friedrich Bodenstedt. Ich sollte sagen: der General-Intendant, Herr Friedrich von Bodenstedt, Ritter hoher Orden ꝛc. Allein für mich und uns Alle bleibt er doch immer der Friedrich Bodenstedt, der Dichter des Mirza-Schaffy, der Sänger Edlitam's — und das ist sein bester Titel. Wie wol erinnere ich mich noch der Zeit, da das kleine Liederbuch, welches seinen Namen in alle Welt getragen, zum erstenmal das Licht des Tages erblickte. Ich war damals noch ein junger Student und er noch lange nicht der berühmte Mann, der er heut' ist — es sind siebzehn, achtzehn Jahre vergangen seitdem. Heute sind „die Lieder des Mirza-Schaffy" dreiundzwanzig Mal aufgelegt und in mehr als einem halben Hunderttausend von Exemplaren verbreitet; sie sind in alle Classen der Gesellschaft gedrungen und die Alten wie die Jungen erfreuen sich an ihrer heitern Weisheit, ihrer rosigen Jugendfrische. Sie sind in's Hebräische übersetzt worden und Vater Donny, der würdige Besitzer eines Bairisch-Bierhauses, läßt es sich nicht nehmen, uns alle Jahre zwei oder drei Mal durch die berliner Zeitungen und die Anschlagssäulen einzuladen mit den Worten Mirza-Schaffy's:

„Mein Lehrer ist Hafis, mein Bethaus ist die Schenke,
Ich liebe gute Menschen und stärkende Getränke."

Wobei bemerkt werden muß, daß er unter stärkenden Getränken versteht: ein vorzügliches Seidel Bier, einen echten nordhäuser Kümmel und Jauer'sche Wurst dazu. — .

Bodenstedt und Auerbach lernten sich vor einundzwanzig Jahren in den Octobertagen von Wien kennen. Damals, als Windischgrätz vor Wien stand, saßen sie mit einer Anzahl von Freunden oft zusammen in irgend einem Kaffeehaus und da war es, daß Bodenstedt zuerst von seinen Erinnerungen

Digitized by Google

aus dem Orient erzählte. Niemand kann schöner erzählen, als Bodenstedt, und er entzückte seine Zuhörer, bis Auerbach sagte: „das sind Dinge, die man nicht erzählt; man schreibt sie.“ Drei Jahre später, in Berlin, schrieb sie Bodenstedt und sein herrliches Buch: „Tausend und ein Tag im Orient“ entstand. — Bodenstedt ist einer der ausgezeichnetsten Improvisatoren, er kann viertelstundenlang in Versen mit jenen reichen, vollaustönenden Reimen sprechen, die wir aus dem Mirza-Schaffy kennen. „Denn“ sagt er,

„so wie die Hitz' aus dem Topfe steigt,'
Also der Witz aus dem Kopfe steigt.“

Einige seiner beliebtesten spruchartigen Lieder sind Eingebungen des Momentes, im Lauf einer lebhaften Conversation entstanden und vielleicht verloren, wenn nicht der eine oder andere der Zuhörer sich die Worte gemerkt. So mache ich Anspruch darauf, der Retter folgender Zeilen zu sein, die sich in den spätern Auflagen des Mirza-Schaffy finden:

„Erkläre Dir Unendliches durch Endliches,
Nicht umgekehrt;
Und Unverständliches nur durch Verständliches,
Nicht umgekehrt.“

Eine der zierlichsten Wendungen, die ich jemals aus seinem Munde vernommen, war diese, als eine junge Dame ihn in Ausdrücken der Bewunderung über seine Lieder anredete; mit feiner Galanterie sagte er:

„Mirza-Schaffy, der Sänger, spricht:
Dein Dank war schöner, als mein Gedicht.“

Bodenstedt ist noch derselbe, den ich vor siebzehn und achtzehn Jahren gekannt habe. Geborener Welt- und Hofmann, noch bevor er die große Welt gesehen und an den Höfen gelebt, aber vor Allem Dichter und Philosoph der heitern Weltanschauung und Humanität, der sich seinen Freimuth und sein Vorrecht bewahrt: die Schwächen der Zeit und die Thorheiten der Gesellschaft mit der größten Liebenswürdigkeit zu geißeln. Seine Bildung ist ebenso universell, wie sein Talent: er spricht und schreibt die fremden Sprachen mit überraschender Virtuosität. Er erzählt französische Anecdoten mit französischem Esprit und Accent; recitirt Shakespeare „in the Queen's best English“ — plauderte mit einer anwesenden italienischen Dame in dem reinen Idiom von Florenz und hat Lermontoff, Puschkin und Iwan Turgénew übersetzt. —

Hier machen wir einen Gedankenstrich, wie Dumas père nach den Lerchen. Nicht aber, um aus Hiller's kleinem Zimmer in die Küche zu gehen: sondern in unsere eigene Officin. Wer trägt die Schuld eines Druckfehlers — der Setzer, der Corrector oder der Redacteur? Einerlei, der Redacteur hat es wieder gut zu machen, und er erklärt, daß es ein malitiöser Druckfehler gewesen, welcher unserm verehrten Iwan Turgénew (auf S. 620 des vorigen Heftes) sieben Jahre zu viel gegeben. Turgénew ist nicht 1811, sondern 1818 geboren — aber, man kennt ja diesen Vers aus Calderon (und den älteren Auflagen von Brockhaus' Conversationslexikon):

„Wie der Verfasser es schrieb,
Nicht wie der Diebstahl es druckte,
Dessen Müh' ist stets, daß er richte
Anderer Mühe zu Grunde. —“

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Der Salon

wird im IV. Bande, welcher mit dem nächsten Hefte beginnt, unter Anderm folgende Novellen, Erzählungen und vermischten Beiträge bringen:

Das Feenkind. Eine Novelle (in Versen) von **Paul Heyse.**

Der Maler des Häßlichen. Erzählung von **Alfred Meißner.**

Der Salzgräber von Hallstadt. Eine Geschichte von **Aug. Silberstein.**

Befr und Ges. Eine kleine Geschichte für große Kinder von **Karl von Holtei.**

Der Herr des Hauses. Novelle von **Werner Maria.**

Im Dorfsalon. Ein Lebensbild aus der Bretagne von **Claire v. Glümer.**

Ein deutsches Heim im fremden Lande. Geschichte Holsteinischer Bauern in Amerika von **A. Feddersen.**

Der Sträfling. Erzählung von **A. von Auer.**

Eine neue Novelle von **Leopold Sacher-Masoch.**

Eine historische Novelle von **Levin Schücking.**

Eine Erzählung aus dem russischen Volksleben von **Iwan Turgénew.** (Geschrieben für und zum erstenmal veröffentlicht durch den „Salon".)

Aus Alt- und Neu-Wien. — Wiener Skizzen von **E. Bauernfeld.**

Rapperswyl. Erlebnisse eines kleinen Erdenflecks in der Schweiz von **Gottfr. Kinkel.**

Reise-Skizzen aus Spanien. Von **Eugen Laur.**

Pariser Scenen. Vom Verfasser der „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris."

Bilder aus Egypten. Mit Illustrationen von **W. Gentz.**

Von der andern Seite des Wassers. New-Yorker Plaudereien.

Die interessantesten Criminal-Processe der Gegenwart. Für den „Salon" bearbeitet von einem Preußischen Staats-Anwalt.

Erinnerungen an ein erloschenes deutsches Fürstenhaus. (Mit Illustrationen.) Von **L. Ernesti.**

Digitized by Google

Charakteristiken moderner Romanschriftsteller. Von Julian Schmidt.

Verdi. Von E. Hanslick.

Till Eulenspiegel. Von H. Grieben.

Die Vehmgerichte. Eine criminal-historische Skizze von Dr. A. Vollert.

Die Zigeuner in Norwegen. Von A. von Etzel.

Die Sprache der Augen. Von Dr. H. Cohn.

Jagdbilder. Von Baron Warburg.

Die Bilder und Redefiguren der deutschen Sprache. Von J. G. Kohl.

Büchertisch des Salon. Besprechungen der neuesten hervorragenden Erscheinungen von Friedrich Kreyßig.

Unsere bisherige Rubrik: **„Paris und die Mode"** werden wir derart verändern und erweitern, daß wir statt ihrer fortan eine regelmäßige **„Pariser Monats-Chronik"** bringen, welche sich, einer der elegantesten und piquantesten Federn von Paris anvertraut, in gründlichster Weise über alle Erscheinungen des dortigen Lebens, die Mode nicht ausgeschlossen, verbreiten wird. Nur werden wir die Interessen der Mode mehr hinter denen von allgemeiner und höherer Bedeutung zurücktreten und aus demselben Grunde auch die Modebilder fallen lassen, welche den „Salon" hier und da in den ganz ungerechten Verdacht gebracht haben, ein Modejournal zu sein. Wir ersetzen das ausfallende Modekupfer durch ein viertes Kunstblatt, welches sich den übrigen, aus den Händen von Deutschlands ersten Künstlern hervorgegangenen würdig anschließen wird, und hoffen unsere Leser zu überzeugen, daß sie bei diesem Tausch nicht verloren, sondern gewonnen haben, indem wir ihnen als in Vorbereitung für die nächsten Hefte folgende Kunstblätter nennen: nach **L. Beckmann, A. Borckmann, C. F. Deicker, L. Douzette, W. Gentz, Hiddemann, O. Knille, C. Ludwig, Franz Meyerheim, O. Pletsch, Prof. Gustav Richter, Prof. Steffeck, u. m. A.**

Die Verlagshandlung des **„Salon"** erlaubt sich an dieser Stelle noch zu bemerken, um einem, wie es scheint, mehrfach verbreiteten Irrthum im Publicum zu begegnen, daß der **„Salon"** allerdings in einzelnen Heften bezogen werden kann, **daß aber auch jede Buch- und Kunst-Handlung, sowie jede Postanstalt Abonnements auf ein Quartal, ein Halbjahr und ein Jahr annimmt.**

Digitized by Google

Regelmässige

Passagier-Beförderung

von **Gustav Böhme & Co.** in **Hamburg**

am 1. und 15. jeden Monats

direct

(nicht über England)

von **Hamburg** nach **New-York** und **Quebec.**

Die zu unserer Linie gehörenden **20 großen dreimastigen Segelschiffe**, eigens zu der Fahrt erbaut und auf das Beste eingerichtet und ausgerüstet, werden regelmäßig wie oben von uns expedirt, und können wir sie Auswanderern ganz besonders empfehlen. [332]

Nähere Auskunft ertheilen unsere Herren Agenten und auf frankirte Briefe

Gustav Böhme & Co.,
concessionirte Expedienten in Hamburg.

Kraft- u. Nähr-Chocolade

aus der Grossherzogl. Hof-Dampf-Chocolade-Fabrik von

Gebrüder Eichberg in Darmstadt.

Die Kraft- und Nähr-Chocolade besteht aus den kräftigsten, nährendsten und belebendsten Stoffen, ersetzt alle anderen Kraft- und Nährmittel und ist dabei vollkommen unschädlich. Für Blut-, Nerven- und Körperschwäche, für Blutarme, Zehrende, Magere, Greise u. Wiedergenesende; für schwächliche Kinder, für schwache Verdauung, für Reisen und anstrengende Geschäfte. Bereitung nach genauer ärztlicher Vorschrift. Gebrauchsanweisung liegt bei.

Bestellungen werden gegen Nachnahme von 1 fl. 12 kr. per 1/1 Schachtel (24 Loth Tafeln enthaltend) und 42 kr. per 1/2 Schachtel (12 Loth Tafeln enthaltend) prompt versandt. [334]

Die Maschinenhandlung

von

Conrad v. Wyß

in Zürich,

welche die **Schweiz** regelmäßig bereisen läßt, ist geneigt, neben ihren übrigen Maschinen noch einige currente Artikel des Maschinenfachs commissions- oder consignationsweise zum Verkaufe zu übernehmen; ebenso hält sie Lager in allen möglichen Fournituren für Spinnereien und Webereien, sowie anderen Fabriken und erbittet sich auch Lieferungsanträge in dieser Branche.

Offerten, Preiscourants und Cataloge erbitte franco unter obiger Adresse. [230]

Verlag von **Otto Löwenstein** in Berlin

Germanische Göttersage

von **Ernst Bratuscheck.** [245]

Eleg brosch 1 Thlr., prachtvoll gebdn. 1 Thlr. 10 Sgr

Im Verlage von **Wilhelm Hertz** in Berlin, Besser'sche Buchhandlung, 7 Behrenstraße, erschien soeben: [246]

Novellen

von

Adolf Wilbrandt.

Inhalt: Die Brüder, Heimath, Reseda.

Octav. Eleg. geheftet. 367 Seiten. Preis 2 Thlr.

Höchst wichtige Erfindung

für Raucher.

Endlich ist es gelungen, durch die patentirten **Drabt-Rauchzeuge** des Herrn E. S. Bauer, Tabak ohne in Pfeifen gestopft und ohne Papier-Umhüllung rauchen zu können. Von den vielen Vortheilen, die dies gewährt, seien hier nur einige erwähnt, und zwar: der Tabak wird in einen durchbrochenen Stahlcylinder festgestopft; durch eine Vorrichtung wird jedoch in dem Tabak selbst ein Luftkanal gebildet, durch welchen der Rauch unmittelbar von der Glimmfläche weg, ohne erst durch die ganze Tabakmenge selbst hindurchzudringen, abgeleitet wird. Da der Tabak festgestopft wird, so ist die Brenndauer 1/2 bis 3/4 Stunden und trotzdem ein sehr guter Luftzug. Der Kostenpreis einer Füllung von feinerem Tabak 1 Pfennig. Das Ganze ist sehr nett in Form einer Cigarre gehalten, das Maschinchen sehr dauerhaft (da ganz aus Metall) und die Manipulation sehr einfach. Dies allein wird schon genügen, daß jeder Raucher der Wichtigkeit dieser Erfindung beistimmen wird. Auch der Preis ist gewiß ein billiger zu nennen, da ein **complettes patentirtes Drabt-Rauchzeug sammt Stahlcylinder und Tabakbeutel** 1 Thlr., dasselbe jedoch ohne Tabakbeutel 25 Groschen kostet. **Reserve-Cylinder** pro Stück 6 Groschen, 6 Stück 1 Thlr.

Originelle Meerschaumspitzchen dazu 12 Gr.

Haupt-Niederlage davon in **Wien** bei

Joh. N. Menhard, Wollzeile Nr. 33.

Geneigte Aufträge vom Auslande werden prompt mit Postnachnahme zum Original-Fabrikpreise von nachbenannten Firmen effectuirt: **Berlin, Th. Fittbogen,** Louisenstraße 43: **Dresden, Max Kothe,** an der Frauenkirche 17; **Königsberg, Wilh. Meyer,** vord. Vorstadt Nr. 30; **Mainz, H. Bernard,** Schillerplatz Nr. 1.

Gebrauchsanweisungen gratis. [327]

Aug. Schmerbitz, Erfurt,

Inhaber der **großen goldenen Medaille** für **die besten Erfurter Sommer-, Herbst-, Winter- u. Kaiser-Levkoyen,** versendet gegen Franco-Einsendung von 1 Thlr. franco ein Sortiment der schönsten Florblumen, zur Ausschmückung des Gartens, worunter die prachtvollsten Levkoyen, Astern, Balsaminen, Phlox, &c., und werden besonders gewünschte Blumengattungen gern beigelegt.

Specielle **Preis-Verzeichnisse gratis u. franco.**

Hochachtungsvoll [331] **August Schmerbitz.**

Regelmässige

Passagier-Beförderung

nach den rühmlichst bekannten deutschen Colonien

Dona Francisca, Blumenau und Rio Grande do Sul

am 10. April, 10. Mai, 10. Juni.

Nähere Auskunft ertheilen die Unterzeichneten, welche für obige Colonien bevollmächtigt sind, die theilweisen Passagezuschüsse zu leisten, wofür jedoch die Passagiere keine Verpflichtungen einzugehen haben.

Louis Knorr & Co.
[333] **in Hamburg.**

Vollständige Einrichtungen

zur Fabrikation von [306]

Petroleumlampen,

bestehend aus sämmtlichen erforderlichen Maschinen und Schnitten, nach bewährter Erfahrung und mit fortschreitenden Verbesserungen, fertigen zu entsprechenden Preisen **Ludw. Loewe u. Co., Berlin,** Grünstraße 21.

Digitized by Google

Schiller's sämmtliche Werke, kritische Ausgabe von Kurz.

In 9 Bänden oder einigen 30 Lieferungen, jede von 10—12 Octavbogen, zum Subscriptionspreis von 5 Sgr.

Diese Ausgabe zeichnet sich aus durch die **größte Vollständigkeit**, denn sie enthält nicht nur eine bedeutende Anzahl von Gedichten, sondern auch „Die Räuber" in zwei, „Fiesco" in zwei, „Don Carlos" in drei Originalbearbeitungen und außerdem zahlreiche prosaische Schriften, die sich bis jetzt in keiner Ausgabe finden. Der Inhalt ist nach den Materien abgetheilt; innerhalb der Abtheilungen sind die Schriften **chronologisch** geordnet; **größtmögliche Correctheit**, bewirkt durch Wiederherstellung des ursprünglichen Textes. — **Anführung aller abweichenden Lesarten** aus der Vergleichung des Wortlautes sämmtlicher Originalausgaben. Erschienen sind 4 Bände, in 12 Lieferungen.

[247] Verlag des **Bibliographischen Instituts** in Hildburghausen.

Lehranstalt für erwachsene Töchter zu Leipzig.

Klostergasse No. 15, II.

Das Sommersemester beginnt am 5. April 1869 sowohl **in der kaufmännischen Berufsschule** als **in dem höheren Fortbildungscursus.** Anmeldungen erbittet sich gef. rechtzeitig der Unterzeichnete, durch welchen der Prospect der Anstalt **gratis** zu beziehen ist.

Contoristinnen, wie Erzieherinnen, mit den besten Zeugnissen versehen, werden empfohlen durch

[241] **Gustav Wagner,** Director.

Gegen Hausschwamm einzig bewährtes Mittel.

Dr. Klippels House preservatory,

pr. Pfd. 12½ Sgr. bei

Oscar Hornig, Freistadt i. Schl.

Depots: **Bern** bei S. Friedli jr., **Breslau** bei Störmer u. Köhler, **Dresden** bei J. W. Schwarze, **Nieder-Friedersdorf** bei Adolf Dreßler, **Greifswald** bei Herrm. Ritterbusch, **Hermsdorf** bei E. Gebhardt, **Koenigswartha** bei Dr. Hultzsch, **Leipzig** bei Ottomar Enke, **Liebau** bei Johann Kirsch, **Münster** bei C. A. Herm Heuer, **Münsterberg** bei Johann Jahn, **Neustettin** bei R. G. Eger, **Rostock** bei Albert Raetzer, **Spandow** bei F. A. Neupert. [335]

Die Eisschrank-Fabrik von Emil Stuck in Leipzig

empfiehlt ihr reich assortirtes Lager **Eiskisten** und **-Schränke** zur Conservirung der Speisen und Getränke von 7½ bis 40 Thlr. Preiscourante franco. Händler Rabatt. [335]

Aus dem besten **Holzkohlen-Roheisen** werden **Gußwaaren** nach Zeichnung sauber angefertigt auf

[336]

Heinrichswerk bei Bahnh. Friedrichshütte O/Schl.

Ulmer Riesen-Spargel-Pflanzen

ungewöhnlich lange, dicke Pfeifen treibend, äußerst zart und aromatisch im Geschmack, empfehlen in vorzüglich starken Exemplaren per 100 Stück 1—5 Fl. [337] **Wilhelm Kölle & Co.** in **Augsburg.**

Das natürliche Friedrichshaller Bitterwasser

(welches sich besonders zur Brunnencur im Hause, und zwar auch im **Winter,** ganz vorzüglich eignet) ist ein altbewährtes, mild eröffnendes und kräftig auflösendes Heilmittel. Es bessert den Appetit, die Verdauung und Ernährung, verscheucht hypochondrische Gemüthsstimmung, schafft Lebens- und Arbeitslust. Es heilt Katarrhe der Verdauungs- und Brustorgane und hat namentlich bei **langwierigen Unterleibsleiden** ausserordentliche Erfolge. So ist seine vorzügliche Wirkung bei Verstopfung, Hämorrhoiden, Stockungen im Unterleibe, Blutwallungen zu Kopf und Brust und Entzündungen der Gebärmutter allgemein anerkannt. Auch bewährt es sich gegen Dickleibigkeit, Rippenfellentzündung und die Beschwerden der Schwangerschaft sowie als Unterstützungsmittel gegen Syphilis, bei Molken- und anderen Curen. Dieses Alles leistet dasselbe in kleinen Gaben, ohne dass eine besondere Diät oder eine Unterbrechung der Berufsgeschäfte erforderlich ist.

Zu haben nebst gedruckten Gebrauchsanweisungen in allen **Mineralwasserhandlungen** und **Apotheken.**

Friedrichshall bei Hildburghausen.

[338] **Die Brunnendirection C. OPPEL & CO.**

Herausgeber und verantwortl. Redacteur: A. H. Payne.

Digitized by Google

Digitized by Google